UC-NRLF
B 2 935 349

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Im neuen Reich.

T. 28.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Konrad Reichard.

KÖNIGL. REGIERUNGS BIBLIOTHEK ZU COELN

Fünfter Jahrgang, 1875.

Zweiter Band.

(Juli bis December.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1875.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP 30
I 615
v. 5:2

Inhaltsverzeichniß.

Politik und Kirchenthum.

Deutsches Reich.

Der jüngste Römerzug. 641.
Pro nihilo. 861.
Das deutsche Panzergeschwader bei Swinemünde. 55.
Der neue Streit um die Währung. 121.
Reichsgold. Von Gustav Cohn. 985.
Die Reichspost und die Sonderrechte. 742.
Gönner und Gegner des Socialismus. 401.
Die Zukunft des Religionsunterrichtes. 257.
Die Bildung der Geistlichen. Von einem Theologen. 218.
Die neue Leitung des preußischen Schulwesens. 535.
Aus Berlin. I.
Sommerliche Nationalökonomie. Zoologischer Garten. 115.
Die baierischen Wahlen. Der Luftballon. 151.
Der römische Kampf. Ausländische Intriguen. Städtisches. 194.
Orientalisches. Englischer und deutscher Parlamentarismus. Handel. Theater 234.
Deutsche und italienische Kirchenpolitik. Kaiserliche Reisepläne. Berliner Neubauten. 273.
Hermannsdenkmal. Noch einmal die Herzegowina. Berliner Politik. 311.
Von der Herbstreise. Politik u. Börse. 474.
Reise des Kaisers nach Italien. Das Friedenswerk im Orient. 515.
Eine Kundgebung deutscher Politik. Zoll- und Steuerfragen. Literatur. Director Bonnell. 551.
Die Novelle zum deutschen Strafgesetzbuch und die Geschichte der Gegenwart. Reichstag. Kaiserhof. Von der II. Armee 1870. 590.
Die friedliche Wendung im Orient. Türkischer Staatsbankerott. Brand des Kaiserhofs. Zum Strafgesetzbuch. 628.
Zur Mailandfahrt. Wirthschaftliches. Theater. 673.
Rückkehr des Kaisers. Steindenkmal. Reichstag. Eisenbahnfrage. Aus Rom. 711.
Thronrede. Reichstag. Strousberg. Theater. 752.
Die Rede des Kaisers und die allgemeine Lage. 791.
Pro nihilo. Reichstag. 827.
Die Etats- und Steuerdebatte im Reichstag. 870.
Die englische Action in Aegypten. Inneres. 908.
Die Strafgesetznovelle im Reichstag. 948.
Vom Reichstag. Auswärtiges. Theater. 994.
Reichstag. Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. 1028.

Digitized by Google

Aus Berlin. O.
Vom Cultusminister. 30.
Vom Journalistentag. Sommerliche Vergnügungen. 358.
Ein heimatsloser Bischof. Vom volkswirthschaftlichen Congreß. Theater. 435.
Aus Berlin. n.
Aeußeres und Inneres. Die Nachtwächter. 78.
Aus Stettin.
Die „Leipzig". 543.
Aus der Provinz Preußen. N—s.
Gewerbeausstellung. Hoverbeck. 355.
Handel und Theater. 900.
Aus Niederhessen.
Von der Presse. Ein „althessischer Volkskalender". E. R. 622.
Aus München.
Die parlamentarische Lage. 575.
Die Kammerschlacht. 665.
Das Wort des Königs. 708.
Aus der Pfalz.
Gedanken über Minister Falls Reise. D. W. Landsermann. 582.
Aus Stuttgart.
Vom württembergischen Landtag. 74.
Vom deutschen Schützenfest. 265.
Reichstagswahl. 578.
Die evangelische Generalsynode. Staatsrath Goppelt. 699.
Die katholische Presse in Württemberg. 746.
Das Ehegesetz in der Generalsynode. 825.
Aus Rostock.
Die Kaisertage. 545.
Aus Hamburg.
Statistisches. Neubauten. Ein Schreckniß. 227.
Geographische Bestrebungen. 942.
Land Lippe. 811.
Aus dem Reichsland.
Reiseeindrücke. 471.
Aus dem Elsaß.
Der Landesausschuß Bessere Stimmungen. 222.
Reichsländische Ansichten und Wünsche. 866.
Aus dem Elsaß.
Die Straßburger Gymnasiumsfrage. 939.
Aus Straßburg.
Nochmals die Gymnasiumsfrage. 1024.
Straßburg und seine alte Bibliothek. 428.

Nachbarn und Fremdlande.

Der gute Ferdinand. 86.
Die sociale Frage in Oesterreich. Von Emil Frischauer. 341.
Die schutzzöllnerische Agitation in Oesterreich. 887.
Die Tschechen von gestern und heute. 771.
Zur Geschichte des Prager Conflicts. 175.
Aus Wien.
Die Presse. Die orientalische Frage. Städtisches. 585.
Aus der Schweiz.
Der bernische Kirchenstreit und die Bundesversammlung. Schulfragen. 305.
Rückblick und Ausschau. 904.
Eine päpstliche Klage und vielleicht mehr. ð. 571.
Die parlamentarischen Parteien in Italien. 643.
Italienische Fragen. 801.
Die Italiener während des Kaiserbesuchs 702.
Die sicilische Frage. 125.
Die Camorra. Von Woldemar Kaden. 1001.
Pi y Margalls Vertheidigungsschrift. Von Adolf Gaspary. 60.
Aus Paris.
Die bevorstehende Auflösung der Nationalversammlung. 69.
Der Bonapartismus vor der Nationalversammlung. 191.
Die Reise des Königs von Baiern nach Rheims. 396.
Die Session der Gemeinderäthe. Wallfahrt nach Lourdes. Die großen Manöver. 432.
Der Brief des Admirals Roncière und die allgemeine Lage. 464.

Digitized by Google

Die Reformbewegung an den englischen Universitäten. 81.
Englische Universitätsfragen. 881.
Neue Besserungsanstalten in England. 604.
Der Aufstand in der Herzegowina. Von Anton Springer. 424.
Noch einmal die Herzegowina. Von Anton Springer. 601.
Aus Kairo.
Aegypten und der Fortschritt. 20.
Eine militärischgeographische Expedition. 232
Die ägyptische geographische Gesellschaft. Die neuen internationalen Gerichtshöfe. 460.
Die Justizreform. Neues Gesetzbuch. Forschungen. 944.
Vom Eriesee.
Der Culturkampf in den Vereinigten Staaten. 511.
Aus der Republik Uruguay.
Die Finanzen; Krieg in Aussicht; Neuberlin. 26.
Handel und Wandel; der Präsident. 149.
Finanzielles; politische Aussichten. 393.

Geschichte.

Die arisch-semitische Urzeit. Von Ferdinand Spiegel. 441.
Ein paar Worte zum Hermannscultus. Von Konrad Reichard. 291
Die geistigen Strömungen in den Zeiten Ludwigs des Baiern. Von Theodor Wichert. 1.
Die Welser in Venezuela. Von Konrad Reichard. 41.
Ein mecklenburgischer Landesvater. Von Julius Wiggers. I. II. III. 681. 721. 761.
Die Gräfin Voß. Von Konrad Reichard. 654.
Karl August. Von Konrad Reichard. 361.
Eine falsche Aufschrift am Hermannsdenkmal. 531.
Straßburg und Metz. 733.
Athanase Coquerel. Von Wilhelm Lang. 521.
Zur Erinnerung an Albert Lange. Von Wilhelm Hollenberg. 932.

Länder- und Völkerkunde.

Geographische Rückblicke. Von Julius Löwenberg. 817.
Aus Wiesbaden.
Badeerinnerungen. 661.
Aus dem Schwarzwald. 144.
Wandertage im Vintschgau. Von Wilhelm Lang. 367.
Aus dem Gröden thal. Von R. Merzdorf. 609.
Eine Wallfahrt nach Weißenstein. Von G. Dahlke. 209.
Unsere liebe Frau im Walde. Von G. Dahlke. 893.
Aus der Schweiz.
Allerlei Herbsteindrücke. 748.
Die heutigen Florentiner. 11.
Ein Besuch in Girgenti. Von Ferdinand Lüders. 93.
In Lissabon. Von Ferdinand Lüders. 181.
Die Holländer. Von Arthur Kleinschmidt. 450.
Das Jubelfest des Königs von Holland. Von Arthur Kleinschmidt. 107.
Amsterdam. Von Arthur Kleinschmidt. 386.
Aus Scheveningen.
Der Bischof Martin. Besetzte Stühle. 469.
Tagebuchblätter aus Scheveningen. 349. 507.
„Bädeker" im Morgenlande. Von Theodor Nöldeke. 15.
Valdivia und seine deutschen Einwohner. Von einem alten Ansiedler. 491.
Der Suezcanal. 1013.

Literatur, Literaturgeschichte, Kunst.

Michelangelos Gedichte in Deutschland. Von Wilhelm Lang. 970.
Die Hamletfrage. Von Karl Hebler. 561.
Die beiden Forster. Von Julius Löwenberg. 161.
Zwei Briefe zur Geschichte der Messiade. Mitgetheilt von K. Niemeyer. 822.

Digitized by Google

Ein Brief Wilhelms von Humboldt. Mitgetheilt von O. Frick. 891.
Goethe und Adelaide. Von Wilhelm Scherer. 841.
Goethe über den Tod seines Sohnes. Von Hermann Uhde. 90.
Goethes Faust in französischer Uebersetzung. Von William Cart. 380.
Die Literaten des jungen Deutschlands. Von Emil Kuh. I. II. III. IV. V. 201. 241. 248. 296. 331.

Die Renaissance unter Karl dem Großen. Von Karl Theodor Heigel. 321.
Tiroler Kunst im fünfzehnten Jahrhundert. Von G. Dahlke. 415.
Ein Gemälde von Dürer. Von Rudolf Bergau. 345.
Das Niederwalddenkmal. Von Hermann Lücke. 619.
Ein neues kunsthistorisches Buch. Selbstanzeige von Anton Springer. 696.
Eine Geschichte des deutschen Wohnhauses. Von Rudolf Bergau. 937.
Aus Berlin.
Von den Sammlungen. C. A. 789.
Aus Detmold.
Hermannsfeier. 315.
Aus Bayreuth.
Vom Wagnertheater. 270.

Verschiedenes.

Mommsens Gedächtnißrede. 281.
Zu Rankes achtzigstem Geburtstage. Von Alfred Dove. 961.
Die jüngsten Methoden der Volkszählung. 481.
Sechszehnte Plenarversammlung der historischen Commission bei der kgl. bayrischen Akademie der Wissenschaften. 677.
Leibniz in seinem Verhältniß zu Spinoza. Von Max Heinze. 921.
Ein altkatholischer Angriff auf Häckel. Von Karl Posner. 782.

Kritiken und Uebersichten.

Zwei neue Romane. C. A. 557.
Hausbuch aus deutschen Dichtern. Von Th. Storm. C. A. 955.
Lang, Transalpinische Studien. C. A. 1031.
Zur Goetheliteratur. C. v. Beaulieu Marconnay. 155.
Wustmann, Hieronymus Lotter. R. D. 320.
Barle, Aus goldner Zeit. a./D. 1040.
Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung. d. 278.
Heppe, Geschichte der christlichen Mystik. ð. 276.
Vitae Catonis Fragmenta. *†*. 318.
Uhde, Denkwürdigkeiten Schmidts. —i—. 595.
Uhde, Erinnerungen der L. Seidler. —i—. 758.
Keil, Goethes Tagebuch. —i—. 633.
Zeller, Vorträge und Abhandlungen. H. 916.
Scherer, deutsche Volkslieder. Von Emil Kuh. 1035.
Wohlwill, Weltbürgerthum der Schwaben. Wilhelm Lang. 875.
Springers Michelangelo. Wilhelm Lang. 1038.
„Italia" und „das Schweizerland" L. 719.
Hartmann, Liederschatz. L. 960.
Der neue Katalog der Suermondtschen Sammlung. —e. 79.
Voigt, Ecbasis captivi. E. Martin. 438.
Laubes Gesammelte Schriften. p. 39.
Scherr, Allgemeine Geschichte der Literatur. Konrad Reichard. 831.
Auerbach, Tausend Gedanken des Collaborators. Rd. 199.
Baudissin, Carmontel und Leclerques dramatische Sprichwörter. Rd. 159.
Aus den Papieren des Freiherrn v. Schön. 2. B. Rd. 716.
Lehmann, Knesebeck und Schön. Rd. 951.

Digitized by Google

Vom Büchertisch:

Bodenstedt, Shakespeares Frauen. Bädekers „Schweiz". Schütz, vom Schwarzwald ins Morgenland. 119.

Notizen.

Zittel, Aus der Urzeit. Müller, Politische Geschichte. 160.
Arnold, Ansiedlungen deutscher Stämme I. Görres, Licinianische Christenverfolgung. Ziemssen, Pathologie und Therapie. 239.
Wächter, das Autorrecht. 280.
Droysen, Leben Yorks. 260.
Jahrbuch der deutschen Marine. 439.
Spruners und Stielers Handatlas. 400.
Adams, Demokratie. Simrock, Tristan und Isolde. v. Weech, Badische Biographien. 479
Hase, Geschichte Jesu. v. Strantz, die Blumen. 519.
Deutsche Inschriften. 600.
Stein, Herodot. Deutsche Mundarten im Lied. Gsell-Fels, „Oberitalien" und „Mittelitalien". Meyers Conversationslexicon. 759.
Parkmann, Pionniere. Taylor, Deutsche Geschichte. Bulle, Neueste Geschichte. Sterne, Werden und Vergehen. Klenke, Al. v. Humboldt. 799.
Ranke, Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen. Friedrichs des Großen Werke. Pauli, Englische Geschichte. Bürster, Schwedischer Krieg. Göll, Dichter und Künstler. Göll, Weise und Gelehrte des Alterthums. Dietfurth, Veilchenbund. Brockhaus und Pierer, Conversationslexicon. Webers Illustrirter Kalender. Prager Volkskalender. 879.
Arnold, Ansiedlungen II. Riehl, Taschenbuch. Kähler, der große Kurfürst. Braun, Bilder aus der Kleinstaaterei. Büchner, Deutsche Geschichte. Rau, Vorlesungen. Frank, Geschichte der protestantischen Theologie. Russell, Erinnerungen und Rathschläge. Goltz, die Operationen der II. Armee. Wolff, Historischer Atlas. Paur, Zur Literatur- und Culturgeschichte. 917.
Schmidt, Pariser Zustände. Sturm, Culturbilder. Versen, Streifzüge. Castelar, Erinnerungen. Baudissin, Blicke in die Zukunft der nordischen Inseln. Schleiden, Salz. Höfer, Literaturgeschichte. Gumprecht, Charakterbilder. Lazarus, Leben der Seele. Bischer, Faust. Müller, Politische Geschichte. Fontane, Krieg gegen Republik. Schmidt, deutsche Kriege. Gierschner, Kaiserzeit. Uetterodt, Geschichte der Heilkunde. Amyntor, Plaudereien. Frankl, Könige. Wolff, Rattenfänger. Buchheim, Lyrik. Turgenjew, Jägerskizzen. Seyffert, Römische Literatur. Scherer, Deutsche Dichtung. Hirth, Annalen. Velhagen, Ausgabe der Bücherfreunde. 956.
Merkel, Mikroskop. Hallier, Naturwissenschaft. Kindt, Teleologie. Oechelhäuser, Krisis. Molitor, Breisach. Koppel, Sieyès. Brockhaus, Junius. Bilder aus Böhmen. Lohmann, Dramen. Meyers Conversationslexicon. 999.
Kunsthistorische Literatur I. Anton Springer. II. 913.
Raabs Stich nach der Madonna Tempi. Anton Springer. 998.
Schwinds Illustrationen zu Fidelio. 915.
Berichtigungen. 440. 760. 1025.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die geistigen Strömungen in den Zeiten Ludwigs des Baiern.

Von Theodor Wichert.

Was heute das neue deutsche Reich erregt und stört: das ist im Grunde derselbe Widerstreit des geistlichen und des weltlichen Princips, welches das ganze Mittelalter hindurch bewegte und dessen Keime in diesem liegen.

Auf einer Verbindung geistlicher und weltlicher Institute beruhte nämlich die eigenthümliche Verfassung des heiligen römischen Reiches: in politischer Beziehung waren jene, die geistlichen, ursprünglich diesen untergeordnet. Und das Band zwischen beiden bildete die Investitur, welche bisher der Kaiser selbst als das Oberhaupt der christlichen Welt und Nachfolger der römischen Imperatoren unumschränkt ausgeübt hatte. Da erhob Papst Gregor VII. Einspruch, und es entbrannte der ewig denkwürdige, Kirche wie Reich in ihren Grundfesten aufwühlende und das Reich selbst völlig zersetzende gewaltige Kampf, welcher die Priesterherrschaft, die Hierarchie des Mittelalters begründete.

In diesem Kampfe nun zwischen Heinrich IV. und dem Papste und schon vorher beherrschte die kirchliche Richtung das ganze Leben, die päpstliche Anschauung drang darum schnell und vollständig in alle Schichten des Volkes: ein eigenhändiger Brief des Kaisers selbst an Gregor VII. bestätigt dies mit den Worten: „Rectores sanctae ecclesiae, videlicet archiepiscopos episcopos presbyteros, sicut servos pedibus tuis calcasti: in quorum conculcatione tibi favorem ab ore vulgi comparasti.“ [Mansi Concil. nov. coll. XX, 471.] Und die gleichzeitigen Geschichtschreiber, die ja ausschließlich Geistliche sind, sie lassen sich mit wenigen rühmlichen Ausnahmen (wenn das particulare Stammesbewußtsein überwog) auch von der kirchlichen Auffassung des Kampfes leiten, sie stehen fast durchweg auf Seiten der römischen Curie. Wo aber trotzdem entgegengesetzte Stimmen laut werden, sie verhallen fast tonlos, bleiben ohne Erfolg.

Denn nur in der publicistischen Literatur des elften und zwölften Jahrhunderts, als deren bedeutendsten Vertreter ich den Bischof Walram von Naumburg nenne, regte sich schon damals — aber noch immer auf dem

Digitized by

Boden der Kirche und innerhalb der kirchlichen Strömung — ein bemerkbarer Gegensatz, indem mit geistigen Waffen und auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung nachzuweisen versucht wird, daß die römischen Päpste sich ohne Recht den Primat angemaßt und dem Kaiser selbst Gehorsam schulden. Hier zum ersten Mal unseres Wissens, in den antigregorianischen Streitschriften, wird also Kirche und Papstthum wohl unterschieden, die Identität beider bestritten und die Unterordnung des Papstthums als nothwendige Bedingung für das innige Einverständniß zwischen Kirche und Staat offen gefordert.*)

Aber wie gesagt, von irgend einem Einfluß auf die öffentliche Meinung war darum dieses neue — und doch eigentlich nur das alte, wiederhergestellte — Princip durchaus nicht; erst im vierzehnten Jahrhundert kam es allmählich zum Durchbruch. So lange blieb der Zeitgeist befangen in der einmal dominirenden kirchlichen Richtung, in derjenigen Auffassung, welche in dem römischen Papste den rechten Nachfolger Petri und den Statthalter Christi auf Erden, den unumschränkten Beherrscher der Welt verehrte.

Ja, es ist für die öffentliche Stimmung jener Jahrhunderte charakteristisch genug, daß selbst die päpstliche Opposition, wo eine solche existirte und für die kaiserliche Sache die Waffen schwang oder den Griffel führte, nicht den Fluch eines Abfalls von der kirchlichen Orthodoxie auf sich laden und ertragen mochte: daß sie der kirchlichen Strömung darum keinen nachhaltigen Widerstand entgegensetzte und von dieser verschlungen wurde. Die päpstliche Opposition ruhte eben, nicht im Boden des Volks, sie war keine volksthümliche.

Die Hierarchie aber, getragen von dem allgemeinen Zuge der Zeit — es ist die der Kreuzzüge —, fand ihren schließlichen Höhepunkt in dem weltumspannenden System eines Innocenz III., der mit allen Mitteln der List und Gewalt das, was Gregor VII. einst eingeleitet, vollendete. Sein Scharfblick entdeckte sogar die angeblich historische Basis für die Weltherrschaft der Päpste in dem von Feind wie Freund anerkannten und allgemein gültigen Grundsatz „de translatione imperii". Durch die Gunst des Papstes, erklärte Innocenz, sei das römische Kaiserthum den Griechen genommen und in der Person Karls auf die Franken übertragen worden; die damals von Leo III. als Gottes Stellvertreter ausgeübte Autorität wohne fortan und auf ewig seinen Nachfolgern inne; diese dürfen daher zu jeder Zeit jene Uebertragung zurücknehmen und eine andere Person oder Nation, welche würdiger als die gegenwärtigen Inhaber, damit betrauen.

Diese berühmte Theorie wurde nun das Fundament des päpstlichen, ja man kann geradezu sagen, des mittelalterlichen Staatsrechts überhaupt:

*) Walram von Naumburg von P. Ewald, Bonn 1874, S. 63.

Digitized by Google

darauf basirte die päpstliche Jurisdiction über Kaiser und Könige, darauf baute sich auf die Weltstellung des Papstthums. Denn dieses hat thatsächlich immer nach dem in der Theorie ausgesprochenen Grundsatz gehandelt: es hat daraufhin die Kaiser verworfen oder bestätigt, es hat ihre Wahlen beherrscht und die Vorrechte einer Oligarchie der Kurfürsten befestigt, es hat Throne umgestürzt — durch ein Concil von Lyon fand der große Kaiser Friedrich II., d. i. der in der Volkssage verherrlichte Barbarossa seinen Untergang — und es hat schließlich bewirkt, daß der letzte Sprößling des hehren Herrscherhauses der Staufer auf dem Blutgerüste endete.

Neben und mit dieser universal-kirchlichen Richtung, die ihren Ausdruck auch in der publicistischen Literatur jener Zeit findet — ganz besonders bei Thomas von Aquino, daher dieselbe allgemein als die thomistische Doctrin bezeichnet wird —, ging aber in dem heiligen römischen Reiche immer die particulare Richtung, zugleich von der andern unterstützt, einher und gelangte während des sogenannten großen Interregnums zu reichster Entfaltung und vollendeter Wirkung. Schon unter Friedrich I. begann die Zertrümmerung der großen Stammesherzogthümer in eine Vielheit unmittelbar vom Reiche zu Lehen getragener und für sich selbstständig bestehender, aus Herzogsbann ausgeschiedener Fürstenthümer: es ist die einschneidendste Veränderung der deutschen Reichsverfassung, diese dadurch hervorgegangene Bildung des neuen Reichsfürstenstandes, welcher nicht mehr wie früher auf dem Grafenamte als solchem, sondern auf bloßem territorialen Besitz beruhte. Friedrichs I. Nachkomme dann, der zweite Friedrich, hatte in zwei Freibriefen vom Jahre 1220, in dem er seinen Sohn Heinrich zum römischen Könige in Deutschland wählen ließ, und vom Jahre 1232 die schon zur Gewohnheit gewordenen Rechte bewilligen müssen, welche sowohl den Bischöfen als auch den weltlichen Großen in ihren eignen Städten und Territorien (während der etwaigen Abwesenheit der Kaiser) gesetzmäßige Oberhoheit verliehen. Das lange Interregnum endlich öffnete dem Streben der Fürsten nach territorialer Unabhängigkeit alle Schleußen und vollendete so die politische Ohnmacht der öffentlichen Reichsgewalt. Wohl lebte diese einigermaßen wieder auf und sie erholte sich unter dem kräftigen Regiment des ersten Habsburgers; aber die einmal in Fluß gerathene Bewegung der allmählichen Auflösung der Reichseinheit — wofür sich nun die aristokratisch-corporative oder föderative Verfassung festsetzte — konnte nicht mehr gehemmt werden.

Also hatten in einem langen Entwickelungsproceß jene beiden Strömungen Hand in Hand zum Verfalle des Kaiserthums und des Reiches beigetragen. Das Kaiserthum, von seiner alten Höhe gestürzt, war einerseits in die Abhängigkeit des römisches Stuhles gerathen, andrerseits eine Beute des einheimischen Reichsfürstenstandes selbst geworden; dagegen hatte das Papst-

thum die volle Unabhängigkeit seines, des geistlichen Princips, gegenüber dem weltlichen gewahrt und zur vollendeten Thatsache erhoben.

Das vierzehnte Jahrhundert bereitete darin eine Umwandlung vor, indem die universal-päpstliche Richtung überall auf heftige Opposition stieß und mit Nachdruck abgewehrt ward, dagegen die particulare ihr Wesen änderte und in die nationale Strömung einlenkte.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit diesem Zeitalter zu, das man in gewisser Beziehung wohl schon als den Vorboten einer neuen Zeit betrachten darf. Denn seitdem betrat der Geist Europas die Bahn der Reformation und hielt sie inne trotz vielfacher Hemmnisse, bis diese zum Durchbruch kam. Das vierzehnte Jahrhundert wird charakterisirt durch eine merklich vorschreitende Entwicklung der selbstständigen Nationalitäten und allmähliche Ausbildung einer selbstbewußten Staatsgewalt, durch das Aufstreben des mächtigen Bürgerthums und der unabhängigen Wissenschaft.

Der Bürgerstand, durch Handel und Verkehr herangewachsen, war wohlhabend geworden, und zugleich von Natur geistig beweglich hatte er, ohne mehr der Stütze des Krummstabes zu bedürfen, angefangen zu eigner selbstständiger Bildung vorzudringen, welche sich allmählich auch in Wissenschaft und Kunst, in Religion und Politik, den bedingenden Factoren des Fortschritts geltend machte. Dem Laienthum fiel also weiter die Führerschaft in der Cultur zu; es bemächtigte sich nun völlig des Schriftthums, welches so lange fast ausschließlich in den Händen des gebildeten Klerikers und ein Werkzeug der Kirche gewesen. Wenn freilich, um allgemein verstanden zu werden, man sich auch fernerhin der lateinischen Sprache, d. i. des Idioms der Kirche, bediente: so kommen dennoch überall in den Literaturen der einzelnen Völker Europas — und zwar zuerst bei den Romanen — die Landessprachen empor, ihnen wird — wie die nun häufig auftauchenden deutschen Reimchroniken beweisen — der Vorzug vor jener auch in der Geschichtschreibung eingeräumt. Eine populäre oder nationale Tendenz macht sich also darin bemerkbar.

Der Beginn des vierzehnten Jahrhunderts sah jene beiden bezeichneten Gegensätze — der kirchlichen Allgemeinheit und der staatlichen Besonderheit — in heftigster Weise auf einander platzen. Und nun kommt der unversöhnliche Kampf der beiden höchsten Gewalten zum endlichen Austrag: Kirche und Reich, die beiden weltgeschichtlichen Institute des Mittelalters, messen sich zum letzten Male unter einander. Kaiser Ludwig der Baier aber hatte den Kampf gegen die Universalherrschaft der Päpste durchzuführen.

Bonifaz VIII. — ein neuer Hildebrand schien er zu sein — erhob in der bekannten Bulle, die mit den Worten beginnt „Unam sanctam“, im Jahre 1302 noch einmal den höchsten Anspruch des Papstthums auf die Oberherrschaft über alle Reiche und Fürsten der Erde; aber er gelangte, denn die

Digitized by Google

politischen und bürgerlichen Verhältnisse hatten sich geändert — schon nicht zum Ziele damit. Er fand an Philipp dem Schönen, König von Frankreich, dem die Nation selbst einmüthig zur Seite stand, nachdrücklichsten Widerstand; und eben sein Sturz durch die französische Monarchie ist die geschichtliche Veranlassung und bezeichnet den Wendepunkt, in dem das Papstthum seine weltgebietende Majestät für immer einbüßte und damit die Morgenröthe einer bessern Zeit anbrach. Bonifaz' schlauer Nachfolger aber, Clemens V., verlegte den Sitz des Papstthums von Rom nach Avignon und gestattete dadurch der französischen Politik auf dasselbe den obersten Einfluß. Mußte er daher praktisch den usurpirten Anspruch seines Vorgängers ignoriren: dennoch ließ das Papstthum theoretisch diesen nie ganz fallen.

Gegenüber dem deutschen Reiche nahm ihn dann Johann XXII. mit allen zu Gebote stehenden Mitteln wieder auf. Aber dieselbe geistige Bewegung, die bereits den Streit Philipps mit der Curie begleitet hatte, pflanzte sich nun nach Deutschland hinüber und ergriff auch hier die Gemüther, freilich nicht mit gleicher Stärke, nicht mit derselben durchdringenden und nachhaltigen Wirkung. Die neue Bewegung, der universal-päpstlichen Richtung früherer Jahrhunderte entgegengesetzt und von Frankreich zuerst ausgegangen, ist darum gewiß das bedeutsamste Element in der Entwickelung des vierzehnten Jahrhunderts.

Der Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum: er wurde herbeigeführt durch Johann XXII., indem dieser unmittelbar nach seinem Regierungsantritt (1316) in die Verwaltung der italienischen Reichslande eingriff und ohne Rücksicht auf die deutschen Hoheitsrechte seinen Günstling König Robert von Neapel zum Reichsverweser in ganz Italien ernannte. Diesen Schritt rechtfertigte er durch die der Ernennung vorangegangene Bulle vom 31. März 1317, worin er ausführte, daß bei Erledigung des Imperiums (was jetzt nach dem Tode Kaiser Heinrich VII. der Fall sei) die Jurisdiction des Reiches an den Papst übergehe, dem Gott in der Person des heiligen Petrus die Rechte des irdischen und himmlischen Imperiums zugleich verliehen habe.

Damals stritten aber um das Regiment in Deutschland zwei Gegenkönige, Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig der Baier, die beide ihre Wahl dem Papste Johann angezeigt hatten. Sie konnten vorerst die päpstlichen Maßnahmen im fernen Italien, denen vorläufig die lombardischen Großen meist ghibellinisch gesonnen widerstanden, nicht selbst abwehren; aber der endliche entscheidende Sieg Ludwigs bei Mühldorf am 28. September 1322 und die Gefangennahme seines Gegners verschafften ersterem freie Hand und zugleich allgemeine Anerkennung im Reiche. Er sandte seinen erprobten Feldhauptmann Berthold von Neiffen als Generalvicar zur Einsetzung von Reichs-

beamten nach Oberitalien. Dieser Umstand brachte nun den lange hingehaltenen Streit zwischen Papst- und Königthum zum offenen Ausbruch.

Am 8. October 1323 veröffentliche Johann den ersten seiner sog. Processe gegen König Ludwig; während aber jene Bulle von 1317 die päpstlichen Ansprüche nur an die Erledigung des Imperiums anknüpft, greift dieser Erlaß direct in die Rechte des Königthums ein. Der Papst forderte unter Androhung des Bannes Ludwig zur Niederlegung der Regierung auf und gebot dem Reich, ihn nicht als deutschen König anzuerkennen.

Anfangs mochte wohl Ludwig friedliche Verständigung versuchen, aber eine verschärfte Bulle des Papstes war die Antwort darauf. Jetzt erst am 18. December 1323 legte der König zu Nürnberg gegen das päpstliche Rechtsverfahren förmlichen Protest ein, und wenige Wochen darauf erging seine für die Oeffentlichkeit bestimmte sehr geharnischte Sachsenhauser Protestation, in der der Papst sogar der Ketzerei beschuldigt und an ein allgemeines Concil appellirt wurde. In Folge dessen sprach aber der Papst am 13. Juli 1324 über Ludwig den Kirchenbann aus und über seine Lande das Interdict, er entsetzte ihn aller seiner Würden und löste seine Unterthanen vom Eid der Treue.

Bis zu diesem äußersten Grade war also der Streit zwischen König- und Papstthum gediehen, als unvermuthet neue Elemente auf denselben einzuwirken begannen, und eine dadurch hervorgerufene nationale Strömung das politische Leben des ganzen Volkes erfaßte.

Das eine Element — offenbar bei diesem Kampfe das tiefste und wirksamste, weil innerste — war ursprünglich ein religiöses. Die beiden jüngsten Orden der Dominikaner und der Franziskaner oder Minoriten hatten die Frage vom Kirchengut aufgeworfen. Letztere behaupteten die Armuth Christi und verwarfen darum den weltlichen Besitz der Orden sowohl wie der Kirche. Der Papst aber entschied gegen sie und erklärte im Jahre 1323 die Lehre der Minderbrüder für ketzerisch. Darüber erhob sich auf den Kanzeln und Lehrstühlen derselben die erbittertste Opposition, sie kündigten dem Papste den Gehorsam. Die Häupter des Minoritenordens suchten Schutz und fanden Aufnahme beim Könige Ludwig, dessen Sache sie nun zu ihrer eignen machten. Ueberall verbreitet aber wie die Minderbrüder oder „Barfuossen" waren, unermüdlich in ihrem Eifer zu predigen und zu trösten, ließen sie sich auch da nicht stören, wo des Papstes Bannfluch den Segen der Kirche verscheuchen sollte. Sie waren der volksthümlichste Orden; die herzinnigen Worte dieser Bettelmönche mußten das Gemüth jedes Armen wahrhaft erquicken. Einer ihrer Brüder, der schlichte Johannes von Winterthur, in dessen Chronik sich grade die Stimmung des Volkes, die öffentliche Meinung oder Fama am besten und treuesten wiederspiegelt, hat uns den erhebenden Eindruck geschildert,

Digitized by Goo

welchen die vorgetragene Lehre der Minderbrüder von der Armuth Christi jedesmal auf das horchende Volk hinterließ.

Und da sie ja vornehmlich in den Städten angesiedelt waren, auf deren Märkten als den belebtesten Plätzen sie öffentlich aufzutreten pflegten: so standen sie in genauer und einflußreicher Beziehung zu den Gemeinden, blieben in fortwährendem unmittelbaren Verkehr mit der Bürgerschaft, welche ihnen den Unterhalt gewährte. Nicht Wunder, daß es darum die aufblühenden Städte Straßburg, Basel, Augsburg, Frankfurt, Nürnberg waren, welche die Fahne der nationalen Opposition gegenüber dem Papstthum hochhielten und Stützpunkte der Politik König Ludwigs wurden.

Das andere Element, welches ebenfalls ein nicht zu unterschätzendes Gewicht in die Wagschale warf, war ein publicistisches. Denn der große Zwiespalt dieser Zeit, der Kampf um die beiderseitigen Grenzen zwischen Reich und Kirche, er rief zugleich eine überaus reiche literarische Thätigkeit hervor, die wiederum sehr befruchtend auf das nationale Leben des Volkes zurückwirkte. Ausgezeichnete, kühne und gewandte Geister traten auf, welche mit selbstständig werdender philosophischer Kritik das mittelaltrige Staatsrecht, auf welchem ja die Allmacht der Kirche basirte, erschütterten, mit unerhörter Kühnheit es in seinen Grundlagen angriffen: sie schufen so zum ersten Mal eine politische Literatur im vollsten Protest gegen das theokratische System der Kirche.

Es waren zunächst zwei Pariser Professoren, der eine ursprünglich ein Paduaner Bürger Marsiglio, der andere ein geborener Franzose Johann von Jandun (welche schon Ende 1325 oder Anfang folgenden Jahres am Hoflager Ludwigs erschienen), beide zusammen, doch vorzugsweise der erstere, Verfasser eines weit verbreiteten und berühmten, höchst originalen Buches, des so betitelten „defensor pacis“. Wie bekannt es damals war und daß es auch gebilligt wurde, geht aus einer Stelle der alten Straßburger Chronik von Fritsche Closener hervor, wo es folgendermaßen heißt: „in den ziten wart daz buch gemaht, daz do heiszet defensor pacis. Daz bewiset mit redelichen sprüchen der heiligen geschrift, daz ein bobest under eime keiser sol sin und daz er kein weltlich herschaft sol han. Es bewiset auch des bobestes und der cardinal grit [= Geiz] und ire hofart und ihre simonie, die sü gewonlich tribent und sich des beschonent mit falschen glosen.“

Ja, daß dieses Buch (als pestifer liber bezeichnet es geradezu der Kirchenhistoriker Raynald) auch auf die Gegner seine Wirkung nicht verfehlte, ersieht man aus der Publication des Papstes Johann XXII. vom 23. October 1327, worin es sammt den ausgesprochenen Lehren verboten und seine ketzerischen Autoren verflucht worden.

Der „defensor pacis“ ist aber das vornehmste und merkwürdigste Er-

Digitized by Google

zeugniß der polemischen Literatur des vierzehnten Jahrhunderts. Seinen Inhalt kennzeichnet durchweg ein demokratischer Grundzug.*) Es ist die Souveränetät des Volkes, des legislator humanus, der oberste politische Satz: „bei ihm ruht sowohl die Gesetzgebung, die es durch seine gewählten Repräsentanten ausübt, als die ebenfalls durch Wahl erfolgende Einsetzung der Regierungsgewalt.“ „Der Regent ist nur das vollziehende Werkzeug der gesetzgebenden Gewalt; er steht unter dem Gesetz, von dem überhaupt niemand eximirt sein kann.“ „Das Priesterthum hat keinerlei obrigkeitliche Gewalt, sondern nur eine seelsorgerische Aufgabe.“ „Der Primat des Papstes ist weder im göttlichen Rechte noch in der Schrift begründet.“ „Grundlage des christlichen Glaubens ist nur die heilige Schrift“

Solche Ideen freilich waren den zeitgenössischen weit vorausgeeilt. Dennoch lagen die politischen Verhältnisse eben damals so, daß immerhin einzelne Doctrinen jener Männer nicht blos Anklang finden, sondern auch in eine praktische Verbindung mit der öffentlichen Stimmung treten und darauf gewissen Einfluß gewinnen mußten. Soweit sie sich nämlich auf die Bekämpfung des römischen Papalsystems bezogen, trafen sie ja auch mit den Bestrebungen der Nation zusammen, stützten und förderten dieselben.

Der vorher genannte Marsiglio ist offenbar „die Seele“ der publicistischen Opposition gewesen, welche dann auf der Heerfahrt König Ludwigs gen Rom (1328) ihren Höhepunkt erreichte und zugleich den Versuch einer praktischen Durchführung erfuhr. Denn ganz nach den Grundsätzen des „defensor pacis“ und, wie der Historiograph Albertino Mussato ausdrücklich bezeugt, unter dem persönlichen Beistande jenes Mannes sammt seines Genossen (der später zu nennen sein wird) sind alle die revolutionären, die bis dahin unerhörten Handlungen des Königs geschehen: die Annahme der Kaiserkrone unmittelbar aus den Händen des von ihm als souverän anerkannten römischen Volkes, die Absetzung des Papstes Johann und Wahl eines neuen, des Minoriten Nikolaus, durch eben dasselbe Volk, dem solches kraft seiner Autorität zustehe.

Zu jenen beiden Pariser Professoren, die keine Minoriten sind, gesellen sich nun ebenfalls als regsame Publicisten und Vorfechter der antipäpstlichen Richtung die Häupter der Minoriten hinzu: unter ihnen aber ist der berühmteste und bleibenden Andenkens werth der Engländer Wilhelm von Occam. Dieser zusammen mit seinem Ordensgeneral, dem leidenschaftlichen und hartnäckigen Michael von Cesena, waren beide der päpstlichen Curie in Avignon heimlich entflohen und beim Kaiser zu Pisa 1328 angelangt. Nachher begleiteten sie wie die übrigen Genossen (nur Johann von Jandun verstarb in Italien) den Baier über die Alpen zurück nach München.

*) S. Riezler, die literarischen Widersacher ꝛc. (1874, Leipzig), S. 225 ff. Meine Darstellung beruht im übrigen auf dessen trefflichen Untersuchungen.

Digitized by Google

Ursprünglich war es die rein kirchliche Frage gewesen, welche den Zwiespalt zwischen den Minoriten und dem Papste hervorgerufen und jene zu Rebellen gestempelt hatte: ihre ersten Schriften tragen darum vorwiegend dogmatisch-theologisches Gepräge. Aber der Umfang der Streitfragen wurde weiter ausgedehnt: die publicistischen Minoriten beschränkten sich nicht blos auf die geistlichen Dinge, bald zogen sie auch die politischen Angelegenheiten und den Kampf der öffentlichen Reichsgewalt mit der Papstgewalt in ihre Discussion. Und gerade „diese Verbindung des ghibellinischen Staatsrechts mit dem Dogma der Franziskaner ist es, welche dem Streite Ludwigs gegen den Papst eine culturgeschichtliche Wichtigkeit gab".*) Denn sie verwarfen die weltliche Jurisdiction des Papstes, indem sie dem Kaiser sowohl die Leitung der weltlichen, als auch die Führung der geistlichen Dinge zusprachen. Und als solcher — Schirmvogt der Kirche — habe der Kaiser das Recht, ein Concil zu berufen und durch dasselbe einen Papst, der von der Orthodoxie des Glaubens abgewichen, abzusetzen oder zu bestrafen. Sie bewiesen in ihren Tractaten die Selbstständigkeit des Monarchen: nicht von der Bestätigung des Papstes hänge die Staatsgewalt ab, sondern diese erhalte ihr Recht und Autorität einzig durch den Beschluß der Kurfürsten, der berufenen Vertreter des ganzen Volkes.

So die literarische Bewegung auf dem politischen Gebiete, die tief religiöse im Leben des Volkes, endlich die offenbaren Anmaßungen und Erpressungen der im Dienste Frankreichs stehenden Curie, welche fortan alle Versuche einer Versöhnung mit dem Baier zurückwies: alles zusammen und durcheinander verstärkt mußten die Gunst der öffentlichen Meinung — und darin lag ja die Vorbedingung des Erfolgs — dem angegriffenen, dem gebannten Kaiser zuwenden: sie mußten folglich in Deutschland eine früher nicht dagewesene nationale Strömung erzeugen, die entgegengesetzt den Tendenzen eines Johannes XXII. und seiner Nachfolger (Benedict XII. und Clemens VI.) war.

Einmüthig setzten nun am 16. Juli 1338 die zu Rense auf dem Königsstuhl versammelten Kurfürsten (es fehlte damals unter ihnen nur der böhmische Luxemburger) durch feierlichen Beschluß fest: der von ihrer Gesammtheit oder ihrer Mehrheit zum römischen König Gewählte sei kraft der alten Rechte und Gewohnheiten des Reiches nicht an die Bestätigung des apostolischen Stuhles gebunden, sondern er besitze den Königstitel zu Recht und übe factisch alle Regierungsrechte aus. Es ist das der wichtigste Schritt, welcher nachher durch die goldene Bulle besiegelt wurde, für die

*) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, V, 120. Der Verfasser giebt die gelungenste Darstellung des Römerzuges Ludwigs.

Digitized by C

Aufrechterhaltung der allmählich doch zerbröckelnden deutschen Reichsverfassung. Und dadurch zugleich war die eingewurzelte Lehre von der Uebertragung der Staatsgewalt seitens des Papstes ein für alle Mal beseitigt.

Auch die übrigen Kundgebungen zur Sicherung der „Ehren und Würden" des Reichs, die sich an den denkwürdigen Tag von Rense anschlossen, wie gleich darauf das Frankfurter Manifest, in welchem Ludwig selbst das Recht zur Führung des Kaisertitels auf die Wahl der Kurfürsten allein zurückführt: sie legen uns das würdevollste und gewichtigste Zeugniß von der wahrhaft patriotischen, von der edlen nationalen Gesinnung ab, die damals Kaiser, Volk und Fürsten gleichmäßig beseelte.

Welches war aber nun der Verlauf der einmal in Fluß gerathenen mächtigen nationalen Bewegung? Freilich sie stockte nicht gänzlich und trocknete nicht mehr ein; denn in den Städten, gerade den getreuesten und besten Stützen Kaiser Ludwigs von Anbeginn, behauptete sie sich fast ungeschwächt, ja griff wohl noch weiter um sich, und die Fürsten, insofern wenigstens ihre eignen Standesinteressen nicht hinderlich waren, begünstigten sie. Doch Kaiser Ludwig selbst bewies sich in der Folge solcher Bundesgenossenschaft völlig unwerth.

Indem er, das allgemeine Reichsinteresse hintenansetzend, nach rechtloser Vergrößerung seiner eigenen Hausmacht trachtete, wandten sich die Kurfürsten von ihm ab und stellten ihm — wie bekannt — noch zu seinen Lebzeiten in dem Luxemburger Karl IV. einen Gegenkönig auf, welcher die von dem päpstlichen Stuhle geforderten Bedingungen seiner Anerkennung bereitwilligst unterschrieb.

Ohne tieferes Verständniß ferner für die vorgetragenen Lehren der Publicisten, welche seine Politik unterstützten, entzog Ludwig diesen zuletzt seine Gunst: obwohl er sie nicht völlig preisgab und der Curie auf ihr dringendes Verlangen überlieferte. Der Minoritenorden als solcher, welcher doch wesentlich die Entfremdung und den Abfall des Volks von dem blinden Gehorsam gegen die päpstliche Autorität befördert hatte, begab sich wieder in die Obedienz des Papstes.

Gegen die nationalen Forderungen der Zeit verstieß der bis zum Tode im Banne befindliche Kaiser endlich durch eine lange Reihe von fruchtlosen Unterhandlungen und unermüdlichen Anerbietungen der Unterwerfung an eben denselben Papst (Benedict XII.), dessen Anmaßungen der Kurverein vorher entschlossene Opposition bereitet hatte. So beweist uns in der That der Baier — haltlos hin und her schwankend wie ein Rohr im Winde — durch seine übrige fortgesetzte Politik „das kläglichste Abhängigkeitsverhältniß von der römischen Curie".

Dennoch (sieht man von diesem persönlichen Verhalten des Kaisers ab)

Digitized by Google

es muß anerkannt werden, wie sehr befruchtend während seiner ganzen Regierung die neu erwachte religiöse und politische Strömung auf die Nation selbst eingewirkt, wie beide nicht resultatlos verlaufen. Denn man lernte nun zum ersten Mal in deutschen Landen die Frömmigkeit sondern von dem blinden Glauben an die Autorität des heiligen Stuhles, und dazu fuhr man fort, durch jenen ersten Anstoß angeregt, mit unbefangener Objectivität und in unabhängigem Geiste die bestehenden politischen und kirchlichen Zustände, die sich in der Folge immer mehr verwirrten, zu untersuchen, zu prüfen und zu bessern. Solche Richtung aber kündigte bereits einen neuen Proceß in der Menschheit an, in welchem freilich die Einheit der katholischen Welt unterging, dafür aber das Recht der Nationalität gerettet und im neuen deutschen Reiche sicher geborgen ward.

Die heutigen Florentiner.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Selbständigkeitsgefühl in den einzelnen italienischen Städten und Provinzen sehr stark ausgeprägt ist. Eine lange, häufig große und ruhmreiche Geschichte hat ein stolzes Bewußtsein von Unabhängigkeit erzeugt, von welchem aus nur ein kleiner Schritt zur Geringschätzung der anderen Gemeinwesen führt, deren Entwickelung eine verschiedene Richtung genommen hat. Es ist denn auch an der Tagesordnung in Italien und leicht begreiflich, daß eine Stadt ihre Vorzüge von denen einer anderen herauszustreichen, die Nachtheile, welche anderswo herrschen, schlimmer darzustellen sucht, als sie wirklich sind. Eine ehrfurchtsvolle Schonung erfährt in dieser Beziehung nur Rom. Von den sicilianischen Städten ist selten die Rede, weil sie wenig bekannt sind. Dagegen alle übrigen unterliegen einem schonungslosen Urtheil der Landsleute von Süd und Nord; es wird ein nicht unbeträchtlicher Grad von Scharfsinn aufgewendet, um alle die Mängel auszuspähen, welche einem Orte anhaften.

Von Florenz würde z. B., wenn man alle die verschiedenen Tadelsvota, welche hier zu Lande über diesen Ort, mit welchem man im Auslande doch einige Vorzüge verbunden glaubt, abgegeben werden, allein in Betracht ziehen müßte, nichts gutes übrig bleiben. Und doch giebt ein Theil dieser Urtheile zu einigem Nachdenken Veranlassung; weil bekanntlich semper aliquid haeret.

Die Aeußerungen des Mailänders habe ich noch am glimpflichsten gefunden. Er findet die Mediceerstadt kleinlich und meint, sie entbehre eines Mittelpunktes, wo man gerne ausruhen und alle die verschiedenen Eindrücke, welche die Betrachtung der Kunstwerke hervorgerufen, verdammen könnte. Es

Digitized by Google

fehlt ihr mit einem Wort eine Galleria Vittorio Emmanuele, wie sie Mailand besitzt, freilich muß man hinzusetzen, fast allein besitzt.

Auch die Venezianerin verfährt noch schonend, wenn sie sich nur darüber beklagt, daß in freier Geselligkeit hier nicht gejubelt und gelacht wird, wie in Venedig, sondern sich Alles in gemessenen würdigen Formen bewegt. Man spricht nur leise, kaum vernehmbar. Es ist, als ob sich alle Welt langweilte. Keine Spur von Frische, Lebensfähigkeit und Beweglichkeit.

Der Bewohner von Neapel trifft mit seinen Bemerkungen schon tiefer. „In diesen Straßen ist kein Leben wie bei uns; hier sieht man nur unbeschäftigte Facchini und Polizisten; bei uns drängt sich Kopf an Kopf und sprudelndes vulkanisches Leben überall. Und dann dieser graue Himmel! Ueber unserer bienenartig geschäftigen Weltstadt wölbt sich ein tiefes Blau; dazu das wunderbar leuchtende Meer! Das ist ein Fest, ein Triumph der Natur. Hier sind nur matte Tauben und Menschen ohne Ohren."

Und was sagt der Bewohner der Emilia, ein Modeneser? „Die Florentiner sind alle Tagediebe und wollen nicht arbeiten. Sehen Sie nur diesen Troß von giovanotti, die den ganzen Tag auf der Straße liegen und spielen. In dieser Jahreszeit mag es noch angehen, aber später, wenn es heiß wird, nimmt ihre Zahl in entsetzlicher Weise zu. Und wenn wirklich einer von ihnen drei bis vier Franken verdient hat, so macht er wenigstens zwei Feiertage. Daher kommt es denn auch, daß der Ausländer hier leichter Beschäftigung findet, als der Einheimische. Fragen Sie nur bei den Fabrikherrn und Meistern nach, wie viele ihrer Arbeiter aus Florenz sind? Dann werden Sie erfahren, daß nicht der zehnte Theil von hier ist, und daß Niemand einen Florentiner nehmen mag."

„Selbst an Höflichkeit fehlt es;" bemerkt Jemand aus La Spezzia; und macht mich aufmerksam, auf eine junge schöne Frau, die schwanger war. Ihr Mann hatte das Weinlocal, in welchem wir uns in später Abendstunde befanden, verlassen, um mit Wirth und Kellnern in einem anderen Zimmer zu plaudern, und seine Frau war allein in fremder Gesellschaft zurückgeblieben. „So etwas kann nur in Florenz vorkommen", meinte der Tadler.

Am schlimmsten aber lautet das Urtheil des Römers. Einer aus den Marken, ehemaliger päbstlicher Unterthan, klagte mir, daß er nun schon Jahre lang in Florenz lebe, ohne sich mit dieser Bevölkerung, der es an geselligen Eigenschaften und Zuverlässigkeit fehle, befreunden zu können. Sono stanchi e per cosi dire senza principii. Also matt, schlaff und so zu sagen ohne Principien also charakterlos. Das ist stark.

Wohl hatte ich laut oder im Stillen gegen alle diese Verdammungsurtheile protestirt; wohl hatte ich mir gesagt: der Blick von Fiesole oder Bello Sguardo bleibt trotz aller Wunder Neapels schön; und wenn irgend

Digitized by Google

eine Bevölkerung höflich und fein ist, so sind es die Florentiner und jener Tölpel in der Weinstube bildet eine Ausnahme, oder er hatte Wichtiges zu besprechen; auch der Nachtheil, daß die Straßen weniger belebt sind als in Neapel oder selbst Mailand, wird dadurch aufgewogen, daß man hier seltener überfallen, bestohlen oder ermordet wird; was die Faullenzerei anbetrifft, so ist sie leider ein vorläufig bei den schlimmen socialen und ökonomischen Zuständen schwer vermeidliches Uebel auch anderswo anzutreffen. Aber ein in den verschiedenen Urtheilen wiederkehrender Vorwurf bezieht sich auf eine gewisse moralische und physische Degeneration dieses Geschlechtes, dessen Vorfahren unter sich die größten Namen auf den Gebieten der Staatswissenschaften der Geschichte, der Poesie, aller bildenden Künste aufzuweisen hatten. Und dieser Vorwurf machte mich nachdenklich; zumal es augenfällig ist, daß es hier an Lebensfrische mangelt, daß wenig Productivität anzutreffen ist und daß selbst äußerlich die Zahl der kränklichen, mißgestalteten Erscheinungen, namentlich im Vergleich zu den körperlich viel besser entwickelten Lombarden, Römern oder Neapolitanern für eine Abschwächung der natürlichen Kräfte spricht. Es war mir nur zweifelhaft, ob die Vorfahren wesentlich anders ausgesehen hatten, ob der Mangel an Productivität nicht etwas bloß vorübergehendes sei? In Betreff der Charakterlosigkeit mußte ich mich trotz vieler Erzählungen von verschiedenen Seiten, da es an eigener Erfahrung mangelt, für incompetent erklären. Die Hauptfrage schien mir immer wieder: kommen alle die hervorgehobenen Eigenschaften dauernd der florentinischen Bevölkerung zu, oder finden sie sich nur in der heutigen Generation?

Gewiß ist Vieles, was in früheren Jahrhunderten vorhanden war, verloren gegangen. Der religiösen Innigkeit, die wir in Fra Angelicos Bildern bewundern, begegnen wir heutzutage nicht mehr. Ein Kirchenfest im Dom oder in Sta. Annunziata ist jetzt nichts mehr als eitles Schaugepränge, bei dem es Niemand auf Erbauung ankommt; und wenn es einen Maler wie Fiesole gäbe, so würde er vergeblich unter der Menge nach Gesichtern suchen, die den Ausdruck tragen, der ihm vorschwebt.

Es ist auch nicht zu läugnen, daß diese viel gepriesene Florentiner Umgangssprache, sich immer mehr zurückzieht von dem in der gebildeten Gesellschaft allein herrschenden Französisch. Es ist als ob die Sprache Dantes und Boccaccios wie ein schlechter Hausrock betrachtet wird, mit dem man sich in guter Gesellschaft nicht zeigen darf. Auch sonst hat in Sitten und Gewohnheiten das Einheimische dem Französischen Platz machen müssen. Mag der Florentiner auch noch so oft ärgerlich über dies und jenes, was herrschend geworden ist, ausrufen: è roba di Francia! im Grunde macht ihm doch nichts mehr Vergnügen, als Französisch zu parliren, sich in französischen Formen zu bewegen. Vergeblich wird er sich gegen das Schicksal

Digitized by Google

sträuben, dem die ganze Welt nun einmal verfallen scheint, daß nämlich französische Sitte in Gesellschaft, Leben und Verkehr die Oberhand gewinnt, mag auch der politische Einfluß Frankreichs sinken.

Mit manchen Betrachtungen der Art ging ich auch wieder einmal durch die Uffizien, durch jenen einzigartigen verdeckten Gang über den Ponte Vecchio und weiter in die Galleria Pitti. Unter den zahllosen Meisterwerken der Kunst, ist dort, wie bekannt und natürlich, die toscanische Schule am reichsten vertreten. Unter den vielen Bildern Rafaels an denen man auf diesem Wege vorübergeht, befindet sich keins von hervorragender Bedeutung, wie, um von seinen Fresken nicht zu sprechen, die Sixtinische Madonna in Dresden, oder die große heilige Familie und die Madonna, die den Schleier von dem Kinde hebt in Paris, oder wie die heilige Cäcilia in Bologna oder die Madonna de Foligno in Rom u. a., kaum ein so anziehendes, wie das Sposalizio in Mailand. Am liebsten verweilt man gewöhnlich bei einigen Portraits und der Madonna della Sedia. Dies Mal hatte ich aber einen besonderen Grund, die Werke des Fiorentinissimo unter den Malern alle genauer und von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Und es wollte mir schließlich scheinen, als ob die Gestalten, welche sich auf seinen Gemälden befinden, namentlich auf denen aus der Florentiner Periode, darauf schließen lassen, daß seine Zeitgenossen nicht viel anders aussahen, als die heutigen Bewohner dieser Stadt. Auch in einer anderen Beziehung verleugnen diese Schöpfungen den Boden nicht, aus dem sie erwachsen sind. Sieht man daneben die lebensfrischen, üppig wachsenden Gestalten der venezianischen Schule, so kann man nicht umhin, neben aller Zartheit eine gewisse Schwächlichkeit, Mattigkeit in diesen Gesichtern zu finden. Selbst der König unter den Meistern der Uffizien und der Galleria Pitti, Andrea del Sarto, hat Figuren geschaffen, die, ohne schwächlich zu sein, weit entfernt sind, den Eindruck ungebrochener Gesundheit, harmonischer Ausbildung von Leib und Seele, zu machen. Durch alle diese feuchtblickenden, verklärten Gesichter, diese schmächtigen zarten Leiber wird bezeugt, daß einseitig überwiegende Kopfarbeit, überspannte Phantasie und überreiztes Gefühl, eine ebenmäßige Entwickelung schon bei den Florentinern der Blüthezeit in der Regel nicht mehr aufkommen ließen. Die Pflege der materiellen Grundlagen muß nothwendig zurücktreten, sobald Denken und Fühlen zu Hauptthätigkeiten werden. Und daß, wo starke Einseitigkeit nach dieser Richtung hin herrscht, auch Moral und Charakter den Kürzeren ziehen müssen, liegt in der Natur der Dinge.

Wir ziehen freilich aus den harten Urtheilen über die Sittlichkeit der Florentiner keinen Schluß, legen überhaupt auf die von Anderen auf diesem Gebiet gemachten Erfahrungen wenig Werth. Und auch in dem Falle, daß wir selbst mehr Unmoralität bemerkt hätten als uns in der That begegnet

Digitized by Google

ist, würde es uns widerstreben, eine ganze Bevölkerung um einzelner unangenehmer Erlebnisse oder trauriger Erfahrungen willen für unsittlich zu erklären. Bei dergleichen Urtheilen wird in der Regel von einem ganz falschen Gesichtspunkt ausgegangen. Man nimmt die Einfalt und Biederkeit sogenannter unverdorbener Bevölkerungen, wie sie fern vom Verkehr in ländlicher Abgeschiedenheit vorkommen als Muster an; vergißt aber, daß die humaneren Tugenden, Hülfbereitschaft und Opferwilligkeit, welche sich nur in großen Städten und in einer viel durcharbeiteten Cultur entwickeln, jene ursprüngliche Sittenreinheit, namentlich wenn man auf den reellen Nutzen für die Menschheit sieht, mindestens aufwiegen.

Die heutigen Florentiner mögen viele Fehler haben; wahrscheinlich aber hatten ihre Vorfahren ungefähr dieselben. Daß sie zart und etwas verweichlicht sind, ist um so leichter erklärlich, als diejenigen Berufsarten, welche sie am liebsten zu erwählen scheinen, als da z. B. sind die des Malers, Bildhauers, Vergolders, Blumenverkäufers, Hundezüchters, Haarkünstlers u. dgl. zur Entwickelung des Körpers nicht sonderlich beitragen.

Trotz der seit langer Zeit versiegten Productivität dürfen sie sich noch heute nach Bildungsgrad, speciell ästhetischer Entwickelung, als Träger der Cultur betrachten, welche nach vielen Jahrhunderten vernachlässigter Formenschönheit zuerst wieder an die Ideale des Alterthums anknüpfte.

„Bädeker" im Morgenlande.

Von Theodor Nöldeke.

„Eine alte niederdeutsche Redensart: „na Jaffa gaan" besagt so viel als auf eine Reise gehen, von der man nicht wiederkehrt." Heutzutage reist man in kürzester Frist von Berlin, London oder St. Petersburg nach Jerusalem und Damascus ohne alle Gefahren. Im Innern des Morgenlandes ist freilich der Transport von Menschen und Gütern nicht viel anders als vor tausend Jahren. Die Tagereisen für Pferde und Kameele sind nicht länger, die Wege nicht besser, die Schätzung des Werthes der Zeit ist nicht größer als von jeher; höchstens waren in den guten Zeiten des Islams die Straßen theilweise gangbarer, mehr mit dem Nöthigsten versehen und namentlich sicherer, als sie es jetzt im Allgemeinen sind. Aber die hier angedeuteten Uebelstände kommen für den Reisenden, welcher nur die Länder diesseits der syrischen Wüste besuchen will, nicht allzusehr in Betracht, da ja die Entfernungen in denselben nicht sehr groß sind. Eine eigentliche Vergnügungsreise ist freilich eine wochen- oder monatelange Wanderung durch Palästina und

Digitized by Google

das Land am Libanon oder wohl gar nach Palmyra, dem Haurân und Petra nicht; sie erfordert manche Anstrengung, manche Entbehrung, und die Kosten steigen ganz unverhältnißmäßig, je weiter man sich in die Wüstenländer wagt: aber ernstliche Gefahren giebt es hier kaum für den, welcher nicht zu schwächlich ist und sich verständig benimmt. Die Fahrten eines richtigen Alpenkletterers sind ungleich gewagter.

Seit geraumer Zeit wirkt nun die überlegene europäische Cultur auf jene Länder ein und hat schon manche Veränderungen zu Wege gebracht, aber in ihrem inneren Wesen sind sie doch noch dieselben wie vor Alters, und der Europäer findet sich, namentlich sobald er die Hafenstädte verlassen hat, in einer ganz fremden Welt, die ihn so wenig versteht wie er sie. Auch die Sprache des Landes hat keine faßbaren Analogien mit einer ihm bekannten. Da bedarf er, wenn er sich zurecht finden soll, eines kundigen Führers. Freilich fehlt es nicht an einheimischen Geleitsmännern, deren Hülfe selbst der Reisende, welcher Land und Leute kennt, nicht entbehren kann, aber einen Europäer, der sich irgend für die staatliche, religiöse und künstlerische Vergangenheit jener Gegenden interessirt, kann die Auskunft, die ihm die „Dragoman's" ertheilen, unmöglich befriedigen, und dann sind dies im Allgemeinen nicht sehr zuverlässige und dabei zum Prellen geneigte Leute. Wenn wir nun schon eine Reise am Rhein oder nach Paris nicht leicht ohne ein rothes Buch machen, wie ungern werden wir ein solches erst bei einer Orientreise entbehren!

K. Bädeker erwirbt sich somit ein großes Verdienst durch die Veranstaltung von Reisehandbüchern für die hauptsächlich besuchten Länder der Levante. Um für diese aber Werke zu Stande zu bringen, welche in ihrer Art so gediegen und brauchbar sein sollen, wie die Handbücher für die europäischen Länder in der ihrigen, bedarf es außerordentlicher Anstrengungen und Kosten. Bädeker hat zur Abfassung der Bücher hervorragende Gelehrte gewonnen, welche die betreffenden Länder aus längerem Aufenthalt daselbst kennen, und dieselben zum Theil noch neue Reisen dahin machen lassen; er hat sich selbst auf einige Zeit in den Orient begeben, um mit seinem Kennerblick zu prüfen, wie am besten den praktischen Bedürfnissen eines europäischen Reisenden entsprochen werde; er hat ferner für die Beschaffung der nöthigen Karten und Pläne gesorgt. Bedenkt man, daß ein solches höchst kostspieliges Unternehmen im besten Falle doch nicht annähernd den Ertrag abwirft, wie seine andern Reisebücher, so muß man dem Unternehmer doppelt dankbar sein.

Der erste Theil dieses Hülfsbuches für Orientreisende liegt nun vor mit dem Titel: „Palästina und Syrien". Er ist das Werk des Basler Professors Albert Socin. Wir können nur wünschen, daß die übrigen Theile diesem ersten einigermaßen an Werth gleichkommen mögen: dann wird Bä-

Digitized by Google

dekers „Orient" ein ganz vortreffliches Buch sein. Albert Socin hat sich, hauptsächlich um die noch lebenden Sprachen Vorderasiens zu studiren, nach sorgfältiger wissenschaftlicher Vorbereitung, in ziemlich jungen Jahren nach dem Orient begeben und sich einige Jahre in Syrien, Mesopotamien und der Gegend von Baghdâd aufgehalten. Mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute (von der erst sehr wenig veröffentlicht ist) kehrte er zurück. Später unternahm er zum Zweck der Bearbeitung dieses Buches noch einmal eine halbjährige Reise nach Syrien und Palästina. Die Zwischenzeit und die Zeit nachher hat er dazu benutzt, seine persönlichen Wahrnehmungen durch ein angestrengtes Studium europäischer und orientalischer Literatur zu ergänzen. Man kann wohl sagen, daß es jetzt keinen Europäer giebt, der in den Ländern zwischen dem Mittelmeer und den kurdischen Bergen zugleich aus wissenschaftlicher und praktischer Erfahrung so gut zu Hause ist, wie er. Socin hat die Orientalen wirklich kennen gelernt, was vielen Europäern, die sich Jahre lang im Orient aufhalten, nur halb gelingt. Er hat Monate lang auf dem Lande gelebt, nur auf den Umgang mit Eingebornen angewiesen. Er ist mit wenigen Beduinen quer durch die große syrische Wüste gereist, hat in den giftigen Sümpfen am untern Euphrat, unter den Bauern des Antilibanon und bei den Mönchen des nördlichen Mesopotamiens gewohnt und mit all diesen Orientalen in ihren eignen Sprachen und Mundarten geredet. Als echter Schweizer brachte er die Fähigkeit mit, sich leicht und rasch in fremdartigen und schwierigen Verhältnissen zurecht zu finden. So ward er denn ganz vorzüglich befähigt, ein Werk zu schreiben, welches Anderen die Reise durch den Orient erleichtern soll.

Das Buch ist zunächst ein höchst praktisches. Freilich habe ich den Orient nie mit eignen Augen gesehen, aber so viel glaube ich die betreffenden Länder aus meinen Studien zu kennen, daß ich auch über diesen Punkt mit Sicherheit ein Urtheil auszusprechen wage. Und wem dies Urtheil des Theoretikers nicht genügt, wem die praktische Erfahrung, die Socin gemacht haben muß, noch nicht hinreichend imponirt, der wird doch allen Zweifel fahren lassen, wenn er hört, daß K. Bädeker selbst nach den von Socin aufgestellten Regeln gereist ist, dieselben erprobt und vielleicht hie und da noch ein wenig weiter ausgeführt hat. Socin hat alle praktischen Anweisungen gegeben, die für einen Reisenden in Palästina und Syrien Noth thun. Für Leute, welche es sich auch da so bequem machen wollen, wie es überhaupt möglich ist, wird ebensogut gesorgt wie für den, welcher sich, um billiger zu reisen und unabhängiger zu sein, bedeutenden Entbehrungen aussetzen will. Wir hören, welche Vorbereitungen zu einer jeden Reise nöthig, wie und wo die Einkäufe und Contracte zu machen sind, wie man sich gegen Beraubung und, was noch viel nöthiger, gegen die aller Orten lauernde

Digitized by Google

Prellerei zu schützen hat. Sogar ein kleines Verzeichniß der nothwendigsten arabischen Wörter und Redensarten erhalten wir; dasselbe setzt den Reisenden in Stand, ohne Dolmetscher Wanderungen zu unternehmen, natürlich aber nicht, sich eingehender mit den Landesbewohnern zu unterhalten.

Der Reisende, welcher nach ernster wissenschaftlicher Belehrung über die von ihm durchzogenen Länder verlangt, erhält in dem Werke über das Geographische, Geschichtliche, Künstlerische, sowie über die Religionsverhältnisse Aufschlüsse, welche auf höchst soliden Studien beruhen. Und so ist denn das Buch auch als geographisch-historische Darstellung allen Orientalisten dringend zu empfehlen, welche Palästina und Syrien nur im Geiste durchwandern können. Namentlich sollte auch jeder wissenschaftlich strebsame Theolog diese Gelegenheit benutzen, sich ein Bild von dem Lande zu verschaffen, in welchem Judenthum und Christenthum entstanden sind.

Die Darstellung hält sich von aller Uebertreibung frei, verschweigt nicht das Elend, in dem sich die Länder jetzt zum großen Theil befinden, ohne es allzu schwarz zu schildern, und macht auf die Naturschönheiten aufmerksam, ohne zu verhehlen, daß sie mit denen begünstigter europäischer Länder durchaus nicht wetteifern können. Die Orientalen hat Socin zu genau kennen lernen, um sich warm zu ihnen hingezogen zu fühlen, aber er hebt unparteiisch ihre guten Seiten hervor.

Zu den Glanzpartien des Buches rechne ich die in der Einleitung gegebene Darstellung der in Syrien vorkommenden Religionen. Wir sehen, wie diese christlichen und muslimischen Secten, so bitter sie sich hassen, einander doch auch in ihren religiösen Anschauungen viel ähnlicher sind als eine von ihnen uns modernen Europäern; wir sehen, daß auch die syrischen Christen echte Semiten sind und ein außerordentlich ungünstiges Terrain für die protestantische Mission abgeben, welcher die Muslime selbstverständlich ganz unzugänglich sind. Socins Urtheil ist übrigens über Alles, was mit der Religion zusammenhängt, äußerst vorsichtig; er ist bemüht, nirgends begründeten Anstoß zu geben. So weit geht er freilich nicht, sich gewaltsam einen erbaulich frömmelnden Ton anzueignen oder etwa das schnöde Spiel zu verdecken, welches Habsucht und Heuchelei von jeher auf heiligem Boden mit der frommen Leichtgläubigkeit getrieben haben, indem man willkürlich bald hier, bald dort den Schauplatz einer biblischen Scene localisirte und Reliquien von Christus und den Aposteln, von Propheten und Heiligen zu finden wußte. Hat doch auf diesem Gebiet Niemand energischer aufgeräumt als der hoch verdiente, sehr fromme Missionar Ed. Robinson. Hie und da merkt man ferner wohl, daß sich der Verfasser für seine Person gegen die biblischen Berichte eben so kritisch verhält wie gegen jede andere Ueberlieferung des Alterthums, aber seine Darstellung nimmt im Allgemeinen sehr starke — meines

Digitized by Google

Bedünkens etwas zu viel — Rückſicht auf Gemüther, welche in dieſer Beziehung ſchwächer ſind; deren wird es ja freilich auch unter gebildeten Paläſtinafahrern immer noch manche geben.

Eine etwas zu weit getriebene Delicateſſe hat den Verfaſſer einmal veranlaßt, einen Rathſchlag zu unterdrücken, welcher manchem Beſucher von Jeruſalem ſehr nützlich ſein könnte. Socin ſelbſt gehört zu den eifrigſten Verfechtern der Unechtheit der angeblichen moabitiſchen Alterthümer, welche zum ſchweren Schaden des Anſehns der deutſchen Orientaliſten dem Buch- und Antiquitätenhändler Schapira in Jeruſalem für das Berliner Muſeum abgekauft ſind; Schapira hat außerdem nachweislich noch allerlei andre gefälſchte oder doch ſehr bedenkliche Sachen verkauft: da hätte Socin ſich doch nicht durch die Furcht vor dem Scheine der Parteilichkeit abhalten laſſen ſollen, alle Reiſende vor dem Ankauf unechter Antiquitäten in Paläſtina und Jeruſalem überhaupt, vor Allem aber von Herrn Schapira zu warnen. Ein kurzes Wort über die unechten Moabitica wäre auch ſonſt an ſeiner Stelle geweſen.

Durch Unterſtützung naturkundiger Freunde iſt es dem Verfaſſer gelungen, auch die Flora, Fauna und die geologiſchen Verhältniſſe darzuſtellen. Selbſt der Laie wird z. B. die Schilderung der Vegetation in der Niederung des Jordanthales und des todten Meeres gern leſen; in der faſt tropiſchen Gluth dieſer tief unter den Spiegel des Mittelmeeres eingeſenkten Rinne erſcheint eine Flora, welche ſich von der des benachbarten Hochlandes gänzlich unterſcheidet, dagegen mit der Nubiens verwandt iſt.

Die ſorgfältigen topographiſchen und geographiſchen Darſtellungen werden unterſtützt durch eine große Anzahl von trefflichen Plänen und Karten. Zum Lobe der Karten braucht nur geſagt zu werden, daß dieſelben von H. Kiepert gezeichnet ſind; es verſteht ſich von ſelbſt, daß er darin die neueſten Forſchungen und auch die von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen verwerthet hat. Zwei von den zahlreichen Stadtplänen, nämlich die von den Ruinenſtädten Ammân (Philadelphia) und Geraſa, beruhen ganz auf den Originalaufnahmen Kieperts; die andern ſind nach den beſten erreichbaren Quellen gegeben. Natürlich iſt es nicht ſo leicht, ſich von einer größeren orientaliſchen Stadt einen guten Plan zu verſchaffen, wie etwa von Frankfurt oder Leipzig: der Verfaſſer beklagt es ſelbſt, daß er von Damascus nur einen ungenügenden Plan liefern kann. Zu den Stadtplänen kommen noch mehrere Kärtchen von den Umgebungen wichtiger Städte, ſowie architektoniſche Grundriſſe. Einige von den Plänen und Kärtchen machen ſchon durch ihre äußere Erſcheinung einen überaus angenehmen Eindruck; alle dieſe Zeichnungen ſind ſauber und gefällig. Grade durch die kartographiſchen Darſtellungen wird das Buch ſo recht zu einem höchſt zweckmäßigen Handbuch der Geographie von Paläſtina und Mittelſyrien. Eine ſehr dankens-

Digitized

werthe Beigabe ist das große Panorama von Jerusalem. Die kleineren Abbildungen sind nur zum Theil zu loben.

Ein fühlbarer Mangel des Buches ist, daß es, während es noch das südlich von Palästina gelegene Land von Petra umfaßt, Nordsyrien unberücksichtigt läßt, welches doch nach des Verfassers eignem Urtheil an landschaftlicher Schönheit die südlicheren Gegenden übertrifft und ihnen sonst an Wichtigkeit nur wenig nachsteht. Hoffen wir, daß eine zweite Auflage diese Lücke ausfüllen möge. Dieselbe wird dem Verfasser auch Gelegenheit geben, allerlei kleine Versehen zu berichten und diesen und jenen streitigen Punkt noch einmal zu erwägen.

Wir schließen, indem wir dem Verfasser wie dem Herausgeber noch einmal für dieses treffliche Werk danken, welches in vorzüglicher Weise strenge Wissenschaftlichkeit mit praktischer Brauchbarkeit vereinigt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Kairo. Aegypten und der Fortschritt. — So viel Verkehrtes auch bei den von gewissen Seiten unabläßig gepriesenen „civilisatorischen Bestrebungen" des Khedive mit unterläuft, und so viel namentlich durch die überstürzende Hast, die oft hervortretende Princip- und Consequenzlosigkeit und den daraus folgenden häufigen Wechsel der Projecte, deren eins das andere ablöst, in manchen Einzelheiten verdorben wird, so läßt sich doch nicht verkennen, daß im Ganzen Aegypten den Ruf, in dem es nun schon lange steht, bewährt, nämlich einen der Zeit entsprechenden Fortschritt nicht allein zu wollen und zu erstreben, sondern auf manchen Gebieten auch in der That, wenngleich auf Umwegen, zu erreichen.

In einem der wichtigsten Punkte der modernen Entwicklung Aegyptens, in der sogenannten Justizreform, hat man das angestrebte Ziel zwar immer noch nicht ganz und vollständig erreicht, doch scheint man demselben jetzt sehr nahe gekommen zu sein.

Es handelt sich bei dieser Reform bekanntlich darum, die Rechtsverhältnisse der im Lande lebenden Europäer, namentlich in Bezug auf ihre Stellung zu den Eingebornen und zu der ägyptischen Regierung, auf einer neuen Basis zu regeln. Bisher standen alle Angehörigen der verschiedenen ausländischen Nationen lediglich unter der Gerichtsbarkeit ihrer Consulate, und es wurden davon natürlich auch diejenigen Rechtsstreitigkeiten, die sich zwischen ihnen und Eingebornen erhoben, aufs nächste berührt. Die Ausländer

Digitized by Google

konnten, falls sie die Verklagten waren, nur vor ihrem Consulate belangt werden, während sie, falls sie Kläger waren, den Schutz und die Hülfe ihres Consulats genossen. Es liegt auf der Hand, daß diese Einrichtung, obgleich sie einerseits ihr gutes Recht hat, indem sie den Fremden davor sichert, der nichts weniger als Vertrauen erweckenden ägyptischen Polizeigewalt und Gerichtsbarkeit anheimzufallen, doch auch eine Menge von Unzuträglichkeiten im Gefolge haben muß, wie sie sich aus der großen Zahl der Consulate, aus der Verschiedenheit der bei denselben geltenden Gesetzgebungen und aus der Umständlichkeit des Verfahrens von selbst ergeben. Namentlich aber muß die ägyptische Regierung es als sehr unangenehm empfinden, daß auf diese Weise die im Lande lebenden Fremden ihrer obrigkeitlichen Gewalt fast vollständig entzogen sind, und es ist sehr begreiflich, wenn sie diese Beschränkung sich nur sehr widerwillig gefallen läßt und nun schon seit einer Reihe von Jahren daran arbeitet, in dieser Lage der Dinge eine Veränderung zu Wege zu bringen. Bei den im Lande herrschenden Zuständen, namentlich in Bezug auf Polizei, Gerichtsverfahren, Bildung und Charakter der Richter ꝛc., konnte sie allerdings nicht daran denken, von den fremden Staaten ein einfaches Preisgeben der bestehenden Einrichtungen und Gerechtsame zu erlangen; ihre Wünsche und Vorschläge gingen deswegen darauf hinaus, daß internationale Gerichtshöfe mit Appellinstanz in Aegypten errichtet werden möchten, welche, mit den nöthigen Garantien für völlig freie und unabhängige Rechtsprechung umgeben, aus einheimischen und ausländischen Richtern zusammengesetzt wären; die letzteren sollten von den betreffenden auswärtigen Regierungen, die ersteren natürlich vom Khedive ernannt werden, während diesem zugleich die finanziellen Leistungen für die Sache allein zufielen.

Nach mehrjährigen Verhandlungen ist nun diese Angelegenheit so weit gediehen, daß die neue Einrichtung zunächst probeweise auf fünf Jahre ins Leben treten soll. Für den Augenblick freilich fehlt immer noch die Zustimmung Frankreichs, welches, solange es seines vorwiegenden, ja maßgebenden Einflusses in Aegypten sicher war, stets große Liebenswürdigkeit und hülfreiches Entgegenkommen gegen die emporstrebenden Vicekönige zeigte, jetzt dagegen, nachdem sein Prestige im Orient wie anderwärts so bedenklich gelitten hat, durch große Zurückhaltung und selbst hartnäckiges Widerstreben beweisen zu wollen scheint, wie sehr Aegypten doch seiner freundschaftlichen Gesinnung bedürftig sei, und wie wohl es thun würde, sich ihm wieder enger anzuschließen. Indeß auch dieses Hinderniß scheint jetzt nicht länger ein solches bleiben zu sollen, wenigstens ist hier allgemein die Ansicht verbreitet, daß auch Frankreichs Zustimmung beim nächsten Wiederzusammentritt der Nationalversammlung werde ertheilt werden. Die meisten der ausländischen Richter sind nicht allein von ihren Regierungen bereits ernannt, sondern be-

finden sich auch schon seit Monaten hier in Aegypten und essen das Brod des Vicekönigs, das ihnen nicht eben knapp zugemessen wird, indem die Richter erster Instanz 30,000, die der Appellinstanz 40,000 Franken jährlich, außer Reise- und Einrichtungskosten, beziehen. Der deutsche Appellrichter ist ein Graf Marogna (Bayer), bisher Kammerpräsident in Mülhausen im Elsaß, ein Mann, der, wie es scheint, sehr entschieden gewillt ist, seine Unabhängigkeit gegenüber etwaigen Beeinflussungen der ägyptischen Regierung zu wahren. Das Gleiche sagt man von seinem österreichischen Collegen, dem Hofrath Lapenna, wie denn überhaupt das hiesige europäische Publicum zu dem Geiste, der diesem obersten Richtercollegium innezuwohnen scheint, mehr und mehr Vertrauen faßt und daher der Neuerung jetzt schon mit weniger Widerstreben entgegensieht, als es bis dahin der Fall war. Der deutsche Richter erster Instanz soll ebenfalls ernannt sein (man bezeichnet den Stadtrichter Hagen aus Berlin als solchen), ist aber noch nicht hier eingetroffen. Aus Allem, was bereits geschehen, läßt sich schließen, daß es nicht allzulange mehr dauern wird, bis die Wirksamkeit der neuen Tribunale beginnt.

Das Postwesen genießt schon seit einer ganzen Reihe von Jahren und mit vollem Rechte den Ruf, eines der bestverwalteten ägyptischen Staatsinstitute zu sein. Es herrscht auf diesem Gebiete eine große Rührigkeit und ein anerkennenswerthes Streben, alle nöthigen oder wünschenswerthen Verbesserungen, welche durch die Umstände gefordert werden, einzuführen und allen Bedürfnissen des Verkehrs und des Publicums Rechnung zu tragen. Außerdem, daß durch das ganze Land hin die Zahl der Poststationen allmählich immerfort vermehrt wird, haben auch die Postämter hier in Kairo und in Alexandrien in den letzten Jahren eine beträchtliche locale und administrative Erweiterung erfahren. Der durch deutsche Initiative ins Leben gerufenen, zu Bern geschlossenen internationalen Postconvention ist Aegypten sofort beigetreten. Es scheint, daß es bei dieser Gelegenheit auch über eine damit in Beziehung stehende Angelegenheit verhandelt hat, nämlich über die Aufhebung der hier unterhaltenen Specialpostämter verschiedener europäischer Staaten, beziehungsweise Vereinigung derselben mit dem ägyptischen Postamte, womit der für das Publicum höchst lästigen Zersplitterung des Postwesens in den beiden Hauptstädten des Landes ein Ende gemacht werden würde. Da diese Einrichtung nicht auf Staatsverträgen beruht, sondern nur ein Zugeständniß der ägyptischen Regierung an die auswärtigen Postverwaltungen ist, so hat der Khediwe für sein Vorgehen in diesem Punkte freiere Hand, und geht daher denn auch ohne zu große Schüchternheit bereits thatsächlich darin vor: den auswärtigen Postbüreaux hier und in Alexandrien ist gekündigt, in den ägyptischen sind entsprechende neue Localitäten hergestellt worden, und man sieht für den 1. Juli der Errichtung von Centralbureaux entgegen. Auch in

diesem Punkte übrigens hat Frankreich eine widerstrebende Haltung eingenommen, indeß hat der Khedive, der augenblicklich wegen der in der Justizreform ihm bereiteten Schwierigkeiten einen gewissen Groll gegen die Franzosen hegt, seinen Willen durchgesetzt, und so hat das französische Postbureau kein anderes Schicksal gehabt, als die übrigen, wenn es dabei auch nicht ganz ohne diplomatische Erörterungen abgegangen ist.

In gleicher Weise wird der Erweiterung und Verbesserung des Eisenbahnnetzes stetige Aufmerksamkeit zugewandt. Eine Bahn, die von Alexandrien nach Rosette gebaut wird, schreitet rüstig vorwärts und dürfte noch in dem gegenwärtigen Jahre zum Abschluß kommen. Diese Linie wird zugleich eine Erleichterung des Bahnverkehrs zwischen Alexandrien und Kairo zur Folge haben, insofern sie nicht nur mit der Linie Alexandrien-Kairo in unmittelbare Verbindung gesetzt werden, sondern auch der Stadt Alexandrien einen bequemen und nahe gelegenen Bahnhof bringen wird, während der bisherige wegen seiner weiten Entfernung schon eine förmliche Reise vor der Reise erforderte. In Zukunft soll dieser bisherige Bahnhof nur für den Güterverkehr, der neue dagegen für den Personenverkehr dienen. Denjenigen Ihrer Leser, die Alexandrien aus der Anschauung kennen (und solcher Leute giebt es ja jetzt schon recht viele in Deutschland), wird es vielleicht nicht unlieb sein, wenn ich einige locale Notizen hinzufüge. Der neue Bahnhof wird innerhalb des Moharrem-Bey-Thores an der Stelle des kleinen rechts gelegenen Palmenwäldchens, also in directer Berührung mit dem europäischen Stadttheil errichtet werden; die Bahn überschreitet von hier aus unmittelbar neben dem Thore den Festungsgraben, und es wird zu dem Ende die an und auf dem Thore stehende Kaserne augenblicklich soweit nöthig niedergerissen; weiter wird dann die Bahn die aus dem Thore führende schöne Allee dicht vor dem dort gelegenen deutschen Diaconissenhospitale schneiden, an der Villa Menasce und den Wasserwerken (welche die städtische Leitung versorgen) vorübergehen und endlich längs des Ramlehsees und durch die Sandhügel südlich von Ramleh ihren Weg zunächst nach Abukir und von da nach Rosette verfolgen.

Die in Alexandrien seit etwa acht Jahren bestehende deutsche Schule, eine sehr tüchtige, allseitiges Vertrauen genießende und von Kindern der verschiedensten Nationalität und Religion besuchte Anstalt für Knaben und Mädchen, befindet sich augenblicklich in einer Art von Krisis oder doch in einem Uebergangsstadium. Dieselbe soll nämlich aus den Händen der Chrischona-Missionsgesellschaft (bei Basel), welche sie gegründet hat, aber wegen der jährlich nöthigen pecuniären Zuschüsse nicht ohne zu starke Opfer würde halten können, in Besitz und Verwaltung der deutschen Colonie von Alexandrien übergehen; die Verhandlungen darüber sind auch bereits so weit gediehen,

Digitized by Google

daß der Fortbestand des Instituts, das dem deutschen Namen alle Ehre macht und dem Einströmen deutscher Cultur hierselbst an seinem Theile mit die Wege bahnt, für die Zukunft gesichert ist. Die Geldmittel, soweit sie nicht durch das Schulgeld aufzubringen sind, bietet die Colonie durch jährliche Beiträge dar; das Patronat übernimmt voraussichtlich unser Kaiser, wie derselbe auch schon seit Jahren Patron der deutschen Kirche ist. Die technische Leitung der Schule behält der bisherige Director, doch wird außerdem eine Art von Schulvorstand bestellt, der aus sieben Mitgliedern besteht, nämlich aus dem deutschen Generalconsul, dem Schuldirector, zwei Delegirten des deutschen Kirchenvorstandes, worunter der Pfarrer, und drei Männern, die aus den Vätern der die Schule besuchenden Kinder, oder aus denjenigen Personen, welche jährlich einen Beitrag von mindestens zwanzig Franken für die Schule zahlen, gewählt werden.

Hier in Kairo macht die deutsche Schule, die vor etwa zwei Jahren im Anschluß an die deutsche Kirche und Gemeinde gegründet ist, gleichfalls die erfreulichsten Fortschritte; sie gewinnt mehr und mehr an Vertrauen und demzufolge auch an Schülerzahl. Unlängst ist sie durch ein Geschenk unsers Kaisers von 15000 Mark freudig überrascht worden, und ein ägyptischer Minister, welcher ihr zwei seiner Söhne anvertraut hat, bezeugte ihr kürzlich seine Anerkennung und Sympathie durch Spendung eines geräumigen Sonnenzeltes, das in dem einstweilen noch schattenlosen Schulhofe vortreffliche Dienste leistet.

Auch das ägyptische Schulwesen schreitet rüstig voran, und man darf sagen, hauptsächlich Dank dem deutschen Elemente, das die Einsicht des Khediwe seit einiger Zeit zu hervorragender Wirksamkeit in demselben hat kommen lassen, oder vielmehr selbstthätig dazu herangezogen hat. Herr Dor, ein französischer Schweizer, als Schulmann aber vollkommen deutsch gebildet und gerichtet, welcher das ägyptische Schulwesen mehrere Jahre lang genau studirt und dann ein sehr tüchtiges Buch „l'instruction publique en Egypte" darüber veröffentlicht hatte, ist vom Khediwe zu einer leitenden Stellung im Unterrichtswesen mit dem Titel eines Inspectors desselben berufen worden, und übt nach den verschiedensten Seiten hin eine zugleich reformirende und weiterführende Thätigkeit. Der hiesige englische Consul Rogers, ein, wie man behauptet, verdienter Gelehrter, ist gleichfalls in den Dienst der ägyptischen Unterrichtsbehörde, und zwar als „administrativer Director" eingetreten. Die nach längerem Zögern endlich eingerichteten Mädchenschulen, eine auf dem Boden des Orients unerhörte Neuerung, sollen sehr gut wirken und erfreuliche Resultate liefern. Für die höheren Regierungsschulen werden sehr häufig seitens des Unterrichtsministers durch Stellenausschreibungen, die im „Moniteur egyptien" erscheinen, europäische Lehrkräfte gesucht (denn inländische Lehrkräfte

von hinreichender Bildung sind, wenigstens für viele der hier in Betracht kommenden Unterrichtsgegenstände, noch nicht zu finden); so waren erst kürzlich drei „Professuren" ausgeschrieben, für welche zwei französische und ein deutscher „Professor" begehrt wurden. Die letztere Stelle ist einem deutschen Schweizer, Hagenmacher aus Winterthur übertragen worden (mit einem monatlichen Gehalte von 2000 Piast. Tar., d. h. über 500 Franken), und die Commission, die zur Prüfung desselben eingesetzt war, bestand aus dem obengenannten Dor, dem hiesigen deutschen Pfarrer Dr. Trautvetter, und einem seit langer Zeit hier lebenden deutschen Architekten Frantz. Zum Bibliothekar an der vor etlichen Jahren hier gegründeten und eifrig gepflegten Staatsbibliothek ist, nachdem dieser Posten bisher schon gleichfalls von einem Deutschen, Dr. Stern, versehen worden war, neuerdings abermals ein deutscher Gelehrter, Dr. Spitta aus Hildesheim, ernannt worden, und derselbe ist vor Kurzem hier eingetroffen. Daß der bekannte Afrikareisende Dr. Schweinfurth im Auftrage und mit Unterstützung des Khedive hier in Kairo eine geographische Gesellschaft gründen soll, wird man auch in Deutschland bereits aus den Zeitungen erfahren haben; er selbst verspricht sich von diesem Institute eine kräftige und erfolgreiche Förderung der auf die Erforschung Afrikas gerichteten Bestrebungen der Wissenschaft. Auch den Reisenden Dr. Nachtigal soll der Khedive an Aegypten zu fesseln und in seinem Dienste zu verwenden wünschen; man spricht ganz neuerdings davon, daß er ihn zu dem hohen Posten eines Statthalters des neu eroberten Gebietes von Darfur ernannt habe, doch vermag ich Ihnen darüber noch nichts Positives und Sicheres anzugeben.

Die finanzielle Lage des Landes ist, obgleich sie sich, soweit bekannt, durch nichts geändert hat, dennoch dem äußeren Anschein nach eine ungemein günstige. Die Bons der Regierung, die bis Ende Mai verfallen, werden schon seit Monaten zu dem niedrigen Satze von sechs Procent discontirt. Man schüttelt die Köpfe und weiß nicht wieso und warum, aber das Factum existirt und ist um so verwunderlicher, als die Zucker- und Baumwollernte im letzten Jahre quantitativ bedeutend geringer ausgefallen ist als sonst durchschnittlich. Möglicherweise ist die gegenwärtige Fluth in den Regierungskassen auf eine neue Anleihe oder ähnliche finanzielle Operation zurückzuführen, welche im Stillen und ohne daß einstweilen das Publicum davon Kenntniß hat, gemacht worden ist.

Uebrigens dürften die Geldmittel der Regierung über kurz oder lang sehr bedeutend in Anspruch genommen werden, durch die Ausführung eines augenblicklich in Berathung befindlichen Projectes, nämlich durch eine in großem Maßstabe vorzunehmende Regulirung der Bewässerung Unterägyptens. Es handelt sich darum, entweder den sogenannten Barrage, das großartige aus Mohamed-Alis Zeit stammende Stauwerk an der Spitze des Nildeltas,

Digitized by Google

welches in seiner jetzigen Anlage und weil es überdies unvollendet geblieben, die von ihm erwarteten Dienste nicht leistet, zweckentsprechend zu verändern und zu vervollständigen, oder aber, wenn dies unthunlich erscheinen sollte, einen großen Canal parallel mit dem Nil anzulegen, der schon in Oberägypten seinen Ursprung nehmend, die Wasser des Stromes gleichsam als dritter Arm neben den zwei das Delta bildenden Armen direct nach dem Unterlande leitete. Die Folge würde, abgesehen von der reichlicheren Bewässerung der schon außerhalb des Deltas vorhandenen Culturgründe, offenbar zugleich die Herstellung neuer cultivirbarer Strecken, also eine Verbreiterung des Deltas sein, wie denn dasselbe ja im Alterthum, zu Folge des vielverzweigten Canalnetzes, in der That viel breiter gewesen ist als gegenwärtig. Es tagt eben jetzt hier in Kairo eine Commission, welche diese wichtige Angelegenheit studiren und Vorschläge darüber machen soll. λ

Aus der Republik Uruguay. Die Finanzen. Krieg in Aussicht. Neuberlin. — Seitdem Don Pedro Varela durch eine Militärrevolution auf den Präsidentenstuhl gehoben wurde, drängt unser unglückliches kleines Ländchen einer schlimmen Krisis unaufhaltsam entgegen. Den Anstoß zu dieser Situation gab die Insolvenz der Banken Maná und Navia, von denen die erstere nahezu zwei Millionen Pesos Papiergeld in Circulation hatte, das plötzlich außer Cours kam. Die Schließung dieser Banken, denen die Regierung ihr berechtigtes Gesuch um ein Moratorium zunächst nicht bewilligte, gab den erwünschten Vorwand zur Errichtung einer Nationalbank, die, von der augenblicklich am Ruder befindlichen politischen Partei lange geplant, jetzt mit allen Mitteln ins Werk gesetzt werden soll. In der Deputirtenkammer verschwand durch den freiwilligen Austritt vieler ihrer Mitglieder der Widerstand gegen die das Land und den Credit retten sollenden Projecte, die in großer Zahl und eines immer unsinniger als das andere eingebracht wurden, und so ist denn endlich ein in 15 Artikel gefaßter Vorschlag des Präsidenten zur Annahme gekommen, der die Creirung von zwanzig bis dreißig Millionen Pesos, oder „so viel als nöthig sein sollte" Papiergeld decretirt, mit welcher Summe dem augenblicklichen Geldmangel im Lande abgeholfen, die rückständigen Zahlungen an Gehältern, Pensionen ꝛc. geregelt und die Staatsschulden eingelöst werden sollen. Letztere betrugen Ende 1873, wo man sie, glaube ich, zum letzten Male zusammen gerechnet hat, 43,332119 Pesos 95 Cents und war jetzt an Zinsen und Amortisationsgeldern eine Summe von über einer Million rückständig, deren Abtragung somit auch die Banknotenpresse übernehmen muß. Das so geschaffene Papiergeld hat Zwangscours und soll als einzig gültiges Zahlungsmittel bei allen Zahlungen an das Gouvernement angenommen werden, mit alleiniger Ausnahme eines Theils des Eingangszolles, der in

Digitized by Google

Gold geschafft werden muß, zur Verzinsung der auswärtigen Schuld, die auch von der Convertirung ausgeschlossen bleibt. Verzinsung und Amortisation der inneren Staatsschuld hören vom Tage des Erscheinens des Decrets an selbstverständlich auf. Einerseits garantirt die Nation diese unbeschränkte Zettelausgabe, und andererseits sollen die eingelösten Staatsschuldpapiere, in einem besonderen Kasten verwahrt, als Sicherheit dienen. Die Verwaltung des neuen papiernen Schatzes ist der „Junta de credito publico" übertragen, für die indeß wohl bald eine Nationalbank oder „Banco Urugayo" substituirt werden wird. Im ganzen Lande hat man kaum an die Möglichkeit eines solchen Decrets geglaubt, dem besonders der Großhandel in Montevideo, dessen ausländische Verpflichtungen so wie so in Gold zu zahlen sind, die lebhafteste Opposition machen mußte, und fürchtete bereits die Einsetzung einer Dictatur, doch hat sich die Kammer so gefügig gezeigt, daß eine extreme Maßregel nicht nöthig war. Der Congreß hatte sich zur Berathung der Frage in Permanenz erklärt und dann auch beigestimmt, besonders nachdem der Minister der Finanzen am 19. März erklärte: „daß er, so schwer es ihm sei, doch laut und vernehmlich aussprechen müsse, daß das Land im vollen Bankrott stände." Einer der Deputirten wollte sogar von der ausnahmsweisen Behandlung der auswärtigen Schuld nichts wissen und sie mit derselben Elle gemessen haben, wie die innere, doch wies derselbe Minister dies zurück, indem er sagte: „daß man nicht die Mittel habe, Gewalt der Gewalt entgegenzustellen, wie ja auch seiner Zeit bei den englisch-französischen Reclamationen gewiß das nicht bezahlt worden wäre, was man uns zu bezahlen zwang durch ein von zwei Geschwadern unterstütztes Ultimatum." So ist denn die That gethan, und es wird dem Lande schwer werden, sich aus der dadurch geschaffenen trostlosen Lage wieder heraus zu arbeiten; ein Protest, den das diplomatische und Consular-Corps in Montevideo erhoben haben soll, der aber vom brasilianischen Gesandten als nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt bezeichnet wird, wird auch wenig helfen. Die jetzigen Machthaber haben ihren langersehnten Wunsch zur That gemacht und werden sich die dadurch in Sicherheit gebrachte Beute nicht mehr entreißen lassen, um so mehr als sie in den Mitteln zur Erreichung derselben schon nicht wählerisch waren. Ein Beweis hiervon ist die Verbannung ihrer Hauptgegner, sechszehn einflußreicher Personen, hauptsächlich Publicisten, und darunter die drei Söhne des früheren Präsidenten Flores, die eines Tages ohne Weiteres aufgehoben, auf ein (bereits einmal condemnirtes) Schiff gebracht und unter militärischer Bedeckung nach der Insel Cuba transportirt worden sind.

Durch die jetzt leicht flüssigen Geldmittel ist die Regierung in den Stand gesetzt mehr Linienmilitär aufzustellen, um etwaige bewaffnete Aufstände

Digitized by Google

niederzuhalten, von denen es zu verwundern ist, daß sie nicht bereits hier oder dort ausgebrochen sind, zumal da Handel und Wandel in der Hauptstadt sowohl wie in der Campaña vollständig darniederliegen. Letztere leidet an den Folgen von fünf oder sechs schlechten Jahren und besonders an den großen Verlusten, verursacht durch eine Viehseuche, die Mitte vorigen Jahres an manchen Orten bis zu drei Vierteln des Viehbestandes hinwegraffte, wovon die bedeutende Zufuhr von Knochen aus dem Camp nach den Städten des Litorals das beredteste Zeugniß ist. Auch die Arbeit in den Saladeros ist gegen das Vorjahr bedeutend zurückgeblieben. Diese Etablissements, in denen das Hornvieh des Felles, Fettes und Fleisches wegen geschlachtet wird und deren sieben am orientalischen Ufer des Uruguayflusses dies Jahr in Thätigkeit waren, haben in der gegenwärtigen Saison, die Ende November zu beginnen pflegt, bis zum 7. März 139,000 Stück verbraucht, davon die Fleischextract-Fabrik in Fray Bentos 58,000, die im vorigen Jahre zur selben Zeit bereits die doppelte Anzahl geschlachtet hatte. Die Saladeros am argentinischen Ufer (Entre Rios) haben nur 94,000 Stück verarbeitet, während der diesjährige Export von trocknem Fleisch bis zum genannten Datum nach der Habana auf 203,600 Centner veranschlagt wird. Eine Folge der traurigen Verhältnisse des Landes ist auch eine seit kurzem eingetretene Auswanderung von früher eingewanderten Europäern nach Brasilien, das solchen Leuten allen Vorschub leistet und ihnen unter anderem freie Fahrt bis die in brasilianischen Häfen gewährt, von der Viele nur zu gern Gebrauch machen.

Leider droht auch in anderer Hinsicht eine Gefahr vom benachbarten Kaiserreich. Die alten Rivalitäten zwischen dieser Macht und der Argentinischen Republik leben wieder auf, diesmal hervorgerufen durch die von letzterer angeordnete Befestigung der Insel Martin Garcia, deren neutraler Charakter in früheren Verträgen ausgesprochen sein soll. Diese höchstens eine Quadratlegua große Insel liegt am Ausfluß des Uruguay in den Rio de la Plata und gehörte geographisch eigentlich zu diesem Lande, von dem sie nur durch einen schmalen Flußarm getrennt ist; sie ist indeß unter der erwähnten, nicht ganz feststehenden Bedingung der Neutralität bei der Trennung der beiden Republiken bei der Argentina geblieben und würde, genügend befestigt und armirt, den Zugang zum Uruguay und Parana und somit das ganze Flußgebiet bis Paraguay und der brasilianischen Provinz Matto grosso hinauf absperren können, wohin ja eine Landverbindung bis jetzt nicht eingerichtet werden konnte. Dies ist der zunächst zu Tage liegende Grund der Mißstimmung zwischen den beiden Ländern, in denen auf beiden Seiten die Existenz einer kriegslustigen Partei nicht geleugnet werden kann; kommt diese, wie man fürchtet, durch einen Ministerwechsel auch in Brasilien ans Ruder,

ſo iſt der Krieg um ſo leichter möglich, als die Regierung in Buenos Ayres ſchwerlich nachgeben wird, und weil der Braſilien freundliche General Mitre nach der mißlungenen Revolution vom November vorigen Jahres im Gefängniß auf ſeine Verurtheilung wartet; er ſitzt im Städtchen Lujan in demſelben Hauſe, in dem der jetzige Papſt im Jahre 1824 auf einer Reiſe nach Chili eine Nacht zugebracht hat. Wenn die beiden großen Länder, Braſilien und die Argentina, aufeinanderplatzen, wird die Republik Uruguay, zwiſchen beiden gelegen, ſich für eines oder das andere entſcheiden müſſen. Bei dieſer Entſcheidung wird die Forderung von ſieben Millionen Peſos, die der Vizconde de Maná in Folge der Liquidation ſeiner Bank an das Gouvernement macht, ſchwer ins Gewicht fallen. Es verlautet übrigens, daß die Braſilianer bereits bei Santa Roſa, wo der Uruguay aus ihrem auf das orientaliſche Gebiet übertritt, Schanzen bauen, und daß ein neuer Aufſtand im benachbarten Entre Rios vorbereitet wird.

Der Sturm, den der Pöbel in Buenos Ayres Ende Februar auf die Jeſuitenklöſter machte und worüber die Nachrichten wohl ſchon vor einiger Zeit nach Europa gelangt ſind, hat weiter kein Nachſpiel gehabt; auch das Jubiläumsjahr bringt, außer etwas größerem Pomp in den Kirchen, nichts Neues. Man iſt geſpannt, ob es dem Dr. Aneiros, Erzbiſchof von Buenos Ayres, dem ſein Verluſt aus dem Kloſterſturm erſetzt worden iſt, die Cardinalsrobe bringt, für welche dort bereits geſammelt wird.

In dieſen Tagen hat die Regierung in Montevideo die Anlegung einer neuen Stadt genehmigt; ſie ſoll „Berlin“ heißen und liegt am linken Ufer des Uruguay, etwa elf Leguas oberhalb Fray Bentos auf einem den Herren Carl und Richard Wendelſtädt gehörigen, zur Bebauung vortrefflich geeigneten Terrain, mit einem für die größten Seefahrzeuge zugänglichen, geräumigen Hafen, und in der Nähe des im hieſigen Lande einzig daſtehenden landwirthſchaftlichen Etabliſſements der genannten Herren, deſſen diesjähriges Product an Waizen, Mais und Gerſte ein außerordentlich günſtiges geweſen iſt. Bei der bekannten eifrig ſchaffenden Thätigkeit jener beiden Brüder, und bei der allſeitig günſtigen Lage dieſes neuen Berlins iſt an ſeinem Aufkommen nicht zu zweifeln, wenn überhaupt das Land im Stande iſt, ſich über die jetzige troſtloſe Situation fortzuarbeiten.

Buenos Ayres bringt uns ein neues „Argentiniſch-deutſches Wochenblatt“, aus deſſen erſten Nummern eine talentvolle Anordnung der Aufſätze erſichtlich iſt. Der Stil des Blattes iſt auch freier von jenem amerikaniſchen Deutſch, das, durchſetzt mit engliſchen und ſpaniſchen Floskeln, zu leicht zur Umgangs- und Schriftſprache der hieſigen Deutſchen wird und ſo auch in die bisher hier erſchienenen deutſchen Blätter übergegangen iſt.

Als Nachſchrift zu meinen obigen Bemerkungen kann ich noch anführen,

Digitized by

daß das kaum zur Ausgabe gelangte neue Staatspapiergeld bereits einen Discont von fünfundvierzig bis fünfzig Procent erleidet. Die Folgen des allgemeinen Mißtrauens gegen diese unfundirten Werthzeichen lassen sich augenblicklich gar nicht beurtheilen. P. R.

Aus Berlin. Zwei Processe. Vom Cultusminister. — Das Erkenntniß des Kammergerichts in dem großen Staatsproceß gegen den Grafen Arnim ist strenger ausgefallen, als es Freund und Feind erwartete. Man war in politischen und juristischen Kreisen der Meinung gewesen, das erstinstanzliche Urtheil würde einfach bestätigt werden, und nun sind aus den drei Monaten neun geworden. Außer diesem Resultat bot der Proceß vor dem Kammergericht für das große Publicum wenig Interesse. Zu den bekannten Thatsachen war nicht das mindeste Neue hinzugekommen, die factischen Vorgänge wurden nur obenhin berührt und es handelte sich in der Hauptsache um die formelle Frage, ob das Berliner Stadtgericht für diesen Fall competent gewesen und unter welchen Paragraphen des Strafgesetzbuchs das seiner Natur nach zweifelhafte Vergehen zu stellen sei. Auch die Vertheidigung hatte sich durch ihre glänzenden Leistungen in der ersten Instanz offenbar erschöpft und war sichtlich matt geworden. Es wäre zu wünschen, daß damit diese leidige Angelegenheit, welche in der ruhmreichen Geschichte des preußischen Beamtenthums bisher ein Unicum war, aus der Welt geschafft wäre.

Wir leben in der Zeit der Processe! Dieser Tage ist noch eine andere seit Jahr und Tag schwebende Gerichtsverhandlung zu Ende gegangen, deren Anfänge ihrer Zeit großes Aufsehen machten. Unmittelbar nach dem Kullmannattentat erging bekanntlich eine strenge Verfolgung über viele katholische Vereine, in welchen ja die intellectuelle Urheberschaft des Verbrechens zu suchen war. Auch in Berlin wurden die vier bestehenden Vereine dieser Richtung polizeilich geschlossen und die Staatsanwaltschaft beantragte die definitive gerichtliche Schließung und die Bestrafung der Leiter dieser Genossenschaften, welche sich unberechtigter Weise mit Politik beschäftigt und mit anderen Vereinen in Verbindung getreten. Unter den Angeklagten erschien der bekannte geistliche Rath und Reichstagsabgeordnete Müller, die eigentliche Seele der ultramontanen Agitation in unseren Gegenden, und der Verleger der „Germania“ Eirund. Es wurde mit Leichtigkeit constatirt, trotz des Widerspruchs der Angeklagten, daß wenigstens der „katholische Gesellenverein“ in der That Politik getrieben hatte, und daß der angebliche Zweck, die jungen Leute dem verwildernden großstädtischen Leben zu entziehen und ihnen „etwas fürs Herz“ zu bieten, in Wirklichkeit in eine recht lebhafte politisch-kirchliche Agitation ausgeartet war. Von welcher Art dieselbe war, kann man sich leicht denken. Eine für die Gesinnung dieser Kreise recht bezeichnende Aeußerung verdient

Digitized by Google

bei der Gelegenheit hervorgehoben zu werden. Der besagte geistliche Rath Müller berichtet einmal in einem zur Verlesung gelangten Briefe an einen Bruder im Herrn über die Früchte der Vereinsthätigkeit und meint resignirt: „Wir leiern vorläufig so weiter und müssen uns gedulden, bis der nächste Krieg eine politische Entscheidung bringt." Die Sammlung schöner Aussprüche bewährter Patrioten von ultramontaner Färbung ist zwar schon reichhaltig genug, aber auch das obige Wort verdient registrirt zu werden. In diesem Geiste mögen auch die Vorträge im Verein gewesen sein; denn, wie der Pfarrer Störmann in Salzwedel Kullmannschen Angedenkens, der bei dieser Gelegenheit aus dem Grabe erweckt wurde, in dem Concept zu einem solchen Vortrag bemerkte: „Auf der Kanzel muß sich heutzutage ein Geistlicher in Acht nehmen, wie ein Schieferdecker auf dem Dache; spricht er zweideutig von Holofernes oder Herodes oder Pilatus, so riskirt er angezeigt zu werden. Da nun aber ein solcher Verein keine Kanzel ist, so kann man eben im Verein mehr sagen als auf der Kanzel." Das Ende dieser lehrreichen und charakteristischen Verhandlung war der gerichtliche Schluß des schlimmsten Auswuchses der ultramontanen Vereinsthätigkeit in Berlin, während der Gerichtshof bei den anderen die Schuld nicht für erwiesen erachtete.

Es ist merkwürdig, wie trotz aller Wühlerei und Verhetzung der gesunde Sinn des katholischen Volks sich doch hie und da gewaltsam Bahn bricht. So reist jetzt unser Cultusminister, der doch die Verantwortung für die ganze „Kirchenverfolgung" trägt, in den finstersten Gegenden des Rheinlandes umher, und das katholische Volk begegnet ihm nicht mit mürrischem Schweigen oder drohenden Verwünschungen, nein, mit Fackelzügen, Festessen, Ansprachen und landesüblichen Ovationen aller Art. Und dergleichen ist nicht etwa von einigen officiellen Persönlichkeiten mühsam gemacht, sondern aus der Mitte der Bürgerschaften freiwillig und ungezwungen hervorgegangen, und gewinnt dadurch geradezu den Charakter einer staatsfreundlichen, antiultramontanen Demonstration der gebildeteren Volksklassen, eines Protestes dieser Gesellschaftskreise gegen so viele Ausbrüche des Fanatismus, welche sich der aufgehetzte Pöbel in eben jenen Gegenden zu Schulden kommen läßt, wie gerade dieser Tage wieder in dem westfälischen Rheine, wo der ordnungsstiftende Bürgermeister von einer wüthenden Rotte mit einem Messer (es soll freilich, wie die ultramontanen Blätter entschuldigend bemerken, „ein ziemlich kleines Messerchen" gewesen sein) blutig bearbeitet wurde. Von einer solchen Agitation, die nur noch auf die wüsten Leidenschaften speculiren kann, beginnen sich doch die bessern Bestandtheile des katholischen Volkes allmählich zurückzuziehen.

Von sonstigen politischen Ereignissen, welche die Stille der letzten Woche durchbrachen, dürfte nur die glückliche Beendigung unserer diplomatischen Verwicklung mit Belgien hervorzuheben sein. Der ganze Zwischenfall, der in

einer ungebührlichen Weise aufgebauscht worden, ist durch die Vorlegung des belgischen Gesetzes, welches die Drohung mit Attentaten strafbar macht, und durch die freundschaftlich dankenden Worte unseres Gesandten in Brüssel erledigt und die guten Beziehungen zu unserm bisweilen etwas dreisten belgischen Nachbarn mit seinen klericalen Allüren und Herzensneigungen werden hoffentlich nach der jüngsten Lection sobald nicht wieder gestört werden. In Erwiederung des Entgegenkommens der belgischen Regierung wird nunmehr auch unser Strafgesetzbuch, welches hinsichtlich solcher unnützen Attentatsschmiede ebenfalls eine Lücke enthielt, mit einem „Paragraph Duchesne" bereichert werden.

Literatur.

Kunsthistorische Literatur. I. — In der letzten Zeit mehren sich in bemerklicher Weise die Stimmen, welche den Werth der bildenden Künste als Bildungsmittel betonen und die Einführung des kunsthistorischen Unterrichts in den Lehrplan der Gymnasien empfehlen. Schwerlich werden dieselben sich in weiteren Kreisen raschen Eingang verschaffen und eine baldige Aenderung der herrschenden Erziehungssitte herbeiführen. Gilt doch die Kenntniß der Musik als ausreichend, um sich im Besitze künstlerischer Bildung zu fühlen und der Erwerb mechanischer Fertigkeit im Clavierschlagen wieder als gleichbedeutend mit musikalischer Bildung. Die Musik erscheint als die wahre Hauskunst, unentbehrlich zur Pflege unserer Phantasie und ausschließlich in dem Geiste der Gegenwart wurzelnd. Die Beschäftigung mit den bildenden Künsten dagegen, die Betrachtung ihrer Schöpfungen setzt angeblich eine besondere Artphantasie voraus, und wird als ein Sonntagsvergnügen angesehen, das unter Umständen auch aufgegeben werden kann. Gegen diese Vorurtheile mit Erfolg anzukämpfen, darauf muß wohl das lebende Geschlecht verzichten. Genug, wenn es die Waffen erzeugt und schärft und immer wieder den Beweis antritt, daß die musikalische Kunst, gerade weil sie momentan die heftigsten Empfindungen erregt und einen Seelenrausch weckt, einen nachhaltigen stetigen Einfluß auf die Entwickelung des Geistes nur schwer auszuüben vermag, die künstlerische Bildung des Individuums nicht allein beherrschen kann. Die Gedanken lagern in ihr in einem undeutlichen Dämmerlicht, die Formen schweben und fließen in einander. Das ist bezaubernd und sinnberückend, verhallt aber auch verhältnißmäßig bald wieder.

Dem anderen Wunsche, schon die Jugend der Mittelschulen mit den hervorragendsten Kunstwerken und Kunstformen vertraut zu machen, stellt sich die

Digitized by Google

nicht unberechtigte Sorge entgegen, daß die ohnehin bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Ueberbürdung derselben mit Lehrstoff dadurch noch vermehrt würde. Die Einfügung eines neuen Lehrgegenstandes in den Gymnasialunterricht wird auf einen allgemeinen Widerstand stoßen, den wir am wenigsten mißbilligen möchten. Abgesehen davon, daß schon die Rücksicht auf die Wehrpflicht, der unsere Söhne unterworfen sind, zum Maßhalten auffordert und eine Schonung der leiblichen Kräfte empfiehlt, eine ausschließliche Schulstallfütterung verbietet, so liegt das Ziel der wünschenswerthen Gymnasialreform in der größeren Concentration des Unterrichtes. Es nehmen die Disciplinen, die bereits gegenwärtig in den Mittelschulen gelehrt werden, täglich so sehr an Umfang zu, daß sie zuweilen nur auf Kosten der Vertiefung äußerlich bewältigt werden können. Da bleibt selbstverständlich für einen neuen Wissenszweig kein Raum. Nur in einem Falle ist seine Einführung möglich: wenn er einer schon zu Recht bestehenden Disciplin ohne wesentliche Vermehrung des Stoffes eingeordnet werden kann. Das kann nur durch eine Aenderung der Methode geschehen. Zu demselben Resultate gelangt auch der Schriftsteller, welcher zuletzt die Frage erörtert hat. Ein namhafter Archäologe, dessen erste Schritte in der Wissenschaft Brunn lenkte und welchem wir von Herzen wünschen möchten, daß er bald die Muße gewinne, den klassischen Kunststudien ausschließlich zu leben, Friedrich Schlie, hat jüngst „zwei populäre Vorträge aus dem Gebiet der Kunst- und Alterthumswissenschaft*) herausgegeben, von welchen der zweite die Einführung der Kunstgeschichte in den Lehrplan der Gymnasien behandelt. Seine lesenswerthe Abhandlung schließt mit folgenden Worten: „Ich bin des Glaubens, daß, sobald nur erst eine andere Stellung des Griechischen auf den Gymnasien erreicht sein wird, sobald erst der dieser Sprache und ihrer Literatur gebührende Vorrang vor dem Lateinischen zu einer Thatsache geworden sein wird, auch die Kunstgeschichte einen größeren Einfluß gewinnen muß. Man wird erkennen, daß die Größe und Höhe des griechischen Alterthums ganz unmöglich ohne die Kunst begriffen werden kann. Dann wird man der Unterweisung in der Geschichte des Alterthums die in der alten Kunst und (aus ähnlichen Gründen) dem Unterrichte in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit den Unterricht in den entsprechenden Gebieten der mittelalterlichen und neuen Kunst als Parallele an die Seite setzen. Und man wird erkennen, daß man kein neues Fach zu vielen hinzufügt, sondern dem Unterricht in der Geschichte nur eine Verinnerlichung und geistige Vertiefung gegeben hat; man wird wahrnehmen, daß durch diese Vermehrung die Bildung nicht zersplittert, sondern condensirt wird."

Die Reform des historischen Unterrichtes, welche Schlie in diesen Worten

*) Rostock, Stillersche Buchhandlung 1875.

Digitized by Google

ausdrückt, wird, wie wir fest überzeugt sind, noch aus anderen Gründen angeregt und durchgeführt werden. Darüber herrscht nur eine Stimme, daß der ideale Sinn dem jugendlichen Geschlechte abhanden zu kommen droht. Diese Gefahr wird nicht allein durch die Lebenshast, die unserem Jahrhundert innewohnt, die berechnende Eile, bald zum Ziele, zum Genusse zu kommen, heraufbeschworen; sie wird auch dadurch nahe gerückt, daß die Pflege jenes Gedanken- und Empfindungskreises, für welchen in alle Ewigkeit der Namen des religiösen Kreises gelten wird, in der gegenwärtigen Jugend auf große Schwierigkeiten stößt, nahezu verkümmert. Der confessionelle Unterricht, der die Religiosität wecken soll, hat längst alle Bedeutung und jeden tiefern Werth verloren. Schwerlich wird eine Mittelschule genannt werden können, in welchen der sogenannte Religionsunterricht nicht entweder als ein lästiger Zwang oder als eine lächerliche Formalität angesehen wird. Eine Aenderung darin ist um so weniger zu erwarten, als die wissenschaftliche Bildung die confessionellen Schranken täglich mehr abstreift, täglich selstständiger, abgeschlossener sich entwickelt.

Wir Männer werden, jeder in seiner Weise der religiösen Empfindung gerecht und haben gelernt, dieselbe zu bewahren und zu läutern, mögen wir immerhin mit bestimmten Glaubensansichten im Streite liegen. Ueber dem Kampfe aber haben wir viel von unserer Empfindungsfrische und von unserem unmittelbaren Schwunge verloren. Wir wollen dem nachwachsenden Geschlechte unsere herben Erfahrungen ersparen, ihm eine ruhigere, friedliche harmonische Bildung verschaffen, wir wollen, daß es ohne heftige Störungen zu einem bessern Gleichgewicht der Kräfte gelange und die alten idealen Anschauungen sich wieder erwerbe. Dazu wird am besten der historische Unterricht verhelfen, freilich nicht jener, wie er bisher vielfach geübt wurde, so daß man alles andere eher als die Ueberzeugung strenger Gesetzmäßigkeit und stetiger Entwickelung aus demselben schöpft, oder an den Gedanken freier Erhebung des Einzelnen, begeisterter Hingabe desselben an das Ganze sich labt und erfrischt. So denken wir uns denselben ertheilt, daß der Glaube an das ideale Wesen des Menschen durch denselben entzündet, die Tugend der Demuth, weil die Einzelkraft so wenig für sich vermag, gelehrt, aber gleichzeitig auch das Bewußtsein, daß der Einzelne nur in dem Allgemeinen und für das Allgemeine lebt, geweckt wird. Dann aber müssen auch die reinsten Offenbarungen des menschlichen Geistes, in welchen das Individuum in seiner mächtigsten Kraft und größter Herrlichkeit erscheint und doch nur als das Organ der Gattung auftritt, in dem Vordergrunde der Schilderung stehen. Wie die ästhetische Empfindung hart an die religiöse anstreift und in Wechselbeziehung zu derselben steht, so führt auch die Erzählung von den Schicksalen der Kunst, der dichtenden und der bildenden in einen der religiösen Sphäre verwandten Gedankenkreis und weckt in der

Digitized by Google

Jugend den idealen Sinn, der sonst aus Mangel an Nahrung verkümmern müßte.

Von diesen Dingen, wie es ihre Wichtigkeit verdient, ausführlich und eingehend zu reden, müssen wir uns versagen. Wir berührten sie nur, um für die These: Einführung der Kunstgeschichte in den Lehrplan der Gymnasien neue Stützen zu gewinnen. Wir wenden uns zu der unmittelbar praktischen Frage: Was ist denn geschehen, um die Verkörperung dieses Planes möglich zu machen, über welche Hülfsmittel verfügt die Mittelschule, welche dem kunsthistorischen Unterricht den Eingang verschaffen will. Schlie führt manches werthvolle Material, welches für Schulzwecke dienlich ist, an, wie z. B. die Tafeln von Laumitz, die vortrefflichen Heroen- und Göttergestalten Conze's. Das Beste darin haben aber bis jetzt die Engländer geleistet, deren Bemühungen um die Verbreitung gediegener Kunstbegriffe alles weit hinter sich zurücklassen, was auf dem Continente tappend und rathend, ohne ausreichende Mittel und ohne energische Ausdauer versucht wurde. Die Verwaltung des britischen Museums hat soeben eine Reihe von Musterblättern herausgegeben*), welche die Entwickelung der bildenden Künste von ihren orientalischen Anfängen bis zum Schluß der klassischen Periode versinnlichen sollen. Aegyptische Sculpturen und assyrische Reliefs, der plastische Schmuck des Parthenon u. s. w. bilden den Inhalt der 60 Tafeln, welche in der Höhe von 2 Fuß und in entsprechender Breite in trefflichem photographischen Druck (Autotype) ausgeführt, ohne Zweifel ihren Zweck erfüllen und weite Kreise in England für das Verständniß der großen alten Kunst gewinnen werden. Ob auch bei uns, macht der für unsere Verhältnisse etwas hohe Preis von 800 Mark für die ganze Sammlung zweifelhaft. Hoffen wir, daß ein ähnliches Unternehmen, unsern wirthschaftlichen Verhältnissen angepaßt, auf deutschem Boden erstehen werde. Wir erinnern uns bei diesem Anlasse an den Versuch, welchen ein bewährter Kunstforscher in Breslau, Hr. Dr. Luchs vor Jahresfrist machte, mit Hilfe großer Wandtafeln die Helden des Mythus und der Geschichte von Moses bis zum gewaltigen Reichskanzler dem Auge der Jugend vorzuführen. Die Tafeln sollten nach dem Prospekt, wenn unsere Erinnerung nicht täuscht, einen doppelten Zweck erfüllen, als Zeichenvorlagen benutzt werden und bei dem Unterricht in der Geschichte als Anschauungsmaterial sich verwenden lassen. An diesem „viel erreichen wollen" fürchten wir, wird der Erfolg des sonst so löblichen Werkes scheitern. Die Probe, die wir von demselben sahen, zeigte den Kopf Bismarcks und des Apoll von Belvedere. Alle Begeisterung für den Reichskanzler in Ehren, aber diese Zusammenstellung lockt unwillkürlich zum Lachen. Wir

*) A series of larges reproductions of typical specimens illustrating the development of art.

Digitized by Google

wissen die Größe des einzigen Mannes wohl zu würdigen, aber zu einem ist er untauglich: als Zeichenvorlage zu dienen. Wir empfehlen Trennung der beiden Zwecke und demgemäß auch Verschiedenheit der technischen Ausführung, jenachdem das Blatt die eine oder die andere Bestimmung erhält. In kecken, für den näheren Anblick groben Zügen, können die Kopftypen entworfen werden, welche hoch von der Schulwand herab den Blick der Schüler treffen und die Erinnerung an die dargestellte Persönlichkeit festhalten sollen; in ganz anderer Weise denken wir uns Blätter ausgeführt, welche die formelle Phantasie eines Jünglings anzuregen, sein Auge und seine Hand zu bilden bestimmt sind. Es hat vollständig unseren Beifall, wenn man zu Zeichenvorlagen Gegenstände wählt, die auch durch ihren Inhalt, ihre historische Bedeutung das allgemeine Interesse fesseln; nur darf dadurch die Hauptabsicht, die man bei der Wahl der Blätter haben mußte, nicht verkürzt werden. Für den historischen Anschauungsunterricht bleiben die Dienste der Photographie unentbehrlich; schon dadurch wird was jenem dient, von Zeichenvorlagen scharf geschieden. Doch müssen wir wünschen, daß der kunsthistorische Unterricht ästhetische Anregungen nicht ausschließe. Hier ist den vervielfältigenden Künsten, dem Holzschnitte und Kupferstiche eine große Rolle beschieden. Es muß möglich gemacht werden, daß die Jugend wenigstens einzelne musterhafte Kunstschöpfungen in würdiger kunstgerechter Nachbildung kennen lernt. Auf die Quantität kommt es durchaus nicht an. Hat sich an der Betrachtung eines Werkes das rechte Feuer entzündet, so bleibt ein nachhaltiger, sicher leitender Eindruck zurück. Es kann aber auch möglich gemacht werden, daß die Jugend und alle Kunstfreunde mit trefflichen Nachbildungen hervorragender Werke vertraut werden. Die Association schafft Mittel und Wege, um einerseits Kupferstechern und Holzschneidern würdige Aufgaben zu stellen und Kunstfreunden andererseits auf billige Weise zu guten Blättern zu verhelfen, welche belehren, indem sie hervorragende Kunstwerke reproduciren, ähnlich wie der Clavierauszug größerer musikalischer Schöpfungen belehrend wirkt, und durch die künstlerische Ausführung einen selbstständigen ästhetischen Genuß bereiten. Gegenwärtig sind zwei Gesellschaften in diesem Sinne thätig, die société française de gravure und „die Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst". Die erstere besteht seit 1868, die andere, die sich einer großen Zahl von Mitgliedern auch in Deutschland erfreut, ist 1871 gegründet worden. Ehrlich gesprochen, müssen wir den entschiedensten Vorzug dem französischen Verein einräumen. Zwar klagen auch in Frankreich gewichtige Stimmen über den Vorfall der Kupferstecherkunst. Wir erinnern an den Brief, den Henriquel Dupont an den berühmten italienischen Kupferstecher Aloysio Juvara schrieb, an denselben Juvara, dessen Tod durch eigene Hand wir in den letzten Wochen beklagten und dessen letztes Werk: die Rafaelische Madonna mit Heiligen

(Mad. des Klosters St. Antonio in Perugia) ihn den besten Meistern des Faches gleichstellt.

Immerhin lebt gerade auf dem Gebiet der Kupferstecherkunst in Frankreich eine glorreiche Tradition, von welcher kein Künstler, sei er im übrigen noch so keck und rücksichtslos „realistisch", abweicht und herrscht für die ernste Kunst ein gewisser Respect, der da den Leitern der Gesellschaft gestattet, bei der Wahl der Blätter eine strenge Auswahl zu treffen. Tizian, Rafael, Correggio, Memling, Luini, Lesueur, Champagne bilden den Kern der französischen Publication. Der Wiener Verein hat die an sich lobenswerthe Absicht, das lebende Malergeschlecht in erster Reihe uns vorzuführen, und wir sind ihm gewiß dankbar, daß er uns mit so prächtigen Leistungen, wie den Führichsschen Cyclus vom verlornen Sohn, mit Werken Rahl's, Knaus', Vautiers, Friedländers u. s. w. bekannt gemacht hat. Leider sind aber auch viele ganz untergeordnete Arbeiten, deren Mängel durch die Nachbildung erst recht sichtbar werden, unter die Vereinsblätter aufgenommen worden. Offenbar sind die Leiter des Vereins zu dieser nachsichtigen Behandlung gewöhnlichen Mittelgutes dnrch den Wunsch verführt worden, den Mitgliedern recht viele Blätter zu liefern, das „Album" der Gesellschaft rasch zu füllen. Gewiß verzichtet aber die Mehrzahl der Mitglieder auf die mittelmäßigen Blätter, die man doch höchstens nur einmal ansieht, zumal wenn durch das Maßhalten die Abhetzung der Kupferstecher beseitigt, diesen die Muße gegönnt würde, ihre Platten ruhig zu vollenden. Das Interesse, das wir an dem Gedeihen des Wiener Vereins nehmen, macht es uns zur Pflicht, vor der Ueberbürdung der einzelnen Künstler zu warnen, und zu mahnen, daß nicht so sehr auf die Leichtigkeit ihrer Productionskraft gesündigt werde. Ein hervorragendes Talent der modernen Radirkunst, William Unger, vielfach für den Verein beschäftigt, wird kaum im Stande sein, noch lange seine selbstständige Kraft und seine Frische zu bewahren, wenn er die Schnellarbeit der letzten Jahre weiter treibt. Seine jüngsten Arbeiten zeigen bereits eine gewisse Einförmigkeit, von welcher die früheren Blätter sich vollkommen frei erhielten. Daß die Kupferstecher Martin und Sonnleiter bei längerer Vertiefung in ihre Arbeit im Stande sind, besseres zu leisten, wollen wir auch hoffen, und aus diesem Grunde die stumpfen und matten Grabstichelblätter, die die letzten Jahrgänge des Albums brachten, mit Stillschweigen übergehen. Bekennen müssen wir nur, daß weder die „ereilten Flüchtlinge", eine herzlich triviale Composition Kurzbauers, von Sonnleiter gestochen, noch Ramberg's „am Stickrahmen", eine Scene, die werth gewesen wäre, vor einem Menschenalter einen Neujahrsalmanach zu schmücken, von Martin reproducirt, dem Vereine zur besonderen Ehre gereichen. Und weil wir einmal tadeln, so wollen wir auch mit unserer Meinung über Faust und Gretchen, nach einer Zeichnung

des Gabriel Max von Hecht in Holz geschnitten, nicht zurückhalten. Der Holzschnitt ist ein technisches Bravourstück, dem wir alle Anerkennung zollen. Die Bewältigung des Materials, wie sie uns hier Hecht offenbart, ist eine so vollkommen freie und vollkommene, daß ein weiterer technischer Fortschritt kaum gedacht werden kann. Die Composition selbst, von dem über Gebühr belobten und bewunderten Gabriel Max stehen wir nicht an für die schimpflichste Prostitution Goethescher Poesie zu erklären, die uns seit Jahren vorkam. Sogar der erbärmliche Seibertz, der auch Illustrationen zum Faust gesündigt hat, zeigt sich pietätsvoller gegen den Dichter, als Gabriel Max, dessen letztes Werk, der augenverdrehende Christuskopf, die Kunst zu einem groben Kunststücke herabsetzt. Eine dicke Person, deren Reize nach Pfunden gewogen werden, mit einem widerlichen Speckhalse, den wulstigen Arm ausgestreckt, wie Koketten auf einem Sommertheater zu thun pflegen, wenn sie den Liebhaber durch erheuchelten Widerstand zu kirren hoffen, so stellt sich das Goethesche Gretchen in der Phantasie des Gabriel Max dar; sein Faust ist aber ein lederner Geselle, der von Rubens einige Formen entlehnt hat, um seine Hohlheit aufzubauschen. Sind diese beiden Figuren eine treue Verkörperung der Goetheschen poesievollen Gestalten, dann kann auch der Offenbach'schen schönen Helena der klassische Charakter nicht abgesprochen werden.

Wir haben ein um so größeres Recht, gegen diese Auswüchse der Phantasie, welche die schlimmste Zeit des zweiten Kaiserreichs bei uns einbürgern wollen, streng einzuschreiten, als unser Volk zeigt, daß es für das Einfachgroße und wahrhaft Schöne einen offenen Sinn besitzt, und dankbar jede gute Spende annimmt. Um Raum für diese zu schaffen, muß das Schlechte beseitigt werden, um die Freude an der wahren Kunst ungetrübt zu erhalten, darf das Gleißnerische und Glitzernde keine Duldung erfahren. Der richtige Sinn des Volkes offenbart sich in der überraschend günstigen Aufnahme, welche z. B. Raabs trefflicher Stich nach der Rafaelischen Madonna di Tempi erfahren hat, und in dem Beifall, welchen die Ankündigung einer farbigen Ausgabe der Prellerschen Odysseelandschaften findet. Es wird auch durch die Gunst, welche ernste und gediegene kunsthistorische Werke genießen, bewiesen. Vor uns liegt die erste Lieferung der fünften verbesserten Auflage von Lübkes Geschichte der Architektur. Die Thatsache, daß im Laufe von zwei Jahrzehnten vier starke Auflagen vergriffen wurden, ist beredter als jedes Lob. Von den Handbüchern des Verfassers erfreut sich die Geschichte der Architectur der größten Popularität und sie scheint uns auch, ohne daß wir deshalb den Verdiensten der andern Werke zu nahe treten wollen, vom Verfasser mit einer gewissen Vorliebe gearbeitet. Daß die neue Ausgabe den gleichen Beifall finden wird, wie ihre Vorgänger, daran zweifeln wir nicht, da sie denselben in gleichem Maße verdienen wird. Bei der Durchlesung der

oogle

ersten Bogen stießen wir nur auf zwei Punkte, die zu einer weiteren Erörterung Anlaß geben könnten. Der Verfasser nennt noch immer das kleine Steinmonument in der Ebene von Mourghab: das Grab des Cyrus. Zunächst scheint uns über die Beschaffenheit des Denkmals unter den Beschreibern nicht die wünschenswerthe Klarheit zu herrschen. Lübke spricht von „sieben kolossalen Stufen" und dem „mächtigen viereckigen Unterbau". Die Maße, die er für die Platten angiebt, welche diesen terassenförmigen Unterbau bilden, dreiundvierzig Fuß Länge bei siebenunddreißig Fuß Breite, stehen damit nicht in Uebereinstimmung, vollends wenn man den entsprechenden Passus aus Kuglers Kunstgeschichte (edit. 1872) heranzieht, wo es heißt: daß des Cyrus Grab eine „kleine Stufenpyramide, sechszehn und ein halb Fuß hoch, oberhalb mit einem kleinen Tempelhäuschen gekrönt", sei. Weiter aber behaupten Orientalisten, wie z. B. Lassen, daß das Grab nicht dem großen Cyrus, sondern dem jüngeren Cyrus, dem Bruder des Artaxerxes Mnemon angehöre, was nicht allein chronologisch einen großen Unterschied macht, sondern auch auf die Beurtheilung der persischen Kunst einen entscheidenden Einfluß übt. Der andere Punkt betrifft die Anfänge der ägyptischen Architectur. Hier wird von den Pyramiden in einer Weise gehandelt, welche den Leser zu dem Glauben verleiten könnte, als sei von den Pyramiden der Maßstab der altägyptischen Kunstbildung abzulesen. Das ist ein ebenso großer Irrthum, als wollte man dem Urtheil über die mittelalterliche Architectur ausschließlich den Thurmbau zu Grunde legen. Trotz ihrer riesigen Verhältnisse waren die Pyramiden doch nicht die höchste Leistung der Aegypter, sie sind auch durchaus nicht primitiv in ihrem Wesen. Als dieselben erbaut, „kolossale Massen aufgethürmt wurden", verstanden die Aegypter gar wohl architectonisch zu gliedern und hatten sie eine lange Kunstperiode bereits hinter sich. Zur Pyramide gehört, wie zahlreiche Grabbilder zeigen, ein Tempel und von diesem letztern muß stets der Ausgangspunkt des historischen Urtheils genommen werden. Mit einem Pyramidenstil die Erzählung von der ägyptischen Architectur zu beginnen, das mahnt an die frühere Sitte, die altägyptische Plastik als eine durchaus schematische und schablonenhafte zu bezeichnen, ihr jedes feinere Verständniß des Organismus abzusprechen. Wir sind sicher, daß der Verfasser auch hier das Richtige gemeint hat, ein kleiner Wechsel in der Anordnung hätte aber vielleicht das mögliche Mißverständniß besser verhütet. — Eine Reihe anziehender kunsthistorischer Monographien, bestimmt die nationale Kunstbildung zu heben, soll in nicht zu langer Frist besprochen werden.

Anton Springer.

Laubes gesammelte Schriften. 1. Bd. Erinnerungen 1810 bis 1840. Wien, W. Braumüller. — Wohl hat das Publicum ein Recht, nach

der Bedeutung deſſen zu fragen, der ihm ſeine „Erinnerungen" beut. Denn wenn dergleichen Aufzeichnungen auch nicht identiſch ſind mit der Schilderung des Entwickelungsganges der eigenen Individualität, ſo müſſen ſich beide doch nothwendig ſtreifen und werden oft in einander übergehen. Dies um ſo häufiger und intenſiver, je ſtärker die Subjectivität des Schreibenden iſt. Laube war ſich dieſer Gefahr, die ihm ſeiner Natur nach näher lag, als vielen andern, wohl bewußt; er erkannte wohl, daß man leicht das eigene Ich zu wichtig mache, und er wollte das als Hauptſache betrachtet wiſſen, was er geſehen und erfahren hatte. Es iſt nur zu billigen, daß er uns mit der Darſtellung ſeines inneren Lebens verſchont, daß er den anderen und bedeutenderen Factor unſeres Werdens, die äußeren Eindrücke, bewußt und entſchieden hervorhebt. Denn das Uebrige wird ja doch die begleitende Betrachtung leicht ſich ergänzen können, wenn ſie anders dazu aufgelegt iſt. Und ſo erſcheint das Unternehmen minder verfänglich, zumal wenn man die Stellung in Betracht zieht, die Laube in der literariſchen Entwickelung unſerer Nation eingenommen hat, in der künſtleriſchen noch einnimmt, mag man über ſeinen Einfluß günſtig urtheilen oder nicht. Die „Erinnerungen" ſind dazu beſtimmt, die geſammelten Schriften des Autors einzuleiten und abzuſchließen, und daher vielleicht nicht ohne Speculation ſeitens der Verlagshandlung in zwei Theile getheilt, von denen der erſte, vorbereitende, uns vorliegt, der zweite erſt nach weiteren vierzehn Bänden folgen ſoll. Es iſt eine faſt vergeſſene Zeit, in die wir geführt werden, erbärmliche Zuſtände in unſerm lieben Vaterlande nach innen und außen und dabei doch auf manchen Gebieten rüſtige und unerſchrockene Arbeit. Selten gedenkt Jemand noch jener vormärzlichen Tage, von denen uns die Bewegung der fünfziger Jahre wie eine Mauer ſcheidet, über die wir zu blicken im frohen Bewußtſein einer großen Exiſtenz uns nicht häufig geneigt oder veranlaßt finden, ein Beweis, wie gründlich wir mit dieſen Zuſtänden ein für allemal abgeſchloſſen haben. Und doch wird es erſprießlich ſein und heilſamer Selbſtkenntniß förderlich, hin und wieder auch ihrer zu gedenken, wäre es auch nur, daß uns doppelte Freude an unſerem nationalen Leben erwachſe. In dieſem Sinne wird man nicht ohne Nutzen unſerer Darſtellung folgen, die an und für ſich kein ſchriftſtelleriſches Meiſterwerk iſt. Der Charakter und die Eigenart überwiegt auch hier das Talent. Der Stil iſt knorrig und ſpröde. Das ſtoffliche Intereſſe tritt bald an Stelle des formalen, und es ſoll dies hier nicht als Tadel geſagt ſein; man arbeitet ſich durch und hat doch allerlei Gewinn, wobei es dann auch an Ergötzlichem nicht fehlt. p.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 2. Juli 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Welser in Venezuela.

Von Konrad Reichard.

Die denkwürdige Unternehmung, die im Beginn des neuen Zeitalters die schwäbische Reichsstadt Augsburg mit den fernen Küsten der neu entdeckten Erde in Verbindung setzte, hat in vollem Maße die Ungunst der Geschichte genossen.

Wenn man sich darüber klar ist, daß das, was geschieht, zunächst nicht geschieht, um später einmal in einem Lehrbuch der Weltgeschichte zu stehen, sondern daß es einzig und allein sich vollzieht als ein Geschäft, dessen Zusammenhang mit den übrigen Dingen diejenigen, die dabei betheiligt sind oder die aus der Ferne zuschauen, meist nicht einmal ahnen, so begreift man wohl, wie so manches vergessen oder verdunkelt werden konnte, dessen die Nachwelt gern gedächte, und manches wiederum mit Sorgfalt überliefert ward, dessen Erinnerung gern entbehrt würde. Schon ein alter Geschichtsschreiber hat es als das größte Glück der Griechen erkannt, daß sie Männer fanden, die ihre Thaten der Ewigkeit überlieferten. Dieses Glück ist den Männern und den Ereignissen, mit denen sich die folgenden Blätter beschäftigen wollen, nicht zu Theil geworden. Und so erschwert auch hier der Zufall das ernste Richteramt der Geschichte. Denn gar wenig ist uns von ihnen in gleichzeitigen Denkmalen und Schriften überliefert und das wenige ist dunkel und verworren. Schwer nur finden wir uns in der Ueberlieferung zurecht, welche Indifferenz auf deutscher Seite verwischt, Priesterhaß und nationale Eifersucht auf jener Seite entstellt haben, an die wir uns leider in der Hauptsache zu halten gezwungen sind. Die historischen Resultate können nur als annähernd richtig bezeichnet werden.

Geht es doch dem Historiker wie einem Manne, der von dem Gipfel eines hohen Berges im Frühlicht die weite Gegend überschaut. Graue Dünste verdecken Berge und Thäler unter dem mattglänzenden Horizonte. Schon leuchten in röthlichem Lichte einige Bergkuppen, es sind wohlbekannte Höhen, dazwischen wieder Thäler, deren Nacht nie zu schwinden scheint. Da nimmt er das kritische Fernrohr zur Hand und leitet sich so über vom Be-

Digitized by Google

kannten zum Unbekannten und siehe da, da tritt eine Häusergruppe hervor, ein Thurm, dort ein Wald, vieles verschwimmt zwar, den landschaftlichen Charakter des Bildes aber hat er gewonnen, so manches ihm auch dunkel blieb. Auch hier werden wir diesen Weg einschlagen müssen und nur mit der Hoffnung auf ähnlichen Erfolg.

Die größte That, die der kecken Wageluft der Romanen entsprang, ist die Auffindung des indischen Seeweges und die Entdeckung der neuen Welt. Wer sein Glück machen will, der suche die Kirche, das Haus des Königs oder das Meer, lautete, wie wir im Don Quixote lesen, ein spanisches Sprüchwort, und der biscayische Bauer dünkte sich einen Edelmann zur See. Der alte ritterliche Sinn der spanisch portugiesischen Bevölkerung, der in den Maurenkämpfen zu Wasser und zu Lande erstarkt war, dessen tragischen Humor Cervantes so unvergleichlich wiedergab, derselbe Sinn, dessen allgemeine Verbreitung die politische und industrielle Thatkraft dieses hochbegabten und edlen Volkes lähmte, strebte nach neuen Objecten seiner Thätigkeit. Die Sage von einem Lande, wo das Gold sich mühelos erwerben ließ, eine Sage, die bis ins graue Alterthum zurückging, und der Mythus von Gegenden, in denen frische Quellen den alternden Leib verjüngten, trieben diese kühnen Männer über die unbekannte See. Ueber zwei Jahrhunderte haben die Expeditionen nach dem Goldlande, dem Dorado, gedauert. Die letzte spanische Expedition kostete mehreren hundert Menschen das Leben und schon im Jahre 1512 kamen Tausende von Soldaten bei der Fahrt um, die Ponce da Leon unternahm, um die Quelle der Jugend zu suchen. Auch bei dem großen Entdecker Amerikas, bei Columbus, war es nicht sowohl der Zweck durch Entdeckung neuer Länder Ruhm zu gewinnen, als vielmehr die Energie der Habsucht, die ihn beseelte. Wir wissen aus seinen Briefen, wie er sich vornahm, an neuen Ländern geradezu vorüberzugehen, wenn sie kein Gold enthielten. Als ihm auf den Antillen goldene Zierrathen gebracht wurden, glaubte er das biblische Land Ophir gefunden zu haben; auf Santo Domingo meinte er in dem Goldlande Cipango zu sein, von dem der alte Venetianer Marco Polo erzählt hatte. Kopfgroße Goldballen sollten sich da finden, zwanzig Mann wurden von ihm ausgeschickt zur weiteren Erforschung des Innern. Es weht eine eigenthümliche Frische der Begeisterung aus den Briefen, denen ich diese Notizen entnehme. Sie sind von dem Spanier Petrus Martyr an den Cardinal Ascanio Sforza geschrieben; die ersten, die ausführlicher berichten. Ungemein wird man bei ihrer Lectüre an die Entdeckung Australiens durch Cook erinnert, etwa an den Aufenthalt in Otahaite, wie ihn uns Forster schildert. Arglos umschwärmen die Eingeborenen auf ihren Canoes das Schiff, beten mit vor den Kreuzen und tasten mit kindischer Neugier an allem herum. Immer weiter breiteten sich die Spanier aus, sie nahmen im Bunde mit der Kirche

Digitized by Google

mühelos den reichen Besitz. Auch über das Festland im Süden dehnte die spanische Regierung ihre Herrschaft aus, ihre Cortez und Pizarro, die ganze Reihe kühner Conquistadoren, schufen ihr von Jahr zu Jahr neue Gebiete. Es konnte nicht fehlen, daß die Plane sich ins Ungeheure steigerten, daß der Gedanke einer Universalmonarchie entstand.

Aber nicht blos auf die iberische Halbinsel blieb die Sucht nach Gold eingeschränkt, sie verbreitete sich bald über den ganzen Erdtheil. Und Amerika war auch in der That, damals wie später, den Spaniern eine reine Bergwerkscolonie. Unser großer Nationalökonom Roscher leugnet, daß dergleichen Colonien überhaupt bestehen könnten. Das spanische Amerika scheint dies indeß zu widerlegen. Wenigstens finde ich in einer Importtabelle noch aus dem Jahre 1626, daß das Verhältniß der importirten Bergwerksproducte zu den übrigen Bodenproducten, den frutos de la tierra, wie 8:1 ist. In frühen Zeiten schon treffen wir daher viele Deutsche in den überseeischen Ländern, auch solche die nach der „Innsell Vinizolla" strebten. Sie mußten sich bei ihrer Abreise von Sevilla verpflichten, das Christenthum unter den Indianern ausbreiten zu helfen. Man solle die Wilden erst freundlich zu belehren versuchen, meinten die Mönche, wenn sie aber nicht wollten, solle man sie brechen und nach guter Beute trachten. „Wie cristlich aber solches fürnemen sey, bevelich ich einem yeden zu urtaylen", schreibt ein Nürnberger und auch anderswo machte man sich über diese christliche Verbrämung der Habsucht damals schon lustig. Der Drang nach Bereicherung konnte nicht geringer sein, als in modernen Tagen. Man empfängt diesen Eindruck überall.

Vor allem hob sich der mercantile Einfluß Spaniens, seitdem Karl V. die deutsche Krone trug. So tragisch es ist, wie diesem hohen Manne alle noch so geistvollen Combinationen in ein Nichts zerrinnen, weil er den fruchtlosen Versuch macht, seinen gewaltigen Arm in die Räder des Zeitgeistes zu werfen, so komisch beinahe wirkt die constante Geldverlegenheit des Herrschers, dem die neue Erde alle ihre Schätze zuführte. Wie bekümmert mag da er, der sein neues Sammetkäppchen sparsam im Regen abnahm, dem losen Dichter Aretino seine Spottverse abgekauft haben, wie trüb mag er mit seinen Finanzagenten Villinger und Vorgaß auf die Rechnungen und Wechsel geschaut haben, die sich in den Händen der großen Augsburger Kaufleute befanden, noch von den Zeiten her, da man ihn gewählt hatte, dem Franzosen zum Trotz, der auch die Hand ausstreckte nach dem Reise Karls des Großen. Nicht unlieb mochte ihm da die Forderung kommen, die ihm im Jahre 1528 von Seiten der Welser gestellt ward.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert waren die Welser emporgekommen. Bartholomäus, der Bürgermeister, und sein Bruder Lukas hatten der Firma einen geehrten Namen verschafft. Als nun gar Anton, des Lukas Sohn, des

Digitized by

reichen Hans Vöhlin von Memmingen Tochter heimführte und der Compagnon des Schwagers Konrad ward, da ſtieg der Glanz des Hauſes in Augsburg und Memmingen noch um ein Bedeutendes; als Bartholomäus der Jüngere in dem Hauſe an der Augsburger Hauptſtraße geboren ward, galten die Welſer ſchon für eine der erſten Handelsfirmen der Welt. König Emmanuel von Portugal, der große Freund und Gönner des deutſchen Handels, deſſen Name uns in den Handelsprivilegien der Zeit ſo oft entgegentritt, ließ auch ihnen die möglichſten Freiheiten der Ein- und Ausfuhr; ſoweit ich ſehe, ſind es dieſelben Freiheiten, die er den Hanſeſtädten verlieh. Die Tricolore von Augsburg wehte von da an im Hafen von Liſſabon. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß der junge Welſer die portugieſiſchen Geſchäftsfreunde heimſuchte, während die Schweſter Margarethe, ſpäter die Hausfrau Konrad Peutingers, daheim lateiniſche Verſe machte, die ſie gelegentlich dem Kaiſer vorlas. Man kann ſich die Aufnahme denken, aber auch wie ſehr er in Anſpruch genommen ward. Der ſpaniſche Hof wie der portugieſiſche erwieſen ihm die höchſten Ehren. Es ward ihm zwar geſtattet, ein eigenes Haus in Peru zu gründen, aber man rechnete auf Geldvorſchüſſe, und ſie wurden geleiſtet; der neue Kaiſer beſtätigte ſpäter bereitwillig der Familie alle patriciſchen Rechte. Damit waren denn ſeine Wechſel freilich nicht bezahlt und wenig Ausſicht war vorhanden, daß dies ſobald geſchehen werde, da der Kaiſer allenthalben gedrängt war. Ein Beamter des Hauſes ſchien ſich befugt, dem abhelfen zu können.

Ambroſius Dalfinger aus Ulm und Hieronymus Seyler waren als Generalagenten der Firma Welſer beim ſpaniſchen Hofe accreditirt. Dalfinger hatte in Erfahrung gebracht, daß im Oſten der ſüdamerikaniſchen Provinz Santa Marta ein reicher Landſtrich ſei, der viel Gewinn verſpreche; den beſchloß er in den Beſitz ſeines Hauſes zu bringen und zwar unter günſtigen Bedingungen, da der deutſche Kaiſer und König von Spanien ſeinem Chef eine bedeutende Summe ſchuldete. Wie hoch ſich der Betrag belief, wiſſen wir einfach nicht; die Angaben, denen ich nicht trauen möchte, ſchwanken von fünf bis zwölf Tonnen Goldes. Ebenſo wenig iſt uns überliefert, ob die Schuld durch die königlichen Privilegien amortiſirt oder blos prolongirt ward, obwohl ſich erſteres vermuthen läßt. Ambroſius Dalfinger und Georg Ehinger, der an Seylers Stelle trat, ſchloſſen denn mit dem Könige Karl I. einen Vertrag folgenden Inhalts ab. Ich übergehe natürlich die unwichtigeren Beſtimmungen. Die Welſer ſollten vier Schiffe mit dreihundert Mann und Koſt für ein Jahr ausrüſten und das genannte Land unterwerfen, ſowie einen Küſtenſtrich von zweihundert Stunden zur See, vom Cabo de la Vela bis zum Cabo Maracapana, dort drei Feſtungen und zwei Niederlaſſungen binnen zwei Jahren anlegen, fünfzig deutſche Bergleute hinüberführen und für alles das Bürgſchaft leiſten. Dagegen ſollte ihnen und ihren Erben oder denen, die ſie ernennen würden, die Statthalterſchaft über die

zed by Google

eroberten Länder verbleiben nebst zwölf Quadratmeilen Landes zum Eigenthum. Es sollten ihnen die militärische Administration, sowie die Justizverwaltung für immer gelassen werden, sowie auch 4% des Gewinnes, der an den König gelangen würde. Derselbe versprach zur Besoldung der richterlichen und militärischen Chargen seinen Beitrag zu liefern, so daß beispielsweise der Statthalter gegen 750 Fl. (200,000 Maravedis), der Militärgouverneur 380 Fl., jeder der drei Festungscommandanten gegen 600 Fl. Gage erhalten sollten. Ist der Vertrag, wie uns der Spanier Herrera ihn überliefert hat, ächt, so ergiebt sich gleich aus ihm, auf wie gefährlichem Boden man stand. Der Audiencia, des hohen Rathes von Indien, der als Obergerichtshof der überseeischen Provinzen in Sevilla seinen Sitz hatte, sowie des Untergerichtshofs in Santo Domingo ist mit keiner Silbe gedacht, wahrscheinlich weil man ihren Willen mit dem des Königs identificirte. Der Statthalter, abhängig vom König und der Audiencia, sowie von den Augsburger Chefs, angewiesen auf die Hülfe der anderen königlichen Beamten, und beaufsichtigt von einem königlichen Oberinspector, der ihn zur Controle auf allen seinen Zügen begleiten mußte, kam von vornherein in eine sehr schiefe Stellung. Competenzconflicte waren nicht zu vermeiden. Wir werden sehen, zu wessen Gunsten diese Streitigkeiten schließlich ausfallen mußten. Es geht aus dem Vertrage, sowie aus diesem allen also hervor, daß die gewöhnliche Annahme Karl V. habe den Welsern gegen ihre Schuldforderungen die Provinz Venezuela abgetreten in dem gewöhnlichen Verstande falsch ist. Eher ist das Verhältniß einem Lehensverhältniß zu vergleichen, freilich etwa nur in dem Sinne, wie Wilhelm der Eroberer nach seiner englischen Invasion die Lehensverhältnisse betrachtete. Diese Schwierigkeit war es vor allem, die den Welsern entgegentrat. Sie hatten das Recht und die Pflicht der Nomination eines Statthalters, ohne doch, da ihnen die politischen Nebengedanken dabei fehlten, ein rechtes Interesse an der so kostspieligen Procedur zu haben. Sie selbst blieben, wie wir aus allem ersehen, reine Kaufleute. Nie hat sie das Gelüst der Herrschaft angewandelt, wie die pergamenischen Attaliden oder die Mediceer. Es sind nur ihre großen Commis gewesen, die weiter dachten. Und selbst bei dieser Sinnesart lagen sie in fortwährendem Streit mit den königlichen Behörden.

Wie aber stand es in dem begehrten Lande selbst?

Die Europäer, die zuerst die amerikanischen Küsten betraten, begegneten einer großen Umwälzung unter den amerikanischen Völkerschaften. Sie haben nur beschleunigt, was unausbleiblich war, sie trafen eine sterbende Rasse. Die großen Culturstaaten am See von Mexico, sowie am Westabhang der Anden, die die höchste Blüthe des amerikanischen Menschenstammes repräsentiren, waren im Untergange begriffen. Alle jene Stämme,

Digitized by Google

die die westindischen Inseln und die Küsten der See bewohnten, jene sanften Antillenos, wurden von einer kleinen, kräftigen Rasse vergewaltigt, die aus dem Norden kam, von den menschenfressenden Kariben. Weithin ging die Furcht vor ihnen über die Inseln; als die Schiffe des Columbus auf den Antillen landeten, wurden die Spanier allgemein für Kariben gehalten. Es hatte sich dieser Stamm auch schon über die Küste von Venezuela verbreitet und das Innere occupirt, wo er unter Kaziken über die friedliche Bevölkerung, die auf der Stufe der Familien- und Staatslosigkeit stehend, über die Epoche des Fischfanges noch nicht hinausgekommen war, eine scharf empfundene Oberherrschaft übte. Die Kariben waren es hauptsächlich, die sich kräftig der spanischen Invasion, wie den vordringenden Deutschen entgegensetzten. Die Antillenos aber stellten sich unter den Schutz der neuen Einwanderer.

Das war die Lage der Dinge an jenen Küsten, als die Schiffe Dalfingers auf der Höhe von Coro erschienen. Wie man erwarten konnte, fügte sich der bisherige Statthalter, den die Audiencia ernannt hatte, nicht ohne Weiteres den königlichen Anordnungen. Aber vergeblich betrat Don Juan de Ampues den Rechtsweg gegen die Welser; nur drei große Inseln an der Küste blieben ihm und den Seinigen, darunter Curaçao; er zog sich nach dem Hauptcentralpunkt der spanischen Siedelungen, nach Santo Domingo zurück, wo er bald darauf in Mißmuth unterging. Mit ihm schien die spanische Opposition im Lande besiegt, um so mehr, als auch der Statthalter der Nachbarprovinz Santa Marta, Garcia de Lerma zu Dalfinger kam, um mit ihm ein Bündniß zu Schutz und Trutz in allen Nöthen abzuschließen.

Der neue Statthalter ging nun daran, sich eine Hauptstadt zu gründen und legte auf den Felsen von Coro eine Niederlassung an, die von der Aehnlichkeit, die sie mit der Lage Venedigs hatte, vielleicht den Namen Venezuela erhielt. Die Quellen sind hier sehr unsicher. Im Jahre 1499 hatten Alonzo de Hojeda und Amerigo Vespucci die Terra firma betreten. Hojeda nannte den Golf von Maracaibo Golfo de Venezia. Doch weiß man nicht recht, ob unter dem Namen Venezuela Stadt oder Land oder beides gemeint ist. Jedenfalls war Venezuela ein Pfahldorf in heute nicht mehr bestimmbarer Lage, und es läßt sich eben nur vermuthen, daß es mit dieser ersten Gründung Dalfingers identisch war. Auf der andern Seite des Golfes aber legte er nach Unterwerfung der dortigen Indianerstämme die Stadt Maracaibo an, alles in größtmöglicher Eile, denn sein Geist drängte weiter. Schon gelegentlich dieser ersten Gründungen zog er Nachrichten über die Fundorte edler Metalle ein. Vergeblich war es, wenn ihm erfahrene Männer riethen, er möge doch eingedenk seiner Instruction zuerst mehr Colonien anlegen; er traute ihnen nicht, weil ihr Rath dem unruhigen Triebe in seiner Brust widersprach, ließ Don Luis Sermiento als Vicestatthalter zurück und

zed by Google

trat seine große Expedition in das Innere an, im September 1529. Von der Westseite des Golfes nahm er die Richtung nach Südwesten, einmal streifte er das Gebiet der Provinz Santa Marta, hier und da brachten wohl noch versprengte Indianer Kunde von ihm, dann aber schloß sich die lautlose Stille der Wälder über ihm und seinen Schaaren acht lange Monate. Unterdessen beutete Don Luis seine Stellung in der eigennützigsten Weise aus, während der verbündete Statthalter von Santa Marta die Zeit nicht ungenützt verstreichen ließ, den spanischen Oberbehörden allerlei Nachrichten zu hinterbringen.

Vergeblich harrte man in Sevilla und in Augsburg auf Nachrichten von dem kühnen Manne. Als ein halbes Jahr verstrichen war, schickte das Geschäft einen seiner Commis, den Hans Seißenhofer, an Dalfingers Stelle, auf dessen Rückkunft man nicht mehr hoffte; ihm ward in Coro von dem Consul, den Zoll- und Finanzbehörden, sowie von der Garnison und der Einwohnerschaft in bester Form gehuldigt, worauf er die Stelle Sermientos dem jüngeren Federmann aus Ulm übertrug, der nach allerlei Abenteuern, die er uns ausführlich beschrieben hat, endlich glücklich in Venezuela gelandet war.

Kurz darauf kehrte Dalfinger von seinem Streifzuge zurück; die neuen Beamten zogen ihm mit der Garnison in Parade entgegen, unter einem Zelt ward ein Hochamt abgehalten und unter Musik ein Dejeuner eingenommen. Es war vielleicht der heiterste Tag, den er erlebte. Dalfinger trat sofort seine Würde wieder an. Unsägliche Mühen und Strapatzen hatte er mit seinen Mannen erduldet, mit dem Wechselfieber behaftet, war er heimgekehrt, und es wollte sich nicht bessern in dem ungesunden Klima, an einem Orte, wo der Regen oft drei bis vier Jahre auf sich warten läßt. Dazu kam der Aerger über allerlei Unannehmlichkeiten. Es mußte ihm doch nachträglich unbesonnen erscheinen, daß er in das innere Land gezogen war, ohne eigentlich eine feste Basis sich erst geschaffen zu haben. Die spanischen Beamten zeigten sich störrisch in mancherlei Dingen, forderten ihn auf, seine königliche Instruction zu zeigen. Der stolze Mann hieß sie sich das aus dem Sinn schlagen; er wollte sich nicht als den Beamten des Spaniers betrachtet wissen, seine Herren waren in Augsburg. Und wie vielerlei Mißgriffe mag er im Mißmuth begangen haben, vor allen den, daß er nicht offen Hand hielt für die Habsüchtigen, daß er geflissentlich oder aus Unbedacht die indianischen Sclaven den spanischen Beamten vorenthielt. Nun forderten sie im Bunde mit der Geistlichkeit, daß er sie hätte zuerst fragen sollen wegen der Vertheilung der Gefangenen, nun klagten sie, daß die Deutschen den Handel als Monopol betrieben und die Lebensbedürfnisse im Preise steigerten, so daß z. B. ein Faß Häringe neunzig gute Goldgulden koste. Charakteristisch ist besonders die Anschuldigung, welche in der Provinz des heuchlerischen Statthalters von

Digitized by Google

Santa Marta gemacht ward, als die Vicekönigin Donna Maria de Toledo, die Gemahlin Don Diegos und die Schwiegertochter des Entdeckers, auf ihrer Rundreise im März 1530 die Küsten besuchte. Sie machten die Deutschen dafür verantwortlich, daß die Neger, deren sie vertragsmäßig viertausend zu liefern hatten, faul und widerspenstig seien und gern davon liefen. Kurz, eine Menge der verdrießlichsten Dinge. Dalfinger übergab den Oberbefehl an den Ulmer Nicolaus Federman und begab sich in Person nach Santo Domingo, wo es ihm gelang, sich Ruhe zu schaffen. Nothdürftig genesen, kehrte er zurück, aber es litt ihn nicht in Coro, vor allem seit Federmann eine Expedition ins Innere unternommen hatte, die er uns mit frischen Farben geschildert hat. Schon im September des Jahres 1530 trat Dalfinger einen neuen Marsch in die Gebirge an. Unter unsäglichen Mühen, nicht ohne reichen Gewinn drang er in die Wildnisse ein, am Rio de Cartagena zog er hinauf und überschritt die Paßhöhe, die in die fruchtbaren und goldreichen Berge und Fluren von Neugranada führt. Peru war das Ziel seiner Fahrt, das reiche Land der Inkas. Da traf ihn in einem Treffen mit den Indianern der verhängnißvolle Pfeilschuß am Halse, der ihn zur Rückkehr zwang. Bald darauf ist er in Coro gestorben. Nichts hatte er erreicht von allem, was er gewollt. Denn er wollte das Unerreichbare. Und so hat er durch die Richtung, die er dem Unternehmen gab, ihm von vornherein den Stempel des Mißlingens aufgedrückt. Er lenkte die Blicke und das Thun seines Hauses und seiner Nachfolger zunächst auf das Innere, während es die Küste allein war, auf deren Besiedelung und Befestigung er Geld und Kraft hätte wenden sollen.

Auch die Spanier sind mit dem Manne zufrieden, den die Welser nach ihm ernannt haben. Leider wird nichts von ihm berichtet, als sein Tod und selbst sein Name, Don Juan Aleman, läßt Deutungen zu.

Nach fünf Monaten trat der neue Statthalter Georg Hohermuth von Speier sein Amt an, freudig begrüßt von den Deutschen, die ihm weit entgegengingen. Ihm war gefolgt Philipp von Hutten von Birkenfeld, der Sohn des Amtmanns von Königshofen, aus dem Fränkischen. In ihm lebte ganz der unruhige Sinn seiner Familie, er war ausgezogen als „ein junger Gesell, etwas zu erfahren und zu versuchen." Auch Franz Lebzelter aus Ulm war mitgezogen, gleichfalls wagmuthig, aus einer Familie von Kaufleuten. Das waren wohl die rechten Berather. Nicht minder scheinen die Leute Georgs von Speier, wie ihn die Leute nannten — er war, wie wir nun wissen, aus Memmingen gebürtig — von abenteuerlichem Drange beseelt; schon auf den canarischen Inseln hatten sie den Gehorsam hintangesetzt, und sich zu einem Zuge bereit erklärt, auch wenn ihr Herr sich nicht an ihre Spitze stelle. Georg von Speier trat denn bald die Erbschaft Dalfingers in jedem Sinne an und wandte

d by Google

sich alsbald ins Innere, nachdem er Federmann als Vicestatthalter in Coro zurückgelassen. Hastig ward die Gründung einer Niederlassung am Cabo dela Vela in Angriff genommen, wo man Perlenbänke entdeckt hatte. Indeß ward noch im Jahre 1543, als der Statthalter längst todt war, darüber verhandelt und der Ort später, da er sich nicht genügend erwies, ganz verlassen. Dann zog Hohermuth in östlicher Richtung über das Gebirge und wandte sich später südlich. Im Ganzen verkam er leidlich mit den Indianern, doch machten ihm Krankheiten, Hungersnoth und die Mißgriffe seiner spanischen Officiere viel zu schaffen. Acht Monate lang lag er an den Ufern des geschwollenen Flusses Upie, ohne übersetzen zu können. Endlich gelang auch dies und er zog weiter. Aber die Angriffe der Wilden, körperliche Leiden und Strapazen hatten seine Mannschaften beinahe aufgerieben. Es waren ungefähr noch ein halbes Hundert Gesunde, über die er zu verfügen hatte, als ihm am Amazonenstrom ihr einstimmiger Wille zur Umkehr nöthigte. Er trat den Rückweg an am 13. August 1537, gerade zwei und ein Viertel Jahr, nachdem er ausgezogen war, er war drei Jahre weggewesen, als er in Coro wieder ankam. Von den vierhundert Mann, mit denen er ausmarschirt war, kamen nur hundertsechzig wieder, unter ihnen Lebzelter, der nun genug erlebt hatte und bald in seine Heimath zurückging. „Es ist zu verwundern," schreibt Philipp von Hutten, „was Noth und Elend, Hunger, Durst, Mühe und Arbeit die armen Christen in diesen vier Jahren erlitten haben, daß es menschliche Körper so lange haben ertragen mögen. Ist ein Grau was Ungeziefers die armen Christen gessen haben, auch etlich wider die Natur Menschenfleisch." Todte Pferde und Hunde, sowie das Leder, womit die Indianer die Schilde überzogen, wurden mit theurem Gelde bezahlt. Fast nackt zogen die Goldsucher in Coro ein. Auch Georg von Speier hatte das Goldland nicht gefunden und zu Hause vieles versäumt. An seiner Statt hatten die Welser den Federmann zum Statthalter ernannt, dagegen wehrten sich aber die Einwohner von Venezuela und der Befehl ward zurückgenommen, obwohl das königliche Obergericht in Santo Domingo gleichfalls Georg von Speier suspendirte und einen Untersuchungsrichter nach Venezuela schickte. Das Resultat war, daß der Bischof Bastides die Verwaltung übernahm, der dann durch Ländervertheilungen an die Indianer in kluger Weise die Amalgirung der spanischen und indianischen Bevölkerung an seinem Theile beförderte. Auch Federmann hatte eine Menge Mißgriffe gethan, die ihn in Coro unmöglich machten. Unklug von ihm war es, daß er bei der beabsichtigten Gründung von Cabo dela Vela es unterließ, die königlichen Finanzbeamten mit zu Rathe zu ziehen, unklug, daß er mitten in den Wirren, die man ihm bereitete, einen resultatlosen Zug nach Neugranada unternahm, auf dem Aufpasser in Fülle Material sammelten, das ihn verderben sollte. So kam es denn, daß bald

Digitized by Google

nach ſeiner Ernennung die Bevölkerung eine Adreſſe an den König ſowohl, als an die Audiencia in Santo Domingo richtete, die um ſeine Abberufung bat. Die Anklage hatte den gewünſchten Erfolg. Federmann ward abberufen, vielleicht auch ſeitens der Welſer eine gerichtliche Unterſuchung gegen ihn eingeleitet. Seine ſpäteren Schickſale ſind dunkel, er ſcheint bald darauf geſtorben zu ſein. Seine Abenteuer hatte er ausführlich beſchrieben, als ſie in Ulm 1555 herausgegeben wurden, war er ſchon todt. Er war ein rechter Genoſſe Dalfingers und ſein ſtrategiſches Talent ſcheint nach den Berichten, wie nach Huttens Urtheil, nicht unbedeutend. Die Anſchauungen über die Richtung ſeines großen Zuges ſind getheilt. Während ihn Klunzinger, der älteſte Bearbeiter dieſer Dinge, in öſtlicher Richtung bis etwa an den See von Valencia gehen läßt, hat Weinhold, wie uns ſcheint, überzeugend dargethan, daß Federmann weſtlich marſchirte. Bis zum Rio Sarare ſtimmen beide über die Richtung überein. Nach Weinhold wäre Federmann bis etwa in das Mündungsgebiet des Rio Motatan an die Laguna da Maracaibo gekommen. Federmanns Aufzeichnungen, die ſehr roh componirt und ſchwülſtig geſchrieben ſind, machen den Eindruck vollſter Wahrhaftigkeit.

So wenig beliebt der energiſche Federmann war, ſo ſehr war es Georg von Speier; vielleicht war er es deswegen, weil er immer abweſend war und man unter ihm ſchalten und walten konnte wie man wollte. Die Soldaten ſowohl wie die Einwohner ſetzten es durch, daß der königliche Unterſuchungsrichter abberufen und Georg von Speier im Amte belaſſen ward. Dazu wirkten freilich innere Intriguen; allzuſehr hatte Antonio Navarra den Wunſch blicken laſſen, ſelbſt die Oberrichterſtelle im Lande zu bekleiden. Seine Pläne, die von den königlichen Finanzbeamten unterſtützt wurden, führten zu einem Aufſtand in Venezuela, den der kluge Biſchof Baſtides durch die Entfernung Don Navarras zur Ruhe brachte. Trotz alledem aber genoß auch Georg von Speier nicht die ungeſtörte Herrſchaft. Zoll- und Grenzſtreitigkeiten verbitterten ihm das Leben, er fühlte ſich ſicherer in den Wäldern, ſchrieb dem König, er wolle einen zweiten Zug unternehmen und ging nach Santo Domingo, Leute und Pferde zu holen, während ſein Genoſſe Hutten eine kleine Razzia in das Gebirge unternahm, von der er indeß bald zurückkehrte. Noch ehe aber Georg von Speier den Zug unternehmen konnte, ſtarb er, im Winter 1540.

Georg von Speier war ein Ehrenmann und ein guter Chriſt, ſagt der Spanier Herrera von ihm. Seine Milde wird gerühmt, ſowie die Sorge um ſeine Untergebenen.

Bald darauf kam Biſchof Baſtides wieder und ernannte zu aller Freude Philipp von Hutten zum Statthalter, den auch der König beſtätigte. Freilich war die Bedingung, daß er in zwei oder drei Monaten einen Entdeckungszug unternehme. Man wollte ihn eben los ſein. Der Deutſche war noch

Digitized by Google

dazu dankbar, er bestellte bei seinem Bruder in Deutschland, dem Bischof Moritz von Eichstädt, eine kostbare in Silber gefaßte Reliquie für den spanischen Priester. Nur machte es ihm Sorge, daß die Welser ihn nicht bestätigen würden, zumal eben der junge Bartholomäus Welser angekommen war, der zur Statthalterstelle bestimmt schien. Doch ließen ihn die Welser in seinem Amte und er ernannte den jungen Bartholomäus zu seinem Lieutenant. Fast rührend ist es zu lesen, was er zwei Jahre zuvor von Coro aus dem betagten Vater geschrieben: Weiß Gott, kein Geitz Geldes hat mich bewegt, diese Reise zu thun, denn allein eine sonderliche Lust, so ich vor langer Zeit gehabt; dünkt mich auch, wäre nicht mit Ruhe gestorben, wo ich Indien nicht erst gesehen; sage ich Euch in Wahrheit zu, daß ich des Mütterleins, welches Gemüth ich kenne, nicht vergessen habe, denn ich hoffe, ihr und meine Brüder wissen, was wir Ehren halber zu thun schuldig sein, sonderlich die von Adel. Nun will ich mein Herz zur Ruh stellen und fortan sobald mirs möglich ist, hinaustrachten!" Er trachtete aber mit nichten hinaus und als er nun die höchsten Würden hatte, schrieb er dem Bruder, wie sehr ihm und dem Stamme die Sache zu Nutz und Ehren gereichen werde; wenn er am Leben bleibe, werde er zeitlich genug heimkehren und sich verheirathen. Vielleicht nicht ohne Ahnung seines späteren Geschickes, setzte er die bedeutsamen Worte hinzu: „Ich fürchte mehr den Krieg mit den Christen, als den mit den Indern."

Philipp von Hutten war ein ehrlicher Mann, aber es fehlte ihm nicht weniger als Alles, um die Stellung auszufüllen, auf die ihn die Verhältnisse hinwiesen. Die hinterlistige Schlauheit der Spanier ahnte er wohl, aber er durchschaute sie nicht. So muthig er war, das strategische Talent das man dem Georg von Speier nicht absprechen kann, dem jungen Federmann aber in hohem Grade zuerkennen muß, fehlte ihm gänzlich. Zu der Unschlüssigkeit, die seinen kräftigen Arm oft lähmte, kam der Umstand, daß er sich über sein Verhältniß zu den Welsern nicht klar war, daß er den Spaniern schön that, um seine Stellung zu stützen, und durch voreilige Maßnahmen sich den Herren in Augsburg zu empfehlen hoffte. Ein besserer Mann konnte von dem klugen Bischof von Santo Domingo nicht gefunden werden. Mit raschen Schritten eilten die Dinge dem Ende zu. Huttens Kopf brannte von Plänen. Vier große Ansiedelungen wollte er anlegen. Auch das romantische Element, das in den Spaniern pulsirte, lag ihm nicht fern. Er gedachte die Amazonen aufzusuchen, die an den Ufern des Marannon ein großes Reich beherrschen sollten. Bei ihm allein von den Welserischen Statthaltern tritt die Gier nach Golde nicht in ihrer Nacktheit hervor. Ruhm und Abenteuer waren es, die ihn lockten, ein echtes Kind der Huttenschen Familie. So trat er denn alsbald seinen Zug ins Innere an, der in kurzem

Digitized by

kläglich endete; bald waren nur noch siebzig vorhanden von den zweihundert, mit denen er ausgezogen war. Er sandte nun den jungen Welser mit der Trauerkunde nach Coro. Der wagte es nicht, der Ueberbringer von Niederlagen zu sein und schloß sich einem der spanischen Offiziere an, die auf eigene Faust ihre Razzias in die Gebirge machten, alle mit der Absicht, Gold zu suchen und gelegentlich die verhaßten Deutschen aus dem Lande zu treiben. In Coro hatte sich viel verändert. Bischof Bastides hatte dort einen spanischen Oberrichter ernannt und ohne sich um die Meinung des Statthalters zu kümmern, die indianischen Sklaven an die Einwohner vertheilt. Der Spanier fühlte sich nicht sicher und sein deutscher Nachfolger Rembold von Ulm, der aus dem vollen Beutel der Welser wirthschaftete, starb bald darauf. Auch dessen Nachfolger, Spanier von Geburt, betrogen die Deutschen und machten sich dann auf und davon.

Die Zustände geriethen immer mehr in Verwirrung, während Philipp von Hutten in den Wäldern vergeblich Gold und Amazonen suchte. Die Soldaten lagen unter sich und mit den Beamten und der Einwohnerschaft in Streit, und der neue Untersuchungsrichter, den die Audiencia ernannt hatte, nahm sich Zeit mit seiner Reise. War es da zu verwundern, wenn sich ein Usurpator erhob, der weder nach der Audiencia noch nach dem König und den Deutschen fragte? Don Juan de Carvajal hatte früher als Relator die Züge der Deutschen begleitet. Er wußte, was er wagen konnte, als er sich eigenmächtig zum Statthalter ernannte. Wer konnte ihn züchtigen, wenn er die Soldaten auf seiner Seite hatte? Reichte der Arm des Königs wirklich so weit?

Nachdem er die Seinen durch Versprechungen an sich gekettet, zog dann Carvajal durch die Ebene seitwärts vom Gebirge in der Richtung auf Neugranada zu. Durch Huttensche Ueberläufer verstärkt und von dem Zustande der deutschen Mannschaften unterrichtet, schickte er alsbald eine Abtheilung aus, die ihm den Hutten und seinen Lieutenant Welser bringen sollten. Durch List überredet, folgte ihr Hutten, im Vertrauen auf sein Recht und seine gute Sache. Wohl hätte ihn die stürmische Forderung warnen können, aber er kam. Gleisnerisch ward er von Carvajal bewirthet, man sprach sich darüber aus, daß man sich friedlich vergleichen und dem Könige die Sache unterbreiten wolle. Schon hatten spanische Schiffe die Nachricht gebracht, daß ein königlicher Untersuchungsrichter auf dem Wege sei, Don Juan Perez, der als rechtschaffen und streng geschildert ward. Aber das Gastmahl von Tokuyo war nur ein Vorwand, um dem Statthalter seine letzten Mannen zu entreißen. Dem trat nun Hutten rasch entgegen. Er hieß seine Leute nach Coro zurückgehen, von dort wolle er den Welsern berichten, denen die Herrschaft gehöre. „Nichts gehört den Welsern," rief da aufspringend der Usurpator,

Digitized by Google

„alles gehört dem König!“ Und im Nu packten sich die beiden beim Halse, beide sich auf die Gnade des Königs berufend. Die Leute treten dazwischen, Hutten und Welser werfen sich auf die Rosse und jagen davon. Carvajal mit den Seinen ihnen nach, da wendet sich der junge Welser und versetzt dem Carvajal mehrere Lanzenstöße. Der Usurpator flieht verwundet aus dem Handgemenge und die Leute zerstreuen sich, nachdem noch Welsers Pferd gestürzt war. Vergeblich stellten sich die Deutschen in Schlachtordnung auf; statt der spanischen Truppen erschienen Friedensboten. Beide Theile unterzeichneten einen Vergleich und arglos zogen die Deutschen weiter ins Gebirge fort. Aber um Mitternacht, wo der Schlaf am tiefsten ist, vollendete sich ihr Geschick. Eidbrüchig war ihnen Carvajal gefolgt, die ganze Truppe ward von den Spaniern gefangen, Philipp von Hutten und Bartholomäus Welser erlitten nebst zwei edlen Spaniern den Tod aus Mörderhand, ohne daß sich ein Schwert für sie rührte. Das war in der Charwoche 1546. Nicht ohne Theilnahme vernimmt man das Geschick Bartholomäus Welsers. „Ein verständiger, junger Geselle“, heißt es von ihm. Er gemahnt uns an Giselher den jungen, der schuldlos unterging auf der verhängnißvollen Burgundenfahrt zu Etzels Hofburg.

Die Entrüstung war allgemein und die Strafe folgte auf dem Fuße. Hatte der Untersuchungsrichter der Audiencia es nicht gewagt, die Hand gegen den Usurpator zu erheben, der Abgesandte aus Castilien war ein anderer Mann. Ohne Weiteres marschirte Don Juan Perez auf Carvajal los, nahm ihn gefangen, stellte ein Gericht mit ihm an und ließ ihn aufknüpfen.

Man kann sich denken, wie die Welser und die Hutten um Rache flehten und um Gerechtigkeit. Bischof Moriz von Eichstädt, Philipps Bruder, wandte sich in Aller Namen an den Kaiser, um die Schätze, die, wie man muthmaßte, im Besitz der Beiden gewesen waren, heimbringen zu lassen und die Mitschuldigen Carvajals zu bestrafen.

Die nächsten Dinge sind ganz unklar. Es liegt uns aus der Zeit, von der wir eben schrieben, ein Brief Bartholomä Welsers vom Februar 1547 an den Generalagenten des Hauses in Madrid, Bartholomä May, vor, das einzige Zeugniß, das wir seitens der Welser selbst kennen.

Er läßt uns einen rechten Blick thun, in jene wirren Verhältnisse, denen diese deutschen Kaufleute doch nicht gewachsen waren. Es handelt sich um die Ernennung eines neuen Gouverneurs Francesco Davila, der bisher die Geschäfte der Firma in Santo Domingo verwaltet hatte. Der Augsburger ist der Meinung, man solle ihn immer wählen, da die Kosten zu groß sein würden, wenn man einen Gouverneur aus Spanien verschreiben wolle. Er giebt seinem Agenten übrigens alle Vollmacht in den indischen Angelegenheiten, in dem Proceß, der mit dem Rathe von Indien in Santo Domingo geführt

Digitized by Google

wird, wie in dem gegen die Geschäftsführung des früheren Associés, Heinrich Rembold. Nichts als Klagen lesen wir in dem Briefe des sorglichen Chefs und die Geldsorgen schimmern überall durch. Noch ernennen die Welser weiter dann den Don Juan Villejas zum Statthalter, der in der ganzen Sache eine zweifelhafte Rolle gespielt hatte. Wir erfahren auch hier von einem Zuge, den dieser 1552 ins Gebirge unternommen. Die Streitigkeiten wuchsen zu einem Proceß an, der lange in Madrid lag und im Jahre 1558 zu Ungunsten der Welser entschieden ward, denen danach die Herrschaft und der Antheil an Venezuela genommen ward. Wie die Dinge lagen kann man schwerlich annehmen, daß sie diesen Ausgang ihrer Rechtssache allzusehr beklagten. Große Capitalien hatten sie vergeblich verschwendet und seit dem Tode des jungen Bartholomäus mochte ihnen der Besitz verleidet sein.

So dunkel die Ueberlieferung in Bezug auf die äußeren Vorgänge ist, die der südamerikanischen Periode der Welser ein Ende bereiteten, über die inneren Gründe, die das Unternehmen nicht gedeihen ließen, kann uns kein Zweifel sein. Die Hindernisse lagen sowohl in den Fehlern, die man in der Administration beging, als auch in den äußeren Verhältnissen, die sich nicht besiegen ließen. Weder in der Wahl ihrer Statthalter, noch in der binnenländischen Richtung ihrer Politik, sind die Welser besonders glücklich gewesen, was aber bedeutender war: den Mangel eines realen Machthinterhaltes waren sie trotz aller Anstrengungen des Capitals nicht im Stande, auf die Dauer zu ersetzen.

Immer mehr und mehr sank die deutsche Macht, die spanisch-katholische Opposition wuchs zur mächtigsten Höhe. Die große Leidenschaft des nationalen Hasses, uns Deutschen so ungewohnt, flammte empor und legte den Grund zu den folgereichsten Vorfällen, die indeß weit abliegen von unserem Wege. „Stets soll mein Angesicht sauer sehen, so lang die Spanier im Lande stehen," sangen die Mädchen auf den Gassen während des Schmalkaldischen Krieges, und es war bezeichnend und nicht ohne politischen Einfluß, daß noch während des dreißigjährigen Krieges die kaiserlichen Truppen dem gemeinen Mann immerdar die Spanier hießen. Daß dieser Haß auch von den Spaniern auf das Redlichste erwidert ward, läßt sich denken.

Die europäischen Verhältnisse und Stimmungen wurden natürlich auch auf diese Colonie übertragen und traten dort mit jener eigenartigen Schärfe und Intensivität auf, mit der sich in colonialen Gebieten der Geist des Mutterlandes zu reproduciren pflegt. Besonders der spanische Klerus that das Seine, die Welser beim Volke zu verdächtigen, noch heute liest der südamerikanische Schulbube in Valparaiso in seinen Schulbüchern von der Grausamkeit der Belazares und wie sie gekommen, das Land auszusaugen.

Es war auch hier ein Unglück, daß der deutsche Kaiser ein Spanier

Digitized by Google

war. Dazu schienen die großen Impulse des Jahrhunderts gegen die fünfziger Jahre, zu erbärmlich im Sande zu verlaufen. Klägliche Theologen hatten das Erbtheil Luthers in den Händen und zerrten die Beute hin und her und auch die deutschen Fürsten wußten nichts Besseres zu thun, als in ihren nüchternen Momenten dem Gewäsch ihrer Hofprediger und Professoren über die Gnade und derlei Dinge zuzuhören. Wie hätte man dafür Augen haben können, daß jenseits des Meeres ein genialer Versuch, der eine große Zukunft in sich trug, elend zu Grunde ging. Der große Moment, eine deutsche Macht in Amerika zu gründen, die den Verhältnissen Südamerikas eine ganz andere Richtung gegeben haben würde und deren Folgen kaum abzusehen sind, war unwiderbringlich verloren, wie so vieles Gute durch das Elend unserer politischen Lage. Erst der englischen Energie war es ein Jahrhundert später vorbehalten an den Küsten des großen Oceans der germanischen Cultur eine dauernde und mächtige Stätte zu gründen, an deren Bildung und Befestigung auch wir Deutschen bis in diese Tage herab einen hervorragenden, bisher allzuwenig beachteten Antheil haben. Auch jetzt, wo wir im Vollgefühl jugendlicher Erstarkung schwelgen, ist die Zeit zu einer colonialen Politik unsererseits, wenn uns überhaupt eine solche gemäß ist, noch nicht gekommen und nicht unweise war es sicherlich, wenn der große Staatsmann, der an der Spitze unserer Dinge steht, die lauten Stimmen überhörte, die aus den jüngsten Verlegenheiten Frankreichs auch einen colonialen Gewinn für uns zu ziehen riethen.

Das deutsche Panzergeschwader bei Swinemünde.

Es war etwas mehr als einfache Neugier, welche in den beiden letzten Tagen des verflossenen Monats nicht nur zahllose Anwohner der Oder, sondern eine gleiche Menge Berliner aus allen Kreisen an den Strand der Ostsee gelockt hatte. Wer diese Spreekinder in ihren Urtheilen und Aeußerungen des Interesses für die Flotte belauschte, mußte lächelnd zugestehen, daß die berühmten Wasserfahrten nach Treptow oder auf den Havelseen die Leutchen seemännisch vorgebildet haben.

Aber Scherz bei Seite, es liegt wohl irgendwo auch ein tieferer Grund für die aufrichtige Sympathie, welche die „Landratten" bei ihrem Ausfluge auf die Rhede von Swinemünde laut und herzlich der deutschen Marine entgegentrugen.

Wer erfuhr nicht einmal selbst oder vermag es sich nicht vorzustellen, welch freudiges Gefühl die Begegnung mit einem heimathlichen Kriegsschiffe

itized by Google

in weiten Fernen erweckt — ein lebendiger Theil des Vaterlandes, als welchen das Recht dieselben so wahr auffaßt. Wie sollten nicht auch die Einheimischen gern einmal hinausfahren, um ihre stattlichen „men of war“ — so nennt ja der Brite diese seine volksthümlichsten Kriegsmannen — zu begrüßen, welche berufen sind, die überseeischen Stammesbrüder zu schützen und die eigenen Küsten zu vertheidigen. Auch erfüllt den Bürger der Anblick eines solchen frei im Raume gleitenden Stücks des Staatseigenthums mit ganz anderem Stolz, als etwa die Betrachtung eines schönen nationalen Bauwerkes. Was nun diese unsere Panzerschiffe betrifft, so mußte ihr Aussehen billig jedes offene Auge erfreuen. Erst beim Verlassen der letzten Windung der Swine traten plötzlich die Riesengestalten der drei Fregatten auf hoher Rhede, wohl eine Meile vom Ufer, mächtig hervor, die Breitseiten dem Lande zugekehrt. An der Spitze als Vorhut die zierlichere Gestalt des Avisodampfers. Weiter abwärts lagen die beiden Segelbriggs und die Corvette „Meduſa“, welche für die Heranbildung des jüngsten Nachwuchses der Marine, der Schiffsjungen, dienen. Auf der „Grille“, die ihn schon von Stettin hergeführt, fuhr der Kronprinz dem Geschwader zu, um die förmliche Besichtigung abzuhalten. Ein Schwarm großer und kleiner Dampfer, auch einige Segelschaluppen folgten und umkreisten die Kriegsfahrzeuge, während der Kronprinz im Boot von einem zum andern zu fahren sich anschickte.

Bei der Annäherung der „Grille“ waren nach altem Brauch bis auf die höchsten Raaen die Mannschaften vertheilt und riefen ein schallendes Hurrah. Da senkte sich die Signalflagge auf dem Admiralschiffe und wie ein gestörter Bienenschwarm huschten die Matrosen an der Takellage herab. Auf dem vordersten Schiff, dem „Kaiser“ wurde klar zum Gefecht gemacht. Die Geschütze erschienen in den Luken, und verschwanden nach abgegebenem Schusse wieder. Später stand Alles auf Deck für den Nahkampf bereit und selbst in den Mastkörben erschienen Schützen, die sich dort hinter heraufgehißten Wollsäcken deckten. Die See wurde bereits etwas bewegter und man sah, daß es nicht leicht war vom Fallrepp in das heftig auf und absteigende Boot zu springen und ebenso die Treppe des nächsten Schiffs zu erreichen, wie es der Kronprinz und sein Gefolge nunmehr mußten. Auch die Passagierdampfer schwankten beträchtlich und mancher Seefahrer beschloß schon frühzeitig die Freuden des Anschauens, um erst gegen Abend im Hafen mit matten Gliedern die Krankheit wieder los zu werden. Nur die Eisenriesen lagen wie Inseln unbeweglich. Auf der Fregatte „Kronprinz“, welche die zweite Staffel bildete, fanden zunächst Segelübungen statt. Commandoruf und das Schrillen der Bootspfeife erklang, in wenigen Augenblicken war ein Theil der Bemannung auf den Raaen und die großen Segel sanken entfaltet hinab. Mitten in diesen Vorgängen schlug die große Schiffsglocke heftig an, die

Google

Trommeln des Seebataillons, von dem sich auf jedem Schiffe eine Abtheilung befand, wirbelten. Es war der Ausbruch von Feuer im Vorderraum des Schiffs angenommen. Im ersten Augenblick rannte scheinbar Alles wirr durcheinander, doch bald zeigte es sich, daß Jeder seinen Platz wohl kannte und ihn erreicht hatte. Während die Einen die Spritzen fertig machten und, wie aufmerksame Beobachter feststellten, schon nach drei Minuten aus mehreren Schläuchen kräftige Wasserstrahlen — diesmal über Bord — entsendeten, warfen sich andere auf die Bereitstellung der Boote für die äußerste Nothwendigkeit. Die Decken auf denselben wurden beseitigt, die Flaschenzüge gelöst, um sie sofort hinablassen zu können und auch für die großen Boote und Dampfbarkassen, die auf Deck stehn, wurde das Hebezeug an den Masten befestigt, um sie über Bord zu setzen.

Alle diese Bewegungen geschahen augenscheinlich mit großer Pünktlichkeit und Schnelle. Auf dem „König Wilhelm", dem äußersten Echellon, fand ebenfalls, nachdem Generalmarsch geschlagen, eine Gefechtsübung statt. Mit großer Leichtigkeit bewegten sich die mächtigen Geschütze vor und rückwärts, dabei waren ihre „Seelen" so rein und blank, daß man von den herumfahrenden Schiffen aus sich in dem Bodenstück spiegeln konnte. Den Schluß des Exercierens bildete ein förmliches Entermanöver, die Darstellung eines Kampfes Bord an Bord zweier Kriegsschiffe.

Während der hierauf eintretenden Mittagspause für die Mannschaft gingen auch mehrere der Stettiner Dampfer in der Nähe des „König Wilhelm" vor Anker, auf welchem der Kronprinz das Mahl einnahm. Zahlreiche Officiere der Landarmee, die hinausgekommen waren, so die Garnison Stettin auf besonderem Fahrzeug, wurden zur Besichtigung der Kriegsschiffe eingeladen und auf flotten Kuttern, mit 10—12 Matrosen bemannt, übergeführt. Eine große Zahl der kleineren Schiffe zog es indessen vor, den schützenden Hafen aufzusuchen, weil der Seegang heftiger wurde.

So nur erklärt es sich, daß anderen Tags unglaublich genug große Berliner Zeitungen (Kreuzzeitung) meldeten, das Manöver habe widrigen Wetters wegen gar nicht stattgefunden, während dasselbe nun — um 2 Uhr — erst seinen Anfang hatte.

Die Panzerfahrzeuge nahmen die Anker auf und gingen in nordwestlicher Richtung auf die hohe See; allmählich wurde die volle Dampfkraft eingesetzt und bald mußten daher auch die noch übrigen Zuschauerschiffe zurückbleiben, nur ein Stettiner der „Kronprinz Friedrich Wilhelm" hielt ziemlich lange aus. Die Exercierbewegungen erinnern gewissermaßen an den Marsch geschlossener Bataillone im Brigadeverband. Aus dem Vorgehn in Echellons gingen sie zum Flankenmarsch in einer Reihe über, marschirten zu einem oder zwei Treffen auf, schwenkten, formirten eine keilförmige Gruppe und

Digitized by Google

andere umfassende Gefechtsstellungen. Die Commandos giebt das Admiralschiff — hier der „König Wilhelm" — bekanntlich in Form von Flaggensignalen. Die buntfarbigen und verschieden gezeichneten Flaggen gehn am hinteren oder am Hauptmast in verschiedene Höhe und aus diesen Combinationen erwächst ein reichhaltiges Chiffresystem. Die Aufgabe des „Avisodampfer", welcher während der Manöver sich an geeigneten Punkten außerhalb des Curses der anderen Fahrzeuge hielt, besteht darin, das Flaggensignal zu wiederholen, sodaß es von Allen gleichzeitig beobachtet werden kann.

Erst gegen Abend kehrten die Schiffe auf die Rhede zurück und gingen wieder vor Anker. Hier fand dann noch ein Wettrudern der Boote statt, welches vom „König Wilhelm" ausgehend auf vorgeschriebenem Wege nach etwa $^1/_3$ Meile Entfernung bei demselben wieder endete. Der vom Kronprinzen ertheilte Preis bestand in Geld für die Mannschaft, und in einem Geschenk für den Bootssteuerer. Das Geschick dieses Letzteren muß in der That neben der Kraft der Ruderer wesentlich den Erfolg entscheiden, denn bei bewegter See gilt es die Welle so zu treffen, daß sie das Boot nicht aufhält, sondern beim Fallen möglichst mit fortnimmt, während auf dem Rücken derselben die Ruder freiweg eingreifen müssen.

Es dunkelte bereits, als die „Grille" wieder in Swinemünde einlief. Die im Hafen liegenden Schiffe — besonders auffallend zwei mächtige Dampfer des baltischen Lloyd — hatten den Flaggenschmuck mit Gewinden buntfarbiger Lampen vertauscht und zahlreiche, ähnlich geschmückte Boote umkreisten die „Grille" und grüßten mit Musik und freudigen Zurufen den verehrten Gast, der an Bord seines Schiffs die Commandanten der besichtigten Fahrzeuge vereinigt hatte. Auch die Häuser der Stadt erglänzten bis in die fernsten Theile im hellsten Lichtschmuck, während eine nach Tausenden zählende Menge am Ufer auf und nieder wandelte und sich des reichen Schauspiels freute, das in den hochflammenden Feuern an den Waldrändern auf beiden Flußufern seinen malerischen Abschluß fand.

Die Ausbildung des Matrosen, welcher in der kurzen Zeit von drei Dienstjahren genügt werden muß, ist mit Recht eine vielseitige zu nennen. Außer der Handhabung von Segel und Ruder muß jeder Mann ein Artillerist und Schütze sein. In den drei ersten Zweigen hatte das Geschwader bereits seine Probe bestanden, am nächsten Tage, dem 30. Juni, sollte ein Landungsmanöver stattfinden, um die Leistungen der Mannschaft als Infanteristen zu erweisen. Schon in den frühen Morgenstunden war der Aviso mehrfach aus und eingefahren und hatte den Befehl an das Geschwader überbracht. Die während der Nacht wieder von Stettin herangekommenen Dampfer gingen ebenfalls hinaus und beobachteten das Einschiffen der Mannschaft von den Schiffen in die Boote. Die letzteren wurden auf der dem Lande abgekehrten

Digitized by Google

Seite ins Wasser gesetzt und auf den Fallreppen, sowie auf den Strickleitern, die von den ausliegenden Bäumen hinabhängen, hatten die Matrosen und Seesoldaten schnell das Schiff verlassen.

Aus den Booten bildeten sich drei oder vier kleine Colonnen, die theils von dem Aviso, theils von den kleinen Dampfbarkassen dem Hafeneingang zugeschleppt wurden. In den größeren Booten befanden sich leichte Geschütze auf feststehenden Gerüsten, während die fahrbaren Laffeten außerdem mitgeführt wurden. Im Hafen angelangt legten sich die Bootsreihen um einen Vorsprung des der Stadt gegenüberliegenden Ufers und mit großer Geschwindigkeit stand die Bemannung in zweigliedrigen Compagnien, im Ganzen an 1000 Mann, am Ufer formirt. Die Schützen gingen mit aufgelösten Schwärmen gegen einige landeinwärts gelegene Gehöfte vor, die geschlossenen Abtheilungen folgten und besetzten die als genommen betrachteten Gebäude. Die gleichfalls ausgeschifften Geschütze wurden von Matrosen fortgezogen und kamen, zu einer Batterie zusammengestellt, erst gegen die besetzte Stellung und dann gegen den weichend gedachten Feind zur Verwendung. Die gelandeten Abtheilungen hatten während der Gefechtsübung Gelegenheit, ihre Gewandheit in den Bewegungen und der Herstellung der verschiedenen Formationen, genau wie sie für die Jäger der Landarmee vorgeschrieben sind, zu zeigen.

Nach guter preußischer Sitte beschloß ein Parademarsch sämmtlicher Abtheilungen die Uebung. Auch die Geschütze wurden dabei von der Mannschaft in festem Tritt vorbeigezogen.

Während der Gefechtsübung war der Krankenträgerdienst ebenfalls zur Darstellung gekommen, ein Verbandzelt aufgeschlagen und „Verwundete" auf Tragen und Transportkarren zurückgeführt worden.

Nach Schluß der Besichtigung formirten sich die Abtheilungen wieder längs des Ufers und bestiegen die Boote, auf denen sie in derselben Weise wie sie gekommen den Hafen unter lautem Hurrahrufen für den inzwischen an Bord der „Grille" zurückgekehrten Kronprinzen verließen. Die Marinemusik, welche zum „König Wilhelm" gehört, begleitete vom Deck des Avisos die Abfahrt mit einem fröhlichen Marsch.

Die Besichtigung hatte damit ihr Ende gefunden. Am Strande, jenseits der Düne, konnte man das Zurückkehren der Boote zu den Schiffen beobachten und mit dem Glase erkennen, wie die Boote aufgezogen und wieder befestigt wurden. Die Panzerfregatten blieben ruhig liegen, um am nächsten Morgen früh die Heimfahrt nach Kiel anzutreten. Die Schiffsjungenbriggs hatten schon Tags vorher die Rhede verlassen und waren in See gegangen. Auf der Corvette „Medusa" hatte auch der Prinz Friedrich Karl sich mit hinausbegeben, um einige Tage das Meer zu befahren.

Den Eindruck mußte Jeder mit landeinwärts zurücknehmen: das Aeußere der Schiffe, ebenso wie die kernigen frischen Gestalten der Matrosen in ihrer strammen lebendigen Dienstlichkeit, erwecken ein Gefühl der freudigsten Genugthuung. Und dieser tüchtige Geist der Marine, der sich im Kampf mit dem Element bethätigt, wird auch nicht versagen, wo im Kriege der Flotte ein Feind gegenübersteht.

Neben diesem wichtigen Bestandtheil militärischer Leistungsfähigkeit tritt dann am Ende die Frage nach dem Grade der Ausrüstung der Schiffe mit Panzern, für deren Beantwortungen kriegerische Erfahrungen nur in geringer Menge vorliegen, ein wenig zurück, wenngleich sie allerdings für den Seemann eine andere wesentlichere Bedeutung hat, als für den Infanteristen ein minder gutes oder besseres Gewehr.

Pi y Margalls Vertheidigungsschrift.

Von Adolf Gaspary.

Als Pi y Margall sich gezwungen sah, aus seiner Machtstellung zurückzutreten, richteten sich gegen ihn die Anschuldigungen der conservativen Parteien wegen der traurigen Lage, in welcher er die wankende Republik hinterließ. Sein Nachfolger Salmeron schlug andere Wege ein und mehr noch Castelar, dessen gemäßigte und doch energische Politik im eigenen Lande und bei den übrigen Nationen mit lebhaftem Beifall begrüßt wurde. Da aber kam der Staatsstreich des 3. Januar 1874, und die Anstifter desselben gaben vor, nur der Sache der conservativen Republik, nur dem Patriotismus in dem Augenblick zu dienen, wo die Extremen im Parlament Castelar stürzen und damit zu dem alten System zurückkehren wollten. Die Anklagen galten somit von neuem der föderalen Partei, vor allem ihrem Führer Pi selber. Auch viele der aufrichtigsten Republikaner meinten, jener Staatsstreich sei nur den Intransigenten zu danken; sie hätten den einzigen Mann beseitigt, der die Republik habe aufrecht halten können, nur weil sie in ihr für den eigenen Ehrgeiz nicht mehr Raum fanden. Es folgte ein Jahr jener Zwitterregierung, wo man nicht wußte, welches eigentlich die herrschende Staatsform sei, und nur allgemein den Absolutismus und die Illegitimität des Bestehenden fühlte. Damals kam Pi, der in sein einsames Arbeitszimmer zurückgekehrt war, der Gedanke, die Ereignisse zu erzählen, über die man soviel hin- und herstritt, und ihre Ursachen und ihre Entwickelung vor Aller Augen klar zu legen. Er wollte ein Buch schreiben, betitelt: „Die Republik von 1875, Notizen für die

Digitized by Google

Schreibung ihrer Geschichte", und diese Schrift sollte in fünf Lieferungen erscheinen, zuerst, obgleich sie nach der Chronologie nicht den Anfang gebildet hätte: die Rechtfertigung seines eigenen Benehmens, während er Minister des Innern und Präsident der Republik (Chef der executiven Gewalt) gewesen. Dann würden schnell folgen: Amadeo und die Nationalversammlung, das parlamentarische Interregnum, die Cortes Constituyentes, endlich der 3. Januar. Wie interessant und wichtig wäre eine solche Beleuchtung der Thatsachen von dem selbst gewesen, der an ihnen einen so hervorragenden Antheil gehabt, mit welcher Begierde würde man sie im In- und Auslande aufgenommen haben! Leider gelangte nur die erste Lieferung*) zum Druck; die Regierung untersagte sofort deren Verkauf; natürlich konnte ihr eine Schrift nicht sehr gefallen, in welcher die „heroische That" des Generals Pavía der „schmählichste Gewaltstreich" genannt wurde, den die Geschichte Europas aufzuweisen habe. So mögen nur wenige Exemplare des Büchleins ins Ausland gelangt sein, und man hat, wie ich glaube, hier bisher nicht von ihm gesprochen.

Es war natürlich, daß Pí diesen Theil seiner Arbeit zuerst in die Welt schicken wollte; vor Allem und ehe er mit einiger Autorität über die anderen Begebenheiten reden konnte, mußte ihm daran gelegen sein, sich selbst zu rechtfertigen, den klaren Sachverhalt dessen bekannt zu machen, was er selbst gethan. Aber die Schrift wirft doch zugleich interessante Streiflichter auf die Politik seiner Nachfolger und giebt auch Prophezeihungen für die Zukunft, die nur zu schnell in Erfüllung gehen sollten, Prophezeihungen freilich, die bei der damaligen Lage Spaniens nicht gar schwer zu machen waren. Der künftige Geschichtsschreiber dieser Zeiten wird sicherlich das Büchlein als ein werthvolles Document betrachten.

Pí beginnt damit zu constatiren, daß die föderalen Doctrinen schon seit langer Zeit in ihm Boden gefunden hatten. Bereits 1854 verfocht er dieselben in seinem Buche „Die Reaction und die Revolution". Dann gebot ihm der Absolutismus Schweigen und trieb ihn endlich ins Exil. Aber während seines zweijährigen Aufenthaltes in Paris hatte er nur um so mehr Gelegenheit, jene seine Ueberzeugungen zu kräftigen. Er studirte Proudhon, er betrachtete die politische Entwickelung Frankreichs, wo zwei Republiken zu Grunde gegangen, beide wegen ihrer Centralisation. Die Freiheit, meinte er, ließe sich dauernd nur in einer Föderativrepublik begründen, wo die Staatsgewalt an vielen Orten zugleich sei und daher nicht mit einem Schlage vernichtet werden

*) La República de 1873, Apuntes para escribir su historia por F. Pí y Margall. Liber Primero. Vindicacion del autor. Madrid 1874. Es ist ein Heft von hundertdreißig Seiten (das Ganze datirt vom 20. März 1874) und einem Anhang von neunundzwanzig Seiten, der Documente enthält.

Digitized by Google

könne. Insbesondere aber bedürfe sein eigenes Vaterland, dessen einzelne Provinzen, entstanden aus einst unabhängigen Königreichen, eine große Selbstständigkeit bewahrt hätten, einer Verfassung nach dem Muster der Schweiz und Amerikas. Wollte man nun, sagt Pi, diese Gedanken realisiren, so war es einfach logisch, die föderale Staatsform von unten nach oben zu begründen, d. h. so, daß sich die einzelnen Provinzen als Staaten constituirten und sich erst dann zur Föderation durch Contract vereinigten; um die Gefahren einer solchen Uebergangszeit zu vermeiden, hätte man eine provisorische Centralgewalt zur Aufrechterhaltung der Ordnung einsetzen können. Aber dieses Verfahren war nur möglich bei einer gewaltsamen Umwälzung, es verbot sich von selbst durch die friedliche, unmerkliche Art und Weise, wie die spanische Republik entstand. Amadeo dankte einfach ab, und die beiden vereinigten Kammern proclamirten die neue Staatsform. Es galt nun nicht mehr, die Föderativrepublik von unten nach oben, sondern von oben nach unten zu schaffen, d. h. zuerst die Befugnisse der Centralgewalt abzugrenzen und es dann den Einzelstaaten zu überlassen, sich außerhalb jener Befugnisse nach eigenem Gutdünken zu constituiren. So war noch obendrein die Gefahr des Ueberganges geringer, und Pi nahm, wie er versichert, seitdem das zweite Verfahren ohne Rückhalt an und suchte es nach besten Kräften durchzuführen. Daher stellt er sich sogleich den Gesetzesüberschreitungen entgegen, die aus den Provinzen gemeldet werden, und läßt die vertriebenen Municipalbehörden wieder einsetzen; den drohenden Aufruhr in Barcelona, wo man sofort den Föderalstaat proclamiren will, vermag er, durch energische Ermahnungen an die Gemäßigteren, zu dämpfen. Es folgt der 23. April (1873), an welchem die radicale Partei in der Permanenzcommission die Gewalt wieder an sich zu reißen sucht und die Regierung mit Einberufung der Cortes bedroht, nachdem sie zu ihrer Unterstützung die monarchisch gesinnten Freiwilligen in der Plaza de Toros versammelt. Aber auch das Ministerium hat sich vorher gerüstet und schreitet nun zur Entwaffnung der Freiwilligen und zur Auflösung der Commission. Pi vertheidigt die Legalität dieses Schrittes mit dem Gesetze vom 11. März, das der Commission nur in dringenden Fällen die Einberufung der Versammlung gestattete, während ein solcher damals durchaus nicht vorlag. Dennoch erkennt er an, daß es ein Staatsstreich gewesen; aber während ein solcher sonst stets dazu gedient, den Willen Weniger der ganzen Nation zu octroyiren, habe man dieses Mal die Gewalt nur angewendet, um den Willen der Nation gegen die Usurpation der Wenigen durchzusetzen. Nach diesem Tage drängten ihn seine Freunde zu energischen Maßregeln, besonders zu schleuniger Proclamirung der föderalen Republik; in der That hätte er sich zum Dictator aufwerfen können, und vielleicht, meint er, wäre es in politischer Rücksicht besser gewesen. Aber dagegen sträubt sich sein eigenes Rechtsbewußtsein, und er bleibt innerhalb der

Digitized by Google

Legalität. „Hätte ich in anderer Weise gehandelt," sagt er, „so wäre die Auflösung der Permanenzcommission ein heuchlerischer Mord gewesen".

Er sah sofort ein, daß ihm fürder die Hauptschwierigkeiten von seiner eigenen Partei kommen würden. Die allgemeine Gährung der Gemüther, die in der Natur der Dinge gegründet war, sucht er daher unschädlich zu machen, indem er sie mit den politischen Ereignissen beschäftigt, zuerst den Wahlen zu den constituirenden Cortes, die am 1. Mai zusammentreten sollen, dann mit den Verhandlungen der Cortes selbst. Vor allem verlangt er, daß man die neue föderale Constitution schnell votire und ins Leben führe, um so das ungeduldige Verlangen der Bevölkerung zu befriedigen und die Wühler in den Provinzen zu entwaffnen. Aber diese Einsicht dringt nicht bei allen Führern der Partei durch; man sucht die Verhandlungen hinauszuschieben; Pi drängt vergeblich; Alles geräth ins Stocken, und schließlich kommt garnichts zur Ausführung. Zugleich ziehen sich die bedeutendsten Mitglieder der Regierung, Figueras, Castelar, Salmeron, zurück und lassen die Last allein auf seinen Schultern.

Die Unruhen in den Provinzen steigern sich indessen. Pi verurtheilt diese Bewegungen mit strengen Worten. Die Insurrection sei in der That ein Verbrechen unter einer Regierung, wo die Aeußerung der öffentlichen Meinung völlig frei sei, und es niemandem an legalen Mitteln fehle, seine Zwecke zu erreichen. Allein er wünscht die Aufständischen zur Ordnung zurückzuführen, ohne in ihnen den republikanischen Geist zu tödten. Er bemerkt, mit wie großer Gefahr es für eine revolutionäre Regierung verbunden sei, die Waffen gegen ihre eigenen Gesinnungsgenossen zu wenden. Diese falsche Politik habe den Untergang der französischen Republik von 1848 verursacht, diese habe die neue Republik in Frankreich von Thiers zu Macmahon geführt, von dessen Gnade nun ihr Bestehen abhänge, dieser endlich, da sie auch seine eigenen Nachfolger in Spanien anwandten, danke man den Staatsstreich des 3. Januar. Nicht so will er selbst verfahren. „Man mußte," sagt er, „dem Sturme mit heiterer Stirne entgegensehen." Man mußte stets die Hilfe der Feinde zurückweisen. Es sei freilich die Pflicht der Regierung, die Anarchie zu unterdrücken; aber zuerst müsse sie alle friedlichen Mittel erschöpfen. In der That gelingt es ihm, in Malaga die Geister zu beschwichtigen, und in Sevilla genügt, nachdem man die Ordnungspartei für sich gewonnen, ein Anfang von Energie, um die ganze Insurrection zu zersprengen. Am vollständigsten drücken sich seine Grundsätze in der Instruction aus, welche der an die Spitze des kleinen andalusischen Heeres gestellte General Ripoll erhält. „Ziehen Sie," sagt ihm Pi, „nicht mit Kriegesklang in Andalusien ein. Geben Sie den Ortschaften zu verstehen, daß man die Armee nur bildet, um das Recht aller Bürger zu schützen und den Beschlüssen der Assemblée Achtung zu

Digitized by Google

verschaffen. Beruhigen sie die Furchtsamen, zügeln Sie die Ungeduldigen, stellen Sie ihnen vor, daß sie mit ihren ewigen Verschwörungen, ihren häufigen Unruhen die Republik tödten. Halten Sie immer ihre Autorität aufrecht; aber in den Conflicten, die entstehen, verschmähen Sie niemals, es vor Allem mit Rath und Ueberredung zu versuchen. Wenn diese nicht genügen, so werfen Sie sich ohne Zaudern und mit Energie auf die Rebellen. Die Assemblée ist heut die souveräne Macht; man muß ihre Beschlüsse abwarten und sich vor ihnen beugen, wenn sie sie erläßt."

Am meisten hat man Pís Benehmen gegenüber der Insurrection von Cartagena verdächtigt; man hat ihm ein geheimes Einverständniß mit dem Cantonalismus zugeschrieben. Er fragt, welche Vortheile ihm denn daraus hätten erwachsen können, und weshalb er, wenn jenes Einverständniß vorhanden gewesen, es nicht offen habe kund geben dürfen. Allerdings befand er sich ja damals im Besitze der Gewalt, und, bei den spanischen Zuständen, wäre für ihn nichts leichter gewesen als ein Staatsstreich. Allein er hatte eben die Bildung der Föderalstaaten von oben nach unten aufrichtig acceptirt. Die Cortes waren die einzige legitime Gewalt der Republik, und sie allein hatten zu bestimmen. Die Proclamirung der Cantone, vor der Annahme der föderalen Verfassung, war ungesetzlich, war ein Act der Insurrection. Er selbst beobachtete strenge Legalität und verlangte sie auch von den Anderen; den drängenden Parteigenossen hielt er immer nur das bestehende Gesetz entgegen. Aber der Aufstand in Cartagena war keine Erhebung gewöhnlicher Art; er hatte eine starke Festung, ein Heer, die besten Schiffe des Staates, das beste Arsenal zu seiner Verfügung. Pí sah die Unmöglichkeit, mit den schwachen Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, der Insurrection schnell Herr zu werden; er erkannte, daß man doch früher oder später mit den Aufständischen werde pactiren müssen; so war es denn, meint er, besser, nach dem gewohnten System, es sofort zu versuchen; hätten doch seine Nachfolger, die dies für eine Herabwürdigung der Staatsautorität ansahen, nach sechsmonatlichem Blutvergießen auch schließlich zu jenem Mittel greifen müssen. Damals jedoch regte sich gegen ihn heftiger Widerstand, und so sah er sich endlich gezwungen, am 18. Juli seine Demission zu geben. Die conservativere Politik seiner Nachfolger vermehrte natürlich die Erbitterung der Insurgenten; die Regierung andererseits schärfte die Gewaltmaßregeln, und „die Republik gerieth," wie Pí sagt, „auf den abschüssigen Weg der Reaction und fand am Ende desselben, was sie eben finden mußte, den Tod."

An die Darstellung der Begebenheiten, die in die Zeit seiner Regierung fallen, knüpft Pí eine Besprechung der hauptsächlichsten Vorwürfe, die man gegen ihn formulirt hatte. Zuerst bemerkt er sehr richtig, daß man nicht eben seiner Partei allein die Schuld an der Indisciplin des Heeres aufbürden

Digitized by Google

dürfe; dieſe ſei gleichmäßig das Werk aller Parteien geweſen; der Mißbrauch der Armee für politiſche Bewegungen hatte ja ſchon ein halbes Jahrhundert gedauert.

Ebenſo wenig, behauptet Pí, habe unter ihm der Krieg an Dimenſionen gewonnen. Er habe ihn vorgefunden und ſein Möglichſtes gethan, um ihn zu dämpfen, was freilich in den wenigen Monaten ſeiner Herrſchaft nicht habe gelingen können. Seine Abſicht war, beim Mangel an regulären Truppen Milizen zu organiſiren; er wollte gegen die carliſtiſchen Fractionen das Volksbewußtſein beleben. Wir bedürfen, ſagt er, des Enthuſiasmus. „Im Kriege, wie bei jeder Art des Kampfes, tritt die Leidenſchaft überall ein. Gebt mir Menſchen, die fühlen, die lieben, die haſſen, das werden die beſten Soldaten ſein. Heut iſt alles Gefühl im Lager des Feindes, deswegen ſind dieſe Niederlagen ſo häufig.“ Es ſei der größte Irrthum, wenn man durch eine gemäßigte, zaghafte Politik die carliſtiſche Inſurrection zu erſticken hoffe. Die Reaction bekämpfe man nicht mit der Reaction. Warum anders forderte ich mit ſolchem Eifer die Reformen, als weil ich ſah, daß man nur durch ſie den Geiſt der Bevölkerungen erheben, ſie gegen Don Carlos aufrichten konnte? Meine Abſicht war, jene zu vermehren, um ſie jeden Tag mehr für die Republik, mehr gegen die Rebellen zu intereſſiren.

Weiter kommt Pí auch auf ſeine ökonomiſchen Ideen zu ſprechen. Man ſchelte ihn einen Socialiſten; aber, wenn er das ſei, ſo müſſe es heut zu Tage eben jeder vernünftige und rechtlich denkende Menſch ſein. Er verkenne nicht, wie viel Segen der Individualismus in neuerer Zeit gebracht; allein das Princip reiche für die Geſellſchaft nicht aus; durch die Wechſelwirkung des Individuums und des Staates entſtehe die wohlthätige Harmonie. Er glaube an einen ſtetigen Fortſchritt der Geſellſchaft zu immer größerer Vervollkommnung, und warum ſollten da gerade die Ideen der Gerechtigkeit und des Eigenthumes weiterer Entwickelung unfähig ſein, da ſie doch bis auf den heutigen Tag ſo viele Wandlungen durchgemacht? „Ihrer Entwickelung gemäß werden ſich alſo die Geſetze und mit ihnen die Sitten ändern, und ich müßte mich ſehr täuſchen, oder die Gleichheit wird, wenn auch langſam, ſich auf Erden herſtellen. Was verlange ich alſo? Einfach nur, daß der Staat, in Ausübung ſeiner ewigen Befugniſſe, die durch die Idee der Gerechtigkeit im Bewußtſein der Völker herbeigeführten Revolutionen in Recht umwandle. Ich verlange nicht einmal, daß er ſeiner Epoche voraneile; ich will nicht einmal, daß er ſeine Ideen über die der Geſellſchaft ſetze.“ So habe er denn ſelbſt, während ſeiner kurzen Regierungsperiode, über ökonomiſche Verhältniſſe nur Geſetze vorgeſchlagen, die bei anderen civiliſirten Nationen ſchon beſtünden und ſich beſtens bewährten, nämlich obligatoriſchen unentgeltlichen Unterricht, Einſchränkung der Kinder- und Frauenarbeit, ein Maximum der Arbeits-

Digitized by Google

stunden auch für die männlichen Arbeiter. Ferner habe er die Einsetzung von Schiedsgerichten mit gemischter Jury für die Conflicte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern beabsichtigt und den Verkauf der zur Veräußerung bestimmten Staats- und Gemeindegüter vorzugsweise an solche vorgeschlagen, die keine directe Steuer bezahlten und nachweislich geeignet seien, die Ländereien zu bewirthschaften. Dazu kam dann noch die Abschaffung der Sklaverei auf Cuba und die Umwandlung der Insel in eine gleichberechtigte spanische Provinz, resp. Föderalstaat, wodurch man mit einem Schlage den schon so lange dort wüthenden Krieg losgeworden wäre.

Man hatte ihm endlich im Allgemeinen den Vorwurf einer exclusiven Politik gemacht; er habe die Republik nur durch die Republikaner herstellen wollen, mit Ausschluß jedes anders Gesinnten. Jede Partei, antwortet er, muß, zur Macht gelangt, suchen, ihre eigenen Ideen zu verwirklichen, wenn sie nicht abdanken will. Mit den Radicalen aber in Gemeinschaft zu regieren, das habe sich vom ersten Moment ab als Unmöglichkeit erwiesen; die unbedeutendsten Dinge hätten da unablässig zu Zwisten geführt, und man würde der Krisen kein Ende gehabt haben. Dann habe er sich insbesondere auf seine Parteigenossen stützen müssen wegen der Stärke der Feinde, die beständig im Verborgenen wühlten; denn der 3. Januar sei nur die letzte erfolggekrönte von vielen anderen Conspirationen gewesen, welche glücklich abgewendet oder gescheitert waren. Jener 3. Januar zeige aber, wohin die sogenannte Versöhnungspolitik, die politica sobre ancha base, führe, die ihren eigenen Feinden das Heft in die Hände gegeben habe. Uebrigens habe er selbst in der That die Republik für Alle gewollt; bei den Wahlen für die constituirenden Cortes habe er die Armee gekreuzt und einzig und allein dafür gesorgt, daß die herkömmliche officielle Beeinflussung nicht stattfinde. Was die Aemter betrifft, so habe er Republikaner nur in den wahrhaft politischen Stellungen verlangt, die ganze Administration aber so gelassen, wie er sie gefunden, soweit nicht ganz außerhalb der Politik liegende Gründe eine Aenderung nöthig machten.

Die letzten Capitel der kleinen Schrift geben nochmals einen Ueberblick über die Lage der Dinge; sie enthalten eine heftige Anklage gegen Castelar wegen seines Abfalles von den Ideen, zu deren Popularität er durch seine glänzenden Talente gerade am meisten beigetragen, und eine Ermahnung an die Gesinnungsgenossen des Verfassers, sich die harte Lehre der Ereignisse zu Herzen zu nehmen, aber, zwischen den drohenden Gefahren des Carlismus auf der einen, des Alfonsismus auf der andern Seite, auszuharren und auf die Zukunft zu hoffen.

Pí sagt in der Vorrede, es sei ihm hauptsächlich darum zu thun, seine persönliche Ehre sicher zu stellen; seine politische Rehabilitation liege ihm we-

Digitized by Google

niger am Herzen. So hätte er in der That seinen Zweck erreicht. Wie darf man die Ehrenhaftigkeit eines Mannes antasten, der als Minister selbst die Ministerpensionen abgeschafft hat, der nichts für sich, nichts für seine Verwandten nahm, und so arm aus seiner Machtstellung schied, wie er in sie eingetreten? Solche Beispiele sind in einem Lande wie Spanien um so höher zu stellen, je seltener sie sind, je verdorbener im Allgemeinen die öffentliche Moral. Man muß Pí als Menschen, als Charakter achten. War aber die Absicht der politischen Rechtfertigung wirklich ganz von dem Buche ausgeschlossen? Jedenfalls leistet es eher das gerade Gegentheil. Wir finden hier viel Wichtiges und Interessantes in Bezug auf die Vorgänge der letzten Jahre; die Schäden jenes verdorbenen Staatslebens sind oft in unübertrefflicher Weise beleuchtet und gebrandmarkt, sowie sie es verdienen. Es fehlt Pí gewiß nicht an großem politischen Scharfblick. Wie die meisten spanischen Politiker erkennt er aufs Deutlichste die Irrthümer und Schwächen seiner Gegner; aber, wie jene, hat er zu viel Nachsicht mit den eigenen und denen seiner Partei; er hält seine eigenen Dogmen für unfehlbar. „Ich habe," sagt er, „in der Regierung meine Ruhe verloren, meine Illusionen, das Vertrauen auf die Menschen, welches die Grundlage meines Charakters bildete. Für je einen redlichen Menschen habe ich zehn Verräther gefunden, für jeden dankbaren hundert undankbare, für jeden uneigennützigen und patriotischen hundert, die in der Politik nur die Befriedigung ihrer Begierden suchten." Aber was haben ihm diese bitteren Erfahrungen genützt? Hat sich in seinen politischen Ansichten damit irgend etwas geändert? Er würde heut, wenn der günstige Moment erschiene, mit denselben Mitteln die Durchführung derselben Doctrinen versuchen, mit denen er das erste Mal gescheitert ist. Wie er selbst anerkennt, hatte er zeitweise eine ungeheure Macht in Händen, seinen Willen konnte er zum Gesetze für die Nation machen. Es war eine einzige, unvergleichliche Gelegenheit geboten für die Realisirung seiner Ideen. Dennoch mißlang das Werk so ganz und gar. Er wollte sich strenge innerhalb der Loyalität halten; aber was ist denn eben diese vielgerühmte Loyalität in Spanien, einem Lande, wo es absolut unmöglich ist, einen legitimen Ausdruck des nationalen Willens zu erhalten? Er mochte immerhin die Arme kreuzen und nach Möglichkeit jede gewaltsame Beeinflussung der Corteswahlen verhindern. Seine Gesinnungsgenossen blieben sicherlich nicht alle so müßig, und obendrein genügt es in jenem Lande, daß man wisse, welche Partei sich im Besitze der Gewalt befindet, um die Wahlen durchaus nach ihrem Willen ausfallen zu lassen. Die Wahlen von 1873 geschahen unter dem Druck der Furcht; man erwartete, gleichgiltig ob mit Recht oder Unrecht, eine Vergewaltigung von Seiten des Pöbels; man beargwöhnte die Regierung selbst. Welche Bedeutung kann

Digitized by Google

eine Versammlung haben, die unter solchen Umständen entstanden, welches ihr Wille? Und das ist die Loyalität, auf welche Pí fort und fort fußte!

Pí zeigt, daß er eben nur die Ideen seiner Partei durchzuführen gesucht habe; allein wer war denn eigentlich diese Partei selbst? Er hat mit ihr so traurige Erfahrungen gemacht; der beständige Zwist und Hader in ihren Reihen, die Ueberstürzung der einen, die Langsamkeit der anderen haben seine eigenen Pläne vereitelt; fortwährend sah er sich selbst bekämpft und absichtlich oder unabsichtlich mißverstanden. Man höre nur die eigenthümlichen Lobsprüche, die er seinen Cortes Constituyentes ertheilt: „Sie waren," heißt es, „ohne Zweifel unerfahren, ihr intellectuelles Niveau nicht sehr hoch, ihre Absichten wenig entschieden, ihre Ideen über die Principien, welche der Föderation zur Grundlage dienen sollten, nicht sehr fest; aber dank diesen selben Eigenschaften konnte man sie leicht zur unmittelbaren Realisirung unseres Dogmas führen." Und das war die Versammlung, welche die Loyalität schaffen, welche der Nation über die denkbar schwierigste Lage der Dinge forthelfen sollte! Pí hätte wohl Alles ganz gut berechnet gehabt, wenn er es mit einer politisch gereiften Nation zu thun gehabt, wenn man in der Bevölkerung wirklich nur nach politischen Reformen gedürstet hätte. Er übersah, daß sich sofort, und am meisten in seiner eigenen Partei, niedrige Leidenschaften einmischen würden. Die Erhebung von Cartagena kam ihm, wie er selbst gesteht, ganz unvermuthet; er hatte ja Alles so vortrefflich angeordnet; dem Volke geschah ja schon sein Wille auf gesetzlichem Wege. Was wollten denn jene Insurgenten? Sie wollten eben etwas ganz anderes als die politischen Reformen. Und dennoch bleibt Pís Vertrauen auf diese Partei unerschüttert.

Seine eigene Verfahrungsweise sieht so gemäßigt aus, und bei ihm war sie es auch; er hielt sich stets innerhalb der gesetzlichen Schranken und wollte nun, daß alle Welt es ebenso machen sollte. Er sah nicht, daß die einmal unter das Volk gestreuten großen Worte zünden würden, daß der Ungebildete sich nicht mit den wenigen Brocken begnügen werde, die man ihm vorläufig hinwarf. Man hatte Abschaffung der stehenden Heere gepredigt, und nun bedurfte man mehr als je der Truppen; man hatte nach Proudhonschen Doctrinen die Emancipation des vierten Standes, eine Aera allgemeiner Gleichheit in Aussicht gestellt; aber vorläufig sollte es bei den Einrichtungen sein Bewenden haben, die sich schon bei anderen civilisirten Nationen bewährt hatten. Dieses „vorläufig" gerade war das Schlimmste; es entfremdete der Regierung zugleich die Gemäßigten und die Extremen; die ersten glaubten nicht mehr an die scheinbare Mäßigung, sahen beständig das Schreckgespenst des Communismus im Hintergrunde, die anderen wurden unzufrieden, sie wollten lieber gleich Alles auf einmal haben, Abschaffung der Conscription

Digitized by Google

und Gütervertheilung. Zum Glück drangen diese Ideen nicht allzu tief in das spanische Volk ein, welches von Natur gutmüthig und geduldig ist (sufrido ist der spanische Ausdruck). Sonst hätte Pis kühle Loyalität einen weit gewaltigeren Brand anschüren müssen als die cantonalen Aufstände.

Ist das ganze spanische Volk wirklich föderal? Dann dürfte Pi vielleicht recht haben. Aber jenes hat seine eigene Partei eigentlich niemals behauptet. Die Ereignisse seit Beginn dieses Jahrhunderts haben gezeigt, daß das spanische Volk vielmehr garnichts ist, daß es jede Regierung acceptirt, welche ihm die Armee aufbürdet, daß ihm aller politische Sinn, alle politische Erziehung noch mangelt. Diese politische Erziehung wollen ihm die Föderalen geben, d. h., sie wollen ihm die Ideen fix und fertig aufdrängen, welche sie selbst als unfehlbares Dogma anerkennen. Das ist aber nichts weiter als eine andere Gestalt des Absolutismus, ein offenbarer Widerspruch, da die Freiheit sich nur organisch bilden, nicht erzwungen und decretirt werden kann. Indessen, giebt es noch ein Mittel zur wenigstens äußerlichen Durchführung jener Ideen, so ist es die Dictatur. Das erkannten viele Mitglieder der Partei; aber Pi wies sie zurück; er dachte einer Nation, die man seit Jahrhunderten am Gängelband geleitet, mit einem Schlage ihre Selbstständigkeit zu geben.

Alle Thatsachen in Pis Schrift mögen buchstäblich so sein, wie er sie erzählt; dennoch bildet gerade sie die beste Widerlegung seines Systems. Wir sehen, daß seine Absichten die vortrefflichsten waren, daß er sich redlich bemüht hat, sie durchzuführen; aber zu seinen Ideen hat er nie die Menschen gefunden. Allein in Spanien handelt es sich gegenwärtig gerade darum, klar die Dinge anzuschauen, wie sie wirklich sind, von den Ereignissen zu lernen und nicht diese seinem System, sondern sein System ihnen anzupassen. Das Land ist entsetzlich müde und kann keine Experimente mehr vertragen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Die bevorstehende Auflösung der Nationalversammlung. — Die Nationalversammlung in Versailles geht mit schnellen Schritten ihrem Ende entgegen. Die Logik der Thatsachen ist unerbittlich; und wohl oder übel muß sich ihr auch diese Körperschaft fügen, die nun vier Jahre in souveräner Machtfülle geherrscht hat. Nachdem am 25. Februar d. J. die Assemblée Nationale sich endlich entschlossen hatte — sei es auch unter dem Zusammentreffen und Druck was immer für Umstände —, Frankreich eine definitive und legale Verfassung zu geben und es

Digitized by Google

damit wieder in die Reihe constitutionell regierter Staaten einzuführen: da konnte consequenter Weise dieser Assemblée nichts weiter mehr übrig bleiben, als nun noch den letzten Schritt zu thun, und ihre eigene Auflösung zu beschließen. Denn was nützt die Verfassung auf dem Papier, solange nicht dem Lande sein Mandat zurückgegeben, und das in den allgemeinen Wahlen innerhalb der durch die neue Verfassung gezogenen Grenzen befragte Volk hierdurch wieder in seine Rechte eingetreten ist. Die geschriebene Verfassung gewinnt nicht eher Leben und Lebenskraft, ehe nicht die jetzige Kammer das Feld geräumt hat. Zwar wird man einwenden: aber der Nationalversammlung liegt eine Reihe der wichtigsten Arbeiten zur Erledigung vor. Aber alles dies kann Nichts an der Erwägung ändern, daß ein Ziel und Ende hierfür gefunden werden muß und auch in Nichts die unumstößliche Thatsache beseitigen, daß die Nationalversammlung ihre Aufgabe vollkommen erschöpft und gelöst hat, und daß das Hinausschieben der Auflösung eine schwere Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber auf sich laden heißt. Was helfen alle kleinen Mittel, noch ein wenig Aufschub zu gewinnen, wenn man doch unrettbar dem Tode verfallen ist, und wenn der Todtengräber schon so vernehmbar an den Thoren klopft, um Herrn Gambettas Redewendung zu gebrauchen. Es giebt auch keinen einzigen Deputirten in Versailles, der hierüber sich nicht völlig klar wäre; trotzdem aber sehen wir alle möglichen, selbst kleinen Winkelzüge angewendet, den dies fatalis noch hinauszuschieben und eine neue kurze Frist zu gewinnen. Die Politik, die in den Corridoren des Versailler Schlosses getrieben wird, ist eine gar verschlungene; und fern sei von mir die Anmaßung, die feinen Fäden derselben hier klar legen zu wollen und zu können. Soweit jedoch ein Urtheil sich fällen läßt, ist die Stellung der Parteien zu der Frage der Auflösung der Kammer etwa folgende.

Die gesammten Fractionen der Linken, also das Groß der verfassungsfreundlichen Majorität vom 25. Februar sind für die Fixirung eines möglichst baldigen Termins der Dissolution. Ein von den drei Präsidenten des linken Centrums, der Republikanischen und der Aeußersten Linken, den Herren Laboulaye, Ferry und Pichat gemeinschaftlich unterzeichnetes Manifest fordert die Mitglieder dieser Kammerparteien auf, sich bei den stattfindenden Debatten aller langen Reden und überflüssigen Amendements zu enthalten. Eine stattgehabte Generalversammlung jener drei parlamentarischen Gruppen hat diese Initiative der Fractionsvorstände noch dahin präcisirt, daß sie mit Einstimmigkeit eine Resolution annahm, welche unter Berücksichtigung, daß der Patriotismus allen Parteien gebiete, dem Lande den Genuß seiner verfassungsmäßigen Rechte zurückzugeben, und daß die Tagesordnung der Assemblée, auf die nothwendigsten Gesetze zurückgeführt, bis zu Mitte August erledigt

sein könne, den Parteigenossen in gleicher Weise die größte Reserve auferlegt und die Präsidenten beauftragt, mit der Regierung und den anderen politischen Parteien eine Verständigung über den Termin der Auflösung herbeizuführen zu suchen. Auch die gesammte republikanische Presse ist für eine beschleunigte Dissolution lebhaft eingetreten, und ein Hauptorgan, le Siècle, forderte sogar, durch Fractionsbeschluß das Reden in der Assemblée einfach zu verbieten. Dieses voter sans phrase wäre freilich ein radicales Mittel; aber erscheint doch ein in der Praxis undurchführbarer Terrorismus.

Die Resolution der vereinigten Linken ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie zeigt klar, daß diese entschlossen sind, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Dissolution zu beschleunigen. Die Republikaner befinden sich hierbei in einer ganz günstigen Lage. Sie bleiben ihrem ursprünglichen Programme treu, das stets und immer betont hatte, die heutige Nationalversammlung sei verpflichtet sich aufzulösen, nachdem sie ihre ursprüngliche Aufgabe, für die sie gewählt gewesen, nämlich den Frieden mit Deutschland zu schließen, mit den daraus sich ergebenden Consequenzen der großen Anleihe und der Räumung des französischen Bodens durch die deutschen Occupationstruppen, erfüllt habe. Ferner können die Republikaner sich darauf stützen, daß die Assemblée durch ein Gesetz alle Ergänzungswahlen für die gestorbenen oder ausgetretenen Deputirten abgeschafft hat und daß hierin indirect die baldigste Auflösung angezeigt liegt. Denn sicherlich darf in einem Lande, wo der suffrage universel herrscht, eine Kammer, die ihre vacanten Sitze nicht mehr ergänzt und somit das Volk, die Urquelle ihres eigenen Rechtes, ganz bei Seite läßt, auch nicht eine Stunde länger zusammenbleiben, wie die Erledigung der allerdringendsten Geschäfte erheischt, will sie nicht gegen die Fundamentalregeln des Constitutionalismus verstoßen. Logik und Patriotismus gebieten der souveränen Nationalversammlung, dem Lande sobald wie möglich den vollen und ganzen Besitz seiner Rechte wiederzugeben, damit dasselbe in den Neuwahlen seinen Willen kund geben kann.

Während jedoch so die Republikaner par coeur et par raison als Anhänger der baldigsten Auflösung auftreten, sind dem entgegengesetzt die Legitimisten der Kammer ebenso entschlossene Gegner derselben. Zunächst schon weil sie aus Princip die Republik verwerfen und daher nichts dazu beitragen wollen, diese verhaßte Staatsform irgendwie zu kräftigen — und ein solches wären eben Neuwahlen auf Grund der republikanischen Verfassung vom 25. Februar.

Sodann aber besteht die Politik der Legitimisten außer in dieser allgemeinen Negative nur noch in der Hoffnung auf den Zufall, auf das Ungewisse, auf unvorherzusehende Ereignisse der Zukunft. Sie sind weniger

Digitized by Google

praktiſche Politiker, wie einfache Schwärmer, welche eben die abſolute Wahrheit zu beſitzen glauben, und weil ſie in der legitimen Monarchie das einzige Heil und die alleinige Rettung Frankreichs ſehen, ſich auf keinerlei Compromiß einlaſſen wollen. Die legitimiſtiſche Partei zählt im Allgemeinen wenig Anhänger im Volke und hat ſchon ſeit langen Jahren aufgehört populär zu ſein. Daß ſie in der Nationalverſammlung ſo ſtark vertreten iſt, verdankt ſie dem Umſtande, daß der Krieg von 1870/71 unter dem Kaiſerreich begonnen und unter der Republik beendet worden war.

Die Legitimiſten beſitzen Zähigkeit und Muth. Mag auch Alles gegen ſie ſein, ſie ſelbſt geben ihre Sache darum noch nicht verloren. Daß dieſelbe augenblicklich verzweifelt ſchlecht ſteht, wiſſen ſie gar wohl. Sie ſind ſich ganz klar, daß bei allgemeinen Neuwahlen eine gar große Zahl unter ihnen nicht wieder als Deputirte nach Verſailles zurückkehren wird. Sie ſind auch zu der Einſicht gelangt, daß der Marſchall Mac Mahon durchaus nicht geneigt iſt, die Rolle eines „lieutenant du Roy“ zu ſpielen, wie ſie naiv genug waren, anzunehmen, als ſie Herrn Thiers ſtürzen halfen und dem Marſchall die Macht anvertrauten. Hegten ſie hierüber noch die geringſten Illuſionen, ſo würde nicht ganz vor Kurzem der General du Temple, das enfant terrible der Partei und ein vor nichts zurückſchreckender Mann, es gewagt haben, auf der Tribüne der Kammer in ſeiner bekannten Rede das Staatsoberhaupt auf eine wirklich faſt maßloſe Weiſe anzugreifen. Aber eben gerade, weil die Legitimiſten die gehoffte und gewünſchte Reſtauration der alten Bourbonenmonarchie täglich in immer weitere Ferne gerückt ſehen, klammern ſie ſich mit um ſo größerer Energie an ihre Deputirtenſitze. Nichts und unter keinen Umſtänden etwas thun, was die republikaniſche Verfaſſung ſtärken und fördern würde, iſt ihre Deviſe; es kann ja doch noch ſein, daß der Himmel ein Wunder geſchehen ließe.

Eine ganz andere iſt die Situation der Orleaniſten. Dieſe haben — wenigſtens zum allergrößten Theil — am 25. Februar mit den Republikanern für die neue Verfaſſung geſtimmt, und logiſcher und conſequenter Weiſe müßten ſie Anhänger der Diſſolution wie jene ſein, damit die votirte Verfaſſung Lebenskraft und Wirklichkeit gewinnt. Aber für die Orleaniſten, von denen man faſt ſagen möchte, daß ſie die Politik der Zweideutigkeit und der politiſchen Heuchelei auf ihre Fahne geſchrieben haben, iſt von der ganzen Verfaſſung nur ein einziger Artikel von Werth, nämlich der, welcher dieſelbe für reviſionsfähig erklärt. Denn nachdem die Orleaniſten vergeblich ein Bündniß mit den Legitimiſten eingegangen ſind, nachdem ihr Thronprätendent, der Graf von Paris, umſonſt dem Grafen von Chambord einen Beſuch gemacht hat, und nachdem alle Combinationen an des Letzteren Eigenſinn oder — principientreuer Loyalität geſcheitert ſind, haben ſie ſich, getrieben von

Digitized by Google

der Furcht vor dem Kaiserreich, den Republikanern zugewandt, um auf dem Umwege der Republik ihren Ideen der constitutionellen Monarchie zum Siege zu verhelfen. Die Revisionsclausel ist der Hebel, mit dem sie ihre heutigen Verbündeten und die ganze Republik zu vernichten hoffen. Aber nichts desto weniger scheuen auch sie die Neuwahlen wie das Fegefeuer. So groß auch ihr augenblicklicher Einfluß im Ministerrath und in der Umgebung des Marschallpräsidenten sein mag, so ungewiß und zweifelhaft ist der Ausfall, den ein Appell an die Wähler für die Orleanisten haben würde. Die Orleanisten nun sind klug berechnende und vorsichtige Politiker, und drum weichen sie jenem Sprung ins Ungewisse, den Neuwahlen, noch so lange es geht aus, und werden sicherlich nicht eher eine entscheidende Stellung zur Frage der Auflösung der Nationalversammlung nehmen, ehe nicht ein neues Wahlgesetz, das ihren Interessen die möglichsten Chancen gewährt, von der Kammer angenommen ist.

Die Bonapartisten endlich sind im Princip, als Vertreter des appel au peuple, für die Dissolution. Sie dürfen sicher sein, daß die Neuwahlen die Zahl der ihrigen in der Kammer nicht unerheblich vergrößern wird; denn es ist unbestreitbar, daß im Ganzen und Großen der Wahlkampf zwischen den Republikanern und den Bonapartisten ausgefochten werden wird. Aber da auch sie principielle Gegner der republikanischen Verfassung sind, so haben sie wie die Legitimisten wenig Neigung, zum in Kraft treten derselben etwas beizutragen. Jedoch wird schließlich bei ihnen die Aussicht und Gewißheit der Stärkung der eigenen Partei durch die Wahlen diese allgemeinen Bedenken überwiegen; und die Bonapartisten werden daher, ohne gerade den Termin der Auflösung sehr zu beschleunigen, dennoch ebensowenig ihn ungebührlich lange hinauszuschieben suchen. Sie sind in der Lage diese Frage an sich herankommen zu lassen, und ihre Entscheidung bis zum letzten Moment zurückzuhalten. Dann jedoch werden sie für die Auflösung stimmen.

Ziehen wir nun das Resultat aus dem Vorstehenden, so ergiebt sich, daß die Republikaner, da sie allein nicht die Majorität in der Kammer besitzen, um eine beschleunigte Dissolution der Assemblée Nationale zu erreichen, die Orleanisten hierfür zu gewinnen haben werden. Der Preis werden einige Paragraphen des neuen Wahlgesetzes sein, und die schon so oft berührte Frage ob das scrutin de liste, wie die Republikaner wollen, oder das scrutin d'arrondissement, wofür die Conservativen stimmen, angenommen werden soll, wird hierbei eine entscheidende Rolle spielen. Daß aber nun schon Mitte August, wie die Resolution der republikanischen Parteien annimmt, die Stunde der Nationalversammlung geschlagen haben wird, scheint mir heute noch ein wenig zweifelhaft. Eine Entscheidung jedoch über diese Frage

Digitized by Google

der Auflösung wird dieselbe treffen müssen, sollen nicht schwere Folgen für die neue Verfassung und das Land selbst entstehen.

Aus Stuttgart. Vom württembergischen Landtag. — Am 30. Juni ist unser Landtag auf unbestimmte Zeit vertagt worden, nachdem er in zweimonatlicher Session die Reihe seiner Aufgaben pünktlich erledigt hatte. Das Letztere scheint selbstverständlich, ist es aber keineswegs. Vielmehr ist dem gegenwärtigen Landtag mit der reinlichen Aufarbeitung seines Pensums etwas gelungen, was seit vielen Jahren seinen Vorgängern nicht hat glücken wollen. Ist es doch ein Ereigniß, daß seit siebenundzwanzig Jahren zum erstenmale wieder das Staatsbudget zur rechten Zeit vereinbart und sanctionirt werden konnte, nämlich vor dem 1. Juli, dem Termin, mit welchem die neue Finanzperiode ihren Anfang nimmt. Bisher war es herkömmlich gewesen, — man wußte es gar nicht mehr anders, — daß die gemüthliche Berathung des Budgets noch immer fortdauerte, während von derjenigen Periode, für welche die Voranschläge festgesetzt wurden, bereits Monat um Monat verstrich. Der Finanzminister war in Folge davon je und je genöthigt, um die Ermächtigung zu provisorischer Steuererhebung nachzusuchen, und nachdem man einmal auf die schiefe Ebene sich begeben hatte, nahm man es nicht schwer, diese Provisorien von Frist zu Frist zu verlängern. Dieser Zustand galt allmählich als der normale, und es läßt sich denken, daß die eingerissene Gewohnheit einer so lässigen Behandlung auch auf den Gang der übrigen Geschäfte unvortheilhaft einwirken mußte. Die Verschleppungen, die Retardate, die von einem Landtag auf den anderen oft generationenlang sich vererbten, die monatelangen Sessionen, die mit den bescheidensten Resultaten abschlossen, das alles war nahe daran zu einer sprichwörtlichen Eigenthümlichkeit zu werden. Jetzt ist zum erstenmal das Gesetz wieder in sein volles Recht getreten, die parlamentarische Maschine ist wieder in Ordnung, man hat das angenehme Gefühl, daß man sich wieder auf dem Laufenden befinde, und es ist nur zu wünschen, daß die Besserung sich als eine dauerhafte erweise.

Im Uebrigen war dem Landtag keine ungewöhnliche Leistung zugemuthet, wenn er in zwei Monaten das Budget und einige Gesetzentwürfe von mäßiger Bedeutung bewältigte. Man kann sagen, der Landtag hat sich nunmehr glücklich in die Rolle gefunden, die ihm seit der Aufrichtung des Reiches zugewiesen ist, nämlich seine Geschäfte innerhalb einer Zeit zu erledigen, die im Verhältniß zu seiner verminderten Bedeutung steht. Es war nicht mehr erlaubt, in bequemer Sorglosigkeit die Berathungen über einen beliebig großen Theil des Jahres auszubreiten. Man konnte einige Rücksicht erwarten auf den Zeitaufwand, dessen der Reichstag benöthigt ist, und dazu gab der letztere ein Beispiel von energischer Arbeitslust, das auch für die kleinen

Digitized by Google

Kammern nicht ganz verloren sein konnte. Auch dem Oppositionshäuflein, das sich aus unsern Demokraten und Ultramontanen zusammensetzt, muß nachgerühmt werden, daß es, entgegen früherer Gewohnheit, Alles vermied, was die Tagesarbeit unterbrechen oder aufhalten konnte. Die Mißvergnügten warfen keine unnützen Interpellationen auf, sie ließen auch solche Gelegenheiten, die sich von selbst darboten, vorübergehen, ohne politische Discussionen herauszufordern, mit denen sie freilich in früheren Tagen wenig Glück gehabt haben. Politisch aufregende Gegenstände lagen überhaupt nicht vor, oder man hielt sie im allgemeinen Einverständniß sich möglichst vom Leibe. Der Culturkampf hat zwar auch einmal in unserem Halbmondsaal gewetterleuchtet, aber es gelang, den Sturm zu beschwören, noch ehe er recht im Anzuge war. Die milde Debatte über das Ordenswesen, zu der die Interpellation Gemmingen den Anlaß gab, war unser ganzer Beitrag zum Culturkampf. Jetzt bleibt alles beim Alten, so lange als es dem Reiche gefällt. Und wenn es nur beim Alten bliebe! Aber die Schulschwestern vom Orden der Franziscanerinnen sehen die Bitte, ihr Personal an der katholischen Volksschule zu Stuttgart zu verstärken, mit Erfolg gekrönt, und die Barmherzigen Schwestern bauen sich, gleichfalls in der Landeshauptstadt, von dem reichlichen Ertrag des berühmten Bazars, eine dauerhafte Niederlassung. Mehr haben unsere Klericalen für den Augenblick nicht verlangt, und sie vermögen sich mit diesen materiellen Erfolgen leicht zu trösten für die kleine platonische Verwarnung, die ihnen im Ständesaal und im Stuttgarter Gemeinderath zu Theil geworden ist.

Der Umstand, daß die Kammermehrheit im besten Einvernehmen mit dem Ministerium Mittnacht sich befindet, hat natürlich auch dazu beigetragen, daß mit Vermeidung alles Anstößigen die Geschäfte glatt von Statten gingen. Und auch der Umstand half mit, daß in der gegenwärtigen Volksvertretung eine so unverhältnißmäßig große Anzahl von Staatsbeamten sitzt; denn so wenig diese Zusammensetzung im Uebrigen zu billigen ist, so kam sie doch der Förderung der Gesetzesvorlagen zu statten, die auf diese Weise von tüchtigen arbeitgewohnten Referenten bearbeitet wurden, ohne Zweifel rascher und nicht minder sachgemäß, als dies durch die sogenannten unabhängigen Männer aus dem Volke der Fall gewesen wäre. Ein Hauptverdienst der rascheren Geschäftsbehandlung gebührt übrigens dem Präsidenten der Abgeordnetenkammer, J. Hölder. Von seiner Amtsführung an kam ein anderer Zug in die Landtagsarbeiten. Er schien eine Ehre darein zu setzen, daß unter seiner Leitung unsere Gesetzgebungsmaschine wieder in ein normales Geleise gerieth; er verstand es, die Commissionen anzutreiben, sorgte für reichlich besetzte Tagesordnungen und war weniger geneigt, als bisher Sitte war, durch angenehme Feiertage die Arbeiten zu unterbrechen. Man kann freilich nicht

Digitized by Go

ſagen, daß dieſes beſchleunigte Tempo im Sinne Aller geweſen wäre. Die Lobredner der vergangenen Zeiten fanden es unnöthig, daß im Stile des Reichstags gearbeitet werde, und die Particulariſten verwahrten ſich im Namen der Gründlichkeit gegen die Uebereilung der Geſetzmacherei, wie ſie in Berlin üblich ſei. Die Gemächlichkeit der ſeitherigen Praxis ſchien ihnen eine Art heiliges Reſervatrecht zu ſein, und ein ſicherer Inſtinct ſagte ihnen allerdings, daß die ungewohnte Anſtrengung, die ihnen der Präſident zumuthete, in letzter Inſtanz dem Reiche zu verdanken ſei, das ja ſo vielfach in das Behagen früherer Zeiten eine unliebſame Störung gebracht hat.

Außer dem Budget und einigen Geſetzen zur Einführung der Markrechnung, die mit dem 1. Juli officiell begonnen hat — auch dies eine jener unbequemen Neuerungen von Reichswegen —, hatte ſich der Landtag vornehmlich mit einem Waldſchutzgeſetz und mit den Beſtimmungen zur Einführung des Reichscivilehegeſetzes zu beſchäftigen. Das erſtere war veranlaßt durch den betrübenden Zuſtand eines Theils der Gemeindewaldungen, der dem Finanzminiſter den Seufzer auspreßte, man werde ſchamroth, wenn man höre, wie in dieſer Beziehung in Württemberg geſündigt worden, wo 475,000 Morgen Wald von Leuten bewirthſchaftet worden ſeien, die lediglich nichts von der Sache verſtünden. Um dieſem Zuſtand ein Ende zu machen, ordnet das neue Geſetz, im Weſentlichen übereinſtimmend mit der badiſchen und heſſiſchen Geſetzgebung an, daß der techniſche Betrieb auch der Gemeindewaldungen nur durch geſetzliche befähigte Sachverſtändige unter Aufſicht der Staatsforſtbeamten ausgeübt werden dürfe, während der finanzielle Betrieb nach wie vor den Gemeinden verbleiben ſolle. Trotzdem die Dringlichkeit einer Abhilfe überzeugend nachgewieſen wurde, wie denn die kahlen Abhänge eines Theiles der Schwäbiſchen Alb und die zunehmende Bedrohlichkeit der Ueberſchwemmungen laut genug reden, ſtieß das Geſetz doch auf unerwarteten Widerſtand. Insbeſondere waren die ländlichen Vertreter empört über einen ſolchen Eingriff in die Gemeindefreiheit, wie ſie es nannten, und mit dieſer Phraſe von der Gemeindeautonomie hatte denn die Sorge für eine rationelle Waldcultur einen hartnäckigen Strauß zu beſtehen. Manche hätten gewünſcht, daß der Willkür der Gemeinden noch weit ſtrengere Schranken geſetzt würden, doch mußte man ſchon zufrieden ſein, daß wenigſtens die Hauptbeſtimmungen des Regierungsentwurfs ſchließlich die erforderliche Mehrheit fanden.

Das Einführungsgeſetz zu dem Reichsgeſetz, betreffend die Beurkundung der Eheſchließung und des Civilſtandes, veranlaßte eine kleine Converſation über die Civilehe überhaupt, der zu entnehmen war, daß die Einführung derſelben in Württemberg zwar keineswegs als ein Bedürfniß empfunden wird und daß man ihr auch keineswegs freudig entgegenjubelt, daß man aber

by Google

in die unabwendbare, vom Reiche über uns verhängte Neuerung allerseits willig sich zu schicken entschlossen ist. Der Auffassung, als ob die Civilehe ein unvermeidliches Verhängniß für unser Land sei, trat übrigens Minister Mittnacht lebhaft entgegen, indem er vielmehr die Mitwirkung der württembergischen Regierung zu dem Zustandekommen des Gesetzes hervorhob, das, nach des Ministers Meinung, dazu mitwirken werde, den confessionellen Frieden des Landes aufrecht zu halten. Auffällig war das Verhalten unserer Ultramontanen. Der weltliche Führer derselben, Probst, begrüßte die Civilehe mit einer Art von Enthusiasmus als einen wichtigen Schritt zu der ersehnten Trennung von Kirche und Staat. Weit weniger zustimmend sprach sich der geistliche Führer, Domcapitular Dannecker, aus, der sogar den Schatten künftiger Conflicte heraufbeschwor, indem er andeutete, daß es in Zukunft Ehen geben werde, die vom Staate für giltig, von der Kirche für nichtig erklärt seien und umgekehrt. Bei der Abstimmung votirten die Klericalen geschlossen gegen das Gesetz. In das materielle Eherecht einzugehen, war keine Veranlassung, weshalb denn auch die ganze Debatte recht friedlich verlief. Man drückte aber in einer Resolution den Wunsch aus, daß die Reichsgesetzgebung zu einer neuen gemeinsamen Regelung des Eherechts schreiten möge: in so heiklen Materien hat man es doch nicht ungern, die Initiative sich vom Reich abnehmen zu lassen.

Wenn man erwarten darf, daß auch in Zukunft, und auch bei inhaltvolleren Sessionen, unser Parlamentarismus in dem normalen Geleise sich erhalte, in das er nunmehr eingerückt ist, so beruht diese Hoffnung zum Theil auch auf der neuen Geschäftsordnung, welche sich die Kammer gegeben hat und deren vornehmlicher Zweck es ist, zeitraubende Formalitäten abzuschneiden und einen rascheren Gang der Arbeiten zu ermöglichen. Die neue Geschäftsordnung, die, von einer Commission ausgearbeitet, en bloc angenommen wurde, schließt sich im Wesentlichen der des Reichstags an, sie verlegt das Schwergewicht aus den Commissionen, in deren Schooß die Vorlagen oft viele Monate und Jahre lang begraben lagen, in das Plenum zurück, sie erlaubt eine größere Mannigfaltigkeit in der Behandlung der Anträge und Gesetzentwürfe, je nach deren Wichtigkeit, und wenn auch der Modus der Commissionsberathung in einer kleineren Kammer nothwendig stets eine größere Rolle spielen wird als im Reichstag, dem es in jeder Materie nicht an freiwilligen, sachkundigen Bearbeitern fehlt, so ist doch nicht zu zweifeln, daß die verbesserte Geschäftsordnung, durch deren en bloc Annahme die Kammer, wie die Particularisten jammern, überrumpelt worden ist, oder, wie man eigentlich sagen müßte, sich selber überrumpelt hat, von den wohlthätigsten Wirkungen für die Zukunft sein wird. Es bleibt nur zu wünschen, daß den verbesserten Verdauungsorganen bald auch eine kräftigere Nahrung zugeführt

Digitized by Google

werde. Präsident Hölder hat in seiner Schlußrede auf die alten, oft wiederholten Desiderien hingedeutet, auf die Gesetzentwürfe, die so lange schon versprochen und in Vorbereitung sind, auf dte Verwaltungsreform insbesondere, von der in der That aus mehr als einem Grunde zu wünschen ist, daß sie noch mit dem gegenwärtigen Landtag vereinbart würde, dessen Periode mit dem Ende des nächsten Jahres abläuft.

Aus Berlin. Aeußeres und Inneres. Die Nachtwächter. — Wie in nächtlicher Stille die Töne sich zu verstärken pflegen, so daß das leiseste Geräusch weithin wahrgenommen wird, so gewinnen auch in der politischen Ruhe dieser öden Zeit leicht geringfügige Andeutungen einen lauteren Widerhall, ein größeres Verbreitungsgebiet. Das warnende Zischen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung," das so manchmal schon nicht nur die Feinde erschreckt, sondern auch die Freunde geärgert hat, hat sich wieder einmal vernehmen lassen. Diese Aya politischer Wohlerzogenheit hat mißfällig bemerkt, daß sich in Athen der französische Einfluß offner und werkthätiger zeige, als in unserm Interesse wünschenswerth ist. Und man wird sich am Piräus das wohl gesagt sein lassen, wenn wir auch in der Thätigkeit des Marquis de Gabriac zunächst nichts mehr erblicken dürfen, als ein Glied in der Reihe der Bestrebungen französischer Diplomaten im Orient, die durch den großen Krieg auch hier gesunkene Reputation Frankreichs wieder auf den Damm zu bringen. Ebenso unbedeutend ist eine Reclamation der Regierung an England wegen der Entschädigung eines deutschen Unterthanen. Das Stück spielt vor geraumer Zeit und in ziemlicher Entfernung: auf den Fidschiinseln. Wenn ich Ihnen noch mittheile, daß es hier für ziemlich ausgemacht gilt, daß an der Petersburger Conferenz wegen Codification des internationalen Kriegsrechts alle Mächte des europäischen Festlandes theilnehmen werden, vielleicht auch die südamerikanischen Staaten, während Nordamerika und England sich ablehnend verhalten, so habe ich Ihnen für gelegentliche Combinationen der äußeren Politik einen Kreis angedeutet, wie er für unsere kannegießerischen Bedürfnisse in der jetzigen Juligluth gerade hinreicht.

Wichtiger als dies alles — und in der That wirklich wichtig — ist der Umstand, daß nun voraussichtlich am 1. Januar des nächsten Jahres mit der Einführung der Markrechnung im ganzen Reich auch die Goldwährung eingeführt werden wird. Damit ist denn der lange Streit unserer Zeitungen, die bald, wie die „Volkszeitung" die Doppelwährung, bald wie die „Nationalzeitung" die reine Goldwährung empfohlen hatten, erledigt, wenn auch manches in den officiösen Kundgebungen uns Berlinern etwas sanguinisch erscheint, wie die Verheißung, man werde schon in nächster Zeit mehr Goldstücke durch die Hände laufen sehen. Damit wird es noch gute Wege haben, wenn sich auch

Digitized by Google

die Goldausfuhr nach London z. B. als unpraktisch erwiesen hat. Wer bürgt dafür, daß die auswärtigen Wechselcurse, durch deren Rückgang die Versendung von deutschen Goldmünzen nach London keinen Vortheil mehr gewährt, nicht aus irgend welchen Gründen wieder steigen? Ob der Uebergang auch nach dem Beitritt Bayerns wirklich so leicht und unmerklich sich vollziehen wird, ist doch noch die Frage, wenn man auch nicht mit der „Volkszeitung" die unmittelbaren Kosten der Einführung der neuen Währung auf vierzig Millionen Thaler berechnen wird. Jedenfalls versteht der dem Finanzministerium entstammende Artikel des officiösen Organs, der für die Einführung spricht, die Sache plausibel zu machen.

Von nicht geringem Interesse war auch die Verhandlung der Reichsjustizcommission über das System der gerichtlichen Voruntersuchung, wie es nach englischem Muster auf deutschen Boden verpflanzt werden soll. Der Vorschlag ging dahin, den Schwerpunkt des richterlichen Vorverfahrens in eine mündliche Verweisungsverhandlung zu legen, die so weit thunlich auf einmal abzumachen sei, den Verweisungsbeschluß dem Untersuchungsrichter selbst zu übertragen und die Verhandlung mündlich in Gegenwart des Staatsanwaltes und des Angeklagten abzuhalten. Der Vorschlag ward indeß von der Majorität der Commission abgelehnt.

Nun gestatten Sie mir nur noch eine Mittheilung localer Natur. Der Berliner Nachtwächter soll abgeschafft werden. Auch ihm hat die letzte Stunde geschlagen. Nachdem man schon lange darauf bedacht war, die Schutzmannschaft auch mit dem nächtlichen Wachtdienst zu betrauen, ist der Magistrat endlich mit Uebergehung dieses Planes auf die Idee gekommen, das Institut der Concierges einzuführen, welches indeß, wie wir zu vermuthen Grund haben, sich durchaus nicht als praktisch erweisen wird, zumal ihm die Antipathien der Bevölkerung in hohem Grade entgegenstehen. Denken Sie sich den Berliner und seinen Concierge, welch unerschöpflicher Stoff für unsere Witzblätter! Das Conciergewesen dürfte sich überhaupt nicht in Deutschland einbürgern, am allerwenigsten aber in Berlin. Nun vielleicht ist auch dieses Project unserer Stadtvätern nur ein vorübergehendes und die Meinung kehrt wieder zu den wackern Schutzleuten zurück, bei denen zwar auch nicht immer Schutz zu finden ist, gegen deren anheimelnde Grobheit aber auch der Berliner Nachtmensch eben so wenig einzuwenden haben würde, wie der Berliner Tagesmensch, welche letztere Existenz übrigens beiläufig bemerkt, jetzt nicht zu den beneidenswerthen gehört.

Literatur.

Der neue Katalog der Suermondtschen Sammlung. (Königliche Museen. Verzeichniß der ausgestellten Gemälde und Handzeichnungen aus

Digitized by

den im Jahre 1874 erworbenen Sammlungen des Herrn Barthold Suermondt. Von Dr. Julius Meyer, Director, und Dr. Wilhelm Bode, Directorialaſſiſten-ten der königlichen Gemäldegalerie. Zweite verbeſſerte Auflage. Berlin. 1875. 8.) — In den Katalogen der deutſchen Gemäldeſammlungen iſt bekanntlich den Anſprüchen der Wiſſenſchaft bisher nur in geringem Maße genügt worden. Während in den Katalogen ausländiſcher Galerien, namentlich der Londoner Nationalgalerie und des Antwerpener Muſeums, bereits ſehr treffliche Arbeiten vorlagen, gaben jene vom hiſtoriſch kritiſchen Standpunkt noch immer zu erheblichen Bedenken Anlaß. Der kunſtwiſſenſchaftliche Congreß in Wien im Jahre 1873 machte auf dieſen Uebelſtand nachdrücklich aufmerkſam und ſtellte in einer ſeiner Reſolutionen die Forderungen zuſammen, denen die Katalogiſirung von Galerien vor allem gerecht werden muß. Der vor kurzem von Julius Meyer und Wilhelm Bode veröffentlichte Katalog der jetzt zur Berliner Gemäldegalerie gehörigen Suermondtſchen Sammlung iſt die erſte größere, auf Grund dieſer Principien unternommene Arbeit ein catalogue raisonné, der dem gegenwärtigen Stande der kunſtwiſſenſchaftlichen Forſchung, wie das ſchon durch die Namen der Verfaſſer verbürgt iſt, vollkommen entſpricht. Er gibt ſich nur für einen Verſuch, eine Probe, hat aber in der That in allen weſentlichen Punkten auf Muſtergiltigkeit Anſpruch. In den geſchichtlichen Notizen ſind überall die beſten und zuverläſſigſten Quellen benutzt, die Beſchreibung der Bilder gibt das Nothwendige mit exacter Deutlichkeit, bei der Charakteriſtik der künſtleriſchen Eigenart der verſchiedenen Epochen, Schulen und Meiſter iſt der Ausdruck, namentlich in Bezug auf das Individuelle der maleriſchen Technik, von zutreffender, nicht eben leicht zu findender Beſtimmtheit und meiſt von prägnanter Kürze; nur an einigen Stellen dürfte ſich, wenn dieſes Verzeichniß in den Katalog der geſammten Galerie eingereiht wird, eine noch gedrängtere Faſſung empfehlen. Von der herkömmlichen Benennung der Bilder ſind die Verfaſſer einige Male abgewichen, und in mehreren Fällen hat ſie ihr kritiſches Gewiſſen gedrängt, an die Stelle eines berühmten Urhebernamens einen minder berühmten zu ſetzen. Die Argumente ſind rein ſachlicher Natur, ſie werden ganz objectiv, sine ira et studio, geltend gemacht, und jedenfalls verdient die wiſſenſchaftliche Unbefangenheit dieſer Kritik die vollſte Anerkennung, auch wenn man mit den Reſultaten derſelben nicht überall einverſtanden ſein ſollte. In der Form der äußeren Anordnung, in der Genauigkeit der Angabe der Maße und der zum Theil in Facſimile reproducirten Bezeichnungen der Gemälde läßt der Katalog nichts zu wünſchen übrig und darf auch in dieſer Hinſicht als muſterhaft gelten.

— e.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 9. Juli 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

ed by Google

Die Reformbewegung an den englischen Universitäten.

Oxford, sagt ein französischer Schriftsteller, leistet mit all seinen prunkenden Reichthümern noch nicht so viel für die Förderung wissenschaftlicher Forschung als eine einzige deutsche Universität mit ihren linkischen Professoren und hungernden Privatdocenten. H. v. Sybel hat sich in seiner Schrift über die deutschen und auswärtigen Universitäten diesen Ausspruch angeeignet und Vergleiche zwischen dem Budget Oxfords und dem der deutschen Universitäten beigefügt, deren Jahreseinnahme nach seiner (doch, wie unten erhellen wird, zu niedrig gegriffenen) Schätzung die der Oxforder Universität noch nicht erreiche. Noch auffallender tritt das Mißverhältniß, das zwischen dem Aufwand und den Leistungen der beiden großen englischen Universitäten besteht, dem deutschen Gelehrten entgegen, der die beiden herrlichen Orte mit ihren Bücher- und Manuscriptenschätzen, ihrer stolzen und zierlichen Architectur und ihrer reizenden Umgebung bei längerem Aufenthalte näher kennen gelernt und die dortigen Einrichtungen mit heimischen Universitätszuständen prüfend verglichen hat. Während die anmuthigen Gartenanlagen, welche die Collegien in Cambridge zieren, die malerischen, mit Kähnen dicht besäeten Flußufer bei Oxford, prachtvolle Speisesäle, denen in dem Christ Church College der letzteren Universität eine nicht minder colossale Küche entspricht, ein Bild behaglichen Genußlebens darbieten, scheinen die wahren Aufgaben einer Hochschule in Vergessenheit gerathen zu sein. Die Universitätsvorlesungen, der Mittelpunkt unseres höheren Unterrichts, auf ein Minimum herabgesunken, da auch die Zahl der Professoren eine unglaublich geringe ist, das Lehren und Lernen innerhalb der Collegien auf einen rein schulmäßigen Betrieb gewisser Examensgegenstände reducirt, eine Prüfungsmaschinerie von chinesischer Vollständigkeit, nahezu die Hälfte der Universitätseinnahmen auf Besoldung der „fellows" verwendet, ohne daß diesen dafür die geringste Verpflichtung auferlegt wird, kirchliche und confessionelle Engherzigkeiten jeder Art, dies sind nur einige der Uebelstände, die die geistige Atmosphäre der beiden Hochschulen ebenso beschweren, wie London sein bleierner Nebel.

Digitized by Google

Allein man würde sehr irren, wenn man die englische Nation, ja wenn man die Universitäten selbst in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung für diese Uebelstände verantwortlich machen würde. Im Gegentheil hat das Publicum, das Parlament und, zu ihrer Ehre sei es gesagt, hat namentlich der intelligentere Theil der Universitätsangehörigen längst erkannt, daß die alten, aus dem Mittelalter herrührenden und mit englischer Zähigkeit festgehaltenen Einrichtungen dringend eine Umgestaltung verlangen. Die Aeußerungen dieses Reformbedürfnisses und die bisherigen Erfolge einer Reformbewegung, die seit etwa zwanzig Jahren eine nach außen noch nicht sehr merkbare, innerlich aber bedeutende Besserung der früheren Zustände herbeigeführt hat, verdienen wohl auch in Deutschland, wo Universitätsfragen so weite Kreise interessiren, einige Aufmerksamkeit. Wir führen zunächst die bis jetzt schon verwirklichten Reformmaßregeln an, wobei wir unter den zahlreichen Aeußerungen der periodischen Presse Englands über die Universitätsfrage einen sehr stoffreichen und von gründlicher Kenntniß des Gegenstandes zeugenden Artikel von Brodrick im Juniheste der „Contemporary Review" zur Grundlage der nachstehenden Angaben machen.

Der Ausgangspunkt aller Reformen mußte eine Umgestaltung der obersten Verwaltungsbehörden beider Universitäten bilden, besonders des sogenannten Hebdomadal Board, der, größtentheils aus den lebenslänglichen Vorstehern der Collegien bestehend, den Hort der retrograden Tendenzen bildete, weshalb er von dem bekannten Historiker Goldwin Smith als die organisirte Versteinerung bezeichnet wurde. Dies war um so schlimmer, weil diese Körperschaft die meisten Befugnisse übernommen hatte, die in früherer Zeit von dem Universitätssenat, Congregation genannt, und von der Gesammtheit der irgend einmal an der betreffenden Universität Graduirten, Convocation genannt, ausgeübt worden waren. Im Jahre 1854 wurde der Hebdomadal Board aus einer lebenslänglichen in eine gewählte Behörde umgewandelt und den beiden anderen Körperschaften ihre Lebensfähigkeit zurückgegeben, namentlich in der Convocation der Gebrauch der englischen Muttersprache gestattet, während bis dahin nur lateinische Reden zulässig, also natürlich nur Scheindebatten möglich gewesen waren.

Einen nicht minder drückenden Hemmschuh als das altmodische Universitätsregiment besaßen bis zum gleichen Jahre 1854 die beiden Hochschulen in den Gesetzen, die ihren engen Zusammenhang mit der englischen Staatskirche gewährleisten sollten. Schon bei der Immatriculation wurde dem künftigen Studenten der Eid auf die neununddreißig Artikel abgenommen, Angehörige anderer Confessionen also als der englischen Staatskirche von der Schwelle des akademischen Bürgerthums zurückgestoßen. Nun wurde dieser confessionelle Zwang wenigstens für die unteren Stufen desselben, den Grad eines B. A.

Digitized by Google

(Baccalaureus Artium) inbegriffen, abgeschafft und nur für die höheren Grade und die Fellowships beibehalten, eine Beschränkung, die in neuester Zeit gleichfalls weggefallen ist, indem durch eine Parlamentsacte des Jahres 1871 alle sogenannten Testeide abgeschafft wurden mit Ausnahme der für Grade in der Theologie vorgeschriebenen.

Diese beiden wichtigen Neuerungen nebst einigen weiteren, die in der bedeutsamen Reformacte von 1854 begriffen waren, werden direct dem englischen Parlamente verdankt, dessen Action ja bei keiner hervorragenden organisatorischen Maßregel auf irgend einem Gebiete entbehrt werden kann; mittelbar sind sie das Werk einer Partei, die an den Universitäten selbst ihren Sitz und die Ausrottung aller verjährten Uebelstände auf ihre Fahnen geschrieben hat, selbst um den Preis mancher fetten Sinecure, die das herrschende System den graduirten Universitätsangehörigen in den Schoß wirft. Diese Partei, die durch eine von Oxforder Fellows, Beamten u. s. w. mit zahlreichen Unterschriften versehene Petition die letzterwähnte Reformmaßregel veranlaßte, hat ihr besonderes Augenmerk auf Verbesserung des Unterrichtssystems eingerichtet. Es wurde Eingangs erwähnt, wie sehr derselbe in schulmäßige Schranken eingeengt ist, so daß der Betrieb der humaniora ganz an die Zeiten des Mittelalters erinnert und auch die neu hinzugekommenen Unterrichtszweige sich der gleichen pedantischen Lehrmethode fügen mußten. Auch hatte die Vermehrung der Lehrstühle mit dem raschen Fortschritt der Naturwissenschaften und der philologischen Disciplinen in unserem Jahrhundert keineswegs Schritt gehalten, während die Jurisprudenz fortdauernd das Stiefkind der Hochschulen blieb. Die Folge hiervon war, daß freie Vorträge, in denen man bei uns mit Recht das charakteristische Element des Hochschulenunterrichts erblickt, durch die er sich von der Lehrmethode der Gymnasien unterscheide, gründlich in Abnahme gekommen waren und selbst fleißige Studenten sich mit den Repetirübungen begnügten, durch die man sie in den Collegien für die Universitätsprüfungen vorbereitete. Im Laufe der letzten zwei Decennien ist die Anzahl und der Besuch eigentlicher Vorlesungen wieder bedeutend gestiegen, sowohl außerhalb als innerhalb der Collegien. Durch Selbstbesteuerung und aus Erübrigungen haben beide Universitäten eine Anzahl neuer Professoren für früher unvertretene Disciplinen gegründet und anerkannte Autoritäten dafür gewonnen, während man weitere Lehrstellen, z. B. eine für keltische Sprachen und Literaturen in Oxford, in Aussicht genommen hat. Und da bei dem nun einmal bestehenden Uebergewicht der Collegien über die Universität Vorlesungen an der letzteren auf starken Besuch nicht rechnen können, so haben die Collegien eine Art von Cartell unter sich eingerichtet, wonach eine Anzahl dazu befähigter Fellows Vorlesungen halten, die auch von den Mitgliedern anderer Collegien besucht werden. Durch diese gemeinsamen Vorlesungen, zu denen sich manchmal

Digitized by Google

bis zu acht Collegien vereinigen, glaubt man das Anregende freier Vorträge, wie sie an den Universitäten anderer Länder üblich sind, mit der heilsamen Controle zu verbinden, die man in England dem Studenten um keinen Preis erlassen will. Einsichtige Anhänger des Fortschritts klagen dagegen darüber, daß diese Vorlesungen allzusehr auf das Examen hin zugeschnitten würden und daher trotz der weniger schulmäßigen Form eher zur Vermehrung als zur Verminderung der Examensstudenten beitrügen. Wie dem auch sei, jedenfalls ist die Einrichtung dieser sehr stark besuchten Vorlesungen als ein erfreuliches Symptom zu begrüßen, auch deshalb, da sie den fast zerrissenen Zusammenhang der Collegien unter einander aufs Neue zu befestigen dient.

Bezeichnend für den neuen Geist, der in das schon halb erstarrte Universitätsleben auf einmal gefahren ist, sind auch die von lebendiger Expansivkraft zeugenden und mit bestem Erfolge gekrönten Bestrebungen, auf die Mittelschulen, ja auf das gesammte Unterrichtswesen des Landes Einfluß zu gewinnen. Im Jahre 1859 ergriff Oxford die Initiative zur Begründung einer Prüfungscommission für Schulen, die ohne jede Autorisation seitens der Regierung rasch zu bedeutendem Ansehen gelangte und im Jahre 1874 nicht weniger als ca. 2000 Schüler und Schülerinnen (die Anzahl der letzteren betrug 334) examinirte. Cambridge, das sich diesem von der Schwesteruniversität ausgegangenen Unternehmen angeschlossen hatte, gab seinerseits den Anstoß zur Aussendung akademischer Wanderlehrer nach den meisten größeren Orten. Fast alle großen Fabrikstädte haben den so gebotenen Anlaß, sich mit den wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart zu beschäftigen, gerne ergriffen, zumal da die Eintrittsgelder für diese populären Vorlesungen sehr mäßig zu sein pflegen, und die Gesammtzahl der Zuhörer beträgt jetzt 3500 in runder Summe, was viel ist, wenn man bedenkt, daß die akademischen „lecturers" es keineswegs auf das Amusement ihres Publicums, sondern auf seine Belehrung abgesehen haben, daher meistens Cyclen von Vorträgen halten, auch eigentlichen Unterricht ertheilen. Ein drittes Unternehmen, das noch mehr zur Befestigung des Ansehens der Hochschulen in weiten Kreisen beigetragen hat, war die Einrichtung einer Prüfungscommission für die Abiturienten der Gymnasien, die höchst zeitgemäß kam, da sonderbarer Weise in England, dem Lande der Examina, eine Maturitätsprüfung bis dahin nicht bestanden hatte. Auch war man weise bestrebt, sofort ein wirkliches, nicht ein bloßes Scheinexamen einzuführen, wie deutlich der starke Procentsatz der im letzten Jahre durchgefallenen Candidaten, nämlich 104 von 259, beweist. Trotz dieses rigorosen Verfahrens der Prüfungscommission haben sich bereits die englischen Gymnasien, die bekanntlich sammt und sonders Privatanstalten sind, derselben unterworfen; andererseits haben andere höhere Bildungsanstalten,

by Google

wie die Chirurgenschule und das College in Woolwich den von der Universitäts-commission Durchgelassenen die sonst übliche Aufnahmeprüfung erlassen.

Der sprechendste Beweis für die günstige Wirkung all dieser Neuerungen ist die rapide Zunahme der Frequenz, die in Oxford von 1402 Studenten im Jahre 1854 auf 2440 im Jahre 1874 gestiegen ist ungeachtet einer ebenfalls nicht unbeträchtlichen Zunahme der Studentenschaft Cambridges. Wird dieses schöne Resultat die Universitäten, d. h. die Reformpartei an denselben ermuthigen, einer verblendeten Opposition ungeachtet auf der betretenen Bahn energischer Neuerungen fortzuschreiten? Noch ist viel zu thun übrig, um den alten Schlendrian ganz zu beseitigen und dem gerechten Unmuthe eines großen Theils der Nation über die Verschleuderung der ungeheuren Mittel, über welche die beiden alten Hochschulen verfügen, ein Ende zu machen. Der frühere Finanzminister Lowe behauptete unlängst in einer Rede, daß das jährliche Einkommen von Oxford und Cambridge sich auf etwa eine Million Pfund Sterling beziffere. Diese Schätzung, die auch der oben erwähnten Bemerkung H. v. Sybels zu Grunde zu liegen scheint, ist zwar übertrieben, da nach den Ergebnissen einer vor mehreren Jahren vom Parlament veranstalteten Enquete jene Summe, bei der man Collegiengelder u. dgl. natürlich nicht einrechnen darf, um das Doppelte zu hoch gegriffen ist. Aber die jährliche Ausgabe für die Besoldung der Fellows übersteigt wenigstens die Summe von einer Million Thalern um ein Bedeutendes. Und doch wird hierfür von den Fellows durchaus keine Gegenleistung zum Besten der Universität verlangt, obschon sie ihre Besoldung meistentheils entweder auf Lebenszeit oder bis zu ihrer Verheirathung beziehen. Man mag noch so viel zum Lobe der Fellows, die gegenwärtig aus dieser Liberalität Vortheil ziehen, sagen, so ist doch klar, daß in dieser bedingungslosen Gewährung einer ausreichenden Jahreseinnahme an Hunderte von jungen Männern eine gefährliche Verleitung zum Müßiggange liegt.

Daß die Fellowships in ihrer bisherigen Form nicht fortbestehen dürfen, sondern eine gründliche Umgestaltung unaufschiebbar sei, bei der man die deutschen Professoren zum Vorbilde nehmen müsse, darüber herrscht denn auch unter den Reformern nur eine Stimme. Hoffen wir, daß ihre Pläne bald zur Verwirklichung gelangen, womit die Besserung der englischen Universitätszustände einen weiteren bedeutsamen Schritt vorwärts thun würde. Jedenfalls sind schon jetzt, so sehr man noch unbewußt in mittelalterlichen Anschauungen befangen ist, die gemachten Fortschritte so bedeutend, daß alle Beobachter, welche die jetzigen Verhältnisse mit denen bis zum Anfang der fünfziger Jahre vergleichen können, nicht genug zu sagen wissen, um den Unterschied hervorzuheben. Alle Glieder des complicirten akademischen Organismus nehmen an diesem Aufschwung Antheil. Reiche Collegien, sagt Goldwin Smith, die früher nichts als Klöster, aber ohne deren ascetischen

Charakter waren, ſind der Wiſſenſchaft und dem Unterricht zurückgegeben, unter den Profeſſoren giebt es Namen vom beſten Klange, die Sympathien des großen Publicums ſind nach einer langen Periode der Entfremdung wiedergewonnen, die Theologie hat wiſſenſchaftlichen und literariſchen Studien Platz gemacht. Man wird freilich gut thun, die letzte Behauptung nicht zu wörtlich zu nehmen und bei den beiden großen Univerſitäten Englands noch lange warten müſſen, bis ſie in der Abſtreifung kirchlicher Feſſeln ſo weit gelangt ſein werden, als die deutſchen oder als ihre junge, energiſch aufſtrebende Londoner Collegin.

Der gute Ferdinand.

In früher Morgenſtunde des 7. October 1848 verließ Kaiſer Ferdinand heimlich und unter ſtarker militäriſcher Escorte Schönbrunn, nachdem er Tags zuvor, wahrſcheinlich noch ohne Kunde von der Ermordung des Kriegsminiſters Latour, einer Deputation des Reichstages ſchriftlich verſprochen hatte, ein anderes „volksthümliches" Miniſterium einzuſetzen; in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli 1875 kehrte ſeine Leiche nach Wien zurück. In den erſten fünfziger Jahren erzählte man ſich wohl, der gute Kaiſer habe die Abſicht geäußert, wieder nach Wien zu kommen, da die Zuſtände, welche ſeine damalige Flucht veranlaßt hatten, ja beſeitigt ſeien, doch bringe man ihn immer wieder von den Gedanken ab. Das erſtere mag ſo wenig wahr ſein, wie die 1866 ihm in den Mund gelegte Aeußerung: zwei Provinzen verlieren, das würde er auch getroffen haben. Aber daß, wenn der alte Kaiſer wirklich den Wunſch gehabt haben ſollte, Wien wiederzuſehen, die damalige Regierung ſich dem widerſetzt haben würde, ſteht außer Zweifel. Wie Ferdinand einſt die Kronprinzenpopularität genoß, nicht ſein „Freiſinn", wohl aber ſeine Herzensgüte der bedenklichen „Gemüthlichkeit" ſeines Vaters gegenüber ausgeſpielt wurde, ſo wäre ſein Erſcheinen in Wien zur Zeit des bachſchen Regiments gewiß zu den unzweideutigſten Demonſtrationen gegen dieſes benutzt worden, welche die Polizei ſchwerlich hätte verhindern können.

Jetzt ging alles friedlich und ſtill ab, von einzelnen Gebäuden wehten Trauerfahnen, große Menſchenmengen bildeten Hecken auf dem ganzen Wege vom Nordbahnhofe zur Burg, aber die Meiſten hatte die Schauluſt zu dieſem wie zu jedem Gepränge geführt. Ein Vierteljahrhundert iſt hinabgerollt und welches! Der ſchwarze ſtille Zug mit den Lampen vorauf durch die ſchwüle ſternhelle Nacht rief lebhaft ins Gedächtniß zurück, welche Schickſale in den

Digitized by Google

siebenundzwanzig Jahren das Haus Habsburg-Lothringen erfahren hat. Vor sieben Jahren bewegte sich auch ein solcher Zug durch die Gassen Wiens, er brachte die Ueberreste des „Kaisers von Mexiko" in die Heimath zurück! Und wie Viele noch sind dem alten Kaiser vorausgegangen, Erzherzog Ludwig, sein alter ego bis 1848, Erzherzog Johann, sein Vertreter bis zur Reichsverweserwahl, Erzherzogin Sophie, die Seele der großen Action vom 2. December 1848, die Wittwe des Kaisers Franz, Rainer, der Vicekönig von Italien, Stephan, der Palatin von Ungarn, der „in der Verbannung" gestorbene, und so mancher von der jüngeren Generation.

Der Neffe, dessen Ehrgeiz endlich in Queretaro ein Ziel finden sollte, gab noch am häufigsten Gelegenheit, daß man sich des entthronten Kaisers erinnerte. Wenn die Mittel für den glänzenden Haushalt in Mailand und die Bauten in Miramare nicht auslangen wollten, vor allem aber, als der abenteuerliche Zug übers Meer angetreten werden sollte und die Herzen der zukünftigen Unterthanen baar gekauft werden mußten, half, wie allgemein behauptet und auch nicht bestritten wurde, der Oheim in Prag mit seinen Millionen aus. Im übrigen führte der alte Herr das vollkommenste Stillleben. Zu bestimmten Stunden sah man den kleinen Mann mit dem großen Kopfe in Civilkleidung, gewöhnlich nur von einem Beamten seines Hofstaates begleitet, auf dem Hradschin oder dem Roßmarkt spazieren gehen oder den Park bei Schloß Bubentsch besuchen, zu bestimmten Zeiten siedelte er nach Reichstadt über (nur 1866 mußte eine längere Reise angetreten werden, deren Ziel wieder, wie im Mai 1848, Innsbruck war); dann und wann trafen seine nächsten Angehörigen, am häufigsten der Bruder Franz Karl und dessen Gemahlin zum Besuche ein. Ein Liebhaber des Theaters und der Musik blieb der Kaiser sein Leben lang, wenn ihm auch während der letzten Jahre der Genuß des Schauspiels nicht mehr gewährt werden konnte. Prag liebte er unverkennbar, aber wenn jetzt Czechen und feudale Schmoller dadurch Capital schlagen, in der Wahl seines Aufenthalts (die möglicherweise Andere für ihn getroffen hatten!) eine Art Demonstration für die Sache des „Königreiches Böhmen", gegen Wien, gegen die Constitutionalirung entdecken wollen, so gehört das schon zu den abgeschmacktesten Empfindungen dieser in dem Artikel so fruchtbaren Partei. Er wußte als Regent nicht was im Lande vorging, verstand nicht, um was man kämpfte, und soll auf seine alten Tage in dem wirklich etwas schwer verständlichen staatsrechtlichen Hader Stellung genommen haben! Auch nicht die Klericalen haben ein Recht, ihn zu den ihrigen zu zählen, mochte er die Kirchen auch noch so reich beschenken und die Kaiserin Madonnenstatuen mit Brillantnadeln schmücken.

Gewiß war Kaiser Ferdinand aufrichtig fromm und wußte es nicht anders, als daß man um seines Seelenheiles willen gut katholisch sein müsse,

für sehr bigott gilt die Kaiserin (mit ihr verlischt einst das alte Haus Savoyen!), aber weder der Charakter des Kaisers noch irgend eine seiner Handlungen gestattete einen Zweifel an seinen humanen und friedlichen Gesinnungen auch in Beziehung auf Glaubensangelegenheiten. Den Beinamen des Gütigen hatte er vollauf verdient und das Recht auf denselben bis auf den letzten Augenblick gewahrt. Man weiß, daß der Wunsch bei Gelegenheit der großen Ueberschwemmung in Wien 1830 selbst zu helfen, den — bereits siebenunddreißigjährigen — Thronfolger seine theils angeborene, theils anerzogene Scheu und Rathlosigkeit überwinden, ihn zum ersten Male in unmittelbare Berührung mit der Bevölkerung treten ließ, daß nach dem Attentat eines verabschiedeten Offiziers auf ihn und nach kleineren Unfällen, die ihm begegneten seine erste Sorge war, das Loos der Schuldigen zu mildern, für die unschuldigen Angehörigen zu sorgen. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Schranken, und wenn sich in deren Ausübung etwa eine bestimmte Richtung nachweisen lassen sollte, so ist ganz gewiß er persönlich nicht dafür verantwortlich.

Herzensgüte und nur Herzensgüte ist freilich wenig für den Regenten eines großen Staates, und es gehört eine nicht gewöhnliche Naivetät dazu, noch heute die Camarilla anzuklagen, welche sich 1848 zwischen Kaiser und Volk gedrängt habe, noch heute wie eine Herrscherthat zu rühmen, daß der Gütige im März erklärte: „Auf das Volk laß i nit schießen!“ Innerhalb eines geregelten Verfassungslebens und in friedlicher Zeit hätte Ferdinand seine Stellung ausfüllen, hätte seine Regierung eine glückliche sein können, aber die aus den Fugen gegangene Zeit einzurenken, war er weder angelegt noch vorbereitet. Ist doch allerseits zugestanden, daß die Einsetzung einer Regierung neben ihm schon vor 1848 Gebot der Nothwendigkeit war wegen seiner Kränklichkeit, mehr aber noch wegen seiner geistigen Schwäche und Bestimmbarkeit; freilich hätte diese Regierung nicht aus Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat bestehen sollen. Im Sturmjahre wurde er vollends zum schwankenden Rohr, wer ihn in die Gewalt bekam, erreichte, was er wollte. Und kann ein unparteiischer Beobachter wirklich noch behaupten, der damalige Reichstage habe die Elemente in sich gehabt, um Oesterreich zu regieren? Oder vielleicht die Aula? Man mag die Art, wie Ordnung gemacht wurde, noch so entschieden verdammen, Ordnung mußte doch einmal gemacht werden, und die verhängnißvollsten Fehler sind nicht damals gemacht worden, sondern als man glaubte, die Erinnerung an die Jahre 1848 und 1849 einfach wegzuwischen, nicht nur die Versprechungen, sondern selbst das Gewährte zurücknehmen zu dürfen.

Die Geschichte der sogenannten Regierung Ferdinands — zu verschiedenen Zeiten soll er gesagt haben, das Regieren sei keine zu schwere Last, aber das viele Unterschreiben! — sie liegt offen da und von den sieben-

Digitized by Google

undzwanzig Jahren in Prag wird nie viel zu berichten sein. Aber haben wir je eine Geschichte des Lebens zu erwarten, welches derselbe Mann während der zweiundvierzig Jahre bis zu seiner Thronbesteigung geführt hat? Der Herausgeber des österreichischen biographischen Lexikons, Wurzbach, dessen officielle Begeisterung sich z. B. bei dem Kaiser Franz zu folgender classischer Nachrede aufschwingt: „Mächtig wurde Kaiser Franz durch seine moralische Macht, groß durch das Vermeiden ungerechter Vergrößerung, erhaben über dem Gesetze durch eigene Achtung desselben. Im Uebrigen lebte er schlicht u. s. w." — dem Sohne gegenüber jedoch sich in fühlbarer Verlegenheit findet, weiß uns von dessen Jugend gar nichts zu berichten. Und darin eben besteht das Merkwürdige, Auffallende dieser Jugendzeit eines künftigen Kaisers. Sechs Monate vor der Hinrichtung der Königin Marie Antoinette geboren, der älteste Sohn seines Vaters (als zweites von den zwölf Kindern aus dessen zweiter Ehe, Marie Louise war das erste) erhielt er nicht den mindesten Antheil an den welterschütternden Ereignissen der nächsten Jahrzehnte. Wenn das furchtbare Erbtheil der Epilepsie ihn auch verhinderte, wie andere Fürstensöhne die Waffen zu tragen, so bleibt es doch auffallend, daß der Zwanzigjährige nicht einmal im Hauptquartiere an dem Kriege von 1813 und 1814 theilnehmen durfte, sondern erst 1815 nach Frankreich mitgenommen wurde. Selbst zur Zeit des Congresses soll er nur einmal öffentlich sichtbar geworden sein, bei einer großen „Schlittage". Einige Jahre später ließ man ihn wohl als Stellvertreter des Kaisers fungiren bei der Einweihung des von den Ständen Mährens und Schlesiens gestifteten Siegesdenkmals auf dem Franzensberge in Brünn, aber zu Staatsgeschäften wurde er niemals herbeigezogen, nicht einmal, da er schon als Ferdinand V. in Preßburg die ungarische Krone empfangen hatte (1830); officieller Vertreter des Kaisers war stets Ferdinands nachheriger Vormund, Erzherzog Ludwig. War das bloß Rücksicht auf die Kränklichkeit des Kronprinzen? — doch die soll erst in seinem Mannesalter in Besorgniß erregender Weise hervorgetreten sein; zeigte er sich von Jugend auf so schwachen Geistes, um für die Aufgaben seiner einstigen Stellung internirt werden zu können? — auch das wird geleugnet, er soll keineswegs ohne Intelligenz und ohne die Neigung gewesen sein, sich mit öffentlichen Dingen zu beschäftigen; auch das despotische Regiment, welches Kaiser Franz im eigenen Hause wie im Reiche handhabte, gibt uns keinen Schlüssel, denn daraus erklärt sich wohl, daß dem Thronerben kein eigener Wille gestattet war, aber nicht, daß man ihn in Unkenntniß über die Welt, über seinen Beruf ließ, ihn systematisch als großes Kind behandelte. Die Sache bleibt dunkel und um so begreiflicher wird es, daß schon damals die Sage sich des Stoffs bemächtigte und verbreitete, der Kaiser hege Widerwillen gegen seinen Erstgebornen, weil dieser sich freimüthig über Regierungsmaßregeln

gitized by Google

geäußert, oder gar, weil er die Aufmerksamkeit Napoleons auf sich gelenkt habe. Ein sehr gut kaiserlich gesinnter Schriftsteller, K. A. Schimmer, erzählt in seiner, 1849 in Wien erschienenen, Lebensgeschichte Ferdinands ganz unumwunden, daß nach dem Beispiel des Kaisers auch die Umgebung des Kronprinzen sich erlaubt habe, diesen unwürdig zu behandeln. Trotzdem wurde er nicht von der Nachfolge ausgeschlossen: es war also nur Despotenlaune, über die Betrachtungen anzustellen heute überflüssig wäre. Auch ein Après nous le deluge!

Goethe über den Tod seines Sohnes.

Von Hermann Uhde.

Vor mir liegen — ein Schatz, der durch die erfreulichste Fügung zum Zwecke der Veröffentlichung bedingungslos in meine Hände kam — hundert und vier Briefe Goethes an Friedrich Soret, den bekannten Erzieher des jetzt regierenden Großherzogs von Sachsen, aus dem Nachlasse Sorets stammend und bis jetzt so gut wie völlig unbekannt. Fanden sich auch Bruchstücke der Correspondenz — im letzten Bande von Kunst und Alterthum; in der Bibliothèque universelle von 1832 — bereits abgedruckt, so hatte man doch keine Kunde weder von dem Vorhandensein des gesammten Materials, noch von dessen Bedeutung.

Letztere für nicht klein zu halten, bin ich, nach sorgsamer Prüfung der Briefe Goethes, durchaus geneigt. Dieselben, deren erster vom 5. Juni 1823, der letzte vom 4. Februar 1832 datirt ist, geben ein klares Bild von der literarischen Thätigkeit des Dichters in jenen letzten Jahren seines Lebens, besonders insofern Soret — der ja bekanntlich Goethes „Metamorphose der Pflanzen" ins Französische übersetzt hat — dabei betheiligt war. Allgemeine literarische Fragen, naturgeschichtliche insbesondere, werden erörtert; dazwischen laufen Hofnachrichten, Personalien, Nahes und Fernes. Durch seine Beziehung zum Fürstenhause hatte Soret ein ganz besonderes Anrecht auf Goethes Vertrauen, welches sich denn auch in dessen Briefen aus Dornburg — geschrieben nach dem Tode des Großherzogs Karl August — in hervorragender Weise wiederspiegelt, dem Herzen Goethes, wie demjenigen des ausgezeichneten Mannes, dem er sein Innerstes so rückhaltlos darlegen konnte, das schönste Zeugniß redend.

Je länger, desto inniger wurde das Verhältniß. Man kennt es einigermaßen aus dem dritten Bande der Eckermannschen „Gespräche"; der bescheiden-

Digitized by Google

dene Soret hat dort aber verschwiegen, wie oft er Goethe Secretärdienste leistete, wenn dieser Correspondenzen in französischer Sprache zu führen hatte.

Soret beherrschte die letztere mit Meisterschaft; drei seiner Briefe, abgedruckt im zweiten Bande von Goethes naturwissenschaftlicher Correspondenz, geben davon ein redendes Zeugniß. Zudem war Soret ein, auch von Goethe warm anerkannter Dichter; vor Allem aber besaß er jenen Feinsinn, jenes Nachempfindungsvermögen, bei dessen Mangel ein wirklich guter Uebersetzer nicht zu denken ist. Eben dadurch machte er sich denn auch Goethe immerfort, auch zu der Zeit, nützlich, als die Arbeit an der Pflanzenmetamorphose noch nicht, oder nicht mehr auf dem Plan war.

So finden wir Soret in Anspruch genommen, nachdem Goethes Sohn August in Italien so unerwartet gestorben war. Am 25. November 1831 „kann" der Dichter einen Brief „nicht schließen", ohne Soret „mit einiger Bemühung zu bedrohen. Ich habe nämlich die Absendung meines Schreibens" (sagt jener Brief) „allzu lang verzögert, indem es französisch verfaßt seyn müßte. Wollen Sie mir behülflich seyn, dieses Schifflein vom Stapel zu lassen, so würde ich eine solche Gefälligkeit dankbarlichst anerkennen."

Das „verzögerte Schreiben" aber war bestimmt für den Numismatiker Gaetano Cattaneo, welcher Director des (von ihm auch gegründeten) Münzcabinets zu Mailand und bereits früher in entferntere Beziehungen zu Goethe getreten war.

Soret sagte ohne Weiteres zu, den ihm vorgetragenen Wunsch zu erfüllen, und am 26. November erhielt er den deutschen Text mit nachstehenden Begleitzeilen:

„Indem ich mir die Freyheit nehme, den angekündigten Brief zu gefälliger Behandlung hiermit zu übersenden, wünsche nichts mehr, als eine baldige mündliche Conferenz . . . ."

Noch am nämlichen Abend empfing Goethe „sa lettre à Cattaneo traduite", was Soret in einer Art von Journal, welches er geführt hat, notirt. Wie er es nachweislich bei ähnlichen Gelegenheiten immer gethan, hat er muthmaßlich auch in diesem Falle das Original wieder zurückgeliefert.

Wie dem aber auch sei — abgesandt wurde der Brief jedenfalls französisch, und ohne Zweifel in den letzten Tagen des November 1831. So folge denn hier das bedeutungsvolle Document nach Sorets Entwurf.

Dieser lautet in seiner jetzigen Fassung:

Mr. le Directeur Cattaneo

Milan.

Vous m'avez obligé de la manière la plus sensible, Monsieur, en m'adressant il y a quelque tems un écrit pour lequel

Digitized by Google

je ne saurais me dispenser de vous témoigner ma reconnaissance quelque tardive qu'elle puisse vous paraître. A cette époque où nous avons été atteints du coup le plus sensible, où j'ai perdu dans mon fils un soutien préparé à la longue et riche en espérances, rien ne pouvait m'être plus précieux que d'apprendre qu'il se trouvait aussi loin de moi des hommes, qui prenaient une part sincère à cet évènement, qui sympatisaient du fonds du coeur avec ma peine, et qui éprouvaient le besoin de m'assurer de leur bienveillance soutenue.

Vous même avez fait la connaissance du jeune homme, et lui avez fait l'amitié de vous conformer à ses désirs et à ce qu'il possédait d'instruction pour converser avec lui et lui communiquer vos lumières, et certainement, vous aurez observé qu'il possédait à un haut degré des connaissances variées, qu'en particulier ses goûts le portaient vers l'étude de l'art et de l'antiquité.

Les nouvelles qu'il nous donnait de son voyage en Lombardie, étaient aussi détaillées qu'intéressantes; il observait chaque contrée avec un régard formé à l'étude de l'histoire naturelle, ses rélations me procuraient le plus grand plaisir et me donnaient les meilleures espérances pour le complet rétablissement de sa santé.

Il m'avait aussi fait l'envoi d'objets divers et d'antiquités qui sans être de premier prix n'en étaient pas moins toujours très-remarquables dans leur genre, je me bornerai à vous citer par exemple une petite tête en bronze fort bien faite de Ferdinand II Grand Duc de Toscane. D'autres envois qui se rattachaient à mes collections, semblaient me promettre des matériaux pour toute une vie de conversations intéressantes avec lui.

Mais cette espérance ne devait pas être réalisée, et je devais encore survivre à la rude épreuve, d'avoir tout à récommencer, lorsque j'étais pour ainsi dire au but; d'avoir à m'occuper des interêts de mes petits enfans, que dans l'ordre naturel des choses j'avais considérés comme assurés en des mains plus jeunes que les miennes.

Dans le cas, Monsieur, où vous seriez frappé du retard qu'ont éprouvé les remerciments qui vous sont dus, permettez-moi de vous avouer que j'ai coutume vers la fin de l'année de scruter attentivement le régistre des dettes qui me restent encore à satisfaire au milieu des rapports les plus compliqués; et comme alors je trouve une occasion de témoigner ma reconnaissance

Digitized by Google

longtems silencieuse pour le passé et de faire des voeux pour que dans l'avenir la bénédiction d'en haut descende sur des amis éprouvés; ils se trouvent ainsi exprimés de la manière la plus solennelle, pour vous, Monsieur, pour l'excellente famille Mylius et pour Monsieur Manzoni.

Agréez enfin l'assurance de toute ma considération et de l'affectueux dévouement que je vous porte.

Goethe.

Das ſchöne Aktenſtück commentiren, würde es abſchwächen heißen; ohnehin wäre nichts zu demſelben zu bemerken, denn Goethes Werthſchätzung des italieniſchen Dichters Manzoni iſt bekannt; Heinrich Mylius aber, Banquier in Mailand, war ein Landsmann Goethes und vermählt mit einer Weimaramerin (geb. Schnauß).

Je ſpärlicher jedoch und verblümter gleichſam bisher in der Goetheliteratur die unmittelbaren Zeugniſſe des Dichters ſelbſt über ſchwerwiegende Verluſte waren, die ihn betroffen hatten — „ich ſcheue mich", ſchreibt er am 28. Juni 1828 an Soret, „an Dasjenige mit Worten zu rühren, was dem Gefühl unerträglich iſt" — um ſo mehr wird der vorſtehende Brief an Cattaneo, dieſe ſinnige und rührende Herzenserleichterung eines tiefgebeugten Vaters, von jedem fühlenden Menſchen willkommen geheißen werden.

Ein Beſuch in Girgenti.

Von Ferdinand Lüders.

Das deutſche Dampfſchiff, dem ich mich zum Behuf einer Rundreiſe im weſtlichen Hauptbecken des Mittelmeeres in Hamburg zu eigen verkauft hatte, verließ am Morgen des 18. Mai den Hafen Neapels, an deſſen Molo wir während der beiden Pfingſttage geankert hatten. Ich ſtand bereits um halb fünf Uhr auf, in der Erwartung, eines der köſtlichſten Schauſpiele zu genießen, die dem Seefahrenden auf Erden geboten werden können: eine Fahrt, diesmal Ausfahrt, auf dem paradieſiſchen Golf von Neapel. Aber — o tückiſches Schickſal! — Parthenope, eine der Sirenen, die nach den Angaben der Alten zu Neapolis ihr Grab gefunden, ſchien ſich an jenem Morgen mit allen Meergöttern verſchworen zu haben, uns nordiſchen Barbaren eine ganz andere Ueberraſchung zu bereiten: einen allgemeinen Seenebel, wie er auf dieſen Breiten höchſt ſelten ſich einſtellen ſoll. Dunſt und Waſſerdämpfe

Digitized by Google

ringsum! kaum auf einige Klafter vom Schiffsrande war Etwas zu entdecken, geschweige der Vesuv und die Höhen von Sorrent, der Posilipo und Kap Misen, und wie die sonstigen Herrlichkeiten mit ihren klangvollen Namen heißen mögen. — „Sie sind kein Mann von Aussichten", sagte der Capitain, mit Bezug auf schon mehrfach von uns erlebte Störungen der Atmosphäre; der ironische Weltmann ahnte kaum, daß ich, im Besitz ganz andrer Ansichten und Absichten als er, mich noch über ganz andere Entbehrungen zu trösten hatte. Zwei Abende vorher waren wir beim matten Silberschimmer des ersten Mondviertels in den Golf eingelaufen: die Nacht war zwar hell genug, um außer den rothen Feuern wachsamer Fischer zur Linken und den Gaslichtern der Villa Reale noch die dunklen Umrisse des Vesuv und die allgemeine Lage der Stadt zu erkennen; aber dennoch bin ich wohl einer der wenigen Hyperboreer, denen das eigenthümliche Schicksal beschieden gewesen, den herrlichen Busen einmal bei Nacht, das andere Mal bei Nebel durchfahren zu haben.

Nachdem die Abfahrt in Erwartung einer günstigeren Gelegenheit um eine Stunde verzögert worden war, setzte sich gegen sechs Uhr das Schiff mit halber Kraft in Bewegung; Alles blieb in geheimnißvolles Grau gehüllt und von Zeit zu Zeit ließ der umsichtige Führer unsres Schiffes die schrill warnende Dampfpfeife ertönen. Wir fuhren, nach dem drastischen Ausdruck des Kapitains „wie in einem Sack von Wolken" dahin; nur auf der Themse und Hammonias Unterelbe sei ihm etwas Aehnliches vorgekommen. Auch draußen, wo wir die Nähe des „felsumgürteten Eilands" ahnen, ja fürchten mußten, blieb die Lage auf mehrere Stunden unverändert. Endlich, $10^1/_2$ Uhr, rief der erste Steuermann „Land!" und es tauchten allmählich hinter uns zur Rechten, etwa eine halbe Stunde entfernt, die sonnigen Höhen von Capri, zur Linken in viel weiterer Entfernung die Spitze des Epomeo von Ischia aus den auf dem Meere lagernden Wolkenschichten auf. Wir genossen nachträglich die Probe einer wunderbar verschwimmenden Azurbläue von Himmel, Meer und Land, gerade genug, um das wehmüthige Gefühl wach zu rufen, um welches Schauspiel uns die Gewalten der Luft wie der Tiefe beneidet hatten. Die Atmosphäre ward klarer und klarer, zuletzt so durchsichtig, daß wir auf unserer südwärts gerichteten Fahrt bis zwei Uhr den Vesuv und den Buckel von Capri neben einander deutlich erkennen konnten. Abends $7^1/_2$ Uhr schon trat die Insel Ustica in den Gesichtskreis, ein Eiland, das für den Geologen manche merkwürdige Erscheinungen darbieten soll, uns aber nur als Warte diente, um für die Nacht den Cours zu regeln. Am folgenden Morgen, den 19. Mai, befanden wir uns im Angesicht der ägatischen Inseln, das Schiff lief zwischen den Inseln Maritimo und Favignana hindurch auf einer Wasserfläche, die im Lichte der hinter den sicilischen Bergen aufsteigenden Sonne

Digitized by Google

glatt und fest wie schwerer Seidenstoff anzusehen war. Der einzige Geschichtskenner an Bord gedachte in stiller Betrachtung der in diesen Gewässern, eben bei Favignana, im Jahre 241 vor Christus geschlagenen Seeschlacht zwischen Rom und Karthago, deren den Römern günstiger Ausgang dem ersten punischen Kriege ein Ziel gesetzt hatte. An die Stelle der feindlichen Flotten des Alterthums waren jetzt friedliche Fischerfahrzeuge getreten, die in reichlicher Anzahl mit ihren Lateinersegeln die Flut belebten. Das Hauptland von Sicilien lag mit seinen wild verschobenen Berggruppen im Osten uns klar zur Seite, am deutlichsten vorspringend der Monte S. Giuliano, der alte Eryx mit seinen aphrodisischen Erinnerungen, und weiterhin die flachere grüne Küste bis über Marsala hinaus. Wir gewahrten mit bloßem Auge die Thürme dieser Stadt, die außer durch ihre Weinbereitung als Landungsplatz der tausend und sieben Garibaldiner von 1860 bekannt ist. Vielfache Tümmler und Land- und Seevögel vertraten die untere Fauna des sicilischen Meeres. Bis über Mazzara hinaus dauerte die Flachbildung des anscheinend üppigen Vorlandes; dann folgten hin und wieder kahl abfallende Felspartieen, die wenig einladend waren. Um Mittag waren wir in Sicht von Girgenti, einer grau in grau an einem Bergabhang aufsteigenden Stadt, die eine gute Stunde weit vom Meere entfernt liegt und für mich gleichfalls mehr Interesse durch ihre Vergangenheit als ihre Gegenwart herausforderte. Nachdem wir um ein Uhr auf der Rhede neben etwa zwanzig anderen Schiffen verschiedener Größe (meist Italiener, einige Engländer, ein Russe, ein Oldenburger) vor Anker gegangen, legten alsbald eine Anzahl von Laichtenschiffen, mit Schwefelbroden beladen, sich dem Dampfschiff zur Seite, um unter gräulichem Geschrei und babylonischer Sprachverwirrung unser Fahrzeug zu entern. Wer nicht in die Lage eingeweiht war, hätte denken können, wir würden von Barbaresken überfallen, wie das noch im vorigen Jahrhundert in diesen Gegenden an der Tagesordnung gewesen. Ueberhaupt fiel es mir in diesem Augenblick wie Schuppen von den Augen, welche Bewandtniß es mit unserem deutschen Ausdruck „Schwefelbande" habe; wer die Rhede und den Hafen von Girgenti gesehen, ist mit einem Schlage in die Etymologie dieses Wortes eingedrungen. Der ans Land gefahrene Kapitän kam bald zurück mit dem Bescheid, dieser vor uns liegende Vorhafen Girgentis sei ein „wahres Negerloch" und für ihn, was Etwas sagen wollte, ein ferner unbetretbarer Boden. Eine seltsame Situation im Angesicht der berühmten Trümmer des alten griechischen Akragas, das Agrigentum der Römer! Aus Verzweiflung über die unfreiwillige Einsperrung und unliebsame Thätigkeit an Bord, ward am Nachmittage mit dem ersten Maschinisten, einem artigen, gefälligen Manne, eine Parthie Schach nach der anderen gespielt, wobei derselbe seine humoristischen Redensarten: „Mir läßt das vollständig

kalt," nämlich der Zug des Gegners, oder: „Damit können Sie mir nicht meinen" und ähnliche, zum Troste reichlicher fließen ließ als sonst. Zum Dank für schon öfter geleistete gute Gesellschaft forderte ich diesen Herrn, — von dem ich wußte, daß er am Lande, nachdem er sein von ehrenvollem Fett strahlendes Arbeitszeug abgestreift, sich zum vollendeten Gentleman entpuppte, — dazu auf, sich mir am folgenden Tage bei der Expedition in die Tempeltrümmer des alten Stadtgebietes anzuschließen. Die Einladung ward mit Freuden ergriffen und am nächsten Morgen, nachdem kaum am Lande die sich übenden Signalhörner der Bersaglieri verklungen, am 20. Mai, machte ich mich in Begleitung des Herrn W. auf den Weg oder vielmehr ins Boot, um, wenigstens auf Einen Tag „des Schiffes Gefängniß entflohen", auf classischem Boden modernen Abenteuern entgegen zu gehen.

Der rührige Hafenort, Molo di Girgenti, in dem man nach viertelstündiger Fahrt von der Rhede her innerhalb der mächtigen Molen landet, ist vor dreißig Jahren noch von wenigen Hunderten bewohnt gewesen, jetzt von sechstausend Einwohnern, und hat mit romanischer Großsprecherei den vornehmen Namen Porto Empedocle angenommen, nach dem zur Zeit der Perserkriege in Akragas geborenen Naturphilosophen, dessen Lehrgedichte vom Dichter Lucrez so schwärmerisch bewundert wurden und der zumal durch seinen sagenhaften Tod im Schlunde des Aetna berühmt geworden ist. Für speculative Köpfe mag allerdings dieses Porto Empedocle der richtige Ort sein, nur nicht für Genuß und Behaglichkeit erspähende Vergnügungsreisende. Die Zustände sind dort so primitiver Art wie in Amerika, nur noch um die widerwärtigen Beigaben einer ausgebrannten südländischen Natur vermehrt. Wir irrten einige Zeit in der breiten Hauptstraße umher, die zu beiden Seiten von offenen Waarenlagern (depositi) und einigen Erfrischungsbuden besetzt ist, während die Mitte der Straße von beladenen oder bereits entleerten Schwefelkarren, Eseln, Maulthieren nebst den dazu gehörigen Führern wimmelte, die ein barbarisches Geschrei vollführten und in dem mehrzölligen Mull einen grimmigen Staub aufwirbelten. Ich wandte mich an einen vor seinem Lager stehenden, anständig aussehenden Herrn, den ich erst auf französisch, dann auf englisch anredete; als dies vergeblich gewesen, mußte ich mich bemühen, ihm in italienischen Brocken unser Anliegen verständlich zu machen, nämlich, daß wir die in der Nähe befindlichen alten Tempeltrümmer zu besuchen wünschten. Er fand das sehr schmeichelhaft für seine Heimat und sagte: Volete una carreta con due siede? — wobei er auf das betreffende Fuhrwerk verwies. Dasselbe sah zu romantisch aus, als daß wir uns noch nach weiterer Fahrgelegenheit umgesehen hätten; für sieben Franken ward der Handel abgeschlossen. Man denke sich einen hohen zweiräderigen Karren, bestehend aus einem viereckigen, an den Seiten mit abgeblaßten Heiligenbildern

itized by Google

bemalten Kasten mit fester Deichsel und mit einer grauen, etwas kurz tretenden Maulthierstute bespannt, auf welchen zwei wackelige Binsenstühle gestellt wurden, die wir mehr erklettern als besteigen mußten und nur mit Balancirkünsten besitzen konnten. Es dauerte einige Zeit, bis unser Schwefelbursche diese Stühle nebst einigen Fuhrutensilien herbeiholte; während der Pause unterhielt sich obiger Herr, soweit es in italienischer Sprache anging, sehr artig mit uns auf der hölzernen Bank seines Magazins und gab uns ganze Hände voll Mandeln (sicilianisch mèndoli), die uns die Taschen füllten und unterwegs meinen Reisegefährten bei der sicilianischen Kinderwelt schnell beliebt machten. Indem ich Herrn Salvatore Deleo als Gegengabe meine letzte Hamburger Cigarre verehrte, sprach er wiederholt seine Genugthuung aus über die deutschen Siege und versicherte uns der allgemeinen Sympathie der Italiener (des popolo generale) für Deutschland im Gegensatz zu den anmaßenden und patronisirenden Franzosen. Ich hörte dadurch hier im äußersten Süden nur aufs Neue bestätigt, was ich schon in Genua von gebildeten Italienern hatte versichern hören, daß ihr Wohlwollen auf unsrer Seite stände; freilich darf ich nicht verschweigen, daß ich später dieselben Leute im vertrautesten Verkehr mit Franzosen sah. Diese Romanen haben doch wohl ihre zwei Seiten und die geselligen, vor allem aber geschäftlichen Rücksichten gehen weit über die Politik hinaus. Unter dem üblichen Kartenaustausch schieden wir von einander, wobei Herr Deleo die Rolle des Glaukos spielen mußte; denn seine Karte war mit seiner allerliebsten Photographie am Rande versehen, die meinige, der ehernen Rüstung des Diomedes gleich, war von der gewöhnlichsten Art.

Nachdem wir nun die due siede unter Aufbietung ehemals geübter Turnerschwingungen glücklich erklommen, hüllten wir uns in die Unschuld des Humors und fuhren, bei jedem außergewöhnlichen Tritt unseres Grauthieres von den stauberfüllten Untiefen der auf- und absteigenden Landstraße durchrüttelt, zum Städtlein hinaus, nicht ohne Gedanken an Briganten, auf welche schon am Bord mich ein englisch redender Supercargo vorbereitet, so daß ich meine Uhr und alles überflüssige Geld auf dem Schiffe zurückgelassen hatte. Der Mann sagte, es hätten noch in der vorigen Woche Anfälle auf Reisende stattgefunden und es seien deshalb überall in den Ruinen Soldatenposten vertheilt; auch rieth er uns, zu unsrer Sicherheit uns an einen guardia costa zu wenden, dessen Uniform er uns schilderte und welcher uns für drei Franken gern geleiten werde. In Erwartung solcher Dinge rieth ich meinem gleichfalls gespannten Gefährten, seine Uhrkette bei Seite zu stecken und verabredete mit ihm für den Fall eines Ueberfalles ruhig unsre Taschen umzukehren und alles etwa Verlangte bereitwillig hinzugeben; das mächtige deutsche Reich würde uns wohl später bei Herrn Visconti-

Digitized by Google

Venosta wieder zu dem Unsrigen verhelfen. Das schien dem Herrn W., dessen Uhr das Königreich Italien noch allenfalls hätte bezahlen können, sehr plausibel und so überließen wir uns, soweit der aufwirbelnde Staub und die stößigen Binsenstühle es erlaubten, an den Seitenknöpfen des Gefährts uns festhaltend, den Regenschirm zu Häupten aufgespannt, einer möglichst harmlosen Betrachtung der Außenwelt.

Die Kerle, die uns zugweise begegneten, sahen, soweit sie nicht auf ihren beladenen Schwefelkarren (in der Regel zwei hinter einander) in schlummernder Unschuld dalagen, alle mehr oder weniger wie Buschklepper aus, so daß wir nicht wissen konnten, wer nun die eigentlichen Straßenräuber wären; uns fesselte indeß mehr als sie selber die Mannigfaltigkeit der Gespanne und die bunte Verzierung der Karren, auf denen ich sogar einige Kriegsbilder mit Pickelhauben und rothen Hosen zu erkennen glaubte. Später in Girgenti ward mir diese Wahrnehmung von dem deutschen Consul bestätigt: derselbe erzählte uns nämlich, daß vor einigen Jahren gar manche altbeliebte Heiligenscene den Darstellungen der Kämpfe des Jahres 1870 und dem derb umrissenen, grell gefärbten Konterfei unserer siegreichen Führer hätte weichen müssen, vor Allem der Reckengestalt unseres auch hier verehrten Kaisers, mit der Umschrift: Guglielmo l'Invincibile. So Etwas zu erfahren, that unseren patriotischen Gemüthern wohler als unseren Gaumen das Wasser des classischen Flusses Hypsas, jetzt Drago genannt, den wir in einer Furt durchführen. Der Trunk war schlammig, weich und warm, aber in der stechenden Sonnenglut doch erfrischend. Wir waren schon vorher von der belebteren Landstraße seitwärts gen Osten auf einen Nebenweg abgebogen und sahen auf dem oberen Gelände zwischen den Felsen und Baumgruppen bereits dorische Säulen aus der Ferne winken. Hin und wieder begegneten uns noch einzelne Reiter mit und ohne Flinten, auch wohl Weiber vom Lande in männischer Weise quer zu Esel reitend, wobei uns die Geschicklichkeit auffiel, mit der die Verschiebung der Röcke vermieden war. Die Vegetation war sehr mannigfaltig: wir kamen an gut bestandenen Gerstenfeldern vorüber, dann wieder an Melonen und Puffbohnen, Erbsen und Futterklee, ja Kartoffeln; dazwischen Gruppen von Oel- und Mandelbäumen mit grünen Früchten, Feigen und Weinpflanzungen; obwohl das Ganze keinen so wohlgeordneten Eindruck machte, wie Goethe nach seiner Schilderung vor neunzig Jahren es dort vorgefunden. Die hin und wieder sich aufthuende Wildniß war mir fast anziehender als dieser gartenähnliche Anbau: der Süden ist bekanntlich das Paradies des Unkrauts, aus dem sich hier vor allem anderen in achtunggebietender Weise unzählige Exemplare riesiger Cactus erhoben. Ich bin kein Botaniker, aber ich glaube, hier wäre für einen angehenden Pflanzenliebhaber etwas zu lernen gewesen. Solche Keulen von

Cactusblättern und in so gedrängten Massen habe ich bisher nicht für möglich gehalten; an ihnen suchten wir Trost gegen die unsichtbar lauernden Briganten, die noch immer nicht kommen wollten, so öde und einladend die Gegend auch war.

Nach gut einstündiger Fahrt gelangten wir bei einer plötzlichen Wendung des Weges an ein halb natürliches, halb künstliches Felsenthor, die porta aurea der Römer, das Hafenthor der alten Stadt Akragas, in deren Mauerbereich wir jetzt einzutreten im Begriff waren. Für weniger classisch gebildete Leser sei bemerkt, daß diese Stadt, von dorischen Griechen gegründet, sich nur einer kurzen Blütezeit, während des fünften Jahrhunderts vor Christus, erfreut hat, damals, als es den vereinten Kräften der sicilianischen Griechen gelungen war, gleichzeitig mit Salamis sich unter Führung des Gelon von Syrakus und seines Schwiegersohnes Theron von Akragas bei Himera des Andranges der Karthager zu erwehren. Aus eben dieser Periode stammen auch die bedeutendsten der Tempel, deren Ueberreste wir zu besuchen gedachten, also aus der Zeit der letzten Vorstufe vor Vollendung des dorischen Stils, wie er in den Bauten auf der Akropolis von Athen gegeben ist. Die Stadt soll damals einige Hunderttausend Einwohner gezählt haben und der Geschichtschreiber Diodor von Sicilien berichtet allerlei Merkwürdiges von der Wohlhabenheit und Prachtliebe ihrer Bewohner. „Sie bauten, als ob sie ewig leben wollten und aßen, als ob sie morgen sterben sollten, —“ so lautete das Urtheil des oben erwähnten Empedokles über seine Landsleute. Aber eben dieses übermüthige Akragas war der erste Ort, welcher, in Folge griechischer Uneinigkeit und Selbstsucht vereinzelt, der punischen Uebermacht zum Opfer fiel. Schon im Jahre 406 sahen sich die Bewohner nach mehrmonatlicher Belagerung genöthigt, den Platz zu räumen und nächtlicher Weile abzuziehen nach dem benachbarten Gela. Alles, was Beine hatte, machte den Auszug mit; die Alten und Kranken ließ man zurück. Uns ist ein solcher Vorgang im Angesicht eines feindlichen Lagers fast unbegreiflich; aber die Kriege des griechischen Alterthums hatten auch in geschichtlicher Zeit noch etwas von trojanischer Einfalt bewahrt und das ganze System von Laufgräben und Kruppschen Belagerungsbatterien war noch nicht erfunden. Zwar ward die Stadt unter dem Befreier Siciliens vom karthagischen Joche, dem Korinther Timoleon (um 340 vor Christus) wieder hergestellt, konnte sich aber nie wieder zu früherer Blüte erheben. Die Römer latinisirten später den Namen in Agrigentum, woraus wieder der italienische Name Girgenti entstanden ist.

Vor unserer Einfahrt in die alten Mauerreste, die wir schon eine Strecke weit zu unserer Linken hatten emporragen sehen, traten wir nach Aufforderung unseres braunhäutigen Maulthierbengels in eine am Wege liegende

Digitized by

trattoria di campagna, einen viereckigen, von Rauch geschwärzten Raum, rechts das schmierige Familienlager, links die Anricht mit Gläsern und Flaschen von zweifelhaften Formen besetzt; auf dem Estrich halbnackte Kinder und zwei rauh behaarte Hunde; eine Dochtlampe vor einem Heiligenbilde und ein wankender Tisch nebst Bank für die Gäste, dazu ein Sicilianisch von unergründlichen Lauten; nur das Geld vermittelte das Verständniß. Für ein paar Kupfermünzen konnte man sich in Landwein und Wasser satt trinken, während unser gemüthvoller Maschinist mit seinen Mandeln die plärrenden Kindlein zu kirren verstand. Wir schritten zu dem einige hundert Schritte unterhalb der Kneipe belegenen Grabmal Therons hinab (tomba di Terone) das der alterthumskundige Herzog von Serra di Falco wohl mit größerem Rechte für ein römisches Kenotaphion (d. h. Zierdenkmal ohne Inhalt) erklärt hat. Mich wenigstens erinnerte, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, das seltsam schmucklose, einem aufrechtstehenden Kasten ähnliche Bauwerk, — das mit dem Tyrannen Theron jedenfalls nicht in Verbindung stehen kann, — an den Unterbau des Grabmals der Secundiner bei Trier, des oft und auch von Goethe in der „Campagne in Frankreich" erwähnten Monumentes von Igel.

Innerhalb des Thores angelangt, stiegen wir rechts über einen Urwald von Unkraut zu den massigen Trümmern des Herculestempels hinauf. Diese Ueberreste sind, wie die weiteren gleich zu erwähnenden, in den letzten Jahren durch die Sorgfalt des Architecten Cavallari, jetzigen Conservators der sicilischen Alterthümer, und durch die erfolgreichen Bemühungen unserer Lübecker Landsleute Holm und Schubring, so gründlich erforscht worden, daß man sich getrost aller antiquarischen Untersuchungen enthalten konnte, da ich wußte, daß bereits Alles und Jedes nach Maß und Möglichkeit zu Papier gebracht worden war. Um so mehr durfte ich, meiner Neigung gemäß, mich dem malerischen Eindruck und der Wirkung des schlagenden Gegensatzes von Sonst und Jetzt auf die Einbildungskraft hingeben. Unter den rechts und links, vermuthlich durch ein Erdbeben (Goethe meint durch Sturm) wie mit Einem Schlage niedergelegten, in den Hohlkehlen noch geglätteten Säulentrommeln zeugte nur eine stehende halbe Säule noch von entschwundener Pracht, während wieder andere Theile, am Boden liegend und mit Gestrüpp überwuchert, starke Spuren von Verwitterung zeigten. Das Material dieses wie der übrigen Tempel ist ein dem Aeußeren nach keineswegs ansehnlicher, poröser Muschelkalk, aus welchem auch alle anderen Tempelreste Siciliens, unter anderen die berühmtesten zu Selinunt und Segesta, errichtet sind.

Jenseit der Straße, die in eine Art Hohlweg eingeschnitten liegt, begaben wir uns hinüber zu den weit ausgedehnteren nicht so compact über einander liegenden Resten des Tempels des olympischen Jupiter, über welchen

Digitized by Google

schon im Jahre 1821 der Baumeister des Königs Ludwig von Bayern Leo von Klenze eine eigene Schrift herausgegeben hat. Die Seitentrümmer liegen über einen großen parallelogrammartigen Raum vertheilt, so daß sich an den Außenmauern, die jetzt zum Theil mit Cactus und wüsterem Unkraut überwachsen sind, noch der Umfang des Baues unterscheiden läßt. Auch dieser olympische Zeustempel ist, wie der gleichnamige athenische, unvollendet geblieben; denn als im Jahre 406, wie wir gesehen, Akragas zerstört wurde, ward sein Ausbau unterbrochen und später scheint die wiedererstehende Stadt doch nicht die Mittel dazu haben aufbringen zu können. Aus den wenigen über dem Boden erhaltenen Resten ist doch so viel zu erkennen, um in Verbindung mit der Schilderung Diodors (13, 82) den Archäologen und Kunsthistorikern (Reber, S. 217; Holm, Sicilien I. 299) eine Reconstruction des Baues zu ermöglichen, wobei freilich manches Einzelne stets anfechtbar bleiben wird. Daß das Trümmerfeld eines Tempels, dessen Kolossalität die Alten rühmen (unter anderen auch Polybius 9, 27), dem heutigen Besucher verhältnißmäßig leer erscheint, hat seinen Grund darin, daß dasselbe, gleich so manchen anderen antiken Bauwerken, längere Zeit hindurch als Steinbruch benutzt worden ist; so z. B. ist der recht stattliche Molo von Porto Empedocle im vorigen Jahrhundert aus Blöcken dieses Tempels erbaut worden. Was mich als bloßen Dilettanten in der Kunstgeschichte besonders anzog, war die aus einigen Stücken wieder zusammengesetzte Figur eines jener Atlanten oder Telamonen, deren constructive Verwendung zweifelhaft ist, aus denen aber die neuere volksthümliche Bezeichnung des Zeustempels als „Palazzo dei Giganti" entstanden sein wird. Die starr und roh am Boden liegende Riesengestalt, die irgend ein antiquarischer Spaßvogel mit einem aufrechtstehenden Phallus von angemessenen Dimensionen versehen hatte, maß etwa 25 Fuß in der Länge. Von den nach Goethe auf diesem Trümmerfelde „munter, ohne eine Spur von Feuchtigkeit" wachsenden Melonen, habe ich, bei freilich nur flüchtiger Uebersicht, nichts entdecken können.

Die weiter westlich gelegenen Ueberreste der beiden Tempel des Castor und Pollux und des Vulkan, sowie des sogenannten Oratorio des Phalaris, habe ich leider nicht gesehen, weil ich über deren Lage nicht genügend orientirt war und unser Kutscher (allerdings in alterthümlichen Dingen der schlechteste Cicerone), wie alle Seinesgleichen, den Weg abzukürzen vorzog. Dazu kam, daß die glühenden Pfeile des Phöbus, gegen die ich noch nicht abgehärtet war, eine raschere Vollendung der Reise erwünscht machten und ich im Stillen den Gedanken hegte, an einem der nächsten Tage, während der Raum unseres Dampfschiffes seine Portion Schwefel verschluckte, noch einmal wieder zu kommen. So kann ich denn in dieser Beziehung nichts Erschöpfendes berichten.

Digitized by Goo

Zu unſerem Einſpänner zurückgekehrt, ſetzten wir unſeren Weg oſtwärts weiter fort längs der inneren Seite der alten Stadtmauer, die ſich über einem faſt ſteil ins Thal des Akragas (jetzt S. Biagio) abfallenden Bergrande erhebt. Wir kamen an einem nüchtern eleganten, nur kahl und einſam in ſchattenloſem Garten belegenen Landhauſe vorüber, deſſen Namen „Villa aurea“ nach italieniſcher Weiſe über der eiſernen Thorpforte zu leſen war. Die Beſitzerin ſtand, in Seide gehüllt, auf dem Balcon und ſchaute mit gelaſſener Neugier auf unſer Gefährt herab. Vermuthlich war der Sicilianerin unſere Erſcheinung nicht ſo auffallend wie uns ſelber; denn unſere Beförderungsart ſchien hier nicht gegen die Landesſitte zu verſtoßen. So ſehr wir ſelber über unſern Henkerskarren (ich dachte unwillkürlich an die Girondiſten und Madame Roland) lachen mußten, wir haben über uns Niemand lachen ſehen. Auf dem weiteren Wege ward an einer Stelle Halt gemacht, um ein kuppelförmig aus dem Felſen gehauenes, ziemlich geräumiges Grab, die ſogenannte Grotta dei Frangapani, zu beſichtigen, das in zwei faſt gleiche Kammern zerfiel und nicht nur von den durchbrochenen Seiten, ſondern auch durch eine obere Oeffnung Licht empfing. An den Wänden waren noch einige Conditoria, d. h. fachartige Behälter zur Aufnahme der Leichen, zu ſehen.

Nach einigen Minuten gelangten wir, abermals an einem ländlichen Wirthshauſe vorüber, wo Mann und Frau unter Mandelbäumen mit Nudelbereitung beſchäftigt waren, rechts eine kleine Anhöhe hinfahrend, zu dem ſogenannten Tempel der Concordia, einem Gebäude, das außer durch ſeine harmoniſchen Formen noch dadurch merkwürdig iſt, daß von ihm alle vierunddreißig Säulen des Umgangs (je ſechs vorn und hinten, je dreizehn an den Langſeiten, wobei die Eckſäulen hier doppelt gerechnet) und die Cellawände noch aufrecht ſtehen, während allerdings jede Spur von Bedachung eingeſtürzt iſt. Dieſer Bau, deſſen erhabenen Eindruck ſeine freie Lage erhöht, iſt nächſt dem Theſeustempel zu Athen der beſterhaltene Tempel doriſchen Stils. „Seine ſchlanke Baukunſt,“ ſagt Goethe, „nähert ihn ſchon unſerem Maßſtabe des Schönen und Gefälligen: er verhält ſich zu den Tempeln von Päſtum wie Göttergeſtalt zum Rieſenbilde.“ Seine gute Erhaltung verdankt er wohl dem Umſtande, daß er im ſpäten Mittelalter als Kirche verwendet wurde; zu dieſem Behuf iſt die Scheidewand zwiſchen dem Hauptraum (Cella) und dem Hinterhauſe (Opiſthodom) entfernt und die Seitenwände der Cella ſind in zwölf rundbogigen Oeffnungen durchbrochen worden. Die Kirche war dem S. Gregorio delle rape geweiht; wobei freilich räthſelhaft bleibt, was der heilige Gregor mit Rüben (rape) zu thun gehabt haben möge, es ſei denn daß er auf den in der Nähe liegenden Rübenfeldern ſich mitunter ſatt gegeſſen. Die irrthümliche Benennung eines altgriechiſchen Tempels nach der römiſchen Göttin Concordia ſtammt von einer in der Nähe gefundenen lateiniſchen Inſchrift,

gitized by Google

in welcher irgend ein Heiligthum der Eintracht zwischen Agrigent und Lilybäum geweiht wird. Zu beiden Seiten des Eingangs zur Cella von Osten her führen enge, rechtwinkelig angelegte Treppen aufs Dach, deren eine wir bestiegen, um oben von der Höhe des Gebälkes herab einen Einblick in das Ganze zu thun. Als ich oben, von Kopfweh befallen, meine blaue Brille abnahm, erschien mir wie mit einem Zauberschlage das ganze Bild nebst der umgebenden Landschaft von goldgelbem Lichte übergossen und mehr als zweitausendjährige Bautheile nahmen den ihnen natürlichen hellbraunen Grundton an, zu welchem sich der ursprünglich weiße, wahrscheinlich schon in alter Zeit übertünchte Kalkstein vertieft hat.

Bei unserer Weiterfahrt in östlicher Richtung hatten wir immer die mehr oder minder hervorragenden, stets malerischen Ueberreste der antiken Stadtmauer zur Rechten, in welcher sich vielfach Graböffnungen befinden, die wir indeß keines näheren Besuches würdigten. Nach etwa zehn Minuten folgt der ebenfalls irrthümlich benannte „Tempel der Juno Lacinia", einer in Unteritalien verehrten Göttin, von der Plinius erzählt, daß die Akragantiner in ihrem Tempel ein Gemälde des Zeuxis geweiht hätten. Vermuthlich wird das Bild nach Kroton gestiftet sein, wo sich ein solcher Tempel befand; genug, daß der Name des Tempels unecht ist. Von seinen ebenfalls vierunddreißig Säulen — er ist etwas älter als der oben geschilderte Concordiatempel — stehen noch sechzehn vollständig aufrecht; von den übrigen sind bis auf vier ansehnliche Reste vorhanden und auch die Nordseite zeigt noch den ganzen Architrav; während die Südseite, wohl in Folge des von der Meeresluft geschwängerten Scirocco, stärker angefressen ist. Ich konnte nicht unterlassen, als Freundesgabe an einen fernen Kenner des Alterthums eine im Tempelraume wild wachsende Winde zu pflücken, während buntschimmernde Eidechsen, Kinder des Augenblickes, im Sonnenlicht an den uralten Säulenschäften auf- und niederhuschten. Wir traten noch scharf an den Rand des ziemlich schroff abfallenden Felsenrandes, von dem einzelne Theile mit sammt der krönenden Stadtmauer in die Tiefe hinabgerissen sind, während andere, noch von Wurzelwerk gehalten, in malerischer Schwebe überhängen. Der Blick ist in die breite, theilweise mit Oelbäumen bestandene Niederung des alten Flusses Akragas gerichtet, dessen Bett ein südlich sich erhebender Landrücken vom Meere trennt. Goethe begeht in seiner Schilderung (Girgenti den 25. April 1787) den sonderbaren Erinnerungsfehler, daß er vom Strande des Meeres spricht, das den Fuß des Stadtfelsens bespüle.

Nach dieser immerhin nur flüchtigen Betrachtung der denkwürdigen Tempelruinen fuhren wir denselben Weg bis zum Herculestempel zurück, um von dort rechts, d. h. nordwärts, in einen Seitenweg einzubiegen, der uns bald, an der normännischen Kirche S. Nicolo vorüber, wieder auf die nach

Girgenti führende Hauptstraße brachte. Während dieser ganzen Fahrt befindet man sich innerhalb des mit verstreuten Gärten, Fruchtbäumen, Weinpflanzungen, Mauerresten und einzelnen Klöstern und Villen bedeckten alten Stadtgebietes. Damit ist freilich nicht gesagt, daß der Fahrweg schattig sei: im Gegentheil, die Sonne brannte oftmals in den Vertiefungen und zwischen den Seitenmauern des Weges mit wahrhaft afrikanischer Glut und der Staub war nicht weniger lästig als drunten im Hafen des Empedokles. Wir gelangten in langsam ansteigender Fahrt, zur Linken an einem Kapuzinerkloster und an dem „Instituto agrario provinziale", vor dessen Thür Soldaten lagerten, vorüber, das Kloster S. Vito auf einer Höhe zur Rechten lassend, auf die obere Fläche des Bergrückens, auf welchem die jetzige Stadt Girgenti mit ihren 16,000 Einwohnern liegt und welcher in alter Zeit die Burg von Akragas getragen haben wird. Vor dem östlichen Thor, auf das wir zufuhren, der „porta del porto", erstreckte sich eine Art Esplanade mit dürftigen Anlagen und Gaslaternen; zur Seite, noch mehr aufwärts steigend, lag der sogenannte „Giardino inglese" mit leidlichem Blumenflor, wobei man freilich einige Phantasie zu Hülfe nehmen mußte, um das Englische daran zu erkennen. Die Stadt betraten wir zu Fuß, weil uns doch unser Fuhrwerk zu ärmlich vorkam; wir ließen also als vornehme Leute unseren Wagen nachfolgen und betraten die schmale, aber um so breiteren Schatten spendende Hauptgasse mit dem gewohnten italienischen Quaderpflaster, eine Wohlthat, nachdem wir im Staub der Landstraße gebadet worden waren. Wir traten in eins der offenen Unterhäuser, in dem sich eine Pseudoconditorei befand, mit Fliesen bedeckt, zur Seite abgenutzte Lederbänke, vor denen einige wackelnde Tischchen mit Marmorplatten standen. Von der gelblich aufgedunsenen Wirthin, die in farblosen Kattun gekleidet war und das schläfrige Haupt mit einem Kopftuch von demselben Stoff umhüllt, ihr jüngstes Kind auf dem Arme trug, forderten wir Marsalawein mit Wasser, was wir später durch halbgefrorenes Orangeeis (granita aranciata) ersetzten, als wir sahen, daß einige eingetretene Gäste dies vorzogen. Das Frühstück dieser Herren bestand eben hierin nebst einem Glase Wasser, dazu ein Stückchen trockenes Brot. Ein junger Reitersmann redete uns mit ein paar deutschen Worten an: „Sie seien Deitsch?" Er hatte nämlich von unserem draußen haltenden Kutscher die Neuigkeit vernommen und wollte nun wahrscheinlich seine Brocken anbringen, die er auf der Fahrt nach S. Moritz und Chur von Reisenden aufgeschnappt hatte. Der kindlich freundliche Sohn des Mars erzählte mir, daß er erst seit ein paar Wochen in Girgenti stationirt sei: es läge in der Stadt ein Bataillon Fußvolk und eine Schwadron Reiter, von denen immer die Hälfte mit den Briganten im inneren Gebirge im Gefecht begriffen sei. Im übrigen schien er als cultivirter Norditaliener nicht gern in Sicilien zu sein und sehnte sich nach den Reis-

töpfen seiner lombardischen Heimat. Mittlerweile war die ihr Kindchen säugende Wirthin auf einem Rohrstuhl im Hausflur eingenickt und der betagte Papa verzehrte im finstern Hinterraume, in den er verwiesen worden war, sein bescheidenes Mittagsbrot.

Als wir die Stadt betrachtend durch die Hauptgasse dahinschlenderten, begegnete uns hoch zu Esel der Capitain unseres Dampfschiffes; neben ihm, höher zu Roß, ein auffallend langbeiniger Mann, der uns unter lebhaften Begrüßungen von Seiten des Ersteren als kaiserlich deutscher Consularagent in Porto Empedocle vorgestellt wurde. Die Herren schienen stark gefrühstückt zu haben, was die Vertraulichkeit beschleunigte und von Seiten des Agenten in ein stark betontes Nationalbewußtsein überschlug, obwohl Herr Br. seiner Vergangenheit nach ein Ungar und ehemals österreichischer Offizier gewesen war. Derselbe führte uns zunächst wieder in eine Conditorei besserer Sorte; alsdann zum deutschen Consulatsverweser, in dessen kühle, einfach schöne Behausung wir durch einen unscheinbaren Eingang auf zwei steinernen Treppen emporstiegen. Wer es nicht erlebt, glaubt kaum, wie wohlthuend ein deutsches Gemüth im Auslande von dem Anblick des kaiserlich deutschen Consulatswappens nebst Umschrift ergriffen wird. Noch nie hatten mir die beiden wilden Männer mit ihren Laubschwimmhosen so anmuthig zugelächelt, als auf unseren Besuchen bei den Vertretern des deutschen Reichs in den Handelsplätzen Hesperiens: und der freundliche Empfang hat überall den ersten heraldischen Eindruck bestätigt. Der girgentische Consul in spe, ein Herr Dietsch aus Mainz gebürtig, wartete noch auf allerhöchste Bestätigung seiner Ernennung an Stelle seines im vorigen Winter verstorbenen Vorgängers, fand sich aber gleichwohl schon veranlaßt, die Pflichten der Gastfreundschaft in vollem Maße zu üben, wobei ihm seine sicilianische Haushälterin in kanonischem Alter rührig zur Seite stand. Er setzte uns Vesuvmeri, einen südlich von Palermo wachsenden rothen Landwein mit einer Art von Bordeauxgeschmack, vor und führte uns auf den Balcon seines Hinterzimmers, von dem herab wir eine meilenweite Ueberschau auf das alte Stadtgebiet und das südliche Meer in der Richtung nach Malta zu genossen: dieselbe Ansicht etwa, welche Goethe in seinem Briefe vom 24. April 1787 schildert. Wir warfen noch einen Scheideblick auf die von goldener Nachmittagssonne bestrahlten Tempel der Juno und Concordia, die sich aus der umgebenden grünen Fülle scharf abhoben. Unser gefälliger Landsmann, soviel ich verstand, der einzige oben in Girgenti lebende Deutsche, wozu allerdings einige Resignation gehören mag, erzählte uns, daß gerade in diesem Augenblick in der Schwurgerichtssitzung über den berüchtigten Annone und seine Räuberbande Gericht gehalten werde; schon beim Vorübergehen am Stadthause hatten wir an den zahlreichen Soldatenposten bemerkt, daß dort etwas Außerordentliches vorgehen mußte. Trotz

Digitized by Google

meines Vorschlages, uns dorthin zu begeben, ward Nichts aus der Sache, da die übrigen Herren keine Neigung zu criminalistischen Studien verspürten. Als wir dem Consul noch unsere Enttäuschung aussprachen, daß uns beim Besuch der Tempelruinen doch so gar keine Spur von Banditen begegnet sei, erzählte er lachend, jener Sicilianer an Bord, der uns auf soviel Gruseliges vorbereitete, hätte wohl, um seine Vaterstadt interessanter zu machen und zugleich die Wachsamkeit der Regierung in besseres Licht zu stellen, die Briganten und die gegen sie aufgestellten Soldatenposten erfunden; seit dem vorigen Jahre sei in der nächsten Umgegend von Girgenti kein Ueberfall vorgekommen und überhaupt werde die Sache, wenigstens was den Privatraub betreffe, stark übertrieben. Er sei vor acht Tagen nach dem benachbarten Cattolica geritten, allerdings mit dem Revolver versehen, und habe schon durch bloßes Herausziehen und wie zufälliges Prüfen der Schußwaffe etliche verdächtige Gestalten verscheucht.

Von den weiteren Merkwürdigkeiten Girgentis habe ich Nichts gesehen, da ich mich nicht von meinen Begleitern trennen konnte und diese für Wein und Weiber weit mehr Interesse zeigten, als für irgend welchen „pedantischen Schwindel" von Kunst und Alterthum. In dem oben in der Stadt liegenden, architektonisch nicht bedeutenden Dom soll sich ein antiker Marmorsarkophag mit Darstellungen aus der Sage vom Hippolytus befinden und die an der Hauptstraße liegende, schmucklose Marienkirche umschließt die ältesten Ueberbleibsel von Akragas, nämlich die Reste eines Tempels des stadtschirmenden Zeus, der freilich seine Pflicht schlecht genug erfüllt hat.

Um vier Uhr ward der Rückweg angetreten, zu Pferde, zu Esel und zu Karren. Die Fahrt ging allmählich bergab durch schauderhafte Gassen, vor deren Hauslöchern schmutzige Weiber und zerlumpte Kinder lungerten. Nachdem wir die Stadt durchs Westthor verlassen, begann aufs Neue die Plage von Hitze und Staub, die wir indeß völlig von der heiteren Seite aufnahmen, bis ohnehin die hinter den westlichen Bergen sinkende Sonne mehr und mehr Schatten heraufführte. An verschiedenen Punkten der Straße befanden sich in langen steinernen Trögen Tränken für die Thiere, die ihre Erfrischungsstationen schon aufs beste zu kennen schienen, hin und wieder traf man zur Rechten auf Schmiedestätten und Stallungen für Zug- und Reitvieh, sowie auf einzelne Landkneipen, bei denen natürlich unsrerseits der unerschöpfliche Durst gelöscht und der unsägliche Staub hinuntergespült werden mußte. Thiere und Menschen, Häuser und Pflanzen — Alles war wie mit grauem Puder überzogen; nur der gute Humor ließ sich vom Staub nicht unterkriegen und als nun gar neben dem hageren Ungarn auf seinem mageren Grauschimmel mein bisheriger wohlbeleibter Gefährte den störrischen Esel des Capitains bestieg, da war das Bild des Ritters Don Quixote und seines

Digitized by Google

Knappen Sancho Pansa fertig und es fehlten nur die Windmühlen, gegen die sie kämpfen, die Dulcineen, die sie erobern sollten. Unterwegs kehrten wir noch auf eine halbe Stunde bei einem dem Agenten befreundeten Ingenieur aus der Lombardei ein, der an dem Bau der vom Hafen in die Oberstadt zu führenden Eisenbahn betheiligt war. Der wohlgebildete Mann sprach sich in ganz verständlichem Deutsch, das er in der Schweiz gelernt, über die beklagenswerthen Zustände Siciliens aus und erklärte, daß sämmtliche norditalienische Beamte mit der eingeborenen Bevölkerung wenig Verkehr hätten und noch weniger gegenseitige Sympathien vorhanden wären. Er war ein warmer Verehrer Garibaldis, dessen lebensgroßes Bildniß in der Halle hing, und zog eine Parallele zwischen unserem Kaiser, der doch ein „Charakter" sei und seinem Könige, die nicht zu Gunsten des letzteren ausfiel. Aber ob wohl die Zustände Italiens durch republikanische Umgestaltung, wie er meinte, gewinnen würden? Nach dem, was ich gesehen, scheinen mir auch in Italien die Männer der Linken ein viel zu großes Gewicht auf die Schlagwörter und Formeln der Politik zu legen; statt an den Grundlagen zu arbeiten, soll das Gebäude sofort gekrönt oder vielmehr der Krone entäußert werden. Verständige Landsleute meinten mit mir, wenn es keinen Victor Emmanuel gäbe, müßte man, trotz Rosina Gräfin Mirafiori, ihn erfinden; denn ohne den re galantuomo wäre die apenninische Halbinsel für spanische Zustände reif.

Im Hafen des Empedokles saß und kauerte, der Abendkühle genießend, Alles auf der Straße; uns Müde und Zerschlagene aber beschwerte der viele, auf leeren Magen genossene Landwein und wir kehrten alsbald ohne weiteren Aufenthalt an Bord unseres Schiffes zurück, um uns an einem abendlichen Mittagsbrot, Hamburger Rauchfleisch und Pfannkuchen mit eingemachten Preißelbeeren, für die erlittenen Entbehrungen schadlos zu halten. Die lärmende Schwefelbande war bereits abgezogen und über dem stillen, weiten Meere, auf dessen Fluth sich leise die Nachbarschiffe wiegten, stieg im Osten die röthliche Scheibe des Vollmondes empor. Ich aber lag noch lange, in dieses friedliche Bild und in geschichtliche Erinnerungen versunken, im Lehnstuhl von Segeltuch auf dem Halbdeck und überdachte, ob wohl die holde Luna dort oben in der Heimath zu eben dieser Stunde Jemand anders eben dasselbe Gesicht zeigte wie mir.

Das Jubelfest des Königs von Holland.

Von Arthur Kleinschmidt.

Während der Zeit meines Aufenthaltes in Holland wurde das fünfundzwanzigjährige Fest des Regierungsantrittes des Königs gefeiert. Mir

Digitized by G

erschien diese Feier anders als die gewohnten officiellen Festlichkeiten, die man bei derartigen Gelegenheiten zu veranstalten pflegt; es war ein Fest, bei dem das Herz des ganzen Volkes aufjubelte. Die Worte*), die Wilhelm III. vor fünfundzwanzig Jahren gesprochen, als er den Thron bestieg, sie waren unvergessen geblieben bei seinen Unterthanen; ja es war ein großer Beruf, König eines solchen Volkes zu sein. Und er hat sein Versprechen gehalten, hat sich mit einem Volke verbunden, das größer durch Tugenden ist als durch den Besitz ausgebreiteten Grundgebietes, kräftiger durch Einmüthigkeit als durch Seelenzahl. Das ganze Land legte ein strahlendes Festkleid an, und rüstete sich zu dem würdigen Empfange des Königs. Die Feste begannen mit dem 11. Mai, an welchem der Hof seinen Einzug in die Hauptstadt, Amsterdam, hielt. Leider war das Wetter höchst ungünstig, was vielen Eintrag that. Unabsehbare Menschenmassen wälzten sich durch die Straßen der alten Metropole, die Fenster waren zu Riesenpreisen vermiethet. Nicht nur prachtvoll und reich war die Ausschmückung der Häuser und Straßen, sondern auch voll Abwechslung und für den guten Geschmack der Bevölkerung bürgend. Trotz des Gedränges herrschte volle Ordnung. Endlich langte die königliche Familie mit ihrem Besuche, dem Großherzoge und der Großherzogin von Sachsen, an und nun wollte des Jubels kein Ende werden. Es war der wirkliche Triumphzug eines Monarchen durch seine treuen Unterthanen hin. Die größten Festlichkeiten wurden dem Königspaare gegeben, selbst der in Strömen herabgießende Regen konnte den Enthusiasmus nicht vermindern. Am 12. Mai war der eigentliche Huldigungstag; in der neuen Kirche, die reich geziert war, empfing Wilhelm III. die Glückwünsche der Nation. Im Namen der ersten Kammer sprach Fransen van de Putte, im Namen der zweiten Dullert, im Namen Amsterdams der Bürgermeister den Tex u. s. w. Etwa 183,000 Gulden überreichte man alsdann dem Könige als Nationalgeschenk und Wilhelm bestimmte es unter dem allgemeinen Jubel der Versammelten für die tapferen Invaliden der Land- und Seemacht in den Niederlanden und in Indien. Auch die auswärtigen Mächte nahmen an der Jubelfeier Theil. Der deutsche Kaiser und andere Potentaten hatten Gratulationsschreiben eingesandt; von dem Könige des lange grollenden Brudervolkes der Belgier war ein außerordentlicher Gesandter im Haag als Gratulant eingetroffen, Mac Mahon hatte zwei prachtvolle Sévrevasen überreichen lassen u. s. w. Der Czar aber erschien in Person in Amsterdam am 12. Mai, von dem Prinzen Heinrich in 'sHertogenbosch eingeholt; trotz des strömenden

*) „Het is een grootsche roeping, Koning van zulk een volk te zijn. Ik verbind mij aan een volk, grooter door deugden dan door het bezit van een uitgestreekt grondgebied; krachtiger door eensgezindheid dan door zielental."

Digitized by Google

Regens bestand er darauf in offenem Wagen einzuziehen, was der König gewiß ungern verordnete. Alexander II. blieb nur drei Stunden in Amsterdam, und reiste nach England weiter, um seine Tochter, die Herzogin Maria von Edinburgh, zu besuchen. Bevor er die Stadt verließ, hatte er noch Gelegenheit den prächtigen Zug aus der niederländischen Geschichte und aus allegorischen Figuren zu sehen, der durch Amsterdam zog, der Reichthum Hollands zeigte sich bei diesen grandiosen „optochten" (Aufzügen). Festmahle unterblieben natürlich auch nicht, sondern wurden in einer so üppigen Weise veranstaltet, daß Lucull und andere Matadore der Leckerei befriedigt gewesen wären. Die Illumination der Hauptstadt, die immense Summen gekostet, wurde völlig zu Wasser und kam gar nicht zur Geltung. Die reichen Geschenke, die das königliche Paar empfing, wurden zum Theil am 13. Mai ihm überreicht, so vor allen die Gabe des Großherzogthums Luxemburg, ein wundervoller Schild, dem Könige und von Seiten des Hofes der Königin prachtvolle Tafelaufsätze. Die Gesellschaft Arti et amicitae beschenkte den kunstliebenden Monarchen mit einer großen Collection niederländischer Gemälde, wohl eine der sinnigsten Festgaben, besonders weil Wilhelm III. selbst ausführender Künstler ist; aus den „trois mousquetaires" von Alexander Dumas Vater entnahm er z. B. den Stoff zu vier Aquarellbildern, die er dem gefeierten Autor verehrte. Schöne Volksfeste wie Pferdespiel u. s. w. unterhielten das Amsterdamer Volk in der regsten Weise und auch der Hof nahm an denselben Theil. Als um Mittag des 15. Mai König und Königin Amsterdam, wieder in strömendem Regen, verließen, waren sie im höchsten Maße über den Empfang daselbst befriedigt, und sprachen dies dem Bürgermeister den Tex aus, der so ausgezeichnet die Ordnung aufrecht erhalten hatte. Der Regen, der das wunderbare amsterdamer Fest so sehr beeinträchtigt hatte, ließ nicht nach, als die Majestäten im Haag anlangten, wo eine Pracht aufgeboten war, von der die Residenz hoffte, sie würde die Hauptstadt in Schatten stellen. Allüberall prangten die Fahnen und Wappen des oranischen Hauses, des Landes, der Stadt Haag, sowie die der verwandten Familien von Württemberg und Sachsen-Weimar; überall sah man die Portraits von König und Königin, die überdies seit Wochen in jedem Laden auslagen; auf die eleganteste und zugleich reichste Weise waren alle Straßen mit Gewinden und Flaggen geschmückt, so daß der ganze Zug von dem Bahnhofe bis zum Schlosse im eigentlichen Sinne des Wortes unter einem Dache von Laub und Fahnen sich bewegte. Die Straßen waren überfüllt mit Menschen, die sich in der ergötzlichsten Weise den Platz streitig machten, unbekümmert um den unbarmherzigen Regen. Auch im Haag zahlte man grandiose Summen für ein Fenster in einer der Straßen, durch die der königliche Zug kam; glücklich wer so ausgezeichnet wie ich, direct dem Residenzschlosse gegenüber, placirt war; mein Platz war in dem

gothischen Schlosse des vorigen Königs, welches jetzt dem Prinzen von Oranien gehört und zum Theil zu Zwecken der Commission zur Regelung der Nachlassenschaft des vorigen Königs verwendet wird. Nachdem wir lange auf die Ankunft des Zuges geharrt, langte derselbe endlich um ein Uhr am Schlosse an. Bei der Ankunft vermißte man sofort den Thronfolger. Während derselbe in Amsterdam bei den Feierlichkeiten Antheil genommen, war er trotz aller Bitten und Mahnungen seiner Eltern nicht zu bewegen, mit denselben in der Residenz einzuziehen, und sah mit einer auserwählten diplomatischen Gesellschaft aus einem Fenster seines Schlosses dem Einzuge zu; ein in jedem Falle seltsames Benehmen, wenn der Prinz auch ein Feind öffentlichen Auftretens überhaupt ist. Sah der König das Wegbleiben des Thronerben an seinem Ehrentage schon ungern, so verstimmten ihn noch andere Dinge. In Amsterdam hatte eine vollkommene Ordnung bis zum Schlusse wohlthätig die Festlichkeiten umschlossen; der Bürgermeister der Residenz aber, Jonkheer Gevers Deynoot, verstand nicht diese schwere Aufgabe in gleicher Weise zu lösen. Sprengten auch Husaren durch die Menge, so schlossen sich die Wogen, die sich bei ihrem Ansturme getheilt hatten, unmittelbar hinter den Hufen ihrer Pferde von neuem, und der Zug kam zeitweilig völlig ins Stocken, mußte stehen bleiben. Dazu kam, daß auch trunkener Patriotismus dem königlichen Hause entgegentrat; ein Kerl aus dem Haufen schlug dem Monarchen auf die Schulter, ihn zutraulich anredend, und ein schmutziges Kind setzte man, ganz in Orange gekleidet, in des Königs Wagen ꝛc. Während Königin Sophie trotz alledem ihre huldreiche Weise beibehielt und dem jubelnden Volke dankte, saß Wilhelm III. düster ausblickend und nur kurz von Zeit zu Zeit grüßend in der Ecke des pompvollen Festwagens. Den Zug, den Deputationen empfingen und begrüßten, eröffnete das Musikcorps der Husaren, ihnen folgten Genossenschaften und Corporationen, diesen ein prächtiger Ehrenwagen, den Orangegarten von 's Gravenhage vorstellend. Sodann schlossen sich die Ehrenwachen zu Pferd und zu Fuß an, den königlichen Wagen vorangehend. Im ersten dieser Wagen saßen König und Königin und das großherzogliche Paar von Weimar, im zweiten Prinz Alexander, des Königs zweiter Sohn, Prinz Heinrich, Statthalter von Luxemburg, des Königs Bruder, und rückwärts der greise Prinz Friedrich, des Königs Oheim; er nahm diesen Platz ein, weil er dem regierenden Könige am weitesten steht. Diesen Fürstlichkeiten folgten ihre Hofstaaten und die Jäger, Grenadiere und Landwehren (schutterij) beschlossen den Zug. Kaum war der König unter dem endlosen Jubel der treuen Haager in seinem Palais angelangt, als er auch schon dem Bürgermeister seine volle Unzufriedenheit über die Unordnung des „intocht" (Einzug) aussprach, was nahezu den Rücktritt des Bürgermeisters veranlaßt hätte. Als Wilhelm III. auf den Balkon trat, wollte der Jubel kein Ende nehmen; die nationalen

Digitized by Google

Lieder „Wilhelmus van Nassaue" und „Wien Neêrlandsch bloed" wurden von der Menge angestimmt, die um so glücklicher sich fühlte, als endlich die Sonne die Wolken durchbrach und das huldigende Volk beschien. Dies gab den Zeitungen Gelegenheit, ihren niederländischen Specialstolz zu zeigen; man las in ihnen von der zon von Oranje und dem god van Neêrland, denn der Niederländer rühmt sich einer speciellen Sonne und eines besonderen Gottes. Prächtige Geschenke wurden nun im Palais dem Jubelpaare überreicht. Die Königin empfing von mehreren adeligen Damen des Haag ein Meubleinent im Stile Ludwigs XVI., auf weißen Satin mit der Hand gestickt, sodann von Künstlern und Künstlerinnen Gemälde, Ansichten u. s. w. Als nachher eine Serenade angestimmt wurde, erschien Königin Sophie auf dem Balkon und bot eine neue Ursache zu brausendem Jubel. Nun sollte noch ein historischer Aufzug von Zöglingen der höheren Bürgerschule und am Abend die Illumination erfolgen, auf königlichen Befehl wurde aber Beides verschoben; außer dem unsichern Wetter mag auch Abspannung den König zu der Ordre bewogen haben. Das schaulustige Volk hatte trotzdem Stoff genug zur Unterhaltung, denn auf dem Oranjeplein zeigten Acrobaten und Gaukler ihre Kunst. Am folgenden Nachmittage (16. Mai) fand der angekündigte historische Aufzug statt, der die Größen der Nation derselben vorführte; Schüler des Gymnasiums und der höheren Bürgerschule führten ihn aus, auf das Prachtvollste und Verschwenderischste gekleidet, 82 an der Zahl. Das erste Regiment Husaren eröffnete den interessanten Zug, dessen Glanzpunkt Wilhelm der Schweiger, der Begründer des niederländischen Gemeinwesens, und die vier Grafen von Nassau bildeten. Auch Egmont, Hoorne, Moritz von Nassau, Oldenbarneveldt, Marnix von St.-Aldegonde und der berühmte Bürgermeister von Leyden, Pieter Adriaenzon van der Werff, schritten einher. Sehr zu bedauern war nur die Eile, mit der alle Staatsmänner, Historiker, Gesandten des Zuges verfuhren; ehe es dem Auge ermöglicht war, den oder jenen ordentlich aufzufassen, war er bereits verschwunden. Man meinte, sie müßten gegen Spanien abmarschiren. Der Glanzpunkt der Feier im Haag war unbestritten die Illumination am 16. Mai, und sie war vielleicht der Höhepunkt des Festes im ganzen Reiche. Die wunderbare Stadt mit ihren Palästen glich einem Märchenbilde aus tausend und einer Nacht. Wer diese Avenuen verbunden zu Feuerreihen gesehen, diese von Baum zu Baum laufenden Gasketten, die proteusartig fortwährend ihre Form änderten, diese Paläste, von Gas- und Kerzenlicht gleichsam aufgebaut und sich von dem Nachthimmel mit Tageshelle abhebend, diese Grachten, auf denen die Lichter hin- und hertanzten, wie zum Reigen sich schaarende Sylphen, der hat einen Anblick gehabt, wie man ihn nur einmal im Leben genießt. Und inmitten all dieser Lichteffecte tauchten die herrlichen schlanken Ehrenpforten, umkleidet mit Reisern, die colossalen

Digitized by Google

Pflanzenpyramiden, zusammengestellt aus den seltensten Exemplaren der holländischen Zucht, empor; hoch oben über den Triumphbogen schwebten Riesenkronen in hellem Lichtreife, gleichsam die Krönung des Festes von oben. Die Fürsten fuhren durch die Straßen und wurden mit der Begeisterung empfangen, die das ganze Fest auszeichnete; kein Mund verschwieg sein „Lebehoch!", keine Mütze blieb auf dem Haupte, der ganze Haag jubelte.

Man bot den Majestäten jetzt eine kurze Ruhe, während welcher Scheveningen seine Vorbereitungen zu ihrem Empfange vollendete. Am 19. Mai begab sich der Hof nach dem lieblichen Dorfe. In höchst origineller Weise hatte dasselbe sich geschmückt. Am Beginn und am Ende der langen Kaiserstraße waren Ehrenpforten errichtet, zusammengestellt aus lauter Utensilien zur Fischerei. Netze in verschiedenen Farben bekleideten den Bau, hier waren kleine Häringstonnen, dort besonders geformte Werkzeuge zum Fange anderer Fische, dort lagerten Schiffsmodelle. Die ganze Straße aber war in Zeltform überdacht von Netzen, was eigenthümlich aussah. In dem großen Badehause gab die Stadt Haag dem Königspaare und den anderen Fürstlichkeiten ein glänzendes Diner, dem die Gesandten und andere officielle Personen beiwohnten. Nach demselben wurden dreihundert Fischerboote, jedes mit drei Lampen in verschiedenen Farben geschmückt, beleuchtet; sie waren in malerischer Weise am Strande gruppirt. Es machte einen wunderbaren Effect, diese neunhundert Lichter auf und an dem Meere leuchten zu sehen, durch den Nachtwind hin und hergejagt, während der Mond zwischen sie hineinschien und ungeheure qualmende Theermassen, in der Entfernung am Strande lagernd, den Horizont bald erhellten, bald umdüsterten. Dieser Scheveninger Abend wird mir unvergeßlich bleiben.

Auch Rotterdam wurde ein Besuch des königlichen Hauses zu Theil, am 21. Mai. Die Sonne war hier die treueste Festordnerin, ungestört nahm die Feier ihren Verlauf. Die Stadt wetteiferte an Pompentfaltung mit Capitale und Residenz, und übertraf beide durch ihren meisterhaft angestellten und wundervoll ausgestatteten historischen Aufzug. Er stellte die ganze niederländische Geschichte dar; erst kamen die alten Bataver mit Claudius Civilis, dann die Römer, die Zeitgenossen Constantins, ihnen folgte Karl der Große, umgeben von stolzem Gefolge. Ihm schloß sich der gefeierte Graf Florisius V. an, gefolgt von seinen Edeln, dann kam die Gruppe des Grafen Wilhelm III., diejenige Kaiser Karls V., sowie die Wilhelm des Schweigers. Des letzteren Nachfolger in der Statthalterschaft wurden ebenfalls durch besondere Gruppen repräsentirt, denen allegorische und commercielle Zwecke repräsentirende Gestalten und Sinnbilder, den Zug abschließend, sich anreihten. Der Aufzug nahm, an den Majestäten vorbei defilirend, den Raum einer Stunde in Anspruch. Bei der Wettfahrt auf dem schönen Maasstrome war Fortuna

by Googl

den Holländern nicht günstig; zu ihrem bitteren Aerger siegten an diesem Jubeltage Hollands die Deutschen, und zwar waren es die als ausgezeichnet anerkannten Frankfurter Ruderer, die Deutschland zu dem neuen Ruhme verhalfen. Wilhelm III. legte sodann den Grundstein zu der Brücke über die Maas nach der Insel Feijenoord. Die Beleuchtung der Stadt, die durch ihre Lage an der Maas so viel Reize bietet, wurde durch heftigen Wind sehr beeinträchtigt, doch nahm sich die an dem Flusse liegende Straße „de Boompjes" prächtig aus, da sich die illuminirten Häuser im Wasser spiegelten und gleichsam verdoppelten.

Hob ich dergestalt die Feier in Amsterdam, 's Gravenhage und Rotterdam hervor, so wurde das Krönungsjubiläum darum nicht minder in ganz Holland begangen; nur schritten natürlich die Hauptstädte an Glanz und Pracht voran. Im Reiche war auch nicht das kleinste und unbedeutendste Dorf, welches nicht Orange aufgesteckt, Tannenreiser zur Verzierung verwendet und eine Beleuchtung inscenirt hatte. Während der mehr denn eine Woche dauernden Festfeier war es Niemandem anzurathen, sich ohne ein Abzeichen seiner guten Gesinnung sehen zu lassen; Herren wie Damen trugen Schleifen, Medaillen, Bouquets in Orangefarbe oder in roth, weiß und blau. Selbst die Königin erschien in einem orangenen Shawl. Bücher brochirte man in Orangefarbe und Zeitungen druckte man auf orangenes Papier. Man war auf den Straßen der Unannehmlichkeit ausgesetzt, insultirt und als „Kees", Spottname für die Gegner der Oranier in früheren Zeiten, verhöhnt zu werden, wenn man nicht die geliebte Farbe im Knopfloch, an der Brust oder am Hute trug. Hier war Nichts von Pflegma zu verspüren, ein Rausch der Begeisterung, eine Glut der Vaterlandsliebe beseligte die ganze Nation.

Aber auch außerhalb der Grenzen des Staates wurde das Maifest des Königs und des Volkes glänzend begangen. Nicht nur veranstalteten die holländischen Gesandten im Auslande Bankete und Receptionen, sondern auch von privater Seite legte man Hand an zur Feier. Die Holländer in Manchester, wie in Glasgow und London beeilten sich, ein würdiges Fest zu arrangiren. In Wiesbaden, wo Wilhelm III. lange Jahre ein treuer Curgast gewesen, veranstaltete die Curhausadministration ein prächtiges Festmahl am 12. Mai, dem eigentlichen Jubiläumstage, und beschloß den Tag mit Concert und Feuerwerk. Selbst in Chicago wurde des Königs gedacht; hundertfünfzig Holländer feierten sein Ehrenfest, während auf der heiligen Erde Jerusalems an der westlichen Tempelmauer niederländische Juden ihre Gebete für Wilhelm, sein Haus und Holland an Jehovah richteten. Daß Ost- und Westindien sich zum Jubiläum rüsteten, soweit das holländische Scepter reicht, ist selbstverständlich. Für die Colonien hat Wilhelm III. viel gethan und ihn zu feiern, ihm zu danken, schickten erstere sich an. Batavia,

Soerabaja, Samarang wie Paramaribo und Curacao feierten am 11. und 12. Mai das nationale Feſt. Es muß ein wundervoller Anblick geweſen ſein, dieſe üppige Tropenwelt Indiens geſchmückt und illuſtrirt zu ſehen zu Ehren des europäiſchen Zwingherrn, wie wenig von Herzen kamen wohl die Vivats, die die javaneſiſchen Fürſten dem großen Raja im Haag zuriefen, deſſen Generalgouverneur ſie gehorchen müſſen, wie fern war das Herz der Farbigen dem weißen Herrſcher, zu deſſer Feſttage ſie zuſammenſtrömten. Ein bunteres Völkergemiſch iſt kaum zu denken, als dieſe feſtfeiernden Javaneſen, Bengalen, Chineſen, Japaneſen, Malayen und wie ſie alle heißen, neben denen friedlich und trotz ihrer verſchwindenden Minderzahl als Gebieter die weißen Holländer ſtanden. Je genauer man dies jubelnde Niederland betrachtete, um ſo tiefer wurde die ſeeliſche Befriedigung, und begeiſtert ſtimme ich ein in die Worte Wilhelms III.: „Nie kann Oranien genug für Niederland thun!“ Eine Liebe, wie ſie das niederländiſche Volk ſeinem Fürſtenhauſe entgegenträgt, iſt ein rührendes Zeichen edlen und treuen Charakters in einer vom Materiellen ſo ſehr beherrſchten Zeit, aber ſie iſt faſt ein Unicum, denn die kleinſtaatliche deutſche Schullehre vom angeſtammten Fürſtenhauſe, die ſich in ruheſeliger Bequemlichkeit wohlgefällt, reicht nie annähernd an die nationale Zuneigung der Holländer zu dem Hauſe Oranien. Wollte man nach Vergleichen zu einer ſolch univerſalen Liebe in der Geſchichte ſuchen, ſo könnte man nur die Schweden mit ihren Waſa und die Hohenzollern anführen, und doch würde auch dieſer Vergleich wie ein jeder hinken. Für die Oranier ſelbſt giebt es eine Comparation in der ganzen Weltgeſchichte, die mit den Barkiden. Beide Dynaſtien, ſo dürfen wir wohl ſagen, hatten das äußerſt ſeltene Glück, mehrere Generationen hindurch große Sproſſen zu beſitzen; hier Hamilcar, Hasdrubal, Hannibal, dort Wilhelm, Moritz, Friedrich Heinrich, Wilhelm III. von England. Beide hatten einen Krieg gleichſam als Familienſache zu führen, und zwar einen rieſenhaften Krieg, hier mit Rom, dort mit Spanien. Beide ſtanden als monarchiſche Führer an der Spitze der kriegeriſch geſinnten Bevölkerung, während eine ariſtokratiſche Kaufherrnclique daheim auf ihren Geldſäcken den Frieden um jeden Preis, ſelbſt den der Ehre, forderte, und lieber mit dem Erbfeinde Intriguen ſpann, als daß ſie mit in das Feldgeſchrei einſtimmte. Während aber, und hier hinkt der Vergleich nicht nur auf beiden Füßen, ſondern er fällt zuſammen, in Carthago Rom ſiegte und Hannibal dem Gifte zum Opfer fiel, ſiegte Wilhelm von Oranien. In einem Kampfe, wie ihn Griechenland gegen das ungeheure Perſerreich ſtritt, erkämpften die Oranier, obgleich die Kugeln ihre eigenen Glieder zerriſſen, die Freiheit der ſchönen Niederlande von dem Joche Spaniens, die Freiheit des Gewiſſens von Rom; ſie gaben ihren Mitbürgern ein unabhängiges Vaterland und eine freie Religion; ſie wurden zu Reformatoren

Digitized by Google

in Staat und Kirche. Dies Alles weiß der Niederländer, der ein gutes Gedächtniß hat, wohl zu schätzen und zu würdigen, und aus dankerfülltem Herzen tönt deshalb sein alter Ruf „Oranje boven!“ Es ist die Verehrung für die ruhmgekrönte Dynastie, die ihn zum Enthusiasten macht, wenn es seine Prinzen zu feiern gilt, nicht immer die persönliche Bewunderung für den Helden des Tages. Trifft aber letztere mit ersterer zusammen, dann giebt es einen um so besseren Klang, und mir wird der Jubel einer ganzen Nation unvergeßlich bleiben, die da ausrief: „Du König, durch unser Herz erkoren, sei gegrüßt inmitten Deines Volkes!“ Mag man in ihr noch soviel von Republik sprechen, sie ist berufen von Gottes Huld und Volkes Stimme zu einer constitutionellen Monarchie; König und Verfassung sind ihre Ideale, vorausgesetzt, daß ersterer ein Oranier ist.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Sommerliche Nationalökonomie. Zoologischer Garten. — Es gehört ein gutes Stück angeborenen vergnüglichen Temperamentes dazu, um zu dieser Jahreszeit in Berlin nicht melancholisch zu werden. Fürchten Sie aber nicht, daß ich nach diesem trübseligen Anfange fortfahre, Ihnen die ohnehin weltbekannten Ursachen der Berliner Sommerleiden auseinander zu setzen und Ihnen dadurch Ihre eigene Sommerfrische zu verleiden. Grausam bin ich nicht, auch weiß ich zur Genüge, daß es Leiden giebt, welche sich durch Mittheilung nicht lindern, und still getragen sein wollen. Natürlich, denn in der Ergebung kommt die Betrachtung und in der Betrachtung doch auch die Erkenntniß manches Guten im Uebel, das in der lauten Klage verschollen wäre. Wie schön ist es z. B. mit einiger nur mäßigen Phantasie ausgestattet, im Juli in den schlaftrunkenen, stillen, heißen Straßen Berlins zu wandern. Freilich passen diese Epitheta nicht ganz auf den nimmer rastenden Lärm der Friedrichs- und Leipzigerstraße. Aber da draußen im Thiergarten, wo Haus für Haus geschlossene Fensterläden und gesenkte Marquisen den Sommernachtstraum andeuten, den gleichzeitig die Bedienten und Kutscher auf den Bänken der von ihnen nunmehr allein beherrschten Vorgärten praktisch ausführen, da überkommt uns die märchenhafte Stimmung reizvoller Einsamkeit, da überkommt uns auch die Lust, die nur den Märchen und seinen getreuesten kindlichen Verehrern eigen, den Berlinern aber gänzlich unbekannt ist, die Lust zu dem persönlichen Verkehr mit den leblosen Dingen. So unglaubhaft es klingt, es ist doch wahr,

man wird in Berlin der leblosen Dinge, so schön sie sind, so breit sie sich machen, eigentlich wenig gewahr. Ich bezweifle fast, daß die meisten Leute hier eine einigermaßen genaue Vorstellung von der Gestalt und Besonderheit der Häuser haben, in denen sie wohnen. Auch die öffentlichen Prachtbauten dürften sich, streng genommen, nicht der Ehre rühmen können, von den Söhnen ihrer Stadt wirklich genau gekannt zu sein. Man soll darüber nicht lachen, auch nicht schelten. Was können wir dafür, daß wir nicht Zeit haben, uns gehörig umzusehen? Und was nützt es, das Geschlecht zu beklagen, das sich nicht die Zeit nimmt, bei sich zu Hause heimisch zu werden? Berlin wäre doch nicht, was es heute ist, wenn andachtsvolle Beschaulichkeit der Grundzug im Charakter seiner Kinder gewesen wäre. Jetzt aber im Sommer, da wird man beschaulich, man wandelt in der Einsamkeit wie ein bestallter Hüter der verlassenen Hôtels und träumenden Gärten und man entdeckt jetzt wie eigentlich diese Räume aussehen, in denen man sonst nur die Menschen sah und die Menschen suchte. Berlin ist wirklich in der Gründerepoche recht schön geworden! Ein monumentales Verdienst läßt sich dieser sonst so arg gescholtenen Zeit nicht absprechen. Die Banken und Bänkchen freilich, welche in den neuen Palästen zu residiren gedachten, sind längst dahin, und waren schon meist verschwunden, noch ehe die neuen Häuser unter Dach waren. Aber die Häuser sind deswegen nicht wieder abgetragen worden, sondern bleiben mit ihren stolzen Sandsteinfaçaden eine neue bisher ungekannte Zier unserer Stadt.

Ob sich sobald wieder das rege commercielle Treiben in ihnen entwickeln wird, für das sie geschaffen wurden? Diese Frage tönt seit Jahr und Tag in unendlich vielfältigen Variationen von Aller Lippen. Daran knüpft sich die weitere allgemeinere, unendlich wichtigere: „Sind wir wirthschaftlich von Grund aus krank, oder leiden wir nur an einigen mehr oder minder schweren aber doch nur zeitweilig auftretenden Krankheiten?“ Ich möchte mich unbedenklich für die letztere Annahme entscheiden, und dies nicht nur aus angestammtem Optimismus. Schon der Augenschein bestätigt diese Meinung und er trügt hier wahrlich nicht. Befindet sich Berlin denn wirklich zur Zeit in so trostloser Lage, als die industriellen Fachblätter dies tagtäglich zu erzählen wissen? Ich glaube keineswegs. Kehren wir zurück zu unseren verlassenen Villen des Thiergartens. Demonstriren sie in ihrer vornehmen Verödung nicht lebhaft und eindringlich für den gedeihlichen Besitzstand ihrer Herren? Man reist nicht so allseitig nach Interlaken und Ostende, wenn das finanzielle Ende wirklich vor der Thür steht. Und die Theater, die Concerte, die unzähligen Wallfahrtsorte der vergnügungslustigen Berliner mittleren und niederen Standes, alle sind sie überfüllt, und alle Gäste sind vergnügt und offenbar ohne besonders verhängnißvolle Sorgen. Freilich sind die Resultate des

Digitized by Google

finanziellen Niederganges der Vorjahre erfichtlich genug, aber ihre Gesammtsumme ergiebt durchaus keinen allgemeinen Rückgang des Volkswohlstandes und gewiß keinen solchen, aus dem der zukünftige Aufschwung unmöglich wäre. Was ist denn im Großen und Ganzen geschehen? Das Schlimmste und freilich unendlich Beklagenswerthe ist, daß eine außerordentlich große Anzahl von Leuten mittleren Standes, welche ein mittleres Vermögen besaßen, heute in Folge des großen Rückganges der Anlagewerthe in ihrem Besitzstande erheblich reducirt oder gar gänzlich ruinirt ist. Sodann liegt die Industrie in schweren Nöthen. Das ist unbestreitbar und ebenso unbestreitbar ist leider auch, daß sie sich sobald nicht erholen wird. Denn sie leidet, weil sie eine große Ueberproduction zu Wege gebracht hat, für deren Verwerthung das vorliegende Bedürfniß viel zu gering ist, und sie leidet, weil ihre Organe, die Arbeiter, gänzlich verlernt haben, billig und gut zu produciren.

Dies ist bei weitem die ernsteste Seite der Situation, denn diese Thatsache wird den künftigen Aufschwung sehr lähmen und wird uns einen schweren Stand schaffen gegenüber der Concurrenz des Auslandes. Unsere Arbeitslöhne sind noch fast durchweg zu hoch und unsere Arbeit fast durchweg schlechter als früher. Warum sollte man dem Arbeiter nicht den größeren Verdienst gönnen? Es liegt mir wahrlich fern, den Interessen der exclusiven Großindustrie das Wort zu reden. Aber man hüte sich, die Thatsache zu übersehen, daß heute zu Tage die meisten industriellen Gesellschaften ihr Capital eigentlich im Grunde einfach nach und nach an die Arbeiter herauszahlen, ohne daß diese sie durch die Gediegenheit ihrer Arbeit in den Stand setzten, der Concurrenz des Auslandes die Spitze zu bieten. Von der Luxusindustrie brauche ich in dieser Hinsicht garnicht zu reden. Es ist im höchsten Grade bemerkenswerth, in wie außerordentlichem Maße der Consum französischer und belgischer Luxusartikel in Berlin zugenommen hat. Und man glaube nicht, daß es sich hier lediglich um vornehme Liebhabereien handelt. Durchaus nicht, die importirten Gegenstände sind nur billiger und besser als die deutschen Fabrikate. Und man glaube auch nicht, daß es sich hier nur um die Befriedigung ganz außergewöhnlich opulenter Bedürfnisse handelt, um den Bezug feinerer Wäsche, geschnitzter Meubles oder wunderbarer Stuckaturarbeiten. Nein es handelt sich vielmehr um Fensterrahmen, Thürschlösser und Klingelzüge. Das Alles kauft man in Paris besser und billiger als hier, das Alles stellt sich hier trotz Spesen und Transport billiger als das heimische Fabrikat. Es ist der Fall kürzlich vorgekommen, daß sich Jemand im nördlichen Deutschland ein Schloß baute und sich die bearbeiteten Sandsteine aus Paris kommen ließ, weil sie billiger zu stehen kamen als die aus der nächsten Nähe. Das sind doch Thatsachen, welche die Höhe der Arbeitslöhne doch nicht unbedenklich erscheinen lassen. Für Berlin ist die nächste Folge natürlich

Digitized b

die, daß gewisse Arten der Fabrikation nach und nach vom Orte verschwinden. Den Anfang macht hierin die mit der Eisenindustrie zusammenhängende Fabrikation, welche sich mehr und mehr nach den Provinzen zurückzieht. Berlin würde bei fortschreitender Entwickelung der Verhältnisse in dieser Richtung allmählich aus der Reihe der hervorragenden Fabrikstädte ausscheiden. An und für sich könnte ein solches Ergebniß für die Allgemeinheit verhältnißmäßig gleichgiltig sein, wenn nur die Fabrikation in den Provinzen sich dem Auslande gegenüber behauptet. Darauf kommt Viel, wenn nicht Alles augenblicklich an. Denn in den Mühseligkeiten dieses Kampfes der Industrie liegt der Hauptgrund des gegenwärtigen wirthschaftlichen Leidens. Der zweite ist die theilweise Verarmung der Privaten, deren bisher zinstragende Papiere entwerthet sind.

Gewiß sind das schwere Uebel. Aber sind sie derartig, daß sie einen dauernden wirthschaftlichen Verfall nach sich ziehen könnten? Gewiß nicht. Freilich werden noch manche Fabriken die Feuer auslöschen müssen. Wenn dann aber die Production nach dem vorliegenden Bedürfniß eingeschränkt sein wird, dann werden wir auch Arbeitslöhne haben, welche eine lohnende Concurrenz ermöglichen. Das Privatcapital aber wird wieder entstehen, wie es ehemals entstand, ehe es in unbedachtsamer Gewinnsucht verschleudert wurde, durch Arbeit und Sparsamkeit, langsam und bedächtig. Und wenn es wieder so kräftig sein wird, daß es sich wirthschaftlich geltend machen kann, dann wird es hoffentlich auch zur Erkenntniß gekommen sein, daß die Eisenbahnen, welche vormals das Capital am mächtigsten angezogen, heute zu Tage nicht mehr zu Capitalsanlagen geeignet sind, daß sich das Ideal eines bekannten parlamentarischen Richters bereits nahezu verwirklicht hat, daß nämlich die Eisenbahnen bald nichts mehr sein werden, als sich selbst erhaltende Institute des öffentlichen Verkehrs, nicht aber Einrichtungen behufs Erwerbes. In England weiß man das längst. Vielleicht ist auch bis dahin unsere Gesetzgebung auf den Gedanken gekommen, die Erfahrung der Engländer noch in einem anderen Punkte sich zu Nutze zu machen und nach englischem Vorgange die fremden Papiere von der Fondsbörse auszuschließen. Damit bevormundet man nicht allein das Privatcapital in sehr erwünschter Weise, sondern man fördert dadurch auch den Nationalwohlstand überhaupt sehr nachdrücklich, da alsdann das Capital, welches jetzt auf Nimmerwiedersehen zu den Türken, Amerikanern und Spaniern geht, genöthigt sein würde, sich inländischen Anlagen zuzuwenden.

Aber ich fürchte, schon zu lange habe ich Sie nationalökonomisch unterhalten. Sie müssen mir schon die ernsthafte Lehrhaftigkeit verzeihen, denn des Erheiternden, Vergnüglichen giebt es hier zur Zeit zu wenig. Und wenn es etwas giebt, so macht die Hitze es ungenießbar. Wer kann z. B. bei 25°

ed by Google

Reaumur im Schatten „Madame l'Archiduc" genießen, oder wie man sie hier ebenso geschmackvoll als richtig übersetzt hat: „Madame Herzog". Da ist der Aufenthalt in der Flora in Charlottenburg oder im zoologischen Garten bei dem neuen Nilpferde doch bei weitem vorzuziehen. Das Nilpferd ist überhaupt zur Zeit hier die beliebteste Erscheinung und hat an Popularität den kurz vor ihm eingetroffenen Tapir schon weit übertroffen. Aber auch abgesehen von den persönlichen Reizen des Nilpferdes ist der zoologische Garten ein Aufenthaltsort geworden, dessen Beliebtheit und Anziehungskraft fort und fort wächst. Und mit vollem Rechte. Alles ist dort beisammen. Luft, Licht, Schatten, Musik, Menschen. Und neuerdings, wo sich der neuerbaute große, prächtige Saal erschlossen hat, tönen häufig Toaste, patriotische Gesänge und Lieder dorther, denn man hat sich gewöhnt, dort Zweckessen aller Art zu veranstalten. Dr. Nachtigall ist dort gefeiert worden und funfzig schöne Amerikanerinnen, welche kürzlich studirenshalber über den Ocean schwammen, tafelten hier unter dem Sternenbanner und dem preußischen Adler und sangen unter Mitwirkung ihrer hiesigen Landsleute und deutschen Freunde „Heil Dir im Siegerkranz" und die „Wacht am Rhein". Wollen wir hoffen, daß wir im nächsten Jahre in Philadelphia uns unter dem Sternenbanner ebenso wohl fühlen und daß unsere deutsche Fahne dort ebenso sympathisch betrachtet wird als hier die amerikanischen Sterne. Doch dies ist ein Capitel, welches mich zu leicht wieder auf die für heute verpönte Nationalökonomie bringen könnte. Denn hier gilt es allerdings nationale Concurrenz im größten Stile. Ich will darum lieber abbrechen. Auch sind die handelspolitischen Gelehrten noch zu sehr uneins über das was sie wollen und nicht wollen, als daß es sich lohnen könnte, schon heute mit ihnen darüber zu streiten, was sie wollen sollten oder nicht wollen sollten. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Shakespeares Frauencharaktere. Von Friedrich Bodenstedt (Berlin, A. Hofmann u. C.). — Man begreift nicht recht, welchem Bedürfniß das vorliegende Buch entsprechen soll, für wen es eigentlich geschrieben ist? Für gebildete Frauen und Männer doch wahrlich nicht, die verstehen ihren Shakespeare schon ohne diese Anleitung und von Jahr zu Jahr mehr; für Backfische auch nicht, die brauchen ihn nicht zu verstehen; auch Schauspielerinnen, wenn sie anders welche sind, möchten kaum des Buches bedürfen. Also wozu und für wen? Wer die Sachen, die uns da weitschweifig und anspruchsvoll vorgetragen werden, nicht bei der Lectüre dse

Dichters ſelbſt empfunden hat, für den exiſtirt der Dichter ja überhaupt nicht. Nur zwei Beiſpiele wollen wir hier von vielen aufführen. „Die Begrüßungen der Hexen erſchrecken Macbeth nur deshalb," heißt es, „weil ſie mit ſeinen ſchon vorher genährten innerſten Wünſchen und Gedanken zuſammentreffen." Sehr richtig! Vor den paar alten Weibern an und für ſich erſchrak der Held wahrlich nicht. Welcher Tertianer wird aber auch darüber im Zweifel ſein? Das verſteht ſich ja ganz von ſelbſt. Und das iſt noch ein Hauptgedanke. Auf der nächſten Seite iſt wieder durch Druck hervorgehoben: „Der Mord des Königs Duncan liegt in ſeiner Seele beſchloſſen, ja iſt geiſtig ſchon begangen". Das aber iſt nun, ganz abgeſehen von der Schlußphraſe, einfach falſch. Macbeth ſchwankt eben noch. Er ſelbſt ſagt: „Dies Bild, die bloße Mordthat des Gehirns, erſchüttert meine innere Welt ſo mächtig, daß alle Thätigkeit erſtickt in Ahnung u. ſ. w." Von einem Entſchluſſe iſt der, den die Möglichkeit, das bloße Phantaſiebild des Mordes, dermaßen erſchüttert, noch weit ab, wenn auch unſerer Meinung nach eine wunderbare pſychologiſche Feinheit darin liegt, daß die Erſchütterung um ſo mächtiger erſcheinen mußte, ja näher liegend die Möglichkeit der That war. Dies nur ein Beiſpiel des Trivialen, ein Beiſpiel des Falſchen auf zwei ſich folgenden Seiten und beide noch dazu durch die Art des Druckes als bedeutend und beſonders werthvoll hervorgehoben. Wie alle Veröffentlichungen des „Allgemeinen Vereins für deutſche Literatur" iſt das Buch recht hübſch eingebunden. Aber immer wieder fragen wir: für wen? wozu?

Dem vorzüglichen Reiſehandbuch über Paläſtina und Syrien hat Karl Bädeker ſchnell eine neue — die ſechszehnte — Auflage ſeiner „Schweiz" folgen laſſen. Neben der wiederholten eigenen Beobachtung hat er auch diesmal wieder ſich des Rathes ſachkundiger Freunde erfreuen dürfen, ſodaß die neue Auflage in Wahrheit auch das neueſte bietet. Mit um ſo größerem Rechte darf er ſich gegen Beſchwerden, die auf älteren Ausgaben fußen, verwahren. Und ſchon eine einzige Angabe der neuen Auflage lohnt nicht ſelten den dafür gezahlten Betrag. So mag das Buch den Alpenfahrern denn ſchnell noch angekündigt ſein, denn des Weiteren bedarf es ja nicht. Von Reiſeliteratur liegt uns noch vor: Vom Schwarzwald ins Morgenland. Reiſebilder von E. Schüz (2. Aufl. Stuttgart, Hoffmann.) Das Buch ſchildert in anſchaulicher Weiſe die Erlebniſſe einer Stangenſchen Geſellſchaftstour nach dem Orient. In ſeiner Anſpruchsloſigkeit gewährt es eine angenehme Lectüre, da es, wie die naiven Erzählungen älterer Orientfahrer, bunte Eindrücke in ihrer momentanen Stärke fixirt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 16. Juli 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der neue Streit um die Währung.

Es ist eine nicht befremdende Erscheinung, daß sogenannte überwundene Standpunkte sich wieder sehr bemerklich machen, wenn Uebel und Unbequemlichkeiten in Folge des siegreich gebliebenen Princips sich einstellen. Am häufigsten ist dieses „Rebelliren" früherer Ansichten, wenn der Kampf, der vorausging, zu kurz war, oder nicht zu allseitig klaren Resultaten vordrang, oder wenn starke Parteiinteressen sich durch den Ausgang des Kampfes verletzt fühlen. Alles dieses ist der Fall in dem gegenwärtigen Wiederaufleben der Währungsfrage oder genauer in der Forderung der sogenannten französischen Doppelwährung. Denn wiewohl der Kampf alt genug ist — die Schrift Hoffmanns über die Goldwährung ist vom Jahre 1838 — so ist doch für das größere Publicum die Sache recht schnell entschieden worden; und wie sie denn complicirt genug ist, so kann man nicht leugnen, daß eine nicht geringe Anzahl von Schwierigkeiten in den Controversen über die Währung übriggeblieben sind. Und Parteien, die sich vorzugsweise einbilden, sie verträten die Interessen des gemeinen Mannes oder des Grundbesitzes, können leicht eine Anzahl von Gründen finden, gegen die beschlossene Lösung der Währungsfrage lebhaft vorzugehen. Dies ist geschehen in so verschiedenen Zeitungen, wie „Volkszeitung" und „Kreuzzeitung", in Blättern also, denen eine gewisse Consequenz in der Redaction nachgerühmt wird. Ein Nebengedanke fällt aber bei ähnlichen Schwierigkeiten uns leicht ein, daß es zwar gut sei, den Leidenden zu hören und zu fragen, wo es ihm fehle, aber durchaus unklug, von ihm die besten Heilmittel zu erfragen. So werden wir doch erwarten, daß der bisherige Weg, in der Literatur und im Parlament die qualifizirten Kenner zu hören und dann mit Rücksicht auf unsere Verhältnisse einen practicabeln Compromiß zu schließen, auch ferner nicht verlassen werde.

Zunächst würde die Doppelwährung für uns nicht eine Rückkehr zu früheren Zuständen sein, sondern etwas Neues, denn wir hatten reine Silberwährung, trotz der Friedrichsd'or ꝛc. Für eine reine Silberwährung ist

Digitized by Google

Manches gesagt worden, aber bei aller Klarheit des Princips stellte sich mehr und mehr heraus, daß das Silber für den gewaltigen Verkehr der Gegenwart zu schwerfällig sei und es nöthig mache, selbst den kleinen Verkehr mit Papiergeld zu belästigen. Das Land, das zuletzt zur reinen Silberwährung übergegangen war und am zähesten an ihr fest hielt, Holland, ist gerade jetzt im Begriff, zur reinen Goldwährung überzugehen, und zwar in einer Weise, die wir nachher noch zu erwähnen gedenken. Kurz, praktisch ist die Silberwährung im ganzen Westen aufgegeben.

Die Doppelwährung in der gesetzlichen Form besteht noch in Frankreich und den münzverbündeten Ländern: Belgien, Schweiz, Italien, Rumänien, zum Theil nur nominell. Die Discussion über die Vortheile und Nachtheile der Doppelwährung ist in diesen Ländern sehr lebhaft gewesen. Die französische Regierung stand lange auf der Seite der Doppelwährung. Aber sie ist unsicher geworden. Auch die officiellen Münzenquêten, welche früher der Doppelwährung günstig gewesen waren, fielen immer mehr zu Gunsten der Goldwährung aus, deren bedeutendster Anwalt Parieu war. In der Wirklichkeit war ja der französische Geldumlauf fast ganz auf Gold basirt. Als man anfing, die Goldwährung auch gesetzlich für den lateinischen Münzbund ins Auge zu fassen, kam der Krieg von 1870 störend dazwischen. Aber bei dem Steigen des Goldpreises war man wenigstens genöthigt, das Land vor der Ueberfluthung mit neuen Silbermünzen zu schützen. Man verbot also in dem lateinischen Münzbunde über eine beschränkte Summe hinaus vollwichtiges Silber (fünf Francs) zu prägen. Die Doppelwährung ist also auch dort nicht mehr in voller Geltung. Es ist unthunlich, auf jene Zustände als auf eine Empfehlung der Doppelwährung hinzuweisen. Es müßten also bedeutende, in der Sache selbst vorhandene Vortheile der Doppelwährung sein, die etwa entdeckt wären, welche uns zur Aufnahme der Discussion veranlassen könnten, aber Niemand vermag sie zu nennen. Niemand kann leugnen, daß die Doppelwährung nach der französischen Auffassung an sich absurd ist. Und auch ihre Anhänger wissen es, daß auch der mächtigste Wille aus Gold und Silber zugleich nicht den einheitlichen Maßstab des Werthes machen kann, den wir im Golde suchen. Man behauptet zwar, zum Theil in eleganten Bildern, daß die beiden coordinirten Metalle sich Aushülfe leisteten, daß sie wie ein „Compensationspendel" wirkten. Aber man bemerkt bald, daß das System nur dann wirkt, wenn das gesetzliche Werthverhältniß zwischen Gold und Silber mit dem des freien Weltmarktes ziemlich genau übereinstimmt. Dann hat man im Allgemeinen die Wahl zwischen den beiden Metallen, und es tritt so etwas von dem Glück ein, in welchem, wie ein witziger Parlamentsredner sagte, der Mensch in Doppelwährungsländern lebt, nämlich daß er mit zwei Taschen geboren wird, in der einen Silber,

Digitized by Google

in der andern Gold. Aber nur dann. Wenn das Gold im Werthe ſtieg, wie bis 1849, zog das Gold aus Frankreich weg, der Schuldner bezahlte ſeine Schulden in Silber; nach 1850, als die Goldfelder den Preis des Goldes herabdrückten, verſchwand das Silber. Das Syſtem der Doppelwährung hat noch keine Probe beſtanden, und es iſt offenbar, daß das „Compenſationspendel" verſchwindet, wenn man es am nöthigſten hätte. Wenn freilich in Ausſicht ſtände, daß alle oder ſo ziemlich alle Völker ſich zur Doppelwährung entſchlöſſen, ſo ließe ſich günſtiger über das Syſtem denken. Aber das iſt bekanntlich nicht zu erwarten. Die Staaten mit reiner Goldwährung, wie England, haben ſich deutlich genug ausgeſprochen. Und bedenkt man namentlich, daß, wie jetzt ein Weltpoſtverein entſteht, ganz gewiß eines Tages auch eine Weltmünze zu Stande kommt, die nur eine Goldmünze ſein kann, ſo darf man ſchon deshalb nicht vom Ziele abweichen, das uns unſere Münzreform vorhält.

Allerdings iſt es eine große Sache, daß ſoviel Silber bei Einführung des Goldes für Münzzwecke unbrauchbar wird. Aber da es noch ein ganz bedeutendes Gebiet vorfindet, namentlich das große Gebiet des „Silberdollar", ſo iſt die Demonetiſirung unſeres Silbers nicht ſo bedenklich, als man vorgiebt. Von einer plötzlichen Beſeitigung des Silbers iſt bei unſerer Münzreform nie die Rede geweſen, ſie verbietet ſich auch von ſelbſt. Wir arbeiten ſchon ſeit vier Jahren an dem Austauſche, weshalb es denn begreiflich iſt, daß unſerer Reform eher Langſamkeit als Ueberſtürzung vorgeworfen wird. Auch in dem letzten Act der Münzreform, der noch übrig iſt, wollen wir eher den Vorwurf der Langſamkeit ertragen. Denn die Erſchütterung, welche bei der plötzlichen Beſeitigung der noch vorhandenen Silberthaler entſtehen dürfte, würde gefährlicher ſein, als die Hinausſchiebung der Goldwährung um einige weitere Monate.

Es dient eigentlich zu Nichts mehr, wenn wir in Erwägung ziehen, daß bei einer andern Methode unſerer Münzreform wir ſchon lange und in beſſerer Weiſe unſern Zweck erreicht haben würden. Aber es mag doch ein Wort darüber geſagt ſein. Das kleine Holland beweiſt uns wieder ſeine praktiſche Natur in der Weiſe, wie es jetzt zur Goldwährung übergeht, und wie wir es hätten thun ſollen. Wie wir hören, wendet Holland zu dieſem Behufe den ſogenannten Kaſſencurs an und hat die Genugthuung, daß ſein Vorhaben mit der größten Ruhe, Sicherheit und Regelmäßigkeit vorwärts geht. Es iſt bekannt, daß dieſelbe Weiſe von Augspurg ſchon vor Jahren empfohlen und genau beſchrieben worden iſt, und daß die erſte Vorlage über Münzreform, die aus dem Reichskanzleramt hervorging, aber vom Bundesrath nicht adoptirt wurde, gleichfalls den Kaſſencurs enthielt. Ohne weitläufiger zu werden, kann man ſagen, daß das Weſen dieſes Weges darin beſteht:

Digitized by Google

einmal die Privatprägung der neuen Goldmünzen principiell festzuhalten, sodann die Einfuhr des Goldes und Ausfuhr des Silbers durch rein kaufmännische Mittel zu bewirken, indem die Staatsregierung sich darauf beschränkt, den neuen Goldmünzen einen Silberwerth beizulegen, der etwas höher ist, als der Marktwerth, und der bis zur Beendigung der Reform nicht herabgesetzt werden darf, wohl aber erhöht, wenn an dem Stocken der Einfuhr und der Prägung ersichtlich ist, daß der Goldpreis an dem Weltmarkt wieder gestiegen ist, somit der Austauschproceß im Lande durch Erhöhung des Silberwerthes der neuen Goldmünzen wieder in Gang gebracht werden muß. Die Operation ist verständlich genug. Wie die alten Schuldforderungen in Silber dabei in Gold zu convertiren sind, muß man in den betreffenden Büchern nachlesen. Was die Herabsetzung des Silbers betrifft, die natürlich nicht erspart werden kann, so versteht es sich von selbst, daß darin die Weise des Kassencurs nicht schlimmer steht als irgend eine andere, eher besser, weil so ein stoßweises, plötzliches Schwanken des Werthverhältnisses am besten vermieden wird. Es ist eine falsche Meinung, daß bei unserer Reform der Verlust von dem Einzelnen auf die Nation abgewälzt würde. Die hohen Preise treffen einen Jeden. Doch wie gesagt, wir brauchen nicht zu reden von dem, was jetzt doch nicht mehr versucht werden kann, und wollen nur hoffen, daß auch unsere Methode das Ziel erreicht, das wir erstreben. Auch ist es wahr, daß die Kriegsentschädigung von 1871 uns zu dem Glauben verführen konnte, der so eben geschilderte Weg sei für uns ein unnöthiger Umweg.

Es ist wirklich, außer der Unbehaglichkeit, in der sich der Geldverkehr augenblicklich befindet, außer der Unsicherheit über den endlichen Abschluß der Uebergangszeit, kein Anlaß aufzufinden, wieder auf die Währungsfrage zurückzukommen. Somit ein völliger Mißgriff in der Aufsuchung der Ursache unserer Leiden. Wir können im Gegentheil jetzt eher beruhigt der Münzreform nachdenken, als vor vier Wochen. Denn die Ausfuhr des Goldes hatte bei einem Werthunterschied von neun Procent und ungünstigen Wechselcursen große Dimensionen angenommen. Wir dürfen, da die Mittheilungen des statistischen Bureaus zu verstehen geben, im ersten Quartal des laufenden Jahres seien gegen sechzig Centner Gold mehr ausgeführt worden (siebzehn Millionen Mark), getrost annehmen, daß in Wirklichkeit das $1\frac{1}{2}$fache verloren gegangen ist, und den ganzen Verlust im letzten Quartal 1874 und bis Mitte Juni dieses Jahres, wohl mit zweihundert Centner ansetzen. Eine große Summe, vielleicht noch zu gering angenommen. Eben so schlimm ist, daß der Export an Silber, wiewohl er nicht unbeträchtlich gewesen, nicht noch weit bedeutender ist. Aber auch so ist man nicht zum Pessimismus berechtigt. Die Ausfuhr des Goldes lohnt sich seit einigen Tagen nicht mehr.

Digitized by Google

Das Silber dehnt ſich über Papiergeldländer aus. Der Oſten iſt für Silber auch noch nicht verſchloſſen. Die amtlichen Zeitungen ſtellen ſogar in ziemlich ſichere Ausſicht, daß zum 1. Januar 1876 die Goldwährung zur Wirklichkeit werden könne und allem Schwanken ein Ende bereitet ſei. Es iſt abzuwarten, welche zureichende Gründe ſie für dieſe Ausſicht bieten werden. Sie werden weſentlich auf drei Dinge hinauslaufen müſſen, einmal auf das Eingreifen der Reichsbank, ſodann auf die vorgeſehene und langſam fortſchreitende Einziehung der kleinen Banknoten und der Banknoten überhaupt, ſowie des Staatspapiers, endlich auf die fortgehende Einziehung des groben Silbergeldes, oder auf die Aſſervirung deſſelben zum ſpätern ſucceſſiven Verkauf. In einigen Wochen wird es den Mitgliedern des Bundesraths möglich ſein, zu überſehen, ob in dieſen drei Beziehungen eine Möglichkeit gegeben ſei, trotz der nicht ganz zureichenden Menge von Goldmünzen den Termin der Goldwährung ſchon ſo bald anzuſetzen. Wo nicht, ſo werden wir noch weiter warten. Das Warten haben wir in Deutſchland ſchon in den Zeiten des „Bundestages“ gelernt. Das neue deutſche Reich ſchlägt ſich ſchon durch, auch wenn wir mit dem neuen Jahre noch nicht aus der Münznoth herausgekommen ſind.

Die ſiciliſche Frage.

Eine in Sicilien oft gehörte Klage, namentlich von Seiten der Gebildeten, iſt die, daß man ihr Land und den Charakter der Bewohner draußen, das heißt vor allen Dingen auf dem italieniſchen Feſtlande, nicht kenne, daß ſich Niemand die Mühe gebe, es kennen zu lernen u. ſ. w. Vor allen Dingen hört man aber immer und immer wieder von einem Ende der Inſel bis zum andern, in den großen Seeſtädten ſowohl, wie in den vergeſſenen und verlorenen Ackerſtädten des Innern, den Vorwurf, daß die Regierung kein Herz und kein Verſtändniß für die Inſel habe, daß man es nie in den maßgebenden Kreiſen für nöthig erachtet habe, aus eigener Anſchauung das eigenthümliche Sonderweſen der Inſel, ein Ergebniß ihrer beſonderen Natur und der Geſchichte eines Jahrtauſends, kennen zu lernen und den ſich daraus ergebenden wirklich berechtigten Eigenthümlichkeiten in Anſchauungen, Wünſchen und Bedürfniſſen Rechnung zu tragen. Dieſe Klage iſt leider nur zu berechtigt; man leſe nur die vertraulichen Berichte, die die Präfecten in den letzten Monaten an ihren Miniſter geſandt und die dieſer merkwürdiger Weiſe, um mich eines noch parlamentariſchen Beiwortes zu bedienen, zu veröffentlichen keinen

Digitized by

Anſtand nahm. Ich habe mich ſelbſt oft genug überzeugt, daß die amtliche und geſellſchaftliche Stellung der Beamten in Sicilien eine ſehr dornenvolle iſt, kaum aber berechtigt dies wohl das Haupt einer Provinz, die geſammte Bevölkerung derſelben als aus Dieben, Räubern und Mitgliedern geheimer Blutſaugergeſellſchaften beſtehend zu kennzeichnen. Worüber ſoll man hier mehr ſtaunen, über den Leichtſinn, die Oberflächlichkeit, die Ungerechtigkeit oder die Verbitterung und den Mangel an Selbſtbeherrſchung, die aus dieſem Urtheil ſprechen? Derartige Dinge würden überall gerechte Entrüſtung erregen, wie viel mehr bei einem Volke wie das ſicilianiſche, das überall den eines großen Volkes würdigen Zug hervorkehrt, daß es von jedem, der mit ihm in Berührung kommt, volle Hingabe fordert, und das von der langen ſpaniſchen Herrſchaft außer andern ſpaniſchen Eigenthümlichkeiten auch den ſpaniſchen Stolz bewahrt hat. Schreiber dieſer Zeilen hat faſt ein Jahr in Sicilien gelebt, hat wiederholt die Inſel durchwandert und ſich dieſe ganze Zeit ernſter Arbeit nur mit ihr und ihren Bewohnern beſchäftigt und bekennt offen, daß ſein anfänglich auch ungünſtiges Urtheil bei genauerer Kenntniß einem gerechteren weichen mußte. Es wird wenige Länder auf der Erde geben, die bei ſo geringer Ausdehnung in ſo hohem Grade jedem Streben des menſchlichen Geiſtes Stoff, Nahrung und Förderung zu bieten vermögen. Der Alterthums- und Kunſtforſcher, der Botaniker und Zoolog, der Volkswirthſchaftler und Geſchichtsforſcher, beſonders bei philoſophiſcher Geſchichtsbetrachtung, der Völker- und Erdkundler wie der Sprachforſcher, jeder kann in Sicilien ſich reiche Belehrung holen. Ueber kein Land und kein Volk aber wird man ſo ſchwer urtheilen können, wie über das ſicilianiſche, nur bei gründlicher Kenntniß ſeiner Natur und vor Allem ſeiner Geſchichte ſoll man es wagen, und auch nur an der Hand der Vergleichung, mit einem Auge, deſſen Blick durch eigene reiche Anſchauung und Erfahrung für ein Verſtändniß fremden Volksthums geſchärft iſt.

Wie viel iſt aber in dieſer Hinſicht gegen Sicilien geſündigt worden! Jeder flüchtige Reiſende hat in unſerem vielſchreibenden Zeitalter den dringenden Beruf gefühlt der erſtaunten Welt ſeine tiefen Eindrücke und ſcharfen Beobachtungen aufzutiſchen. Es iſt köſtlich, zu beobachten, wie die heiße Natur von Land und Leuten in Sicilien auch auf das Gehirn der fernen Reiſenden gewirkt hat: Maaß zu halten, ernſt zu erwägen, nach Gründen und Erklärungen zu fragen, das thut Keiner, Alle bewegen ſich in Extremen. Der Eine ſieht nur Wüſten, Ungeziefer, Faullenzer, Diebe und Räuber, wie der Präfect von Caltaniſetta; der Andere findet nicht Superlative genug um dieſes irdiſche Paradies und ſeine liebenswürdig-ritterlichen Bewohner gebührend zu erheben. Beiden hoffe ich gleich fern zu bleiben und zu zeigen, daß der kühle Kopf des nordiſchen Forſchers auch unter der Gluth der ſiciliſchen Sonne ſeinen

Digitized by Google

Schwerpunkt nicht verloren hat. Sollten dieſe Zeilen einem Bewohner Siciliens, vielleicht einem jener Männer, die ich dort kennen und hoch achten gelernt habe, in die Hände fallen, ſo bedarf es wohl kaum der Verſicherung, daß Schreiber dieſer Zeilen ein aufrichtiger und vor Allem dankbarer Freund des ſiciliſchen Volkes iſt, daß er kein Wort geſchrieben, ohne ernſte Abwägung und ohne es als heilige, wenn auch oft bittere Wahrheit erkannt zu haben. Stets hat ihm ſein Grundſatz vorgeſchwebt, den für ſeinen treueſten Freund zu halten, der ihm die Wahrheit ſagt, ein Grundſatz, dem freilich in der Maſſe des ſiciliſchen Volkes noch einige Verbreitung zu wünſchen wäre. Ich hoffe bald Gelegenheit zu haben, in umfaſſenderer Weiſe Sicilien für das hingebende Entgegenkommen, das mir von vielen ſeiner edelſten Vertreter zu Theil geworden, meinen Dank darzubringen.

Sicilien hat in der letzten Zeit mannigfach die Augen der Welt auf ſich gezogen und viele jener Krebsſchäden, an denen es noch immer leidet, ſind wieder einmal ans Licht gezogen worden. Man hat bei Gelegenheit der ſtürmiſchen Verhandlungen über das Sicherheitsgeſetz, die Stimmung der Sicilianer vollauf kennen lernen können und wie ich dieſelbe aus eigener Anſchauung in allen Theilen der Inſel kenne, iſt leider zu fürchten, daß man mit der Unterſuchungscommiſſion und dem Antrage Piſanelli, durch den man in gewohnter Weiſe Zeit zu gewinnen und das glimmende Feuer zuzudecken, ſtatt es gründlich auszulöſchen ſucht, traurigeren Vorgängen nicht vorbeugen wird.

Die ſiciliſche Frage, denn daß eine ſolche vorliegt, kann man ſich nicht verhehlen, iſt eine weſentlich wirthſchaftliche, geſellſchaftliche und Culturfrage, weniger eine politiſche. Sie iſt zu einer ſo brennenden geworden dadurch, daß durch ein tückiſches Verhängniß Italiens Einheit von Süden nach Norden, ſtatt umgekehrt, geſchaffen worden und es bei der Weiſe, wie ſie ſich vollzogen hat, unmöglich war, ein edles Volk, das für ſeine Freiheit Opfer gebracht, einer Uebergangs- und Vorbereitungszeit von zwei bis drei Jahrzehnten zu unterwerfen. Man darf gewiß Sicilien, was die Höhe der Cultur anlangt, nicht mit Griechenland vergleichen, dennoch aber muß man ſagen, wenn man jenes bei der beſten aller Verfaſſungen in beſtändiger, mehr oder weniger latenter Anarchie dahinſiechen ſieht, weil eben die Maſſe des Volkes nicht reif und vorbereitet iſt für den Genuß jenes von anderen Völkern in harten und langen Kämpfen erworbenen Gutes der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, ſagen, daß in Sicilien die Dinge nicht viel anders liegen. Ein Volk, das unter dem geiſtig beſchränkteſten und roheſten Despotismus, der es abſichtlich mit allen Mitteln von allen Segnungen der Civiliſation fern hielt, ein halbes Jahrtauſend geſeufzt hat, ohne je als ſolches den Schatten eines Rechts über das geringfügigſte der eigenen Intereſſen zu verfügen, beſeſſen zu haben, wird unmöglich im Stande ſein, im Handumdrehen alle die furchtbaren demorali-

Digitized by Google

ſirenden Folgen eines fluchwürdigen Despotismus abzuſchütteln und von dem ihm zuſtehenden Rechte der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, ſo würdig es ſich derſelben immer durch große Thaten gezeigt hat, einen rechten Gebrauch zu machen. Sicilien hätte einer eiſernen Hand, verbunden mit einem liebevollen und fürſorgenden Herzen bedurft, die beide mit Thatkraft und Einſicht das Volk aus der Erniedrigung, in die es Spanier und Bourbonen verſetzt, emporgehoben hätten. Die Verfaſſung ließ freilich einem ſolchen Vorgehen keinen Raum, aber auch Thatkraft und Einſicht ſind leider ſeit fünfzehn Jahren in Sicilien recht wenig von den Regierenden gezeigt worden. Es iſt, wie ich näher nachweiſen werde, ungeheuer viel für Verbeſſerung der Zuſtände geſchehen, mehr als man hätte erwarten können, aber alles ging von einzelnen einſichtigen Männern aus, die aber nur in einem engen Kreiſe wirken konnten; wo ſie fehlten, iſt denn auch wenig oder nichts geſchehen. In einem Lande, wo das Selbſtdenken und Selbſthandeln Jahrhunderte hindurch als das größte Verbrechen von Seiten der Regierenden angeſehen wurde, wäre es Sache der neuen nationalen Regierung geweſen, überall die Initiative zu ergreifen, voran zu gehen und die Bevölkerung mit ſich zu reißen. Daß die italieniſche Regierung das nicht gethan, iſt ein ſchwerer Fehler, der ſich jetzt bitter rächt. Sicilien befand ſich noch 1860 tief im Mittelalter, das ſagt Alles; durch den gewaltſamen Sprung in die Neuzeit, ſind alle Verhältniſſe erſchüttert worden. Das Feudalweſen, obwohl längſt abgeſchafft, beſtand thatſächlich noch fort, Volksſchulen waren kaum vorhanden, Landſtraßen in ſchüchternen Anfängen, Eiſenbahnen gehörten noch zu den fabelhafteſten Dingen. Von letzteren giebt es jetzt ungefähr 270 Kilometer. Welch herrliches Ergebniß einer funfzehnjährigen Bauthätigkeit! Und dies in einem Lande, wo es galt durch dieſelben nicht nur weite Striche des Innern, deren Producte keinen Weg zur Küſte hatten und die deshalb faſt werthlos waren, aufzuſchließen, Handel und Ackerbau zu beleben, ſondern vor allen Dingen durch geſteigerten Verkehr zu moraliſiren und zu civiliſiren. Der Bau der Bahnlinie iſt allerdings ein ſchwieriger, ich habe mich ſelbſt davon überzeugt, aber bei ernſtem Willen wären dieſe Schwierigkeiten längſt überwunden. Daſſelbe gilt von den Straßen. Von 593 Kilometer National- und Communalſtraßen, die der Staat in Sicilien zu bauen hat, waren bis 1872 fertig geſtellt 252 Kilometer, im Bau waren 288, projectirt 53. Von den 109 zu bauenden Brücken waren gebaut 55 und 9 im Bau, ſo daß ein großer Theil der fertigen Straßen für fünf Monate im Jahr aus Mangel an Brücken noch unfahrbar war. Dies iſt z. B. noch heute der Fall mit der Straße von Palermo nach Girgenti, die die Nord- mit der Südküſte verbindet und die im Winter durch den angeſchwollenen Platani durchbrochen wird An der parallelen Eiſenbahnlinie, einer der wichtigſten der Inſel, gegen 110 Kilometer, baut man ſeit beinahe

Digitized by Google

zwölf Jahren, ohne daß man die Vollendung vorausſehen könnte. Man hatte überhaupt von 1860—1872 für Straßen- und Brückenbau in Sicilien aufgewendet 14½ Million Lire und Sicilien beſaß damals 2630 Kilometer Straßen, ſo daß auf den Quadratkilometer nur 0,090 Kilometer kamen, ein Verhältniß, das freilich von Sardinien mit 0,040 noch übertroffen wird, zur Lombardei mit 0,909, ja ſogar zur Emilia, Umbrien und den Marken mit 0,509 in ſprechendem Gegenſatz ſteht.

Wie es demnach mit den Verkehrsmitteln noch heute ſteht, ſieht man am beſten daraus, daß es auf der Südküſte noch eine Stadt von 20,000 Einwohnern giebt, es iſt Sciacca, die noch von keiner Straße erreicht wird. Hier geſchieht es nicht ſelten, daß ein Brief von der Provinzhauptſtadt Girgenti, das man durch zehnſtündigen Ritt erreicht, im Winter oft drei Wochen braucht; der Poſtreiter wartet einfach am Ufer der geſchwollenen Flüſſe bis das Waſſer ſich verlaufen hat. Dazu kommt, daß die ganze Südküſte ohne Hafen iſt — erſt vor einigen Jahren hat man Hafenbauten in Porto Empedokle und Licata begonnen — und ſich im Winter oft wochenlang kein Schiff dem ungaſtlichen Strande nahen darf. Ein Beiſpiel möge die aus ſolchen Zuſtänden ſich ergebende Lage des Handels veranſchaulichen. Ein großes Handelshaus ließ Waaren, deren Stadt und Umgegend zum täglichen Leben dringend bedurften, aus Palermo kommen. Durch ungünſtige Winde und den Mangel an Häfen — Trapani allein bietet auf der ganzen Strecke Unterkunft — brauchte das damit befrachtete Schiff ſtatt etwa zwei bis drei Tage deren zweiundvierzig, kam aber an einem Sonnabend ſo ſpät an, daß die Geſchäfte bereits geſchloſſen waren und es weit draußen auf offenem Meere, um nicht auf den Strand geworfen zu werden, vor Anker gehen mußte. In der Nacht brach indeſſen ein Sturm los und es blieb dem Kapitän nichts weiter übrig, als ſich auf hohe See gegen Cap Paſſero hin zu flüchten. Nach ſechs Tagen erſchien er wieder vor Sciacca und konnte ausladen; ehe er jedoch wieder volle Ladung eingenommen, brach ein neuer Sturm los, der ihn wieder in See zu ſtechen zwang und ſein nur halb geladenes Schiff in die höchſte Gefahr brachte, bis es endlich in einem hellen Augenblicke gelang, volle Ladung zu nehmen.

Daß unter ſolchen Umſtänden im Laufe von funfzehn Jahren ſelbſt zu Lande noch keine Verbindung geſchaffen worden iſt und viele Gegenden Siciliens unter ähnlichen Mißſtänden leiden, iſt ein ſchwerer Vorwurf für die Regierung. Die Erzeugniſſe des Landes ſinken im Werthe, weil ihre Ausfuhr mit großen Unkoſten verbunden iſt und die Steuern werden um ſo drückender: das Geld fließt hinaus; nichts oder ſo gut wie nichts kommt in der Geſtalt von gemeinnützigen Arbeiten wieder zurück. Der Staat löſte aus dem Verkauf der Güter der todten Hand in Sicilien Millionen über Millionen, wo ſie hingekommen, weiß keiner, jedenfalls nicht wieder nach Sicilien: darf man ſich

Digitized

da wundern, wenn die Stimmung der geſammten Bevölkerung in allen Schichten und allen Gegenden der Inſel, eine ſo furchtbar erbitterte iſt, wie ich ſie gefunden, ſo daß man das Schlimmſte fürchten muß? Nur der Umſtand kommt der jetzigen Regierung zu ſtatten, daß die bourboniſche noch ſchlimmer war und die Leute zu zählen ſind, die noch an ſie denken.

Ich werde weiter unten ausführen, in welchem ziffernmäßig zu beweiſenden Verhältniß hier wie anderwärts in Sicilien die Meilenlänge der Straßen und die Zahl der Grundbeſitzer zu der öffentlichen Sicherheit ſteht.

In dem Mangel an Verkehrsmitteln und an Energie, wenn nicht an gutem Willen, dieſelben zu ſchaffen, liegt eine der Haupturſachen der üblen Zuſtände auf der Inſel. Mit vollem Recht hat ein ſiciliſcher Abgeordneter es ausſprechen können, daß man jetzt keiner Ausnahmegeſetze bedürfen würde, wenn die Regierung die Millionen, die ſie Jahr aus Jahr ein für die öffentliche Sicherheit ausgegeben hat, auf Herſtellung von Verkehrswegen und Unterricht verwendet hätte. Es iſt damit der Nagel auf den Kopf getroffen: mit Gewalt, mit Ausnahmegeſetzen, mit mehr als 50,000 Mann Soldaten und Carabinieri wird man die Ruhe, wenn auch nicht die öffentliche Sicherheit aufrecht erhalten; ſobald man aber dieſe Gewalt einmal nicht mehr haben wird, ſobald z. B. ein Krieg das Heer im Norden zu vereinigen zwingt, wird in Sicilien die furchtbarſte Anarchie ausbrechen. Wirkliche Beſſerung der Zuſtände wird man nur herbeiführen durch Verkehrswege, durch obligatoriſchen Unterricht und durch Umgeſtaltung der wirthſchaftlichen und Beſitzverhältniſſe. Wie die Verhältniſſe jetzt ſind, iſt es abſolut unmöglich, das Räuberunweſen abzuſchaffen, da man jeden Tag künſtlich neue ſchafft. Eine Beſſerung würde allerdings durch theilweiſe Aufhebung der Verfaſſung, die namentlich ein energiſches Einſchreiten gegen die heilloſe, verworfene Preſſe von Palermo ermöglichte, ſchneller und vollſtändiger zu erreichen ſein, wenn man nur der Regierung nach den traurigen funfzehnjährigen Erfahrungen Thatkraft und guten Willen zutrauen dürfte.

Was die Unterrichtsfrage anlangt, ſo muß man allerdings ein thätiges Vorgehen der Regierung anerkennen, ſoweit ſie über denſelben zu verfügen hat. Gerade in Bezug auf die Grundlage, den Elementarunterricht, ſind aber ihre Befugniſſe zu eng begrenzt. Nach dem bisher beſtehenden Schulgeſetz hängt derſelbe ganz von den Gemeinden ab, die die Koſten dafür aufzubringen, die Lehrer zu ernennen und zu bezahlen haben. Der Elementarcurſus iſt eingetheilt in einen unteren und einen oberen, jeder zweijährig. Jede Gemeinde von fünfhundert und mehr Seelen muß eine Schule für Knaben und eine für Mädchen errichten, für den unteren Grad; die Gemeinden über viertauſend Seelen müſſen zwei volle Schulen einrichten. Dörfer unter fünfhundert Seelen ſind nur zur Errichtung einer gemiſchten Schule verpflichtet und auch

Digitized by Google

dies nur, wenn fünfzig Knaben und Mädchen da ſind, ſie zu beſuchen. Natürlich ſind dieſe Beſtimmungen lange nicht beobachtet worden, wenn auch ein Fortſchritt ſichtbar iſt. In ganz Italien kommt erſt im Durchſchnitt auf 620 Einwohner eine Schule, und während in Turin auf 355 eine kommt, gehören in Calabrien 1400 dazu. Daſſelbe Verhältniß ungefähr herrſcht in Sicilien, nur iſt der Gegenſatz zwiſchen den größeren See- und den Landſtädten des Innern, Dörfer giebt es ja faſt nicht, noch ſchreiender. Der Lehrer wird von der Gemeinde ernannt, muß aber vom Schulrath der Provinz beſtätigt werden und zwar wird der Vertrag, wenn nicht eine beſondere Zeit feſtgeſetzt wird, auf drei Jahre geſchloſſen; dann kann die Gemeinde den Lehrer ohne Angabe der Gründe entlaſſen. Sein Gehalt bewegt ſich zwiſchen fünfhundert und zwölfhundert Lire!

Der Elementarunterricht iſt obligatoriſch und gratis, vom ſechſten bis zwölften Jahre und den Eltern drohen Strafen, wenn ſie die Kinder nicht zur Schule ſchicken. Dieſe Beſtimmungen ſind indeſſen völlig werthlos; das Geſetz giebt nicht einmal an, wer die Strafe zu verhängen habe, wie es angewandt werden ſoll u. ſ. w. Man bildete ſich ein, es genüge, die Mittel des Unterrichts zu bieten und jeder werde freudig darnach greifen. Von dieſem Irrthum iſt man nun freilich ſo ziemlich zurückgekommen, wirklichen obligatoriſchen Unterricht hat man aber auch bei den letzten Verhandlungen im Parlament, im April 1874, nicht durchzuſetzen vermocht. Es kommen noch immer nur 6,06 Schüler auf hundert Einwohner und man kann ſagen, daß ſich nur $^2/_3$ der ſchulpflichtigen Kinder einſchreiben laſſen, und auch deren Schulbeſuch iſt ein mangelhafter. In Sicilien kommen ſogar auf hundert Einwohner nur zwei Schulkinder und die meiſten beſuchen die Schule nur im Winter.

So begreift ſich denn auch das Verhältniß derer, die nicht leſen und ſchreiben können (Analfabeti). Die Zählung von 1861 ergab deren für ganz Italien 78,29%, für Sicilien 90,13%, die von 1871 für Italien 73,27%, für Sicilien 87,22%; ſie haben ſich alſo in zehn Jahren in Italien nur um 5,02%, in Sicilien nur um 2,91% vermindert, was alſo von keinem ſonderlichen Fortſchritte zeugt. Noch geringer wird derſelbe, wenn man die einzelnen Provinzen und Städte betrachtet. So ſteht z. B. die Provinz Caltaniſetta (die der großen Güter mit Getreidebau und der Schwefelminen) mit 91,67% Analfabeti der Provinz Palermo mit 80,35%, der Bezirk Caltaniſetta gar mit 91,70% dem von Palermo mit 73,71% gegenüber. Unter 95,224 Einwohnern eines Bezirkes im Innern der Inſel finden ſich alſo etwa nur 7900, die eine Art von Schulbildung genoſſen haben, darunter die Bewohner einer Provinzhauptſtadt von 26,000 Einwohnern, dem Sitz aller Regierungsbehörden, eines Lyceums, eines Gymnaſiums, einer Real- und einer Minenſchule! Dem entſpricht natürlich auch die Verbrecherſtatiſtik,

Digitized by Google

in der die Provinz Caltaniſetta mit einem Jahresmittel von 32,38 Morden, Mordanfällen u. ſ. w. auf 10,000 Einwohner, alle Provinzen Siciliens weit hinter ſich läßt.

Es iſt entſchieden höchſt bedauerlich, den Elementarunterricht in Sicilien ſomit faſt lediglich dem Gutdünken der Gemeindevertretungen überlaſſen zu ſehen. Wo Einſicht und guter Wille fehlte, iſt faſt nichts geſchehen und ſelbſt da, wo beide vorhanden waren, bleibt noch unendlich viel zu thun übrig. Man kann z. B. nicht genug anerkennen, welch ungeheure Opfer die Stadt Palermo für Schaffung und Erhaltung von Volksſchulen gebracht hat. Es war hier geradezu Alles erſt zu ſchaffen. In den vorhandenen ſieben Volksſchulen waren 1200 Schüler eingeſchrieben, davon beſuchten dieſelben aber nur 679. Dies in einer Stadt von damals 194,000 Einwohnern! Die Stadt ſchuf 1861—1862 mit einem Male achtundzwanzig neue Schulen, für die man aber die Lehrkräfte, zum Theil mit Benutzung der alten, erſt durch einen dreimonatlichen Curſus vorbereiten mußte. Sofort wuchs die Zahl der Schüler ganz ungeheuer; man ſchuf jährlich neue Schulen und neue Claſſen, und die 2076 Schüler von 1861—1862, getheilt in ſechzehn Tagesknabenſchulen und ſechs Abendſchulen, drei Mädchenſchulen und drei Aſyle für Kinder, waren bis 1871—1872 auf 9023 geſtiegen, die in 53 Tages- und 32 Abendknabenſchulen, in 36 Mädchenſchulen, für Stadt und Vorſtädte, und in zwanzig Tages- und 25 Abendknabenſchulen, wie 23 Mädchenſchulen, für den Landbezirk, ſowie in zwei Abendſchulen für erwachſene Handwerker, unterrichtet wurden. Die Zahl der Schüler wird kaum ſeit 1872 noch geſtiegen ſein, da ſie ſchon ſeit 1865 faſt ſtationär geblieben, nur die der Mädchen noch etwas gewachſen war. Das Verhältniß iſt alſo für eine Bevölkerung von jetzt 225,000 noch immer ein ziemlich ungünſtiges, wenn auch die Summe von 400,832 Lire, die die Stadt 1871—1872 für öffentlichen Unterricht, wovon 265,258 für Volksſchulen, ausgab, aller Ehren werth iſt. Der Unterricht lag in den Händen von 204 Lehrern und Lehrerinnen.

Ich habe mit Abſicht die Zahl der „Schulen" im Einzelnen angeführt; dieſelbe deutet nämlich ſchon auf einen unverzeihlichen Mißſtand. Von beſonderen Schulhäuſern nämlich iſt für Volksſchulen keine Rede, ich erinnere mich nicht in ganz Sicilien ein zu dieſem Zwecke gebautes Haus geſehen zu haben. Und das iſt charakteriſtiſch! Ueberall und beſonders in Palermo ſah ich zu Schulräumen eingerichtet ſchmutzige, elende Häuſer, meiſt gemiethet für billigen Preis, feuchte, dunkle Keller und Magazine, kurz Räume, die der Geſundheit der Schüler ſchädlich, dem Unterricht, durch die Stadt verſtreut, wie ſie ſind, hinderlich ſein müſſen und überdies von beſonderer Hochachtung der Sache und des Lehrers nicht gerade zeugen. Für Schulbauten hat man natürlich kein Geld; handelt es ſich aber um Theater, ſo iſt es in Maſſe vor-

Digitized by Google

handen. Ein Schulhaus ſah ich nirgends, ein Schauſpielhaus, faſt immer das ſchönſte Gebäude der Stadt, fand ich ſelbſt im elendeſten Neſte. In Syrakus und Catania ſah ich mächtige Theaterbaue emporwachſen, wie ſie in Deutſchland nur die größten Städte aufweiſen, und in Palermo ſelbſt hat man zu fünf vorhandenen Theatern eben ein neues Politeama für mehr als drei Millionen Lire vollendet, bereits aber ſchon wieder den Grundſtein zu einem noch größeren und noch koſtſpieligeren, größten Theater gelegt. Dem entſpricht denn vollſtändig, daß ich, um nur ein Beiſpiel anzuführen, einen höchſt intelligenten zehnjährigen Gymnaſiaſten, den Sohn eines hohen Beamten, kennen lernte, der von einem Dutzend Opern Text und Muſik auswendig wußte, alle Opernhäuſer Italiens wie die Opernſänger kannte und letztere ſogar nachzuahmen verſtand, von den allerelementarſten Dingen in Bezug auf Geſchichte und Geographie ſeines Heimathslandes aber abſolut nichts wußte. Ebenſo ſind mir reiche Handelsherren vorgekommen, die Hunderttauſende beſaßen, aber nicht leſen und ſchreiben konnten und in aller Unſchuld fragten, ob Frankreich in Paris oder Paris in Frankreich liege. All dies iſt bezeichnend.

Beſſer, man möchte faſt ſagen zu gut, ſteht es mit dem mittleren Unterricht, für den Regierung wie Gemeinden in edlem Wetteifer geſorgt haben. Man zählt in Sicilien auf eine Bevölkerung von jetzt nicht ganz 2,700,000 acht Lyceen (Gymnaſien), 32 Gymnaſien (Progymnaſien), 23 techniſche Schulen, neben einer Minen- und mehreren nautiſchen Schulen, die von je 403, 1574 und 1383 Schülern beſucht werden, ohne die der ſtädtiſchen Gymnaſien und techniſchen Schulen. Die meiſten dieſer Schulen ſind neu errichtet und die Schülerzahl hat ſich in den zehn Jahren von 1861—1871 in den Gymnaſien nahezu verdreifacht, in den techniſchen Schulen vervierzehnfacht. Letzteres iſt beſonders erfreulich in einem Lande, wo in Bezug auf Bergbau, Ackerbau, Gewerbthätigkeit u. ſ. w. geradezu noch Alles zu thun iſt. Die Zahl derer, die ſich zu gelehrten Studien, wenigſtens Jurisprudenz und Medicin drängen, iſt noch immer verhältnißmäßig zu groß, wenn es auch nicht geradezu zu einem nationalen Unglück wird wie in Griechenland. Namentlich die Zahl der Advocaten iſt unverhältnißmäßig und leider verſtehen ſich nicht alle, die ohne Beſchäftigung bleiben, zu einer anderweitigen Thätigkeit. Viele ſind Lehrer der Geſchichte, der Naturwiſſenſchaften u. dergl. an den Lyceen und Gymnaſien, nicht wenige ſind ſogar an den Univerſitäten, als mit einem leidlichen Nebengeſchäft, mit Vorleſungen betraut, die natürlich mit ihrer Advocatur durchaus nichts gemein haben. Nicht ſelten fand ich auch, daß ſelbſt in den höheren Claſſen ein einziger in allen möglichen Fächern unterrichtete.

Es bleibt alſo auf dem Gebiete des Unterrichts, beſonders des elementaren noch unendlich viel zu thun, und man darf von einer allgemeinen Verbreitung von Schulkenntniſſen bei einem ſo außerordentlich begabten Volke, wie das

Digitized by Google

ſicilianiſche nicht blos in Bezug auf Hebung der Moral und der ſittlichen Begriffe, die durch die lange ſittenloſe Gewaltherrſchaft in traurige Verwirrung haben gerathen müſſen, auf ſchöne Erfolge hoffen, ſondern auch in wirthſchaftlichen Dingen und im Ackerbau, die bis jetzt durch klägliche Unwiſſenheit und geiſtige Trägheit nicht vorwärts kommen.

Als die Hauptquelle endlich der traurigen Lage Siciliens haben wir außer den ſpäter zu berührenden geſellſchaftlichen Zuſtänden die ungleiche Vertheilung des Beſitzes zu bezeichnen. Es ſcheint der Fluch dieſes herrlichen Landes zu ſein, daß ſeit die Karthager, und zum Theil ſchon die Griechen, in noch höherem Maaße die Römer die Plantagenwirthſchaft hier einführten, ſich die Maſſen ſeiner Bewohner als beſitzloſe Sklaven im Dienſte einer kleinen Zahl von Herren abmühen müſſen. Welche Schickſale die Inſel immer gehabt, von welcher Seite ihr immer die Herren gekommen, darin iſt nichts geändert worden; kaum daß unter den Arabern ein Anfang dazu gemacht wurde, ſo wurde durch das Feudalſyſtem der Normannen dieſe Ungleichheit größer denn je. Bis vor kurzem beſtand jenes rechtlich fort und thatſächlich beſteht es noch heute; und noch heute iſt die Lage eines großen Theils des ſiciliſchen Volkes die von Sklaven, wenn nicht ſchlimmer. Es hängt das eng zuſammen mit der Beſchaffenheit von Grund und Boden und dem Bildungsſtand der Bewohner. So lange es nicht gelingt, letzteren zu heben, wirthſchaftliche Kenntniſſe zu verbreiten, ſo lange wird es unmöglich ſein die Hinderniſſe, die Bodenbeſchaffenheit und Natur eines großen Theils der Inſel einer Erhebung der Bevölkerung entgegenſetzen, zu beſeitigen, ſo lange werden alle Verſuche auf künſtlichem Wege eine Theilung des Grundbeſitzes durchzuführen, ohne durchſchlagenden und dauernden Erfolg ſein. Es giebt noch heute in Sicilien eigentlich nur zwei Claſſen von Bewohnern, reiche und bettelarme, von der Hand in den Mund lebende. Ein Mittelſtand aus den Beamten, Handel- und Gewerbetreibenden, wie aus kleineren Grundbeſitzern beſtehend, fängt erſt an ſich zu bilden und gelangt bereits hier und da zu Kraft und Anſehen: auf ihm ruht die Hoffnung des Landes, wie die Claſſe der Reichen, hier faſt noch ganz mit dem Adel gleichbedeutend den Fluch deſſelben bildet. Von dieſer Kaſte ſpäter.

Sicilien iſt faſt durchaus ein Ackerbau treibendes Land und der Getreidebau, eng mit dem Beſtehen großer Güter verbunden, überwiegt noch immer bei Weitem über Baumzucht und Weinbau, ſo große Fortſchritte beide auch jährlich mit der ſich bahnbrechenden Vertheilung des Grundbeſitzes, der Belebung des Handels und der Schaffung von Verkehrswegen machen. Von den 2,399,319 Hektaren angebauter Bodenfläche Siciliens dienten 1870 1,908,170 dem Ackerbau und, damit abwechſelnd, der Viehweide; hat ſich dies nun ſeitdem auch zu Gunſten der Baumzucht geändert, ſo gehört doch immer noch

Digitized by Google

3/4 des ganzen Landes dem Getreidebau, der freilich in einer Weiſe betrieben wird, die für einen Nordländer faſt unfaßbar iſt. Man bezeichnete die dies Jahr zu erwartende Ernte als eine ziemlich günſtige, und doch ſtand der Waizen, den man faſt ausſchließlich baut, im Mai, kurz vor der Ernte, allenthalben ſo ſchlecht, daß man ihn wohl ſelbſt in der Mark Brandenburg als mittelkräftig bezeichnet haben würde. Es wäre aber wunderbar, wenn es anders wäre. Es iſt hier nicht am Platze zu ſprechen von dem völlig veralteten Syſtem der Fruchtfolge, noch von der Art der Bearbeitung des Bodens mit der Hacke oder dem claſſiſchen Pfluge, der noch immer wie vor Jahrtauſenden aus einem langen Balken beſteht, der vorn an das Joch der Zugthiere befeſtigt wird, und an dem ſich hinten in ſpitzem Winkel eine hölzerne ſpitzlaufende und mit Eiſen bekleidete ſogenannte Pflugſchaar anſetzt, die ganze koſtbare Maſchine durch eine Handhabe gelenkt. Dünger iſt eine meiſt unbekannte Sache, dennoch trägt der ſo aufgewühlte Boden noch immer, Dank ſeinen Kalkbeſtandtheilen; die Sichel iſt noch immer die einzige Mäh-, der Ochſe die Dreſch-, der Wind die Reinigungsmaſchine. Es genügt ſchon auf das herrſchende Pachtſyſtem hinzuweiſen, um die Unmöglichkeit des Fortſchrittes zu begreifen. Kleine oder mittlere Güter giebt es, wie ſchon berührt, nur in der Nähe größerer Städte und in einzelnen dann ſofort durch den völlig verſchiedenen Anblick des Landes und ſeiner Bewohner erkennbaren Strichen, die große Maſſe von Grund und Boden gehört aber einer beſchränkten Zahl von Großgrundbeſitzern. Allein die Güter der todten Hand betrugen 1/6 der Inſel und mit ihrer Zerſchlagung hat man, wenn auch nicht viel, ſo doch etwas erreicht. Es ſind nämlich dieſe Kirchengüter bei ihrem allmählichen Verkauf in die Hände von gegen 20,000 Privatleuten gekommen, was an und für ſich ein recht ſchönes Reſultat ſein würde, bei näherer Unterſuchung aber viel von ſeinem Werthe verliert. Nicht ſelten nämlich ſind zehn, ja zwanzig der im Durchſchnitt zehn Hectare betragenden Looſe in die Hände eines Speculanten gefallen oder waren von den Großgrundbeſitzern zur Abrundung und Vergrößerung ihrer Latifundien benützt worden. Die Zahl derer, die ohne Grundbeſitz geweſen und dadurch ſolchen erlangt haben, iſt ſehr gering, viele kleine Bauern, die einen Theil oder die ganze Kaufſumme hatten leihen müſſen, gegen Wucherzinſen natürlich, da die Creditverhältniſſe Siciliens ſehr übel beſtellt ſind, ſahen ſich bald außer Stande, ſowohl jene zu zahlen, als das Gut ohne Geld zu bewirthſchaften; ſie mußten es bald wieder veräußern und man verſicherte mir in verſchiedenen Gegenden, daß die Bildung von Großgrundbeſitz nur neue Nahrung erhalten habe. Etwas iſt indeſſen doch erreicht worden; wo wirklicher Kleinbeſitz ſich gebildet hat, ſieht man auch ſchon die wohlthätigen Folgen. Ländereien, die nie bebaut waren, werden angebaut, Waſſer, das unbenützt ins Meer lief, oder die Gegend verpeſtende Sümpfe

bildete, wird zur Bewäſſerung verwandt, Baumpflanzungen, Weingärten, Sumachfelder grünen, wo vorher kaum dürftige Heerden ihre Nahrung gefunden. Selbſt da, wo keine Zerſchlagung, ſondern nur ein Beſitzwechſel ſtattgefunden hat, zeigen ſich noch Vortheile, denn ſelbſt in den Händen eines adelichen Herrn iſt der Ertrag erfahrungsmäßig größer als in denen der Kirche. Leider aber ſind jene glücklichen Striche, wo ſolche wohlthuende Erſcheinungen zu Tage treten, noch immer dünn geſäet und der Zeitpunkt iſt noch recht fern, wo der größere Theil von Sicilien einzelnen Gegenden der Nord- und Oſtküſte oder der Grafſchaft Modica gleicht, wo durch alte Vorrechte und beſonders günſtige Umſtände eine ziemliche Vertheilung des Beſitzes ſtattgefunden hat. Da gleicht die ganze Gegend einem herrlichen Garten, Hügel und Thal ſind bedeckt mit Oel- und Mandelbäumen, zwiſchen denen ſich hier in coloſſalem Wuchſe der Johannisbrodbaum erhebt, die Rebe bedeckt weite Flächen und der Duft ihrer Blüthen vereint mit denen der Orangen und Citronen in geſchützter, waſſerreicher Thalmulde, hüllt Anfangs Mai die ganze Gegend in würzigen Wohlgeruch. Saubere Städte mit ſchönen, rein gehaltenen Straßen und großen Häuſern erheben ſich in dem Walde von Obſtbäumen. Man ſieht von fern, daß hier allenthalben Wohlſtand und Zufriedenheit herrſchen, das Ausſehen und Verhalten der Bewohner beſtätigt es; nichts von jenen traurigen, von Hunger und Krankheit verzehrten Geſtalten, die das Mitleid des Reiſenden anrufen, nichts von jenen magern, aufgeſchundenen und mit Wunden bedeckten Maulthieren, Pferden und Eſeln, die gerade ſoviel Futter und Pflege erhalten, daß ſie knapp am Verhungern vorbeikommen; der Menſch, der ſelbſt menſchlich leben kann, wird auch ſein Vieh menſchlich behandeln. Jener Zug der Grauſamkeit, der in Folge des nicht menſchenwürdigen Daſeins, das Jahrhunderte lang das ſiciliſche Volk geführt hat, unleugbar ſich ſeinem Charakter aufgeprägt hat, er tritt hier nicht hervor. Von Räuberweſen kann natürlich in ſolchen Gegenden nicht die Rede ſein. Bleibt ſchließlich auch hier noch viel zu thun übrig, ehe ſich der Anbau des Bodens, wie die Schul- und ſonſtige Bildung der Bewohner auf die Höhe der nordiſchen Völker erhebt, ſo muß man doch beim Hinblick auf dieſes Ergebniß einer verhältnißmäßig kurzen Zeit Sicilien und den Sicilianern eine ſchöne Zukunft vorausſagen.

Bis jetzt freilich ſind die eben geſchilderten Striche faſt nur wie Oaſen in der Wüſte und der bei weitem größere Theil der Inſel ſteht in traurigem Gegenſatze zu ihnen. Nur noch zweimal ſind mir ſolche Gegenſätze entgegengetreten. Einmal an der türkiſch-ſerbiſchen Grenze: hier, unter türkiſcher Wirthſchaft, ich finde keinen bezeichnenderen Ausdruck, einem Hottentottenkral gleichende, elende Dörfer, ſchlecht beſtellte Felder, voll Dornen und Unkraut, kein Obſtbaum, kein Gemüſegärtchen, wohl aber verwüſtete Wälder. Dort ein freundliches Dörfchen, deſſen weiße Giebel aus einem Walde von Obſt-

Digitized by Google

bäumen hervorblicken, gut bestellte Felder, fröhliche Kinderschaaren, thätige Menschen, die, auf so tiefer Stufe der Cultur sie auch noch stehen mögen, doch gewaltige Fortschritte gemacht haben in der kurzen Zeit, daß sie eine Herrschaft abgeschüttelt haben, deren Nochbestehen in Europa jedem Europäer, der sie aus eigner Anschauung kennen gelernt, die Schamröthe ins Gesicht treiben muß. Und doch ist es hüben wie drüben derselbe Stamm, dieselbe Sprache!

Ein andermal traf mich jener Gegensatz leider nicht in fernen Ländern, sondern in allzugroßer Nähe, im Herzen unseres Vaterlandes, in der bayrischen Oberpfalz. Dort, am Südfuß des Fichtelgebirges, liegen katholische und protestantische Dörfer unter einander: erstere ein Haufen Holzhäuser, oft nur Hütten, unregelmäßig hingestreut, man weiß nicht warum gerade an dieser Stelle; Misthaufen wechseln mit den Häusern, in denen Vieh und Menschen in traulicher Eintracht zusammenleben. Kein Garten, keine Obstbäume, höchstens wilde Kirsch- und Birnbäume stehen hie und da umher und Einer stiehlt dem Andern bei nächtlicher Weile die dürftigen Früchte. Die Unmasse der treulich gehaltenen Feiertage, eine Land und Leute verderbende Pest, wie ich sie in Sicilien nicht so arg gefunden habe, pflegt Aberglauben, Trägheit und Unsittlichkeit: der würdige Seelsorger, weit entfernt, durch höhere Bildung und guten Wandel seine Gemeinde zu sich emporzuheben, weiht die Zeit, die von Amtspflichten frei bleibt, meist dem Essen, Schlafen und vor allem dem Trinken; die Vorschrift, die „heilige" Messe nüchtern zu lesen, erfüllt er treu, indem er nach Mitternacht vom Bier zum Schnaps übergeht. Eine halbe Stunde davon liegt ein protestantisches Dorf, ein Wald von Obstgärten umgiebt es und der Gegensatz zu jenem andern ist eben so groß, wie er zwischen den meisten deutschen Dörfern, die jeder kennt, und dem geschilderten sein muß.

Aehnlich also in Sicilien. Dort kann man in den Gegenden der Latifundien oft stundenlang reiten, Hügel auf, Hügel ab, ohne einen Baum oder ein Haus oder einen Ort zu erblicken, nichts als schlecht bestellte Waizenfelder, mit Brache und Weideland wechselnd, so weit man sehen kann, im Juni schon das Ganze einer verbrannten Steppe gleichend. Die Orte liegen weit auseinander und sind der Bevölkerung nach alle ansehnliche Städte. Dörfer, Weiler und einzelne Häuser giebt es in Sicilien fast gar nicht. Nur bei Palermo und Milazzo, an der Ostküste zwischen Messina und Catania und dann bei Trapani und um den Eryx, Monte San Giuliano, herum giebt es deren. Dort prägt sich nämlich eine eigenthümliche Wanderung, die auch schon anderwärts in Sicilien, wo die öffentliche Sicherheit es erlaubt, Straßen und Eisenbahnen dazu einladen, bemerkbar ist, am deutlichsten aus. Der alte Eryx, die Hälfte des Jahres auf seiner unzugänglichen Höhe in Dunst und

Digitized by Google

Nebel gehüllt oder von Winden umtoſt, hat in unſerer Zeit die Bedeutung, die er im Alterthum und Mittelalter hatte, längſt verloren: Monte San Giuliano gleicht heute einer todten Stadt, einem lebendigen Pompeji, auch nach Bauart, Anlage der Häuſer und Straßen. Alle Thüren ſind geſchloſſen, kein Volkstreiben, wie ſonſt in den Städten des Südens, nur verhüllte, der Sage nach ſchöne, Frauen und Prieſter, nicht blos in der Tracht einander nahe ſtehend, huſchen aus den Häuſern durch die Stille der engen Gaſſen der nächſten Kirche zu. Die Maſſe der Bevölkerung, beſonders die männliche, iſt tief unten in der lachenden Landſchaft auf den Feldern thätig und ſteigt ſpät am Abend oder erſt am Sonntag zur luftigen Höhe der Venus hinauf. Viele thun aber auch das nicht mehr, ſie haben ſich inmitten ihrer Felder angeſiedelt, weithin ſchimmern die weißen Häuſer aus dem Gefilde herauf, bald vereinzelt, bald ſich ſchon zu Dörfern gruppirend. Immer mehr ſteigen hinab und bald wird der Eryx mit ſeinen zahlloſen Kirchen nur noch eine Cultſtätte ſein. Ein ähnlicher Proceß wird auch im Oſten bald beginnen; ſchon dringt die Eiſenbahn von Catania her durch die öſtliche Pforte des inneren Hochſicilien zwiſchen den mächtigen Pfeilern, auf denen Caſtrogiovanni und Caltascibetta liegen, hinein: einem Magneten gleich wird ſie nach und nach, die wie Adlerneſter auf hohe Bergkegel gebauten Städte Caſtrogiovanni, Caltascibetta und Aſaro zu ſich herabziehen, andere dieſer Felſenneſter werden ihnen folgen und ſich im Thale auf Hügeln, die der kühlende Seewind gerade ſo gut erreicht, in kleine Anſiedelungen verſtreut niederlaſſen.

Im Augenblick freilich iſt man von einer ſolchen allgemeinen, einen ſegen- und ſegensreichen Culturumſchwung und Aufſchwung in ſich ſchließenden Wanderung noch ſehr weit entfernt. Die 2,700,000 Einwohner Siciliens, auf einem Flächenraum von 29,241 □Kilometern, bilden nur 360 Gemeinden und daran haben wiederum die 116 ſogenannten ſtädtiſchen Gemeinden, d. h. diejenigen, welche einen Mittelpunkt von 6000 und mehr Einwohnern haben, eine Bevölkerung von 1,840,000. Aber auch der Reſt, die ſogenannten ländlichen Gemeinden beſtehen meiſt aus Orten von gegen 2000 Einwohnern. In dem Bezirk von Aci Reale, auf der Oſtküſte, wo die Bevölkerung wohl am meiſten auf das Land vertheilt, dabei außerordentlich dicht iſt, kommen von 115,829 Einwohnern immer nur 20,221 auf das Land, während andererſeits in den Provinzen von Trapani und Caltaniſetta die Bevölkerungen von 236,388 und 230,066 in 18, bezüglich 28 Gemeinden und je 32 (ungefähr, ich habe meine Generalſtabskarte augenblicklich nicht zur Hand, ein Irrthum kann aber nur gering ſein) bewohnte Orte vertheilt ſind. Es kommen alſo auf einen ungefähr 7387, bezüglich 7190 Einwohner, während die größten Städte Marſala nur 34,202 und Caltaniſetta 26,156 Einwohner haben. In dieſen Provinzen findet ſich alſo auf ungefähr 130 □Kilometer erſt ein bewohnter Ort!

ed by Google

Dabei kommen im Durchſchnitt auf der ganzen Inſel 88 Menſchen auf den □Kilometer, etwa doppelt ſoviel wie in Pommern! Kann man den Zuſtand der Landwirthſchaft in einem ackerbautreibenden Lande beſſer charakteriſiren als durch dieſe Zahlen? Aus ihnen lieſt man auch ſchon den Zuſtand der Landbevölkerung heraus. Die große Maſſe derſelben, alſo die Bevölkerung der meiſten dieſer Landſtädte, von den wenigen Handwerkern abgeſehen, beſteht aus ländlichen Arbeitern und kleinen Pächtern, die ſich alleſammt für einen Speculanten oder einen adelichen Herrn, den ſie nie geſehen, abmühen. Bei der großen Entfernung der Orte verliert der Arbeiter täglich die beſten Stunden mit dem Wege von und zur Arbeit; ſind die Felder noch entfernter, ſo kehrt er nur des Sonntags oder nur nach der Beſtellung oder Ernte heim, iſt er Hirt, ſo lebt er das ganze Jahr fern von bewohnten Orten. Beide, Landbauer wie Hirt, überlaſſen für lange Zeit Frau und Kinder dem Nichtsthun und den Gefahren der Stadt, ſie ſelbſt leben mit dem Vieh und wie das Vieh in offenem Felde oft dreißig bis vierzig Kilometer von den Ihrigen, ohne einen Menſchen zu ſehen, der ihnen wohl will, der ſie erheitert und erfriſcht, ohne Obdach im Sommer der glühenden Sonne, im Winter Sturm und Regen ausgeſetzt, oft in fieberſchwangern Gegenden. Der Mann haßt die Arbeit, die ihn kaum nährt, das Feld, das er mit ſeinem Schweiße düngt, er wird, roh und ohne jedwede Bildung aufgewachſen, grauſam; als bezahlter Knecht und Pächter und bei der Unmöglichkeit, auch mit ſaurem Schweiße einmal ein Stück Land ſein zu nennen; ohne von dem Ertrage mit genießen zu können, haßt er den Beſitz und den Beſitzer, auf Strafloſigkeit darf er, unbewacht, wie er draußen iſt, hoffen, er greift nach dem Gute des Nächſten, er wird ein Räuber. Daher die vielen Gewaltthaten, die Brandlegungen und Viehdiebſtähle. Der Landmann, mit ſeiner Familie vereint, auf ſeinem Beſitz lebend, wird bald die Arbeit und Sicherheit lieben.

Nach dem noch jetzt faſt durchaus herrſchenden Wirthſchaftsſyſtem ſind die großen Landbeſitzungen allgemein in kleinen Stücken auf ein, zwei, drei Jahre unter verſchiedenen Bedingungen, je nach der Zahl der Bewerber und dem Werthe des Landes verpachtet. Selbſt zu bewirthſchaften im Großen fehlt es an Kapital und Neigung, da jeder möglichſt viel und immer mehr als ſein Vermögen erlaubt in Beſitz nehmen will. Häufig treten auch Speculanten ein und pachten im Großen, um es dann im Einzelnen wieder abzugeben und mehr herauszuſchlagen. Viele füllen ſich dabei den Beutel, freilich auf Koſten des Landes und der Bauern, die beide ausgeſogen werden. Der Pacht wird faſt immer in einem Theile des Ertrags gezahlt, was dem Bauer zuerſt ganz vortheilhaft erſcheint, ſo nachtheilig es auch iſt. Man berechnet für Sicilien den Ertrag jetzt im höchſten Falle auf das achtzehnfache, im niedrigſten auf das vierfache, alſo im Mittel auf das elffache, während nach

Digitized by Google

der jetzigen Pachthöhe das Mittel das fünfzehnfache betragen müßte, wenn der Bauer davon leben ſoll. Er erhält ſich und die Seinen daher nur mit Mühe und Noth durch Nebenarbeiten und kann ſeine dringendſten Bedürfniſſe nicht befriedigen. Daher der elende Zuſtand und die tiefe Verſtimmung dieſer Claſſen. Auch bei verſchiedenen anderen Pachtſyſtemen iſt das Reſultat das gleiche, der Beſitzer oder ſeine Aufſeher ſind immer im Vortheil und erfinderiſch, dem Bauer alle Laſten aufzuwälzen; Grund und Boden kommt bei ſolcher Raubwirthſchaft natürlich immer mehr herunter, da niemand an Verbeſſern und Düngen denkt; von zwanzig- und ſechzehnfachem Ertrage iſt es ſchon hier und da auf vierfachen geſunken. Wenn ja einmal ein Pächter etwas für ſein Land thut und gute Ernten erzielt, ſo kann er bei der für ein ſolches Syſtem noch immer zu dichten Bevölkerung, auf zahlloſe Mitbewerber rechnen und faſt ſicher ſein, daß er ein zweites Mal die Pachtung nicht erhält.

Es ſind aber dieſe Zuſtände eine Folge des Feudalſyſtems, das auch dieſe eigenthümliche Anhäufung der Bevölkerung auf einzelnen Punkten künſtlich geſchaffen hat. Im Intereſſe der Feudalherren des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts lag es nämlich große Güter zuſammenzulegen und ihre einfachen Lehen in Lehen mit Vaſallen umzuſchaffen, von denen ſie höhere Titel, größere Rechte und Einnahmen hatten. Durch Gewährung von Vortheilen, Ertheilung von Land unter mäßigen Bedingungen, im ſchlimmſten Falle auch durch andere Mittel zogen ſie von ihren und den benachbarten Beſitzungen die Bewohner zu einer großen Baronie zuſammen. Auf dieſe Weiſe ſind im ſechszehnten Jahrhundert nachweisbar 24, im ſiebzehnten 60 der jetzt beſtehenden ſiciliſchen Städte gegründet worden, namentlich die im Innern und nach Südoſten hin. Den meiſten ſieht man dieſe Entſtehung auch an, ſie ſind gerade und regelmäßig angelegt, ohne alte Stadtheile, die ſich nur in den wenigen ältern und den Seeſtädten finden, meiſt einſtöckig kleine Häuſer; d. h. ein Dach und vier Wände und die Thüre zugleich auch als Fenſter dienend.

Wie man nun die ackerbautreibende Bevölkerung, das heißt eben die überwiegende Mehrzahl des ſiciliſchen Volkes, von dieſem noch fortdauernden Fluche des Feudalſyſtems befreien, wie man dieſelbe wirthſchaftlich und ſittlich emporheben ſoll, das iſt eine ſehr ſchwer zu löſende Frage. Selbſt durch Ackergeſetze, wenn jemand bei den italieniſchen Geldverhältniſſen an ſolche denken könnte, würde man wenig erreichen, ſo lange der Bauer ſich nicht Schul- und wirthſchaftliche Kenntniſſe angeeignet und wieder moraliſchen Halt erlangt hat. Das wird ihn das Leben von einer beſſern Seite anſchauen und an die Zukunft denken machen; er wird nicht wie bisher, was bei der Bevölkerung der Schwefeldiſtricte noch übler hervortritt, bei einer guten Ernte mit mehr als ſüdländiſchem Leichtſinn darauflos leben, um vielleicht im nächſten Frühjahr, bei lang hinausgezogenem Winter und Mißrathen der Bohnen, zu darben. Ein

Digitized by Google

unerläßliches Element aber von größter Bedeutung fehlt dem ſiciliſchen Landmanne, um ihn wirthſchaftlich vorwärts zu bringen: das Vorbild. Und dies hängt zuſammen mit dem Nochbeſtehen einer dem Staate und den Mitbürgern in keiner Weiſe dienenden, deshalb gemeinſchädlichen Kaſte des ſiciliſchen Adels. Wie die menſchlichen Dinge beſchaffen ſind, wird es wohl nie an einer Ariſtokratie fehlen, und ein auf Geburt und ererbten Grundbeſitz beruhender Adel wird noch bei Weitem die beſte ſein; jeder aber, welcher Nation er immer angehören mag, der einen Funken von ſtaatsbürgerlichem Sinn und ein Herz für die Menſchheit hat, muß den ſiciliſchen Adel als ſolchen von Herzen haſſen. Gewiß zählt derſelbe in ſeinen Reihen um ihr Volk hochverdiente Männer; wer nennt nicht die Namen Torremuzza, Caſtelnuovo, Serradifalco mit Hochachtung und Verehrung? Sie gehören aber einerſeits der Vergangenheit an, andererſeits wäre es wunderbar, wenn eine ſo zahlreiche Geſellſchaft nicht ſtets und auch jetzt noch eine Zahl verdienter und jeder Hochachtung werther Männer, wie ich deren kennen gelernt habe, aufzuweiſen hätte. Nach einer mir vorliegenden, nicht mehr ganz neuen Zuſammenſtellung, die aber nach meinen Beobachtungen eher noch unter der Wahrheit bleibt, giebt es in Sicilien nicht weniger als 120 Fürſten, 82 Herzöge, 124 Markgrafen, 28 Grafen, 356 Barone und ein ganzes Heer von Sprößlingen derſelben, die ſich alle zum Adel rechnen. Zu dieſen kamen dann noch vor Aufhebung des Feudalſyſtems 66 geiſtliche Würdenträger. All dieſe ſchön betitelten Herren leben nun, mit wenigen Ausnahmen, in den großen Städten, vorzugsweiſe Palermo und Catania und haben noch immer, trotz der Abſchaffung der Feudalrechte, einen ungeheuren Grundbeſitz in Latifundien in Händen. Kaſtengeiſt, Vergnügungsſucht und zum Theil auch Einwirkung aus politiſchen Gründen ſeitens der Vicekönige haben dieſe für das Land verderbliche Auswanderung veranlaßt, die ſich meiſt erſt im vorigen Jahrhundert vollzogen hat und beſonders in der Napoleontiſchen Zeit, wo der Hof und die üppige Königin Karoline, Maria Thereſiens ungleiche Tochter, in Palermo weilte, ſeine traurigſten Blüthen getrieben hat. Die Folgen liegen auf der Hand: die Beſitzer der großen Güter überlaſſen dieſelben Verwaltern, in deren meiſt nicht redlichen Händen das Gut wie die auf daſſelbe zum Broterwerb angewieſene Bevölkerung leidet; der Ertrag fließt, in Geld verwandelt, in die Hauptſtadt und kehrt nicht mehr in die Provinz zurück, dieſelbe verarmt alſo täglich mehr; der moraliſche Einfluß der Gutsherren, die doch meiſt eine beſſere Bildung genoſſen, auf die Landbevölkerung verſchwand, als dieſelben ſeltener und ſeltener auf ihre Güter kamen, ſie ſelbſt wurden derſelben fremd, hatten kein Herz mehr für ihre Lage, unbekümmert darum ſuchten ſie möglichſt viel aus der Beſitzung zu ziehen, ſie drückten die armen Bauern; auch die größeren Ausgaben, die der Luxus und das üppige Leben der Hauptſtadt verurſachten, nöthigten ſie dazu.

Auch die Landwirthſchaft ſelbſt litt durch die Abweſenheit der Herren, denn es gab jetzt niemand mehr, der im Beſitz höherer Bildung und vor allen Dingen reicherer Mittel, ſei es nach eigenen Plänen, ſei es durch Nachahmung deſſen, was in anderen Ländern geſchah, im Stande geweſen wäre, neue Syſteme und neue Maſchinen einzuführen, Verſuche mit neuen Culturfrüchten oder dergl. mehr anzuſtellen und ſo, wie es anderwärts geſchieht, für eine ganze Gegend fördernd zu wirken. Es läßt ſich ziffernmäßig nachweiſen, wie gerade in den Landſchaften wo die größten Güter abweſender Herren lagen, z. B. die der Erzbiſchöfe von Palermo und Monreale in der Provinz Caltanisetta der Anbau und Ertrag des Landes wie die Moral der Bevölkerung am tiefſten geſunken iſt.

Was hatten nun die Herren in Palermo und Catania? Wie verhielten ſie ſich nach Verjagung der Bourbonen, die auch ſie zum großen Theil haßten? Traten ſie in Staatsdienſte, ſei es als Offiziere oder als Diplomaten oder als politiſche und Verwaltungsbeamte? Nichts von alledem. Die Finger genügen, um diejenigen ſiciliſchen Adeligen aufzuzählen, die irgendwie dem Staate dienen. Was thun ſie alſo? Sie leben ihrem Vergnügen, ſie gehen ins Theater, machen Sängerinnen und Tänzerinnen oder der Frau des lieben Nächſten den Hof, kleiden ſich an und aus, laſſen ſich die Haare kräuſeln, machen Beſuche, fahren ſpazieren (reiten iſt ihnen zu anſtrengend) und bringen die Nacht, wenn nicht wo anders, am Spieltiſche zu. Die meiſten ſind ohne Bildung und geiſtigen Rückhalt, viele ſollen ſogar völlig ohne Schulbildung ſein, ernſte Studien oder auch nur bildende Bücher vermögen ſie alſo nicht zu beſchäftigen. Franzöſiſch zu plappern, ſogar lieber als die eigene Mutterſprache, ſich mit einer angeborenen Grazie und Liebenswürdigkeit in der Geſellſchaft zu bewegen, das verſtehen ſie gründlich. Ihre Eitelkeit iſt ziemlich bedeutend. Viele Familien ſind natürlich bei ſchlechter Wirthſchaft verarmt — reich im Sinne anderer Länder ſind nur wenige —, ihr Stolz erlaubt aber nicht das einzugeſtehen. Sie bewohnen noch immer den großen Palaſt, der ihren Namen trägt, von dem aber oft nur ein kleiner Theil und nicht ſelten dürftig eingerichtet iſt, ſie empfangen deshalb keine Beſuche und geben keine Tiſchgeſellſchaften, aber Bediente haben ſie noch und Wagen und Pferde auch, ſollten ſie dafür auch noch ſo dürftig leben müſſen. Der Fremde darf ſich daher freilich nicht wundern, wenn er auf der öffentlichen Spazierfahrt, neben einer kleinen Zahl wirklich ſchöner Geſpanne, eine Menge alter, abenteuerlicher Fuhrwerke mit Gäulen davor ſieht, die ſelbſt einem Berliner Droſchkenkutſcher zu ſchlecht wären. Ein Bedienter ſitzt dabei auf dem Bocke, der eigentlich in dem Augenblicke in der Schule ſitzen müßte und deſſen Anzug entweder auf Zuwachs gemacht iſt oder von dem etwas entwickelteren Vorgänger herrührt.

Digitized by Google

Laſſen wir indeſſen noch zwei Gewährsmännern in Schilderung dieſer Kaſte das Wort, die beide Anſehen genug beſitzen und vor allen Dingen den ſicilianiſchen Adel gründlich kannten. Der eine iſt der damalige Kapitän, ſpäter namentlich durch ſeine Arbeiten über das Mittelmeer berühmt gewordene engliſche Admiral Smyth, der Jahre lang die engliſche Flottenabtheilung in Sicilien befehligte und 1824 ein Werk über Sicilien veröffentlicht hat. Geändert hat ſich ſeitdem nichts. Hier ſeine Charakteriſtik: „Einige wenige von den Adeligen widmen ſich den Staatsgeſchäften und legen ziemlich viel Talent und Scharfſinn an den Tag. Die Mehrzahl derſelben jedoch hat in Folge von mangelhafter Erziehung und ohne die Vortheile, die das Reiſen bringt, einen beſchränkten Geiſt, der ſie die Zerſtreuung und die herzloſen Vergnügungen der Hauptſtadt landwirthſchaftlichen, literariſchen oder wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen vorziehen läßt. Weit entfernt, ſich der mannigfachen Schönheiten der ſiciliſchen Landſchaft zu erfreuen, ſind ihre Landausflüge, die ſogenannten Villeggiaturen, auf einen ungefähr einmonatlichen Landaufenthalt im Frühling und im Herbſt beſchränkt, in geringer Entfernung von den großen Städten, wo die Zeit in der hergebrachten Weiſe mit Beſuche machen und empfangen, mit jenen eintönigen Zuſammenkünften, die man conversazioni nennt, und mit Spiel hingebracht wird.“

Noch gewichtiger, freilich noch härter und über die adeligen Grundbeſitzer hinausgreifend iſt das Urtheil eines vornehmen Sicilianers ſelbſt, des Fürſten von Caſtelbuono. In einer 1867 an Michel Chevalier gerichteten Denkſchrift über die Lage ſeines engern Vaterlandes ſagt derſelbe: „In den Schreibſtuben der Notare, in den Apotheken, in den zahlreichen Geſellſchaftsräumen im Erdgeſchoß oder im zweiten Stock, in all dieſen Tempeln der Trägheit und der üblen Nachrede, die von denen beſucht werden, die nicht in die Kneipe gehen, beſchäftigt man ſich mit nichts als mit Politik. Der ans Ruder kommende und der gefallene Miniſter, die Linke und die Rechte, die Wighs und die Tories, Napoleon und Frankreich, Bismarck und Deutſchland, Rußland und der Orient, das ſind die beſtändig an der Tagesordnung befindlichen Fragen der geſelligen Zuſammenkünfte von Palermo. Und wenn das Brot theuer iſt, das Mehl fehlt, das Schlachtvieh vom Markte verſchwindet, wenn von der Vorſehung geſegnete Landſtriche wüſt und verlaſſen ſind, wenn der Credit mangelt, wenn es durchaus an Geld fehlt, ſo treibt all dies zu nichts weiter als die Regierung zu verwünſchen und zu verfluchen und mit immer ſteigender Wärme die großen Ereigniſſe zu erörtern, die ſich am politiſchen Horizonte erheben, wie man hier zu Lande ſagt.“ Und weiter unten: „Obwohl der beklagenswerthe Mißbrauch der Stiftungen der todten Hand in Sicilien, Dank den letzten italieniſchen Geſetzen, abgeſchafft iſt, ſo iſt doch eine andere Art todter Hand, eine ſchreiende Verletzung des Geſetzes, das dem Menſchen möglichſt

Digitized b

viel zu erzeugen befiehlt, dort unglücklicher Weise noch sehr häufig. In ihren von Wohlgerüchen durchdufteten Gemächern, die Pfeife in der Hand, verachten die großen Grundbesitzer mit wenigen Ausnahmen, jede Art von Arbeit. Nie würden sie zustimmen, sich mit der Schande zu bedecken, um Gelderwerb zu arbeiten. Nach ihrer Ansicht ist die Arbeit nur das Erbe der Elenden. Sie haben Secretäre und Rechtsbeistände, die ihre Geschäfte führen, so gut es eben gehen will. So sehr aber diese Könige im Nichtsthun vor der Arbeit erröthen, so stolz sind sie auf den idealen Besitz ihrer Landgüter, die sie gewöhnlich nie gesehen haben und die freie Verfügung, deren sie sich nur für eine möglichst kurze Zeit entäußern wollen. Nie würden sie einen Pachtvertrag auf längere Zeit unterzeichnen, der den Pächter zu einer Verbesserung des Grundstücks veranlassen könnte. Demnach vermehrt der Besitzer selbst die Erzeugungskraft der Maschine, die er in Händen hält, nicht allein nicht, sondern er verweigert sogar (was noch schlimmer ist), andern jedes Mittel es zu thun. Würde ihm übrigens sein Rechtsbeistand Pachtverträge auf 25 und mehr Jahre zu schließen rathen? Könnten nicht die Unterpfänder für einen Vertrag von solcher Dauer fehlen? Und dann, darf man sich die Hände binden und auf die Vortheile eines möglichen Steigens der Pachtungen verzichten?"

In diesen kurzen Strichen deutet der Fürst ganz richtig auf die Hauptfehler seiner Landsleute und besonders seiner Standesgenossen hin und läßt auf das Leben und Treiben der „Gesellschaft" grelle, aber richtige Schlaglichter fallen.

Aus dem Schwarzwald.

Duftende Tannenwälder ziehen sich von hohen Bergen herunter bis in das enggelüftete Thal, freundliche Wiesen lächeln zwischen dichtbelaubten Hügeln, und tief in den Felsen sprudeln Quellen, wie kein anderes Thal sie so frisch, so reich an wohlthätigen und kräftigen Metallen, dem kranken und schwächlichen Menschengeschlecht so gesundheitbringend aufweisen kann. Ob man droben im Norden dieses Schwarzwaldthal zur Genüge kennt, ob man über den großen officiellen Bädern des High-Life, über Gastein, Ems, Kissingen und Homburg, unsern Renchthalbädern von Petersthal, Griesbach, Freiersbach, und wie sie alle heißen, die gebührende Achtung und Ehre erweist, das weiß ich nicht; aber daß dieses Thal, dieses „Land der Quellen", wie es ein enthusiastischer Tourist in einem Fremdenbuche treffend bezeichnete, einen Anspruch auf Gleichberechtigung mit vielen weitberühmten Thälern erheben könnte, das scheint mir nicht zweifelhaft; und wird es daher den Lesern

Digitized by Google

und Leserinnen des „Im neuen Reich“ wohl von Interesse sein, diese kleine Oasis des neuen Gesammtreiches von Deutschland näher kennen zu lernen; um so interessanter, als hier noch, neben den Naturschönheiten, ein großes Stück von dem urwüchsigen Schwarzwälderleben besteht, und auf eine ganz seltsame Weise in unsere moderne Zeit- und Sittengestaltung hineinragt. Da lebt noch ein tüchtiger Bauernstamm, stark geschultert, breit auftretend, stolz auf seine Kraft und seinen Reichthum, und sich brüstend in dem Gefühl seines selbsterrungenen und durch die schwersten Zeiten hindurch erhaltenen Wohlstandes. Wie altvergessene, aus dem achtzehnten Jahrhundert hierher verschlagene Erinnerungen treten diese Bauerngestalten einher, den breitkrämpigen Hut fest auf den Nacken gepflanzt, die langen, scharlachroth gefütterten Röcke bis unter die Kniekehlen flatternd, die kurzen schwarzen Hosen fest gebunden über den blendend weißen Strümpfen, und von fern her leuchtend mit ihrem breiten, weiten, durch blanke, blinkende Metallknöpfe gezierten, rothen Brustlatz. Bei hohen Festen, bei Kirchenfesten besonders, werden die Hüte aufgekrämpt, mit bunter Cocarde und einem anderthalb Fuß hohen, an die Soldaten Friedrichs des Großen erinnernden, Federbusch gekrönt, die Rockschöße werden zurückgeschlagen und das rothe Futter herausgekehrt, die alte Flinte mit veraltetem Schloß von der Wand heruntergeholt, und in Reih und Glied, mit Tambours an der Spitze, zieht diese eigenthümliche Schaar einher, als ob der alte Ziethen noch commandirte. Am Tage des höchsten kirchlichen Festes dieses Thales, am Tage von St. Peter und Paul, der Schutzheiligen von Bad Petersthal, ist dies die Leibwache des Herrn Pfarrers; um den Altar des Dorfkirchleins stellt sie sich auf, und, hinter vier schauerlich mißgestimmten Blechmusikanten, schreitet die Legion der Procession voran, welche, unter Gebetgemurmel und üblichen Ceremonien, das Allerheiligste von Thal zu Hügel und Hügel zu Thal, in den Geländen der beiden Schutzpatrone herumträgt. Wie enttäuscht aber ist der, welcher von dem stattlichen Aussehen der Männer auf ein ebenso hübsches weibliches Geschlecht schließen möchte! Bei diesem Anblicke, wahrlich! würde Aphrodite, die Göttin der Schönheit, ihr Gesicht verhüllen; und frägt man sich ängstlich, wo eine Spur zu finden wäre des „Ewig-Weiblichen, das uns hinanzieht?“ Die Röcke fallen, lang und faltenvoll, ohne Taille, gleich unter den Schultern über Busen und Hüften hinab bis an die Knöchel; es hängt alles so schlaff und unförmig um den Körper herum, und drüber, auf den geglätteten, hinten in einen langgewundenen Zopf endenden Haaren, liegt breit und lahm ein runder, gelber, mit dicken, rothen, wurstförmigen Wollverzierungen versehener Strohhut. Höckerig und nach vorn gebeugt trippeln Weiber und Mädchen in dieser unkleidsamen Tracht einher, unter welcher selbst das Urbild griechischer Schönheit zu einer verkrüppelten Caricatur zusammenschrumpfen würde. Bei

festlichen Gelegenheiten kommen diese alterthümlichen Trachten ganz besonders zum Vorschein, und da ist es dem Beschauer zu Muthe, als ob er plötzlich um ein Jahrhundert etwa zurückgeführt wäre, als ob dieses abgelegene Thal nur flüchtig berührt worden wäre von den Fittigen der neuen Zeit; hier aber fühlt man, gerade seit den letzten Jahren, daß die alten Gewohnheiten allmählich in die Brüche gehen werden, denn schon bemerkt man bei etlichen jüngern Bauern, daß die lange Hose die kurze, bis an das Knie reichende, vertreibt, was recht eigenthümlich gegen den Rest der Tracht absticht. Auch bei jüngern Mädchen trifft man auf gewisse Kleiderschnitte, die nicht mehr zu denen der Mütter passen. Ebenso wie die Trachten erinnern auch die Sitten an vergangene Zeiten, und ist dies besonders bei Hochzeiten, Taufen u. s. w. bemerkbar. Wie poetisch — wenn man die Sache etwas von weitem her besieht und sich auch in die richtige Stimmung zu versetzen weiß — wie idyllisch erscheint für den Fremden eine solche Bauernhochzeit! und wie sonderbar abstoßend wirkt wieder, neben diesem Reiz, die gröbere und hausbackene Art, in welcher, näher besehen, dieses Völkchen ein solches Fest der Liebe begeht! Ich war vor kurzem, wie die anderen Curgäste und Touristen, Zeuge einer großen Hochzeit in Petersthal selbst und gar seltsam fanden wir uns Alle durch diesen Widerspruch berührt. Der Bräutigam war der Besitzer eines stattlichen Hofes, rechts über dem Thale, mitten im Walde, wohl eine kleine Stunde vom Dorfe; die Braut wohnte auf der andern Seite des Thales. Am Abend vor der Hochzeit knallten Böllerschüsse von dem Walde zu dem bräutlichen Hofe, von Sonnenuntergang bis tief in die Nacht hinein, und schien es, als ob hinter diesen Liebesgrüßen sich eine ganze Welt von idyllischer Schäferherrlichkeit berge. Andern Morgens läuten die Glocken und man sieht bald einen feierlichen Zug von jedem der beiden Höfe hinunterziehen gegen die Kirche, hier die Braut mit ihren Brautjungfern, farbig gekleidet, den weißen Kranz in den Haaren, Vater, Mutter und Geschwister daneben; dort der Bräutigam mit seinen Brautburschen und Familie, vier Musikanten voran, dieselben, die bei Processionen, Tänzen, Leichenbegängnissen u. s. w. fungiren, und die lustig aus dem Walde heraus ihre Walzer und Volkslieder, ob richtig oder falsch, über Berg und Thal ertönen lassen. Wo die beiden Wege sich vereinigen, da wartet der erste Zug auf den andern; — aber wie kühl und schüchtern ist der Empfang! Kaum eine Miene ändert sich; als ob es gälte, etwas ganz gewöhnliches zu verrichten, kommen die Beiden zusammen, nicken sich nur so im Vorübergehen einen guten Tag zu und fort geht es im nämlichen Schritt zur Kirche; — und ebenso wieder zur Kirche heraus, und von da in den großen Saal des Bades Freiersbach, unten bei Petersthal, wo gespeist wird und getanzt von Morgens elf Uhr bis Nachts um eins oder zwei, zuerst Mittagsessen, mit Braten, und Sauerkraut, und Würsten, und

Digitized by Google

Kartoffeln, und Salat, und Hammel- und Schweine- und Kalbsbraten ohne Ende, und sodann je zwei Stunden lang getanzt und wieder geschmaust, und in diesem Essen und Tanzen gejubelt und mitunter auch gezankt, bis die tiefe Nacht auf den Bergen lagert. Das ganze Dorf ist geladen, und alles kömmt heran, groß und klein; aber die Einladung ist eine gar besondere, da Jeder sein Mahl bezahlen muß und nur für die Familie und die näheren Freunde auf Rechnung des Bräutigams gepraßt wird. Wenn das Mittagsessen zu Ende geht, so nimmt die Braut ihr Glas zur Hand und macht die Runde, und bei jedem der Gäste muß das Glas geleert werden, und jedem der Gäste schenkt anderseits der Bräutigam ein Glas schäumenden Weines ein, und so wird getrunken von Tisch zu Tisch

„zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut!“

Wie viele Flaschen bei diesem Rundgange verschwinden, das mögen die Götter zählen! In dem untern Geschoß, wo die Quellen rieseln und die Curgäste Morgens und Abends ihr Wasser trinken, da wird getanzt; der Parquetboden ist wohl von hartem Stein, aber die Fußbekleidung der Tänzer und Tänzerinnen ist auch nicht von feinem Atlas. Und so geht die Lustbarkeit fort, wie in Goethes Hochzeitslied:

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
. . . . . Da dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal . . .
Das toset und toset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange, ...

und zwar geht der Gesang von dem Curhaus, inmitten der tiefen Nacht, hinauf in die Berge, zu des Bräutigams Hof, und verklinget allmählich zwischen den finstern Tannenwäldern.

So lebt das gute, einfache, mit seinen Herkömmlichkeiten verwachsene Völkchen des Renchthales; daneben aber, oder darüber, wie man es eben nennen will, lagert sich jeden Sommer ein anderes Volk, die Einwandernden, die Curgäste, die blassen, blutarmen Großstädterinnen, die zum Fuße des Kniebis wandern, um Genesung zu trinken in den wunderbaren Quellen, welche aus tiefem Granit und Porphyr, mit Eisen oder Schwefel oder Salz geschwängert, überall, in allen Ecken und Enden aus dem Erdreich herausrauschen. Es giebt wohl kein anderes Thal in dem schönen Schwarzwalde, wo das Wasser so reichlich fließt wie hier; in allen Waldesecken sprudelt eine Quelle; unter jedem Felsen sickert das helle, frische Wasser durch das grüne Moos.

Hier liegt Freiersbach, anmuthig zwischen Wald und Wiesen gelagert, mit seinen köstlichen Gas-, Schwefel- und Eisenquellen, das bescheidenste, aber

Digitized by Google

auch traulichſte dieſer Bäder; weiter hinauf Petersthal, herrſchaftlich eingerichtet, aber auch vornehm herunterſchauend, und oft gar ſeltſam autokratiſch über Gäſte und Kranke herrſchend*); und weiter noch, am Fuße des Kniebis, Griesbach, mit ſeinen ſchönen Damentoiletten; rechts im andern Thale das fürſtliche Rippoldsau, und links, hoch in den Bergen, das alte, bürgerliche Antogaſt. „Unden" (an dem Kniebis), ſagt ein alter Chroniſt, Matthäus Merian, in ſeiner Topographia Alsatiae completa, gedruckt zu Frankfurt am Mayn in Johann Georg Spörlins Buch-Truckerey, im Jahr MDCLXIII, „unden hat man, von Noppenau (Oppenau) auß, in einem engen Thal, und auff einem rauhen, ſteinichten Weg, neben einem fiſchreichen Bach, die Grieß oder Grießbach genannt, und zwiſchen hohem Gebürg, eine kleine Meil Wegs in S. Peters Thal, auch ins Ampt Oberkirch gehörig, in welchem eine kleine Kirch und hin und wider etliche Häuſer, und zween trefflich gute Sauerbrunnen, eine große Viertel Meil von einander gelegen ſeyen, deren die Obere, und weiter von Noppenau, und eine gute Meil Wegs gelegene, das Grießbad genennet wird . . . . Es hat geſunde Leut herümb, ſo ſehr alt werden, daß ſie 105 und 110 Jahr erreichen, ſo man dem Waſſer das ſie trinken, zuſchreibet."

Ob heute noch die Leute in dieſem geſegneten Thale hundertzehn Jahre alt werden, kann ich nicht ermitteln; aber daß das Waſſer, welches ſie trinken, „trefflich gut" iſt, wie ehedem, das wird Keiner verneinen, der je einen Schluck dort gethan, — es ſei denn, daß er ein ſyſtematiſcher Waſſerfeind ſei, wie ein luſtiger Touriſt, der letzthin einen Tag in Freiersbach zubrachte, und, von einem Freund zur Quelle geführt, mit Schrecken ausrief: „Waſſer wollen Sie mich trinken machen? Waſſer? Niemals! Nur Wein oder Bier!" — Intereſſant iſt der Anblick dieſer Curorte morgens in der Frühe, wenn die Gäſte, kranke und geſunde, um die Quellen herumſchwärmen, die Brunnenmädchen das blinkende Glas Waſſer aus den Vertiefungen heraufziehen, und Alles, curgemäß, nach genoſſenem Glas, unter den Bäumen herumläuft, um den ordnungsmäßigen Verdauungsproceß zu befördern. Mehr als ein Liebesabenteuer wird wohl zwiſchen dieſe Brunnenexperimente hineingeflochten, aber mehr als Einer auch ſchleicht hier herum, den das nächſte Jahr leider nicht mehr ſehen wird. So läuft Luſt und Leid, Frohſinn und Trübſinn durcheinander, und darüber lächelt das ewige Grün der Tannen

*) Ich erinnere an den Vorfall, in Folge deſſen dem General von Stülpnagel, weil er mit ſeiner kranken Tochter nicht in dem Badehauſe ſelbſt wohnen wollte, und das Erdgeſchoß eines Privathauſes in Petersthal bezog, von dem Beſitzer des Bades die Erlaubniß, Waſſer zu trinken und Bäder zu nehmen, verweigert wurde. Der General mußte mit ſeiner Familie abziehen.

Digitized by Google

und das tiefe Blau des Himmels. Und die Politik? wird vielleicht der geneigte Leser fragen. Von Politik verspürt man gottlob! wenig in diesen traulichen Waldrevieren; höchstens erfährt man, daß die Petersthaler Bürger einen Barbier zum Bürgermeister gewählt haben, um den Besitzer des Bades zu ärgern, und daß die Großherzogin von Baden in Rippoldsau weilt: wenn die Politik nicht größere Wellen wirft als solche, so ist sie erträglich und wird keinem Curgaste die Cur verderben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Republik Uruguay. Handel und Wandel. Der Präsident. — In meinem letzten Schreiben berichtete ich über die umfassende Finanzmaßregel, deren durchgreifende Folgen sich schon jetzt in dem fast gänzlich geschwundenen Vertrauen fühlbar machen. Das ausgegebene Papiergeld hält sich freilich noch auf einer merkwürdigen Höhe von nur zehn Procent Discont in Folge der geringen bis jetzt zur Ausgabe gelangten Quantität von circa 400,000 Pesos, und weil neben vielen rückständigen Zöllen auch die directen Steuern und localen Abgaben, wozu eben jenes Geld hauptsächlich bis jetzt gesucht wird, gerade in den Monaten März und April fällig werden. Doch wird schon jetzt die vollständige Haltlosigkeit der Scheine in allen Kreisen, selbst in denen der Regierung, klar, und man denkt auf Verbesserung jenes Gesetzes, welches am 27. März cr. perfect geworden ist. Man sieht ein, daß bei der täglichen Fabrication von 30,000 Pesos die Emission bald das ganze Land überfluthen wird und daß dann auch die drastischen Mittel der Einsperrung einiger Krämer und der Bedrohung der Dampfercompagnien mit Entziehung der Erlaubniß zur Fahrt, wenn sie sich noch ferner weigern, das neue Papiergeld anzunehmen, nicht mehr verfangen werden. Man findet deshalb in den Zeitungen Vorschläge aller Art, die theils jenes Gesetz ganz von Grund aus reformirt haben, theils zur besseren Fundirung des Papiers durch die Schaffung einer, neulich bereits erwähnten, Nationalbank beitragen wollen. Die Einsender, die jenes radicalere Verfahren befürworten, hoffen darauf, daß der Protest der Gesandten und Consuln gegen die in dem Gesetz ausgesprochene Convertirung der Staatsschulden von Wirksamkeit sein werde, besonders da der brasilianische und englische Vertreter bereits die Billigung ihrer Regierungen zu dem erlassenen Protest erhalten haben. Die anderen indeß, denen die Nationalbank am Herzen liegt und die wohl den Sieg davon tragen werden, setzen sich zusammen aus

allen berufenen und unberufenen Finanzkünstlern der Republik, unter denen der Präsident Varela natürlich der erste ist. Er hat somit einen Vorschlag gemacht, in dessen Berathung die Kammern demnächst eintreten werden, und der auch der Billigung ziemlich allgemein sicher ist. Er bezweckt eine Erhöhung des Eingangszolls um weitere zehn Procent, die in Gold gezahlt werden und ausschließlich zur Fundirung einer Nationalbank, und durch sie auch des Papiergeldes, bestimmt bleiben sollen. Die Zölle betragen bis jetzt mit allen Anhängseln dreißig Procent vom Werth, von denen indeß nach dem Gesetz vom 27. März nur fünf Procent zur Verzinsung der auswärtigen Schulden in Gold, und der Rest in dem neuen bereits entwertheten Papiergelde zu zahlen ist. Es würde der Zuschlag von zehn Procent in Gold demnach mit dem Gewinnst aus jenem leicht sich compensiren, besonders da auch die Abschätzung der eingehenden Waaren, die von in Montevideo residirenden Kaufleuten selbst besorgt wird, anerkannt eine sehr liberale ist. Es ist somit Hoffnung, daß Handel und Wandel hierdurch wieder einen allmählichen Aufschwung nehmen, da die Zustände geradezu unhaltbar sind. Geschäfte auf Zeit können zunächst gar nicht gemacht werden, der Credit wird überall verweigert, selbst von den noch functionirenden Banken, die ihre Ausstände einziehen, und Geld ist kaum zu bekommen zu vier und fünf Procent monatlichen Zinsen; dies gilt von den besten Häusern in Montevideo, und man kann daraus abnehmen, wie die Zustände im Innern, in den kleinen Land- und Litoralstädten sein müssen. Nahezu alle Saladeros stellen ihre Arbeiten ein und andere industrielle Unternehmungen stocken, darunter der Bau der Eisenbahn von Salto nach der brasilianischen Grenze, für welche die Zinsgarantie von der Regierung nicht zu bekommen ist. Die andere Bahn indeß, die als Zweig der bereits im Verkehr befindlichen Central-Urnguaybahn von Santa Lucia über San José nach Nueva Palmira geführt werden soll, ist ein paar Leguas über den zweitgenannten dieser Orte hinaus fahrbar. Ein paar Colonisationsprojecte sind dagegen, wie es scheint, definitiv aufgegeben, darunter eines, das in ziemlich großartigem Maßstabe in der Nähe des Städtchens Soriano an der Mündung des Rio Negro in den Uruguay auf einem vortrefflich geeigneten fruchtbaren Terrain ausgeführt werden sollte. Die letzte derartige Unternehmung, zu der eine Anzahl spanischer Arbeiterfamilien sich gefunden hatte, hat leider einen etwas abschreckenden Anfang gehabt; dieselben siedelten sich in der Nähe der Stadt Paysandú an, sind indeß in diesem Sommer derart von Heuschrecken heimgesucht worden, daß in der Umgebung der Stadt und bis weit ins Land hinein nicht nur absolut nichts geerntet, sondern alle Anpflanzungen, Bäume und Sträucher, ja selbst die Strohdächer auf den Häusern von diesem gefräßigen Ungeziefer zerstört worden sind. Die Ansiedler sind größtentheils

Digitized by Google

nach Entrerios hinübergezogen, wo man, wie überhaupt in der argentinischen Republik, für Einwanderer und für alle civilisatorischen Unternehmungen viel mehr thun und aufwenden kann.

Die Verhältnisse unserer Republik zu ihren Nachbarn haben seit meinem letzten Bericht keine Aenderung erlitten, wenn man es nicht zu den politischen Ereignissen rechnen will, daß die sechzehn, mit der jetzigen Regierung unzufriedenen Personen, die auf einem mit Soldaten besetzten Fahrzeug nach der Habana in die Verbannung geschickt wurden, diese Reise nicht vollendet, sondern es vorgezogen haben, in dem ihrem Vaterland näheren brasilianischen Hafenstädtchen Parahiba auszusteigen. Von Montevideo ist an Brasilien die Bitte ergangen, dieselben dort zu internіren, doch würde auch eine Gewährung dieser Bitte seitens des Kaiserreichs jene Verbannten kaum hindern, bald hierher oder wenigstens nach Buenos Ayres zurückzukehren, von wo aus bereits viele Gleichgesinnte durch Flugschriften und Zeitungen unserer Regierung manche Widerwärtigkeiten bereiten. Trotzdem ist das Land ruhig und wohl wenig Aussicht, daß es zu einer offenen Auflehnung gegen die jetzigen Machthaber kommen werde. In der Argentina scheinen ebenso die Verhältnisse ruhiger und friedlicher zu werden, so daß der Präsident reisen kann; derselbe, Don Nicolas Avellaneda, ist eine wenig imponirende Persönlichkeit und sucht diesem Uebelstande durch unverhältnißmäßig hohe Hacken an den Stiefeln abzuhelfen. Er ist überall in den Städten, in Entrerios, am Ufer des Uruguay unter großartigen Demonstrationen, wenn auch mit wenig Enthusiasmus, empfangen worden und begibt sich zur Eröffnung der Eisenbahn zwischen Concordid in dieser Provinz und Monte Caseros in der von Corrientes. Diese Bahn, die anfänglich von einer deutschen (Berliner) Compagnie gebaut wurde, ist bestimmt, die Stromschnellen des Uruguay bei Salto zu umgehen und den oberen Theil des großen Flusses bis nach Brasilien hinein aufzuschließen und zugänglich zu machen, eine ähnliche Bestimmung, wie sie die oben erwähnte Bahn von Salto aus nach Norden auf dem linken Ufer des Uruguayflusses hat. P. R.

Aus Berlin. Die bayrischen Wahlen. Der Luftballon. — Das politische Tagesgespräch, soweit überhaupt von einem solchen während des Hochsommers in Berlin die Rede sein kann, sind natürlich die bayrischen Wahlen. Es kann selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, Sie ex professo über die Vorgänge jenseit des Main zu unterrichten. Nur einiges Allgemeine, was Berlin dazu denkt und sagt, sei mir gestattet, zu bemerken.

Zwiefach ist die Bedeutung, die den bayrischen Wahlen von der öffentlichen Meinung des In- und Auslandes beigelegt wird und ich glaube, in beiden Hinsichten opponirt das politische Urtheil Berlins. Verfolgen wir die Ansichten des

Digitized by Google

Auslandes über den Werth des Ausfalles der bayrischen Wahlen — die inländischen Auffassungen sind im Grunde dieselben — so finden wir, daß man allerseits den ultramontanen Erfolg oder Mißerfolg bei den Wahlen zu einem Gradmesser in doppelter Beziehung machen will. Man will daraus einerseits einen Schluß ziehen auf die Stellung Bayerns zur Politik des deutschen Reiches überhaupt und man will daraus andererseits insbesondere eine Folgerung ableiten für den ferneren Verlauf der preußischen Politik gegenüber der römischen Curie. Beides hält man hier für unthunlich. Freilich hat man hier so gut wie anderwärts ein Verständniß für die Schwere der Bedeutung eines ultramontanen Wahlsieges in Bayern. Aber zunächst glaubte hier Niemand recht an die Möglichkeit eines Wahlresultates, das wirklich als ultramontaner Sieg zu betrachten sein würde. Ich meine das Ergebniß einer wirklich erheblichen Majorität der Ultramontanen. Glauben Sie nicht etwa, daß die leider den Berlinern so unausrottbar anhaftende Geneigtheit zur Verkennung und Unterschätzung des ultramontanen Treibens diesen tröstlichen Glauben an die relative Unfähigkeit der Klericalen zu weiterem Vordringen erzeugt hat. Nein, man kannte hier doch recht genau die Stärke der eigenen Gesinnungsgenossen in Bayern und kam in Folge dessen unschwer zu dem Resultate, daß die liberale und ultramontane Partei in ungefähr gleicher Stärke aus den Wahlen hervorgehen würden. Aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, wenn vielmehr eine entschiedene klericale Majorität künftig in der bayrischen Kammer herrschte, wie sollte es geschehen können, daß Bayerns Stellung zum Reiche und der Gang der preußischen Kirchenpolitik dadurch alterirt würden? Freilich würden die bayrischen Minister nicht auf Rosen gebettet sein, freilich würde auch Jedermann im Reiche noch wachsameren Auges die Schaar der Schwarzen beobachten müssen, welche dem In- und Auslande die verkörperte Negation der vaterländischen Wohlfahrt darstellen würde. Aber, fragen wir, wie sollte wohl der bayrische Ultramontanismus dazu kommen, einen herrschenden Einfluß auf die bayrische Politik zu gewinnen? Ebenso wenig, wie es einer ultramontanen Kammermajorität gelingen wird, ein ultratramontanes Ministerium herbeizuführen, ebenso wenig und noch viel weniger wird eine solche das jetzige Ministerium zwingen können, nach ihrem Willen zu verfahren. Die Stellung Bayerns zum Reiche, das gute Einvernehmen Bayerns mit dem Oberhaupte und den übrigen Gliedern desselben wird von Seiten Bayerns lediglich bedingt durch die Regierung und die liberale Partei. Die Ultramontanen sind glücklicher Weise zu schwach, hier wirklich hemmend in den Weg zu treten. Der Widerstand aber, den sie thatsächlich leisten, ist bei der Abneigung der centripetalen und centrifugalen Kräfte des Reiches sehr wohl in Anschlag gebracht. Kein Mensch giebt sich in dieser Hinsicht mehr einer Illusion hin. Aber gerade weil wir uns gänzlich frei von einer

Digitized by Google

solchen fühlen, weil wir zur Zeit durchaus nicht auf irgend welches politische Entgegenkommen der Ultramontanen rechnen und unsere Bilanzen so gezogen haben, daß wir sehr wohl ohne dasselbe auskommen können, gerade darum sollte man auch aufhören, an jeden Anlauf der Klericalen Besorgnisse oder gar Befürchtungen zu knüpfen, die glücklicher Weise denn doch im Mißverhältnisse zu unserer Kraft stehen. Völlig unerfindlich aber erschien uns die Meinung, daß eine vorschreitende klericale Bewegung in Bayern der preußischen Kirchenpolitik Hemmnisse bereiten könnte. Uns schien vielmehr in diesem Falle eine andere Folge unausbleiblich. Wir meinten, und meinen noch, daß ein offensives Vorgehen der bayrischen Ultramontanen nothwendiger Weise die bayrische Regierung sehr bald zum thatsächlichen Anschluß an die preußische Politik gegenüber dem Vatican drängen würde. Und da Bayern nicht nur das größte katholische Glied des Reiches, sondern nächst Preußen überhaupt der mächtigste Factor desselben ist, so würde ein solcher Anschluß die Eröffnung des Krieges gegen den Vatican von Reichswegen nach sich ziehen. Wahrlich also ein Resultat, mit dem gerade wir in Preußen zufrieden sein könnten.

Mittlerweile sind nun die Ergebnisse der bayrischen Urwahlen bekannt geworden und die allgemeine Spannung hat nachgelassen. Voraussichtlich werden 79 klericale Abgeordnete 77 liberalen gegenüberstehen. Beide Parteien sind gleich stark, Niemand ist Sieger. Es wird im wesentlichen beim Alten bleiben und das alte unerfreuliche Spiel des Transigirens und Hin- und Herlavirens auch ferner andauern. Und dennoch stellt dieser scheinbare Stillstand einen außerordentlichen Fortschritt zum Besseren dar. Die Ultramontanen haben diesmal mit dem letzten äußersten Aufgebot ihrer Kräfte gekämpft, die Bischöfe redeten in ihren Hirtenbriefen die aufgeregteste Sprache, die ultramontanen Wahlvereine rangen mit der ganzen Erbitterung, die sich ihrer während des fünfjährigen deutschen Kampfes mit der Curie bemächtigt hatte. Die ganze Rechnung war darauf gestellt, daß sich diese Erbitterung auch der großen Mehrheit des bayrischen Volkes mitgetheilt hätte und daß in Folge dessen sich die bayrischen Wahlen als ein schneidiger Protest gegen die deutsche Politik darstellen würden. Und hierin haben sich die Herren gründlich getäuscht. Es hat sich gezeigt, daß die Capläne und die Redacteure ultramontaner Hetzblätter das bayrische Volk nicht mit sich fortzureißen im Stande waren und daß ihr Unvermögen zu weiterer Propaganda sich nunmehr als eine verhältnißmäßige Isolirung darstellt. Nach dem Ausfalle der Wahlen stehen die Dinge in Bayern heute so wie sie im Jahre 1869 standen, das heißt zum mindesten: die ganze von dieser Zeit an betriebene systematische Verhetzung des Volkes zu römischen Zwecken, die ganze Verläumdung und Verketzerung der preußischen Kirchenpolitik ist an dem bayrischen Volke spurlos vorübergegangen. Das ist immerhin ein Wahlergebniß, das uns recht annehmbar erscheint. Hoffen wir, daß die Wichtigkeit desselben

Digitized by Google

auch dem Auslande recht zum Bewußtsein komme. Man wird sich so am besten vor schweren Täuschungen bewahren, denen man sich neuerdings wieder sehr bereitwillig hinzugeben schien. Das „Journal des Débats“ erklärte zwar neulich sehr bereitwillig, die Zeiten seien vorüber, wo man in Frankreich sich Illusionen hingegeben habe. Schmerzliche Erfahrungen hätten die große Mehrheit der französischen Nation gelehrt, nur auf sich allein zu zählen. Allein wir halten dafür, daß man die Trauben wohl nur etwas sauer gefunden haben wird und wollen uns freuen, wenn unsere Nachbarn in richtiger Erkenntniß der Dinge sich und uns vor neuem Unheil bewahren.

Die Ultramontanen selbst halten den Ausfall der Wahlen wohl für nichts weniger als für einen Sieg ihrer Partei. Ich glaube wenigstens nicht, daß sie in diesem Falle sich dazu entschließen würden, in ihrem Kampfe mit der preußischen Regierung zum Rückzuge zu blasen. Und das thun sie allerdings, trotz allen öffentlichen Abläugnens. Es ist Thatsache, daß eine beträchtliche Anzahl der kirchlichen Oberen in Preußen sich bereits entschlossen hat, einen Theil der preußischen kirchlichen Gesetzgebung zu „dulden“ und die Annahme scheint durchaus berechtigt, daß der preußische Episcopat nächstens mit einer Erklärung hervortritt, in der er die Gründe dieser Duldung näher erläutert, und den Gläubigen die Wege des Friedens weist. Natürlich wird es auch dann nicht an Reservationen aller Art fehlen und thatsächlich wird noch lange nicht Frieden herrschen. Aber die Grundlagen des künftigen Friedensschlusses werden doch bereits vom Feinde in Erwägung gezogen und sind wohl schon guten Theiles im Stillen acceptirt. So könnte es geschehen, daß der künftige Winter seinen Parlamenten statt der langgewohnten kriegerischen Erregung Ruhe bringt und daß überhaupt vielleicht wirklich einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, Ruhe einzieht in die Gemüther

Wenn doch stets die politische Harmlosigkeit herrschte, die der jetzigen Jahreszeit so erb- und eigenthümlich ist. Wenn Sie sähen, mit welcher Theilnahme augenblicklich der französische Luftschiffer, Herr Godard, von den Berlinern auf seinen kurzen Ausflügen begleitet wird, wenn Sie sähen, wie dieser Herr Godard seinen Ballon mit deutschen Farben schmückt und ihn „Empereur Guillaume“ nennt, Sie würden nicht glauben, daß dies derselbe Herr Godard ist, der im Winter des Jahres 1871 das sehnsüchtige Ziel der preußischen Kugeln war, wenn er sich in die Lüfte erhob, um Depeschen und Briefe nach Tours zu befördern. Die Luftschiffahrt ist hier zur Zeit der allein herrschende Sport. Allgemein ist das Interesse. Jedermann nimmt gegen Abend stillschweigend an, daß er durch das Niederbrechen des Ballons in seinem Garten oder in seinem Hofe erfreut werden wird, und ist man daher von sieben Uhr an permanent am Fenster. Erscheint der Ballon über der Stadt, so übt er auf die unter ihm fluthende Menschenmenge eine er-

ed by Google

schreckliche Anziehungskraft. Sie ballt sich unter ihm zusammen und folgt ihm mit jäher Schnelligkeit in allen seinen Bewegungen. Kommt es dann endlich zum Niedergange des Ballons, so entwickeln sich jene wilden Straßenscenen, welche in jedem anderen Orte für Symptome des Landfriedensbruches angesehen werden würden, welche aber in der Sprache des Berliner Janhagels nur als Ausdruck einer herzlichen Theilnahme gelten. Man könnte bange werden um die Stadt der Intelligenz, wenn man sieht, wie ein Theil ihrer jüngeren Söhne sich in gut kannibalischer Weise zu erfreuen liebt. Es mag sein, daß es in den großen Städten des Auslandes nicht besser in dieser Hinsicht steht. Wenigstens wird vielfach behauptet, daß der Berliner Pöbel nur deshalb einen so schlechten Ruf hätte, weil ihm beständig die Sünden öffentlich vorgehalten würden, welche bei seinen Collegen in London und Newyork als selbstverständlich gelten und welche daher auch ebenso selbstverständlich mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist unbestreitbar, daß hieran etwas Wahres ist. Wenigstens läßt sich aus dem Tone, in dem gelegentlich in der ausländischen Presse dieses oder jenes für uns unerhörte Verbrechen behandelt wird, schließen, daß dasselbe dort keineswegs so neu und unglaublich erscheint. Indeß selbst wenn auch die Concurrenz des Auslandes die Leistungen des einheimischen Pöbels in tiefen Schatten stellen sollte, so wäre doch dringend zu wünschen, daß hier allmählich eine Besserung einträte. Es wäre schmerzlich, wenn die beste der Eigenschaften des Berliners, seine geistige Regsamkeit, bei einem Theile der Bevölkerung die ungefüge Rücksichtslosigkeit zum nothwendigen Correlate haben und behalten sollte. J.

Literatur.

Zur Goetheliteratur. Heinrich Leopold Wagner. Von Dr. Erich Schmidt. Jena 1875. — Die kleine Gemeinde, welche mit emsigem Fleiße in unserer deutschen Literaturgeschichte vorzugsweise ihre Forschungen auf alles erstreckt, was mit dem Namen „Goethe" zusammenhängt, hat sich in diesem Sommer einer Gabe zu erfreuen, die in mehr als einer Hinsicht auch den Antheil derjenigen erregen dürfte, die ohne jenes erwähnte specielle Interesse die Erscheinungen der Literaturgeschichte verfolgen. Die Monographie Erich Schmidts über Johann Leopold Wagner beschäftigt sich mit einem Schriftsteller, der alle wesentlichen Vorzüge und Fehler seiner Zeitgenossen aus der Sturm- und Drangperiode mit diesen gemeinschaftlich besitzt, der aber zu früh starb, um einer nothwendigen Gefühlsvertiefung und

Digitized by Google

Geschmacksläuterung theilhaftig zu werden, wie sich solche bei andern vollzog. Kein Wunder daher, daß die Nachwelt seiner bald vergaß, so daß er zu den völlig Vergessenen auch vielleicht heute noch gehören würde, wenn nicht Goethe diesen Bann von ihm genommen hätte. Derselbe erwähnt seiner in „Dichtung und Wahrheit" als „eines guten Gesellen, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte; erst ein Glied der Straßburger, dann der Frankfurter Gesellschaft; nicht ohne Geist, Talent und Unterricht. Er zeigte sich als ein Strebender, und so war er willkommen." An diese Erwähnung knüpft sich dann freilich der Vorwurf eines Plagiats: „Weil ich aus allem, was ich vorhatte, kein Geheimniß machte, so erzählte ich ihm wie andern meine Absicht mit Faust, besonders die Katastrophe von Gretchen. Er faßte das Sujet auf, und benutzte es für ein Trauerspiel, die Kindesmörderin." Ein solches Wort an solcher Stelle erklärt und rechtfertigt vollständig den Wunsch, dem Verschollenen nachzuspüren um mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Geschieht dies nun in einer so gewissenhaften, klaren und liebenswürdigen Weise, wie in der vorliegenden Monographie, so schulden alle Literaturfreunde dem Verfasser ihren Dank.

Heinrich Leopold Wagner ward am 19. Februar 1747 zu Straßburg geboren, und studirte dort Jurisprudenz während jener Jahre, da Goethe sich dort aufhielt. Er scheint auch zur Tischgenossenschaft desselben gehört zu haben, und Schmidt interpretirt in dieser Beziehung eine Andeutung Jung-Stillings in seiner Selbstbiographie gewiß richtig, wenn er meint, daß des Letzteren Bezeichnung: „ein guter Rabe mit Pfauenfedern" sich eben auf Wagner beziehe, — während Langer in seinen Anmerkungen zu „Dichtung und Wahrheit" (Hempelsche Ausgabe, Bd. 21, S. 365) dieselben Worte auf Meyer von Lindau beziehen zu sollen glaubt, wobei er jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken kann: „die Charakteristik wäre jedoch sehr verfehlt."

Nachdem Wagner dann Hofmeister der Söhne des Präsidenten von Günderode in Saarbrücken gewesen, wandte er sich nach Frankfurt a/M., wo er den Winter 1774—75 zugebracht haben muß. Denn er nahm in heftigster Weise Partei in den literarischen Fehden, welche durch das Erscheinen von Werthers Leiden im Jahre 1774 hervorgerufen wurden, und veröffentlichte die bekannte Farce: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten," in welcher er eben so wohl über die unberufenen Nachahmer wie über die böswilligen Recensenten in der bittersten Weise herfuhr. Bekanntlich hatte kurz vorher Lenz die Parodie Goethes: „Götter, Helden und Wieland" zum Druck befördert, und so war es erklärlich, daß auch diese Antikritik, in Knittelversen verfaßt, für ein Werk Goethes gehalten wurde, dessen Gegenerklärung mit Namhaftmachung des Verfassers bereits vom 9. April 1775 datirt ist.

Digitized by Google

Ein Jahr früher hatte Wagner ein Heftchen drucken lassen: „Confiscable Erzählungen", von denen, nach der kurzen Charakteristik, die der Verfasser davon giebt, schon damals die Kritik und das Publicum nichts wissen wollte, woran beide sehr wohl thaten. Im Jahre 1775 wandte er sich dem Drama zu, zuerst mit einer kleinen Familienscene: „der wohlthätige Unbekannte", die Dramatisirung einer damals oft erwähnten Anekdote, die später auch im Weidinger ihre Stelle gefunden hat. Dann erschien von ihm ein sechsactiges Trauerspiel: „die Reue nach der That", ein Stück, welches sich um die unmotivirte und ungereimte Bornirtheit einer Frau Räthin dreht, die ihrem Sohn, von dem sie erhalten wird, nicht erlauben will, die Tochter eines Kutschers zu heirathen. Es verlohnte nicht der Mühe, ein Wort über dieses, auf den Zufall basirtes Stück zu verlieren, wenn nicht eigenthümlicher Weise der berühmte Schröder vorzugsweise gern die Rolle des Kutschers Walz gespielt hätte, und daneben die Motivirung der Handlung an Schiller's „Kabale und Liebe" erinnerte, aus welcher Vergleichung man dann allerdings erst recht auf die Trübseligkeit des Wagnerschen Trauerspiels hingeleitet wird.

Im Jahre 1776 folgte nun ein Roman: „Leben und Tod Sebastian Silligs", von dem nur der erste Theil überhaupt je veröffentlicht worden zu sein scheint. Es ist dem Verfasser unserer Monographie ärgerlich genug gegangen mit diesem Buche: nachdem er ein Exemplar aufgespürt und erworben hatte, ging das Buch, welches wohl ein Unicum genannt werden könnte, auf der Post zwischen Berlin und Jena verloren!! Vielleicht war es nicht „eingeschrieben", sondern noch „recommandirt". Wir beklagen mit dem Verfasser diesen Verlust, denn er würde uns wohl einen etwas ausführlicheren Auszug gegeben haben, als die Recension in der Allg. d. Bibl. 30. 1, 135 enthält, obgleich diese Schilderung uns nach der näheren Bekanntschaft gar nicht lüstern macht. Doch ist eine Stelle der Recension auffallend: „dieser Theil schließt sich am Abend des Taufstages des jungen Sebastian, weswegen sich von der Geschichte noch nichts sagen läßt." Dies erregt die Vermuthung, daß Wagner einen lebhaften Eindruck von Lorenz Sternes Tristram Shandy empfangen hat, der in London von 1759—66 erschien und in den ersten siebenziger Jahren von Bode übersetzt worden war. Jedenfalls ist der Nacheiferer an der Schale hängen geblieben, indem er sich des scherzhaften Gedankens bemächtigte, gewissermaßen die Geschichte des nascituri zu schreiben; das „wie?" scheint aber nach seiner Recension so kläglich ausgefallen zu sein, daß Wagner nichts besseres thun konnte, als von der Fortsetzung des Romans ganz abzustehen.

Das unstreitig wichtigste Werk Wagners, das Zeugniß ablegt von einem außergewöhnlichen Talent und einer großen Kraft des Ausdrucks, ist das sechsactige Trauerspiel: „die Kindesmörderin", dasselbe, welches von Goethe

Digitized by Google

als ein Plagiat angesprochen wird, hinsichtlich der Gretchenkatastrophe im Faust. Nach einer ausführlichen Analyse des Stückes, in dem wir die ganze ungezügelte Derbheit der „Sturm- und Drangperiode" wiederfinden, beschäftigt sich Schmidt sehr eingehend mit der Untersuchung, in wie weit die Beschuldigung Goethes gerechtfertigt erscheine, und führt mit tief eingehendem Verständniß der damaligen Geschmacksrichtung und Culturbestrebungen Vieles an, was zur Rechtfertigung Wagners beachtet werden muß. Uns will bedünken, als habe er daneben ein größeres Gewicht auf den Einfluß legen können, den Beccaria durch seine Schrift: „dei delitti e delle pene" seit Ende der sechziger Jahre in dem ganzen gebildeten Europa sich rasch zu erwerben gewußt hatte; wie sehr dies auch in Deutschland der Fall war, geht hervor aus der überraschenden Zahl von Dichtungen und wissenschaftlichen Arbeiten, die das Thema von der ungerechten Strenge der Gesetze gegen die Kindesmörderinnen zum Gegenstand hatten. Und ebenso erscheint uns der Aufsatz J. G. Schlossers im deutschen Museum von 1778 (S. 108 der Monographie) von der größten Wichtigkeit, als die Beurtheilung eines Zeitgenossen, der vor Vielen berufen war, hier ein entscheidendes Wort auszusprechen, eines Mannes von entschiedenem Charakter, durch wissenschaftliche und literarische Studien und Arbeiten vielseitig gebildet, begeistert für ideal-sittliches Wirken, und über alle dem seit 1770 zu den intimsten Freunden Goethes gehörend und seit 1773 sein Schwager. Wenn dieser Mann sich als Vertheidiger „dieses so guten, so interessanten und wahren Stückes" hinstellt, so muß doch zu jener Zeit etwas in der Luft, die Alle gemeinschaftlich einathmen, gelegen haben, von dem wir uns jetzt keinen klaren Begriff mehr machen können.

Das bisher Gesagte wird hinreichen, um unser Interesse an dem vorliegenden Büchlein zu erklären. Nur seien hier noch zwei nebensächliche Bemerkungen erlaubt. Der Verfasser glaubt (S. 13) an dem 4. März 1779 als Todestag festhalten zu müssen, weil in dem officiellen Frankfurter Todtenbuch, in welchem nicht die Sterbe- sondern die Begräbnißtage verzeichnet wurden, es heißt: 6. März 1779 Wagner, Hr. Heinrich Leopold u. s. w. Wenn man jedoch betrachtet, daß in dieser selben Niederschrift Wagner als viduus mit dem 12. Mai 1778 verzeichnet steht, — und dann weiter man als Begräbnißtag der Frau Wagner den 12. Mai gleichfalls angegeben findet, so dürfte die Muthmaßung nicht unberechtigt sein, daß hier dennoch die Sterbetage aufgezeichnet sind, weil sonst eine Unrichtigkeit in soweit vorliegen würde, als nicht das Begräbniß, sondern der Tod den Ehemann zum viduus macht. Zum andern müssen wir den Herrn Verfasser aufmerksam darauf machen, daß S. VIII der Vorrede der Name des flandrischen Ortes nicht „Steenwerk" sondern „Steenkerken" heißt, und bekannt ist durch die Schlacht

Digit Google

vom 3. Auguſt 1692, welche der König Wilhelm von England gegen die Franzoſen unter dem Marſchall von Luxemburg verlor.

C. von Beaulieu-Marconnay.

Dramatiſche Sprichwörter von Carmontel und Theodore Leclercq überſetzt von Wolf Grafen Baudiſſin. 2 Bde. Leipzig, S. Hirzel. — Mit einem Geſchenk ganz beſonderer Art hat uns der rüſtige Neſtor unter unſeren Schriftſtellern diesmal überraſcht. Angenehm wie immer und wiederum auf jenem Gebiete, auf dem er Meiſter iſt: dem der Ueberſetzung von Rede und Gegenrede. Viele von uns kennen den Begriff des Proverbe aus den Literaturgeſchichten, den wenigſten ward bisher zu Theil dieſe liebenswürdige Dichtungsart ſelbſt prüfen zu können, die man leicht zu unterſchätzen geneigt war. Denn das dramatiſirte Sprichwort ſtand uns im Verdacht, zu der willkührlichen und oberflächlichen Mache, welche der durch die Kürze bedingte Mangel der Entwicklung mit ſich zu bringen ſchien, zugleich die Pedanterie lehrhafter Abſicht zu fügen, worauf der Name der Gattung ſo leicht ſchließen läßt. Und nun wie erfreulich ſind wir enttäuſcht! Giebt doch das zu Grunde gelegte Sprichwort, an deſſen Platz man übrigens in den meiſten Fällen leicht ein anderes ſtellen könnte, nur den allgemeinſten Inhalt an, ohne irgend welche einengende Begrenzung oder ſchulmeiſterliche Befangenheit, die der Wirkung ſchaden könnte. Während nun aber ſo die Idee der Stücke eine völlige Freiheit der Behandlung zuläßt, iſt darum mit nichten die künſtleriſche Compoſition bei Seite gelegt, wenn die meiſten Stücke auch nur aus einer Reihe von Scenen beſtehen, wie dies beſonders bei Carmontel der Fall iſt. Und ſo wird man mit vielem Genuß ſich der Lectüre hingeben; der Reichthum der Erfindung, die Fülle der Schilderung, Witz und Laune getragen von einem Dialog, deſſen Lebhaftigkeit und Feinheit ſelbſt gedehntere Partien vergeſſen macht, führen raſch von Seite zu Seite und man legt das Buch faſt mit dem Bedauern aus der Hand, daß uns nicht noch mehr geboten iſt. Es ſind der Schöpfer des Proverbe, Carmontel, und ſein Vollender, Leclercq, aus deren zahlreichen Luſtſpielen uns Graf Baudiſſin eine kleine Auswahl giebt. Der erſte hat faſt das ganze vorige Jahrhundert hindurch gelebt, der letzte noch die ganze erſte Hälfte des jetzigen. Dies bedingt zum großen Theil mit den Unterſchied, der zwiſchen beiden herrſcht, und der vom Ueberſetzer in der Einleitung treffend hervorgehoben iſt. Auch uns erſcheint Carmontel der bedeutendere von beiden an urſprünglicher Begabung, Leclercq indeß ihn übertreffend an künſtleriſcher Bildung. Carmontels „Porträt", „die rothe Roſe", „der gefährliche Tiſchnachbar", „die Geſchichte" und „die Medaille des Otho" ſind ganz köſtliche Schwänke voll prächſtigſter Laune. Von Leclercqs Stücken mochten wir „das Schwurgericht", „die Manie Sprichwörter zu ſpielen"

Digitized by Go

„der Unverbesserliche“ und „die Reise“ hervorheben, welch letzteres Proverbe wohl das Urbild einer unserer älteren Possen, „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ ist. Den Uebersetzer leitete bei der Herausgabe noch die Absicht dem fühlbaren Mangel an kleinen Lustspielen abzuhelfen, die sich zur Aufführung in Privatkreisen eignen. Man wird nicht leicht etwas finden, was diesem Zweck besser entspräche, sowohl was die Stücke selbst, als auch was die Zeitdauer und den äußeren Bedarf der Aufführung anlangt. Sie sind fast sämmtlich amüsant, kurz und lassen sich ohne alle Decoration in jedem Zimmer darstellen. Vielleicht fühlen sich auch nicht zu ihrem Schaden unsere lustspielarmen Bühnen veranlaßt, diesen oder jenen Schwank, den schauspielerische Kunst und Gewandheit erst zur rechten Geltung bringen würde, als hübsches Intermezzo vorzuführen. Rd.

Notizen. Aus der Urzeit. Von Karl Zittel. 2. Aufl. — Unter den Veröffentlichungen der unter dem Namen „die Naturkräfte“ in München bei Oldenbourg erscheinenden naturwissenschaftlichen Volksbibliothek, welche sich zur Aufgabe gemacht hat nicht nur die Resultate der Naturforschung in ihrer Anwendung auf das Leben, sondern auch die wissenschaftliche Methode selbst dem größeren Publicum zu vermitteln, haben neben Thomès „Bau und Leben der Pflanzen“ und Ratzels „Vorgeschichte des europäischen Menschen“ hauptsächlich Zittels Bilder aus der Schöpfungsgeschichte sich allgemeine Beliebtheit erworben. Der Münchener Geologe, dessen „Briefe aus der libyschen Wüste“ durch die Klarheit und Frische der Darstellung ein gerechtes Aufsehen machten, hat es verstanden, ohne der strengen Forschung das Geringste zu vergeben in trefflicher Form, die freilich vielfach des wissenschaftlichen Jargons sich nicht entäußern kann, die neuesten Ergebnisse der geologischen und paläontologischen Untersuchungen faßlich darzustellen, wobei er sich von einer Menge sorgfältig ausgeführter Holzschnitte wirksamst unterstützen läßt. Mit Befriedigung bemerkten wir, daß in der vorliegenden Auflage auch die neuesten Funde, wie der von Dafing, mit verwerthet worden sind. Man freut sich beim Studium des Buches überhaupt, daß der Ernst der Wahrheit nicht, wie dies so oft bei ähnlichen Darstellungen zu geschehen pflegt, der Speculation auf die Schau- und Combinationslust der Menge zum Opfer gebracht worden ist. Und es ist ebenso rühmlich für das Buch wie für sein Publicum, daß es die Probe bestanden hat. — Von Wilhelm Müllers „Politischer Geschichte der Gegenwart“ ist soeben der achte Band, das Jahr 1874 enthaltend, erschienen. An die ebenso gewissenhafte, wie lebendige, vortreffliche Zusammenstellung, die als Nachschlagebuch in keiner Bibliothek fehlen sollte, braucht hier nur erinnert zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 28. Juli 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die beiden Forſter.

Von Julius Löwenberg.

Am 30. Juli werden es hundert Jahre, daß die beiden Forſter, Joh. Reinhold, der Vater, und Joh. Georg, der Sohn, von ihrer Weltfahrt mit Cook heimgekehrt ſind. Es war dies bekanntlich die zweite und wichtigſte von den drei Entdeckungsreiſen des größten Seefahrers ſeiner Zeit, auf der das zweitauſendjährige Wahngebilde von einem großen ſüdlichen Continent zerſtört und in die oceaniſche Südpolarzone am weiteſten vorgedrungen wurde. Rechtfertigt ſchon dieſes Zeitmoment allein eine ſäculare Erinnerung an beide Männer, welche die erſten Deutſchen waren, die zu wiſſenſchaftlicher Forſchung die Erde umſegelt haben, und welche ſo vortreffliche Geſchichtsſchreiber ihrer Reiſe geweſen', daß von ihnen, nach Humboldts Ausdruck, die Welt reiſen gelernt hat, ſo iſt dieſe Erinnerung noch ganz beſonders dadurch gerechtfertigt, daß ſie die paßliche Veranlaſſung bietet, von einer noch erhaltenen unbekannten Sammlung von Briefen Nachricht und Proben zu geben, die von beiden Forſter an den Verleger ihrer Schriften, den Buchhändler Spener in Berlin, gerichtet waren. Ihre Zahl wird noch dreihundert überſteigen, obwohl ſchon viele von ihnen an Autographenſammler zerſtreut wurden. Der erſte Brief unſerer Sammlung iſt ſchon vom 19. September 1775, alſo ſchon wenige Wochen nach der Heimkehr von der Weltreiſe (und ſelbſt dieſem Briefe müſſen ſchon einige vorangegangen ſein), während der „Briefwechſel" Georg Forſters im ſiebenten, achten und neunten Bande ſeiner, von Gervinus herausgegebenen „ſämmtlichen Schriften" erſt drei Jahre ſpäter, den 22. October 1778 beginnt.

Wir theilen daher aus ſäcularer Veranlaſſung einige von den allererſten Briefen mit, die ſich auf die Herausgabe ihres Reiſewerkes beziehen, und dabei doch von mehr als nur geſchäftlichem Autoren- und Verlegerintereſſe ſein dürften.

Zur einführenden Orientirung mögen einige Erinnerungen vorangehen.

Die Lebensverhältniſſe beider Männer können an dieſer Stelle als bekannt vorausgeſetzt werden. Beide haben ihre Biographen und Kritiker in

Digitized by Google

überſchwenglichem Lobe und in verdammendem Tadel gefunden. Es ſei nur daran erinnert, Reinhold, der Vater, war evangeliſcher Pfarrer in dem Dörfchen Naſſenhuben bei Danzig, ein Mann von raſtloſem Forſchungsdrange und ungewöhnlichen Sprach- und naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, aber in unſagbarem Maße rauh, heftig, eigen- und ſtarrſinnig. Das geiſtliche Amt war ihm eine drückende Feſſel, Pfarrhaus und Kirche ein Gefängniß. Büffon und Linné galten ihm mehr als Bibel und Katechismus. Als ihm nun ſeitens der ruſſiſchen Regierung, wo man den Werth deutſcher Gelehrten in Gmelin, Steller, Pallas ſchon kennen gelernt hatte, der Antrag gemacht wurde, eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach dem ſüdlichen Rußland auszuführen, verließ er ohne weiteres Pfarrhaus und Familie.

Kaum acht Jahre alt, begleitete Georg den Vater als botaniſcher Gehilfe in die unwirthbaren Steppen Südrußlands und blieb ſeitdem ſein unermüdlicher geiſt- und kenntnißreicher literariſcher Genoſſe, folgte ihm nach Petersburg und London und wurde hier im ſiebzehnten Altersjahre unter die Gelehrten auf Cooks zweiter Entdeckungsreiſe als Botaniker aufgenommen, zu denen der Vater als Phyſiker, Zoolog und Fachmann in verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaften gehörte.

Die Reiſe dauerte vom 13. Juli 1772 bis 30. Juli 1775. Reinhold Forſter ſollte ſie beſchreiben, und Vater und Sohn knüpften wegen des Verlages derſelben mit dem Buchhändler Spener in Berlin, mit dem ſie ſchon früher befreundet waren, briefliche Verhandlungen an. Wir theilen nunmehr einige wenige dieſer Briefe und zum Theil nur in Auszügen mit. Der erſte iſt von Georg Forſter:

London 19 September 1775.

Nach vielen etwas überſchwänglichen Verſicherungen der Freude über den von Freund Spener eingelaufenen Brief, heißt es weiter:

. . . . . „Sie wundern ſich, mein wertheſter Spener, daß ich mich in der deutſchen Literatur umſehe, und daß ich Usong in der Grundſprache (denn er iſt überſetzt) geleſen habe, als wäre ich ganz zu einem übermüthigen Engländer geworden, der nirgends als unter ſeinen eigenen Landsleuten das Verdienſt erkennen will, und nicht zugiebt, daß andere Völker eben ſo groß, eben ſo richtig und eben ſo witzig denken als das ſeinige: Nein ſo einer bin ich nicht. Ich verehre die Sprache Thuiskons, und den göttlichen Mann, der ſie für werth hält, darin den Wettlauf der Dichtkunſt anzuſtellen! Sie iſt reich, harmoniſch und männlich, und ihre beſondere Fähigkeit zu allen Arten von Sylbenmaaßen giebt ihr einen großen Vorzug vor allen Europäiſchen Sprachen. Die bloße Erzählung

Digitized by Google

von Klopstocks Wettlauf der Deutſchen und Engliſchen Muſe hat mich völlig in einen enthuſiaſtiſchen fit geſetzt, und hätte dieſer große Dichter ſonſt kein anderes Verdienſt, ſo würde dieſer Gedanke allein ihn verewigen können. Ich habe Zeit genug gehabt, mit dem Musen Almanach (darinn ſo manches Schöne gewiß vor kommt) ziemlich bekannt zu werden, und Schach Bambo's Töchter sont des morceaux pour la bonne bouche, Nicolai's Magiſter Sebaldus hat auch ſchon herhalten müſſen und der zweite Theil wird mit Schmerzen aus Deutſchland erwartet. Sulzers Theorie der ſchönen Künſte (a—i) iſt ſchon durchblättert, Niebuhrs Reiſe größtentheils durchgeleſen, und manches kleine Büchlein eben mit unterſucht worden. Was nun mein bisheriges alltägliches Fach betrifft, ſo iſt Forskål, Jacquin, Aublet auch ſchon bei mir rewüe paßirt, und was Ihnen sub rosa anvertrauet wird, ſo ſind die Charaktere der Genera Plantarum, ſo wir auf unſrer Reiſe entdeckt haben, ſchon ziemlich weit avancirt. Der Text dazu wird wie die Linnéiſche Genera Plantarum, (aber in 4to), gedruckt, und jedes Genus durch eine Platte, die den Tournefortiſchen gleichet, erläutert. Die Geſchichte unſrer Reiſe wird meinem Vater anvertraut, der denn aus ſeinen eigenen und Capitain Cooks Journalen ein Ganzes macht, (was die Anmerkung in H. Büschings Nachricht betrifft, ſo kann ich Ihnen verſichern, daß ſie ungegründet iſt, wie denn auch manche Umſtände, deren er erwähnet, unrichtig ſind.) Meine Anmerkungen ſind ganz allgemeine und aus einem beſonderen Geſichtspunkte gezogen, waren auch nie für das Publikum, ſondern für meine Freunde allein beſtimmt, und ſollten mich glücklich machen, wenn es möglich wäre, ſie allhier Ihren Augen zu unterwerfen.

Die Reiſe auf Befehl der Admiralität publicirt, wird zween ſtarke quart Bände machen, mit mehr als 60 intereſſanten Kupferſtichen verſehen, und gewiß den Landſchaften, Ausſichten und auch Einwohnern der Süd See mehr ähnlich als jene italieniſche Zeichnungen eines Cipriani, der aus der Fülle ſeiner Einbildungskraft eine Menge Europäiſche Charactere in ein wildes neuentdecktes Land verſetzte. Wenn aber alles dies fertig ſein ſoll, ja das iſt eine Frage, die ich nicht beantworten kann: daß die Admiralität es meinem Vater und Capt: Cook überlaſſen hat, keine Unkoſten des Drucks zu tragen und ſich hernach in den Gewinnſt zu theilen, kann ich Ihnen gewiß verſichern, es wird alſo keine beſondere Reiſebeſchreibung von Cook herauskommen. -- Und ſo hätte ich alle ihre Fragen in Anſehung der Reiſe beantwortet.

Sie fragen nach meiner Ausſicht in London; ſoll ichs Ihnen ſagen, ſie iſt ziemlich luftig: ich ſehe nehmlich aus meinem Fenſter über Tot-

Digitized by Google

tonham Courtwad hinweg ſogleich in die grünen Felder und Wieſen hinaus. Es hat ſich noch nichts gezeiget, das mich an London binden könnte; Ihre Majeſtäten haben zwar auf die allergnädigſte Weiſe ſowohl mit meinem Vater, als mit mir, (bei Ueberreichung einiger raren lebendiger Thiere aus den Inſeln der Süd See und vom Cap. der guten Hofnung) geſprochen, allein wer darauf Rechnung macht, kann ſich nur gar zu leicht betrügen. Fürs erſte habe ich auch noch alle Hände mit den Arangements unſerer Naturalien-Sammlung, unſerer Beſchreibungen und Zeichnungen voll, iſt alſo noch an keine andere Beſchäftigung zu denken. Da die Herren Banks und Solander ſchon über 550 Pflanzen in Kupfer geſtochen haben, und ohngefähr noch einmal ſo viel zu ſtechen gedenken, überdem auch faſt alle unſre Entdeckungen auf ihrer Reiſe ebenfalls gemacht haben, ſo wäre es unbillig die Welt mit doppelten Ausgaben zu beſchweren. Das Werk alſo, (das nach unſren Generibus Plantarum gleich ſoll vorgenommen werden und) welches die Beſchreibungen unſerer neuen Species enthalten wird, ſoll keine andre Kupferſtiche enthalten, als nur von denjenigen Pflanzen, die in der Banksischen Sammlung ſich nicht befinden. — Sagen Sie mir, mein Theuerſter, warum Sie denn nicht noch dies Jahr zu uns kommen wollen? ſo ſpät erſt, künftigen Mai! je nun, vielleicht kömmt uns der Paroxismus noch eher an, auf Ihre Seite der Großen Pfütze zu kommen: Eilen Sie aber lieber jetzt zu uns, wenn es auch nur auf eine kurze Zeit wäre, jetzt, da das Gewirre der Geſchäfte des Morgens uns jeden Abend nach dem Freunde ſehnen läßt, in deſſen Armen wir unſern erſchöpften Geiſt wieder ermuntern könnten! Gewiß es läßt ſich nichts geſcheutes, zuſammenhängendes ſchreiben wenn man den Tag über mit unaufhörlichen Fragen ermüdet wird, und Sie, mein Lieber, werden dies am mehrſten büßen müßen, dem ich mein undeutſch, ſo bogenweiſe zuſchicke. Nicht eine Zeile, ſondern einen ganzen langen Brief voll Dank verdient Ihre gütige Freundſchaft gegen meinen Bruder Carl; was das Papier Ihnen nicht ausdrückt, ſteht doch mit unauslöſchlichen Buchſtaben in meinem Herzen geſchrieben. Sterne's Memoirs, ſchon ſo lange angezeigt, ſind doch noch nicht publicirt worden. Ihre übrigen Ordres habe ich bei mir liegen und ſie werden mit der erſten Gelegenheit an H. Zumbrock den jüngeren und durch ihn an Sie abgehen. Meine Schweſtern machen Ihr Compliment, ſie haben aber noch nicht Zeit gehabt, ſpielen zu lernen. — Ich bitte um Göthes Götz von Berlichingen und jungen Werther: — Was iſt von Claudius? — Ich habe zu lang geplaudert, doch nichts rechts geſagt, und bin ewig Ihr

George Forſter.

Digitized by Google

Schon am folgenden Tage ſchreibt Reinhold Forſter:

„London No. 16 Percy Street, Sept. 20. 1775.

Theureſter Freund!

Ob ich gleich von Ihnen noch keinen Brief geradezu empfangen habe, (denn ich rechne das nicht, was ich im Briefe an meinen Sohn par bricol bekam) ſo ſchreibe ich doch an Sie, mitten unter meinen ſchweren Geſchäften, mit denen ich wahrlich jetzt mehr, denn jemals überhäuft bin. Ich habe mit großem Vergnügen geſehen, daß Sie geſund ſind, und mir ſcheint es, daß es Ihnen wohl gehe, und das iſt mir lieber als alles Vergnügen, welches manche mir allhie zu verſchaffen gedenken, die mir jetzt ungemeine Höfflichkeiten erzeigen, da ſie mich vor dieſem gar nicht zu kennen ſchienen. Ich habe es manchem Vornehmen zu verſtehen gegeben, daß ich nicht ein Mann wäre, der es verſtünde Aufwartungen zu machen und ſich im Vorzimmer zu ſchmiegen; ich bin ein Gelehrter und kann dazu keine Zeit erübrigen. Ich halte es für hinlänglich, wenn ich meinem Könige meine ſchuldige Aufwartung mache; und habe das Glück gehabt, ihm und ſeiner verehrungswürdigen Charlotte ein Gnüge geleiſtet zu haben und werde allemal mit einem Geſpräche beehrt; und auch bei dem Hofe erſcheine ich nur ſelten. Doch was ſoll alles dieſes? Nichts! in der That nichts mehr, als daß ich nicht viel Zeit habe, und karg darauf bin; außer mit meinen Freunden; welchen ich gerne ſo viel von meiner Zeit gebe, als es nur immer möglich iſt, und auch Sie ſollen demnach einen langen, langen Brief von mir haben; allein denken Sie mich ja nicht ſo klein, als daß ich durch das geſagte ſuchte meine Freundſchaft Ihnen koſtbar zu machen; Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mich ſo weit erniedrigen könnten: Sie wiſſen es aus der Erfahrung, wie unzuſammenhangend mein Geſchwätz iſt, und auch, daß ich gerne und viel ſchwatze, wenn ich nur Zeit dazu habe.

Sie wollen erſt künftiges Jahr im Junius nach London kommen, das iſt ja erſchrecklich lange hin. Aut nunc, aut nunquam! ſage ich Ihnen und erwarte Sie fein balde nach Erhaltung dieſes Briefes in meinem Hauſe in London: Sie ſollen mit meinem George auf einer Stube wohnen und bei mir ſpeiſen; alles iſt ſchon bereitet zu Ihrer Aufnahme, und darauf will ich von keiner weiteren Widerrede etwas wiſſen, bei meinem Zorn und Ungnade! Ich muß ja mit Ihnen wegen der Ausgabe meiner Reiſebeſchreibung Abrede nehmen; denn Sie müßen wiſſen, daß ich vom Gouvernement erſehen bin, die Reiſe engliſch zu beſchreiben, welche wenigſtens 2 gute Bände in 4to ausmachen wird.

Digitized by Google

Allein ich gedenke dieſelbe zugleich deutſch und franzöſiſch herauszugeben. Das erſte ſollen Sie verlegen, zu dem letzten aber mir einen Verleger in Frankreich verſchaffen. Wir werden 50 oder 60 Kupferplatten und ohngefähr 12 Karten haben. Die Zeichnungen ſind nicht Vorſtellungen, da hier Italieniſche Geſichter zu Otahaitiſchen Männern und Weibern gelehnt werden, nein alles iſt von Herrn Hodges auf der Stelle nach dem Leben gezeichnet, und welche feine Sachen ſoll das Publikum da zu ſehen bekommen! allein merken Sie dieſes: die Reiſe ſoll zugleich an einem Tage engliſch, deutſch und franzöſiſch publicirt erſcheinen, daß kein Nachdruck oder Betrug ſoll möglich ſein. Dies nun macht es durchaus nöthig, daß Sie ſelbſt herüber kommen. Meine Genera Plantarum in 4to ſind ſchon in der Preſſe und ich habe ſchon mehr denn 60 Platten fertig. Es ſollen ihrer ohngefähr 80 ſein, ich hoffe das Buch am Ende vom October zu publiciren. Nach dem werde ich die Beſchreibungen der neuen Pflanzen und Thiere, lateiniſch drucken und ſolche Platten dazu ſtechen, von welchen Herr Banks keine Zeichnungen hat: Ueber das alles müßen wir ja ſprechen, und daher müßen Sie je eher je lieber herrüber kommen.

Ich habe hieraus zu großer Neu- und Wißbegierde und um in der Literatur nachzuholen, was ich in 3 Jahren verſäumt habe, ſchon manche deutſche Bücher von Herrn Heidinger gekauft, allein da er deren wenige hat, die was taugen, ſo fehlt mir noch ſehr viel; und muß ich Sie demnach erſuchen*) . . . . .

Wenn Sie nur erſt hier ſind, wollen wir noch von mehrerem ſprechen, allein laſen Sie mich auch nicht lange ſchmachten, und kommen ſein bald an, in London in Percy Street No. 16. Ich habe alten Madeira-Wein für uns beide, der rund um die Welt gegangen iſt, der ſoll uns, wenn wir von Freundſchaft ſprechen, noch mehr zu dieſem heiligen Gefühle entflammen.

Nun noch eins, des Herrn Dr. Büsching's Nachricht kannte ich ſchon aus der Amſterdamer Gazette, wo ſie holländiſch ſteht: Sie iſt in unendlich vielen Stellen falſch. 1) wir glauben kein Land um den Südpol, und haben muthmaßliche Gründe dazu; wir können dennoch nicht ſagen, es gefunden zu haben. 2) über das vermeinte Cap Circumcision ſind wir und auch Capt. Fourneaux**) herüber geſegelt. Vor dieſem, da man keine gute aſtronomiſche Beobachtungen anſtellen

*) Hier folgt eine Liſte von Bücherbeſtellungen, die zu lang iſt, um mitgetheilt zu werden, obwohl ſie ſehr intereſſant iſt, um die Vielſeitigkeit ſeiner Studien daraus zu erſehen.

**) Der Commandeur des zweiten Schiffes.

Digitized by Google

konnte, da konnte man ſich wohl irren; wir hatten zu gute Beobachter, Inſtrumente, Berechner und Uhren um zu irren. 3) Roggewein hat Davis Land nicht vergeblich geſucht, ſondern war wirklich darauf gelandet. Die Spanier ſind nachher da geweſen im Jahr 1770 mit zwei Schiffen dem San Lorenzo und der Fregatte Rosalia unter Capt. Don Felipe Gonzalez. Wir haben es auch geſehen, und ich bin über 25 Engl. Meilen darauf herumgegangen. Daß Byron und Carteret es nicht gefunden, liegt an anderen Urſachen. 4) Quiros's Tierra del Espiritu Santo erſtrecket ſich nicht von 12—18° ſüdl. Breite, es iſt eine ſehr mäßige Inſel, nicht einen Grad breit von Norden zu Süden. 5) Nova Caledonia erſtreckt ſich nicht vom 10ten bis zum 15ten Grad ſüdl. Breite. Wenn man mit Ernſte begierig wäre, unſere Reiſebeſchreibung zu leſen, ſo würde man ſich hüten, mit zu voreiligen falſchen Nachrichten dem Publiko läſtig zu fallen. Zu den falſchen Nachrichten gehört auch, daß Capt. Cook Urſach gehabt, mit Herren Forster dem Vater ſehr unzufrieden zu ſein. Capt Cook und ich ſind gute Freunde. Er hat der Admiralität von mir eine vortheilhafte Schilderung gemacht, wodurch Lord Sandwich bewogen, mich dem Könige nachdrücklich empfolen, und ſelbſt vorgeſtellt hat: Ich habe jetzt Capt. Cook's Journal in meinen Händen, und werde daraus und aus meinem eignen die Geſchichte der Reiſe auf Befehl der Regierung ſchreiben, ein Vortheil, den keine Reiſe vorher gehabt, daß einer der Reiſenden ſelbſt der Geſchichtsſchreiber ſeiner Reiſe geweſen. Es wäre zu wünſchen, daß man nicht ſo ungegründete Nachrichten der Welt vorlegen wollte; ein elendes Gerüchte wird zum Nachtheile ehrlicher Männer ausgeſprengt, die es nicht verdienen, ſo behandelt zu werden. Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris! . . . .

Meine Frau und Kinder empfelen ſich Ihnen, ꝛc. ꝛc.

Ihr Freund und Diener

Johann Reinhold Forſter.

No. 16 Percy Street. 9. 9br. 1775.

Wertheſter Freund!

Endlich zeigen Sie ſich als ein rechter Freund, indem Sie auf meinen freundſchaftlichen Brief ſogleich nach London kommen wollen, und meine und Georgens Seele iſt ganz darüber erheitert. Eilen Sie demnach doch ja, ſo viel es Ihnen Ihre Geſundheit zuläßt, um bei Zeiten bei uns anzulangen. Nächſten Freitag überreiche ich dem Könige meine Nova Genera Plantarum, und alſo ſehen Sie wenigſtens, daß ich nichts fal-

Digitized by Go

ſches geſagt habe. Allein Sie können noch kein Exemplar herüber haben, indem ich die Urſachen Ihnen mündlich erklären werde.

Wofern Sie die Deutſche und auch die Franzöſiſche Ueberſetzung zugleich übernehmen wollen, ſo mögen Sie es doch thun; mir ſoll es lieb ſeyn. Allein ich ſehe nicht ab, wie Sie es wollen in Frankreich importiren, denn es iſt ja ein Import auf fremde Bücher gelegt. Und überdem ſo wird der Franzoſe den deutſchen Druck und Stich nicht lieben, und noch weniger das Papier. Das Werk wird im Engliſchen ohngefähr 120 Bogen ausmachen, in 2 Quart-Bänden, davon einer dem Capt. Cook zufällt und ſein Journal enthält, der andere das meinige. Er läßt die Anmerkungen über die Naturgeſchichte aus, und ich ſolche, die die Navigation betreffen. Ich ſetze eine chronologische Geſchichte der Entdeckungen in der Südſee vor meinen Theil, und ſetze am Ende einige allgemeine Anmerkungen über Naturgeſchichte und Geographie, Phyſik hin, und vollſtändige Wörter Sammlungen der Südſee Sprachen. Es kommen 12 Karten und 18 große Ausſichten, Landſchaften, und hiſtoriſche Zeichnungen, davon 4 koſten jede 200 ℔ zu ſtechen; 18 Köpfe der Einwohner, 4 oder 6 Tafeln mit Inſtrumenten, Waffen ꝛc. und endlich 11 Tafeln von Natürlichen Dingen herein. Alſo werden in allem ohngefähr 63 Kupfer ſeyn.

Wofern ich deutſch und franzöſiſch überſetze, ſo müſſen Sie wiſſen, ich überſetze nur meinen Theil, und bringe Capt. Cooks Theil nur in Noten unter meinem Texte an, und alles, das den Cours betrifft, bringe ich in kurze Tafeln. Wo Sie das approbiren, ſoll es geſchehen; denn was geht doch die einländiſchen Deutſchen die Navigation und deren Details an. Bougainville ſagte ſchon, ſeine Landsleute würden ſein Buch nicht leſen, weil Navigation darinnen iſt, die keiner oder doch nur wenige verſtehen und leſen.

Dem Päckchen Bücher ſo abgegangen ſehe ich mit Sehnſucht entgegen. Wenn Sie kommen bringen Sie mir doch ein paar Schriften mit, die ein gewiſſer Herr Raspe geſchrieben hat, eine iſt Latein, die andere Deutſch und handelt von Volkanen und dem Urſprunge der Inſeln.

Ich wünſche gleichfalls noch ein paar Gefälligkeiten von Ihnen, ein oder mehrere Bücher, worin man im deutſchen die See Terminos findet, man hat mir geſagt am Ende der Anſonſchen Reiſe iſt ein ſolches Glosarium zu finden. Ferner beſinne ich mich in einem alten preußiſchen Chronikenſchreiber geleſen zu haben, daß irgendwo im 15. Säculo die Oſtſee von Danzig bis Stockholm gefroren geweſen iſt, ſo das Leute mit Schlitten hin und zurückgereiſet ſind. Es ſteht entweder in Reinhold

Digitized by Google

Cerike, oder im Peter von Duisburg oder im Caspar Schütze. Könnten Sie mir nicht durch jemand die Stelle in der Königl. Bibliothek aufſchlagen und excerpiren laſſen? Oder wofern irgend einer Ihrer Gelehrten ſonſt noch mehrere authentische Nachrichten weiß, daß die See irgendwo ganz gefroren geweſen, der erzeigt mir einen Gefallen damit: ich wollte nur die Stelle in meinen phyſikaliſchen Anmerkungen über die Entſtehung des Eiſes gebrauchen.

Ich ſende an Sie, mein Freund, ein Päckchen Sachen, darin ein Buch, Zeichnungen und Pflanzen enthalten ſind, nebſt einigen Mste. für den Ritter Linneus. Ich beſchwöre Sie bei allem, was heilig iſt, es ſo zu verfügen, daß es auf das eilfertigſte herüber gehe.

Noch eins! ein gewiſſer Schweitzer Schmidt, hat de Templis et Sacerdotibus Aegyptiorum geſchrieben, und dies Büchlein wünſchte ich zu leſen, und bitte Sie, es mir zu bringen. Ich ſchreibe in großer Eile, wurde 4mal geſtört und muß demnach bald aufhören, um nicht noch einmal geſtört und unterbrochen zu werden. Eilen Sie bald in die Arme Ihres

Freundes R. Forſter.

Spener kam indeß nicht nach London, auch ſeine Briefe blieben aus.

Nach längerem Briefwechſel trafen endlich Reinhold Forſter und Spener in Paris zuſammen. Die Verſtändigung war leicht, und ſofort nach ſeiner Heimkehr ſchrieb Forſter folgende

Nachricht an das Publicum.

Reiſen ſind von jeher mit Recht als Unternehmungen angeſehen worden, welche den Verſtand erleuchten, ſeine Kenntniſſe in allen Arten der Wiſſenſchaften befeſtigen und bereichern, das Ganze ſeiner Erfahrungen vermehren, die Sitten verbeſſern, das Gefühl mit neuen Gegenſtänden bekannt machen, den Geſchmack verfeinern, ihn zum geſellſchaftlichen Leben und allen bürgerlichen Tugenden bilden, von Vorurtheilen befreien, und ihn, im Ganzen betrachtet, vervollkommnen. Dieſe Nutzbarkeit der Reiſen iſt nun freilich nicht ſo allgemein, daß ſie nicht ſehr oft große Ausnahmen leiden ſollte, insbeſondere, wenn laſterhafte oder lüderliche, unempfindliche und ſchlecht erzogene, vernachläſſigte und unwiſſende, rohe Jünglinge Reiſen antreten. Jedoch wenn geſetzte, menſchenfreundliche, gelehrte Männer fremde Länder ſehen, ſo bleibt der Satz allemal wahr.

Allein Beſchreibungen von Reiſen in fremde, insbeſondere weitentlegene Länder, haben für Perſonen, welche durch ihre äußerlichen Umſtände abgehalten werden, ſelbſt zu reiſen, ſtets etwas angenehmes und unterhaltendes

Digitized by Google

gehabt; man hat sie allemal gesucht, gelesen und damit seine Neu- und Wißbegierde befriedigt. Die Beschreibungen der Reisen, welche die Welt bisher gelesen und gekannt, machen eine ganze große Bücherſammlung aus; und unter der großen Menge sind nur sehr wenige von allgemeiner Nutzbarkeit, und zugleich lehrreich und unterhaltend geschrieben. Die Ursachen hiervon sind mancherlei Art. Viele Reisende hatten weder hinlängliche Zeit, noch Kenntnisse und Geschick genug, nützliche Beobachtungen anzustellen; andere hatten nicht Lust oder nicht Zeit ihre Bemerkungen mitzutheilen, noch andere wurden mit Geschäften ganz anderer Art überhäuft, oder durch Gewinnsucht allein geleitet, oder der Krieg und der Geist der Rache der Fürsten und Völker zeichneten ihnen den Plan ihrer Operationen und verstatteten es nicht, daß sie ihre Blicke auf die Menschheit und die Natur heften konnten. Die Wissenschaften hatten nur selten das Glück, daß einer ihrer Günstlinge Reisen antrat und beschrieb, und auch in diesen Fällen, wenn Gelehrte ihre Reisebeschreibungen herausgaben, hatte man oft Ursachen mit ihren Arbeiten entweder gar nicht oder doch wenig zufrieden zu sein. Man verband oft politische Absichten mit den Bemerkungen der Natur, und hieß den Schriftsteller gewisse Wahrheiten, die der Hof nicht öffentlich bekannt machen wollte, entweder zu verkleiden, oder gar wegzustreichen. Der ältere Gmelin durfte vieles nicht bekannt machen; Ansons Schriftsteller ward gezwungen, das Ungemach jener Reise mit jedem Tage schrecklicher vorzustellen, und der Abt la Chappe mußte die dem französischen Hofe gehässige ruhige Nation als Barbaren und Unmenschen malen. Selbst ein Ulloa ist nicht frei vom Verdacht der Parteilichkeit für seine Nation, wodurch er bewogen worden, manches zu verschweigen, welches das Staatsinteresse entdeckt zu sehen fürchtet. Endlich wie trocken und uninteressant werden manche Reisebeschreiber, oder wie oft fallen sie nicht in das gegenseitige Extrem, und opfern die Wahrheit einer schönen Schreibart auf, und breiten neue Vorurtheile oder ihre Lieblingssysteme nur aus, anstatt unsere Kenntnisse zu erweitern. Das alles bestätigt den Satz, daß gute, gemeinnützige, unterhaltende Reisebeschreibungen sehr selten sind; und daraus folgt natürlich, daß, wenn man glücklich genug ist, gute und originale Reisebeschreibungen zu bekommen, sie desto schätzbarer für das Publicum sein müssen.

Die Engländer haben durch die Hawkesworthische Sammlung von Reisen nach der Südsee und um die Welt, dem Publico gewiß einen großen Dienst geleistet, allein auch diese sonst vortrefflichen Reisebeschreibungen müssen bei allem ihrem großen Werthe dennoch dadurch viel verlieren; daß die Reisenden ihre Aufsätze der Welt nicht selbst vorgelegt, sondern die Einkleidung einem Manne überlassen haben, der zwar nicht ohne große Geschicklichkeiten, dennoch aber kein Augenzeuge war. Was noch mehr ist, die Verfasser der Tage-

Digitized by Google

bücher merkten nur allgemeine Wahrheiten an, und waren nicht genug geübt in Beobachtungen über alle Theile der menſchlichen Kenntniſſe; wozu noch kommt, daß man die Sprache der Völker erſt lernen mußte, die man beſchrieb, und daß man daher manches nicht recht verſtand und unrichtigen Urſachen zuſchrieb *).

Wir kündigen jetzt dem deutſchen Leſer eine Reiſe von ganz verſchiedener Art an. — Der Herr Dr. Forſter und ſein Sohn, beide geborene Deutſche, von einer engliſchen alten Familie, welche der letzten Reiſe beigewohnt, die auf Veranſtaltung der engliſchen Nation in den Jahren 1772—1775 iſt unternommen worden, ſind geſonnen, der Welt ihre Reiſen ſelbſt in drei Sprachen, i. e. der engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen, vorzulegen. Es ſind demnach die beiden letzteren keine eigentlichen Ueberſetzungen, ſondern vielmehr Originalſchriften. Die Reiſenden, welche mit ihren Augen geſehen, reden ſelber, und drücken ſich in den ihnen ſchicklichſt ſcheinenden Worten jeder Sprache über alles aus, was ſie geſehen, was ſie jedesmal warm gefühlt, was jeder Auftritt neues und bemerkenswürdiges hatte. Die Anzeichnungen ihres Tagebuchs werden tauſend Ideen geben, welche dem Leſer gleichſam natürlich aus dem Umſtand der Erzählung zu fließen ſcheinen, und ihn nicht mehr mit jenen trocknen meteorologiſchen Bemerkungen ermüden, die ſelbſt in der Hawskeswortiſchen Sammlung keinen Beifall zu finden ſcheinen. Man beſorge auch nicht, daß ein mageres Tagebuch zu manchen Unzuverläſſigem Veranlaſſung geben könne; ſechs Bände in groß Octav, dicht geſchrieben, enthalten alles wichtige in dem nöthigſten Detail. Der Herr Dr. Forſter, der deutſchen Fleiß und Arbeitſamkeit mit einem engliſchen (und wir ſind ſtolz, daß wir hinzuthun können auch deutſchen) Originalgeiſt verbindet, der durch ſeine gründlichen Kenntniſſe in allen Theilen der Gelehrſamkeit bekannt iſt, der ſich zum Beobachtungsgeiſt ſchon auf einer Reiſe nach Rußland bis in ſeinen aſiatiſchen Theil jenſeit der Wolga gewöhnt hat, der ſeinem Sohne eben dieſe Fertigkeit zu bemerken, auf eben der ruſſiſchen Reiſe beigebracht hat, welche ſie beide hernach durch Leſung vieler Reiſebeſchreibungen befeſtigt haben, gedenken endlich, mit völliger Kenntniß aller vorhergehender Entdeckungen in der Südſee, uns eine Originalreiſebeſchreibung zu liefern.

Allein außer einer getreuen und verſtändlichen Geſchichte ihrer ganzen Reiſe, welche ſchon an und für ſich darum merkwürdig iſt, weil ſie die erſte war, die man ausdrücklich zu Erforſchung der Beſchaffenheit unſerer Erdkugel um den Südpol, und zwar gegen Oſten um die Welt laufend, unternommen hatte, haben die Herren Verfaſſer einige allgemeine Beobachtungen über die

*) Forſter meint hier wahrſcheinlich die „Geſchichte der engliſchen Seereiſen" von Dr. J. J. Hawkesworth, aus dem Engliſchen von J. Fr. Schiller.

Länder und Inſeln, deren Erdſchichten und die Entſtehung der vegetabiliſchen Erde angehängt. Hiernächſt handeln ſie von dem Waſſer in Quellen, Flüſſen und dem Weltmeere, des letzteren Tiefe, Farbe, Salzigkeit, Wärme und Leuchten, und von dem Grade der Wahrſcheinlichkeit, den jetzt die Idee von der Exiſtenz eines großen ſüdlichen Landes hat, desgleichen vom Eiſe und deſſen Entſtehung im Weltmeere. Ihre fernern Wahrnehmungen betreffen die Luft, die wäſſerigen Lufterſcheinungen, Thau, Nebel, Regen, Schnee, Waſſerhoſen u. dergl. — die übrigen Lufterſcheinungen, deren Farbe, Regenbogen der Sonne und des Mondes, Mondkreiſe u. ſ. w. Die feurigen Erſcheinungen, Blitze, Feuerkugeln und Südlichter (Aurora Australis). Sie ſprechen hiernächſt von den Winden, erſtens denen, die gewiſſen Erdſtrichen eigen ſind, zweitens den veränderlichen und drittens von Stürmen. Sodann folgen ihre Gedanken über die Veränderung des Erdbodens, welche ſie bemerkt haben, die gewöhnlichen und ungewöhnlichen, zufälligen und künſtlichen und natürlichen, verurſacht durch Winde, Regen, Fluthen, unterirdiſches Feuer, Erdbeben und feuerſpeiende Berge, über die Verminderung des Waſſers, über die Entſtehung der Eilande im Südmeer, ſowohl der hohen als der niedrigen. Sie theilen uns ferner einige allgemeine Anmerkungen mit, die organiſirten Körper der Gewächſe und Thiere betreffend, ihre Zahl, Standorte, Ordnung im Naturreich, Spielarten u. ſ. w. Zuletzt wird auch eine Abhandlung über die Menſchen in den neuentdeckten Ländern mitgetheilt, worin ſich die Außenlinien einer Geſchichte der Menſchheit (in der Südſee) befinden, und zwar erſtens Anzahl und Menge; zweitens über die Farbe, Geſtalt, den Charakter, die Gemüthsart dieſer Leute; drittens die Verſchiedenheit der Sprachen und Geſchlechter, als auch den Urſprung und die Abänderung dieſer Völker; viertens die verſchiedenen Staffeln des Menſchen, vom Stande der Wildheit bis zu einem gewiſſen Grad von Civiliſation, nebſt deren Urſachen und Veranlaſſungen; fünftens die Nahrung dieſer Menſchen durch Fiſcherei, Vogelſtellen, Jagd und wilde Früchte, daher die kleine Anzahl der Wilden; ſechstens die Zunahme der Bevölkerung, welche Landarbeit, Eigenthum, beſtändige Wohnſitze und Zähmung der Hausthiere nothwendig macht; ſiebentens Vereinigung der Geſellſchaften, nebſt ihren Urſachen und Grundſätzen, das väterliche Anſehen, die eheliche Verbindung, die Vertheidigung der Freiheit und des Eigenthums, Gewalt und Einfluß der Häupter jedes Volks im Kriege und Frieden, Geſetze, öffentliche Einkünfte, Handlung; achtens moraliſche Grundſätze, Anſehen des weiblichen Geſchlechts, Sitten, Civiliſation, oder verfeinerte Sitten, Ueppigkeit oder Luxus; neuntens Unterricht und Erziehung, häusliche, öffentliche, in den hohen Kenntniſſen, in Handgewerben, Künſten, ſchönen Wiſſenſchaften, Gedichten, Geſängen, Tänzen, dramatiſche Vorſtellungen, Gelehrſamkeit, Arzneikunde, Erdbeſchreibung, Geſchichte, Schifffahrt;

Digitized by Google

zehntens Religion, Gottheit, Mythologie, Cosmogonien, künftiger Zuſtand, Gottesdienſt, öffentlicher und häuslicher, genethiſche Gebräuche, Beſchneidung, Ehegebräuche und Begräbnißgebräuche; elftens ihre Glückſeligkeit nach den verſchiedenen Gegenſtänden des Wohlſtandes, nach der Dauer deſſelben und deſſen ausgebreiteten Wirkungen, Nationalwohlſtand; zwölftens phyſikaliſche Glückſeligkeit und deren Mängel, Krankheiten, moraliſche Glückſeligkeit und deren Folgen, geſellſchaftliche Glückſeligkeit. — Dies wäre der allgemeine Entwurf des Anhangs am Ende der Reiſebeſchreibung des Herrn Forſter.

Jedoch die Arbeit dieſer Verfaſſer wird noch Vorzüge beſitzen, die man vergebens in andern Reiſebeſchreibungen ſuchen darf. Sie wird nämlich unſerm deutſchen Publico mehr angemeſſen und demſelben verſtändlich ſein. Zu welchem Ende von dem Seeweſen und dem Lauf des Schiffes nur ſoviel vorkommen wird als zum Verſtändniß des Ganzen nothwendig iſt, ohne den Leſer mit einer Menge unverſtändlicher und nichtsbedeutender Kleinigkeiten, über die Lage des Schiffs, ſeiner Segel, die Richtung des Laufes, Nachrichten und Beſchreibungen der Häfen beſchwerlich zu fallen.

Man könnte zwar denken, daß, da ſchon in der Hawkeswortiſchen Sammlung die Beſchreibung von O-Taheiti, Neuſeeland und Tierra del Fuego vorkommt, man nichts beſonderes noch wichtiges neues antreffen werde; allein dieſen Einwurf können wir hinlänglich widerlegen. Die Beſchreibungen von Oſter-Eiland, den Marqueſas-Inſeln, den freundlichen Inſeln, dem Archipelagus der neuen Hebriden, von der großen Inſel Neu-Caledonien, von Süd-Georgien und Sandwich-Land, ſind alleſammt wichtig, und größtentheils ganz neu. Was von O-Taheiti, den Societäts-Inſeln, Neu-Seeland und Tierra del Fuego geſagt wird, iſt zum Theil auch neu, und zum Theil aus ſo verſchiedenen Geſichtspunkten als das Hawkeswortiſche bemerkt, daß man leicht wird abſehen können, wie viel auf gut geübte Beobachter ankomme, die auch über bekannte Orte reichhaltige Anmerkungen mittheilen können. Zwar ſind ſchon ein paar Beſchreibungen dieſer Reiſe im Engliſchen erſchienen, allein bei dem erſten Anblick der einen findet man ſogleich den unwiſſenden Matroſen, welcher aller Orten die Menſchen von unſerer Schiffsgeſellſchaft ohne Gnade niederſchießen läßt, wo doch kaum ein Gewehr iſt abgefeuert worden, und der den Leſern ein Märchen von ſiebzehn Meilen hohen Bergen erzählt, da doch die höchſten Gipfel des Cotopaxi und Chimboraſſo kaum zwiſchen drei und vier engliſche Meilen ſenkrecht hoch ſind. Dies Ganze iſt ein Gewebe von Unwahrheiten. — Der andere Schriftſteller, ein Studirender der Univerſität Cambridge, ſchrieb nur, um Gelegenheit zu haben, das engliſche Miniſterium zu verkleinern und herunter zu machen. Er nahm alſo ein paar Facta entweder aus der obigen Reiſebeſchreibung, oder aus dem Munde eines andern Matroſen und verfertigte eine nichtswürdige Schrift. — Mehr

Digitiz

darf man wohl einem deutſchen Publicum nicht ſagen, welches gerecht iſt und Verdienſte kennt, auch zu ſchätzen weiß!

So weit die Ankündigung R. Forſters zu ſeiner Beſchreibung der Reiſe mit Cook, welche die Regierung ihm aufgetragen und deren pecuniären Ertrag er mit Cook theilen ſollte. Georg fügte derſelben nur noch nachſchriftlich hinzu:

Ja, lieber Freund, Sie müſſen doch noch mehr ſagen, von den Platten ꝛc., doch dies als Buchhändler wiſſen Sie beſſer einzurichten. Sie hätten dieſes Memoir eher, allein mein Vater konnte keinen Platz in der Diligence bekommen, mußte über Dieppe zurück, und lag dreißig Stunden in einer Windſtille. Geſtern ganz ſpät kam er an, heut ſetzt er's auf und ich hab's copirt. — Sie müſſens poliren. Mein Rücken, mein Kopf und meine Finger thun mir davon weh. Seitdem ich Ihnen ſchrieb bin ich immer kränklich geweſen, hoffe aber — Was wären wir armen elenden Menſchen ohne Hoffen? — Die Engländer ſind auf Long-Island von Neu-York, mit Verluſt von 5000 Mann geſchlagen und die ganze Campagne alſo Verſch ——. Bedenken Sie Ihre Freunde in London, in der politur des memoirs, und conſultiren Sie mir hübſch den ſcheltenden Brief, den ich Ihnen wegen Büſching nach Paris ſchickte. Point de Charlatanerie, je vous en supplie.

Adieu, mein Lieber, trauter Spener, leben Sie 1000 mal wohl, Ein andermal, wenn ich nicht ſo müde bin, giebts mehr von Ihrem treuen

George Forſter.

London Percy Street d. 4ten October 1776.

Aber alle Arbeiten und Entwürfe wurden vereitelt. Das Einverſtändniß mit der Regierung währte leider nicht lange. Ein Conflict brach aus. Der Miniſter Lord Sandwich entzog R. Forſter alle zugeſagten Vortheile, beſtritt ihm auch ſogar das Recht, neben Cooks Erzählung der Reiſe ſelbſt eine herauszugeben, die „Nachricht an das Publicum" iſt auch nie gedruckt worden, und endlich ſehen wir den geiſt- und kenntnißreichen, fleißigen, aber ſtarrſinnigen, unverträglichen Gelehrten ſtatt in ſeiner Studirſtube im — Schuldgefängniß.

So viel zu ſäcularer Erinnerung zweier um die Naturwiſſenſchaften und Geographie höchſt verdienter deutſchen Männer. In einer Zeit, wo England deutſchen Reiſenden, deutſchen Geographen die höchſten Ehren zuerkennt, macht dieſe Erinnerung verſchiedene Eindrücke, weckt ſie verſchiedene Gedanken.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Prager Conflicts.

Das „traurige Schauspiel", wie einer der Nächstbetheiligten, Professor Hering, den Prager Universitätsconflict treffend genannt hat, ist aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht völlig zu Ende. Dieß allein dürfte hinreichen, die bescheidene Ueberschrift dieses Artikels zu rechtfertigen. Außerdem möchte Referent damit andeuten, daß es ihm mehr um Feststellung des Thatbestandes, als um ein kritisches Raisonnement darüber zu thun ist. Für letzteres ist es aus dem ebengenannten Grunde noch zu früh; daß aber jenes hoch an der Zeit, unterliegt auch keinem Zweifel, wenn man erwägt, wie mancherlei widersprechende Mittheilungen darüber bereits in die Oeffentlichkeit gedrungen sind und wie selbst angesehenste Blätter in dieser Sache sich haben dupiren lassen.

Daß officiöse Federn sich bemühten, die ganze Angelegenheit als eine geringfügige und leicht zu erledigende darzustellen, begreift sich ohne Commentar; weniger, wie man dem „im Reich" — oder, die Sache von Prag aus gesehen, „im Ausland" — so leicht Glauben schenken konnte, auch noch nachdem Professor Hering auf dem Banquet der Concordia mit klaren und präcisen Worten und coram publico gesagt hatte, um was es sich handle: um aus Lüge und Verleumdung gewobene Intriguen gegen eine Anzahl deutscher Professoren, wo nicht gegen alle und als solche. Wenn so ein Mann wie Prof. Hering sich ausspricht zu einer Zeit, wo er selbst noch „auf eine friedliche Lösung des Conflicts" hofft, so liegt die Annahme nahe, daß es sich dabei um mehr, als um rein Persönliches und Kleinliches handle. Um was aber statt dessen, darüber möge sich der Leser selbst sein Urtheil bilden; wir beschränken uns darauf, ihm das unmittelbar von der Quelle bezogene Material, nur mit wenigen Anmerkungen begleitet, zur Verfügung zu stellen.

Von Prof. Hering mag vorausbemerkt werden, daß er früher als Professor der Physiologie am Josephinum zu Wien, einer jetzt aufgehobenen Academie für Militärärzte, thätig war und als Hauptmitarbeiter bei Allem galt, was das jetzige Unterrichtsministerium zur Hebung der Prager medicinischen Facultät und zur Reform der medicinischen Studien in Oesterreich überhaupt gethan hat. Aber auch diese bekannten und anerkannten Verdienste konnten ihn so wenig wie seine Collegen vor allerlei Verleumdungen der tschechischen Schmutzpresse und Agitationspartei sichern, als diese es für eine Aufgabe ihres Patriotismus hielten, die „deutschen Eindringlinge" als Borussen und insofern schlechte Oesterreicher zu discreditiren.

Daß man sich der Bedeutung dieser Angriffe wohlbewußt war und noch Schlimmeres dahinter ahnte, ergiebt sich aus einer Prager Correspondenz

d. d. 12. Juli 1875 in der Wiener medicinischen Wochenschrift; S. 658: „Handelt es sich diesmal doch nicht blos um Aeußerungen des tiefwurzelnden Hasses der Tschechen gegen Alles was deutsch ist, nicht blos um die Ausbrüche der Wuth jener alten Clique, welche befürchtet von dem fortschrittlichen Geiste hinweggefegt zu werden. Hat doch die Regierung selbst mit ihrem letzten Jahresberichte den wirksamsten Anlaß zur Ausländerhetze gegeben und nun den ersten Schritt zur Maßregelung jener Männer gethan, die bisher in dem guten Glauben leben konnten, daß die zahlreichen Beweise von aufopfernder Thätigkeit sie vor dem schnödesten Undank bewahren werden".

S. 659: „Einem Menschen, dessen Lügenhaftigkeit und Schwatzhaftigkeit sprichwörtlich geworden, wird selbst von Ministern ein williges Ohr geliehen, und wenn diese auch gestehen müssen, daß sich das ganze Gewäsch, sobald man etwas Greifbares sucht, als das erweist, was es ist, als boshafter Klatsch, so scheint doch etwas hängen zu bleiben".

Das ist deutlich! Aber die darin ausgesprochene Befürchtung war vielleicht doch zu voreilig und ohne Grund?

Um uns darüber Gewißheit zu verschaffen, werfen wir einen Blick in das seiner Zeit schon besprochene Actenstück: „Jahresbericht des Unterrichtsministeriums pro 1874. Anlage A". Da heißt es in Beziehung auf den Mangel an Lehrkräften:

S. IV: „Ohnehin war seit den Ereignissen des Jahres 1866 die Geneigtheit der deutschen Lehrkräfte zur Uebersiedelung nach Oesterreich — die ja seitdem eine vollständige Expatriirung bedeutete — geringer geworden, nunmehr verschwand sie fast vollständig. Zugleich bestanden seit dem letzten Jahre auch für die k. k. Regierung Rücksichten, welche sie von mancher Berufung abhielten, die vielleicht angenommen worden wäre. Seitdem Oesterreich aus der Verbindung mit Deutschland ausgeschieden war, und noch mehr seitdem sich das letztere zu einem neuen Reichsverbande geeinigt hatte, traten vielfach politische Richtungen und Gesinnungen hervor, welche die Berufung mancher sonst ganz tüchtigen Gelehrten unmöglich machten. Es entwickelte sich hier und da ein deutscher Chauvinismus (sic!), der sich mit Allem eher, als mit dem österreichischen Staatsbewußtsein verträgt . . . . . ".*)

Oder ist das nicht auch deutlich? In der That, wer so den Teufel an die Wand malt, pflegt ihn bald genug zu haben. Nur ob die „dummen Besen" nicht mehr Dienste leisten, als sie sollten —

---

*) Die Punkte am Ende stehen ebenso im officiellen Abdruck des Auszuges aus dem Exposé selbst. Was mag noch dahinter gestanden haben? Vielleicht, daß die Nichtberufenen nur der „Sack" seien, auf den man losschlüge? . . . . .

Digitized by Google

„Herr, die Noth ist groß!"
„Die ich rief, die (Un-)geister"
„Werd' ich nun nicht los" —

ist eine andere Frage, und sie eben scheint uns auch durch den gegenwärtigen Stand des Prager Universitätsconflicts noch nicht völlig entschieden.

Ueber diesen selbst noch das Wichtigste (wen das Detail interessirt, verweisen wir auf Nr. 167 der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung") und nur Thatsächliches! Die österreichischen Universitäten stehen gesetzlich einfach unter dem Cultusminister; aber ihre Correspondenz geht in der Regel durch die Provinzialoberbehörde, die sogenannte „Statthalterei"; eine Einrichtung, die für die Universität viel oder wenig bedeuten kann, je nachdem der Minister guten Willen hat und die Statthalterei keinen bösen. So lange Koller Statthalter war, besorgte der Minister Stremayr so gut wie Alles direct und es ging mit mancherlei Reformen rasch vorwärts. Der neue Statthalter Weber neigt zum Compromittiren mit den Tschechen; die alte Nativistenpartei der Professoren, zu der auch sein Bruder gehört, besitzt sein Ohr. Das Referat über Unterricht hat unter ihm ein Herr Kromer — früher Bezirkshauptmann in verschiedenen Landstädten der Monarchie — von dem die „Deutsche Zeitung" in Wien schreibt: es habe ihm noch Niemand nachgesagt, daß er vom Unterrichtswesen irgendetwas verstehe". Und dieser ist der Mann der Situation!

Eine Commission zur Berathung der Angelegenheiten des Baues neuer Institute discutirt über die Projecte für Heizung und Ventilation derselben. Herr Kromer spricht kaum ein Wort mit, aus dem zureichenden Grunde, weil er auch davon nichts versteht. Zum Protocolle über die gefaßten Beschlüsse reicht der Professor der medicinischen Chemie Huppert einen ausführlichen sachverständigen Motivenbericht ein. Die Statthalterei (Weber-Kromer) schickt weder das Protocoll, noch den Motivenbericht an das Ministerium, sondern legt beide ad acta, und nur auf ihren einfachen Bericht hin wird die Sache entschieden. Die Professoren erfahren dies von Wien aus.

Professor Huppert interpellirt hierüber den Herrn Statthaltereirath Kromer, und erhält von diesem (höflich?) die Thüre gewiesen und sich darüber beim Minister beschwerend — keine Genugthuung; jener dagegen (wofür?) den Orden der eisernen Krone.

Dieser Zwischenfall hat als „pikante Geschichte" zunächst das große Publicum am meisten interessirt. Man sprach von einer Affaire „Huppert-Kromer". Es wurden, um sie in ein zweideutiges Licht zu stellen, auch die gemeinsten Verdächtigungen, wie wenn Huppert aus persönlichen Motiven einen der Unternehmer begünstigt habe, nicht gespart.

In ein neues Stadium trat die Sache dadurch, daß die drei Mitglieder

Digitized by Go

der Baucommission, die Professoren Hering, Henke und Huppert die Sache dem Minister vorstellten und anfragten: wozu sie eigentlich in der Commission dasein, wenn man ihre sachverständigen Aeußerungen ad acta lege. Dabei konnten sie nicht umhin sich auch über die Sachverständigkeit des Referenten, der jene nur als „schätzbares Material" zu verwerthen berufen sein wollte, offen auszusprechen, und darin culminirt das Majestätsverbrechen, das sie nach den jetzigen officiösen Berichten sogar in den unerhörtesten Ausdrücken begangen haben sollen.

Aber wer weiß —? ob sie nicht auch ein solches begangen?

Man wird sich am sichersten ein Urtheil darüber bilden, wenn man die incriminirten Sätze der Eingabe der Professoren selbst liest.

Hier sind sie:

„Zu ihrer größten Ueberraschung haben die Unterzeichneten seitdem in Erfahrung gebracht, daß auf Grund eines Berichtes des genannten Herrn Referenten, welchem Bericht weder das Sitzungsprotocoll, noch das Gutachten des Professors Huppert beigelegt war, eine die ganze Frage präjudicirende Entscheidung des hohen Ministeriums herbeizuführen versucht wurde und daß somit die Auffassung zu bestehen scheint, als habe die Discussion der Sachverständigen in der Baucommission nur zur Instruction für den beisitzenden Referenten der hohen Statthalterei zu dienen und als bestände gar nicht die Verpflichtung, in Dingen, über welche der Referent der Natur der Sache nach ein eignes Urtheil nicht hat, das Votum der sachverständigen Commissionsmitglieder wenigstens insoweit zu respectiren, daß derselbe sammt Motivirung dem Berichte an das hohe Ministerium beigelegt werde.

Die Unterzeichneten sind in Unkenntniß darüber, ob das Verhalten des Herrn Statthaltereiraths Kromer ein formell berechtigtes ist, oder nicht, und können daher auch nicht die Absicht haben, eine Beschwerde gegen denselben zu erheben. Wohl aber fühlen sie sich verpflichtet, dem hohen Ministerium gegenüber es auszusprechen, daß sie ihre Theilnahme an der Baucommission überflüssig finden, wenn wie bisher ihre Thätigkeit da, wo sie über die rein formale Behandlung der Geschäftsstücke hinausgeht, durch einen weder mit dem Universitätswesen überhaupt, noch weniger aber mit den Bedürfnissen der zu erbauenden Institute auch nur einiger Maßen genügend vertrauten Beamten der hohen Statthalterei paralysirt wird, und daß sie unter solchen Umständen nicht in der Lage sind, für die zweckentsprechende Lösung der der Baucommission gestellten Aufgaben irgendwelche Verantwortung zu übernehmen."

Die Officiösen („Presse", „Bohemia", „Neues Fremdenblatt") — und in ihren Chorus vorübergehend mit einstimmend die „Neue Preußische" — warfen den Professoren vor, daß sie sich „aus Amtsunkenntniß" nicht an die

Digitized by Google

„hierin allein competente Statthalterei" gewandt haben (also gerade an die Stelle, gegen deren Verfahren sie remonstriren — wie schlau!), sondern an das Ministerium als diejenige und einzige Behörde, die für sie einzutreten den Beruf haben konnte. Von der „Presse" aber wird zudem das kaum Glaubliche constatirt, daß die hohe Statthalterei diesen Fehler der unbotmäßigen deutschen Professoren wieder gut gemacht hat. Denn da das Schriftstück durch ihre Hände gehen mußte, zog sie vor, es gar nicht an seine Adresse zu befördern, sondern wieder nur selbst einen Bericht darüber zu machen, und auch dieser wurde nach einem offenbar aus den Kreisen der Statthalterei stammenden Artikel der „Kreuzzeitung" (!) nicht an das Ministerium des Unterrichts, sondern des Innern überreicht. Ersteres ließ sich dies Alles gefallen und gab seine Autorisation zu dem Bescheid, den die Professoren daraufhin von der Statthalterei erhielten.

Derselbe lautet wörtlich, wie folgt:

„Rectorat der k. k. Universität.

Seine Excellenz der Herr Minister ꝛc. haben mich mit dem Erlasse vom 31. Mai l. J. aufgefordert, dem Rectorate mit Beziehung auf die mit dem Berichte vom 11. März l. J. vorgelegte, anruhend rückfolgende Eingabe der Professoren Hering, Henle und Huppert zur weiteren Verständigung der genannten Professoren zu eröffnen, daß die Beschaffenheit des internen amtlichen Verkehrs zwischen Statthalterei und Ministerium keinen Gegenstand der Beschwerdeführung Seitens dritter Personen bildet, weshalb Seine Excellenz der Herr Unterrichtsminister über die vorbezeichnete Eingabe nichts zu verfügen findet.

Zugleich haben mir Seine Excellenz der Herr Minister aufgetragen, in seinem Namen die höchst unschicklichen Auslassungen der Eingabe, betreffend die Person des Statthaltereireferenten nachdrücklichst zu rügen und die Rüge ausdrücklich auch auf das medicinische Professorencollegium auszudehnen, welches sich herausgenommen hat, jenen unschicklichen Auslassungen beizustimmen.

Indem ich mich dieses hohen Auftrags entledige, ersuche ich hiernach das weiter Entsprechende zu veranlassen.

Prag, den 11. Juni 1875. Weber."

Auch dieser Erlaß, und wie er zu Stande gekommen, bedarf keines Commentars. Der Angeklagte — wenn man den Casus aus dem administrativen in juristisches Deutsch übersetzt — steckt die Anklageschrift, sie dem Richter, an den sie adressirt war, vorenthaltend in die Tasche und schickt diesem durch dritte Hand sein Referat darüber. Dagegen giebt der ange-

Digitized by G

rufene Richter nun wieder dem Angeklagten Vollmacht, über die Kläger das Urtheil auszusprechen. Das ist in Kürze die Logik dieses Handels, „und der Humor davon" — würde Nym sagen! . . . Und diese famose Entscheidung soll nach ebenfalls officiösen Nachrichten (vgl. „Kreuzzeitung", Nr. 168) noch besonders dadurch herbeigeführt worden sein, daß der Ministerpräsident Fürst Auersperg sich persönlich — bei der Statthalterei und angesehenen Mitgliedern der Universität über die Sache informirt habe! Was blieb den Betheiligten übrig? An wen sollten sie noch appelliren? Einer der drei Gerügten war so glücklich, dem Orte, wo man ihm so mitspielte, sogleich mit aller Ruhe den Rücken kehren zu können. Henke — beiläufig bemerkt: nicht mit ck, ein Sohn des bekannten weiland Marburger Theologen, mütterlicher Seits ein Enkel des Philosophen Fries — erhielt zu guter Stunde einen Ruf nach Tübingen und nahm sofort an. Dieser Fall machte begreiflicher Weise schon Aufsehen. Von Prag nach Tübingen zu gehen, ist zwar auch schon dagewesen; aber auch nur unter ähnlichen Umständen. Denn was man gewöhnlich unter einem „Sichverbessern" zu verstehen pflegt, erreicht man damit nicht. Indessen das beweist immer noch nicht viel. Wer weiß? vielleicht geht Henke gern nach Tübingen.

Aber Hering ging weiter. Er, der bisher mit der selbstlosesten Ausdauer für Alles, was zur Hebung der Universität, besonders der medicinischen Facultät dienen konnte, eingetreten war, war auch am schwersten getroffen. Er hatte vor drei Jahren den glänzenden Ruf nach Straßburg abgelehnt, weil es dem Minister gelungen war, ihn für die Durchführung der Reform des medicinischen Unterrichts in Oesterreich, besonders in Prag, persönlich zu engagiren. Er wollte vor einem Jahre noch lieber in Prag bleiben, als dem Rufe nach Wien folgen, um dauernd an dem Platze zu stehen, an dem er schon so erfolgreich festen Fuß gefaßt hatte. Und nun behandelte man ihn hier so. Er gab seine Demission, ohne die geringste Aussicht, alsbald wieder eine andre Stellung zu finden. Der Minister hielt es der Mühe werth, ihn zu einer Unterredung einzuladen. Alsbald verkündigten die officiösen Stimmen in Telegrammen und beschwichtigenden Artikeln, die Sache sei nunmehr beigelegt und abgemacht, da es dem Minister gelungen sei, Hering zur Zurücknahme seines Demissionsgesuchs zu bestimmen. Die „Augsburger Allgemeine" (!), die bei dieser Gelegenheit überhaupt am dürftigsten orientirt worden — viel schlechter, als manche Localblätter — weiß außerdem, daß er doch bei dieser Gelegenheit eine kleine Lection „über den Einfluß der Erinnerung früherer Staatsangehörigkeit auf sein Verhalten in Oesterreich" erhalten haben werde. Das eine ist so unwahr, wie das andere. Es ist Herrn von Stremayr nicht eingefallen, auch nur die leiseste Andeutung eines solchen ungerechten Vorwurfes gegen Professor Hering zu äußern. Aber ebenso wenig

Digitized by Google

ist es ihm gelungen, ihn zur Zurücknahme seines Demissionsgesuchs zu bestimmen. Was er zu diesem Zweck Alles gesagt hat, kann man nicht wissen. Sicher war es aber nicht das, was allein den Grund zu der Demission hätte aufheben können; es war weder eine Zurücknahme der früher ertheilten Maßregelung, bzw. Genugthuung für dieselbe, noch eine Garantie gegen die Wiederkehr ähnlicher Conflicte mit untergeordneten Statthaltereiorganen, wie der, welcher den Anlaß zu dem neuesten Conflicte gegeben hatte.

Die Facultät, durch Herings männlichen Entschluß aufgerüttelt, schickte nachträglich auch eine Deputation an den Minister, um für Hering einzutreten und womöglich noch eine Revision der auch ihr mit zu Theil gewordenen Disciplinarbehandlung herbeizuführen. Auch das bis jetzt ohne Resultat, außer daß ein Ministerialschreiben eingetroffen ist, das mit anerkennenden Worten Herings Weggang zu verhindern den frommen Wunsch äußert, aber leider nichts von dem enthält, was allein ihn davon abbringen könnte.

So steht diese Angelegenheit zur Zeit. Ob noch — und was weiter folgt, bleibt abzuwarten. Ein neuester Artikel der „Kreuzzeitung" (170), den officiösen (168) berichtigend, mag darin Recht haben, daß es irrig sein dürfte anzunehmen, „daß im Ministerium selbst eine Animosität gegen die aus Deutschland berufenen Professoren, oder gar gegen die deutsche Wissenschaft selbst eingetreten sei". Indessen damit allein ist auch noch wenig gesagt, und noch weniger gethan; wenn wir rathen sollten —! Doch wir wollten ja nicht räsonniren, sondern nur referiren. Der Herr Cultusminister ist gescheidt genug und wird selbst am besten wissen, ob es im Interesse Oesterreichs und seiner Universitäten, auch der neu zu begründenden, ist, den deutschen Professoren in Prag ihren Aufenthalt daselbst zu verleiden oder verleidet werden zu lassen. Es genügt, sich die Leute näher zu besehen, von denen die Statthalterei, oder wenn sonst es gelingt, dafür gelobt wird.

In Lissabon.

Von Ferdinand Lüders.

Wenn man das alte, halbmaurische, von den Erinnerungen früherer Größe zehrende, aber, gleich Venedig, im Verfall noch anziehende Cadiz zur See verlassen hat, bleibt die blendend weiße Stadt mit ihren Kuppeln und Thürmchen noch Stunden lang im Gesichtskreis, bis sie endlich in Fluth und Nebel verschwimmt. Fair Cadix, sinking in the dark blue sea! Auch ich hatte dort, von der Gefälligkeit des deutschen Consuls gefördert, angenehme Stunden

Digitized by Google

verbracht, freilich nicht im Sinne des jugendlichen Lord Byron, der ſich im erſten Geſange ſeines Childe Harold von den reizenden Gaditanas ſo überſchwänglich begeiſtert zeigt, daß er ſie nur den Huris des Paradieſes vergleichen kann. Deſſelben Dichters berühmte Schilderung eines ſpaniſchen Stiergefechtes ſpielt ebenfalls im Circus zu Cadiz, deſſen von Montaz neuerbauten Räumen auch wir bei unſerer erſten Anweſenheit einen Beſuch abgeſtattet hatten, allerdings ohne das eigenthümliche Schauſpiel, deſſen Zeit noch nicht gekommen war, mit anſehen zu können. Da ſah es nun gerade ſo kahl aus wie auf einer Rennbahn an einem Tage, wo keine Rennen gehalten worden: ein Ballſaal ohne Tänzer, ein Paradeplatz ohne Soldaten. Darüber tröſteten wir uns mit der Ausſicht, in der Hauptſtadt Portugals, der wir jetzt entgegenfuhren, das Verſäumte wenigſtens in einem milderen Abbild nachzuholen.

Wir hatten Nachmittags die Rhede von Cadiz verlaſſen und befanden uns am folgenden Morgen um ſechs Uhr bei Cap S. Vincent, der Südweſtſpitze unſeres Welttheiles. Dieſes Muſter eines Vorgebirges, trotzdem es ſich nur in der mäßigen Höhe von 120 Fuß über dem Meere erhebt, beſteht genau genommen aus zwei Spitzen, der Ponta da Balieira und dem eigentlichen Cabo de Sao Vicente, welche durch einen ſteilen, wohl eine Stunde weit hinlaufenden Felsrand miteinander verbunden ſind. Auf dem Cap ſteht in einſamer Höhe neben dem Leuchtthurm ein niedriges, aber um ſo feſteres Telegraphengebäude; auf der ſüdöſtlichen Spitze dagegen liegt die kleine, weiße Feſte Sagres an einer früheren Tempelſtätte (daher der Name), und daneben mehrere ländliche Gebäude zur Unterkunft für die auf der Hochfläche weidenden Schafe. Dieſes jetzt ſo verlaſſene Sagres hat einen Namen in der Geſchichte der Seefahrt: hier war es, wo im Jahre 1416 der Chorführer aller neueren Entdecker, der Infant Heinrich von Portugal, genannt der Seefahrer, eine Sternwarte errichtete und eine Stätte der Wiſſenſchaft gründete zur Verwerthung aller von ihm veranlaßten Entdeckungen. Im damaligen Städtchen Sagres iſt er auch 1460 geſtorben; an dieſer Stelle hat ihm im Jahre 1840 die Königin Donna Maria da Gloria ein Denkmal geſtiftet. Wild iſt es hier und ſchauerlich öde: kreiſchende Möven umflattern die braunrothen Felſen, an deren Fuß die Brandung aufſchäumt und laut dröhnt die brauſende Fluth in den Höhlen und Klüften der zerriſſenen Küſte. Und doch war beide Male, als wir dort vorüberfuhren, heiteres Wetter und lichter Sonnenſchein; welch anderes Bild mag hier die Winterzeit darbieten! Unten am Saume des Vorgebirges ſteht, vielleicht zehn Klafter von ihm entfernt, eine abgeſonderte Klippe, von der die Schifferſage berichtet, daß einſt eine tollkühne engliſche Fregatte mit vollen Segeln zwiſchen ihr und dem Hauptland mitten hindurch gefahren ſei.

Digitized by Google

Wir hatten, indem wir längs der öden Felsküste von Algarve, im Hintergrunde die Berge der Serra Monchigue, nordwärts dampften, während des ganzen Tages helles, schönes Wetter, obwohl die dort im Sommer vorherrschende nördliche Brise dem Schiffe hart zusetzte und uns die Einfahrt in den Tajo noch an demselben Abend vereitelte. Erst um sieben Uhr Abends hatten wir Cap Espichol, eine Wiederholung von S. Vincent in kleinerem Maßstabe, erreicht und sahen uns daher genöthigt, um zehn Uhr im Norden der Ria von Lissabon unter dem Schutz des nördlich vorliegenden Landes vor Anker zu gehen. In aller Frühe des nächsten Morgens — es war Sonntag, den 6. Juni d. J. — kam der Lootse an Bord und wir fuhren, immer vom frischen Nordwind in die Seite gefaßt, an Fort S. Julian vorüber, die schmale nördliche Einfahrt des Flusses hinauf. Die wohlangebauten und mit zahlreichen Landhäusern umsäumten Höhen des Ufers zur Linken (also des rechten Tajoufers) sind von unzähligen Windmühlen gekrönt und geben dadurch der lieblichen Landschaft eine Eigenthümlichkeit, auf welche der Fremde allerdings in Holland, aber keineswegs in Portugal gefaßt ist. Weiter hinauf, wo das Strombett sich abermals verengt, erhebt sich auf einer vorspringenden Sandbank der malerische Thurm von Belêm (d. h. Bethlehem), ein viereckiger Bau aus der Maurenzeit mit Gußeisenbogen und zierlichen Arkaden und Erkern in mehreren Stockwerken; in der Nähe liegt das ehemalige Hieronymitenkloster Belem, in dessen Räumen jetzt ein Waisenhaus untergebracht ist, und die dazu gehörige maurisch-gothische Kirche mit Tropfsteingewölbe, welcher ich am folgenden Tagen einen Besuch abstattete. Von hier aus erstreckt sich, wohl eine Meile lang, eine fortlaufende Reihe von Gebäuden und Straßen auf- und absteigend hin bis in die Mitte der Stadt. Nachdem die Zoll- und Sanitätsbeamten ihre leeren Förmlichkeiten beendigt, fuhren wir an der auf tiefem Strom ankernden englischen Panzerflotte vorüber, sechs gewaltigen Schiffen, darunter zwei Fünfmaster; nur zwei der Namen, „Azincourt" und „Mona", waren durchs Glas zu erkennen. Die Mannschaft stand zu Hunderten auf dem Deck, auf welchem die Hängematten in langen Reihen zur Morgenparade aufgestapelt lagen; aus allen Luken und Geschützpforten schauten die Söhne Albions neugierig auf unsern hellgrünen Schornstein und die an ihnen vorübergleitende Flagge des beneideten deutschen Reiches. Weiterhin lag ein stattliches portugiesisches Panzerboot, ebenfalls englischer Construction; alle diese kleineren Staaten des südlichen Europa beziehen, wie bisher auch Deutschland, ihren Bedarf an eisernen Schiffen für Kriegs- und Handelszwecke von den Werften Alt-Englands.

Wir gingen gerade an der günstigsten Stelle der breiten Bai, dem Handelsplatze (Praça do Commercio) gegenüber, vor Anker und hatten vom Schiffe aus beständig den Blick auf das eherne Reiterstandbild Josephs I.

Digitized by G

Emmanuel 1750—77), des Werkzeuges des jesuitenfeindlichen Marquis von Pombal, sowie auf den in die Rua Augusta führenden mächtigen Triumphbogen; welcher letztere, wie ich am nächsten Tage las, die schmucklose Inschrift trägt: Virtutibus majorum, ut sit posteris documento, populus Portugalensis dicavit. Wir begaben uns Nachmittags, bei klarem Wetter und einer Wärme von 25° R., ans Land, um zunächst einen flüchtigen Blick auf die vor uns liegende Neustadt zu werfen. Dieses erst seit dem Erdbeben von 1755 erstandene neue Lissabon — als Ganzes eine Siebenhügelstadt, gleich dem alten Rom — zeichnet sich durch weite Plätze, breite, saubere Straßen, schöne Brunnen und nüchtern regelmäßige Gebäude aus. Vom Handelsplatze, welchen an drei Seiten (die vierte enthält den Kai und die Landungstreppen) umlaufende Bogengänge und öffentliche Gebäude einnehmen, in denen die verschiedenen Ministerien, Bank, Börse, Hauptwache und Telegraphen untergebracht sind, — von diesem stattlichen Platze aus laufen drei Straßen parallel auf den Platz Dom Pedros zu, welcher in seiner ganzen gewaltigen Ausdehnung (1600 Fuß ins Geviert) ringsum mit Akazien und Platanen bepflanzt, mit Bänken besetzt und mit mosaikartig ausgelegten Steinchen von Basalt und Kalkstein gepflastert ist. In der Mitte des Platzes thront auf stillos phantastischem Säulenknauf in unnahbarer Höhe das Standbild des einstigen Kaisers von Brasilien und Retters von Portugal († 1834) vor den absolutistischen Gelüsten seines jüngeren Bruders Dom Miquel. Bekanntlich sitzt Dom Pedros Geschlecht heute auf Portugals friedlichem Throne, nachdem die dynastischen Wirren ausgetobt haben: Dom Pedros Tochter, Donna Maria II. da Gloria (1834—53), ward mit dem Herzoge Ferdinand von Coburg-Kohary (jetzigem Titularkönige) vermählt und deren beide Söhne Pedro V. (1853—61) und Luis I. (seit 1861) bestiegen den Thron ihrer Mutter. An der Nordseite dieses Platzes erhebt sich das stattliche, nach eben dieser glorreichen Königin benannte Theater im ehemaligen Inquisitionsgebäude; östlich von demselben, nur durch eine Straße von ihm getrennt, erstreckt sich der Figueiraplatz (Praça da Figueira), welcher als Markt für Fleisch, Fische und Geflügel, für köstliche Früchte und herrliche Gemüse dient und auf dessen sauberem Pflaster die Verkäuferinnen unter großen weißleinenen Schirmen ihre appetitliche Waare feilbieten, während ringsum Buden für Fleischer, Vogelhändler und sonstiges Kleingewerbe errichtet sind. Im Gegensatz zu Cadiz, und selbst Marseille, macht diese Lissaboner Reinlichkeit und Ordnungsliebe der Straßenhändler einen sehr angenehmen Eindruck; zumal die Fischmädchen, kaum im Backfischalter angelangt, geben mit ihren breiten, schwarzen Hüten, dem flachen Korb auf dem Kopfe, ihrer dunklen blaubesetzten Kleidung, unter welcher saubere nackte Füße hervorblicken, eine ansprechende, oft niedliche Erscheinung ab. Die Milch- und Gemüsefrauen

reiten, wie in Sicilien, quer auf Esel und Maulthier; Alle aber sehen aus, als ob sie sich wirklich gewaschen hätten, was im Süden Etwas sagen will. Was indeß dem Fremden auf den ersten Blick am meisten auffällt, sind die nach allen Richtungen die Unterstadt durchschneidenden Pferdebahnen (Carris de ferro), welche an geschmackvoller Leichtigkeit der Wagen, an Raschheit der Beförderung, an Gewandtheit der in Weiß mit Goldlitzen gekleideten Kutscher und Schaffner wohl nirgends in der Welt übertroffen werden. Ich fuhr, wie bemerkt, am andern Tage, wohl eine deutsche Meile hin und her, auf der Pferdebahn nach Belem und erfreute mich an den flinken schwarzen Maulthieren, deren Paare, je nach der Steigung des Bodens, bald auf vier, bald auf sechs vermehrt wurden, wobei der Vorspann von munteren Reitburschen gelenkt wurde, die mit einer Signalflöte versehen waren, so daß die Fahrt auch bergan ohne Stockung in raschem Trabe dahinging.

Um nun aber zum eigentlichen Zweck zu kommen, so fuhren wir also unser drei Personen an jenem Nachmittage gegen 4 Uhr an die Landungstreppe des Handelsplatzes, um dort von einem deutschen Kaufmann in Empfang genommen zu werden, welcher sich uns freundlichst zum Cicerone und Dolmetscher angeboten hatte. Wir mietheten einen einladenden Zweispänner und ließen uns auf einem Umwege durch einige Straßen zu dem hochliegenden Stiergefechtsplatze (Praça de touros) bei Santa Anna hinauffahren. Das Gebäude selbst besteht aus einem geräumigen, aus Brettern errichteten, oben offenen Circus, welchem alle Eleganz fern lag und aller Flaggenschmuck fehlte; nur daß seine Nähe durch das vermehrte Getümmel, durch Kanonenschläge und Schwärmergeprassel, sowie durch aufgestellte Reiterposten sich ankündigte. Wir nahmen eine Loge (camara) mit vier Plätzen, zu dem Preise von dreitausend fünfhundert Reis, deren 215 auf eine Reichsmark gehen, also kein billiges Vergnügen, zumal im Hinblick auf den schmalen Bretterkasten, in dessen frischgeweißte Wände, auf roh gezimmerten Böcken hockend, wir eingepfercht waren. In beständiger Gefahr, uns bei jeder lebhafteren Bewegung die Kleidung weißzuscheuern, hatten wir reichlich Zeit, die gesprengte Arena und den Zuschauerraum zu mustern. Die billigsten Plätze, Sole, d. h. der Sonne ausgesetzt, waren schon dicht besetzt mit einer bunten Menge, unter welcher auch die engliche Flottenmannschaft zu Hunderten vertreten war; die meisten Eingeborenen hatten Regenschirme von den verschiedensten Farben aufgespannt, braune, blaue, gelbe, weiße, nur sehr vereinzelt schwarze. Im Gegensatz zu Spanien sah man nur spärliche Raucher; dagegen waren in den Menschengruppen, selbst auf den Sonnenplätzen, unzählige Fächer in beständiger Bewegung, wodurch das farbenreiche Bild angenehm belebt wurde. Allmählich füllten sich auch auf den theuren Schattenplätzen (Sombre) die Reihen, meistens mit jungen Leuten aus dem Handelsstande; Frauen waren hier nur

vereinzelt zu sehen. In den oberen gedeckten Logen, die Anfangs manche Lücken aufwiesen, saß die vornehme oder doch bessere Welt; hin und wieder erblickte man einige englische Marineoffiziere und Paare unzweideutiger Damen, die zum Aushängeschild über die Logenbrüstung nach spanischer Weise grün- oder gelbseidene Tücher gelegt hatten. In der königlichen Mittelloge befand sich ein einzelner Herr, dem Vernehmen nach der Bruder des Königs Luis, Herzog von Coimbra, an dessen Seite später noch in Civilkleidung der englische Admiral erschien. Da das Schauspiel um 4½ Uhr beginnen sollte und die Uhr schon auf fünf ging, wurden die Zuschauer allmählich ungeduldig, trotz des redlichen Eifers der hinter einem Sonnenvorhang sitzenden Musikbande, die durch allerlei unfaßbare Weisen, auf Blechinstrumenten und türkischer Trommel vorgetragen, das Stampfen der Füße und die immer lauteren Rufe: Vacca! Vacca! vergeblich zu übertönen bemüht war.

Endlich, um fünf Uhr, erklang eine seltsame Bärentanzmelodie; es war die portugiesische Nationalhymne, und hereinsprengte aus der mit Pferden bemalten Pforte zur Rechten ein Reitersmann auf einem schlanken, hübsch gesattelten Rosse, welchem eine Reihe bartloser Künstler zu Fuß in jetzt veralteten Nationaltrachten, zum Theil mit rothen oder gelben Mänteln versehen, folgte. Sie schritten gerade auf die königliche Loge zu und machten dorthin ihre ersten Verbeugungen; indem dann die Schaar der Thierhetzer zu Fuß — die portugiesischen Bezeichnungen kenne ich nicht — hinter die Schranken in den umlaufenden Gang trat, machte der Reiter, ein stattlicher junger Mann, mit schwarzem Schnurrbart in grauem Hut und brauner Jacke, vor den vier Quadranten des Zuschauerraumes auf wohlgeschultem Pferde traversirend und den Hut lüftend die Runde, wobei derselbe als alter Bekannter mit lautem Zuruf und lebhaftem Klatschen begrüßt wurde.

Auf einen Trompetenstoß öffnete sich uns gegenüber nun eine kleinere Seitenpforte; die Pförtner selbst flüchteten sich auf eisernen Tritten nach oben — und heraus drang eine schmächtig gebaute, aber sehnige Kuh, welche sich Anfangs verwundert umschaute, um dann mit grimmig gesenkter Stirn auf den sie umschwärmenden Reiter loszustürzen. Der aber bemühte sich, seitwärts ausweichend, ihr seinen mit Widerhaken versehenen, leicht abbrechenden Speer in den Nacken zu bohren. Nach der Kampfregel durfte der Reiter nur dann zustoßen, wenn das Thier gegen ihn im Anlauf begriffen war; stand es dagegen betäubt oder sinnend da, so umkreiste es allerdings der Reiter, gebrauchte aber nie die peinigende Waffe. Diese Operation ist hier weniger gefährlich, weil dem wüthenden, durch einen eingegebenen Trunk noch mehr gereizten Rind die Hörner mit Leinen und Werg dick umwunden sind; trotzdem kam es ein paar Mal vor, daß das Pferd von den Hörnern gefaßt und gegen die dröhnenden Schranken gestoßen wurde, so daß man glauben mußte, es sei

Digitized by Google

ein Unglück geschehen. Nachdem die Kuh gesehen, daß sie dem Reiter doch nicht würde beikommen können, ward sie, obschon aus mehreren Halswunden blutend, gleichgültiger, und der Reiter trat ab, um den Thierhetzern zu Fuß Platz zu machen. Nun wiederholte sich dasselbe neckisch-grausame Verfahren: mit bunten, entweder mit Papier- oder Bandstreifen umwickelten Handsparren ward dem Thiere mitgespielt und jedes Mal suchte der Thäter beim Ansatz des Rindes dessen Hörnern durch gewandten Sprung über die Brüstung zu entgehen. Auch hier kam es wohl vor, daß dies nicht rechtzeitig gelang; einige der phantastisch aufgeputzten Künstler bekamen ganz gehörige Hüft- und Rippenstöße und einzelne humpelten, von ihren Gefährten unterstützt, zur Arena hinaus. Auf diese Bandilleros — ich brauche den spanischen Ausdruck — folgten acht bis zehn Rüpel in lederfarbener Tracht, die sich gleich einer wilden Meute auf das schon abgemattete Rind stürzten, um dasselbe mit den Händen zu ergreifen; hier ward also im eigentlichen Sinne des Wortes nicht der Stier, sondern die Kuh bei den Hörnern gepackt.

Nachdem des so grausamen Spiels genug geschehen und das Thier sich nicht mehr rühren konnte, erscholl zu guter Letzt abermals ein Trompetensignal und durch das breite Doppelthor uns gegenüber erschien ein Septett von zahmen, gelben Ochsen mit Glocken um den Hals, um die ermattete, überwundene Schwester freundlichst hinauszugeleiten, damit sie sich drinnen im Rinderstall von den ausgestandenen Qualen erholen sollte und die klaffenden Wunden vernarben könnten. Das Erscheinen dieser barmherzigen Brüder oder Leichenträger, wie wir sie nannten, machte auf uns einen befreienden Eindruck und gab dem traurigheiteren Spiel einen milden, fast versöhnenden Abschluß.

In dieser Aufeinanderfolge wiederholte sich die Rinderhetze nicht weniger als dreizehn Mal. Dreizehn vaccas bravas, darunter freilich auch einige Ochsen, waren während dreier Stunden fast ohne Unterbrechung den unbarmherzigen Scherzen des Herrn der Schöpfung preisgegeben. Was uns dabei besonders auffiel, war, daß in der Manier dieser ausgesuchten Thierquälerei nicht mehr Abwechselung angebracht wurde. Die Thiere selbst freilich waren mehr oder weniger aufgelegt und ausdauernd; aber die Menschen wiederholten stets dieselben Veranstaltungen; nur daß ein paar Mal ein Kerl sich der Eingangspforte gegenüber, aus welcher der Ansturm des wilden Thiers erwartet wurde, auf einen Stuhl setzte und nun mitsammt dem Stuhle zu Boden gerannt wurde. Ebenso unermüdlich waren die Zuschauer mit ihrem oft jauchzenden Beifall und ermunternden Zuruf. Einmal regte sich unter diesen doch Etwas von menschlichem Mitleid. Eine kräftige, pechschwarze Bestie hatte wohl eine halbe Stunde lang allen Foltern widerstanden: sie verfolgte ihre Quälgeister immer aufs Neue und setzte sogar einmal mit

Digitized b

kühnem Sprung über die Brüstung hinüber, um noch hier auf dem schützenden Gang ihre Peiniger aufzusuchen, die denn sich auch unter die Zuschauer zu flüchten gezwungen waren. Jedes Mal, wo ein neuer Widerhaken sich im Nackenfleisch festgesetzt hatte, schnob das Thier, stampfte den Boden, sprang umher und schlug mit dem Schwanz, vor Wuth schäumend und mitunter dumpf brüllend vor Schmerz. Endlich, als es schon acht Haken im Nacken trug und mit seinem Blut den Sand der Kampfbahn gefärbt hatte, ward es des Widerstandes müde und streckte sich ermattet auf den Boden nieder. Als nun aufs Neue die männlichen Furien nahten, da rief das Publicum entrüstet: basta! genug! — und brava vacca! erscholl es laut aus Tausenden von Kehlen. Eben diesem und einigen anderen Thieren gelang es, einzelne Verfolger zum Stürzen zu bringen, worauf diese sich wie todt platt hinstreckten; das Rind schnüffelte an ihnen umher und begnügte sich mit unschädlichen Stößen auf die zurückgelassenen Mäntel. Bewundernswerth war allerdings die beim Niederwerfen auf die Erde, sowie beim Ueberspringen über die Schranken von Seiten der Künstler bewiesene Gewandtheit. Ein paar Mal ward auch einer von den Lederfarbenen von dem wüthenden Thier auf die Hörner gehoben oder in den Bauch gestoßen, so daß der uneingeweihte Zuschauer auch hier fürchten konnte, es seien arge Verletzungen angerichtet.

So ganz ungefährlich muß die Sache aber auch hier in Lissabon nicht immer ablaufen. Denn während einer Pause inmitten der Corrida — dies ist der Kunstausdruck für Stiergefecht hier wie in Spanien — erschien aus der Pforte zur Rechten eine schwarzgekleidete Gruppe von Männern mit vier kleinen Kindern in Trauer, während ein sie begleitender Träger auf einer Stange ein großes Plakat umherwies, auf welchem eine Bitte um milde Beiträge für die hinterbliebene Wittwe und Kinder eines kürzlich umgekommenen tourero zu lesen war. Der oben erwähnte Reiter, der überhaupt nicht jedes Mal auftrat, war abgestiegen und führte den ältesten Knaben an der Hand. Von allen Seiten begann nun, indeß die Sammelnden unten die Runde machten, ein wahres Rottenfeuer von großen und kleinen Kupferstücken (je 40 oder 20 oder 10 Reis), die aus dem Sande mühsam aufgelesen oder in ausgebreitete Mäntel gesammelt wurden. Es war ein seltsames Schauspiel, wie die Leute, gewiß ihrer Vierzig, sich nach den Geldstücken auf und nieder bückten, wobei sie von Zeit zu Zeit ausdrucksvoll dankend hinaufgrüßten, während der verwaiste Knabe leise die Mütze schwenkte und die drei Mädchen ihre demüthigen Knixe machten.

Während der zweiten Hälfte des Schauspiels erfolgte zur Abwechselung eine eigenthümliche Volksbelustigung. Mitten im Circus wurden zwei Gerüste aufgestellt, eins mit einer Treppe und einem oberen hölzernen Kasten versehen, in welchen zwei schwarze Schafe mit rothem Bande hinaufgehoben

Digitized by Google

wurden; ein anderes, bestehend aus einem langen runden Baum zwischen zwei in die Höhe gerichteten Drehkreuzen, dessen Enden in paralleler Richtung mit dem liegenden Baum mittelst Stricken verbunden waren. Es kam hierbei darauf an, auf dem Baum gegen das Treppengerüste hinwandelnd oder kletternd nicht herabzugleiten, trotz des Umschwungs des Baumes, welcher fortwährend an den Stricken umgedreht wurde. Auf ein gegebenes Zeichen stürzte eine Menge rüstiger und beutegieriger Burschen aus den Zuschauerraum in die Bahn, um die schwarzen Schafe als Preis zu erringen. Nachdem gar Viele ihr Bemühen als eitel aufgegeben, indem sie stets von Neuem in den Sand purzelten, gelang es endlich Zweien, die sich fest an den Baum geklammert hielten und sich immer wieder aufrichteten, das Ende des Baumes zu erreichen und das andere Gerüste fassend und erklimmend in den oberen Kasten zu steigen. Der Erste wollte beide Hämmel als Beute heimführen, was ihm aber verwehrt wurde; worauf denn sein ebenso glücklicher Nachfolger das zweite Schaf errang und gleich dem Ersten im Triumph davontrug.

Den Schluß der ganzen Vorstellung bildete ein Auftritt, bei welchem ebenfalls freiwillige Zuschauer die Hauptrolle spielten. Als das letzte Rind schon gepackt war, ward es abermals von seinen lederfarbenen Häschern losgelassen und in betäubtem, ermattetem Zustande dem jugendlichen Publicum, das von allen Seiten herbeistürzte, zum Zerren preisgegeben. Dabei ward dann unter allgemeinem Hohn- und Lustgeschrei eine Menge der Anwesenden umgerannt oder auch noch von dem wieder aufbrausenden Thiere gefaßt und geworfen, während andere es schon beim Schwanze hielten und hin und her zausten. Nach etwa zehn Minuten ließ man ebenso wie vorhin die sieben barmherzigen Brüder in den Circus und das befreite, wieder aufathmende Thier entzog sich, diesen sich anschließend, dem allzu weit getriebenen Spaße. Ungeheure Heiterkeit beschloß gegen Sonnenuntergang das eigenthümliche Schauspiel.

In dieser milderen, unblutigen Weise wird die Rinderhetze in ganz Portugal, in einigen portugiesischen Besitzungen und in den größeren Städten Brasiliens begangen. Bei deutschen oder sonstigen nordeuropäischen Zuschauern wird diese ganze Gattung von Nationalvergnügungen nur einen peinlichen Eindruck zurücklassen: es ist doch nur eine besondere Art von privilegirter Thierquälerei. Selbst die starknervigen Engländer haben ihr früheres bull-baiting, eine Stierhetze mit Hunden (woher der Name bull-dog), seit etwa Hundert Jahren aufgegeben und mit dem Pferderennen vertauscht, wobei die Qual für die Thiere doch durch den edleren Zweck der Rassenzucht einigermaßen ausgeglichen wird. Dem Südländer scheint es überhaupt an dem echt menschlichen Mitgefühl für die ihm dienende Thierwelt zu fehlen;

Digitized by Google

man sehe nur, wie der Neapolitaner und Sicilianer seine Thiere, selbst Ziegen und Schafe, behandelt, und zwar mit leichtem Humor als selbstverständliche Sache. Wenn der Nordländer grausam ist, so ist er es im Zorn, im Trunk und aus Rohheit; der Südeuropäer spielt mit der Thierwelt aus angebornem Leichtsinn und kindlicher Schadenfreude. Uns war es übrigens lieb, daß wir nun, nach Anschauen dieser Lissaboner Rinderhetze, uns einen vollkommen ausreichenden Begriff machen konnten, wie es in Spanien beim ernsten Stiergefecht zugehen muß; der Maßstab war gegeben, um diese ganze Gattung von Volksspielen als barbarische, von den kalten Römern ererbte Unsitte zu verurtheilen. Und man bedenke noch, daß sich dieses Schauspiel hier während des ganzen Sommers fast an jedem Sonntag wiederholt, so daß jede Woche Sechs bis Acht Tausende von Lissabon's dreimal Hunderttausend Bewohnern sich zu solchem Einerlei versammeln und immer die gleiche Theilnahme dafür zeigen. Läßt das nicht auf innere Nichtigkeit und oberflächliche Leere des Volksgeistes schließen?

Wir besuchten an jenem Abend noch eine der lieblichen Terrassen im Westen der auf und absteigenden, reinlichen Stadt, welche mit schönen Anlagen besetzt war und in wunderbarem Blumenflor prangte. Die scheidende Sonne warf gerade ihre letzten Strahlen auf die um den östlichen Castellberg liegenden, ärmlichen Quartiere der Stadt und vergoldete für uns all das Elend, das in diesen sich bergen soll. Von dem Jammer und Schmutz der dortigen Proletariergassen habe ich Nichts gesehen; ebensowenig von den Schaaren herrenloser Hunde, über welche Fürst Felix Lichnowsky in seinem vor gut dreißig Jahren erschienenen Buche über Portugal Beschwerde führt. Ich denke, man wird sie seitdem beseitigt haben. So mag es denn gekommen sein, daß mir Lissabon, dessen Schattenseiten ich nicht kennen gelernt, in besonders freundlichem Lichte erschienen und in der Erinnerung haften geblieben ist. Wir aber begaben uns zum Beschluß nach Dunkelwerden auf endlosen Stufen hinab in die herrlichen Anlagen des Passeio publico, wo die ganze und halbe schöne Welt der Hauptstadt versammelt war, um auf und abwandelnd oder auf langen Reihen gemietheter Rohrstühle sitzend, unter den herrlichsten Platanen und Akazien und bei strahlender Gasbeleuchtung, die Abendkühle zu genießen und zugleich den Klängen eines starken und gutbesetzten Orchesters zu lauschen. Wir waren erstaunt, hier durchweg nur die bessern Stände vertreten zu sehen, obwohl der Zutritt unverwehrt war; ganz anders als z. B. im Berliner Thiergarten oder am Hamburger Jungfernstieg an lauen Sommerabenden, wo die sogenannte feine Welt nur dünngesäet ist. Das Räthsel löste sich für uns beim Fortgehen: man mußte Sechszig Reis Austrittsgeld bezahlen und wir waren in eine Mausefalle gerathen. Wir konnten kein Wort portugiesisch und hatten keinen Reis portu-

Digitized by Google

gieſiſches Geld; aber ein halber ſpaniſcher Thaler, der noch von Cadiz mir übrig geblieben war, half mir und meinem Maſchiniſten aus der Klemme. Ich fand dieſe Einrichtung eines freien Eintritts, aber einer Zwangsſteuer beim Ausgang ungemein ſinnreich.

Dieſer Paſſeio publico, den ich auch am nächſten Vormittag und wiederholt bei Tage beſucht habe, iſt ein wahres Juwel. Er liegt inmitten der Neuſtadt, iſt von allen Seiten leicht zugänglich und bildet zugleich einen der Ausgangs- und Endpunkte für mehrere Pferdebahnen. Seine ſauberen Anlagen werden ſtets in friſcher Pflege gehalten und übertreffen die mit Unrecht berühmte Villa Reale von Neapel bei Weitem, nur daß ihm freilich der Veſuv und der Golf fehlen, aber ich ſpreche hier unter dem Geſichtspunkt des künſtleriſchen Gartenbaus. Unter dieſen eleganten Publicum aber, welches an jenem Abend hier im Paſſeio um die Wirthſchaftsgebäude bei Eis und Zuckerwerk und Limonade verſammelt war, fiel es uns im Gegenſatz zu Spanien auf, wie wenige Uniformen man ſah und wie wenige Raucher; es ſcheint, als wenn ſich hinſichtlich des Rauchens der engliſche Einfluß hier geltend gemacht hat. Und in Marſeille in der Allee Meilhan, in Barcelona auf der Rambla wimmelt es von Offizieren in allen erdenklichen Uniformen; aber freilich, la belle France geht nur mit Rachegedanken ſpazieren, und in der Hauptſtadt Cataloniens ſtanden die Carliſten in ſo nächſter Nähe, daß die Führer der bewaffneten Macht ſich immer in den Anlagen und Kaffeehäuſern bereit halten mußten. Wie anders das kleine, friedliche Luſitanien, das von ſeiner früheren Macht und Größe ſtark abgerüſtet hat und von welchem wohl das Wort unſeres ehrlichen, greiſen Zollwächters am Bord gelten mag, das er am erſten Morgen an mich richtete: o Portugal está muito pegueno, mas tranquilo e satisfeito e prospero — Portugal iſt zwar ſehr klein, aber ruhig und zufrieden und glücklich.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Der Bonapartismus vor der Nationalverſammlung. — Drei Tage lang, am 13., 14. und 15. Juli, fanden in Verſailles die erregteſten Debatten ſtatt über die Wahl des bonapartiſtiſchen Deputirten, des Herrn von Bourgoing, im Departement der Nièvre und über die ſtaatsgefährlichen Umtriebe der Bonapartiſten, wie ſie im Rapporte des Herrn von Savary dargelegt waren. Das Reſultat dieſer heißen und erbitterten parlamentariſchen Schlacht war bekanntlich die Caſſirung jener Wahl und —

Digitized by Google

eine Niederlage der republikanischen Partei durch ein von Seiten der conservativen Rechten dem heutigen republikanischen Ministerium gegebenes Vertrauensvotum!

Nachdem durch die Ungültigkeitserklärung der Wahl Herrn von Bourgoing die Entscheidung gegen die Bonapartisten ausgefallen war, war vorauszusehen, daß die Kammer nun ebenfalls ohne Weiteres den Conclusionen des Rapportes Savary über die staatsgefährliche und mit allen Mitteln zu unterdrückende imperialistische Propaganda zustimmen werde. Herr Raoul Duval erkannte diese Gefahr. Schnell brachte er eine Tagesordnung ein, in welcher die Nationalversammlung erkärte, den von den Gerichten geführten Untersuchungen fern bleiben zu wollen, nöthigte Herrn Buffet zu einer kurzen Antwort und erreichte, daß wegen zu weit vorgeschrittener Zeit die Debatte auf den folgenden Tag vertagt wurde.

Am andern Tage war in Versailles das lebhafteste Getreibe. Die Deputirten waren beinahe vollzählig erschienen. Die Tribünen waren überfüllt. Die Diplomatenloge vereinigte fast sämmtliche in Paris accreditirte Vertreter der fremden Mächte. Die Regierung hatte vor dem Versailler Schloß und an den Bahnhöfen die umfassendsten Polizeimaßregeln ergreifen lassen. Alle Welt war auf das große Schauspiel gespannt, das sich im Schloßtheater zu Versailles, dem Sitzungssaal der Assemblée, abspielen sollte. Herr Rouher selbst bestieg die Tribüne.

Der ehemalige „Vicekaiser" ist ein Redner ersten Ranges. Zwar ist die Zeit dahin, wo der stolze, selbstbewußte Mann sich nur auf der Rednerbühne des Corps législatif oder des Senats zu zeigen brauchte, um seines Sieges und des rauschendsten Beifalls gewiß zu sein. Damals war er der allmächtige Mann, dem Jeder in Frankreich willig huldigte und gehorchte. Heute steht der Führer und politische Leiter der Bonapartisten einer Versammlung gegenüber, die theils glühender Haß, theils heillose Furcht vor dem Kaiserreich beseelt. Schon einmal war Herr Rouher berufen, in dieser selben Versammlung die Sache des Empire zu führen. Der Herzog von Audiffret Pasquier hatte seine wuchtigen Angriffe gegen die Verwaltung und die Rechnungen des Kaiserreiches gerichtet. Es war kurz nach dem Kriege, wo das unglückliche Land noch aus tausend Wunden blutete, wo edler Patriotismus und tiefgetroffene Eitelkeit, beleidigtes Rechts- und Ehrgefühl und blinder Haß, Wahrheitsliebe und Parteileidenschaft zusammentrafen, um alle Schmach und alles Unheil, was über Frankreich hereingebrochen war, dem Kaiserreich zur Last zu legen. Rouher, der einzelne Mann, stand einer tobenden leidenschaftlich aufgeregten Versammlung gegenüber, die keine Gerechtigkeit üben wollte und konnte; muthig hielt der todtenbleiche Mann zwei volle Sitzungen hindurch auf der Tribüne dem Sturme Stand. Damals war er wirklich groß.

Heute ist Herrn Rouhers Stellung eine bedeutend andere und bessere.

Digitized by Google

Der Bonapartismus hat seit jenen Tagen gewaltige Fortschritte gemacht, und Herr Rouher ist der Chef einer zwar in der Kammer nur kleinen, im Lande aber schon wieder großen Partei. Volle drei Stunden sprach er, und die Nationalversammlung hörte seine Auseinandersetzungen mit Geduld an. Wahrlich der beste Beweis, wie sehr der Bonapartismus wieder an Bedeutung gewonnen. Herr Rouher sprach gut, ja sogar mit oratorischer Meisterschaft, als er von der Berechtigung der Bonapartisten als Partei und von den Hoffnungen einer Wiederherstellung des Kaiserreichs redete. Es machte auf den unbefangenen Zuhörer aber doch einen eigenthümlichen Eindruck, den Mann, der an dem 2. December so thätigen Antheil genommen hatte, als beredten Vertheidiger der Gesetzlichkeit zu hören. Auch erschien es mir nicht all zu glücklich argumentirt, nur in verschiedenen Variationen zu wiederholen: „Der Staatsanwalt kann uns nichts anhaben!"

Am nächsten Tage erschien bald nach Herrn von Savary der Ministerpräsident Herr Buffet auf der Tribüne. Anknüpfend an die von Herrn Rouher gegen den Polizeipräfecten von Paris vorgebrachten Beschuldigungen, vertheidigte er hiergegen seinen Untergebenen, erklärte, die Regierung kenne ihre Pflicht und wache nach allen Seiten und wandte sich dann mit geschickter Schwenkung gegen die Radicalen. Hier liege eine viel drohendere Gefahr für die Sicherheit des Landes, als in den geheimen Comités der Bonapartisten, meinte Herr Buffet und die Republikaner in der Kammer und die Radicalen im Lande gewissermaßen identificirend, ließ er vor den Augen der Assemblée das rothe Gespenst spielen. Er schloß mit der Versicherung, er werde alle Präfecten schützen, möchten sie Bonapartisten sein, soviel sie wollten, so lange diese Hüter der moralischen Ordnung seinen administrativen Anordnungen Folge leisteten. Die Rechte jubelte; die Bonapartisten athmeten auf; die Orleanisten des Centrums wußten nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollten; die Republikaner waren aufs Tiefste verletzt und gereizt durch diese provocirende Sprache Buffets. Der Justizminister Dufaure versuchte die Rede seines Collegen durch eine ernste und loyale Erklärung über den constitutionellen Standpunkt abzuschwächen. Aber es nutzte nichts. Gambetta ergriff das Wort. Schonungslos griff er Herrn Buffet an, nannte seine Haltung eine cynische, voll von Zweideutigkeiten, machte ihn und den Herzog von Broglie dafür verantwortlich, daß diese parti détesté der Bonapartisten es wagen dürfe, wieder ihr Haupt zu erheben, und forderte den leitenden Minister auf, nachzuweisen, wann und wo die Republikaner conspirirten. Der jugendliche Exdictator war auf das Höchste erregt, Zorn und Leidenschaft dictirten ihm die Worte, und mit äußerster Heftigkeit führte er seinen Angriff gegen Herrn Buffet. Dieser verlor keinen Augenblick sein kaltes Blut und seine Ruhe. Auf den Ausfall des Führers der Linken antwortete er mit der Cabinetsfrage

Digitized by Google

und forderte Herrn Gambetta auf, ein Mißtrauensvotum gegen ihn einzubringen. Gambetta erkannte nun — jedoch zu spät — daß er in eine Schlinge gefallen war. Eine Ministerkrisis in diesem Augenblick herbeizuführen, war eine Unmöglichkeit. Gambetta versuchte eine Seitenschwenkung, und erklärte, es handele sich augenblicklich um den Bonapartismus und um nichts Anderes. Vergebens! Buffet bestand auf ein Vertrauensvotum. Die einfache Tagesordnung fiel, und eine von Herrn Baragnon beantragte motivirte Tagesordnung, welche dem Ministerium das volle Vertrauen der Nationalversammlung aussprach, wurde mit 483 Stimmen angenommen. Die gesammten Linken enthielten sich der Abstimmung. Für Herrn Buffet stimmten die Legitimisten, die Orleanisten, welche feig ihre neuen Freunde wieder im Stich ließen — Herr Buffet hatte bei seinem Manöver seine Leute richtig taxirt — und auch die Bonapartisten. Die Majorität vom 24. Mai 1873 war wieder hergestellt; der Traum des Herrn Buffet erfüllt, — die Majorität des 25. Februar 1875 war gesprengt.

Und was ist nun das Resultat dieses wunderbaren Votums vom 15. Juli?

Die Bonapartisten triumphiren auf der ganzen Linie ihrer Presse. Man muß anerkennen, daß, wenn gleich sie einen schweren Verlust erlitten, sie doch ihre Fahnen aus dem Kampfe gerettet haben.

Herr Buffet hat seine alte conservative Majorität wieder zusammengebracht. Aber kann sie von Bestand sein? Trägt diese aus so heterogenen Elementen zusammengesetzte Majorität nicht vielmehr den Todeskeim schon in sich und auch vielleicht für Herrn Buffet selbst? Kann, nachdem am 25. Februar die Republik die gesetzliche Staatsform Frankreichs geworden ist, ein constitutionelles Ministerium sich auf eine Majorität stützen wollen, bei welcher der Haß gegen die Republik und der Wunsch sie wieder zu beseitigen, das einzige Bindemittel sind?

Die politische Zukunft Frankreichs, selbst die allernächste Entwickelung seiner constitutionellen Zustände ist wieder einmal mehr wie je dem Zufall anheimgegeben worden, und schwieriger denn je ist es, hierüber im Voraus ein Urtheil abgeben zu wollen. Eins scheint jedoch gewiß, die Auflösung ist aufs Neue um ein Stück hinausgeschoben. Zum Andern aber haben die Orleanisten den Republikanern gezeigt, was diese an ihren Freunden vom 25. Februar gewonnen haben, und wie sehr Ernst es ihnen, den Orleanisten, mit dem Ausbau und der Befestigung der neuen republikanischen Verfassung ist. Es ist nicht zu befürchten, daß die Republikaner dies vergessen sollten!

Aus Berlin. Der römische Kampf. Ausländische Intriguen. Städtisches. — Nicht unerfreulich lauteten die Nachrichten, welche uns im

Digitized by Google

Laufe der letzten Woche zugingen. Der Fürstbischof von Breslau versprach dem Gesetze über die Verwaltung des Vermögens der römisch-katholischen Kirchengemeinden Folge leisten zu wollen, das bischöfliche Generalvicariat in Hildesheim soll desgleichen gethan und das Domcapitel in Fulda sich ihm angeschlossen haben. Andere weitere Erklärungen sollen in Aussicht stehen, der gesammte preußische Episcopat endlich soll in kurzem zum Frieden das Wort ergreifen. Ganz schüchtern wagten sich anfangs diese Friedensbotschaften hervor. Als aber die Gegner schweigend ihnen gegenüber verharrten, gewannen sie an Bestimmtheit und Zahl und vereinigten sich endlich zu einem stattlichen Siegeschor. Man mißverstehe uns nicht. Nicht vom endlichen Siege ist die Rede, nur von der gewonnenen ersten entscheidenden Schlacht, welche den Feind unabwendbar rückwärts wirft, welche das eigene Land befreit und nach weiterem Siegen in Feindesland den endlichen Friedensschluß verheißt. Zwiefach ist die Bedeutung des errungenen Erfolges. Erstens ist ein wichtiges Glied der neuen preußischen Kirchengesetzgebung von den Würdenträgern der römischen Kirche anerkannt worden, zweitens, und das ist das bei weitem Wichtigere, hat offenbar die römische Curie dem preußischen Staate gegenüber auf die Ausübung ihres welthistorischen Principes verzichtet, als politische Macht den Staaten gegenüber zu treten und in politischer Gleichberechtigung mit ihnen zu verhandeln und zu pactiren. Der preußische Staat hat mit dem Vatican nicht verhandelt wie mit einer europäischen oder gar universalen Macht, er hat und wird sich auch nicht mit ihm vertragen wie mit einer solchen, sondern er hat einfach den Gehorsam der römischen Priester innerhalb seines Staatsgebietes für die Gesetze dieses seines Staatsgebietes in Anspruch genommen und ist jetzt im Begriff, die Versicherungen des Gehorsams dieser Priester entgegenzunehmen. Ein Erfolg von außerordentlicher Tragweite, eine weite Bresche im Walle der römischen Universalmacht. Durchaus wahrscheinlich erscheint, daß die preußischen Bischöfe sich bald auch in anderen einzelnen Stücken der preußischen Gesetzgebung fügen respective die Erlaubniß des Vaticans zu einem solchen Schritte einholen werden. Denn was soll nach Preisgebung des für ihre bisherige Politik maßgebenden Principes der Widerstand gegen Gesetze, deren Bestimmungen an sich von ihnen durchaus nicht unannehmbar befunden werden dürften?

Nicht am unerfreulichsten würde bei einer solchen allmählichen Friedensstiftung im Innern die beruhigende Wirkung auf das Ausland sein. Wenn dann endlich auch der letzte Schein von Möglichkeit geschwunden sein wird, die kirchlichen Wirren in Deutschland zum Ausgangspunkte einer kriegerischen Verwickelung zu machen oder in den renitenten Klerikern Bundesgenossen gegen ihren eigenen Staat zu finden, dann wird man auch wohl endlich einmal davon abstehen, Deutschland systematisch bei seinen Nachbarn zu verdächtigen und

zu verläumden. Es ist geradezu unglaublich, was unsere Widersacher im In- und Auslande in den letzten Jahren in diesem Punkte geleistet haben. Das große Publicum kennt diese Abscheulichkeiten in ihrem ganzen Umfange offenbar nicht, sonst würde der öffentliche Unwille ein weit stärkerer sein. Die Meisten lesen die Zeitungen nur sehr oberflächlich oder bekommen überhaupt doch nur einen sehr kleinen Bruchtheil derselben zu Gesichte. Wer sich aber die Mühe nimmt, diese Literatur eingehend und vollständig zu berücksichtigen, wird bald mit Schrecken gewahr werden, daß er sich einer internationalen Verbrüderung gegenüber befindet, deren einziger Zweck die consequent betriebene Verdächtigung der deutschen Politik ist. Ich will aus diesem überreichen Lügenmaterial nur die Leistungen der letzten Tage herausgreifen, um zu zeigen, wie willkürlich und umfassend diese Hetzpolitik betrieben wird. Heute erscheint die „Times" mit sorgenvoller Miene und beklagt, gehört zu haben, daß das arge Deutschland mit China wegen Abtretung der Insel Formosa in Unterhandlung stehe. Wenige Tage vorher hatte eine ganze Coterie englisch-amerikanischer Zeitungsgelehrten ihr wachsames Auge auf Westindien geworfen und hatte daselbst die schmerzliche Entdeckung gemacht, daß Deutschland sehr verdächtige Anstrengungen mache, um Amerika und England für ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen Spanien zu gewinnen, um letzteres zur Abtretung von Cuba und Portorico zu bewegen. Noch einige Tage zuvor wurde die Welt mit einem ganz fein angelegten Machwerk beglückt. England und Rußland hieß es, haben sich über ihre centralasiatischen Interessen verständigt. Warum nicht, dachte der harmlose deutsche Zeitungsschreiber und bejubelte in naiver Herzensfreude die neue Intimität der Engländer und Russen. Aber sofort enthüllte sich der bösliche Zweck dem blöden Auge. Die englisch-russische Allianz wurde optima forma von der englischen Presse inscenirt und reichliche böse Seitenhiebe auf die vermeintlich bereits gesprengte Allianz der drei Kaisermächte belehrten uns über den liebenswürdigen Zweck des ganzen Unternehmens. Das neueste und gefährlichste Experiment in dieser Richtung ist der Wiederbelebungsversuch der belgischen Frage, welchen ein deutsches ultramontanes Blatt im trauten Verein mit der klericalen belgischen und französischen Presse unternommen hat, wobei natürlich die allzeit bereiten Engländer nicht verfehlen, diesen Bemühungen wenigstens eine möglichst große Aufmerksamkeit und Verbreitung zu sichern. Fürst Bismarck hat also wieder eine Note nach Brüssel gerichtet, in der er die Internirung der aus Deutschland ausgewanderten Geistlichen verlangt! Große Entrüstung. Sodann rührende Beschreibung, wie die Minister in Brüssel angstbeklommen in schwüler Julihitze beisammensitzen und, statt den abgemüdeten Leib den Fluthen Ostendes zu übergeben, Verfügung über Verfügung zusammenschreiben müssen, um durch zeitige Verordnungen gegen die Geistlichen weiteren Forderungen der deutschen Regierung vorzubeugen. Wenn

dieſes Schauergemälde genügend durchgeführt iſt, ſo verlangt die ſtrategiſche Kunſt einen plötzlichen Rückzug, denn ſonſt könnte es ſich ereignen, daß die deutſche Regierung wirklich irgend etwas unternähme, was einem Schlage gegen die Ultramontanen gleich ſähe. Dieſen Rückzug bewerkſtelligt man in der Weiſe, daß man irgend ein belgiſches Blatt veranlaßt, in zwar ſtrenger aber doch immerhin wohlwollender Weiſe die ultramontanen Freunde zu dementiren. Dann iſt anzunehmen, daß die deutſche Regierung ſich der Mühe eines gröberen Dementi überhoben halten wird und der Zweck der Campagne iſt doch erreicht. Man hat die Welt acht Tage lang unbeſtraft belogen und geängſtigt.

Unſere gut geſinnten Blätter können natürlich dieſem Treiben nicht ſteuern. Sie beſchränken ſich darauf, die ärgſten Ausſchreitungen zu regiſtriren und ſchweigen im übrigen. Ueberdies iſt ihre Aufmerkſamkeit bereits auf die parlamentariſche Seſſion des kommenden Winters gelenkt. Eigentlich ſehr zur Unzeit. Denn gegenwärtig ſteht noch abſolut nichts darüber feſt. Niemand weiß etwas Sicheres über Anfangspunkt, Dauer und Beſchäftigung des nächſten Reichstages anzugeben. Die Regierungen haben darüber auch noch gar nichts beſchloſſen. Alles was daher über angeblich projectirte Börſen-, Brau- und Tabaksſteuern geredet und geſchrieben wird, gehört eben dahin, wohin das Deficit von den zwanzig Millionen gehört, die das nächſte Reichsbudget aufweiſen ſoll — in das Reich der Fabel. Selbſt über die Arbeiten der Reichsjuſtizcommiſſion, ihre Beendigung, ihre Behandlung im Reichstage, weiß zur Zeit Niemand etwas und kann Niemand etwas wiſſen. Auch möge man ſich nicht vor der Zeit die gute Laune trüben laſſen durch die Lectüre ſchmerzensreicher Ergüſſe, welche von erſchrecklichen Erhöhungen des Militäretats zu erzählen wiſſen. Auch das hat gute Weile.

Noch einer fabelhaften Kunde ſei hier gedacht, welche kürzlich unſere Blätter durchlief: Die Berliner Univerſität ſolle nach Charlottenburg verlegt werden. Sie werden gewiß mir Glauben ſchenken, wenn ich Ihnen verſichere, daß zur Zeit Niemand an die Ausführung eines ſolchen Planes denkt und daß ein ſolcher vielleicht auch niemals in ernſtliche Erwägung gezogen werden wird. Geſtatten Sie aber, daß ich anläßlich dieſes vorläufig durchaus abenteuerlichen Gedankens ein Argument bekämpfe, das man in Berlin vernünftigen wie unvernünftigen Projecten gleicher Weiſe entgegenzuhalten liebt. Charlottenburg iſt zu weit, hieß es ſofort in dieſem Falle, wie in tauſend anderen. Das iſt die vornehmſte Weisheit, welche zu allererſt gegen jedes neue Bauproject in das Feld geführt wird. Ich kann dem gegenüber nur bedauernd conſtatiren, daß die Berliner ſelbſt keine rechte Vorſtellung von der Expanſivkraft ihrer Stadt haben, daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, welche Ausdehnung die Stadt und welche Entwickelung ihre Verkehrsverhältniſſe in kurzem

Digitized by Google

erreicht haben werden. Ich habe gegen dieſe vollkommen unzureichenden und kurzſichtigen Anſchauungen ſchon angekämpft, als vor zwei Jahren die Meinung ſich erhob, der Krollſche Platz läge zu weit ab, um auf demſelben ein Parlamentsgebäude zu errichten. Nun möchte ich wohl heute nach zwei Jahren meine Herren Gegner erſuchen zu conſtatiren, in welch rapider Weiſe ſich allein das Pferdeeiſenbahnweſen in dieſer Zeit, in dieſem Stadttheile wie in allen übrigen entwickelt hat. Von der künftigen Entwickelung deſſelben, von der künftigen Stadtbahn, von der ſtetig vorſchreitenden Bebauung und Erweiterung des Stadtgebietes wollen wir gar nicht reden. Iſt es aber nicht erſichtlich, daß der Krollſche Platz heute ſchon zur eigentlichen Stadt gehört? Und iſt es nicht ebenſo klar, daß Charlottenburg in Kurzem ebenſo zu uns gehören wird? Ob ein Student in Berlin oder Charlottenburg wohnt, wird künftig bei der Zunahme billiger Communicationsmittel ganz gleichgiltig ſein. Im Gegentheil er wird in Charlottenburg lieber wohnen, weil er dort billiger und beſſer wohnt. Charlottenburg iſt ſchon heute durchaus nicht mehr die ausſchließliche Stätte reicher berliner Villenbeſitzer, ſondern es iſt der Wohnort kleiner und mittlerer Leute, welche das Rechenexempel geſtellt haben, daß die Summe der Koſten einer Wohnung in Charlottenburg plus der Koſten der jährlich nothwendigen Pferdeeiſenbahnbillets geringer iſt als die Summe der Koſten einer berliner Wohnung plus der durch die Geſchäftsgänge bedingten Stiefelrechnung. Wir müſſen und werden aber alleſammt dahin kommen, daß wir billig und geſund irgendwo an der Peripherie der Stadt wohnen und in der engeren theueren Stadt nur zum Betriebe unſerer Studien und Geſchäfte hauſen. Und das wird ſchneller kommen als man glaubt. Wie fremd aber dieſe Vorſtellung noch vielen Leuten iſt, erſah man, wie geſagt, wieder aus der hochweiſen Kritik des im übrigen durchaus utopiſchen charlottenburger Univerſitätsprojectes. So eine Durchführung ginge nicht an, ſagte man, denn dann müſſe man ja ſämmtliche alte und neue berliner Univerſitätsbauten von neuem in Charlottenburg aufführen. Als ob beide Städte nicht eins wären, als ob ſie zu einander lägen, wie Berlin und Frankfurt!

Inzwiſchen ſind Klein- und Großbürger Berlins gemeinſchaftlich beſtrebt, ſich in das theatraliſche Element der Großſtadt Wien zu vertiefen. An dreien unſerer Theater ſind augenblicklich Wiener zu Gaſte. Ich habe die ſtrenge Muſe der Vertreter des Wiener Burgtheaters gemieden und zog es vor die harmloſen Scherze des Herrn Schweighofer und Fräulein Gallmeyers zu genießen. Und ich habe einen wirklichen Genuß gehabt. Die „elegante Perſon", die uns Fräulein Gallmeyer im Woltersdorf-Theater mit Unterſtützung des vortrefflichen Komikers Schweighofer zum Beſten gab, gehört wirklich zu dem Beſten, was das niedere Soubrettenfach aufzuweiſen hat. Seit zehn

Digitized by Google

Jahren ist Fräulein Gallmeyer nicht in Berlin gewesen. Damals spielte sie im Wallner-Theater. Unvergeßlich ist mir noch der Humor und die Grazie, mit der sie in einem kleinen Stückchen einen wüthigen berliner Hauswirth in Gestalt des so beliebten Komikers Neumann mit Hilfe einiger Gläser Champagner und eines nicht unbeliebten, wenn auch heftig gescholtenen französischen Tanzes in die allerliebenswürdigste Laune versetzte. Der Humor und die Grazie sind ihr treu geblieben. Und sollte ein allzu kritisches Auge hier einen kleinen Rückgang bemerken wollen, so weiß Fräulein Gallmeyer doch durch die Bravour ihres Spieles und Vortrages sich sofort neue Triumphe zu sichern. Schweighofer erfreut uns schon seit mehreren Jahren jeden Sommer durch seinen Besuch. Und stets sehen wir ihn gern wiederkehren. Diesmal verdienen die Wiener Gäste noch unseren besonderen Dank dadurch, daß sie uns ihre Leistungen in den Rahmen eines besseren Stückes vorführen, als sie sonst mit sich brachten. Die „elegante Person" ist unstreitig eines der besseren Wiener Volksstücke, leidlich motivirt in der Entwickelung und Handlung und vor allem voll vortrefflicher Witze und voll guter Couplets. Die „Genrebildchen aus dem heutigen Wien" und „die Zeiten sind schlecht" sind mimische Gesangsstückchen, welche sich den einheimischen gleichartigen Producten des Wallner-Theaters ebenbürtig an die Seite stellen können. Uebrigens will mich nach dieser Probe bedünken, daß die Wiener Theaterliteratur dieser Gattung ihren Aufschwung durch erfolgreiches Studium der berliner Leistungen bewerkstelligt hat. Sollte sich diese Meinung bestätigen, so könnte uns eine solche Thatsache nur erfreuen. Wäre sie doch ein sicheres Anzeichen, daß der norddeutsche Humor den deutschen Süden erobert und dem norddeutschen Wesen auch dort eine heimische Stätte gesichert hat. J.

Literatur.

Tausend Gedanken des Collaborators. Von Berthold Auerbach. Berlin, A. Hofmann & Co. — Wenn wir nicht irren, war es Julian Schmidt, welcher gelegentlich einer Würdigung Berthold Auerbachs in der „Allgemeinen Zeitung" die halbvergessene Gestalt des Collaborators Adalbert Reyhenmeier aus der „Frau Professorin" wieder in den Vordergrund der Auerbachschen Dichtung zog, und wir werden kaum fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß zunächst jene Artikel die äußere Form des uns vorliegenden Buches veranlaßt haben. An eine kurze Einleitung reihen sich einige hundert Seiten Aphorismen „von mir und von dir, von der Natur, vom Staat, von der Kunst und vom höhern Leben." Sie wollen nicht als allgemein giltige Wahrheit erscheinen, sagt der Verfasser in der Einleitung, was von Ambrosia

Digitized by G

im Brode ist, das liegt nur im Geschmacke der Genießenden. Und er hat wohlgethan, der Kritik diesen Fingerzeig zu geben. Denn es ist doch vielerlei da, was den Widerspruch herausfordert. Auf diese Weise liegt aber nun die Schuld beim Leser, wenn er das Rechte nicht findet. „Sowie der Aehrenleser folgt dem Schnitter," um mit Platen zu reden, geht Auerbach in seinen eigenen Spuren, die Gedanken, die er in seinen Schriften anzubringen vergessen, bunt in einen Korb sammelnd. Denn „Aphorismen bilden", sagt er, „ist eben Aehrenlesen". Dies Aphorismen „bilden" ist bezeichnend; diese Betrachtungen sind nicht die kräftigen Kinder einer gesunden Ehe des Denkvermögens mit den äußeren Eindrücken; der Dichter geht aus, um zu denken; er zwingt sich zu Eindrücken und diese Eindrücke zwängt er wiederum in eine Form, die möglichst geistreich ist oder auch möglichst einfach sein soll; nicht selten zeigt sich das Bestreben, die Kürze und antithetische Bildung des Sprichwortes nachzuahmen. So kommt es ganz natürlich, daß neben manchem wirklich Bedeutenden und Hübschen ungemein viel Geistreichelndes, nicht selten Triviales sich zeigt. „Von allen Gerüchen ist mir der Wohlgeruch des frischen Hopfens im Herbste der liebste. Oder ist es nur, weil es in dieser Jahreszeit so wenig wohlriechende Pflanzen mehr giebt?" „Magere wissen immer, daß sie mager sind, fette Menschen selten, daß sie fett sind." Das sind nur zwei Sätze aus vielen, aber es gehört gewiß Geist dazu, in ihnen Geist zu finden. Und so wird man oft bedenklich an das vom Verfasser selbst aufgestellte, sehr richtige Axiom gemahnt: „das Geistreiche als Selbstzweck ist schon der Beginn der Corruption." Wenigstens ein literarischer Fortschritt darf in einer solchen lockeren Zusammenstoppelung nackter Gedanken nicht erblickt werden. Die einzige Form, in der sie erträglich sind, ist die des Tagebuches, aber auch dann müssen sie sich anlehnen an die vom Dichter geschilderten inneren und äußeren Erlebnisse des Betrachtenden. Denn der Hauptgenuß wird uns ja doch aus der Erkenntniß des Werdens solcher Gedanken entstehen, in viel höherem Grade werden uns die frischen Blumen an ihren natürlichen Standorten, auf der Wiese, erfreuen, als zum halbwelken Strauß verflochten, in welchem das Uebermaß verschiedener Düfte mehr betäubt, als erquickt. Es ist im Ganzen doch nur unverarbeiteter Rohstoff, der uns geboten wird, trotz aller stilistischen Feilungsarbeit, Brosamen, die nicht sättigen, Unvollständiges und Unvollendetes, und so gehört das Buch auch mit zu denen, deren Zweck es ist, nichts umkommen zu lassen, was irgend einmal gedacht oder geschrieben wurde, eine Gattung von Büchern, an denen unsere moderne Literatur, wie wir in diesen Blättern schon oft zeigen mußten, leider überreich ist. Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 30. Juli 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Literaten des jungen Deutschlands.

Von Emil Kuh.

I.

Ernst, große Talente und ein anzutretendes Culturerbe sind die Vorbedingungen wie die Bürgschaft edler und fruchtbarer Literaturperioden. Wo diese Haupterfordernisse entweder gar nicht oder in nur spärlichem Maße sich vorfinden, da wird das entstehende Schriftthum den Charakter des Unedlen und Sterilen nicht verleugnen können. In einem zwar gelockerten, haltlosen, aber nicht verdorbenen Staatsleben, auf dem Boden bürgerlicher Ehrbarkeit und Tüchtigkeit, die unser Volk nach den kirchlichen und politischen Drangsalen sich zu bewahren wußte, welche der dreißigjährige Krieg ihm gebracht und der ihn beendende Friedensschluß nicht verringert hat, ist unsere Literatur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erwachsen und erblüht. Von Lessing angefangen bis hinauf zu Goethe, Schiller und Kant beurkundeten unsere ersten Schriftsteller, Dichter und Denker neben ihren außerordentlichen Gaben Ernst, Wahrhaftigkeit und Uneigennützigkeit der Forschung, eisernen Fleiß und nie ermüdende Beharrlichkeit. Ihr Culturerbe aber war der mündig gewordene deutsche Geist, das ausgebildete Selbstbewußtsein der Persönlichkeit, diese von der Reformation gepflanzte, trotz nationalen Kummers und Elends gezeitigte Spätfrucht. Jeder Muskel und jeder Nerv unserer classischen Dichtung hängt mit dem gewaltigen Drange der Reformation zusammen, wenngleich diese Dichtung sich so frei und selbstständig zu bewegen vermag, daß sie weltbürgerlich über den Ereignissen und Erlebnissen der Nation zu schweben scheint. Wie die Antike das Feuer der Humanisten, das noch in Luther hineinschlägt, entzündet hat, so durchglühte die nämliche Flamme, nachdem sie unter der Asche des großen Krieges fortglimmte, die Poesie Goethes und Schillers und so ward die Antike bei uns im vorigen Jahrhundert die Vollenderin dessen, was sie im sechzehnten begonnen hatte. Der religiöse Horizont wurde frei, die Einsicht in das Wesen wie in die Grenzen irdischer Erkenntniß erschlossen, unsere Muttersprache beweglich und

Digitized by Google

präcis, unsere Poesie menschlich und schön. Indem die gewaltigen Männer alle, zuvörderst ihrer eigenen Ausgestaltung eingedenk, um des Denkens willen dachten, um des Dichtens willen dichteten, kam gerade deshalb ihr Denken und ihr Dichten auch der Gesammtheit zugute; und weil sie unverwandt auf die Dinge zeigten: hier sind sie! so sah Jedermann sofort auch auf die Zeigenden, die wir nun nicht weniger in ihrer Persönlichkeit als in ihren Leistungen bewundern, lieben und ehren.

Ohne Ernst, ohne große Talente traten im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Schriftsteller zusammen, welche eine neue Literatur heraufzuführen sich einbildeten. Sogar der herrschende Philosoph jener Tage hatte vom Ernst nur die harte Arbeitsamkeit, nicht zugleich die selbstlose Hingebung an die Ergründung der Wahrheit, und vom großen Talent nur die energische Logik, nicht auch die Macht des Gemüths und nicht die Fülle der Anschauung. Hegel wiederholte beinahe das Wort Fichtes, das dieser bei Eröffnung seiner Vorlesungen in Königsberg gesprochen: Ich bin die Wahrheit und ich lehre die Wahrheit! und das Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit theilte sich nach und nach seinen Jüngern und Nachbetern, ja den meisten gelehrten wie ungelehrten, fähigen wie unfähigen Leuten von der Feder mit. Das Culturerbe endlich, das die vermeintlich neue Literaturepoche antrat, bestand in der staatlichen Misere der Restaurationszeit und in den politisch socialen Reformwünschen der Gegenwart. Es sollte aufgeräumt, niedergerissen, es sollte ein Ende gemacht werden mit allem Veralteten, Philisterhaften in Staat und Kirche, Moral und gesellschaftlichem Uebereinkommen, Kunst und Wissenschaft. Dabei merkten die Schreier nicht, daß solch ein Geschäft besser und erfolgreicher mit jedem andern Hülfs- und Ausdrucksmittel als dem rein literarischen, geschweige dem poetischen, unternommen und ausgeführt werden könne. Es erscholl der Ruf, der vielstimmige, höhnische, satirische Ruf, daß der Deutsche zu schreiben aufhören und zu handeln anfangen solle — aber die so Rufenden hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Schreibmaterialien und die Druckerschwärze zu vertheuern. Alt und Neu: dies war die Angel, die unaufhörlich sang und stöhnte. Alt hieß Alles, was vom heutigen Tage durch eine Zeitspanne geschieden ward, der Lebensinhalt und die von der früheren Gesittung geprägte Form derselben bei der eben hinunter steigenden Generation. Neu hieß der Lebensinhalt, der erst aufgespürt, entdeckt und herbeigeholt werden sollte, neu hießen die für den kostbaren Zukunftsstoff nöthigen Schläuche, an deren Verfertigung man eifrig arbeitete. Es war erstaunlich, was man sich von dem neuen Lebensinhalt, mehr noch von den neuen Schläuchen Alles erwartete. Sind nur diese einmal vorhanden, dachten jene Bildungs- und Culturnomaden, dann wird uns sicherlich auch der Wein nicht fehlen. Von der Beschaffenheit desselben, seinem

Digitized by Google

Duft und Geschmack hatten sie eine dunkle Ahnung, eine undeutliche Vorstellung, die Ahnung des Begehrlichen, die Vorstellung der Unwissenheit. So viel war immerhin Faßbares und Greifbares an ihren Vorspiegelungen, die Ueberzeugung nämlich: daß die eben angeklungene Stunde das Ungewöhnliche, Unerhörte, noch nicht Dagewesene in der Erfüllung und Verwirklichung menschlicher Wünsche und Hoffnungen bringen und leisten werde. Sittlichkeit und Moral würden auf einer weniger schwankenden Grundlage als bisher ruhen, Volkswohlstand und Volksbildung wie eine arithmetische Progression zunehmen; die Religion, von Aberglauben und Schaugepränge gereinigt, so zu sagen das Absolute vorstellen, und das Bürgerthum, aus seiner Botmäßigkeit und Selbsterniedrigung emporgehoben, das reine Menschenthum verkörpern; die Wissenschaft, alles Priesterlichen und Esoterischen entkleidet, zum gemeinen Manne herabsteigen, der alsdann obendrein kein gemeiner Mann mehr sein werde, Poesie und Kunst aber das stolze Gebäude der verjüngten Cultur mit einem First krönen, der die Formschönheit des Parthenon beschämen müsse. Hinter dieser Ueberzeugung verbergen sich die unklaren Begriffe von der Ausbildungsfähigkeit menschlicher Kräfte und Einrichtungen ins Grenzenlose, vom ewigen Fortschritt und von der Bestimmung der Adamssöhne zur Glückseligkeit. Arme Gäule, denen solch ein anstrengender Weg zugemuthet ward! armselige Munterkeit und platte Zuversicht, womit diese berittenen Literaten sich in den Sattel schwangen!

Man hätte meinen sollen, daß diese schwärmerisch unreifen Absichten und Pläne vorzugsweise eine dilettantenhaft überschwängliche Behandlung politischer, nationalökonomischer und pädagogischer Themen hervorrufen werde, einen Abklatsch der Encyclopädie mit veränderten Gesichtspunkten und Fernsichten. Dies aber geschah nicht. Die Repräsentanten der neuen Gesittung waren und blieben Literaten, ja sie entwickelten die verrufenen Seiten des Literatenthums auf eine bis dahin noch nicht zum Vorschein gekommene Art. Sie urtheilten nicht nur über politische und sociale Gegenstände belletristisch ab, in der verwegensten Wortbedeutung, sondern sie drehten das Ding auch um und betrieben Poesie und ästhetische Kritik in publicistischer Weise. Sie fanden es außerdem zweckdienlich, den Protest gegen die staatlichen Einrichtungen und vaterländischen Gebrechen überhaupt auch auf die Heroen unserer classischen Literatur auszudehnen, denen sie im Allgemeinen nur insofern Gerechtigkeit widerfahren ließen, als es ihnen unumgänglich schicklich und nützlich dünken wollte. Sie sagten nicht: unsere Classiker haben als Humanisten, als Sprachbildner, Denker und Künstler die Höhen erklommen, Gipfel, die nach dem gewohnten Schicksalsgange der Nationen nicht leicht zum zweiten Male, gewiß aber nicht gleich nach einem eben geglückten Aufstiege betreten werden, der noch dazu, wenn man sich an das deutsche Mittelalter erinnert,

Digitiz

schon ein zweiter genannt werden kann. Sie sagten nicht: wir wollen mit unserer bescheidenen Kraft ergänzen, was uns die Meister als noch Unfertiges überliefert haben, hingegen das uns geschenkte Fertige ganz in uns aufnehmen, in unser Fleisch und Blut verwandeln und es zur Richtschnur und Controle unseres eigenen Schaffens erwählen, unser vornehmstes Sinnen und Trachten aber auf die politische, die staatliche Wiedergeburt Deutschlands richten und spornen. Dies Alles dachten und sagten sie nicht. Eigentlich sind die Classiker doch nur unsere Vorläufer, unsere Quartiermacher gewesen, eigentlich haben wir von ihren Versehen und Unterlassungssünden so viel zu leiden, als wir durch ihre guten Werke gewonnen haben, eigentlich formulirt sich die uns zugewiesene Aufgabe dahin, die meisten ihrer Ansichten zu verlernen, das Schiefe ihrer Principien zu bekämpfen, ihre Fehler vor götzendienerischen Augen rücksichtslos zu entblößen; vor Allem wollen wir selbst beweisen, daß wir da sind, daß wir große Dichter, große Schriftsteller sind, daß uns der Schutzgeist des deutschen Volkes zu den Herolden und Bannerträgern, wer weiß, vielleicht gar zu den Marschällen und Königen der neuen Literaturepoche berufen und auserlesen hat. So dachten und sagten sie thatsächlich, ja der vorlauteste und geschwätzigste unter ihnen, Heinrich Laube, sagte noch mehr: „Vossens Spießbürgerlichkeit, Mathissons kränklich weinerliches Wesen, Schlegels geziertes Reifrockspreizen, selbst Schillers bestechendes Ablösen von aller Wirklichkeit mußten angegriffen, es mußte der Anschein einer neuen Barbarei gewagt werden, um eine neue Classik vorzubereiten. Und wenn es die Gegenwart aus vielen andern Rücksichten nicht kann und nicht darf, die Literatur wird einst mit Achtung ihrer Schreckenshelden nennen: Danton-Menzel mit der Löwenstimme, Robespierre-Börne mit dem ursprünglich weichen Gemüthe und Sanct Justus-Heine mit dem blutigen Herzen und der schonungslosen schwertscharfen Lippe.“ — Ein Tusch, wie vor einer Reiterbude. Die Erfahrung lehrt, daß noch kein Genie jemals erschienen ist, wenn man es zum voraus begehrt hat, nach der Art der im Schauspielhause unartig Pochenden, welche das Aufziehen des Vorhanges nicht erwarten können; daß noch keine entscheidende Literaturperiode angebrochen ist, wenn sich emotionsbedürftige Müssiggänger auf dem Markte zusammen gefunden haben, um eine solche in Scene zu setzen. Wohl aber geht ein geheimes Tasten und Suchen durch die Geister, bevor das große schöpferische Ingenium die zerstreuten Accorde sammelt, die schweifenden Töne zielkundig verbindet. Die Günther und Hagedorn, die Brockes, Gellert und Kleist ahnten nicht, daß sie die Thürsteher seien, wo plötzlich ein Goethe heraustreten werde; so wenig als die Franciscanerdichter des zwölften Jahrhnnderts die Nähe Dantes geahnt haben, als sie ihr Sonnenlied, ihren Lobgesang auf die Armuth und ihr Stabat mater anstimmten. Ein wenig linkisch und ein wenig befangen sehen

Digitized by Google

die Boten aus, die das Haus bestellen, sie wissen selbst nicht für welchen Herrn, und mit der unschuldigen Ueberlegenheit der Kraft, die sich manifestiren, die aber nicht bewundert sein will, nimmt dann der stolze Ankömmling von seiner Wohnung Besitz.

Betrachten wir nun die Entstehungsgeschichte, die charakteristischen Merkmale und Figuren dieser neuen Literaturbewegung ein wenig näher.

Das lebensvolle individuelle Beispiel wird uns den durch die Julirevolution veranlaßten Gährungsproceß in diesem Zeitabschnitt besonders anschaulich machen, und da dieses Beispiel Karl Gutzkow ist, so stehen wir vortheilhafter Weise von vornherein in dem literarischen Umkreis, der uns jetzt beschäftigt. Noch zwei Monate vor der Julirevolution hatte Gutzkow, wie er selbst gestand, keinen Begriff von europäischer Politik. Er wußte weder, wer Polignac war, noch was es an einer Charte zu verletzen geben könne; er wußte nur, daß die Burschenschaft noch nicht ganz erstorben und Deutschland ohne Einheit sei. Wenn er Ereignisse erwartete, die in den Lauf der Begebenheiten gewaltsam eingriffen, so hätte er sie eher von Erlangen und Jena als von Paris erwartet; höchstens daß eine Schaar rückkehrender Philhellenen mit bewaffneter Hand in Stralsund gelandet wäre und die pommersche Landwehr aufgerufen oder daß Hungersnoth die Bauern an der Diemel zum Aufstande gezwungen hätte. Um diese Zeit war St. Marc Girardin nach Berlin gekommen, um deutsche Sprache, Schleiermacher, den Schulunterricht, Neander und den Halleschen Pietismus zu studiren. Als Redacteur der Debats, des Blattes, das er täglich aus Paris empfing, und als Ministercandidat verfolgte er emsig die Fortschritte der Opposition gegen Polignac. Mit Gutzkow las er jeden Tag eine Stunde lang den Kotzebue, gerieth aber immer bald in das politische Gespräch. Gutzkow gab ihm unverhohlen die geringe Achtung kund, die er vor Frankreichs politischer Mission hätte, wogegen er der Jenaer Burschenschaft mehr Einfluß auf die Geschichte zuschreibe, als der Deputirtenkammer in Paris. Girardin lächelte und antwortete das Angemessene. Oefters wurden diese Gespräche von Eduard Gans unterbrochen, der im eleganten schwarzen Frack, mit glänzender französischer Sprachfertigkeit dazwischen trat, schon durch sein schwarzes wolliges Haar und den modischen Backenbart eine auffallende Figur. Da Gutzkow den ironisch lacertenhaft überall durchschlüpfenden Gans auf dem Katheder die Burschenschaft hatte verspotten und scherzen hören, daß er auch einmal mit Heinrich Leo am Strande der Saale darüber nachgedacht habe, wie Deutschland wieder zur Kaiserkrone gelangen könne, so beschwor Gutzkow den französischen Politiker, gewiß nicht zu glauben, daß Gans und die deutsche Jugend übereinstimmten. „Ja, ich weiß," erwiderte Girardin, „Sie wollen die Welt durch das Sanscrit befreien." — Am dritten August wurde in der großen Aula der

Digitized by Google

Berliner Universität der Geburtstag des Königs durch Gesang und Rede gefeiert. Hunderte von Studenten drängten sich hinter der Barre, vor welcher Professoren, Beamte, Militairs saßen. Ueber dem Redner Böckh sang unter Zelters Leitung der akademische Chor. Schmalz ging mit Haarbeutel und Degen von Stuhl zu Stuhl, um mit den Ministerialräthen über Völkerrecht und Freitischverwaltung zu sprechen. Gans war erhitzt und ungeduldig; er ließ Briefe von Friedrich von Raumer, die eben aus Paris gekommen waren, im Saale umlaufen. Der Kronprinz lächelte, aber Alle, die Zeitungen lasen, wußten, daß in Frankreich eben ein König vom Throne gestoßen wurde. Der Kanonendonner zwischen den Barrikaden, sagt Gutzkow, dröhnte bis in die Aula nach. Niemand achtete diesmal auf Böckhs Rede über die schönen Künste, und als Hegel auftrat und die Sieger in den wissenschaftlichen Wettkämpfen der Facultäten der Akademie nannte, hörte niemand darauf als der Betheiligte. Gutzkow selbst vernahm mit einem Ohr, daß er sechs Mitbewerber um den Preis in der philosophischen Facultät überwunden und denselben gewonnen habe; denn mit dem andern Ohr hörte er von einem Volke, das einen König entsetzt hatte, von Kanonendonner und Tausenden, die im Kampfe gefallen wären. Sogar die Glückwünsche, die man ihm rechts und links darbrachte, vernahm er nicht. Er schlug nicht das Etui auf, welches die goldene Medaille mit dem Brustbilde des Königs enthielt, und er wußte nichts mehr von der Hoffnung auf eine außerordentliche Professur. Betäubt stand er an dem Portal des Universitätsvorhofes und dachte über Girardin, dessen Prophezeihung und die deutsche Burschenschaft nach. Dann lief er zu Stehely und nahm zum ersten Male eine Zeitung vors Gesicht. Die Stunde, wann die Staatszeitung desselben Abends erschien, konnte er kaum erwarten. Er wollte nicht seinen Namen gedruckt lesen, er wollte nur wissen, wie viel Todte und Verwundete es in Paris gegeben, ob die Barrikaden noch stünden, ob noch die Lunten brennten, ob der Palast des Erzbischofs rauche, Karl seinen Thron beweine, Lafayette eine Monarchie oder eine Republik machen würde. „Die Wissenschaft lag hinter, die Geschichte vor mir." — Beinahe gleichzeitig ereignete sich in dem Gemache des greisen Goethe das denkwürdige Mißverständniß, indem derjenige, welcher Goethes freudigen Ausruf über die große Entscheidung in Paris vernahm, anfänglich glaubte, daß damit die Julitage gemeint seien, während der Mißverstandene auf den bedeutsamen Abschluß des Streites zwischen Cuvier und Saint Hilaire angespielt hatte. Wie trampelten sie alle nachmals, als er bekannt wurde, auf diesem Vorfalle herum, gleich Knechten auf dem Heuboden, nicht ahnend, daß der naturwissenschaftliche Streit in seiner Wichtigkeit, ja in seinen umgestaltenden Wirkungen auf die Physiognomie der Welt, noch verschiedene französische Staatsumwälzungen überdauern und daß Goethe selbst dereinst auch zu den Männern zählen

Digitized by Google

werde, welche den Reigen der Naturwissenschaft führen. So hatte gewissermaßen denn doch das Sanscrit die Welt befreien helfen.

Die geschilderten, der Jugend eigenthümlichen Exaltationen pflanzten sich in alle Hörsäle und Landstuben Deutschlands fort und wurden durch die Kunde von dem polnischen Aufstande noch erheblich vermehrt. Die aufgestachelte Theilnahme an der Politik führte eben so wohl zu Collisionen zwischen Gesinnung und gewähltem Lebensberuf, als auch zu unvorsichtigen, leichtfertigen, ja kindischen Darlegungen des Freiheitseifers und in Folge derer zu gerichtlichen Untersuchungen und Gefängnißstrafen, die über die Betheiligten verhängt wurden. Bei den Durchmärschen flüchtiger Polen setzte es Bankette und Toaste, in den Ständeversammlungen Adressen und Motionen, welche die beharrliche Vertheidigung der Volksrechte betrafen. Zu offener Auflehnung in Masse kam es ein Mal, am 26. Mai 1832, in der dreißigtausend Personen umfassenden Volksversammlung auf der Ruine des Hambacher Schlosses bei Neustadt an der Hardt. Deutsche, Franzosen und Polen traten als Redner auf. Am bemerkenswerthesten war die Rede Siebenpfeiffers. Er verkündigte den Anbruch des deutschen Maitags, an welchem die Zollstöcke und Schlagbäume, alle Hoheitszeichen der Trennung, Hemmung und Bedrückung verschwänden, sammt den Constitutiönchen, die man einigen mürrischen Kindern der großen Familie als Spielzeug hingeworfen habe. Seitdem das Joch des fremden Eroberers abgeschüttelt ward, erwartete das deutsche Volk lammfromm von seinen Fürsten die verheißene Wiedergeburt, es sehe sich aber getäuscht und drohe dem Meineid. Das deutsche Volk werde sich auf eigene Faust zu retten vermögen, nachdem die Fürsten es an den Abgrund geführt hätten, bevor es erdrosselt werde von den Mörderhänden der Aristokratie. Als das Ziel wurde auf dem Hambacher Freiheitsfeste die Republik bezeichnet und als der Weg dazu die Volkserhebung nach dem Vorbilde der Pariser und der Warschauer Revolution. Nur Wirth warnte vor den Franzosen, denen stets nach dem Rheinufer gelüste, und er verlangte Elsaß und Lothringen zurück. Der deutsche Bund antwortete auf dieses Fest der Zungenfertigkeit des Liberalismus mit den drakonischen Beschlüssen gegen die Presse, die politischen Vereine und Volksversammlungen. Verfolgungen und Processe der widerlichsten, ja der schändlichsten Art lösten einander ab. In Bayern wurden zwei vermeinte Hochverräther auf eine Festung transportirt und zur Abbitte vor dem Bildniß des Königs verurtheilt, nachdem man bei dem einen als auf einen besonders gravirenden Umstand darauf Nachdruck gelegt hatte, daß man in seinem Zimmer etwas wie einen deutschen Fürstenrock gesehen habe. Der nämliche Monarch aber schwärmte zur selben Zeit für die Befreiung der Griechen und wurde das Haupt der deutschen Philhellenen. Ein Anderer, Fritz Reuter, mußte das Verbrechen, „am hellen lichten Tage in den deut-

Digitized by Google

schen Farben umhergegangen sein", zuerst in einer käfigähnlichen Haft zu Berlin, alsdann nach den beendeten Untersuchungen und Referaten des Lakeien Kriminalrath Dambach und des elenden Herrn von Tschoppe als Hochverräther verurtheilt Jahre hindurch in schmutzigen Festungskasematten büßen. Zehn Jahre vorher hatte Arnold Ruge Aehnliches erduldet. Schon auf einen ihm gehörigen Stock, worin Jenenser Burschennamen eingeschnitten waren, hatte der in allen Ränken und Bosheiten gewandte Justizminister Herr von Kamptz von Berlin bis an die mecklenburgsche Grenze hin Jagd machen und den Stock in Stralsund wirklich confisciren lassen. Da er auch des Besitzers habhaft ward, so peinigte er diesen mit weit hinausgedehnten Verhörspausen und indessen konnte sich Ruge in der Berliner Hausvogtei der Wanzen kaum erwehren. Den niedrigen Verfolgungen und Verfolgern liefen aber auch knäbische Schwätzer und naseweise Schriften ins Garn. Bald büßten auf dem Hohenasperg, bald in der Hausvogtei Literaten für verbrecherische Bücher, die wir heute nur ihrer Hohlheit und Dürftigkeit wegen so nennen werden. Jeder Inhaftirte wollte als ein Silvio Pellico gelten und von dem Ruhmesertrage der Kerkerromantik zehren. Eben die Gewerbtreibenden und Coquetten mit der Feder waren damals überlaut und zogen aus dem Widerstande, welchem ihr Radicalismus begegnete, Nutzen, den Nutzen des gesteigerten Ansehens und des Erstaunens über ihren Muth in der Lesewelt. „Die Dichter spannten die Tauben von ihren Wolkenwagen ab und legten Schlangen und Drachen ins Joch." Oder nicht hyperbolisch ausgedrückt: was der spitzige Artikel und die Burschenschaftsbegeisterung begonnen hatte, das setzte die Lyrik fort. Hoffmann von Fallersleben schnellte Verse ab gegen Adel-, Orden- und Titelsucht, Karl Beck renkte die bei Anastasius Grün noch immer poetische Rhetorik zu schwulstiger Phrase aus — „kein Gott als Gott, der Dichter sein Prophet!" — und bis in die vierziger Jahre herein trieb die Phrase ihren rhythmischen Unfug. Erst Georg Herwegh adelte sie wieder in seinen schwungvollen, wie Lanzen hervorbrechenden Gedichten eines Lebendigen und erst Franz Dingelstedt milderte in seinen Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters ihr prosaisches Ungestüm zu galanter Satire. „Dutzend-Fürsten, Taschen-Höflein, Glücklich, wer euch niemals kennt! Hoffouriers- und Kammerzöflein- und Actricen-Regiment!" — Die ernsten Männer aber, welche ihrer Ueberzeugungstreue das gebieterisch geforderte Opfer darbrachten, wie Dahlmann, die Brüder Grimm und Gervinus, kehrten ein Jeder dann rasch wieder zu ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit zurück. Uhland kämpfte ebenso unerbittlich und geräuschlos im sogenannten vergeblichen Landtage, wie er keusch dichtete und frohgemuth seinen Sagenforschungen oblag. Christian Märklin, nachdem er in innern Widerspruch mit der Kirche gerathen, gab schweigend sein Amt auf, ohne daß er dabei der Sorge um das tägliche Brot gänzlich

enthoben gewesen wäre. Und David Strauß, mehr als irgend ein Anderer im Dienste der Zeit, klagte nicht, daß ihm die Ergebnisse seiner Forschung äußere Beschwerden aufluden, daß sie die Erfüllung seines Lieblingswunsches, akademisch lehren zu können, vereitelten: männlich fügte er sich in die Vereinsamung, in die er durch sein Leben Jesu gebracht worden, wiewohl eine solche Lage, nach seinem eigenen Bekenntnisse, sein leicht erregbares Herz auf das Tiefste erschütterte, so daß er Alles daran setzte, „eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, den er plötzlich zwischen sich und den andern Menschen geöffnet sah.“ Als Privatgelehrter setzte er nun still sein heilsames Zerstörungswerk fort. Indessen suchten die alten Theologen, wie die jungen Hegelschen Philosophen, welche avanciren wollten, an dem Drachen Strauß ihre Sporen zu verdienen. Strauß war nach Arnold Ruges Worten das Schlimmste, was man dazumal denken konnte, und es kam vor, daß ein unglücklicher Russe, der in Deutschland orthodoxer Professor geworden war, den Verfasser des Lebens Jesu eigens in Augenschein nahm, um sich zu überzeugen, ob er noch einem Menschen ähnlich sehe. — Diese ernsten Männer waren die Ideenträger und die Märtyrer der neuen Zeit zugleich.

Eine Wallfahrt nach Weißenstein.

Von Gustav Dahlke.

Wenn Bildstöcke und Capellen als Wahrzeichen katholischer Länder gelten, so spiegeln Wallfahrten und Processionen den kirchlichen Sinn ihrer Bewohner. Wer auch nur wenige Tage in den tiroler Bergen verweilt, der wird aus eigener Anschauung bestätigen können, daß weder die Einen noch die Andern dem Lande der Glaubenseinheit fehlen, daß Pfeiler von Stein und Mörtel mit Nischen für kunstloses Bildwerk Wege und Stege säumen, tief im Walde melodischer Glockenklang von den Stätten der Gottesverehrung ertönt, und das Gebet frommer Pilger, die bald vereinzelt, bald truppweise, mit und ohne Kreuz, mit und ohne Priester, zu den Heiligthümern ziehen, einem Zauberspruche gleich in der Wildniß verhallt. Ob man ihn Glaube oder Aberglaube nenne —: jener Zauber, in dessen Bann die rosige Maid und das silberhaarige Mütterchen, der Bursch und der lebensmüde Greis unwegsame Höhen zum wunderthätigen Madonnenbilde erklimmen, übt auch auf den Protestanten einen bestrickenden Reiz, und die Wallfahrten der Gläubigen sind ihm nicht minder wie die Lohe der Freudenfeuer, welche an denkwürdigen

Digitized by Go

Tagen auf den Höhen flammen, bedeutsame Zeichen, in denen sich der Gegensatz des Cultus und die besondere Form des Volkslebens offenbart.

Sechs Jahre waren verflossen, seit ich zum ersten Male das Porphyrgebirge südlich von Bozen durchstreifte, um über Deutschofen nach Weißenstein emporzusteigen. Wie viele neue Ansichten die Eindrücke jener Wanderung verwischt haben mochten: immer wieder tauchte die Scenerie des Eggenthales mit dem Latemargebirge, das ich vom Fuß des Rothstein und von einem Hügel des Hochlandes überschaute, die Wirthshausscene in Deutschofen, das fröhliche Treiben der Pilger und die ernste Gestalt des Servitenpriors von Weißenstein in der Erinnerung auf, immer wieder zog es mich nach der waldumrauschten Einsiedelei, die Jahr für Jahr das Ziel zahlreicher Alpenfahrer bildet, von der Macht des Wunderglaubens ein überraschendes Zeugniß giebt. Der schweigsamen Reggl hagere Gestalten und die Erläuterungen des redegewandten Bauers, der Tirol dem Untergange verfallen wähnte, weil die Jugend auf den Universitäten verdumme, nicht mehr an Gott, nicht an den Teufel glaube, und die Regierung mit unerhörten Steuern die Bevölkerung drücke, das Menschengewimmel in und vor dem Gotteshause und der prächtige Strauß Edelweiß, den Frau v. V. als Gruß von dem Weißhorn mir durch ihr Töchterchen sandte, hatten meine Phantasie mit farbigen Bildern erfüllt, die vor dem Heiligenschein des Muttergottesbildes nicht verblichen. Freilich war dem Ketzer die Marmorstatue der schmerzhaften Mutter Gottes hinter dem Ornament des Tabernakels verborgen geblieben: arglos hatte er das große Altargemälde als Wunderbild angeschaut und sich an den Wand- und Deckenfresken wie an den wundersamen Holzschnitzfiguren des Renaissancealtars mehr ergötzt, als an den Gedenktafeln, Stöcken, Krücken und plastischen Gebilden der Vorhalle, welche die wunderbare Heilung von Kranken bezeugen sollen.

Es galt, den Irrthum zu berichtigen, nachdem mir auf dem Gipfel des Weißhorn die Romantik des Klosters aufs neue vor Augen getreten war. So wanderte ich denn — im Sommer 1874 — vom Zirmerhofe in Radein durch Wald- und Wiesenfluren zum zweiten Male nach dem berühmten Wallfahrtsorte, schon auf dem Gange durch die wechselvollen Umrisse der Landschaft und die Gesichter betender Wallfahrer angezogen, unter denen Maria von Aldein — ein hübsches Mädchen mit runden Wangen, unschuldsvollen, braunen Augen und schwarzem Haar — zuversichtlich betheuerte, daß die Mutter Gottes jede aufrichtige, in lautrer Absicht aus reinem Herzen vorgetragene Bitte erhöre. Was sie selber von der Madonna erfleht, das ließ ihr Erröthen ahnen. Binnen wenigen Stunden war das Reiseziel erreicht. Unverändert grünten Ebereschen, Lärchen und Fichten vor der fensterreichen Front des Klostergebäudes, in dessen Mitte sich der Eingang zum Gotteshause befindet; drinnen

Digitized by Google

aber verkündeten neue Widmungstafeln die Gnaden der Himmelskönigin und das Mirakelbild thronte in säulenumrahmter Nische des romanischen Tabernakels, der an Stelle des gothischen Sacramenthäuschens aufgerichtet war. So merkwürdig die Auffindung der Alabasterfigur Marias mit dem Leichnam des Gekreuzigten nach dem Mythus der Legende, so merkwürdig ist ihre spätere Geschichte, indem das Original bei der Aufhebung des Servitenklosters durch Kaiser Joseph verloren ging und durch eine Nachbildung ersetzt wurde, die seither Gegenstand der Verehrung geblieben ist, während das ächte Wunderbild in Leifers bei Bozen wenig mehr beachtet wird. Wie dem Volke seit Jahrhunderten die Mutter Gottes zu Weißenstein als Retterin aus der Noth, als segenspendende Himmelskönigin gegolten, so pilgern die Armen und Schwachen an Seele und Leib fort und fort zu dem Heiligthum, das durch stetig erneuerte Wunder seinen alten Ruf bewahrt, alle Zweifel beseitigt hat. Bei der Kleinheit der Figurengruppe, deren Sockel, von Engeln getragen, in der Luft zu schweben scheint, wird das Auge weniger von der Feinheit der Umrisse und dem Ausdruck der Züge als von der stilvollen Umrahmung angezogen, die dem nischenreichen Sacramentbehälter einen würdigen Abschluß giebt. Dennoch verletzt die Ungleichartigkeit der Formen zwischen der antiken Säulenhalle des Altars mit den lebensgroßen Figuren der Evangelisten und dem romanischen Vorbau, dessen Goldglanz das umfangreiche, von dem Rauch der Opferkerzen geschwärzte Altarbild mit den verblichenen Rosen der Himmelskönigin in den Schatten stellt — und wie die Widmungstafeln mehr den Sinn zerstreuen als zur Vertiefung in das Uebersinnliche locken, die Farbenpracht der Gemälde eher auf Schaulust als auf andächtige Seelenstimmung berechnet erscheint und der kostbare Baldachin von violettem Sammt mit schwerer Goldstickerei fast das Auge blendet, trägt der ganze Bau den Charakter heiterer Weltlichkeit. Zudem verleiht das grüne Spitzengewebe neben dem südlichen Giebel der großartigen Vorderseite mit dreifacher Fensterreihe einen reizenden Schmuck, über dessen Anblick man die unschöne Krönung des Glockenthurmes durch die rothe Zwiebel vergißt. Wirthshaus, Baumannswohnung, Stall und Stadel begrenzen mit dem Hauptgebäude ein längliches Viereck, innerhalb dessen der Gemüsegarten von dem Fleiße der Mönche und der Fruchtbarkeit des Bodens — 4800 Fuß über dem Meere — ein anschauliches Zeugniß giebt. Erbsen, Bohnen, Kürbisse, Gurken, Petersilie, Sellerie, Salat, Kopf- und Blumenkohl, Schnitt- und Knoblauch, gelbe und weiße Rüben, Rettich und Radieschen verrathen die Sorgfalt, welche die Patres auch der leiblichen Natur des Menschen angedeihen lassen. Obstbäume fehlen, doch wird das Südportal der Klosterkirche von einem Kirschenbaum beschattet, dessen Gezweige jedem Wallfahrer eine Mär aus vergangenen Zeiten in die Ohren flüstert. Grünt und blüht der Baum ja doch zur Bekräftigung einer Prophezeihung, die sich an

by Google

die Vertreibung der Serviten von Weißenstein im vorigen Jahrhundert knüpfte. „Wenn an dieser Stelle ein fruchttragender Baum erwächst," hatte der scheidende Pater beim Einpflanzen eines Kirschkerns an die Mauer ausgerufen, „so wird das eine Vorbedeutung für die Wiederherstellung des Klosters sein."

Aus der Verwaltung des Gasthauses, der Land- und Forstwirthschaft, wie aus der Ziegelbrennerei erwachsen dem Prior jährliche Ueberschüsse, die zur Verbesserung des äußeren Besitzes zweckmäßige Verwendung finden; Meßgebühren, Opferspenden und andere Erträgnisse der Seelsorge werden zu Cultuszwecken bestimmt: aus der Bretterbude neben der Kirche — dem Bazar des Wallfahrtsortes — zieht ein ausgedienter Meßner Gewinn. Wenn eine Pilgerschaar dem Heiligthume naht, öffnet auch der Handelsmann seine Halle, um deren Kostbarkeiten feilzubieten. Madeln und Weiber prüfen und vergleichen die Rosenkränze aus Holz und Glas, von Cocosnüssen und Metall, die Bilder, Bücher und Schriften, die Kerzen, gelben und weißen Segenpfennige, auf denen statt der Inschrift die Umrisse des Klosters und des Mirakelbildes zu schauen — und der Kaufmann giebt im Hinblick auf die schlechten Zeiten zu ermäßigten Preisen seine Waaren hin, legt den Frauen als „Neuigkeiten" bemalte Figuren aus Zuckerteig, rindenartige Jakobsschalen aus Mandelmehl oder Bilderbücher mit Goldschnittpressung, den Burschen dagegen Tabaksbeutel, Uhren, Uhrketten, Knöpfe, Zündholzdosen, Wachsstöcke, Spiegel, Schachteln und andere profane Dinge zur Auswahl vor, während der eigentliche Meßner in dem Lagerhause der Kirche ein Lager von ähnlichen Waaren in Abwesenheit des Händlers verschleißt. Nachdem die erkauften Kleinigkeiten auf einem Tische der Vorhalle die Weihe empfangen haben, werden sie als Angedenken heimgetragen.

Noch immer sind außer dem Vorsteher nur zwei Mönche und der Ministrant ständige Bewohner des Klostergebäudes, dessen lichtvolles Inneres und malerische Umgebung auch ein Weltkind zur Sommerfrische in seinen gastlichen Mauern verlocken könnten. In der That dürfen Wallfahrer bei Ueberfüllung des Gasthauses im Kloster verweilen, das nur weiblichen Gästen verschlossen bleibt. Häufiger übersiedeln jedoch Weltpriester aus dem Etschlande zeitweise nach Weißenstein, indem sie zugleich durch Aushülfe in der Seelsorge die Mühsal der Mönche erleichtern und einen Theil ihrer eigenen Unterhaltungskosten decken. Während das Refectorium im Erdgeschoß verödet ist, in jedem Stockwerk ein breiter, von dreiundzwanzig Fenstern erleuchteter Corridor die Aussicht auf Matte, Wald und auf die Fernerketten im Westen und Norden erschließt, sind die Zimmer der Morgensonne geöffnet, zeigt jedes Fenster ein Bild des Rosengartens oder Latemargebirges, zwischen denen — wenige Schritte nördlicher — der Marmolata schneebedeckter Riesendom mit mauersteilen Wänden sichtbar wird. Statt dumpfer, dunkler Zellen betritt

Digitized by Google

man sonnenhelle Gemächer, die weder auf Ascese noch auf schmerzhafte Bußübungen der Ordenspriester deuten, die Freiheit der Mönche ist durch kirchliche Uebungen und die Clausur nur in geringem Grade beschränkt; und wenn das Gold der Morgensonne die eisgekrönten Spitzen der Suldner Gletscher und des Ortles mit Paradiesesglanz umstrahlt und abendlicher Purpurschimmer das fahle Dolomitgestein im Osten durchglüht, wenn Himmel und Erde auf den Schwingen des Aethers den Morgen- und Abendgruß in die Klosterzellen senden, der Mönche ehrwürdige Häupter mit Glorienschein zu schmücken — dann mag auch der irdischgesinnte Pilger in der Waldidylle von Weißenstein die Poesie der Alpenwelt ahnen.

Die Klosterpforte war verschlossen, der Glocke lauter Schall minutenlang verklungen, als dumpfe Schritte auf der Stiege hörbar wurden und vor der geöffneten Thüre die würdevolle Gestalt des Priors Weißensteiner erschien, der dem Ketzer die Hand zu freundlichem Willkommen reichte. Wie die mittelgroße Figur in einfacher Ordenstracht und das runde, blühende Gesicht mit blitzenden blauen Augen in meiner Erinnerung geblieben waren, so fand ich die äußere Erscheinung des Priesters bis auf den Vollbart unverändert, in dessen tiefes Schwarz hier und da bleichere Schatten sich mischten; und wie mir vor sechs Jahren seine gewinnende Offenheit und die unbefangene Auffassung des Weltlebens in gewandter, bestrickender Rede entgegengetreten war, so zeigte sich auch in seinen kirchlichen Anschauungen keine Linie verwischt. Wenn er 1868 die gute Haltung der Landbevölkerung als schirmenden Wall gegen die Angriffe der österreichischen Regierung auf Freiheit, Macht und materiellen Besitz der Kirche bezeichnet und mit steigender Wärme der Empfindung hinzugefügt hatte: die Kirche könne leiden, dulden und der Gewalt sich unterwerfen, aber ihr göttliches, von allen willkürlichen Deutungen unberührtes Recht könne und werde sie nimmer aufgeben; noch habe sie über alle Verfolgungen triumphirt und werde auch in dem letzten Streit mit der weltlichen Macht und der Wissenschaft Siegerin bleiben: so beharrte Pater Pius heute mit gleicher Festigkeit und Starrheit auf den wandellosen Satzungen des römischen Stuhls. Und da er selber unserer flüchtigen Unterredung über die politischen Zustände von Oesterreich gedachte, indem er den Abriß in der „Augsburger Allgemeinen" die ihm von der Propstei zu Bozen übermittelt worden war, im Ganzen als richtig bezeichnete, so war der Anknüpfungspunkt zu weiteren Erörterungen jener Fragen gefunden, welche in der Gegenwart das Interesse jedes Laien, jedes Priesters erregen.

Allein schon die Einleitung ließ in der veränderten Richtung und dem schärferen Ton des Paters Absicht erkennen, dem Weltkinde die Urtheilsfähigkeit über Glaubensfragen abzusprechen, deren richtiges Verständniß eingehendes Studium der theologischen Wissenschaften bedinge. Zunächst bezüglich

Digitized by Google

des Ablasses, welchen Pius IX. am 20. März 1866 jedem Pilger verheißen hat, welcher einmal im Jahre zu Weißenstein in der Marienkirche um Einigkeit der christlichen Fürsten, Ausrottung der Ketzerei und Erhöhung der Mutterkirche andächtig bete. Meine Bemerkung: das einzige Wort Ausrottung charakterisire den Geist Roms, wie er sich vom Beginn des Mittelalters bis auf die neueste Zeit fast unverändert erhalten habe, in voller Schärfe und müsse die Befürchtung nähren, daß die wichtigsten Errungenschaften der Gegenwart mit einem Schlage der Vernichtung preisgegeben sein würden, wenn der Statthalter Christi noch einmal jene Macht gewänne, die einst den Beherrschern des römischen Kaiserreichs deutscher Nation so verhängnißvoll geworden war — sei in Deutung und Folgerung irrig. Nicht der Buchstabe, sondern der Sinn jenes Wortes, wie es die katholische Lehre erläutere, bezeichne die Mittel und Wege, durch welche der heilige Vater die christliche Einheit wiederherzustellen hoffe; nicht die Vertilgung der Protestanten, sondern ihre Ueberzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens bezwecke das Gebet, da die Kirche niemals Gewaltmaßregeln zur Begründung und Befestigung ihrer Lehre gutgeheißen habe und sich sowohl mit der Freiheit des Einzelnen als mit der freisinnigen Gestaltung des Staatslebens vertrage, wenn dasselbe der gedeihlichen Entwickelung aller Glieder in dem ganzen Organismus keine Schranke setze.

„Seit dem ersten Jahrhundert ihres Bestandes," fuhr der Ordenspriester fort, „hat die Kirche gelitten, nicht gestritten, Verfolgung und Bedrängniß erduldet, ohne die Fahne des Aufruhrs oder des gewaltsamen Widerstandes gegen die gesetzlichen Gewalten aufzupflanzen; sie ist in Oesterreich aus ihrer berechtigten Stellung durch Maßregeln verdrängt worden, deren Durchführung nicht ohne Verletzung vertragsmäßiger Rechte möglich war und deren Unhaltbarkeit die Encyclica des heiligen Vaters in bündiger Weise ergiebt; man hat die Priesterschaft als schwarze Internationale mit der Socialdemokratie in Verbindung gebracht und ihr Tendenzen untergelegt, denen sie immer ferne bleiben wird, da nicht der Umsturz bestehender Verhältnisse, sondern die Weiterbildung des Veränderlichen, Zufälligen, im Geist des wahren Christenthums und das Beharren auf dem Gegebenen ihre Aufgabe bildet. Die Kirche weiß sich in jede Staatsform zu fügen, in der Republik, wie in der absolutistischen oder constitutionellen Monarchie für die Anwendung ihrer ewigen Wahrheiten Raum zu gewinnen, ohne den Besitz des Staates oder des Hoheitsrechts des Regenten anzutasten, ohne die Leidenschaften des Volkes zur Vertheidigung ihrer Ansprüche aufzustacheln. Wir Priester haben auch in Tirol der Landbevölkerung Gehorsam gegen die Landesgesetze eingeschärft, haben nach wie vor die Politik des Friedens durch Lehre und Beispiel bethätigt, nur das Wort und die Feder als Waffen in dem Culturkampf angewendet. Wenn hier und da

Digitized by Google

abweichende Meinungen über die Art der Abwehr offenbarer Vergewaltigungen laut geworden sind, so bilden diese individuelle Verschiedenheiten ein Seitenstück zu jenen besonderen Formen, in denen die Idee des Christenthums bei den Apostelfürsten Paulus und Petrus Verwirklichung fand. Nicht die Kirche hat es verschuldet, daß ihr gegenwärtig in Deutschland ein Martyrium bereitet wird, dessen Durchführung der Priesterschaft unübersehbare Leiden und Bedrückungen in Aussicht stellt.

„Der Frage, weshalb Bismarck einen Kampf auf Tod und Leben gegen die katholische Partei beginne, wenn er die Macht und Größe des deutschen Reiches durch friedlichen Ausbau der inneren Grundzüge Hand in Hand mit der gesammten Bevölkerung befestigen könne, stelle ich die Gegenfrage entgegen, wodurch denn die katholische Minderheit seine berechtigten Bestrebungen hintertrieben oder auch nur gehindert hat; denn des Kanzlers Erklärung, daß er nach dem französischen Kriege die Katholiken als offene Feinde des Staates vorgefunden habe — dieselben Katholiken, welche mit Gut und Blut für Deutschlands Rettung in dem Riesenkampfe eingestanden waren — ist unerwiesen geblieben. Unfraglich ist Bismarck nächst Antonelli der größte Staatsmann unseres Jahrhunderts; aber er hat den Höhepunkt seines Ruhmes überschritten und eilt — vielleicht nicht ohne Ahnung der Niederlage, welche er in dem Kirchenstreit erleiden wird — unaufhaltsam dem Untergange entgegen. Ob er die Verfolgung der Kirchenfürsten und Bedrängniß der Christenheit noch bis zur Entfesselung eines Religionskrieges weiter führe, ob er in der Erkenntniß seines Irrthums die Rechte der Kirche wieder anerkenne: immer wird das Ergebniß seines kühnen Vernichtungszuges die Einbuße Preußens wie des deutschen Reiches an innerer Kraft und äußerer Größe sein. Um es kurz zu sagen: Deutschlands Kanzler ist — mit Kaiser Wilhelm — zum Werkzeuge jenes Bundes herabgesunken, dessen Mitglieder unter dem Mantel der Humanität ihre revolutionären Bestrebungen verbergen, den Umsturz der Staatsverfassung und die Beseitigung der Glaubenslehren auf geheimen Wegen verfolgen, und er wird das Schicksal Napoleons theilen, der seines Versprechens, vom Thron herabzusteigen, vergaß, um durch die Hand des verhaßtesten Feindes die Krone zu verlieren."

Es war vorherzusehen, daß das kissinger Attentat dem Prior erwünschte Gelegenheit geben würde, auf die wenig ritterliche Haltung jener Partei hinzuweisen, „welche durch berufene und unberufene Federn die Mitschuld eines tirolischen Geistlichen und die Urheberschaft der kirchlichen Partei an dem Verbrechen verkündigte, bevor das Gericht den Sachverhalt ergründet hatte, die ihr „Schuldig" vor der Untersuchung zu rufen wagten, und die auch nach Erkenntniß ihrer Uebereilung für den geschmähten Priester kein Wort der Abbitte oder Ehrenerklärung fand."

Digitized by G

„Indeß kommen die Mißgriffe der deutschen Officiösen und die Gewaltschritte gegen die preußischen Kirchenfürsten unserer Fehde mit der österreichischen Staatsgewalt zu gut. Sicher werden unsere Minister es sich zweimal überlegen, ehe sie gegen Episcopat und Klerus zu Maßregelungen schreiten, die bei dem bekannten Charakter unserer Landbevölkerung das Signal zur Wahrung der Kirchenfreiheit durch Gewalt geben könnten. Zwar sind die Ziele der liberalen Partei in Oesterreich wie in Preußen dieselben, hier wie dort auf Vernichtung des Glaubens, Beraubung der Kirche, Verfolgung der Priester und Unterdrückung jener Freiheit gerichtet, welche die Kirche ihren Angehörigen auch unter dem Regiment des Absolutismus zu sichern wußte; aber ihre Gesetze sind — auf dem Papier geblieben und ihre Grundsätze nicht zur Ausführung gekommen, weil sie, ohne die Sympathie des kaiserlichen Oberhauptes, der gutkatholischen Bevölkerung von Oesterreich fast machtlos gegenüberstehen. Die schwankende Politik der Minister — so verderblich für die Machtstellung der Monarchie — hat jeder Gewaltmaßregel die Spitze abgebrochen und der rasche Wechsel der Systeme nur zu deutlich die veränderlichen Einflüsse verrathen, unter denen der erhabene Fürst seine Ueberzeugungen verleugnen muß."

„Sollte nicht vielmehr die Macht der Thatsachen den Bruch mit jener Partei verschuldet haben, welche stets die Kirche dem Staat vorangestellt, und deren angesehenste Vertreter das Ohr des kaiserlichen Oberherrn immer offen fanden?" — „Durch gefälschte oder gefärbte Berichte, nicht durch Hinweis auf wirkliche Zustände, hat man den Kaiser an den Erfolgen seiner conservativen Politik irre gemacht und den mildgesinnten Herrscher zur Gutheißung von Maßnahmen bestimmt, welche den schroffsten Gegensatz zu seinen persönlichen Neigungen und Ueberzeugungen bilden; aber diese trügerische Begründung lähmt auch die Thätigkeit der Regierung und läßt uns einen Stillstand in dem Kirchenstreit erwarten, bis ein neuer Umschwung der Dinge den Bedrängten die verlorenen Rechte wiedergiebt."

„Und die Wunder des Muttergottesbildes?" — „Angesichts der Tafeln, welche manche räthselhafte Wirkung frommen Gebets veranschaulichen, mögen Andersgläubige zweifelnd nach dem wirklichen Hergange fragen: unleugbar vermag weder die Wissenschaft noch der natürliche Verstand für alle Ereignisse die richtige Erklärung zu finden, so daß die Zuversicht der Wallfahrer auf Erhörung inbrünstiger, aufrichtiger Bitte fort und fort Berechtigung behält. Allerdings ist das Mirakelbild bei der Aufhebung zu Kaiser Josephs Zeit nach der Pfarrkirche von Leifers gekommen und dort, ohne Rücksicht auf unser Eigenthumsrecht, zurückbehalten worden: allein der gesunde Sinn des Volkes hat mit der Vorliebe für die alte Wunderstätte auch dem Abbilde Treu und Glauben bewahrt."

Digitized by Google

Also Pater Pius, der die unvereinbaren Gegensätze von Forschung und Offenbarung, des Dogmas und der Wissenschaft, nach ihrer vollen Bedeutung erfassend, in den Wallfahrtsorten mit Befriedigung die Bollwerke der Hierarchie erblickt, der als Priester des Friedens an geweihter Stätte die Streiter der Kirche mustert und der wachsenden Zahl ihrer Bundesgenossen sich erfreut.

Ein Waldsteig, schattig, eben, still und lauschig, führt von dem Gasthause zur Bernhardscapelle, die mit ihrer wundersamen Umgebung einem Zauberschlosse des Märchens gleicht. Nah dem Abgrund, über dessen Gelipp der Finder des Wunderbildes — Leonhard Weißensteiner — gefallen, sind Nischen mit Heiligenbildern durch umgitterte Gänge verbunden, und wo das Hochplateau mauerartig zum Grunde des Brantenbaches niederstürzt, da steht, von Nadelgezweige umstrickt, das Kirchlein am Waldessaum. Schön ist der Blick in die schaurige Tiefe, aus deren eintönigem Grün das Schindeldach einer einsamen Mühle blinkt, über die welligen Hänge des Mittelgebirges, das die Häusergruppen und Einödhöfe von Deutschofen trägt, und auf den schwarzen, Latemar und Rosengarten umgürtenden Wald; schöner der Halbring majestätischer Berge, die von Ost nach West den nördlichen Horizont begrenzen. Zwischen den östlichen Dolomiten der Gletscherfirst des Sasso di Vernale und der Marmolata Riesendach, weiterhin silberglänzende Flächen der pusterthaler, stubayer, ötzthaler und suldner Firmen, hier von Nebel verhüllt, dort im Sonnenscheine blitzend, und die bekannteren Gipfel der Sarner Scharte, des Rittner Horn, des Ifinger, Hirzer, und des Gantkogels trotziges Maureck — rückseitig endlich des Weißhorn lichter Scheitel — dem Tiroler unter dem Namen Joch Grim als Wahrzeichen von Weißenstein bekannt: wen fesselte nicht die Pracht dieser Hochgebirgsscenerie?

Unter Gewitterschauern war der Abend herangekommen. Noch einmal durchbrach die Sonne das hochgethürmte Gewölk über den suldner Eisgebirgen und warf in das Schiff der Kirche bleiches, die Köpfe der Evangelisten verklärendes Licht. Als die Schatten der Dämmerung schon den heiligen Raum verdunkelten, nahten die letzten Frauengestalten dem Bilde der Madonna, und das leise Gemurmel der Beterinnen erhöhte mit dem matten Schein der Kerzen vor dem Gnadenbilde des Pilgers weihevolle Stimmung. Blitzte das Auge des deutschen Weibes nicht freudiger in die Weite, schimmerte auf den Wangen der wälschen Maid nicht glückverheißendes Roth, malte sich nicht in den Zügen des Einen wie in dem Augenstern des Andern der Hoffnung freudiges Vorgefühl, das uns ja so oft mit den farbigen Blüthen des Glückes umgaukelt, wenn Blatt auf Blatt verheißungsvoller Knospen an dem Baume des Lebens verdorrt?

Digitized by Google

Die Bildung der Geiſtlichen.

Von einem Theologen.

Audiatur et altera pars.

Zwei anonyme Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift*) haben deren Leſer mit Aufſätzen über die kirchliche Situation der Gegenwart beſchenkt, die unſtreitig zu den verdienſtlichſten dieſes Jahrgangs gehören. Nicht blos wegen der Wahl ihres Gegenſtandes, obſchon man ſagen darf, daß von internen Fragen im neuen Reich keine wichtigere auf der Tagesordnung ſteht, als die kirchlich-religiöſe, ſondern auch eben ſo ſehr wegen der Art und Weiſe ihrer Behandlung derſelben. Beide beſprechen in ernſter und — eine erfreuliche Ausnahme von der Regel — in nur wohlwollender Weiſe den Hauptſchaden auf dieſem Gebiet und machen ſehr beachtenswerthe Vorſchläge, denſelben zu verbeſſern. Was jenes betrifft, ſo weiß ſich Schreiber dieſer Zeilen mit ihnen einverſtanden; nur in dem, was ihre Verbeſſerungsvorſchläge betrifft, weniger und zum Theil gar nicht. Da nun der Verfaſſer des letztgedachten Aufſatzes ſelbſt meint: „immerhin wäre es intereſſant, über dieſe Frage auch einmal aus der Mitte der liberalen Theologen eine Stimme zu vernehmen“ (S. 1011), ſo wird vielleicht die meinige, wenn er ſie anders für eine ſolche will gelten laſſen, dieſes Orts keiner weitern Einführung bedürfen.

Um gleich auf den Hauptdifferenzpunkt zu kommen: beide Herren ſind der Meinung, daß uns gründlich geholfen wäre, wenn man die theologiſchen Facultäten abſchaffte, oder, wie einer von ihnen ſich ausdrückt, „wenn man das Tiſchtuch zwiſchen Kirchenglauben und Wiſſenſchaft definitiv entzweiſchnitte“; ich hingegen bin der Anſicht, daß von einem ſolchen Mittel keine Beſſerung zu erwarten, ja vielmehr, daß ein Experimentiren damit gerade in unſrer Zeit ſehr bedenklich ſein würde.

Ob überhaupt zu den tiefgehenden Mängeln unſeres Univerſitätslebens an erſter Stelle „die zunftmäßige Abſperrung der Facultäten gegen einander“ gehört (ich) würde zuerſt einige andere nennen), möge dahin geſtellt bleiben; wenn aber ja, ſo iſt um ſo ſchwerer einzuſehen, warum es doch zuerſt der theologiſchen Facultät an den Kragen gehen ſoll. Herr Janus ſucht dies damit zu motiviren, daß „die Religion eine Erſcheinung von nichts weniger als iſolirtem Charakter ſei“, „empfangend wie gebend in alle anderen Lebensgebiete eingreifend“ u. ſ. w. Aber läßt ſich nicht daſſelbe auch von der Ge-

*) Pacificus Sincerus, der Theologenmangel ꝛc. Nr. 16. Janus, die Vorbildung der Geiſtlichen. Nr. 26 d. J.

Digitized by Google

sundheit sagen, der die Wissenschaft der Medicin, und vom Recht, dem die Jurisprudenz dient? Alle drei Facultäten sind praktischer Interessen wegen vorhanden, und alle drei hätten längst abdanken müssen, wenn sie sich durch die Polemik derjenigen, die ohne eingehende Studien gleichviel von Theologie, Recht, Politik und Gesundheitslehre verstehen — man denke nur an unsere zahllosen Naturheilkundigen — von der Gemeinschädlichkeit ihrer Existenz überzeugt fühlten.

Aber gegen die theologische Facultät wird insbesondere noch geltend gemacht, „daß die in solcher Zunftweisheit gebildeten Religionsdiener ihr Leben lang eine einseitige und verschrobene Ansicht über Religion und Kirche und deren Verhältniß zur Wissenschaft, Staat, Gesellschaft u. dgl. behalten, daß ihnen die wirkliche Welt, in der sie leben und wirken sollen, von Anfang und für immer ganz fremd und unverständlich ist, daß ihnen das irdische Vaterland, dessen Bürger sie miterziehen sollen, dem himmlischen gegenüber ganz werthlos ist.“ Wäre dieser schwere Vorwurf begründet: welcher Gebildete möchte dann für das Fortbestehen der theologischen Facultät eintreten? Indessen, in solcher Allgemeinheit ist er's gewiß nicht. Der Herr Verfasser selbst „weiß um ganze Facultäten, die liberale Theologie treiben,“ und aus deren Hörsälen — darf man hinzudenken — doch wohl nicht nur so unbrauchbare Religionsdiener, wie die eben charakterisirten, hervorgehen. Aber freilich, auch sie genügen ihm noch nicht, und er begreift es nur zu gut, wenn die gebildeten Nichttheologen „im Stillen über die Halben und die Gesprenkelten lächeln“.

Ich sehe von der schlimmen Verdächtigung, welche in dieser Bemerkung (der einzigen, die ich wegwünschte) à la Strauß gegen alle, auch gegen die bedeutendsten Vertreter der liberalen Theologie geschleudert wird, gänzlich ab, und frage nur wieder: Wenn's ja so wäre: werden diese „Halben“ — vorausgesetzt daß man sich über den Begriff einigte — über Nacht auswachsen zu „Ganzen“? und zwar dadurch, daß man sie aus der theologischen Facultät aus- und in die philosophische eintreten läßt? Allen Respect vor der philosophischen Facultät; aber ein solches Wunder trauen wir ihr nicht zu; sie hat und erträgt, wie die Verhältnisse zur Zeit liegen, so gut ihre „Halben“, um nicht zu sagen ihre Quer- und Schwachköpfe, wie jede andere. Auch sollte man m. E., wenn so optimistisch von einer Facultät, nicht allzu pessimistisch von den Menschen denken. Unsere meisten orthodoxen und halborthodoxen Theologen sind es doch wohl nicht wegen „ihrer Gebundenheit an particuläre Interessen und Statuten“ (1009) — sehr weit sind die Grenzen der theologischen Lehrfreiheit, und die Kirche als solche hat zum Glück nichts hineinzureden —, sondern aus Ueberzeugung. Meine Gegner lächeln darüber vielleicht kopfschüttelnd: wie ist das möglich: wissenschaftlich gebildet und

Digitiz

orthodox sein aus Ueberzeugung? Aber über das Wie? ist hier nicht weiter zu streiten; das mag uns, wenn sie es kann, die Psychologie sagen. Nur die Thatsache gilt es zu constatiren: es giebt auch Juristen, Mediciner, Mathematiker und selbst — in ihren Augen wenigstens — exacte Naturforscher, denen kein Theolog orthodox genug ist.

Die Frage aber, weshalb die orthodoxe Theologie und orthodoxes Kirchenthum zur Zeit prädominirt, beantwortet sich sehr einfach. Man hat sie ausschließlich seit einem Menschenalter von oben herab begünstigt. Man hat in den Jahren der Reaction freisinnige Theologen genöthigt ihre Lehrstühle zu verlassen, um sie mit rechtgläubigen Obscuranten zu besetzen (an die Stelle eines Zeller in Marburg trat der teufel- und hexengläubige Vilmar) und hat damit dem heranwachsenden Geschlecht einen deutlichen Wink gegeben, was man von ihm erwarte . . . Und dieses hat ihn im Großen und Ganzen, das muß leider zugegeben werden, wohl verstanden. Nur daß ebendadurch auch sehr viele bessere Köpfe von der Theologie abgeschreckt wurden. Dieser Fehler nun läßt sich bei gutem Willen „von demselben Oben" auch wieder gut machen; nicht mit einem Male, aber doch allmählich, wenn wir unsere theologischen Facultäten behalten, während wir mit deren Aufhebung erst recht in die Brüche kommen und nichts Anderes erreichen werden, außer daß wir den Orthodoxen und Ultramontanen noch mehr Wasser auf ihre Mühlen besorgen . . So gewiß würden diese die Frucht einer solchen Uebereilung reichlich einheimsen, wie sich nach den Erfahrungen derjenigen Länder, in denen die künftigen Religionsdiener ganz oder vorzugsweise in Priesterseminaren „verbildet" werden — wo also das hier Proponirte erreicht ist — mit Sicherheit voraussehen läßt.

Herr P. wird uns dagegen auf sein: „Man verstehe uns recht!" auf S. 627 hinweisen. „Alles, was an der Theologie wirklich Wissenschaft ist, soll nach wie vor auch in den Hörsälen der Universität behandelt werden müssen" . . . Aber da erhebt sich doch die Frage: wie denn müssen? Soll der Staat dafür sorgen, daß in jedem Semester — wenn auch unter andern Namen — über Kirchengeschichte, Dogmatik, bibl. Exegese u. dgl. Vorlesungen gehalten werden, so wird er auch die dazu nöthigen Lehrer berufen müssen, und dann hat er entweder die Qual der Wahl unter mehr oder weniger liberalen ganz wie bisher, oder es bleibt dem Zufall überlassen, ob sich in der philosophischen Facultät aus eigenster Liebhaberei solche habilitiren mögen oder nicht. In jedem Falle wird Bedeutung und Einfluß der specifisch-kirchlichen Seminare in eben dem Maße steigen, in welchem man sich gewöhnt, die akademische Bildung als ein bloßes Accidenz zu betrachten. Und was wird die Folge dieser Veränderung sein? Wie wir schon andeuteten: eine Vergrößerung des leider schon großen Gegensatzes zwischen theologischer und allgemein

Digitized by Google

wissenschaftlicher Bildung. Denn wenn sich der Staat daran soll genügen lassen, daß der künftige Religionsdiener „nur einen gewissen Grad von humaner Bildung besitze", so wird es ihm gleichgültig sein müssen, wie und wo sich der einzelne denselben erwirbt —; eine Universität ist dazu eben nicht nöthig. Wird aber dies zugestanden, nun so wird ganz gewiß die Bildung unserer praktischen Theologen noch weit unter das Niveau gegenwärtiger Mittelmäßigkeit herabsinken.

Wenn nun freilich dagegen bemerkt wird: was ist daran gelegen? und was geht es den Staat an? oder wenn gar gemeint wird, daß manche Prediger (Landpastoren) für ihren Beruf der Bildung zu viel hätten (!) und daß man ohne viel Zeitverlust unsere Dorfschulmeister zu Predigern machen könne u. s. w., so kommt dies auf einen principiellen Gegensatz hinaus, über den zu streiten hier zu nichts, oder zu weit führen würde. Ich muß mich darauf beschränken, in dieser Hinsicht der Ueberzeugung meiner Herren Gegner die meinige gegenüberzustellen, nach der es dem Staat gar nicht gleichgültig sein kann, „ob seinen Angehörigen mit der Fähigkeit eines Individuums zur Vollziehung liturgischer Acte und des Vorlesens einer fremden Predigt genügt wird". Kann er dieselben auch nicht zwingen, höhere Anforderungen an ihre „Miterzieher" zu stellen, wie die Prediger von beiden Herren genannt werden: in seinem Interesse ist es gewiß nicht, wenn auf einem so wichtigen Gebiet die Mittelmäßigkeit, um nicht zu sagen die mit einer gewissen Routine wohlvereinbare Bornirtheit (oder auch umgekehrt) für genügend und „die Nothwendigkeit der akademischen Vorbildung für die ländlichen Pfarrgeistlichen für höchst zweifelhaft" gehalten wird.

Aber wie dem auch sei: je mehr sich herausgestellt hat, wie bedenklich die jeweilige Gestaltung des kirchlich-religiösen Lebens für den Staat werden kann, desto mehr hat dieser Ursache, sich das Maß von Einfluß auf dasselbe zu sichern, das ihm durch die Besetzung der theologischen Lehrstühle noch zusteht; und mag hundertmal die größere Consequenz auf Seiten derjenigen sein, welche das religiöse Leben als eine bloße Privatangelegenheit betrachtet wissen wollen und demgemäß auf eine völlige Trennung zwischen Kirche und Staat drängen: der letztere hat Besseres zu thun — zumal jetzt, wo ihm die katholische Kirche als Gegnerin gegenübersteht —, als sich auch noch die protestantische „der Consequenz zu lieb" durch völlige Freigebung entweder auch über den Kopf wachsen, oder sie dem Ultramontanismus mitaufgeopfert werden zu lassen. Denn wie beschämend dieses Zugeständniß für uns sei: es unterliegt keinem Zweifel, daß die protestantische Kirche noch immer unfähig ist, sich dem jederzeit aggressiven Katholicismus gegenüber ohne Staatshülfe zu behaupten, und daß ihr Credit in der öffentlichen Meinung um so tiefer sinkt, je mehr der Staat dieselbe „ganz sich selbst", das heißt doch nichts anderes,

Digitized by Google

als ihren meist bornirten Landesconsistorien überläßt. Oder sollen dafür „liberale Synoden" eintreten? Wir haben solche nicht, und bekommen sie auch so leicht nicht.

Noch mit einem Gedanken des Verfassers des erstgenannten Artikels muß ich mich übrigens ausdrücklich einverstanden erklären: „mehr Freiheit für die Gemeinden!" Von dessen Realisirung ließe sich gewiß nur Günstiges erwarten; während nur Ungünstiges von jeder Art Herabwürdigung der wissenschaftlichen Anforderungen an unsere Theologen. Das Umgekehrte dürfte eher zum Ziel führen; auch zu dem, wieder mehr strebsame junge Männer für die Theologie zu gewinnen. Ja man versuche es, wenn etwas Neues versucht werden soll, einmal damit: man stelle höhere Forderungen an die Candidaten der Theologie, noch höhere aber freilich an die Docenten! Unter ihnen sollte und dürfte keiner gefunden werden, der sich nicht über eine gründliche philosophische Bildung ausgewiesen und der es wagt — nomina sunt odiosa — lediglich sein verschimmeltes Collegienheft das ganze Semester hindurch zu dictiren.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Elsaß. Der Landesausschuß. Bessere Stimmungen. — Der Landesausschuß hat bereits seine Sitzungen beendet. Leider erfolgt die Veröffentlichung seiner Sitzungsprotocolle so spät, daß dadurch das Interesse, welches die Elsässer an seinen Berathungen nahmen, bedeutend geschwächt wurde. Immerhin haben die Verhandlungen die Aufmerksamkeit der Landeseinwohner erregt und dieselben haben begonnen, einmal nicht die Politik Frankreichs allein, sondern auch ihre eigenen Angelegenheiten zu erörtern. Es steht zu erwarten, daß die Mitglieder jener Versammlung nach ihrer Rückkehr dieses Erwachen einer communalen Politik und Thätigkeit fördern werden; denn die dreißig Mitglieder jener Versammlung haben sich länger als vier Wochen mit den ihrer Berathung überlassenen Angelegenheiten, vor Allem mit dem alle Verhältnisse berührenden Landeshaushalt in einer so eingehenden Weise und mit einem so auffallenden Eifer beschäftigt, daß die Straßburger ganz verwundert und mit einer täglich sich mehrenden Achtung auf die fleißige Schaar schauten und daß die Annahme begründet ist, dieselbe werde die Angelegenheiten, welchen sie so viele Zeit und eingehende Studien gewidmet hat, auch ferner mit Aufmerksamkeit verfolgen. Als ein bedeutender Erfolg der Berufung des Landesausschusses ist die Beschäftigung der Elsässer mit ihren eigenen Angelegenheiten anzusehen, und in dieser Hinsicht hat er selbst die

Digitized by Google

optimistischsten Erwartungen übertroffen. Die Befreundung der Abgeordneten mit ihrer Aufgabe wurde in hohem Grade durch das Auftreten der Regierung gefördert. Nicht nur persönlich kamen vor Allem der Oberpräsident selbst, sondern auch sachlich die Beamten in einer von ihnen nicht geglaubten Weise den Mitgliedern des Ausschusses entgegen. Die Offenheit, mit welcher die Verwaltung alle ihre Maßregeln der Erörterung unterwarf und die Willfährigkeit, mit welcher sie den Einblick in ihr Vorgehen gestattete, hat dieselben im höchsten Grade überrascht und in höchst erfreulicher Weise die Ansicht stark erschüttert, als ob es sich für Deutschland nur um die Administration eines eroberten Landes, nicht um die eifrigste Förderung der eigenen Interessen desselben handle. In dieser Beziehung mußte namentlich geistig wirken, daß sich die Regierung den Beschwerden darüber anschloß, daß das Reich zu seinem eigenen Vortheil bei der Zollverwaltung und bei der Universität dem Reichslande Lasten auferlegt hat, welche in dem gegenwärtigen Umfang unmöglich allein dem Lande verbleiben können, da nun im allgemeinen Interesse und für allgemeine Interessen die Zollverwaltung und die Universität viel großartiger organisirt sind, als es die Bedürfnisse des Landes verlangen. Es verdient bei dieser Gelegenheit hervorgehoben zu werden, daß dabei durchaus keine Abneigung gegen die Hochschule selbst, welche die kräftigste Stütze deutscher Wissenschaft, deutscher freier Forschung im Rheinthal zu werden verspricht, zum Ausdruck kam. Bei Berücksichtigung der positiven Leistungen des Ausschusses ist als wichtigste überhaupt anzuerkennen, daß man sich bemüht hat, rein sachlich alle Gegenstände, ohne Nebengedanken und politische Rücksichten zu behandeln. Diese Auskunftertheilung wirklicher Kenner der hiesigen Verhältnisse fehlte ja bisher der Verwaltung fast vollständig und das Mitglied Kleis traf nur für zu viele Kreise das Wahre, als es sich darüber beschwerte, daß junge Kreisdirectoren lediglich auf die Berichte ihrer Organe: die Polizeicommissare hin, mit souveräner Zurückweisung des Rathes Einheimischer und dabei mit einer hier nicht gewohnten Langsamkeit die meisten Angelegenheiten erledigten. Hoffentlich wird diese erste Sitzungsperiode die so lang vermißte Annäherung für die Behandlung der Fragen des Landes zwischen den Regierungs- und den Gemeindebehörden fördern.

Was den Werth der Berathungen selbst anbelangt, so dürfen keine allzuhohen Ansprüche gestellt werden; denn unter allen dreißig Mitgliedern war wohl kein einziger, der auf eine mehrjährige Uebung aus ernster, parlamentarischer Thätigkeit sich berufen konnte. Neben diesem Mangel, welcher sich sehr fühlbar gemacht hat, sind aber noch eine Reihe weiterer Schwierigkeiten zu überwinden gewesen. Dahin ist zunächst zu rechnen, daß die Elsaßlothringer bisher nur auf französisches Recht und auf französische Verwaltungspraxis eingeübt waren, während selbstverständlich die jetzige Regierung, selbst

Digitized by Google

wo sie will, von der deutschen Gewohnheit sich nicht gut loslösen kann. Vor Allem mußte in dieser Hinsicht der Hauptgegenstand der Berathung, der Landeshaushalt Verlegenheiten bereiten; denn derselbe setzt ein Begreifen der doch so unklaren Beziehungen zwischen Reichs- und Landesstaatsrecht zunächst voraus. Dazu tritt dann die ziemlich abweichende Auffassung über Qualification und Stellung der Beamten, zumal unter den aus Altdeutschland hierher Berufenen nur wenige in der Lage sind, mit jenen zahlreichen französischen Functionairen verglichen zu werden, denen das Amt nur als ein Ehrenposten, nicht als ein einträglicher Beruf galt. Der Gebrauch der deutschen Sprache für amtliche Verhandlungen und wichtigere Erklärungen ist auch heute noch nur wenigen Elsässern ohne Irrthümer und Stockungen möglich; nur bei großer Gewandtheit wird der Altdeutsche den Elsässern jeden Satz einer längeren Rede verständlich vortragen. Wenn nun auch selbstverständlich der Anwendung der französischen Sprache keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, so mußte doch die Verhandlung erschwert werden, so lange man nicht für Rede und Gegenrede sich durch längeres Zusammensein des abwechselnden Gebrauches beider Sprachen gewöhnt hat. Die große Mehrzahl der Mitglieder war sich gegenseitig ziemlich fremd. Dieses mußte um so störender wirken, als man sich hier immer noch nicht der Ansicht entwöhnen kann, als wäre Jeder, welcher überhaupt mit der Regierung verhandelt, bereits ein Verräther, weshalb dann die Betreffenden zunächst Jedem andern gegenüber durch allerlei Erklärungen und Phrasen ihren Patriotismus zu beweisen bemüht sind.

Noch mehr als in den eben angegebenen Beziehungen, trat in dem gesammten Auftreten der Gegensatz zwischen Elsässern und Lothringern hervor, wiewohl zu constatiren ist, daß bei dem gemeinschaftlichen Eifer in der Arbeit wenigstens zuletzt sich die Vertreter beider Landestheile Etwas näher getreten sind. Selbst nach officiösen Aeußerungen muß man annehmen, daß an maßgebender Stelle dieses Verhältniß der beiden Stämme zu einander wieder die von mir bereits früher verneinte Frage hat entstehen lassen, ob ein gemeinschaftliches Wirken derselben in dem engen Verband der Reichslande durchzuführen ist. Jedenfalls ist trotz der desfallsigen Bemühungen der letzten Jahre, z. B. durch Entwickelung des Verkehrswesens, noch kein Schwinden der gegenseitigen Abneigung bemerkbar geworden und etwaige abweichende Erklärungen der lothringischen Mitglieder des Landesausschusses werden um so weniger Wirkung erzielen können, als der dortige Bezirkstag nur sehr geringen Anhalt in der Bevölkerung daselbst hat.

Der von den dortigen Deputirten gestellte Antrag auf eine Landesverfassung entspricht übrigens vollständig der Meinung, welche die Elsässer über ihre Nachbarn haben; denn des Pudels Kern war, wenn man von der sehr unklaren Phrase über das selbständige Gesetzgebungsrecht absieht, der

Digitized by Google

Zweck von der Zusammengehörigkeit zu andern Provinzen eine Vertheilung der das bedeutend ärmere Lothringen stark drückenden Bezirkslasten auf die Gesammtheit zu erreichen. Zumal gerade dort ist noch eine größere Anzahl öffentlicher Bauten und ähnlicher Unternehmungen erforderlich, um der Industrie und der Landwirthschaft die Möglichkeit einer gewinnbringenden Concurrenz mit den umliegenden Ländern zu verschaffen. Den Vortheil einer solchen Entwickelung würde freilich nicht das durch die Vogesen getrennte Elsaß, sondern vor Allem die preußische Rheinprovinz und der preußische Staat ziehen.

Eine Berathung des Verfassungsantrages ist nicht erfolgt und ich meine, daß auch die Elsaßlothringer selbst noch nicht in der Lage sind, über ihre staatsrechtliche Stellung im deutschen Reich ein Urtheil zu fällen, welches ja allem Anschein nach selbst in den entscheidenden Kreisen noch nicht beabsichtigt ist. Es ist nur zu billigen, daß der Landesausschuß selbst die ihm viel näher liegende Frage seiner eigenen Bedeutung nicht des Weiteren erörtert hat. Die einzigrichtige Antwort wäre wohl die gewesen: eines Experimentes. Für dessen weiteres Gelingen wird zunächst entscheidend sein die Aufnahme, welche die gefaßten Beschlüsse bei der Reichsregierung und dem Reichstag finden werden. An und für sich sind dieselben der Art, daß eine en bloc-Annahme derselben nicht durch den Inhalt derselben ausgeschlossen ist. Aus den oben entwickelten Gründen hat sich der Ausschuß überhaupt aller Anträge enthalten, welche einen Widerspruch gegen die Auffassung der Regierung enthielten, er stand einer Gesetzgebung und Verwaltung gegenüber, deren System und Wesen ihm noch völlig fremd war und erst durch die anhaltende Arbeit von fünf Wochen hat er ein gewisses Verständniß derselben gewonnen. Es wird jedoch noch weiterer gründlicher Studien bedürfen, ehe derselbe ein entscheidendes Votum beanspruchen kann. Die Versammlung hat ferner aus leicht begreiflichen Gründen von Anfang an vermieden, der Regierung direct entgegenzutreten, ja man kann wohl behaupten, daß sie erst allmählich, nachdem sie sich von der Absicht jener, die wirkliche Wahrheit zu hören und zu verwerthen, überzeugt hatte, mit größerer Offenheit und Entschiedenheit ihre Beschwerden und Anträge vorbrachte. Mit vollem Recht hat die Regierung die Debatten sich, sowie die Protokolle ergeben auf alles und jedes Thema, mitunter an der unpassendsten Stelle, verbreiten lassen.

Eine Maßregel, wie die eben gedachte, würde jedenfalls ihre Wirkung nicht verfehlen; da der Ausschuß noch der gesetzlichen Basis entbehrt, würde dadurch auch kein für spätere Zeiten maßgebendes Beispiel gegeben. Aber auch hiervon abgesehen, werden die obengedachten weiteren Instanzen, welchen doch vor Allem die Gesammtheit des Reiches maßgebend sein muß, zu prüfen haben, wie weit namentlich beim Landeshaushaltetat die im Interesse der

Digitized by Google

Reichslande gefaßten Beschlüsse mit den Anforderungen des ersteren vereinbar sind. Es dürfte sich dabei denn doch wohl herausstellen, daß einzelne Fragen — wie z. B. über Wasserbauten, Justizorganisation — noch nicht so spruchreif sind, wie es die Elsaß-Lothringer bei ihren Beschlüssen angenommen haben. Aus diesem Grunde erfolgte Nichtaneignung der Beschlüsse des Ausschusses würde nicht verstimmen.

Uebrigens ist zu wünschen, daß die gesetzgeberische Thätigkeit für die Reichslande sich nicht auf die bisher bekannt gewordenen Vorlagen beschränkt. Die Gemeinschaftlichkeit der Interessen wird wesentlich durch eine gemeinschaftliche Gesetzgebung gefördert; noch aber sind keineswegs alle Reichsgesetze auch in den Reichslanden eingeführt; z. B. die so wichtigen über Gewerbe- und Unterstützungsverhältnisse. Auch auf Gebieten, in welchen der Reichstag noch nicht oder nur wenig thätig gewesen ist, kann die Legislative nicht still stehen, vor Allem bei so bedeutenden Veränderungen, wie sie die Abtretung des Landes mit sich bringt. Ich erinnere hier nur an die Reform der Jagd- und Fischereigesetzgebung. Ebenso wäre es wohl an der Zeit, die politischen und Polizeigesetze einmal einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, und damit nicht bis zur Fertigstellung der Reichsjustizgesetze zu warten. Welchen Beschränkungen wir hier in dieser Hinsicht noch unterliegen, ergab ein in Mülhausen vor kurzem verhandelter Fall, indem ein Bilderhändler mit hoher Strafe belegt wurde, weil er ohne Erlaubniß des Präfecten Stiche zum Verkauf ausgeboten hatte. Es handelte sich keineswegs um ein gewöhnliches Machwerk der letzten Jahre, sondern um die künstlerisch bedeutende Zeichnung Dorès zu de Mussets Antwort auf unser Rheinlied, welche als ein zu Unruhen anreizendes signe et symbole durch Staatsanwaltschaft und Gericht erklärt wurde. Deutschland sollte doch nicht Gesetze bestehen lassen, welche der Zeit ihre Entstehung danken, als Napoleon Tausende von ruhigen Bürgern auf den Boulevards mit Kartätschen beschoß und politische Gegner nach Cayenne schickte. Das deutsche Preßgesetz würde die Unklarheit der betreffenden französischen Gesetzgebung und deren Willkür beseitigen und da die Verwaltungsbehörde wenigstens sich gescheut hat, selbst in den erregteren Zeiten von derselben Gebrauch zu machen, dürfte endlich auch die Ausdehnung des Reichspreßgesetzes auf die hiesigen Lande vorzubereiten sein.

Abgesehen von einigen unverbesserlichen Fanatikern dürfte es schwer sein, jetzt hier unzufriedene Gesichter zu treffen. Die Obsternte ist fast in allen Früchten eine sehr reichliche, die Weinberge versprechen einen wirklich ganz außergewöhnlichen Ertrag, der schlechte Ausfall der Heuernte wird durch die Grummeternte ausgeglichen werden, die Getreideernte hat durch die Regenperiode nicht so gelitten, als man fürchten machen wollte, die Industrie hat vollauf Beschäftigung und die ausgedehnte Bauthätigkeit beweist das allge-

Digitized by Google

meine Vertrauen in die jetzigen Zustände. Der Elsässer beginnt aufzuathmen von dem Druck, den bisher die französische Agitation auf ihn ausübte, der „Schwab" und der „Preuß" ist ihm doch nicht mehr der fürchterliche Tyrann, als welcher er in der ligue d'Alsace geschildert wird, ja bei einiger Gewandtheit läßt sich von demselben Vieles erreichen. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß nicht in dem gegebenen Moment sich Elsaß von einigen französischen Phrasenhelden noch zu dieser oder jener politischen Demonstration verleiten lassen wird; einen anhaltenden Einfluß dürften dieselben bei der jetzt durch französische Schuld wesentlich beförderten Entnüchterung nicht mehr ausüben. Hiermit ist freilich auch die Gefahr angegeben, daß bei Wahlen und ähnlichen Gelegenheiten sich auf kurze Zeit die große Masse in den Netzen jener Agitatoren fangen lassen wird. So gelang es binnen kurzem vor Allem in den Fabrikorten eine wirklich bedeutende Opferwilligkeit für die Ueberschwemmten aus dem mittägigen Frankreich hervorzurufen; dabei mußte man sich freilich voll Scham gestehen, daß man bis dahin für den unglücklichen Vogesenort Barenbach, der fast völlig durch Feuer zerstört war, kaum einige Hundert Franken gesammelt hatte. Von den reichen Gaben, mit denen man seinen Patriotismus für Frankreich bekundete, fiel denn wenigstens Etwas noch, wenn auch ein sehr kleiner Theil, für jene unglücklichen Elsässer ab.

Bereits wächst eine uns weniger feindliche Generation heran. In wenigen Wochen kehren die ersten beiden Jahrgänge aus dem deutschen Militairdienst zurück, kurze Zeit darauf wird der fünfte Jahrgang und zwar das erste Mal in der durch den Vertheilungsplan vorgesehenen Stärke in die Garnisonen einrücken, nicht wenige Einjährig Freiwillige haben auch in besseren Familien ein Verständniß für deutsches Wesen verbreitet, in Folge der Durchführung der allgemeinen staatlichen Schulpflicht wächst nicht nur die Zahl der zur Entlassung kommenden Schüler, sondern dieselben sind nun bereits fast alle auf deutsche Weise ausgebildet. Die deutsche Sprache hat in den Bildungsanstalten die Alleinherrschaft — abgesehen von den französisch redenden lothringischen Gemeinden — errungen und der vom Landesausschuß gewünschte Unterricht in der französischen Sprache ist heute nur noch in einigen Städten Verlangen der Bürgerschaft, wegen Mangels an geeigneten Lehrkräften aber kaum noch durchführbar. Ein Bedürfniß liegt für die Elementarschulen nicht vor; wenn, wie zu hoffen, bald die Errichtung der Fortbildungsanstalten erfolgen wird, dürfte eine theilweise Berücksichtigung wohl zu verlangen sein.

Aus Hamburg. Statistisches. Neubauten. Ein Schreckniß. — Bekanntlich hat der Bundesrath schon in den Jahren 1870—71 die Anordnung getroffen, daß spätestens im Jahre 1875 von den einzelnen Staaten des deutschen Reichs Verzeichnisse der in denselben vorhandenen Gemeinden,

Digitized by Google

nach den einzelnen Landestheilen geordnet, veröffentlicht werden sollen. Bei jeder Gemeinde sollen die ihr zugehörigen, geographisch besonders benannten Wohnplätze angegeben werden, sowie der Verwaltungsbezirk, dem sie zugetheilt sind, und soweit thunlich soll die Einwohnerzahl hinzugefügt werden.

Diese Anordnung gab Anlaß zu der neuesten Veröffentlichung unseres statistischen Bureaus: „Die Stadt Hamburg, die Vororte, Gemeinden, Ortschaften und selbständig benannten Gebietstheile des hamburgischen Staats." In dieser Schrift sind die erforderten Nachrichten in sehr dankenswerther Weise vermehrt worden und wer für die Topographie unseres großstädtischen Kleinstaats ein eingehenderes Interesse hat, wird sie sicherlich der Beachtung werth finden. Das Vorwort enthält eine Aufzählung der wichtigsten älteren Werke, welche die topographischen Verhältnisse von Hamburg und seinem Gebiete behandeln. Das Werk selbst giebt außer der geographischen und der Höhenlage der einzelnen Orte, der Größe des Flächenraumes, der Zahl der Bevölkerung, der Grundstücke auch historische Notizen, welche wesentlich unter der Mitbetheiligung des auf dem Gebiete der Localgeschichte rühmlichst bekannten Archivars Dr. O. Beneke zusammengestellt worden sind. Das angefügte alphabetische Verzeichniß, welches die Benutzung der Schrift besonders bequem macht, ist von der Reichsbehörde verlangt worden.

Die letzte allgemeine Volkszählung datirt bekanntlich vom 1. Dezember 1871. In Hamburg wird jedoch am Ende jedes Kalenderjahres vom statistischen Bureau eine Umfrage an die Einwohner gerichtet, um sich jederzeit eine möglichst genaue Uebersicht über die Bewegung in der Bevölkerung zu sichern. Aehnliches geschieht ja auch an anderen Orten.

Am Ende des Jahres 1874 war die Bevölkerung von Hamburg, Militär und Schifffahrer mit eingeschlossen in der inneren Stadt auf 239,107 gestiegen (1871 nicht ganz 225,000), dazu kommen 74,250 in den sogenannten „Vororten", Orten wie Uhlenhorst, Borgfelde u. s. w., die so nahe an der Stadt liegen und eine so wesentliche städtische Bevölkerung haben, daß sie von der Stadt kaum zu trennen sind. Das Landgebiet hat 42,123 Einwohner, so daß die gesammte Einwohnerzahl des Hamburger Staatsgebietes sich auf 355,479 beläuft. Die Einfuhr von Waaren in Hamburg betrug 1846 20½ Millionen Centner mit einem Werth von 409 Millionen Reichsmark; 1873: 68½ Millionen Centner mit einem Werthe von 1,714½ Millionen Mark. Außerdem gingen Contanten ein 1846 33½ Millionen Mark, 1874 gegen 230 Millionen Mark. Die Ausfuhr seewärts betrug 1873 14⅛ Millionen Centner und hatte einen Werth von 527 Millionen Mark.

Es ist ein Vorzug der kleinen Staaten, daß sie leichter als die großen statistisches Material zu sammeln in der Lage sind. Leicht läßt sich das Gebiet übersehen, leichter als anderswo sind von den einzelnen Betheiligten die

Digitized by Google

erforderlichen Angaben zusammenzuschaffen. Diesem Umstande und dem Eifer, welchen unsere Behörden statistischen Arbeiten zuwenden, verdankt Hamburg eine Reihe tüchtiger Arbeiten. Daß die Steuerdeputation nach dieser Richtung ganz besonders thätig ist, dürfte hinreichend bekannt sein, unter ihrer Leitung steht das statistische Bureau. Aber so wurde auch 1872 eine treffliche Schulstatistik herausgegeben, deren Wiederholung im nächsten Jahre zu erwarten steht. So wird auf dem Gebiete der kirchlichen Statistik dankenswerthes Material gesammelt. So läßt es sich auch das Medicinalinspectorat angelegen sein, die medicinische Statistik zu fördern und erstattet seit einer Reihe von Jahren Berichte, welche zwar nicht, so weit mir bekannt, durch den Buchhandel veröffentlicht werden, aber leicht zugänglich sind, da sie mit dankenswerthester Bereitwilligkeit auf Wunsch mitgetheilt werden. Bei der gewissenhaften und sorgfältigen Behandlung, welche der Materie zugewendet worden, ist das Material der medicinischen Statistik in Hamburg in einer Ausdehnung vorhanden, die wohl in keinem deutschen Staate übertroffen wird.

Hamburg hat alle Ursache, mit den Ergebnissen, welche in dem Berichte vorliegen, zufrieden zu sein. Schon der Vergleich der Geburts- mit der Sterblichkeitsziffer zeigt ein sehr gesundes und erfreuliches Anwachsen der Bevölkerung. Auf je 1000 Einwohner sind hier 1874 41 Kinder geboren, während nur 27 Menschen gestorben sind.

Aber auch Einzelnes ist recht erfreulich. Sehr hübsch veranschaulichen die zahlreichen graphischen Darstellungen, welche dem Berichte beigegeben sind, die einschlagenden Verhältnisse. Seitdem im Jahre 1867 die Gesetzgebung die Eheschließung wesentlich erleichtert hat, ist die Zahl der eingegangenen Ehen von zwischen 10 und 11‰ im Jahre 1868 auf über 13‰ gestiegen, in den Kriegsjahren 1870 und 1871 freilich wieder auf 10‰ gesunken, hat sich seitdem aber auf ungefähr 12‰ erhalten. Im umgekehrten Verhältniß hat die Zahl der unehelichen Geburten seit 1868 um mehr als 3% abgenommen (von 13% aller Geborenen in den Jahren 1864—68 auf 9—9¾% jährlich seit 1868). Die Zahl der Geburten überhaupt ist seit den letzten 11 Jahren regelmäßig gestiegen (1864: 32‰; 1874: 41‰), nur das Jahr 1871 zeigte einen leicht erklärlichen Rückschritt. Höchst erfreulich ferner als ein untrügliches Zeichen des wachsenden Wohlstandes in der Gesammtheit der Bevölkerung, ist die Abnahme der todtgeborenen Kinder. Von fast 6½ sinkt die Procentzahl derselben im Jahre 1866 auf 4½, ist dann bis 1874 fast ganz constant geblieben und 1874 noch ungefähr um ⅓% zurückgegangen.

Recht interessant ist der Vergleich, welcher zwischen den Sterblichkeitsverhältnissen von Berlin und Hamburg angestellt wird, wenn auch Niemand so unvorsichtig sein wird, aus den Verschiedenheiten, welche in dem einen Jahre 1874 hervortreten, definitive Schlüsse im Einzelnen ziehen zu wollen. Den-

Digitized by Google

noch halte ich die Ergebnisse dieser Vergleichung für so charakteristisch, daß ich wenigstens Einiges hervorheben will. In allen Altersclassen war 1874 in Berlin die Sterblichkeit größer als in Hamburg, ausgenommen diejenigen über 50 Jahre. Bei den Kindern im ersten Lebensjahre beträgt die Differenz zu Gunsten Hamburgs fast $4^1/_2$%, bei denen vom vollendeten ersten bis fünften Jahre auch noch über 4%. Dagegen starben — und das ist ebenso günstig für Hamburg — im Alter von 50—70 Jahren fast 1%, über 70jährige etwa $1^1/_8$% in Hamburg mehr als in Berlin.

So wenig, wie gesagt, diese Zahlen allein geeignet sind, uns irgend welche allgemeine Schlüsse zu gestatten, so sehr muß ich mich doch geneigt erklären, im Großen und Ganzen das Verhältniß, welches sich in ihnen ausdrückt, für zutreffend zu halten. Kommt man als Fremder nach Hamburg, so gewinnt man bei näherer Bekanntschaft mit Personen und Verhältnissen gewiß den Eindruck, daß Klima und Lebensweise einen die Lebenskraft ungemein conservirenden Charakter haben. Vielleicht in keiner andern großen Stadt Deutschlands wird man so viele Menschen finden, die sich bis in ein hohes Greisenalter einen so hohen Grad von körperlicher und geistiger Rüstigkeit und Regsamkeit bewahrt haben, wie in Hamburg. In mehr als einen recht wichtigen Staatsamte, und ebenso in der Bürgerschaft sind Männer von hohem Lebensalter mit jugendlicher Rüstigkeit wirksam und noch im Stande die schwersten Anstrengungen mit Leichtigkeit zu ertragen. Vielleicht erinnern Sie Sich der schönen Stelle in Erdmann's psychologischen Briefen, in der er die liebenswürdige Charakteristik des Greisenalters giebt. Es ist wohl das schönste Zeichen der Gesundheit des Hamburger Lebens, daß man hier typische Charakterköpfe für diese Schilderung nicht lange zu suchen braucht.

Wenn also überhaupt die Zahl der alten Personen in Hamburg bedeutender ist als in andern großen Städten, speciell als in Berlin, so ist der stärkere Procentsatz der Alten in der Sterblichkeitsziffer in sehr erfreulicher Weise erklärlich. Ebenso erfreulich ist die geringere Sterblichkeit der Kinder. Der Bericht weist mit vollem Rechte darauf hin, daß dieser Punkt die Aufmerksamkeit der Sachverständigen deshalb vornehmlich in hohem Grade erregen muß, weil eine große Zahl der schädlichen Einflüsse, welche das Leben des Kindes vernichten, sich beseitigen oder vermindern lassen. Selbstverständlich erliegen den auf den menschlichen Körper schädlich einwirkenden Ursachen diejenigen Organismen am leichtesten, welche am wenigsten Widerstand zu leisten im Stande sind. „Verdorbene Nahrung, schlechte Luft vernichten das Leben des Säuglings, während sie bei einem Erwachsenen nur einen Magenkatarrh oder dergl. erregen."

Doch ich breche dieses Kapitel ab. Sie werden für dieses Mal an Statistischem genug haben.

Digitized by Google

Auch auf dem Gebiete unſeres Bauweſens wird rüſtig Neues geſchaffen. Geſtatten Sie mir noch einige der neu entſtandenen oder entſtehenden großartigen Bauten zu erwähnen. Unter dieſen ſind für uns von am meiſten hervorragender Wichtigkeit die Träger unſeres transoceaniſchen Verkehrs, die Hafenbauten. Nicht leicht wird ein Fremder Hamburg beſuchen, ohne die im Waſſer gegründeten, langhingeſtreckten Lagerſchuppen zu bewundern, welche den Sandthorhafen zu beiden Seiten einſäumen, auf dem Sandthorquai und dem Kaiſerquai — ſchade, daß aus dem Namen das alte Wort Kajee verſchwunden iſt. Es iſt eine hohe Freude hier der emſigen Arbeit zuzuſchauen, die ſpielende Leichtigkeit zu ſehen, mit welcher die zahlreichen, in den Eiſenſchienen fortlaufenden Dampfkrähne die Waaren aus den Schiffen an das Land ſchaffen und vom Lande in's Schiff. Wie rieſige Elephantenrüſſel tauchen die eiſernen Haken in den Laderaum des mächtigen transatlantiſchen Dampfers und mit gewaltigem Drucke ſchleudern ſie die ſchweren Ballen weit über die Köpfe der arbeitenden oder zuſchauenden Menſchen hin an die beſtimmte Stelle. Wer nach Hamburg kommt, verſäume nicht, ſich dieſen Anblick zu verſchaffen und dann den Ausſichtspunkt des großen Speichers zu erſteigen, welcher die Spitze des Kaiſerquais bildet. Prachtvoll zeigt ſich, bei einigermaßen klarem Wetter, von dieſer Höhe aus Hamburg mit ſeinen Waſſerflächen, der Hafen und ein hübſches Stück Umgegend.

Mächtig iſt ſchon jetzt die Ausdehnung des Hafens, dennoch genügt er den täglich wachſenden Anſprüchen des Verkehrs noch immer nicht und im großartigen Maßſtabe plant man daher neue Erweiterungen der Anlagen.

Bedeutend wie die Hafenanlagen ſind die gewaltigen Siele, welche ſich in weitausgedehntem Netze unter dem Boden der Stadt und der Vororte hinziehen. Bei Gelegenheit des Journaliſtentages im Herbſte 1873 wurden die Vertreter der Preſſe zu einer Wanderung durch dieſelben eingeladen und manche ſtaunende Feder gab damals über ſie Bericht. Sonſt iſt es natürlich nur ſelten vergönnt, einen Blick in dies unterirdiſche Reich zu werfen. Dagegen präſentirt ſich ſehr ſtattlich jedem bei Tageslicht mit der Eiſenbahn Ankommenden der ſtolze Bau am Steinthor, welcher dazu beſtimmt iſt, vom nächſten Jahre an das Gewerbemuſeum, die Realſchule und die Gewerbeſchule aufzunehmen, ſicherlich eins der großartigſten Schulgebäude, welche Deutſchland beſitzt. Und ich kann das Kapitel von den Bauten nicht verlaſſen, ohne der reizenden Anlagen gedacht zu haben, welche an der Außenalſter und zwar an der Oſtſeite derſelben begonnen, ſchon jetzt einen herrlichen neuen Schmuck der Stadt bilden.

Zum Schluß will ich noch eines Schreckens gedenken, welcher ſich, zum Glück nur auf kurze Zeit unſerer Stadt bemächtigt hatte. Abendblätter vom 20. d. Mts. brachten die Nachricht, daß ein Oderkahn, welcher außer andern

Digitized by Google

Waaren auch 80 Fässer Arsenik geladen hatte, etwas oberhalb Hamburgs gesunken sei. Welche Gefahr für Stadt und Land, wenn die ganze Elbe vergiftet wurde! Allen Anwohnern des Stromes rieselte unwillkürlich ein gelinder Schauer durch alle Glieder; lebhafte Phantasien glaubten auch wohl schon die ersten Anzeichen zur Vergiftung zu empfinden. Glücklicherweise konnte bald die Ungefährlichkeit der Sache constatirt werden. Es gelang schleunig die ominösen Fässer aus ihrem feuchten Grabe an das Tageslicht zu befördern und Sachverständige beruhigten das Publicum: der Stoff sei fast unlösbar und dazu durch die Verpackung, die in keiner Weise Schaden gelitten habe, sorgfältig verwahrt gewesen.

Aus Kairo. Eine militärisch-geographische Expedition. — Die Eroberung des Gebietes von Darfur (richtiger Dar-Fur) durch die Truppen des Khediwe und seine Vereinigung mit dem ägyptischen Reiche ließ, wenn dasselbe unter regelrechte Verwaltung genommen und zugleich nutzbar gemacht werden sollte, eine genauere Erforschung dieser bis dahin nur wenig und unsicher gekannten Landstriche, namentlich aber die Feststellung der besten Verbindungswege zwischen ihnen und dem Nilthale nothwendig erscheinen. Der Khediwe hat zur Lösung dieser Aufgabe gegen Anfang dieses Jahres eine Expedition ausgesandt, welche unter die Leitung des Obersten Purdy, eines der amerikanischen Offiziere, welche dem ägyptischen Generalstabe angehören, gestellt ist und von Alt-Dongola am Nil, ungefähr in der Mitte zwischen Assuan und Chartum, ihren Ausgang genommen hat.

Diese Expedition hat nunmehr ihr erstes Ziel, die Hauptstadt des Darfur, Tendelty oder El-Fascher, erreicht, und es sind kürzlich die von dem Obersten Purdy erstatteten Berichte hier bei dem Chef des Generalstabes, General Stone (gleichfalls Amerikaner), eingelaufen, welcher sie an das Kriegsministerium weiter gegeben hat. Die Hauptzwecke der Entdeckungsreise sind natürlich militärische und commercielle, sofern es sich darum handelt, die geeignetste Straße, sowohl für die Truppenmärsche von Aegypten nach dem Darfur und umgekehrt, als für den Handel und den Karawanenverkehr zu ermitteln. Auf diesen doppelten Zweck nehmen offenbar die erwähnten Berichte specielle Rücksicht, wie u. A. aus den genauen Angaben über diejenigen Orte hervorgeht, an welchen sich Wasser findet. Doch liegt es auf der Hand, daß jene Ermittelungen in gleicher Weise auch der allgemeinen Kenntniß jener Gebiete, also der Wissenschaft zugute kommen werden. Es dürfte daher für Ihre Leser von Interesse sein, wenn ich aus den Rapporten des Obersten Purdy ein kurzes Resumé gebe, um so mehr, als die meisten der darin genannten und charakterisirten Punkte selbst auf unsern besten Karten, z. B. auf der großen Kiepertschen Karte der Nilländer, bis jetzt noch fehlen.

Digitized by Google

Die aus El-Faſcher vom 12. und 23. Mai datirten Berichte beſchreiben den von der Expedition eingeſchlagenen Weg von Dongola nach dem Mittelpunkte des Darfur im Weſentlichen folgendermaßen.

Zunächſt durchſchneidet derſelbe eine weite, einförmige, wüſtenähnliche Ebene, hier und da mit Bäumen von der Gattung Sillem beſtanden, aus welcher man nach anderthalb Tagemärſchen in das Wady (Thal)- Mahl gelangt. Dieſes Wady-Mahl iſt breit und ergießt während der Zeit der ſtarken Regen Waſſer in das Nilthal nahe bei Abu-Gos. Auf dem Wege zwiſchen dem Wady-Mahl und Mahtul giebt es drei Brunnen, in welchem das Waſſer ſich zwölf Fuß tief unter der Oberfläche findet; zwei derſelben liefern ausgezeichnetes Trinkwaſſer, das des dritten dagegen iſt brackig. Von Mahtul folgt der Weg (der zuvor wohl das Thal verlaſſen und eine Krümmung deſſelben abgeſchnitten hatte) abermals dem Wady-Mahl bis nach El-Hammadieh, eine ſtarke Tagereiſe lang; hier finden ſich wiederum drei Brunnen, die jedoch nur zwölf Fuß tief ſind.

Bei El-Hammadieh verläßt der Weg das Wady-Mahl, welches öſtlich bleibt, und zieht ſich an dem Fuße einer Bergkette hin, die den Namen Tſchebel-Aïn (Quellengebirge) führt. Dieſes Gebirge, welches dem Anſchein nach aus einer langen Reihe von Höhen beſteht, iſt in Wirklichkeit ein großes Plateau, das ſich neunzig Meter über die Ebene erhebt. In dieſer letzteren drei Tage lang weiter ziehend, gelangt man nach Aïn-Hamid, wo ſich in einer Schlucht drei ſtarke Quellen finden, die unter einem Sandſteinfelſen entſpringen und ein großes Reſervoir trinkbaren Waſſers bilden. Von Aïn-Hamid aus durchſchneidet der Weg nach etwa zwei Stunden das Wady-Mahl und folgt nun drei Tagereiſen lang dem öſtlichen Rande deſſelben. Alsdann kommt man zu den Brunnen von Baggarieh. Hier giebt es Waſſer in Fülle.

Von Baggarieh aus, welches wiederum im Wady-Mahl liegt, wendet ſich der Weg weſtwärts von dem Wady und führt in drei Tagemärſchen nach Om-Badr, wo man gleichfalls Waſſer in Menge findet. Hier liegt eine Ortſchaft, die erſte, welche man auf dem Wege trifft, und deren Bevölkerung etwa 4000 Seelen beträgt. Die Bewohner gehören dem arabiſchen (d. h. Beduinen-) Stamme der Hamaï an, deſſen einer Theil ſeine Wohnplätze hier in dieſer Gegend hat, während der andere in Kordofan lebt. Das Haupt des Stammes iſt ein Knabe von fünfzehn Jahren, der ſich Ibrahim-Wat-el-Melis nennt. Dieſe Araber beſchäftigen ſich nicht mit Landbau, ſondern ſind geſchickte Jäger und beſitzen große Herrden; der Oberſt ſchätzte dieſe letzteren auf 30,000 Kamele, 2000 Pferde, ebenſo viel Stück Rindvieh und dazu eine entſprechende Menge von Schafen und Ziegen. Die Leute ſind ſämmtlich mit doppelläufigen Gewehren und außerdem mit Lanzen und Säbeln bewaffnet.

Von Om-Bad aus führt der Weg durch ein Terrain von loſem Geröll

Digitized by Google

etwa eine Tagereiſe lang, worauf man an ein Gebirge Namens Dſchebel-Senah kommt, auf deſſen Gipfel ſich ein Waſſerbehälter findet. Von Senah erreicht man nach zwei kurzen Tagemärſchen Karnak, eine Station auf der Straße zwiſchen Obeïd und El-Faſcher. Von Karnak kommt man nach einem Tagemarſche nach Bemſh; auf dem Wege dahin ſieht man allenthalben Tabakfelder, der Boden iſt ſandig, aber ſehr fruchtbar. Auf Bemſh folgt in einer Entfernung von anderthalb Tagereiſen Abiat, wo es 31 Brunnen giebt, die in einer Ebene liegen, welche während der Regenzeit ſich in einen See verwandelt. Wiederum anderthalb Tagereiſen weiter kommt man nach Argoot, wo ſich 35 Brunnen von durchſchnittlich fünfzehn Meter Tiefe und mit reichlichem, ſehr gutem Waſſer finden. Zwei Marſchſtunden öſtlich von Argoot befinden ſich die Brunnen von Boombagalli, 274 an der Zahl, deren Tiefe zwiſchen ſechs und neun Meter ſchwankt. Von Argoot endlich erreicht man nach anderthalb kurzen Tagemärſchen die Hauptſtadt des Darfur, El-Faſcher. Die Erforſchung des Landes wird von hier aus fortgeſetzt.

Mit der in eine ägyptiſche Provinzialſtadt verwandelten und mit Aegypten in geordneter Verbindung ſtehenden Hauptſtadt des Darfur wird, abgeſehen von allem Anderen, auch wiederum eine neue und wichtige Etappe für die nach dem Innern Afrikas gerichteten Forſchungsreiſen gewonnen ſein.

λ.

Aus Berlin. Orientaliſches. Engliſcher und deutſcher Parlamentarismus. Handel. Theater. — Geſpannt lauſcht das Ohr ſenſationsbedürftiger Politiker auf die Nachrichten von der unteren Donau. Die ſchöne Hoffnung, die orientaliſche Frage nach allen Regeln der politiſchen Kunſt in Scene geſetzt zu ſehen, feſſelt trotz träger Sommerhitze den Blick an das Zeitungsblatt. Fürſt Milan iſt nach Wien gereiſt, Andraſſy von ländlichem Aufenthalt dorthin zurückgekehrt. Lord Stratheden lenkt die Aufmerkſamkeit des Hauſes der Lords auf die öſterreichiſch-rumäniſchen Handelsverträge, der Gouverneur von Bosnien ſchlägt die Aufſtändiſchen in der Herzegowina. So ſchwirren zuſammengehörige und unzuſammenhängende Nachrichten durcheinander und erzeugen in ſchneller Drehung das ſchillernde Farbenbild der orientaliſchen Frage. Aber es iſt glücklicher Weiſe nur eine Täuſchung der politiſchen Optik. Möglich, daß dieſer oder jener, der unter dem unmittelbaren örtlichen Eindruck der gegenwärtigen orientaliſchen Ereigniſſe ſteht, der die unmittelbaren Wirkungen der allzeit bereiten ſlaviſchen Unternehmungsluſt verſpürt, zu dem Schluſſe gelangt, es bereite ſich in der Türkei eine Kriſis vor. Wer aber in den Centren der europäiſchen Politik lebt, wer lange und andauernd die Einflüſſe verfolgt, die ſeit Jahr und Tag in der orientaliſchen, wie in den andern allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten

Digitized by Google

den Ausschlag geben, der sieht mit fatalistischer Ruhe auf die Tumulte, die sich in fast regelmäßigen Intervallen auf der Balkanhalbinsel erheben. Wenn alles in der Welt so fest stünde als der Entschluß der verbündeten drei Kaisermächte, zur Zeit im Orient keinerlei Katastrophe ausbrechen zu lassen, so wäre der Weltfriede für einige Zeit gesichert. Hieran ist unbedingt festzuhalten. So lange die kaisermächtliche Politik die herrschende in Europa bleibt, und das wird hoffentlich noch recht lange der Fall sein, kann es wohl zu vereinzelten Ausschreitungen und auch wohl zu kleineren Erhebungen im Orient kommen, niemals aber zu einer fundamentalen Umwälzung. So wird auch die Rebellion in der Herzegowina ebenso plötzlich erlöschen, wie sie plötzlich aufflackerte. Und gerade diejenige Macht, auf die diese Bewegung in erster Linie ihre Hoffnungen setzt, der alle die leichtbeweglichen Herzen der heißblütigen Südslaven entgegenstreben, gerade sie wird die erste sein und ist schon die erste, die der Revolte den Garaus macht. Oesterreich genießt bekanntlich die zweifelhafte Ehre, von den sogenannten unterdrückten slavischen Nationen der Türkei als Hort ihrer Freiheit verehrt zu werden. Und gerade Oesterreich thut alles Mögliche, um diese Illusion zu beseitigen. Und man glaube nicht, daß Oesterreich in diesem Falle aus der Noth eine Tugend macht und gegen den eigenen Wunsch mit innerem Schmerze, durch die Mißgunst der Nachbarn genöthigt, seinem Glücke die Thüre weist. Darin liegt gerade die Kraft und die Gesundheit der durch die Kaiserhöfe inaugurirten Politik, daß sie nicht auf der gegenseitigen Lähmung und Paralysirung basirt und nicht den unfruchtbaren Stillstand an sich im Auge hat, sondern daß sie die Stabilität schafft und sucht, um auf Grund ihrer ihren einzelnen Gliedern Vortheile im Wege des Friedens zuzuführen, die sonst nur durch die Gewalt der Waffen, und auch dann kaum, errungen werden können. So hat Oesterreich schon reichlichen Lohn für seine streng nach dem Programm der Dreikaiserpolitik bemessene orientalische Haltung eingeerntet. Es hat dafür nicht allein die Freundschaft Rußlands erhalten, es hat auch im Orient selbst neuerdings einen wesentlichen Erfolg davongetragen. Die neue österreichisch-rumänische Handelsconvention, abgeschlossen unter dem thätigen und wirksamen Beistande Deutschlands und Rußlands gegen den ausgesprochenen Willen Englands ist nichts Anderes als ein für Oesterreich außerordentlich segensreiches Ergebniß, das es seiner orientalischen Politik verdankt. Der künftige Wegfall des hohen Getreideeinfuhrzolles an der ungarisch-rumänischen Grenze wird in Zukunft den unheilvollen Folgen einer Mißernte in Ungarn wirksam vorbeugen. Außerdem eröffnet die Convention den gesammten rumänischen Markt dem österreichischen Handel und verdrängt die bisher dort allein herrschende englische Geldmacht. Daher auch die zärtliche Besorgniß im englischen Parlamente für die Rechte der hohen Pforte, welche nach englischer

by Google

Auffassung durch die Convention ganz unverantwortlich verkürzt sein sollen. Es war rührend anzuschauen, wie emsig Lord Stratheden zweimal dem Lande verkündete, er werde diesen Rechtsbruch im Oberhause zur Sprache bringen. Und als es dann endlich so weit kam, da war auch den edlen Lords die Einsicht gekommen, daß es nicht möglich sein würde, die Welt glauben zu machen, daß die Aufrechterhaltung englischer Handelsvortheile der gemeinsame Zweck der europäischen Mächte sein müsse und sie begruben sang- und klanglos die erhabene Resolution Strathedens, welche bestimmt war, das Anathem gegen die Ostmächte zu schleudern.

Ob die Engländer wohl eine Vorstellung haben von dem Eindruck, den das Gebahren ihres Parlaments bei dieser Gelegenheit und bei anderen ähnlichen im Auslande und besonders in Deutschland macht? Gewiß nicht. Es würde sonst nicht zu erklären sein, daß sie Woche für Woche uns ein Schauspiel aufführen, das ihre politische Anmaßung und ihre politische Ohnmacht jedem Unbefangenen sofort zum Bewußtsein bringt. Und kann es etwas Komischeres geben als diese theoretische Universalität der sonst so praktischen englischen Politiker, welche bei der ersten besten Gelegenheit jede politische Frage, die sich augenblicklich am Horizonte zeigt, oder jemals dort gezeigt hat, in Form eines akademischen Frage- und Antwortspieles zu erledigen suchen. Ueber was alles hat man sich nicht in diesem Sommer im englischen Parlamente unterhalten! Ueber die rumänischen Handelsverträge, über die Principien des Völkerrechtes, über den Vandalismus der spanischen Kriegsführung und so über tausend andere Dinge, welche man alle hervorholte, ohne daß die geringste thatsächliche Veranlassung vorlag, sich mit ihnen zu beschäftigen. Und bei allen diesen oratorischen Uebungen fehlte es nicht an kleinen und großen Ausfällen auf die deutsche Politik, der ja im Grunde alle diese Expectorationen galten. Das ist noch die einzige Annahme, unter der alle diese Vorgänge für uns erklärlich erscheinen. Andere politische parlamentarische Anfragen, welche ebenfalls kürzlich in England statthatten, erschienen uns allerdings angemessener und sogar durchaus opportun. Es sind dies die Interpellationen über die centralasiatischen Angelegenheiten, über Birma und über die Ermordung des englischen Ingenieurs Margary in China. Aber keineswegs befriedigend fanden wir die Art ihrer Behandlung. Fast niemals zeigte sich der ernste Wille, der nun doch einmal unabänderlich bestehenden Thatsache in das Gesicht zu sehen und auf Grund ihrer zu handeln. Vielmehr suchte man absichtlich über die unbequeme Wahrheit möglichst schnell hinwegzugehen und suchte vor allem den Schein zu wahren, daß Englands Macht noch wie vor Alters allgegenwärtig sei und daß die Erwähnung einer Frage im Parlamente auch ihre Erledigung im Sinne und zum Wohle Englands unmittelbar nach sich ziehe. Und wo auch dieser Schein sich nicht mehr erzielen ließ, da gab man sich zufrieden,

Digitiz Google

der Welt gezeigt zu haben, daß wenigstens Englands Auge über der ganzen Welt wache und daß seine Interessen wenigstens noch immer universaler Natur seien. Man bedachte dabei wahrlich nicht, daß man gerade auf diese Weise durch die unglückliche Nachahmung alter berühmter parlamentarischer Ehrentage die so sehr zu Ungunsten Englands veränderte europäische Weltlage in das grellste Licht stellte. Und welch betrübendes Nachspiel, diese Plimsollaffaire! Als das Parlament vor der Aufgabe steht, seiner eigentlichen Thätigkeit zu leben, sich der Gesetzgebung des eigenen Landes zu widmen, unerhörte Mißbräuche des Seewesens abzustellen, da versagt es und muß durch den laut bekundeten Unwillen des Landes zur Pflicht zurückgerufen werden. Das war ein übler Abschluß dieser glorreichen parlamentarischen Campagne.

Wahrlich wir Deutsche durften uns fühlen im Hinblick auf unser parlamentarisches Arbeiten! Wir standen den ganzen Winter über im Mittelpunkte des europäischen Interesses, unsere Staatsmänner waren im vollsten Zuge der hohen Politik, wie keine anderen hielten sie die Fäden in der Hand, deren Anzug oder Lockerung den Krieg oder den Frieden im Gefolge hatte und doch erhob sich im Reichstage und im Landtage kaum ein reichsfeindlicher Ultramontaner, um das Haus von seiner productiven Arbeit auf das Gebiet der Conjecturalpolitik zu verlocken. Alle Provocationen der socialistischen und ultramontanen Presse, alle Hinweise auf die vermeintliche Ohnmacht unserer Volksvertreter vermochten hieran nichts zu ändern. Die Parlamente blieben stumm, und die Welt mochte sich darüber ärgern oder nicht, aber die deutschen Staatsmänner wurden nicht in die mißliche Lage gebracht, ihre Kenntnisse von der europäischen Lage der unberufenen Neugierde preiszugeben. Die Zukunft wird daran nichts ändern. Auch der nächste Winter wird vom Reichstage und von dem Landtage den inneren Interessen des Landes gewidmet werden. Die Nachrichten der Zeitungen über die gesetzgeberische Thätigkeit der nächsten Saison des Reichstages entbehren nach wie vor jeder Begründung. Anfangs September wird der Bundesrath zusammentreten, um die Gesetzesvorlagen festzustellen. Vor dieser Zeit wird sich voraussichtlich wenig Positives über die Aufgaben der Reichsvertretung sagen lassen.

Es wäre sehr wünschenswerth, wenn die Zeitungen der süßen Gewohnheit, in Ermangelung glaubwürdiger Nachrichten sich in kühnen Hypothesen über Fragen der hohen Politik zu ergehen, wenigstens einigermaßen entsagen wollten, und statt dessen lieber andere Themata behandeln wollten, die zwar weniger sensationell, aber darum gewiß nicht weniger wichtig befunden werden dürften. Warum erörtert zum Beispiel keines der großen Blätter in gemeinverständlicher Weise den großen Aufschwung, den seit einiger Zeit das Getreidegeschäft in Deutschland genommen hat? Natürlich findet man Angaben hierüber, aber entweder nur im Courszettel oder in den Börsenresumés der

Digitized by Google

Fachblätter, die dem Laien schwer verständlich sind. Die großen Zeitungen aber, welche sich doch an das Publicum in seiner Gesammtheit wenden, verhalten sich dieser Thatsache gegenüber schweigend. Und doch ist sie von höchstem Interesse. Vielleicht liegt in ihr der Anfang der Hebung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse. Wunderbar genug ist diese Belebung des Exporthandels uns zu Theil geworden. Die nimmer enden wollenden Regengüsse, welche die Saaten in Frankreich, England und Ungarn theilweise zerstörten, die unsrigen aber gnädiger behandelten, haben uns wieder zu den vornehmsten Getreidelieferanten der Welt gemacht. Wenn nun der Himmel noch die Güte hat, jetzt zur Zeit unserer eigenen Ernte seine Schleusen zu schließen, so ist die uns erwiesene Wohlthat eine vollkommene, denn dann erhalten wir selbst eine gute Ernte, leiden also künftig nicht selbst unter den hohen Preisen, die wir jetzt dem Auslande stellen, dürfen sogar später wieder einen Rückgang der Preise erwarten und haben mithin eine Bereicherung unseres Handelsstandes erfahren, ohne daß unsere inländischen Consumenten darunter gelitten hätten. Allein, hüten wir uns der Vorsehung die Wege weisen zu wollen und begnügen wir uns damit, wenigstens auf einem Gebiete unseres wirthschaftlichen Lebens eine Besserung constatiren zu können. Interessant ist übrigens, daß die oben besprochene orientalische Politik der Kaisermächte auch in dieser speciellen Getreidefrage uns Gutes gebracht hat und daß sie noch dazu mit den regnerischen Vorkehrungen des Himmels erfolgreich Hand in Hand gearbeitet hat; denn wir exportiren bekanntlich fast nur nach England. Dieses Land aber, welches durch den Regen verhältnißmäßig am meisten gelitten hat, ist mehr wie je auf unseren Weizen angewiesen, seit ihm, wie vorher angedeutet wurde, die österreichisch-rumänische Handelsconvention das rumänische Getreide theils entzogen, theils vertheuert hat. So dürfte dafür gesorgt sein, daß das Leben unserer deutschen Häfen bis zum Eintritt des Eises ein sehr reges bleibt.

Man sieht, auch die stille Zeit des Sommers birgt in ihrem Schoße der Ereignisse mehr als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Immerhin aber lobenswerth ist das Bestreben der Menschen im Sommer, den Ereignissen möglichst Ziel und Maß zu setzen, damit sie ihnen nicht über den Kopf wachsend die wohlverdiente Ruhe und Erholung verkürzen. Berlin, soweit es seiner Stadt treu und zu Hause geblieben ist, fährt fort seine Erholung bei den Wiener Gästen des National- und Woltersdorfftheaters zu suchen. Ich folgte diesmal dem allgemeinen Zuge zu den Schauspielern der Wiener Hofburg im Nationaltheater und erfreute mich wahrhaft an den Leistungen der Frau Schneeberger-Hartmann und der Herren Hartmann und Dr. Förster in „Dorf und Stadt". Der Erfolg des Stückes war ein durchaus vollständiger und das will meines Dafürhaltens viel sagen. Denn etwas Un-

Digitized by Google

dramatischeres ist wohl nicht recht denkbar als dieses Stück, das von vornherein klar vor aller Augen liegt, in dem selten eine dramatische Wirkung zu schauen ist, in dem sich vielmehr Genrebild an Genrebild reiht, als gälte es eine Reihe lieblicher Scenen stillgleitend an uns vorüberzuführen. Diese Bilder werden aber trefflich ausgefüllt und belebt durch unsere Gäste. Das Lorle der Frau Schneeberger ist eine der lieblichsten Mädchengestalten des Schwarzwaldes, ihr Spiel dem Charakter durchgehends vorzüglich angepaßt. Die Rolle des weltmännischen Künstlers Reinhard und die des kernigen Bauern, des Vaters des Lorle, wurden gleichfalls von Hartmann und Förster meisterhaft wiedergegeben. Hoffen wir, daß die Vertreter der Wiener hohen dramatischen Kunst mit unserem Beifall ebenso zufrieden gewesen sind, wie wir mit ihren Leistungen und daß sie sich bewogen finden, uns auch im nächsten Sommer mit ihrem Besuche zu erfreuen. J.

Literatur.

Notizen. Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Von Wilhelm Arnold. 1. Abth. Marburg, Elwert. Der um die Entwickelungsgeschichte des deutschen Rechtes hochverdiente Verfasser geht in dieser seiner jüngsten Schrift auf die ursprünglichen Zustände unseres Volkes zurück. Um zwischen den Germanen des Cäsar und den des Tacitus die rechte Mitte zu finden, betritt er den auf diesem Felde noch neuen Weg der linguistischen Untersuchung. An der Hand der Ortsnamen werden die Territorialverhältnisse zunächst der mittelgermanischen Stammgruppen bis an das Ende der Völkerwanderung einer Prüfung unterworfen, die Zeit der Wanderungen, während ein zweiter Band sich mit den Ansiedelungen beschäftigen wird. Obwohl sich das Endresultat noch nicht absehen ließ, so kam der Verfasser doch schon durch die vorliegenden Studien immer wieder auf die Ansicht zurück, daß die Berichte der beiden alten Geschichtsschreiber sich nur scheinbar widersprechen, daß in dem zwischen ihnen liegenden Zeitraum wohl unter Einfluß der römischen Berührung ein Fortschritt stattgefunden hat, der, meist unterschätzt, schon aus dem Grunde ein erheblicher sein mußte, weil die römische Occupation, indem sie vorläufig dem germanischen Nomadismus ein Ziel setzte, den vollständigen Uebergang zu einem seßhaften Leben erzwang. Ein unmittelbarer Gewinn wird sich auf diesem Wege der Namenforschung für die Rechtsgeschichte natürlich wohl kaum ergeben. Doch gilt es zunächst die Ausbreitung der Stämme kennen zu lernen, die das fränkische und deutsche Reich gebildet haben, ehe die inneren Einrichtungen der Gau-, Cent- und

Digitized by Google

Markverfassung, die dann doch erst ihren concreten Inhalt gewinnen, recht verstanden werden können. Vor allem wird es aber dann erst möglich sein, das Verhältniß der Franken, deren Geschichtsauffassung unser früheres Mittelalter gänzlich beherrscht, zu den von ihnen unterjochten deutschen Stämmen wenigstens theilweise sicher zu begrenzen. Man darf auf die zweite Abtheilung des Buches, die über ein größeres Quellengebiet verfügen wird, gespannt sein. — Kritische Untersuchungen über die licinianische Christenverfolgung. Von Franz Görres. Jena, Dufft. Wer nur einmal selbst in der Lage war, kritisch in den Wust der kirchlichen Legende einzudringen, wird den Fleiß und die Umsicht dieses interessanten Beitrages zur Kenntniß der Märtyreracten wohl nicht unterschätzen. Die Christenverfolgung des Kaisers Licinius, die hauptsächlich den Osten des römischen Reichs betraf, ist vor allem deshalb merkwürdig, weil sie eine ziemlich späte Reaction des Paganismus ist. Obwohl ihr Charakter ein im Ganzen milder war, hat die christliche Tradition doch ihr eine ganz besondere Menge von geplagten Heiligen zugewiesen. Herr Görres thut nun dar, daß nachweislich nur wenige unter Licinius den Märtyrertod starben, daß die übrigen Legenden theils bewußt erfunden, theils auf die diocletianische Zeit zurückzuführen sind. Leider bezieht sich der Verfasser öfters auf ein erst später von ihm erscheinendes Werk. — Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege. Von Alois Geigel, Ludwig Hirt, Gottlieb Merkel. 2. Aufl. Leipzig, C. W. Vogel. Unter den fünfzehn Bänden, welche v. Ziemssens Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie theils schon umfaßt, theils noch umfassen wird, hat der vorliegende erste ganz besonders ein Anrecht auf die Theilnahme auch des größeren Publicums. Denn er behandelt die allgemeinen Bedingungen, auf denen unser leibliches Wohl- und Uebelbefinden beruht, insofern solche nicht in der Natur unseres Organismus, sondern in der Natur unserer Beziehungen zur Luft, die wir athmen, zum Boden, den wir bewohnen, zu den Stoffen unserer Nahrung liegen. Wenigstens der erste Theil des Buches beschäftigt sich damit, während die beiden andern Theile die Inhalationskrankheiten der Arbeiter, denn die Gewerbekrankheiten sind in der Regel solche, behandeln. Es dürfte aber dieser Band um so mehr empfohlen werden, als die Popularisirung der medicinischen Wissenschaft, gegen die man gewiß mit Recht Bedenken erheben mag, gerade auf dem beregten Gebiete nicht nur nicht schaden, sondern im Gegentheil nur Nutzen bringen kann.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 6. August 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Literaten des jungen Deutschlands.

Von Emil Kuh.

II.

Je ernster es die Gelehrten mit der Zeit und mit den Dingen nahmen, um so flunkriger und um so lärmender gebärdeten sich die Schriftsteller, welche in der Literatur Tafel hielten.

Das Signal hatte Ludwig Börne gegeben. Mit Theaterrecensionen war er schon vor der Julirevolution den üblen Angewöhnungen, den Thorheiten und Schnödigkeiten in der Heimath an den Leib gerückt, mit stechenden, ätzenden, beißenden Anspielungen, wann er in der Waage ein gutes oder ein mittelmäßiges Drama besprach. Diese Recensionen wandelten unschlüssig zwischen Poesie und Publicistik hin und her, spendeten bald einen grünen Zweig der Sappho Grillparzers, flochten bald wieder einen Nesselkranz, womit ein Censorhaupt possierlich geschmückt werden sollte. Den künstlerischen Gesetzen verlangte Börne zuweilen den Passirschein des Liberalismus ab und an das große dichterische Ingenium stellte er nicht selten Ansprüche, die von der parlamentarischen Linken hergeholt waren. Vorzüglich gefiel er sich darin, Goethen Unterrichtsstunden zu geben, wie man sich den großen Angelegenheiten der Menschheit vis à vis benehmen müsse, wenn man die Anwartschaft auf Volksachtung nicht verscherzen wolle. Er belehrte ihn über die Lakaien- und Sybaritenrolle, die Goethe sein Lebelang gespielt habe, ja er schritt von Verdächtigungen und ironischen Seitenhieben zur nackten Verunglimpfung, zur Beschimpfung Goethes vor, über den ein russischer Schriftsteller, Alexander Herzen, das Wort aussprach: daß die ganze Existenz des deutschen Volkes, alle Schicksale, Kämpfe und Leiden desselben mit der Hervorbringung dieses seines größten Geistes allein vollauf gerechtfertigt, bezahlt und ausgeglichen sein würden. Börne jedoch versicherte, daß ein so schlechter Mensch, wie Goethe, nur alle Jahrhundert ein Mal geboren werde. Goethes Maaßhalten regte ihn zu der Definition an: „Goethe, weil er beschränkt ist, beschränkt.“ Ueber seine Darstellung der Liebe sagte er: „Die Liebe, die

Digitized by Google

er begriff, war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kommt.“ Schillers wunderbare Briefe über den Wilhelm Meister fertigte er mit dem frechen Epigramm ab: quel bruit pour une omelette! Wie sehr er, wenn man von allem Uebrigen absieht, durch ein solches Verfahren sich selbst zum Philister stempelte, das wußte Börne freilich nicht. Wohl war seine politische Erbitterung echtfarbig, aber er streifte doch immer stilgefallsüchtig mit Witzen und Calembourgs über die wichtigsten Angelegenheiten hin; wohl schlug in ihm eine pathetische Ader, aber er konnte die Stützpunkte schöngeistiger Art nicht missen, und spitzfindiges Deuteln, talmudisches Irrlichteriren in sarkastischen Wendungen und Wortspielen hielten jedes Mal, wo man es am wenigsten erwarten durfte, den schlichten und ehrbaren Zorn in seinen ausgeholten Streichen auf. Darum sind seine Pariser Briefe längst abgestanden, während wir uns ungeachtet der verblaßten Anlässe an den Reden Mirabeaus und an den Juniusbriefen so erbauen, wie unsere Großväter, darum wirken die Libelle Börnes bei all ihren geistreichen Pointen nicht mehr auf unser Formgefühl, wogegen die Streitschriften Lessings oder die Pamphlete Couriers durch den Nachdruck der nach allen Seiten hin abgerundeten Persönlichkeit sich jetzt wie ehedem behaupten. Und weil seine glücklichsten Aussprüche nur drastisch, zwickelnd und launig, aber humorverlassen sind, so reicht der Genuß, den sie gewähren, auch nicht im Entferntesten an die Gnomen und Gedankenblitze des spielerisch tiefsinnigen Jean Paul oder an die mit der Einfachheit der Alten wetteifernden, humoristischen Bemerkungen und Beobachtungen Lichtenbergs.

Der Zweite, der die deutsche Erbärmlichkeit aufrührte, war Heinrich Heine. Gezwungener Weise, wie er selbst bekennt, nahm er Theil an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und wenn er noch so rüstig das Schlachtroß getummelt, noch so gnadenlos auf die Feinde eingehauen habe, so sei er doch niemals vom Fieber, von der Lust oder der Angst der Schlacht ergriffen worden; oft sei ihm seiner innern Ruhe wegen unheimlich zu Muthe gewesen, denn er habe gemerkt, daß die Gedanken anderweitig verweilten. Seine Bekenntnisse an Moser geben uns Aufschluß über die Jugendlosigkeit des jungen Menschen, der, einige zwanzig Jahre alt, bereits über seine Grundsätze, seine Gefühlsweise und literarischen Plane spöttelt. Das Budget regiere, wenngleich nicht seine Principien, so doch seine Handlungen — seine Bestialität finde nicht ihres Gleichen. — Er spricht von schönen, edlen Gefühlen „und dergleichen Gemüthskehricht“, er betheuert, daß die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ein wahrhaft undankbares Geschäft sei. Dem fünfundzwanzigjährigen Heine ist die ganze jetzige Literatur zuwider, der Jüngling, der eben die Volljährigkeit erreicht hat, ist mit einem Faust beschäftigt, was er sich nebenbei unterstand, Goethen ins Gesicht zu sagen;

Digitized by Google

der flaumbärtige Student will seine Memoiren schreiben. Auch er schilt, wie Börne, den Dichter des Faust einen in egoistisch behaglichem Dasein schwelgenden Aristokratenknecht, er nennt ihn ferner einen schwachen, abgelebten Gott, der die anwachsenden Titanen und vermuthlich ihn selbst, nämlich Heinrich Heine, fürchte. Er studirt Kirchengeschichte und französische Vaudevilles, zupft die frommen Berliner Juden am Barte und malt ihnen zur selben Zeit ihr Passahfest, wie Paul Veronese die Hochzeit zu Cana gemalt hat, er singt: „Du bist wie eine Blume" und witzelt über seine Leidenschaften für die Mediceische Venus und für die schöne Köchin des Hofraths Bauer in Göttingen. Wenn jemals die Elemente zu einem humoristischen Dichter in einem Individuum beisammen gewesen, so war dies bei Heine der Fall; aber wenn jemals auch gefährliche Wirkungen von einer solchen Mischung ausgegangen sind, so kann man dies gleichfalls von den Wirkungen Heines sagen. In ihm war der Spott, der bei Börne nur zersetzen konnte, zeugungskräftig geblieben, und anstatt des Beigewichts der Ehrlichkeit hatte er den Zusatz gewissenloser Grazie, vermöge welcher er in dem Maaße unangreifbar wurde, als die von seiner Blasphemie und seinen Angriffen ereilten Personen und Einrichtungen vogelfrei und unhaltbar erschienen. Wenn er auch mitunter auf die gewaltigen Geistesthaten des deutschen Volkes hinwies, oder in die Schilderungen heimischer Kläglichkeit die duftigen Ranken der Romantik verwob, so warf er doch gerne das stärkste satirische Licht auf die Objecte unseres Elends, damit er gewiß nicht in den Verdacht eines ernsthaft gemeinten Respects gegen Deutschland komme, und so kreuzte er doch unaufhörlich die anmuthigsten Wald- und Elfenscenen mit den Fratzen des deutschen Pfahlbürgerthums. Zudem stellte er sich nachmals gerne so, als ob er ein im Kampfgetümmel der politischen Ueberzeugungen verwundeter Soldat wäre, als ob er die Narben, welche der angebliche Kummer um Deutschlands Zerrissenheit in seiner Seele zurückließ, bei jedem nationalen Witterungswechsel schmerzlich wieder fühlte, und viele seiner Zeitgenossen suchten sich und uns bis auf den heutigen Tag heuchlerisch einzureden, daß an der Realität jener Ueberzeugungen und jener Narben nicht zu zweifeln sei. Es versteht sich von selbst, daß nur einzelne Seiten der Eigenthümlichkeit Heines hier zur Sprache gekommen sind; die Ergänzung der Beurtheilung seines Wesens wird anderswo ihre Stelle finden.

Diese Doppelzüngigkeit der Auffassung, Stimmung und Darstellung, die nicht in dem Begriff des Humors rein aufgeht, dieses Zugeben und Zurücknehmen, Vorschießen und Unterschlagen ist in der Berliner Atmosphäre jener Zeit entwickelt, zum Verdienste, ja zu einer geheiligten Sache erhoben worden. Das Hegelsche Aufrollen, Biegen und Fälteln des Begriffs, das an dem Eindrucke des Taschenspielerischen nichts einbüßt, weil der Dialektiker

dies pathetischen Geistes und mit strenger Miene ausübt, mußte in einem von vornherein spottlustigen Kopfe, wie dem Heineschen, die Gestalt der Charakterlosigkeit annehmen. Nicht minder hat das Mäntelchen der Schleiermacherschen Halbheit bei der Wanderung auf leichte Achseln gar wunderliche Dienste gethan. Rationalismus und Sensualismus, Kritik und Glaubenskraft waren in Schleiermacher zu einer Einheit verbunden, welche bald verdächtig schillerte, bald jegliches Mißtrauen in seine Wahrhaftigkeit besiegte, je nachdem man mehr den hinter seinen Schriften sich aufrichtenden Menschen oder mehr den kirchlichen Schriftsteller ins Auge faßte. Gervinus sagt über ihn: auf der orthodoxen Seite witterte man auch in dem dogmatischen Kleide noch den spinozistischen Redner aus, auf der freisinnigen Seite aber wurden ihm seine supranaturalistischen Reste als Zeitdienerei, ja als absichtliche Täuschung verargt. Wie mißlich es auch sei, fährt Gervinus fort, solch einen Vorwurf gegen solch einen Mann zu erheben, immer sei es schlimm, daß auch nur die Versuchung dazu rege werden könne. Niemand habe Luthern der Zweizüngigkeit verdächtigt, als er vor der Offenbarung stehen blieb, Niemand Lessing, als er rathlos, was an die Stelle des frommen Glaubens zu setzen sei, dem Weisen zu verschweigen empfahl, was dieser nicht sagen könne. Wie auch hätte Luthern gegenüber eine solche Anklage möglich sein sollen, dem göttlich bornirten Gemüthe, dessen Glaubensstärke blind und unüberwindlich war! wo und wann hätte Lessing zu einer Anklage der Art herausgefordert, dieser gleichmüthige Pantheist und diese edle Rauhernatur! Schleiermacher jedoch, welchen philosophische und romantische Wellen von dem Standorte des geoffenbarten Christenthums fortwährend hinweg zu spülen suchen und der das Trinitätswunder unablässig gegen die Anfechtungen der Bildung zu behaupten sich anstrengt, Schleiermacher kann als merkwürdig organisirtes Product der Natur immerhin den Vorzug der Wahrhaftigkeit ansprechen, ohne deshalb in seiner Eigenschaft als Theologe und Mann von Worte gegen den Verdacht der Unaufrichtigkeit geschützt zu sein. Wer die moralisch-unmoralischen Zehngebote der Liebe verfaßt hat, wer sich nicht gescheut hat, bei der Erklärung des religiösen Phänomens die geschlechtliche Begattung als Gleichniß heranzuziehen, und von wem die Vertrauten Briefe über die Lucinde herrühren, der kann zwar eine biographisch getreue und liebevolle Darstellung historisch, wie menschlich verständlich machen, aber den heiligen Lichtschein um sein Haupt wird das unbefangene, gesunde Auge niemals wahrnehmen. Schon der Einfluß, den die Vertrauten Briefe auf die junge Poeten- und Schriftstellerzunft jener Tage ausgeübt haben, beweist zur Genüge, daß das früher gebrauchte Wort von dem Mäntelchen des sittlich gewandten Theologen richtig ist. Ein bedeutender philosophischer Autor der Gegenwart ging in einem Gespräche mit mir über Schleiermacher noch

Digitized by Google

weiter, indem er als den Haupthebel der dogmatischen Macht desselben jenes Etwas bezeichnete, das an die Spitzbüberei grenze.

Die indirecten oder von mißbrauchten Formen getragenen Angriffe Heines und Börnes auf Staat und Kirche hatten überdies den Nachtheil, daß dadurch ebenso sehr der Werth und die Hoheit der Kunst in der Schätzung des Publicums herabgezogen, als die Ehrfurcht vor der Bedeutung der politischen Angelegenheiten der Nation geschwächt wurde. Die belletristische Behandlung derselben mochte dazumal als die einzig mögliche in der deutschen Presse gelten, sie hörte aber darum nicht auf beklagenswürdig, weil schädlich, zu sein. Denn was ein Sporn sein muß, das Widerstandsgefühl zu reizen, den Grimm activ zu machen, die handelnden Kräfte in Fluß zu bringen, das wurde durch das Nörgeln, Zupfen und ironische Belächeln zum Kitzel herabgestimmt, so daß mit den witzigen und hämisch lustigen Bildern wie Carricaturen nationaler Ohnmacht und Schande den Deutschen selbst wieder eine Art Genuß und Kurzweil ins Haus kam. Die solcherweise entworfenen Philisterportraits erregten weit mehr das Ergötzen als die Schaam der Familienglieder. Der deutsche Mann und der deutsche Michel wurden allmählich Wechselbegriffe, Denkfaulheit und bedientenhafte Unterwürfigkeit gingen als die Summe unserer Charaktermerkmale, einem Steckbrief gleich, durch alle Gaue, ja bis über den Rhein zu der großen Nation hinüber, in deren Mitte Börne und Heine sich niedergelassen hatten. Indem die deutschen Flüchtlinge den Franzosen das Gemälde des Bundestags und der schlafmützigen Unterthanen zeigten und auslegten, stellten sie unwillkürlich unser ganzes Volk, unser gemüthliches und geistiges Stammeserbe in Paris an den Pranger. Zu Hause aber vergaß man gänzlich, daß der Schalk, der freimüthige, keck zugreifende Schalk, gleichfalls ein autochthones Product der deutschen Erde war, daß unsere Altvordern in der Satire mit Rabelais gewetteifert haben, daß die Hutten und Wullenwever, die Ditmarschen und die Ritter im Ordenslande denn doch auch Typen und Symbole, und zwar unserer Schlagfertigkeit und Tapferkeit sind, unseres Unabhängigkeitssinns und unserer Freimüthigkeit. Börne und Heine hatten den deutschen Leumund an das nach dem Friedensschlusse zu Münster angebrochene Zeitalter sozusagen genagelt, hatten den Tressenhut, den Zopf und die mit Bilderchen verzierte Kaffetasse als die Wahrzeichen Deutschlands ausgeschrieen. Dem Allen entgegengehalten gereichte es uns nicht eben zu besonderer Ehre vor den Fremden, wenn Heine die Reformation pries, den biedern Voß in seinem Flausrock bei den Galliern einen Besuch abstatten ließ, ihnen unsere ausgezeichneten Denker anrühmte, vom Tannhäuser und den sagenumsponnenen Buchenhainen des „theuern Vaterlandes" erzählte. Die Franzosen hörten nichtsdestoweniger mit unser Schnarchen, sahen nur unsere Bücklinge und ängstigten sich weder

Digitized by Google

vor dem verkappten Deutschthum Börnes, noch fühlten sie Mitleid mit den aufgeschriebenen Schmerzen Heines. Wir haben es lange und schwer büßen müssen, daß der patriotische Zorn bei uns schöngeistig und spöttelnd eingesetzt hat. Welchen Gegensatz bildet doch zu der Führung des Kampfes jener Beiden der englische Dichter und Schriftsteller Byron, der, wie ein treffendes Wort lautet, an allen Klopffechtereien in Literatur und Staat mit stummer Geringschätzung vorübergegangen ist und ebenso einsichtig als unerschrocken seinen geraden und offenen Angriff auf den starken, machtgewaltigen Kern der Unterdrückung gerichtet hat, auf den Fürstenbund, welcher Europa in Fesseln legte.

Die dritte Hauptstimme im Concerte des Widerspruchs war Wolfgang Menzel. Auch er vereinigte mit blendenden Einzelgaben Lärm- und Skandalsucht, auch er warf sich, bei ausgesprochener Ungründlichkeit und Unverläßlichkeit zum nationalen Wegweiser auf. Sein Buch: „Die deutsche Literatur" begann er mit der Anklage, daß wir ein Schreibervolk geworden und anstatt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen können. Wir ließen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzosen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldsäcke und säßen bei unsern Büchern. Das deutsche Volk habe die Buchdruckerkunst für sich selbst erfunden. Aber der Ankläger schrieb in eigener Person rüstig drauf los, und zwar zum großen Theil über Geschriebenes, Kritiken über Kritisirendes, Recensionen über die Recensenten recensirender Bücher. Mit einer feurigen Beredtsamkeit ausgerüstet, die zwischen einem verdorbenen Poeten und einem hitzigen Kanzelredner die Mitte hält, just insoweit über Kenntnisse verfügend, als nöthig ist, um der Rhetorik und dem Gleichniß eine stoffliche Unterlage darzubieten, absprecherisch im Tadel und Liebhabereien nachhängend im Lob, zeigte er sich als den leibhaftigen Bildungszwitter, dessen Engerlinge in unserem Schriftthume arge Verwüstungen angerichtet haben, nachdem sein Maikäferflugjahr längst vorübergegangen. Die auf einen verbindenden Faden gereihten Aufsätze über deutsche Literatur, wie man sein erstes und bestes Buch nennen muß, bezeugen Temperament in der Lebhaftigkeit der Auffassung und im Farbigen des Ausdrucks. Allein es überwiegt in ihnen das Arabeskenhafte, das Vergnügen an Initialen und Randzeichnungen, und es fehlt ihnen die Verantwortlichkeit wie die Continuität des Gedankens. Dem Altehrwürdigen und Herkömmlichen mit sichtlicher Neigung zugewendet und die Fußangeln bemerkend, die sich im gepriesenen Neuen verstecken, ist Menzel gleichwohl bemüht, den Leser über sein eigenes Verhältniß zur gegenwärtigen Geistesströmung im Unklaren zu lassen. Christelnde Demuth und grober Cynismus wechseln beinahe pfäffisch mit einander ab; seinen feindseligen Urtheilen merkt man öfters den hybriden Ursprung persönlicher Beweggründe

Digitized by Google

an, seinen hingebungsvoll Anerkennenden aber ist etwas katzenhaft Schmeichlerisches, das nach einem Vortheil ausspäht, aufgedrückt. Die Ungezogenheiten und Infamien, womit er Goethen überschüttete, wurzelten, wie in neuester Zeit bekannt geworden, in einem ebenso gemeinen als albernen Motiv: in der bübischen Erbitterung, die er einst empfand, als Goethe den im Schauspielhause laut streitenden Jenenser Studenten, zu denen auch Menzel gehörte, „mit häßlich schnarrender Stimme" Ruhe gebot. Die Poesie des deutschen Mittelalters pries er, ohne dessen eigentlichen Gehalt begriffen zu haben, desgleichen Tieck, den er ebenso wenig verstand, indem er ihn den deutschesten Dichter nannte, der uns zur unbewußten (!) Unschuld und Kraftfülle der heimischen Vorzeit zurückgeführt habe. Sein Patriotismus trug sozusagen ein Aushängeschild und die Franzosen befehdete er mit stupider Gehässigkeit. Was Wunder, daß gerade Menzel zum Denuncianten der Gutzkowschen Wally, zum Büttel politischer und kirchlicher Reaction beim Bundestage herabsank! Wiewohl Heine und Börne den Angeber und Franzosenfresser mit eisernen Ruthen und mit der Narrenpritsche bedienten, wiewohl David Strauß ihn wegen seiner Ausfälle auf Goethe züchtigte und dabei seine Unwissenheit in verschiedenen Fächern schonungslos aufdeckte: der Mann hatte ein zähes Leben, krittelte in seinem Literaturblatte noch dreißig Jahre fort und biß sogar noch in den sechziger Jahren Lessing in die Wade.

Auf dem solcherweise gepflügten und schon halb angebauten Acker der böslich raisonnirenden Kritik, der politisirenden Demagogie, des spaßhaften Zorns und der liederlichen Satire, des schreibfertigen Liberalismus und der rohen Polemik hatte ein neu emporgetauchtes Häuflein Schriftsteller ihre fliegenden Zelte aufgeschlagen. Die von Ludolf Wienbarg herausgegebenen Aesthetischen Feldzüge, welche dem „Jungen Deutschland" gewidmet waren, brachten diese Bezeichnung in Umlauf und der schlaue Bundestag, nachdem er gegen einzelne Schriften Wienbargs, Gutzkows, Laubes und Heines mit Straferkenntnissen vorgegangen war, nahm dieselbe im Hinblick auf das giovine Italia an; welches späterhin auch die Literaturgeschichtschreiber thaten. Menzel beschuldigte die genannten Schriftsteller, zu denen nachmals auch Theodor Mundt und Gustav Kühne gezählt wurden, sie hätten unter sich ein Programm verabredet, dessen Hauptpunkte Franzosenthum, Fleischesemancipation und Atheismus seien. Nun war aber an einer solchen Verabredung kein wahres Wort. Die meisten dieser Schriftsteller haßten einander viel zu sehr, als daß sie hätten einen Hainbund mit revolutionären Abzeichen stiften können und mögen. Das ihnen Gemeinsame: der ehrgeizige Wunsch, als große Talente gelten zu wollen, schloß eben die Einmüthigkeit innigen Zusammengehens aus; der Eigennutz lehnte, trotz ihrer Antriebe zur Geselligkeit das freundschaftliche Verschränken der Personen und Zwecke ab. Vielmehr

geschah das Gegentheil. Wo Einer dem Andern ein Bein stellen, im Ansehen der Leute ihn schmälern oder blamiren konnte, da besann er sich nicht lange, es zu thun, nachdem sich diese Herren einmal in ihren gegenseitigen Schattirungen kennen gelernt hatten, nachdem die von einer ersten Begegnung unzertrennliche Reserve beseitigt war. Auch streiften sie bald ein Jeder ihre Staatsgefährlichkeit ab und wurden im politischen Sinne unschädliche Advokaten ihrer selbst. Heinrich Laube eröffnete schon im Jahre 1836 die nun unter seiner Redaction erscheinende Mitternachtszeitung mit der Erklärung, daß sein Journal nicht zum Jungen Deutschland gehöre und daß die Institute der Gesellschaft von seinem Blatte würden respectirt werden. Er, Heinrich Laube, verstehe unter junger Literatur, moderner Schreibweise, ausschließlich ästhetische, künstlerische Bestrebungen. Und damit auch jede arrière pensée entfernt werde, bekenne er, daß sein Sinnen und Trachten nunmehr darauf gerichtet sei, sich in die Geleise des Bestehenden einzuordnen; in der Mitternachtszeitung wolle er alle auflösenden Tendenzen bekämpfen. Man kann nicht unbefangener zum Kreuz kriechen. Heine lachte die Schreibgenossen, mit denen er sich des Vortheils halber allein verhielt, von vornherein aus und blieb am Ende nur mit Laube in klugem Einvernehmen. Sie wissen, lautet eine Briefstelle Heines, wie ich vom Bundestage, ohne daß ich darum nachgesucht hätte, beim jungen Deutschland angestellt wurde und wie ich bis auf den heutigen Tag vergebens um meine Entlassung gebeten habe.

Jeder dieser Schriftsteller, Gutzkow ausgenommen, borgte Stoffe und Behandlungsart, Manieren und Grimassen entweder von Heine oder von Börne oder von Menzel, ja zuweilen von allen Dreien in einem und dem nämlichen Buche. Die eigene Individualität äußerte sich bei ihnen mehr in der Wahl und Verwerthung des Entliehenen, als in irgend einer ursprünglichen Eigenschaft von Belang. Nur Karl Gutzkow trat bald nach seinen ersten Versuchen mit seiner bizarren Eigenart hervor.

III.

Wohlwollende, sagen wir schönthuende Beurtheiler haben Gutzkow mit Lessing verglichen. Und fürwahr, wenn man überhaupt immer die Geister, welche reinigend und bildend, mustergültige Werke schaffend, bei uns erschienen sind, als das Maaß ansehen will, womit der Intellect und die Leistungsfähigkeit Gutzkows gemessen werden soll, so kann man sicherlich keinen andern nennen, als den rastlos vorwärts treibenden, stetig suchenden, in Production und Kritik verständigen Lessing. Daraus aber wird für Gutzkow ein wenig Vortheil und sehr viel Nachtheil entspringen. An Eifer, dem Wahren zu dienen, an Muth,

Digitized by Google

den Hindernissen, die auf diesem Pfade liegen, die Stirn zu bieten, ist der jugendliche Gutzkow nicht eben kläglich hinter dem Wahrheitsdrange und der Tapferkeit Lessings zurückgeblieben. Der Geistesgegenwart und dem Spürsinne Gutzkows kann die Aehnlichkeit mit dem Fernhintreffer Lessing nicht abgesprochen werden. Auch mag dem dichtenden Gutzkow die Vergleichung mit der weisen Gestaltungskraft des Schöpfers der Emilia hin und wieder zum Guten ausschlagen. Jedoch vor der krystallischen Helle Lessings, vor seiner fröhlichen Selbsterkenntniß und Bescheidung, namentlich vor seiner Selbstlosigkeit im Kämpfen und Hervorbringen schwinden Gutzkows annähernde Aehnlichkeiten, wie dünne Rauchwölkchen dahin. Ebenso wenig hatte er die Ersatzfähigkeit und Haftungspflichtigkeit der Natur Lessings, wodurch alle Mängel derselben ihre ausgiebige Deckung fanden, wogegen Gutzkow die seinigen nur listig zu vertuschen, ja dann und wann sogar als Vorzüge an den Mann zu bringen suchte. Den Verfasser der Literaturbriefe, der doch schon in allen Fingerspitzen die Lust zum Aufräumen spürte, charakterisirt der Vorsatz: ein Werk schreiben zu wollen unter dem Titel: Das Gute aus schlechten Büchern; den jungen Gutzkow hingegen bezeichnet der Umstand, daß er schadenfroh nach den schlechten Seiten guter Bücher spähte. Glücklicherweise, nämlich für Gutzkow, scheiden sich hierin auch die Richtungen, die Epochen, denen die beiden Autoren angehören, so daß dem Zeitalter, welches der Eine schon durch sein bloßes Dasein verherrlicht hat, ein Theil des Preises zufällt, indessen der Andere wieder eine Summe der ihm geltenden Vorwürfe getrost auf das seinige abwälzen darf.

Anfänglich war Gutzkow in seinen Thorheiten von den Genossen nicht sonderlich unterschieden. Sein Sprung aus der Wissenschaft in die Geschichte, den er nach der früher erzählten Aulascene gewagt hatte, bedeutete nicht das Zusammenfassen thätiger Kräfte zu publicistischer oder parlamentarischer Wirksamkeit, welche seiner Ueberzeugung zufolge, in nächster Aussicht stand und wozu ein Mann, wie z. B. Karl Mathy, sich gewissenhaft und opfermüthig vorbereitete, sondern ein sich Betheiligen an zeitgemäßer Belletristik nach der uns bekannten Methode. Mit der Herausgabe der Schleiermacherschen Briefe über die Lucinde, dem philosophirenden Roman Wally und mit allerlei Zeitungsartikeln betrat er das Feld, wo Stoffe und Formen stillos durch einander wucherten und schwankten; literarisches Unkraut. In seiner Ankündigung des Phönix eiferte er gegen die Anbeter der classischen Literatur, durch welche das in ihr lebenskräftige Andenken in seiner Wirkung auf den Nachwuchs zu Marmor geworden sei. Goethes und Schillers Herrschaft habe begonnen, die demüthigendste, setzt er hinzu, weil die des Ruhmes. In den Schulen sei uns von den Classikern wie von alten Helden erzählt worden und der Jugend sei nichts zurückgeblieben als eine zitternde Andacht. Das

Digitized by Google

Vorwort zu den Vertrauten Briefen athmet einen enthuſiaſtiſchen Aberwitz, der naſeweiſen Studenten eigen zu ſein pflegt. Er weiß Alles, ja beſſer als irgend Jemand, er iſt in den Schlupfwinkeln der Geſchichte und der Kritik zu Hauſe und klappert mit ſeinen Lebenserfahrungen, wie mit einem Schlüſſelbunde. Roß und Strauß ſchilt er vierſchrötig trivial, ihr Chriſtenthum unverſchämt und ordinär, ihre Ausſprache ſchlecht, ihr Gedächtniß ſchwach und ihr Publicum ein gemiſchtes. Er redet von der jungen naiven Arroganz, welche ſich mit Dogmen- und Kirchengeſchichte befaſſe, als ob er ſelbſt ſchon als Bibelexeget auf die Welt gekommen wäre, von den glatt geſcheitelten Berliner Zionswächtern, von der erſtickenden Luft der proteſtantiſchen Theologie und Prüderie. „Laßt einen Augenblick eure Katechismen, hebt dieſe ſcheinheiligen Augenwimpern auf, werft eure Talare und Vorhemdchen weg, dieſe geiſtliche Koketterie, vergeßt einmal die Beweisſtellen für die Gottheit eines von euch noch immer gekreuzigten Menſchen und hört was in anderen Gebieten, im Reiche der Freiheit, Jugend und Phantaſie ſich vor Jahren begeben hat . . .“ Dieſe Begebenheiten aber ſind: Friedrich Schlegels Lucinde, welche er herrlich, claſſiſch findet, und Schleiermachers Vertraute Briefe darüber, die ihm bewunderungswürdig, einzig, göttlich vorkommen. In Beiden erblickt er welterſchütternde Proteſte gegen die falſche Sittlichkeit, gegen das frevelhafte geſellſchaftliche Uebereinkommen und zugleich „Evangelien des neuen Geſchlechtsumganges.“ Leider hatte dieſe Lucinde aus dem „Reiche der Jugend, Freiheit und Phantaſie“ eine leichenhafte Hautfarbe, welche die Geilheit getüncht hat, und ſchmale, von der Ruchloſigkeit innerer Verdorbenheit umſpielte Lippen; leider iſt ſie, ungeachtet ihrer Frechheit, langweilig und jede der geſchilderten Situationen klebrig und kalt, wie Gallerte. Schleiermachers Briefe jedoch, indem ſie dieſem Product dichteriſchen Siechthums gleichſam geiſtlichen Beiſtand leiſten, weiſen auf das zerfreſſene Empfindungsleben der Lucinde um ſo nachdrücklicher hin, je raffinirter ſie jedes Zucken der kranken Nerven für himmliſche Bewegungen der ſichtbar werdenden Seele ausgeben. Der Verſuch über die Schaamhaftigkeit iſt der Auszug und die abgekürzte Chronik der nichtsnutzigſten Verirrungen ſittelnder Spitzfindigkeit, und die Erklärung der Unvollkommenheit und Unbrauchbarkeit der erſten Liebe von empörender Fadheit. Trotz des beſten Willens, im Abgeſchmackten ſich auszuzeichnen, bringt es Gutzkow gleichwohl nicht weiter, als aus den Schleiermacherſchen Briefen vorzuſtammeln. Seine verrückte Einleitung, nachdem ſie von der Zukunftsehe ohne Trauung gefaſelt, einem matrimonium, das ſchon die trouvères ohne Aufhebens davon zu machen, gelehrt und geübt haben, ſchließt mit den knabenhaften Worten: „Wo iſt Franz? — Komm du holder Junge, den ſie mir heimlich getauft haben! Sprich: Wer iſt Gott? Du weißt es nicht: unſchuldiger Atheiſt, (!) philoſophiſches Kind! Ach, hätte auch die Welt nie von Gott gewußt,

sie würde glücklicher sein." Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Karl Gutzkow: alle drei nehmen sich wie bebrillte Dionysostänzer aus.

Das betrübend Komische an diesen literarischen Barbarismen ist der Contrast, in welchem die nachmals eingetretene Entwickelung der Personen, die sie angeregt haben, zu den Anregungen selbst steht. Der Verfasser der seraphisch unzüchtigen Lucinde, Friedrich Schlegel, war geschäftskundiger Mystiker, stellenjägerischer Katholik geworden, ging, wie Grillparzer entrüstet sagt, „nachdem er gefressen und gesoffen, mit dem Gespräch gerne ins Sinnliche jeder Art hinüber", küßte in den Straßen Wiens vorübergehenden Geistlichen die Hand, prophezeite, daß die Gestirne dereinst zum Zeichen des Kreuzes zusammenrücken werden, und ist am Ende an einer Gänseleberpastete gestorben. Schleiermacher wollte in der zweiten Hälfte seines Lebens an nichts weniger erinnert sein, als an jene Vertrauten Briefe. Und der Märtyrer Prosper Enfantin, der praktische Unternehmer der nachmaligen jungdeutschen Geschlechtsmoral und Phrynendichtung, durchlief, um Heines Worte zu gebrauchen, mit seinen Anhängern in der Folgezeit nicht mehr barfüßig die Wüsten Arabiens, um dort das freie Weib zu suchen. „Diese Befreier vom Gattenjoch, diese Zerbrecher der ehelichen Bande haben sich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheirathet und sind die unerschrockensten Sponseurs von der Welt geworden und sie tragen Stiefel. Die meisten dieser Märtyrer sitzen jetzt in der Wolle; einige von ihnen sind neugebackene Millionäre."

Offenkundig, wenngleich noch nicht nach Gebühr betont, scheint mir die Verbindung, welche zwischen den sogenannten Romantikern und den sogenannten Jungdeutschen durch einzelne beiden gemeinsame Elemente hergestellt ward. In den Berliner Kreisen der Spätromantik, inmitten der naturlosen Sippe, die unaufhörlich nach Natur schrie, unter den spiritualistisch sinnlichen Weibern, welche, wie Bettina, die Willkür für Naivetät, das schrankenlose Sichgehenlassen für edle Freiheit ausgaben, haben sich die neuen gegen die Romantik feindlich gesinnten Wortführer eine apostolisch jüdelnde Freigeisterei, anmaßliche und kraftgenialische Gebärden und eine grübelnde Lüsternheit angeeignet, welche Pückler-Muskau Gehirnsinnlichkeit nannte. Von der Schlegelschen Bande, wie Strauß sie schimpft, die sich über Schiller lustig machte, und aus den Beiträgen zum Athenäum und zum Archiv der Zeit, wo man göttliche Grobheit cultivirte, haben die Nachkommen gelernt, wie man das Vortreffliche und das Würdige unter Umständen behandeln könne. Der Ausspruch Immermanns ist richtig: daß die Schlegel es waren, welche zum ersten Male ein glänzendes Beispiel moderner Sophisterei gegeben, indem sie Kenntnisse, Kritik und den Ernst der Wahrheit zu einem Gewerbe machten, indem sie Dinge, die ihrer Natur nach immer etwas Esoterisches behalten, zur Verzettlung vor gemischte Kreise brachten.

Digitized by Google

Ziemlich rasch machte sich Gutzkow von den Tollheiten, die ihm angeflogen waren, wieder frei. Nicht uneigennützig, wie Börne, aber ihn übertreffend an Blick und Auffassung, nicht so wohlwollend, wie Wienbarg, aber einen größeren Gedankenvorrath beherrschend als er, und dem sinnlosen Dreintappen Laubes ebenso fremd, wie Mundts schwächlicher Anbequemung, hatte er rasch die Phasen einer gewaltthätigen, in Reformsucht befangenen Schriftstellerei zurückgelegt, und war an einem Punkte angekommen, von wo aus er seine eigenen Abwege und das Gewirre der damals lärmenden, hetzenden Parteien überschauen konnte. Die ersten Sporen hatte er sich verdient, das Gelüste, gegen alles Bestehende Front zu machen, sattsam gestillt, den Schlagworten des Jahrzehnts seinen Zoll entrichtet. Nun war bei ihm die Besinnung wiedergekehrt, die Neigung erwacht für das Beharrende neben dem Zuge nach Entwickelung, ingleichen der Wunsch, das Extreme zu mildern, wie das Bedürfniß, auch dem Gegner gerecht zu werden. Weil diese innere Sammlung in die Periode fiel, als Gutzkow sein Soldatenwamms noch trug, ungebeugten Muthes noch stritt, vom Himmel noch jeden Stern für sich zu erbeuten hoffte, so weht durch seine derzeit entstandenen Schriften ein jugendlich männlicher Geist, und zwar durch seine kritischen und Zustände charakterisirenden Schriften; ich meine: die sogenannten Bulwerschen Zeitgenossen, die er später in Säcularbilder umtaufte, ferner die Aufsätze im Telegraphen aus den Jahren 1839 und 1840 und im Jahrbuch der Literatur, 1839. Denn seine dramatischen und novellistischen Arbeiten, sind eben nur angewandte Poesie, wie man von angewandter Mathematik spricht; die Pfahlwurzel seines Wesens sitzt, um einen treffenden Ausdruck Berthold Auerbachs anzuwenden, auf kaltem Boden. Wer möchte leugnen, daß in Seraphine, Maha Guru und seinen socialen Dramen dichterische Triebe wahrnehmbar sind! wer aber möchte hier zugleich von erschlossenen Blumen reden wollen!? Das Poetische kann sich bei ihm einschmeicheln, er hat auch eine weiche Seite der Seele und wir empfangen zuweilen einen ähnlichen Eindruck von ihm, wie von einem Ungläubigen, der sehnsüchtige Anwandlungen der Andacht hat. Aber daß dieses denn doch nur ein Abgeleitetes oder Begleitendes, nicht ein Ursprüngliches und Herrschendes ist, beweist der Umstand, daß Gutzkow, sobald er als Charakterschilderer sich zeigt, warm und poetisch farbig uns anmuthet, wie z. B. in der Skizze, die er von dem Hamburger Arzte Assing entwirft, wogegen er als Darsteller im eigentlichen Sinne, als Bildner, als Dichter weder über diese Wärme, noch über dieses Colorit zu verfügen vermag.

Nicht mehr blinzelnd und nicht mehr im Urtheil fortgerissen, sondern eindringend in die Verhältnisse, Vergangenheit und Gegenwart vorurtheilslos gegen einander haltend, verfolgt er in den Zeitgenossen die Ideen und Kräfte,

Digitized by Google

welche den politischen, gesellschaftlichen, literarischen Vorgängen und Verwickelungen zum Grunde liegen, zeichnet er dort Gemälde des englischen und französischen Verfassungslebens, skizzirt er philosophische, pädagogische, volkswirthschaftliche und künstlerische Erscheinungen, in ihren Rückbildungen, wie in ihren von Zukunftskeimen geschwellten Auszweigungen. Er thut dies in der erkennbaren Absicht, sich selber Klarheit zu verschaffen, zu lernen, indem er modellirt, zu lehren, um Andere zur Untersuchung aufzumuntern. Er ist zur Einsicht über Bestrebungen gelangt, die er früher nur schielend angesehen hat, z. B. die Doctrinen der Saint-Simonisten oder die Gaukeleien mit dem Modernen. Moderne Literatur, sagt er jetzt, heiße zum Theil Abspiegelungen der Zeitgenossen in den Lagen, in denen sie sich befinden, Einmischung in ihre Debatten, Frage und Antwort in Sachen des allgemeinen Nachdenkens und der praktischen Philosophie. Der Literatur gegenüber sei das moderne Genre leicht in der Form, zufällig im Inhalt, subjectiv in Manier und Haltung, witzig und melancholisch, launig in jeder Beziehung; der moderne Literat sei begabt mit kritischem Talent, aber zur eigenen Production entweder impotent oder wenig ehrgeizig, um es den großen Classikern der Vergangenheit nachzuthun. Roman, Novelle, die kleine Abhandlung, Briefe, empfindsame Reisen, dies wären die einfachsten Formen, mit welchen der moderne Autor seine Erfindungen, Träume und Charaktere einfasse. Das moderne Genre entstehe schnell, verbreite sich schnell und sterbe noch schneller. Wie sich von selbst versteht, fehlt auch in diesem Buche nicht die Spreu unter dem Weizen. Die Schärfe der Beobachtung und das Stechende des zwar guten, aber den Gegenständen mikroskopisch nahe gebrachten Auges geben seiner Darstellung den Anstrich der Sachlichkeit, welche anspricht, aber nicht erfreut, etwas Stahlgraues und Trockenes, wovon im ganzen Lessing auch nicht eine einzige Seite zeugt. Gutzkow hat die Billigkeit wieder in ihre Rechte eingesetzt, doch scheint sie der Liebe nicht zu bedürfen; und bei aller innern Bewegung behauptet sich eine frostige Sicherheit des Verstandes, ungefähr so, wie wenn Jemand, des ihn umschwirrenden Geräusches ungeachtet, sich in seiner Arbeit nicht stören läßt. Unbefangen nahm er, wiewohl selbst ein Berliner Kind, die Süddeutschen gegen die anmaßlichen Vorwürfe des Nordens in Schutz, die „süddeutschen Einseitigkeiten" gegen die „Hegelsche Allseitigkeit". Er glaubte, daß der Norddeutsche zu große Stücke auf die Haidschnucken gebe und vom Pumpernickel zu viel erwarte. Es mögen da, wo Pumpernickel gegessen werde, keine Geister erscheinen, wie in Weinsberg, aber die Geister, die da erscheinen, wo man Wein trinke, wären ihm doch lieber als die Geister, die dort ausblieben, wo man Plattdeutsch spreche. Er war der Erste, welcher den diplomatischen Hehler und künstlerischen Leisetreter in Varnhagen antrief, den Berliner Marquis Peu à Peu, wie denselben

Digitized by Google

Immermann gesprächsweise genannt hat. Rücksichtslos griff er seine angeblichen Waffenbrüder an, Laube, Mundt, Kühne, ja sogar Heine, wobei freilich edle und unlautere Beweggründe in einander arbeiteten. Denn seiner Selbsterkenntniß machte ein krankhafter Ehrgeiz Concurrenz und wo ihn eine trübe Ahnung seines Unrechts beschlich, wie Goethe über Newton sich einmal ausdrückt, da flüchtete er sich nicht selten in eine sophistische Rechtfertigung hinein. Darum wird die Theilnahme, welche uns sein an vielen Stellen seiner Schriften wahrnehmbares Leiden einflößt, durch den Anblick seiner Heilungsversuche namhaft verringert. Gutzkow zählt offenbar zu den Unglücklichen, aber nicht zu denen, welche durch das Unglück geläutert, sondern zu denen, die davon entstellt werden und aus dessen Umarmung als Schuldige hervorgehen. Er selbst bekannte, schon im Jahre 1839, daß er Alles hatte, um Priester, Volks- oder Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden, aber nichts zu einem Dichter. An der Kritik erst habe er gelernt, sich zu concentriren, an dem was schlecht gemacht wurde gesehen, wie es sein müßte. Tendenz kenne er nicht, St. Simonismus, Wiederherstellung des Fleisches, Junges Deutschland, von all dem wisse sein Gemüth nichts, er kenne nur sein Herz, sein Leben, seine Todten. Die Thatsachen aber straften dieses schmerzlich ausgestoßene Bekenntniß Lügen. Gerade ein Dichter wollte er sein, ein Künstler, ein Gestaltenschöpfer um jeden Preis. Tendenz durchfurchte beinahe jede seiner poetischen Arbeiten; von dem Triebwerk draußen, in den Wünschen und Geschmacksrichtungen der Zeit, nicht aus reinen, innern Quellen wurden seine Romane, Novellen und Dramen gespeist. Demgemäß behauptete das Bemühen, etwas vorzustellen was er nicht war, die Oberhand und sorgte er mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte um eine Citadelle seines Ansehens. Namenlose Schnell- und Vielschreiber, die er belächelte, ja verachtete, waren beständig seinetwegen und natürlicher Weise auch um ihrer selbst willen thätig; er beherrschte Jahrzehnte lang die deutschen Zeitungen, er war ein Journalist geworden, weil er ein Dichter sein wollte.

Die anderen Mitglieder des vermeintlichen jungdeutschen Bundes hatten weder etwas Widerspruchsvolles, noch etwas Räthselhaftes. Jeder derselben suchte den Lesern die Meinung beizubringen, daß er das Reformwerk vom Alpha an begänne, dabei jedoch war der Thürgriff, den sie mit der Miene des zuerst Oeffnenden anfaßten, noch warm von der Hand des kurz zuvor in die Thür Getretenen.

Ludolf Wienbarg hatte die Rolle des pathetischen Declamators. Er meinte es gut, aber er hatte keine eigene Meinung; mitunter kam ihm ein glücklicher Einfall, ein fruchtbarer Gedankenansatz, im Ganzen aber lebte er aus zweiter und dritter Hand und ermüdete durch den emphatischen Predigerton. In den Rahmen einer populären Aesthetik und einer Philosophie der

Digitized by Google

Geschichte brachte er alle die von Heine und Menzel spielerisch oder mit heftiger Gesticulation erhobenen Anklagen und Forderungen kriegerisch, heldenmäßig drapirt hinein. Unsere Literatur müsse aus dem Nationalen aufsteigen, die Philosophie ein freies, den Kathederzwang abschüttelndes Studium des Einzelnen, das Leben als solches zum Zwecke des Lebens gemacht werden: so hieß die Losung seiner ästhetischen Feldzüge. Aufgabe der Zukunft sei es, die Moral mitten in das Gebiet der Aesthetik zu verpflanzen, Aufgabe der Gegenwart hingegen, der Prosa unser Augenmerk zu schenken und sie als Waffe zu schärfen. Man fühlt sich gedrängt, an Wienbargs Kenntniß unserer classischen Autoren zu zweifeln, indem man seinen Tadel ihrer Prosa liest. Weder Goethe noch Schiller, nicht Fichte und nicht Schleiermacher — so läßt er sich vernehmen — könne man in dieser Beziehung der Jugend als reines Muster empfehlen. Schiller überbiete sich in einer glänzenden, aber nur zu oft undeutschen und hohlklingenden Paradesprache, Goethe habe in seinen Romanen eine solche Menge glatter, höflicher Wendungen, daß man oft nicht wisse, wie man mit ihm daran sei. Lessing und Lichtenberg, Winckelmann und Georg Forster, Hebel und Hippel, Wilhelm von Humboldt und August Wilhelm Schlegel, Jacob Grimm und dessen Bruder Wilhelm scheint er ebenso wenig als Prosaisten gelten zu lassen, weil er sie gar nicht erwähnt. Die ganze Schriftstellerei der Classiker erklärt er ohne weiteres für ein Spiel schöner Geister, für ein unschuldiges Ergötzen, eine leichte Beschäftigung der Phantasie. Erst seit der französischen Revolution sei der deutsche Prosaist, eben durch französische Schriften, Herr und Meister geworden über das ungeheuere Material der Sprache, das Goethe freilich schon zu Kunstarbeiten „glücklich verzimmert" habe. Zwar gewahre man an der neuen Prosa die vulgäre Seite, aber doch zugleich ihren Ursprung aus dem Leben und ihre Gemeinschaft mit dem Leben. Darum sei sie kühner, schärfer, neuer an Wendungen, sie verrathe ihren kriegerischen Charakter, ihren Kampf mit der Wirklichkeit, besonders auch ihren Umgang mit der französischen Schwester. Der große Prosaist sei Heine. Er habe die größte Meisterschaft darin sich erworben, daß er den flüchtigen Ruhm, Liederdichter zu sein, mit dem größeren vertauscht habe, „auf dem colossalen, alle Töne der Welt umfassenden Instrument zu spielen, das unsere deutsche Prosa darbietet." In der That kostbar. Mit dem Ich- und Genußmenschen Heine tritt Wienbarg den Beweis der Wahrheit an, daß die Schriftstellerei der Classiker jener der Modernen gegenüber nur ein schönes Spiel unterhaltungsbedürftiger Menschen gewesen; das Reisebilder- und Salontreiben Heines hebt er über dessen Liederdichtung empor, ja er ist so sehr aller echten Empfindung bar und ledig, daß er die Reisebilder in ihrer „Conception" über die dichterischen Werke aller Zeiten stellt. Mit solchem Wahnwitze verglichen will es nicht viel be-

Digitized by Google

deuten, wenn er Goethen als den ersten Dramatiker, Byron als den ersten Lyriker bezeichnet und wenn er die erlesensten Ungereimtheiten über die Idee des Faust vorbringt. In seiner Broschüre: Zur neuesten Literatur wird sein Geschwätz bereits unerträglich, artet seine Schwärmerei für die neuen Götter in schwülstige Götzendienerei aus. Goethe und die Weltliteratur — Fürst Pückler — Raupach und die deutsche Bühne — Heinrich Heine — Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow —: das sind die Themata, welche hier, wie in den meisten Büchern und Journalaufsätzen der damaligen Belletristen, Kinderkrankheiten ähnlich, grassiren. „In Raupach steckt mehr als Ein Dichter, aber alle zusammen machen keinen ganzen aus"; „die junge Kritik hat junge Kränze zu verschenken": über dergleichen Phrasen stolpert man auf Schritt und Tritt. Die Vertrauten Briefe werden folgendermaßen charakterisirt: „. . . selbst auf das graue Papier fiel ein wundersamer, träumerischer Glanz, ein wiederscheinendes Rosenlicht von Küssen, ein Aether von Blicken und Hauchen dämmerte herauf, die engen schwarzen Spaliere der Zeilen wallten auseinander und erweiterten sich zu blühenden Laubgängen. Nachtigallen schlugen herein, wohlbekannte liebe Gestalten schwebten flüsternd und kosend an den Zweigen vorüber, Romeo und Julia, Abälard mit Heloise, Petrarca mit Laura, und in der Mitte schritt der göttliche Schleiermacher mit bekränztem Haar, umringt von Schülern und Schülerinnen, eifernd gegen die Unnatur der Herzen, gegen die heuchlerische Verderbniß der Sitten, gegen die unverständige Prüderie der Weiber . . . u. s. w." Ebenso geschmackvoll spricht der lallende Thyrsusschwinger aus Altona über Gutzkow, indem er zugleich als „moderner" Prosaist eine fehlerhafte Apposition anwendet: „Ihr kennt doch Karl Gutzkow, der geniale Verfasser des Maha Guru, des Nero und der öffentlichen Charaktere, der jetzt in Frankfurt lebt und das Epoche machende Literaturblatt zum Phönix schreibt, dieser dreiundzwanzigjährige Karl Gutzkow war vom Geist der Liebe auserlesen, Friedrich Schleiermachers vertraute Briefe wieder einzuführen . ."

Solche Scribentenschande folgte der Ehre unserer classischen Dichtung.

> Haißt dieses nicht entlauffen
> Dem Wasser wo es quillt und auß der Pfütze sauffen?

singt der alte Opitz.

Digitized by Google

Die Zukunft des Religionsunterrichts.

Schon das Thema dieser Bemerkungen ist modern, oder vielmehr ein Resultat aus mehreren modernen Factoren. Im Anfang war so ziemlich der ganze Unterricht in unsern Schulen Religionsunterricht. Noch die bekannten preußischen Regulative von 1854 machten den evangelischen Religionsunterricht äußerlich und innerlich zur Hauptsache. In den preußischen Gymnasien wurde der Religionsunterricht ebenfalls noch 1856 etwas verstärkt, aber es ist eine Wendung in der öffentlichen Behandlung des Gegenstandes eingetreten. Niemand zweifelt jetzt, ob Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte und dergl. künftig in den Schulen betrieben werden wird, wohl aber, ob sich der Religionsunterricht auf die Dauer obligatorisch behaupten werde. In einigen Gegenden, wie in Elsaß-Lothringen, ist in den höheren Schulen der katholische Unterricht schon nicht mehr für Alle vorgeschrieben; auf eine Willenserklärung des Vaters hin erfolgt Dispensation. Nach der Uebereinkunft vieler deutscher Landesregierungen (vermöge der Reichsschulcommission) ist es nicht mehr nöthig, daß in den Abiturientenzeugnissen etwas von der Religionskenntniß des Inhabers steht. Auch ohne dieses Specialfach ist das Zeugniß überall gültig. In Preußen darf bis jetzt von der staatlich eingerichteten Religionsstunde in den höheren Schulen nur dispensirt werden, wenn ein zureichender Ersatz dafür nachgewiesen wird, oder zu der Zeit, wenn der Confirmandenunterricht ohnehin religiösen Unterricht in Fülle darbietet. Und dies immer nur auf Antrag der Eltern und unter Mitwirkung der höheren Behörde. So daß immerhin der deutsche Großstaat conservativ genug zu Werke geht. Aber die Bahn ist doch gebrochen.

An sich liegt in der Sonderstellung des katholischen Unterrichts, in der Neigung, ihn aus dem officiellen Lehrplan auszuscheiden, noch kein Urtheil über den Werth des Religionsunterrichts. Der wichtigste Grund dafür liegt offenbar darin, daß wir es in der Religion mit etwas Besonderem zu thun haben, nicht mit Thatsachen der Wissenschaft und Kunst, sondern mit Ueberzeugungen des Gemüths, die zwar nicht beweisbar sind, aber darum vielleicht um so inniger festgehalten werden. Zumal da sie von besonders dazu organisirten, alten, ehrwürdigen Gesellschaften (Kirchen) gepflegt und gestützt werden.

Daß es nur das Religiöse ist, das diesen Sondercharakter ausmacht, wird bald klar. Denn wenn die Religionsgesellschaft auch noch eine Wissenschaft oder Kunst erzeugt hat (Theologie ꝛc.), so fällt dieses Erzeugniß, das eben nicht mehr das Religiöse selbst ist, der allgemeinen Methode der Erkenntniß anheim, es wird Bestandtheil der anderweitigen Geschichte, Cultur-

Digitized by Google

geſchichte, Philologie, Philoſophie ꝛc. und der Staat hat keinen Grund, darin etwas Apartes zu finden für ſeine Culturaufgabe. Das Religiöſe aber ſteht anders. Wo es rein vorkommt, da iſt es der Wiſſenſchaft und dem Staate nicht unterthan. Leider geht es aber ſo außerordentlich gern Verbindungen mit dem Nichtreligiöſen ein, daß es ſchwer iſt, das Religiöſe für ſich darzuſtellen. Soviel iſt aber ſicher, daß ſich das Religiöſe auf das Daſein einer überſinnlichen Welt bezieht, einer Welt, die das ſichtbar vor uns liegende Stück des Weltbaues ergänzt. Natürlich können die Beziehungen zwiſchen dieſen beiden Stücken äußerſt verſchieden gedacht und angeſchaut werden, aber ſie fehlen nirgend und haben nirgend gefehlt. Hiſtoriſch angeſehen, hat nie ein Volk gelebt, dem es nicht ein Bedürfniß geweſen wäre, ſein Leben an ein Unſichtbares, Geiſtiges, Göttliches anzuknüpfen. Die profane Weltanſchauung zeigt bald ihre Mängel, unſer Wiſſen iſt bald zu Ende und verlegt die ſo bald abgebrochenen Reihen in den Glauben, ſowohl was die Einheit im Vielen der Welt, als auch was die Entwickelung der Welt betrifft. Der Schmerz und das Unglück des Lebens wollen getragen ſein; ſie ſuchen ſich in einen religiös erfaßten Weltplan mit einzuflechten. Die Schwäche unſerer Liebe und unſerer Güte überhaupt ſucht Stärkung in einem heiligen Weſen, das die Liebe iſt und uns hilft, gut zu ſein. Hier liegt überall das Religiöſe ſo vor, daß es geeignet erſcheint, bei ſich ſelbſt zu bleiben und nicht in fremde Gebiete überzugreifen. Darum iſt eine ſolche Ueberlegung nützlich, um den eigentlichen bleibenden Werth des Religionsunterrichts zu empfinden. Denn wenn wir auch auf der Culturſtufe ſtehen, daß wir wiſſen, alles in der Welt gehe nach feſten Geſetzen vor ſich, ſo merken wir nichtsdeſtoweniger, daß der Werth dieſes geſetzmäßigen Geſchehens in der Welt doch nichts iſt gegen die Güter des Herzens, um derentwillen aller jener wunderbare Mechanismus nur da iſt. Und eben auf dieſen feſten Boden zieht ſich die Religioſität in ihrer Reinheit zurück, unbeweisbar im Einzelnen, aber auch unangreifbar, und im Ganzen ein nothwendiges Product der menſchlichen Natur. Es iſt daher begreiflich, daß der Pädagoge, wie der Staatsmann, den wir doch auch als einen Pädagogen im großen Stil auffaſſen dürfen, dem Religionsunterricht, wie wir ihn bisher in idealer Weiſe gezeichnet haben, eine große Sympathie entgegenträgt. Einerſeits iſt er überzeugt, daß es eine allgemeine Forderung iſt, die heutige Generation müſſe ihre Cultur in geordneter, techniſch geſchulter Weiſe dem folgenden Geſchlecht überliefern, und dazu gehöre auch die religiöſe Cultur, andererſeits iſt es ihm völlig gewiß, daß das religiöſe Element der Cultur eine bedeutende Miſſion hat für die Abrundung und Beruhigung unſerer profanen Weltanſicht und die Beherrſchung unſeres ganzen, ſo leicht aufgeregten Weſens im praktiſchen Leben. Ein Staatsmann war es, der mir einſt ſagte: „Nehmen wir der Schule den Religionsunterricht, ſo nehmen wir ihr die Seele, den

Digitized by Google

Sonnenſchein aus ihrem Leben.“ Der ſo ſprach, hatte ſich offenbar ein Ideal von Religion und Unterricht in der Religion gebildet, und von dieſem Standpunkt aus hatte er Recht. Von eben dieſem Standpunkt aus iſt es keine richtige Löſung der Schwierigkeiten, welche die Sache macht, wenn der Staat es vorzieht, den Kirchen oder anderen Factoren den Religionsunterricht zu überlaſſen. Er darf es nicht einmal darauf ankommen laſſen, daß dieſer Unterricht nicht mehr angeboten oder gegeben wird. Denn dieſer Unterricht iſt auf keine Weiſe als ein an ſich entbehrlicher darzuſtellen; er iſt wichtiger, als die meiſten andern Disciplinen, wie aus der Stellung der Religion in ihrem idealen Weſen von ſelbſt hervorgeht.

Abſichtlich haben wir uns ſo lange auf der Höhe der Begriffe gehalten; indeß ein ſo rein principieller Standpunkt iſt zwar unanfechtbar, aber auch unfruchtbar. Wie leicht iſt es zu ſagen, daß, wenn es gelinge, einen Religionsunterricht herzuſtellen, der ſich auf das Religiöſe, auf die Welt der überſinnlichen Güter und unſere ſittlich geiſtige Kräftigung durch dieſelbe beſchränke, für die Zukunft dieſes Unterrichts beſſer geſorgt ſei, als für das Fortbeſtehen mancher andern Disciplin! Wir haben es ja überall mit der harten, concreten Wirklichkeit zu thun. Wir ſprechen von Religionen, die ſind; von Kirchen, die wir kennen, die eine lange Geſchichte hinter ſich haben und Menſchen der verſchiedenſten Bildungsſtufen umſchließen. Da möchte ſich wohl Manches anders ausnehmen, als in dem bloßen Ideal.

Es hat nie eine Religionsgeſellſchaft gegeben, die blos Religionsgeſellſchaft geweſen wäre; und es giebt auch heute keine religiöſe Weltanſicht in den Maſſen, die blos religiös wäre und auf das profane Gebiet nicht übergriffe. Mit ein wenig Pſychologie begreifen wir auch, warum es ſo ſein muß. Aber jedenfalls iſt die Thatſache richtig. Wo ſich Kirchen über ihren Glauben ausſprechen, vernehmen wir nicht blos Ergänzungen des profanen Denkens und Vorſtellens durch das religiöſe Vorſtellungsmaterial, ſondern ein Theil des profanen wird erſetzt durch einen religiöſen Theil. Sofort treten Colliſionen von größerer oder geringerer Bedenklichkeit auf; das Gebiet des Religiöſen wird in das Profane ausgedehnt; Geſetze, die im profanen Gebiete unzweifelhaft herrſchen, ſollen aus religiöſen Gründen nicht mehr herrſchen oder nur unter Bedingungen, die dem menſchlichen Wiſſen widerſprechen. Anfänglich wird der Uebelſtand gar nicht empfunden, der darin liegt und der die Einheit der Weltanſicht ſchließlich unmöglich macht. Wenn es noch keine Aſtronomie giebt, ſo iſt es nicht ſo abſurd zu beten, Gott möge die Sonne ſtill ſtellen, oder es möge zu der Zeit, da wir eine Reiſe machen wollen, Vollmond und nicht Neumond ſein. Der blos religiöſe Menſch glaubt in ſolchen Zeiten mit ſolchen barocken Aeußerungen in herrenloſes Gebiet zu gerathen, wo er Niemand Abbruch thut. Aber allmählich überſpinnt ſich alles mit den Fäden der Einſicht

Digitized by Google

in gesetzliche Zusammenhänge, und dann ist es mit der Harmlosigkeit jener Excursionen des Religiösen in das Profane zu Ende.

Es würde uns unnütz aufhalten, Collisionsfälle aus vergangenen Religionen oder vergangenen Zeiten hier aufzuzählen. Wir haben es mit der Gegenwart zu thun und zwar mit der christlichen Gegenwart. Diese christliche Gegenwart kann nun, wenn sie sich in der angegebenen Weise über das rein Religiöse in das Profane verirrt, bald mehr mit den Gesetzen der Natur, bald mit den Gesetzen des Menschengeistes in Zwiespalt gerathen, und in beiden Fällen entweder direct oder nur durch gewisse Folgerungen, also indirect. Wir erinnern uns dabei immer, daß für uns nur in Betracht kommt, wie jene Vermischungen des Religiösen mit dem Profanen auf die Werthschätzung des Religionsunterrichts wirken müssen.

Alle christliche Kirchen nun halten das Wunder fest und zwar in dem strengen Sinne, daß Gott die Gesetze der Natur nach seinem Belieben, das nur durch seine Weisheit geregelt wird, durchbrochen hat und jederzeit durchbrechen kann. Es ist klar, daß der zweite Theil der Wundertheorie gegenwärtig zu einer mehr theoretischen und hypothetischen Ansicht herabgesunken ist. Man erwartet nicht mehr die wunderbaren Heilungen der Kranken oder die Auferstehung von wirklich Todten. Man erkennt, daß der Proceß des Lebens an sich den Tod herbeiführt, der nicht als eine auch fehlen könnende Zuthat etwa in Folge der Sünde aufgefaßt werden darf. Die Möglichkeit neuer Wunder dient nur dazu in dem System, um eine gewisse Weite göttlicher Allmacht besser aufrecht zu halten. Aber die eigentliche Periode der Wunder wird in die Vergangenheit gelegt. Wenn also gelehrt wird, daß die alttestamentlichen Wunder und die neutestamentlichen alle so vor sich gegangen sind, wie sie erzählt werden, so kann ein Vertheidiger der profanen Cultur versuchen zu sagen, hier liege ein directer Conflict noch nicht vor, die Religiösen sagten ja selbst, daß jene Wunder einem vergangenen Aeon angehörten. Die wissenschaftliche Auffassung der Natur bleibe dabei unangetastet, denn die Gesetzlichkeit der gegenwärtigen Weltentwickelung werde nicht in Abrede gestellt. So kann es allerdings scheinen, und es ist wahr, daß dabei ein Zusammenstoß so lange vermieden wird, bis die Vernunft inne wird, welchen Werth die Induction auch für das Studium der Vergangenheit hat, und bis man die Phantasien von einer ehemaligen wunderbaren Natur aus dem Bereich der nüchternen Forschung in das der Poesie versetzt. Ist die Einsicht dahin entwickelt, so wird die Wundererzählung aus dem alten Testament doch mit zu den Collisionsfällen gehören.

Ganz ebenso ist ein streitiges Gebiet da vorhanden, wo die wunderbare Einwirkung auf den menschlichen Geist, wie sie in allen christlichen Kirchen gelehrt wird, mit den von uns hinlänglich erkannten Gesetzen des Geistes in

Digitized by Google

Widerſpruch geräth. Alle chriſtlichen Kirchen und nicht blos die chriſtlichen, kennen Bücher, die mehr als Bücher ſind, auf die die Geſetze der literariſchen, hiſtoriſchen, pſychologiſchen, ethiſchen Kritik nicht anwendbar ſind. Wir ehren die Abſichten, die durch ſolche Inſpirationslehren verwirklicht werden ſollen, aber wir begreifen noch mehr die Verlegenheit, in die der Theologe geräth, wenn er dieſen Begriff übernatürlicher Bücher rechtfertigen ſoll. Es iſt daher in den Kreiſen, die eine etwas höhere Stellung in der kirchlichen und profanen Bildung einnahmen, allgemein Sitte geworden, den Inſpirationsbegriff abzuſchwächen. Damit iſt, wie auf das Beſtimmteſte aus den Symbolen hervorgeht, der alte feſte Glauben preisgegeben, aber die Zeit iſt zu mächtig. Und wie dann der Glaube an manche Wunder in der Natur ſeinen einzigen Halt an dem Umſtande hat, daß dieſe Wunder in dem inſpirirten Buche ſtehen, ſo beginnt von der modernen Faſſung der Inſpiration, welche eben ein Preisgeben der Lehre iſt, auch eine Kritik und Sichtung der Wunder. Die Scheidung des Religiöſen von dem anderweitig zu beurtheilenden Material lehnt ſich darum heutzutage gern an die Bibel, und es iſt eine häufige, ſchüchterne, aber zweckmäßige Art, ſich zu orientiren, wenn man in der Schrift ſelbſt ganze Partien ausſcheidet als nichtreligiöſe, als ſolche, die ſich mit Märchen und Sagen, oder mit den Meinungen kindlicher Zeiten am beſten zuſammenſtellen. Aber die Kirchen müſſen darüber anders denken. Und darin liegt gerade die Schwierigkeit, daß alle Kirchen, wie ſie ſind, über Natur und Menſchengeiſt Lehren verbreiten und verbreiten müſſen, die angeblich religiös, in das profane Gebiet hemmend und verwirrend eingreifen. Wie aus dem Angedeuteten hervorgeht, kann keine Kirche zu den Naturwiſſenſchaften eine harmloſe Stellung einnehmen, keine kennt den Begriff geſchichtlicher Entwickelung, denn ſie kennt nur ein Nebeneinander „heiliger“ Geſchichte und profaner Geſchichte, durch welches Nebeneinander die Wiſſenſchaft zerſtört wird. Keine Kirche kann ferner das Sittliche als ein Element faſſen, das aus der Menſchheit im Laufe der Zeit ebenſo ſich entwickelt hat, wie das Uebrige, wie z. B. die Einſichten in geiſtige und natürliche Verhältniſſe. Jede Kirche läßt das Sittliche auf Offenbarungen Gottes beruhen und zwar bei dem Lehrſatz von der Sünde auf beſonderen Offenbarungen Gottes. Darin allein liegt der Grund, weshalb jede Kirche das menſchliche Wiſſen herabdrücken muß, denn jede Kirche kennt noch ein anderes höheres Wiſſen. Neben dieſem andern höheren, vorgeblichen Wiſſen, ſei es, daß man es in der Bibel abgeſchloſſen zu haben glaubt, oder ſei es, daß man es in der angeblich heiligen Kirche und dem Unfehlbaren in Rom findet, muß auch der Staat heruntergedrückt werden. Es giebt gar keine andere Möglichkeit; nur dem Grade nach iſt dieſes Herabdrücken bei den Proteſtanten verſchieden von dem bei den Katholiken. Giebt es auf der einen Seite nur irrende ſündige Menſchen, auf der andern Seite beſtimmt

Digitized by Google

angebbare göttliche Worte, liegt in diesen göttlichen Offenbarungen das ewige Heil, so kann auch das Schönste und Herrlichste, was das Menschengeschlecht erzeugt hat, auch Wissenschaft und Staat, nicht unsere Gemüther beglücken. Auch wenn sich der Gläubige in seinen heiligen Buchstaben und Geboten angewiesen sieht, den Staat und den Kaiser zu ehren, so ist es doch ein halbes Werk. Staat und Wissenschaft und alle anderen profanen Dingen, wenn sie durch die kirchlichen Satzungen wieder in ein gewisses Licht gestellt werden, bekommen doch nur ein geborgtes Licht. Die Sonne der Kirche strahlt durch sich, aber sie erlaubt, daß auch dem Profanen ein bleicher Mondesglanz zu Theil werde. Täuschen wir uns doch nur nicht, als ob solche Dinge zufällig wären und zum Wesen der bestehenden Kirchen nicht gehörten. Sie gehörten zu diesem Kirchenwesen von Anfang an. Man muß sich gewöhnen, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, auch wenn man sie anders wünschte.

Wir sind von der Höhe der idealen Religion tief herabgegangen. Wir fanden es gebührend, daß der Staatsmann den Religionsunterricht hoch halte und pflege, aber jetzt scheinen uns die wirklich bestehenden Religionen ein Interesse zu vertreten, das dem Leben des Staates nicht homogen ist, und zwar scheint das so sein zu müssen.

Der nächste Eindruck, den diese Kluft zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit heutzutage auf den Staatspädagogen macht, ist der Wunsch, die Ueberlieferung des Religiösen auf die Sphäre des persönlichen Verkehrs und der Familie zu verweisen, wo sie doch nicht controlirt werden kann noch darf, dagegen die öffentlichen Schulen, in denen eben der Staat „Schulherr" ist, einem solchen Unterricht in der Religion zu verschließen, wenn man eben einen richtigen nicht haben kann. Gewiß ist jedenfalls, daß der Staat zwei andere Auskunftsmittel nicht anwenden darf, er darf weder, wie es früher möglich war, einfach den Religionsunterricht aus sich selbst so bestimmen und ertheilen, wie er den Unterricht in Mathematik und Geographie nach Form und Inhalt vorschreibt und ertheilen läßt, noch darf er die Kirchen ermächtigen, diesen Unterricht als Schulunterricht zu ordnen und zu ertheilen, ohne ihn und nach kirchlichem Gutdünken. Das zweite Auskunftsmittel ist im vorigen schon ziemlich erörtert. Es braucht nur noch gesagt zu werden, daß gerade heutzutage der Staat sich nicht so verhalten darf. Der Staat ist nach und nach zu der Einsicht in seine umfassende Aufgabe für die ganze Culturentwickelung gekommen. Indem ihm die besten Bestrebungen der Wissenschaft zu gute gekommen sind, hat er den Aberglauben abgethan, als gäbe es einen Complex höherer Wahrheiten, göttlicher Offenbarungen, die nur einer aparten Gesellschaft von Priestern zugänglich wären, die demnach ersucht werden müßten, den Andern, insbesondere der Jugend diese Mysterien bestens mitzutheilen. Die Kirchen sind ihm Gesellschaften, wie andere, die er

Digitized by Google

von dem ihm wohlbekannten ſittlichen Standpunkte aus beurtheilt, fördert, pflegt, aber auch hindert und beſtraft. Es wäre abſurd, wenn er unter ſolchen Umſtänden den Kirchen ein ſo wichtiges Gebiet der Schule überlaſſen wollte. Aber auch das erſte Mittel, nämlich die Sache allein zu ordnen, iſt unthunlich. Nicht als ob ihm dazu die Kenntniſſe fehlten; auch die Kirche beſitzt keine Kenntniſſe, die dem Staate unzugänglich wären. In der Religion handelt es ſich überhaupt nicht um Kenntniſſe, wenn man nicht mit Worten ſpielen will, ſondern um Gemüthsurtheile, welche überliefert werden von Geſchlecht zu Geſchlecht und deren Reinheit durch ein beſtändiges Zurückgehen auf die claſſiſchen Zeugen der Frömmigkeit geſichert wird. Denn das iſt es ja, weshalb wir die religiöſen Urkunden leſen laſſen. Nur das Religiöſe iſt uns dabei werthvoll, das wir ſo innig und ſtark da finden. Was ſich daran angeſetzt hat, iſt uns religiös gleichgültig. Was im Alten Teſtament ſonſt von der Unſterblichkeit, von Engeln und Teufeln, von Wucher, von Speiſen und Faſten gelehrt wird, was Paulus für eine Theorie von der Satisfaction, was Johannes für eine Theorie vom Logos oder von den Edelſteinen des himmliſchen Jeruſalem gehabt hat, iſt uns wie alles Culturgeſchichtliche wichtig, wir ſuchen es zu verſtehen, aber wir rechnen es nicht zu dem Religiöſen. Beſinnen wir uns hierauf, ſo finden wir wieder dieſelbe Amalgamirung des Religiöſen mit dem Anderweitigen in dem claſſiſchen Religionsmaterial und es geht uns mehr und mehr auf, daß zwar in allem Religionsunterricht eine Ausſcheidung des Religiöſen aus ſeiner Umhüllung ſtattfinden muß, daß aber dieſer Ausſcheidungsproceß nicht von außen an den Stoff herantreten kann, ſondern daß er ein perſönlich vermittelter ſein muß, ganz im Einklang mit dem, was über die Eigenthümlichkeit des Religiöſen bisher geſagt worden iſt. In andern Gegenſtänden wäre es nicht ſo undenkbar, daß der Staat einem Lehrer (z. B. der Geographie oder Geſchichte) ein Lehrbuch, in dem das pädagogiſch Werthvolle ſchon aus dem weiten Gebiet der Wiſſenſchaft ausgeſchieden wäre, in die Hände gäbe; ſelbſt bei nicht vorhandener Uebereinſtimmung in der Sache iſt der Lehrer an das Buch gebunden, das ihm ſo vorgeſchrieben wird. Bei dem Religionsunterricht iſt das anders. Was hier wirken kann, iſt die mit dem eignen Gemüth angeeignete, feſte Ueberzeugung von der Beziehung zu einer unſichtbaren Welt, nicht eine fremde Meinung, die ich als bloßes Inſtrument widerwillig überliefere. Es folgt alſo ſchon hieraus, daß der Staat den Religionsunterricht nur denen auftragen kann, die ihn gern, aus eigener Ueberzeugung heraus geben. Dieſe Wahrheit würde nur dann den Religionsunterricht für die Folge gefährden, wenn das religiöſe Element ein entbehrlicher Luxus wäre, oder das religiöſe Bedürfniß ein blos vorübergehendes. Sie würde den chriſtlichen Religionsunterricht für die Folge gefährden, wenn die Rede von

der „Selbstzersetzung" des Christenthums den Kern der Sache träfe und nicht die bloße historische Form.

Noch etwas ist dabei zu bedenken. Es giebt Leute, die durch ihre eigenthümliche Entwickelung, insbesondere durch Mißhandlungen, die ihnen von Seiten der verholzten Gläubigkeit zugestoßen sind, oder durch die widerwärtigen Culturhindernisse, die in der Bornirtheit einzelner kirchlicher Kreise liegen, in eine leidenschaftliche Aufregung gegen die Orthodoxie gerathen sind. Ihnen erscheint leicht die Negation des vielen Absurden, das sich an die Frömmigkeit angesetzt hat, als die Aufgabe des Religionsunterrichts. Aber richtig kann das nicht sein. Der Ausscheidungsproceß, den wir als nöthig erkannt haben, ist nicht selbst etwas Religiöses. Er muß vorausgegangen sein im Gemüthe des Lehrers, bevor er seine Aufgabe angreift. Aber diese Aufgabe selbst ist eine bauende, positive, hebende. Es giebt nichts Verderblicheres in diesem Unterricht, als das Schelten auf andere Ansichten und Personen. Und in keinem andern Gebiete ist es so nothwendig, als auf diesem, daß man einfach und ohne Polemik das Beste giebt, was man für die Schüler zu sagen weiß. Solche Personen also muß der Staat suchen, die ihm in den bezeichneten Punkten entgegenkommen.

Und da man eben bei einem Anlaß nicht alles sagen kann, was noch zu sagen wäre, so fassen wir, zum Schlusse eilend, Mehreres noch einmal zusammen. Der Staat ist es, der allen auf allgemeine Bildung berechneten Schulen auch Religionsunterricht anbieten muß und zwar einen solchen, der an die bestehenden Bedürfnisse und den Culturstand der Kirchen anknüpft. Die Männer, die diesen Unterricht geben sollen, müssen selbst aus diesen Religionsgemeinschaften hervorgegangen sein. Weil sie aber ihren Unterricht nicht als bloße Uebermittler ohne persönliche Ueberzeugtheit geben können, so werden sie nirgend als Delegirte oder Organe der Kirchen aufgefaßt, sondern handeln im eigenen Namen im Auftrage des Staats und geben den Unterricht nur in freier Zustimmung zu ihrem staatlichen Auftrage. Eben deshalb muß auch ein Vater das Recht haben, sein Kind dem staatlich angeordneten Religionsunterricht zu entziehen. Die Forderung, daß ein vom Staate als genügend erkannter Ersatz dafür eintrete, läßt sich nicht wohl realisiren. Gegen die unbefugte Ertheilung „öffentlichen" Religionsunterrichts muß es ja sonst Mittel geben. Den häuslichen Unterricht aber kann der Staat nicht darauf ansehen, ob er einen Ersatz für den schulmäßigen Religionsunterricht bietet.

Die Forderungen, welche der Staat an den Religionslehrer sonst noch zu stellen hat, sind zunächst die allgemeinen der Bildung, wie die Maigesetze sie für Preußen ziemlich glücklich formulirt haben. Die zu wählenden Männer müssen in ihrer Gesammtbildung so weit sein, daß sie nichts als

Digitized by Google

religiöses Moment festhalten lehren, was mit den Ergebnissen der Wissenschaft, mit den Bedürfnissen der profanen Cultur und Sittlichkeit in Widerspruch steht und zwar aus der Einsicht heraus, daß das Religiöse mit dem Wissen nicht auf gleicher Linie steht, sondern etwas Selbständiges ist, so lange es nicht in Fremdartiges übergreift. Sie müssen ferner wissen, daß das sittliche Bewußtsein der Zeit, mit einbegriffen dasjenige, was die Kirche als offenbart verehrt, auf sich selbst beruht, nicht auf Vorschriften und Anordnungen der Kirche. Aber sie müssen auch wissen, daß es kein besseres Hülfsmittel giebt, um dem sittlichen Bewußtsein die größte Kräftigkeit zu geben, als ein Leben in der geläuterten Vorstellung des christlichen Gottes, kurz ein Leben in der ethischen Substanz des Christenthums. In pädagogischer Beziehung müssen sie erkannt haben, wie sich die religiöse Vorstellung im normalen Verlauf der Entwickelung eines Menschen, wie eines Volkes nothwendig umgestaltet. So müssen sie wissen, daß es unzulässig ist, dem Kinde das Material, aus welchem es seine religiöse Nahrung schöpfen soll, so zu bieten, wie es einer spätern Auffassungsstufe etwa angemessen wäre. So müssen sie auch mit den Zuständen der Gegenwart überhaupt Geduld zu haben geübt sein. Nicht blos sollen sie längst wissen, daß sie kein Recht haben, das Individuellste in ihren Ueberzeugungen Andern aufzudrängen. Sie sollen auch sonst warten können und hoffen, daß nach ihnen auch noch eine Zeit kommt und daß die deutschen Kirchen noch Kraft genug haben, trotz der an ihnen überall haftenden Mängel, in ihrem Bereich wesentliche nationale Güter zu pflegen.

Sagen wir es offen. Nicht die Durchführung von Principien, nicht Herstellung von besten äußern Zuständen ist unser Höchstes. Wir fühlen, daß die idealsten Verfassungen und Einrichtungen nichts werth sind, wenn die Menschen, deren Wohl und Förderung unser Ziel ist, unsern vollkommensten Einrichtungen mit Mißtrauen und Zorn entgegentreten und statt Freude nur Unlust empfinden. Wir begehren nicht, daß der Religionsunterricht schon in nächster Zeit die höchste Vollkommenheit an sich trage; wir begehren nur, daß er mit Bestimmtheit in der Richtung zum Ideal sich entwickele. Und zwar, damit nicht der Unmuth über verrostete Zustände der Kirchen so leidenschaftlich wird, den Werth des Religionsunterrichts ganz zu verkennen und durch den Versuch, ihn abzuschaffen, die Nation zu schädigen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Vom deutschen Schützenfest. — Eine aufregende Festwoche liegt hinter uns. Die Gäste haben uns verlassen, der Fahnen-

Digitized by Google

schmuck und die welken Kränze sind von den Häusern entfernt, langsam kehrt die Stadt in das Geleise der gewohnten Arbeit zurück. Wie wir mit Befriedigung auf diese rauschenden Tage zurückblicken können, so werden es auch die Gäste thun. Sie haben es uns wenigstens oft genug versichert, wie wohl sie sich im schönen Schwabenland befunden haben, dessen alter Ruf der „Gemüthlichkeit" durch dieses Fest nicht wird erschüttert sein. In der anmuthig geschriebenen Festschrift, die von Stuttgarts Vergangenheit und Gegenwart Kunde gab, war im voraus den Fremden schwäbischer Gruß entboten, und andrerseits hatten die warmen Aufrufe und Einladungen, die nach aller Welt, so weit die deutsche Zunge klingt, ergingen, ein erstes Echo in den durch Zahl wie Werth bedeutenden Ehrengaben gefunden, welche der eigens errichtete Gabentempel weit nicht zu fassen im Stande war. Der Schützenwein, welchen der Festausschuß im vorjährigen Herbst vorsorglich in den Keller legte, hat seine Schuldigkeit gethan, und die leeren Fässer sind beredte Zeugnisse, daß sein Werth nicht unverstanden blieb. Die Anstalten haben sich, wenn auch nicht tadelfrei, so doch im Ganzen als zweckmäßig erwiesen, und es war nichts versäumt, über das Bedürfniß hinaus ihnen künstlerische Weihe zu ertheilen. Sämmtliche Künste fanden sich willig ein: Architectur und Malerei zeigten sich an den Bauten des Festplatzes, die Plastik war in den lebenden Bildern vertreten, die, der deutschen Geschichte entnommen, in der Festhalle aufgeführt wurden, musikalische Genüsse fehlten so wenig als poetische Spenden der jüngsten Schwäbischen Dichterschule, und auf der Tribüne waren dem beredten Worte alle Schleußen geöffnet. Der Himmel war mit Ausnahme weniger Regentage wohlgeneigt, kein erheblicher Unfall oder Mißton hat die festliche Stimmung getrübt.

Das will etwas heißen, wenn man die Massenhaftigkeit des Besuches erwägt, welche alle Erwartungen übertraf. Die Zahl der gelösten Schützenkarten betrug allein an 6500. Dazu gesellten sich Tausende von anderen Fremden, die hierhergekommen waren, um den glänzenden Festzug zu sehen und mit den Einheimischen die ersten Festtage zu genießen. Eine gewaltige Summe von Arbeit, die zuletzt in den leitenden Ausschüssen zusammenlief, hat dazu gehört, um ein Fest von so riesigen Dimensionen gehörig ausrichten zu können; ohne Uebertreibung kann man sagen, daß viele Wochen zuvor Gedanken und Hände unsrer Einwohnerschaft fast ausschließlich von den Zurüstungen beschäftigt waren.

Allerdings nicht schon von Anfang an war die Gesinnung der Stadt eine so entgegenkommende gewesen. Viele mochten bei der Ankündigung, welche Ehre der Stadt Stuttgart wiederfahren, ebenso erschrocken sein als erfreut, nicht alle Erinnerungen, welche sich an die deutschen Schützenfeste knüpften, waren erfreulicher Natur, unter Sorgen und Zweifeln sah man

Digitized by Google

dem Unbekannten entgegen. Die Fremden haben es doch bemerkt, daß man in dem „gaſtlichen" Schwaben nicht ganz die gleiche Gaſtlichkeit antraf, wie an anderen Orten, wo ſämmtlichen Gäſten freie Quartiere von Seiten der Bürgerſchaft zur Verfügung ſtanden, während es bei uns gleichfalls nicht an Quartieren fehlte, von denen aber die meiſten nur gegen Entgelt angeboten waren. Die Speculation hat ſich bei Zeiten gerüſtet und tauſenderlei Netze ausgebreitet, mit denen ſie goldene Fiſchzüge zu thun gedachte, und ſchwerlich ſind ihre Hoffnungen alle in Erfüllung gegangen. Allein zu ſolchen Motiven geſellten ſich beſſere, geſellte ſich vor allem ein berechtigter Bürgerſtolz. Je näher die großen Tage rückten, um ſo ernſthafter und eifriger wurden die Vorkehrungen betrieben, um das Feſt aufs Würdigſte zu geſtalten. Auch anfangs abgeneigte Kreiſe ſahen ſich allmählich in den Strudel mit hineingezogen. Man ſagte ſich, wenn einmal Stuttgart zur Feſtſtadt erkoren iſt, ſo gilt es auch, dieſer Pflicht mit allen Ehren zu genügen.

Damit hing denn gleich ein anderes zuſammen: wenn es der Stadt Ehre bringen ſollte, ſo mußte es ein Feſt werden, wie es der nunmehr geeinigten Nation würdig war, eine loyale Feier auf dem feſten Boden des Reichs. Da galt es freilich Hoffnungen und Zudringlichkeiten abzuweiſen, welche ſich im Anfang geregt hatten, wohl in der Ausſicht, auf ſchwäbiſchem Boden, mitten in ſüddeutſcher Umgebung, nahe den Schweizer Bergen, leichter als irgendwo Gehör zu finden. Noch in letzter Zeit hatte die klericale und demokratiſche Parteipreſſe verſucht, den Beſchluß der Berliner Statverordneten, welche die Spendung einer Ehrengabe für das Feſt ablehnten, in ihrem Sinne auszubeuten. Wirklich drohte hierdurch und durch einen Artikel der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung", welcher an ſich durchaus begründet, doch in ſeiner Form der Stadt, die nun einmal das Glück hatte, Feſtſtadt zu ſein, wenig gefallen konnte, für den Augenblick eine kleine Verſtimmung. Sie wurde aber noch rechtzeitig überwunden durch die freiwilligen Spenden aus Berlin, durch die Ehrengabe des Kaiſers und doch wohl auch durch die Erwägung, die man gleich im Anfang hätte anſtellen können, daß nämlich der Reichshauptſtadt unmöglich zugemuthet werden könne, ſich den Luxus eines eigenen Budgets für die Feſtlichkeiten in anderen Städten zu vergönnen, ſo wenig als die Magiſtrate anderer Stadtgemeinden eine ſolche Munificenz in ihrer Gewohnheit haben. Der Vorgang zeigte aber, wie gerne jene Partei auch ſolchen Anlaß ergriff, um längſt vernarbte Wunden aufzureißen, und der politiſchen Vereinigung zum Trotz alte Gegenſätze wieder mit Luſt hervorzukehren. Und zugleich war er eine heilſame Warnung für die Kreiſe, welche die Leitung des Feſtes übernommen hatten. Dieſe gehörten keineswegs der nationalen Partei an. Die Schützengilde, welche ſich ſtets durch ihre conſervativen Neigungen hervorgethan, und die neutralen Kräfte der ſtädtiſchen

Digitized by Google

Verwaltung, der Oberbürgermeiſter an der Spitze, hatten die Sache in die Hand genommen. Es war ausdrücklich vermieden worden, Männer von irgend welcher politiſchen Stellung in den Feſtausſchuß beizuziehen, das Politiſche ſollte überhaupt möglichſt aus dem Spiele bleiben. Dieſe Feſte, das war die Abſicht, ſollten jetzt, nachdem ihre politiſche Bedeutung aufgehört, mehr nach der äſthetiſchen Seite hin ausgebildet und durch feinere Reize und Vergnügungen veredelt werden, ein Beſtreben, das höchſt anerkennenswerth war, leider aber in der Ausführung durch die unerwarteten Dimenſionen des Feſtes, durch die Theilnahme ungezügelter Maſſen großentheils vereitelt wurde. Eben um dieſes friedlichen neutralen Charakters aber war man an der leitenden Stelle auch entſchloſſen, den Parteigeiſt von vorn herein in ſeine Schranken zu weiſen. Die Mißvergnügten wurden nicht im Zweifel darüber gelaſſen, daß man ſich ihre Kundgebungen verbitte. Der beſtehende Rechtszuſtand, die Frucht unſerer großen Siege, ſollte außer Frage ſein. Eine loyale Stadt des Reichs durfte nicht zur Stätte des Unfriedens und feindſeliger Demonſtrationen gemacht werden. Schon wer den Feſtplatz und ſeinen äußeren Schmuck betrachtete, konnte nicht im Zweifel ſein, in welchem Sinne die Bürgerſchaft Stuttgarts dieſes Feſt gefeiert ſehen wollte, und die officiellen Reden, welche den Hauptact am erſten Tage begleiteten, als Herzog Eugen von Württemberg, der Ehrenpräſident des Feſtausſchuſſes, die Bundesfahne aus der Hand Hannovers empfing und ſie dem Oberbürgermeiſter der Stadt Stuttgart übergab, dieſe Reden zeigten, daß man ſich der Pflichten einer deutſchen Stadt wohl bewußt war.

Freilich die Rednertribüne, von welcher nach herkömmlicher Sitte alltäglich zu dem Mittagsmahl eine Anzahl von Reden ſich ergoß, konnte man nicht einer allzuſtrengen Disciplin unterwerfen. Und es war ja auch nicht nöthig. Die Worte, die von ſolcher Stätte geſprochen werden, ſind zum Glück keine Ereigniſſe mehr. Nicht mit ſolchen Tribünen hat ſich heutzutage das deutſche Volk zu behelfen, wenn es zum Worte kommen will. Hier war denn alſo den Stimmungen und Gefühlen der verſammelten Völker ein weiter Spielraum vergönnt. Die Ueberſchwenglichkeiten und Hyperbeln hatten ſchon bei den Begrüßungen der Gäſte auf dem Bahnhof ihren Anfang genommen; es verſteht ſich, daß ſie während der Feſtſtimmung in immer neuem Prachtgewande ſich zeigten. Eine ausdrückliche Beſtimmung der Feſtordnung ſchreibt wohlmeinend vor, daß von der Tribüne kein Wort geſprochen werden dürfe, das den Frieden ſtöre. Dies iſt denn auch eingehalten worden. Die Redner haben ſich allſeitig der Mäßigung befliſſen. Aber dies ſchloß nicht aus, daß das eine Thema der Brüderlichkeit und Vaterlandsliebe, das allen gemeinſam war, in ſehr mannigfachen Variationen zum Ausdruck gelangte. Wie der Eine mit Stolz von der Erfüllung unſerer Hoffnungen, von der Aufrichtung

Digitized by Google

unſeres Reiches ſprach und an die Siege unſerer Waffen erinnerte, die eben in dieſen Tagen ſich wieder jährten, ſo ſchienen in anderen Trinkſprüchen die Reminiscenzen an frühere Tonarten wieder lebendig zu werden: man vernahm ſchüchterne Klänge der Sehnſucht nach dem verblichenen Schwarz-Roth-Gold, verſchämte großdeutſche Schmerzensſchreie rangen ſich los, und einer der Redner verſtieg ſich ſogar zu der kühnen Bemerkung, in den erſten Jahren des Schützenbundes, nämlich bis zum Jahre 1866, ſei eitel Jubel und Heiterkeit und Begeiſterung geweſen, während jetzt, wie er zu verſtehen gab, ſich gezieme in Sack und Aſche zu trauern. Man erräth wohl, aus welcher deutſchen Stadt dieſer Schmerzensſchrei gebürtig war. Es muß aber geſagt werden, daß ſolche Verirrungen keine Unterſtützung fanden bei den Deutſchen außerhalb der Reichsgrenzen. Durchaus correct und tactvoll ſprachen ſich die Oeſterreicher aus, und von einem Schweizer mußte jener elegiſch nach rückwärts blickende Redner zu ſeiner Beſchämung ſich ſagen laſſen, daß das deutſche Volk allen Grund habe, ſtolz zu ſein auf ſeine nationale Einigung, daß das mächtige deutſche Reich allen Völkern ein werthvoller Bundesgenoſſe im Kampf um die Freiheit ſei und daß die Stadt Frankfurt mit Unrecht es bedaure, daß das Poſſenſpiel des alten Bundestags ein Ende habe. Ich füge bei, daß dieſer Redner, Landammann Saxer aus St. Gallen, bei dem Redetournier den Kernſchuß ins Schwarze gethan hat. Die begeiſterte Wärme, mit der er dem deutſchen Reiche die Freundſchaft der deutſchen Schweizer entgegentrug, machte einen hinreißenden Eindruck und ſchlug ebenſo durch wie eine Rede von Hölder, der auf Grund der Solidarität aller Deutſchen die Sympathien der Schweizer und der Oeſterreicher für unſer Reich in Anſpruch genommen und enthuſiaſtiſche Zuſtimmung gefunden hatte.

Ein Nationalfeſt — als ſolches war es im Voraus angekündigt und während der lärmenden Tage oftmals geprieſen worden. Verdiente es den Namen? Ja, es war ein nationales Feſt, aber doch von beſonderer Art, nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes. Die Wahl der ſüddeutſchen Stadt hatte eine Zuſammenſetzung zur Folge, die mit demſelben Rechte international wie national genannt werden konnte. Will man ehrlich ſein, ſo muß man es ein Verbrüderungsfeſt nennen, zu dem die europäiſchen Alpenbewohner ſich in einer Grenzſtadt des deutſchen Reiches zuſammenfanden. Es war eine eigenthümliche Vertauſchung der Rollen: was nordwärts vom Maine wohnt, erſchien faſt in ſporadiſcher Vereinzelung. Die reale Grundlage, auf der unſer nationales Leben ruht, trat unvermeidlich in den Hintergrund. Die Feſtgeber wurden ſo zu ſagen von den Gäſten erdrückt. Der Sinn der Feier war nicht der, daß die Nation, ihrer Erfolge und ihres Beſitzes froh unter ſich eine vergnügliche Feſtwoche ſich vergönnte, der Nachdruck lag auf den Beziehungen zu den außerhalb des Reiches wohnenden Deutſchen.

Digitized by Google

Die Schweizer bildeten, über 2000 Mann stark, allein über ein Viertel der Versammlung. Oesterreich (dessen Schützen übrigens nicht Gäste, sondern Mitglieder des deutschen Schützenbundes sind) war gleichfalls stark vertreten, im Uebrigen hatte die süddeutsche Nachbarschaft das stärkste Contingent geschickt. Nun sind die Oesterreicher und die Schweizer ein Element, das bei unseren Schützentagen Niemand wird missen wollen; auch wenn sie zu Tausenden kommen, sind sie uns willkommene Festgenossen, sie stehen uns Süddeutschen durch die ganze Art ihres Volksthums besonders nahe, in zahlreichen kleinen Zügen ist es während dieser Woche wieder zu Tage getreten, wie innig verbunden sich mit ihnen gerade das schwäbische Volk fühlt, stets werden ihnen die wärmsten Sympathieen entgegengebracht werden, und sie verstehen es dieselben wach zu halten. Auch darf der Werth eines solchen pangermanischen Verbrüderungsfestes nicht unterschätzt werden. Die Grenzen der Staaten und der Bekenntnisse sind für einige Tage verwischt, die Nation taucht gleichsam in ihr natürliches Element unter, und von den Eindrücken, die man in so festlichen Tagen empfängt, mag doch immer Einiges haften bleiben. Es ist uns keineswegs gleichgiltig, daß die Schweizer von der Verirrung, die sie nach Sedan befiel, als ihnen die Aufschrift der französischen Republik in die Augen stach und die Annexion des Elsaß Beklemmungen schuf, glücklich zurückgekommen sind und dem deutschen Reiche herzliche Freundschaft entgegenbringen. Es ist uns auch nicht gleichgiltig, ob die Dreikaiserpolitik durch eine zugewandte Gesinnung des österreichischen Volkes gestützt wird, und ob die Politik des deutschen Reichs mehr und mehr Verständniß bei den umliegenden Völkern und Staaten findet. Allein diese Verbrüderungszwecke — und diese Bemerkung soll nicht unterdrückt werden — hätten sich ebensowohl erreichen lassen, wenn von Seiten der Schwarz-Weiß-Rothen Deutschen etwas mehr Selbstbewußtsein an den Tag gelegt worden wäre, wenn sie sich mehr als die glücklichen Hausherren gefühlt hätten, die mit Freuden auf etliche Tage Freunde und Verwandte in ihrem stattlichen Neubau bei sich beherbergen. Die höfliche Rücksicht auf die Gäste entschuldigt Vieles, aber nicht Alles. Es ist die erfreulichste Erfahrung des Festes, daß die Oesterreicher und die Schweizer sich von so warmer deutscher Gesinnung erfüllt und zugleich von so verständigem Urtheil sich gezeigt haben, aber sie haben damit, wie gesagt, den einen und anderen reichsländischen Deutschen beschämt, und es hätte ihre Achtung vor uns schwerlich vermindert, wenn wir ein lebhafteres Bewußtsein davon an den Tag gelegt hätten, was wir an Kaiser und Reich besitzen.

Aus Bayreuth. Vom Wagnertheater. — Es ist in keinem Falle ungünstig für ein Unternehmen, wenn während der Vorbereitung möglichst wenig davon gesprochen wird. So erfuhr man auch bisher selten etwas

Digitized by Google

über den Bau des Theaters, welches Wagner mit den Seinigen errichtet. Jetzt aber, wo schon wiederholt von dem Fortgange der Proben, die gegenwärtig dort stattfinden, berichtet wird, ist es gerechtfertigt, auch in den äußeren Verhältnissen Umschau zu halten, welche den erwarteten Aufführungen zu Grunde liegen.

Als Wagner Bayreuth zu seiner Niederlassung und Ruhestätte wählte, bestimmte ihn außer der freundlichen Lage der kleinen, vorwiegend protestantischen Stadt im Norden des Landes, welche einer geistigen und räumlichen Verbindung mit Norddeutschland günstig schien, auch das Vorhandensein eines großen, wohl ausgestatteten Theaters aus der Zeit des prunkenden Markgrafen Georg. Bald nachdem er seinen „Wahnfried", sein neues Heim an den Bäumen des alten Schloßgartens aufgerichtet, sah er jedoch die Schwierigkeiten des Umbaues und zog vor ein eigenes neues Haus zu gründen. Dies steht nun, im Aeußeren vollkommen fertig, auf dem Anberge, welcher sich vom Bahnhofe Bayreuth nach der Höhe des Siegesthurmes erhebt. Die Gestalt des Gebäudes, ein rother Ziegelfachbau, ebenso wie seine Lage auf einem schönen Uebersichtspunkte erinnern an ein Sommertheater, wie sie uns unter den Namen Tivoli, Elysium bekannt sind. Da die Aufführungen nicht diesen Charakter tragen sollen, möchte die Lage ein wenig unzweckmäßig gewählt sein, denn die 2000 Gäste, auf die gerechnet ist, müssen eine ziemlich lange Strecke bergauf wandern — die Industrie des Fuhrwerks muß wenigstens erst in Bayreuth geschaffen werden — und die kleinen Baumreihen werden in den nächsten Jahren noch keinen Schatten gegen die Nachmittagssonne gewähren. Allein den Meister leitete ein bestimmter Gedanke bei der Wahl dieses Punktes, er wollte eine tiefe Versenkung für seine Bühne schaffen und an anderer Stelle im Thal gestattete der Stand des Grundwassers dies nicht.

Das Aeußere des Theaters ist sehr einfach gehalten, der runde Ausbau des Zuschauerraumes ist der Stadt zugekehrt. An den Ecken liegen kleine Pavillons, über der Mitte des Gebäudes erhebt sich der mächtige Schnürboden, ähnlich wie bei dem Leipziger Theater. Ein Nebenhaus dient als Bauhütte und wird später die Dampfmaschine aufnehmen.

Betritt man das Innere von der Rückseite der Bühne aus, so überraschen die gewaltigen Abmessungen den Blick. An Höhe, Breite und Tiefe übertrifft der Raum wohl sämmtliche deutschen Theater. Der Schnürboden hat die doppelte Höhe der Bühne und ebenso ist die 36 Fuß tiefe Versenkung im Stande die ganzen Prospecte aufzunehmen, so daß dieselben ohne aufgerollt zu werden, sofort verschwinden können. Es giebt eine ganze Reihe solcher Aufzugsvorrichtungen an verschiedenen Stellen der Bühne. Sehr zweckmäßig für die Verhältnisse dieses Theaters erscheint die Anordnung von Aufbewahrungsräumen für Decorationen zu beiden Seiten der Bühne, wie das Querschiff

Digitized by Google

einer Kirche. Faſt jede Stelle des großen Podiums iſt zur Verſenkung eingerichtet und eine Menge kleiner ovaler Flächen können ſich öffnen um Gewänder nach unten verſchwinden zu laſſen. Der untere Raum zerfällt in zwei Stockwerke, deren oberes an einzelnen Stellen bis zur Höhe der Bühne gehoben werden kann.

Das Eigenartige des Theaters bildet aber vor Allem der Zuſchauerraum und das Orcheſter. Der erſte beſteht aus vierzig Reihen amphitheatraliſcher Sitze zu durchſchnittlich etwa funfzig Plätzen. Kein Proscenium, nur im Hintergrunde der Sitze eine gradlinige Reihe Logen für die Fürſten. Eine muſchelartig übergreifende Wande entzieht das verſenkte Orcheſter ganz dem Blick des Publicums. Daſſelbe reicht zum Theil unter die Bühne, dorthin ſind die zahlreichen Blasinſtrumente verbannt. Somit entgeht manchem weniger beſchäftigten Mitgliede der Troſt der Zerſtreuung durch einen Anblick der Bühne. Kaum die dem Dirigenten zunächſtſitzenden Geiger vermögen dieſe zu ſehen, aber daß ſie nicht in Verſuchung kommen, aufzublicken, dafür pflegt ein Wagnerſches Notenblatt zu ſorgen.

Von den Sängern hört man oft darüber klagen, daß ſie das ganze Orcheſter überſchreien müſſen, um zum Ohre des Publicums zu gelangen. Iſt dieſe Neuerung nun erfolgreich, wie ſich in dieſen Tagen zeigen muß, ſo verdient Wagner das Lob des Reformators auch im Theaterbau. Selbſt für die Beleuchtung ſcheinen Neuerungen zu erwarten. Dahin gehört der Wegfall der ſogenannten Rampe, der Lichtreihe am Rande der Bühne, welche leicht ſo ungünſtige Schatten auf die Geſichter der unvorſichtig nahetretenden Darſteller wirft. Die Hauptbeleuchtung wird möglicherweiſe von oben geſchehen. Indeß dies Alles bedarf noch des Verſuches.

Eine ſorgende Frage forſcht nach den Vorkehrungen gegen Feuersgefahr des koſtbaren Baues, doch ſcheinen dieſelben gründlich getroffen. In der Tiefe des Unterbaues ſammelt ein Brunnen die Grundwaſſer und in dem er ſo die Trockenheit des Fundaments ſichert, bildet er zugleich das Reſervoir für die Waſſervorräthe, welche die Dampfmaſchine in die eiſernen Behälter unter dem Dache des Baues emporhebt, von wo Röhren nach allen Theilen des Baues laufen. Auch der Dampf ſelbſt tritt in directen Dienſt der ſceniſchen Vorrichtungen. Mehrere eiſerne Mündungen öffnen ſich unter der Bühne, durch welche Dämpfe aus den Spalten des Podiums aufſteigen können.

Dies iſt der Rahmen, welcher die großartigen Aufführungen in ſich faſſen ſoll. Unſtreitig iſt das ganze Unternehmen, vom Bau des Hauſes bis zu der ſchwierigen Vereinigung der bedeutendſten Kräfte Deutſchlands zu den Darſtellungen, etwas ungewöhnlich Großartiges in Entſchluß und Energie der Durchführung. Und wenn hier und da über das Unſichere, ja Unmögliche des Gelingens gelächelt wurde, ſo verſchuldet das mehr der Uebereifer einzelner

Digitized by Google

fanatischer Wagnerfreunde, welche sich die Beitreibung der Mittel zur Aufgabe gestellt haben. Jetzt, wo das Ganze schon soweit vorgeschritten ist — in diesen Tagen finden bereits Proben mit versammeltem Orchester statt — lassen sich sogar schon Muthmaßungen über einen künftigen Besuch der Vorstellungen aussprechen. Wenn vor vier Jahren Tausende zu den wenigen Aufführungen des Oberammergauer Passionsspieles herbeieilten, so wird ein solcher Besuch gewiß auch in Bayreuth nicht fehlen.

Und wenn etwas geeignet ist, die Theilnahme einzelner Kreise unseres Volkes in erhöhtem Maße dem Unternehmen zuzuwenden, so ist es die Betrachtung, wie diese ganze Schöpfung in der Wahl des Stoffes — den Nibelungen — und in ihrer ganzen Durchführung einen so rein deutschen Charakter trägt.

Das Entscheidende für die Befriedigung der Hörer bleibt allerdings der Geschmack an des Meisters Tonbildungen. Aber die Nibelungen versprechen anscheinend doch ganz Anderes, als „die Meistersänger" für die Richtung seiner Composition fürchten ließen.

Aus Berlin. Deutsche und italienische Kirchenpolitik. Kaiserliche Reisepläne. Berliner Neubauten. — Der Erfinder der diocletianischen Christenverfolgung, der streitbare Bischof Konrad Martin von Paderborn hat in Folge höchsteigener Entschließung durchaus ohne Genehmigung der Staatsbehörden und durchaus im Widerspruche mit seiner vielfach betheuerten oberhirtlichen Treue und Standhaftigkeit sein gemüthliches Kerkerleben in Wesel aufgegeben und angeblich zum Heile seines Leibes und zur besseren Wahrnehmung seiner bischöflichen Pflichten das Weite gesucht. Damit die Komik des Vorganges vollständig sei, wurde fast gleichzeitig mit der Nachricht von seiner Flucht ein Schreiben des Papstes an ihn bekannt, in welchem ihm die rührendsten Lobsprüche ob seines rühmlichen Martyriums gespendet werden, Der preußische Kirchenconflict bröckelt ab, sagte mehr richtig, als schön angesichts dieses Ereignisses ein liberales Blatt. In der That, die Steine kommen in das Rollen. Nicht freilich diejenigen, welche nach dem berühmten Bilde und Wunsche des Papstes dem Koloß der staatlichen Macht die Füße zerschmettern sollten, wohl aber diejenigen, welche bisher die Grundvesten der päpstlichen Macht in Deutschland bildeten. Zwei der preußischen Bischöfe haben bereits ihren Posten verlassen. Die übrigen beeilen sich, ihre Mitwirkung bei der Ausführung eines wesentlichen Theiles der preußischen Kirchengesetzgebung zuzusagen. Bald wird das Verzeichniß der Bischöfe, welche erklärt haben, dem Gesetze über die Verwaltung des Vermögens der katholischen Kirchengemeinden Gehorsam leisten zu wollen, ein vollständiges sein. Auch ein zweites der neuen preußischen Gesetze, das die Bischöfe bisher als die absolute Negation des kirchlichen Lebens bezeichnet haben, wird neuerdings von ihnen mit minder

Digitized by Google

feindlichen Augen betrachtet. Man giebt es zur Zeit nämlich bereits auf, das sogenannte Sperrgesetz vollständig zu ignoriren und läßt sich schon darauf ein, dasselbe als thatsächlich bestehend anzuerkennen und ihm gegenüber Stellung zu nehmen. So haben einige Bischöfe ihre Diöcesangeistlichkeit aufgefordert, von der ihr in diesem Gesetze belassenen Befugniß, die Zuschüsse zu dem Gehalte der Geistlichen aus dem Vermögen der Civilgemeinden in Anspruch zu nehmen, in ihrer ganzen Ausdehnung Gebrauch zu machen. Es kann nicht fehlen, daß diese erste Annäherung an das viel gescholtene Gesetz weitere Schritte in der Richtung seiner Anerkennung nach sich zieht. Man sieht, wenn auch das Ende des Kampfes noch fern ist, die Wagschale senkt sich langsam aber stetig zu Gunsten des Staates.

Mit einem gewissen Stolze mag wohl angesichts dieser Thatsache mancher deutsche Staatsmann dieser Tage den Blick nach Süden gerichtet haben, nach der appenninischen Halbinsel, wo die Abkehr von den Grundsätzen der in Deutschland befolgten Kirchenpolitik kürzlich bei den Communalwahlen der Regierung eine so empfindliche Niederlage zugezogen hat. Freilich kann und soll die Befriedigung, die Maximen der eigenen Politik durch die Niederlage ihres Gegenstückes von neuem erprobt zu sehen, uns nicht über die Bedrängnisse trösten, in die eine uns befreundete Macht leider nunmehr wohl gerathen ist. Aber es verdient doch mit aller Bestimmtheit bemerkt zu werden, daß der unglückliche Gedanke, mit den Klericalen Hand in Hand gegen die radicale Opposition vorzugehen, der italienischen Regierung einen sehr erheblichen Schaden zugefügt hat, den sie bei nur annähernder Befolgung des Grundprincipes der deutschen Politik, unter keinen Umständen mit den Klericalen als solchen in irgend eine Art der Verhandlung zu treten, sicherlich nicht erlitten hätte. Mir scheint, daß der Ausfall der italienischen Gemeindewahlen, das sehr bedeutsame Ergebniß einer fast durchweg klericalen Gemeindevertretung, der italienischen Regierung Veranlassung geben wird, den deutschen kirchenpolitischen Grundsätzen erheblich näher zu treten.

Ich weiß sehr wohl, daß von einer Aufnahme des kirchlichen Kampfes im deutschen Stile in Italien nicht die Rede sein kann. Das schließt aber nicht aus, daß man in Rom in einer bekannten kirchlichen Frage von allgemeinster politischer Bedeutung, die einmal an Italien herantreten muß, sich der deutschen Politik näher stellt, als es bisher bei den dort herrschenden Anschauungen der Fall sein konnte. Auf die Stellung Italiens zu dieser Frage, der Frage einer neuen Papstwahl, kommt aber Alles an und kommt uns vor allen Alles an. Im übrigen verbietet uns schon die Rücksicht auf den Argwohn unserer Nachbarn, den klericalen Leiden Italiens ein anderes als ein pathologisches Interesse zu schenken. In der Frage der Papstwahl aber kämpfen wir für unser eigenes Wohl und Wehe und haben die aller-

Digitized by Google

dringendsten Gründe zu wünschen, daß die Macht, welche naturgemäß nächst der Kirche selbst den vornehmsten Einfluß bei der Wahl ausübt, welche es seit lange als ein Vorrecht ihrer Nationalität betrachtet, den päpstlichen Stuhl mit einem Sohne ihres Landes zu besetzen, daß diese Macht sich in Bahnen bewege, welche den deutschen Wegen und Zielen wenigstens im allgemeinen entsprechen. Schwerlich beschäftigt sich die deutsche Politik in diesen Tagen grade mit den bei einer neuen Papstwahl sich eröffnenden Eventualitäten. Sicherlich aber verfolgt sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die neuesten italienischen Ereignisse, und ebenso sicher ist, daß unsere Regierung nicht den geeigneten Zeitpunkt verabsäumen wird, um anläßlich dieser Ereignisse in Rom auf die gemeinsamen Berührungspunkte der deutschen und italienischen Kirchenpolitik hinzuweisen. Herr von Keudell weilt augenblicklich in Deutschland und hat Varzin bereits besucht. Es erscheint müssig, sich in Vermuthungen darüber zu ergehen, ob und in wie weit die klericalen Erfolge in Italien seine Reise nach Deutschland veranlaßt haben. Sicherer und erfreulicher ist die Annahme, daß er nicht verabsäumt haben wird, denselben von neuem eine hervorragende Beachtung in der deutschen Politik zu sichern.

Auch sonst dürfte sich bald für die deutsche und die italienische Diplomatie Gelegenheit zu intimem freundschaftlichem Verkehr ergeben. Man entsinnt sich, daß für diesen Herbst die Reise unseres Kaisers nach Mailand in Aussicht genommen ist. Durchaus begründet ist die Hoffnung, daß Victor Emmanuel seinen kaiserlichen Freund auf italienischem Boden empfangen können wird. Man weiß, daß der Kaiser selbst der wärmste Fürsprecher des Reiseplanes von jeher gewesen ist. Denn wahrhaft freundschaftlich und herzlich sind die Bande, die sich zwischen beiden Monarchen bei ihrer Zusammenkunft in Berlin im Herbste des Jahres 1873 knüpften. Das einfache soldatische Wesen Victor Emmanuels gewann das Herz des Kaisers. Seit jenen Tagen hat er stets mit Vorliebe den Gedanken gepflegt, den König wiederzusehen. Der Kaiser kehrt heute zu uns zurück und wird auf dem schönen Babelsberg verweilen bis ihn die Einweihung des Hermannsdenkmals wieder zu hervorragendem Wirken berufen wird. Dann wird ihn die Einweihung des Denkmals Herzogs Karl August nach Weimar führen, später wird er den Manövern in Schlesien und Mecklenburg beiwohnen und nach denselben am Ende des September sich nach Baden Baden begeben. Von dort, glaubt man, wird die italienische Reise unternommen werden.

Noch lange wird es dauern, wie man sieht, ehe es Berlin gelingen wird, wieder zum Mittelpunkte der deutschen Ereignisse zu werden. Noch auf lange hinaus wird sich die officielle Welt von seinen Mauern fern halten. Doch halt, einige wenige Vertreter derselben haben bereits ihren Einzug bei uns gehalten. Einige Ausschüsse des Bundesrathes haben bereits ihre Thätig-

Digitized by Google

keit hieselbst begonnen und damit fast unbemerkt vom großen Publicum die politische Saison in aller Stille eröffnet. Noch ein anderes nicht minder untrügliches Anzeichen des wieder beginnenden Lebens der Hauptstadt ist zu verzeichnen, der Beginn der Vorstellungen im Opernhause. Diese Nachricht pflegt jedem auswärts weilenden Berliner als ein Signal zur Rückkehr zu gelten. Ich kann diesen Auswärtigen indeß nur rathen, sich diesmal nicht zu sehr zu beeilen. Die anhaltenden Regengüsse, die die reisende Welt zur Verzweiflung brachten, waren für uns in Berlin eine Wohlthat, da sie die Unbilden des berliner Sommerklimas in erfreulichster nachdrücklichster Weise paralysirten. Jetzt aber lacht uns ein impertinent blauer Himmel und führt über uns alle die gefürchteten Qualen herauf. Selbst die Orte, die der Erholung geweiht sind, werden zu Stätten der Pein. Man denke sich zum Beispiel einen Vergnügungsabend im Stadtpark. Fünfundzwanzig Grad im Schatten, dazu die versengende Gluth von Tausenden und aber Tausenden von Gasflammen, unzähligen Gaskränzen, Gassternen und Gaspyramiden, diese ganze Wärmemenge sorgsam zusammengehalten durch himmelhohe, den Park umgebende Brandmauern, in dem Park selbst fünftausend Menschen. Und nun stelle man sich vor, in welcher Stimmung und Verfassung man den Klängen des übrigens vorzüglichen Doppelorchesters lauscht. Und doch darf ich den Stadtpark nicht entgelten lassen, was die Temperatur verschuldet. An gemäßigteren Sommertagen gewährt er einen durchaus erfreulichen Aufenthalt. Es war ein kühner Gedanke inmitten der Stadt in einem Garten in der innern Ecke der Friedrichstraße und Dorotheenstraße ein Etablissement zu schaffen, das mit den weiter draußen gelegenen Vergnügungsorten concurriren sollte. Und das Wagniß gelang. Zwar ist es selbstverständlich nicht gelungen, die frischere Luft des Thiergartens auch dieser städtischen Gartenanlage mitzutheilen. Dafür hat aber die günstige Lage, die geschmackvolle überaus glänzende Ausstattung des Parks demselben die Gunst des Publicums in einem solchen Grade gesichert, daß heute bereits nach dreimonatlichem Bestehen des neuen Erholungsortes die älteren Sammelpunkte des öffentlichen Lebens fast verwaist sind. Natürlich versteht sich dies nur von den Abendstunden, wo ohnehin der allgemeine Zug der Menschen stadtwärts geht.

Ich hätte Sie nicht so eingehends mit den Verhältnissen des Stadtparks bekannt gemacht, wenn es sich hier nur um diesen und nicht noch um weitere Anlagen handelte, welche diese Stadtgegend zu einer der großartigsten der Residenz zu machen versprechen. In unmittelbarer Nähe des Stadtparks nämlich wird der große Centralbahnhof der Stadtbahn erstehen. Ferner wird im Anschlusse an den Bahnhof hier ein großes Hôtel erbaut werden, in der Weise, wie es in London in Charing Croß der Fall ist. Sodann wird

Digitized by Google

ein großes neues Theatergebäude diese Gegend verschönern. Endlich wird längs der Spree von der Weidendammer Brücke bis zur Marschallsbrücke eine große Quaistraße angelegt werden. Selbstverständlich werden mehrere Pferdeeisenbahnlien auf den Centralbahnhof und den Quai zu geführt werden. Die gesammten erwähnten Neubauten werden auf dem Terrain errichtet werden, welches durch die Friedrichsstraße und Neustädtische Kirchstraße einerseits und durch die Spree und die Georgen- resp. Dorotheenstraße andererseits umschlossen wird. Es ist leicht ersichtlich, daß durch diese umfassenden und großartig concipirten Anlagen die Physiognomie unserer Stadt sehr wesentlich zu ihren Gunsten verändert werden wird. Doch dürfte bis zur Vollendung dieser Pläne noch manches Jahr dahingehen. Die Anlage des Centralbahnhofes an der erwähnten Stelle ist so ziemlich die einzige Angelegenheit, welche in dem überaus complicirten Stadtbahnproject zweifellos festgestellt ist. Gleichwohl dürfte auch an diesem Punkte die praktische Bauthätigkeit nicht eher beginnen, ehe nicht die Linie der Stadtbahn überhaupt endgültig bestimmt ist. Von der Eisenbahn aber hängen auch die anderen projectirten Bauten durchaus ab. Vielleicht, daß man sich entschlösse, das Theater vor Herstellung der Bahn in Angriff zu nehmen. Aber auch dies dürfte noch gute Weile haben. Dagegen werden in einer anderen Stadtgegend zwei Kolossalbauten schon in diesem Herbste oder Winter vollendet werden, der Kaiserhof und die Baubörse. Der Kaiserhof ist ein wahrhaft gigantisches Hôtel am Wilhelmsplatz, dem Handelsministerium gegenüber gelegen. Seine riesenhaften Dimensionen umfassen wohl die drei und vierfache Anzahl von Reisenden als die bisherigen größten berliner Hôtels. Die Baubörse liegt in der Wilhelmsstraße und heißt im Volksmunde die „Krachruine". Sie verdankt diesen Namen dem Umstande, daß sie in der Gründerepoche begonnen, durch den Krach zum Stillstand verurtheilt, als ruinenhafter, unfertiger Neubau, ohne Zweck und Zukunft, dem sicheren Verfalle entgegenzugehen schien. Ich weiß nicht mehr, zu welchem Behufe dieses Gebäude ursprünglich unternommen wurde. Jedenfalls nicht um der Baubörse als Unterkunft zu dienen. Diesen Beruf hat es erst in den letzten Wochen erhalten, als der Architectenverein es ankaufte, um es zu vollenden und dann zu einem geschäftlichen Sammelplatze aller Architecten, Künstler, Kunstgewerbe und niedere Gewerbe Treibenden, kurzum zum Vereinigungspunkte aller derer zu machen, die mit der Baukunst und dem Bauhandwerke auf irgend eine Weise zusammenhängen. Die Architecten und Gewerbtreibenden werden gewiß zufrieden sein mit dieser Absicht. Und wir sind es nicht minder. Denn wir werden an Stelle einer Ruine ein schönes Bauwerk erhalten, und werden fortan nicht mehr in so unliebsamer, drastischer Weise an eine Zeit erinnert werden, die uns des Unglückes soviel gebracht hat. J.

Digitized by Google

Literatur.

Geschichte der religiösen Aufklärung. Von H. Reuter. 1. Bd. Berlin. Wilh. Hertz. — Daß der Titel dieses Buches nicht glücklich gewählt sei, scheint sein Verfasser selbst zuzugestehen; denn woher sonst sein „Gewissensbedürfniß, uns darüber Auskunft zu ertheilen?" Er dürfte das gebildeten Lesern gegenüber dem Inhalte seines Buches überlassen, überzeugt, daß, was diesem nicht gelinge, noch weniger der auch sonst überflüssigen*) Vorrede gelingen werde. Mag der Verfasser unter „Aufklärung" verstehen was er will: eine „Geschichte" derselben enthält sein Buch nicht, wenn man vom Schreiber desselben etwas mehr erwarten darf, als (womit zugleich der eigentlich zu wählende und nach G. Freytags Vorgang nahe genug liegende Titel angezeigt sein mag) das Nebeneinanderhängen einzelner „Geschichtsbilder". Dazu kommt übrigens, daß auch das Wort „Aufklärung" nicht paßt; denn nicht nur im herkömmlich engeren Sinne, was Reuter selbst zugiebt, sondern auch in dem von ihm erdichteten viel weiteren ist allen seinen uns in diesem Bande vorgeführten Aufklärungshelden dieser Begriff fremd. Weder Agobard von Lyon, noch Berenger, noch Abälard, um die bedeutendsten zu nennen, machen „dem Dogmatismus Opposition", weil sich „ihre Vernunft als selbstständiges Licht" weiß, oder gar weil sie „den Sturz der autoritativen Gewalten erzielt haben". Vielmehr handelten sie in dem guten Glauben, dieselben durch eine tiefere Begründung ihres Ansehens zu unterstützen. Daß diese Versuche bisweilen, und schließlich durchweg ins Gegentheil ausschlugen, war ihr Verhängniß, nicht Absicht.

Sehen wir von diesem Fehlgriff in der Wahl des Titels ab, so können wir das Reutersche Buch als eine hervorragende Erscheinung der neuesten Literatur nur aufs Wärmste empfehlen. Nicht nur, daß der Verfasser den allen Historikern zu empfehlenden Grundsatz, nach „des longues recherches — des petits livres" zu schreiben, gewissenhaft befolgt hat, auch die Form seiner Darstellung, klar, präcis, gewählt und nirgends nachlässig, macht einem die Lectüre dieses Buches leicht und größtentheils — was bei deutsch geschriebenen Büchern dieser Art immer noch eine große Seltenheit ist — zum Genuß.

---

*) Leider ist über den Begriff der „Vorrede" eines Buchs noch kein Minimum von Einigung erzielt. Aber was man auch wie in einem Handkoffer darin zusammenpacke: mit polemischen Ausfällen gegen Mitarbeiter auf demselben oder einem ähnlichen Gebiet sollte uns jede verschonen.

Digitized by Google

Nicht minder bemerkenswerth ſcheint uns ein zweiter Vorzug desſelben, aufs kürzeſte damit zu bezeichnen, daß es nicht kritiſch, noch weniger tendenziös räſonnirt, ſondern lediglich erzählt; dadurch nicht irgend einer beſonderen Partei ſich empfehlend, ſondern allen, die ſich für den von ihm behandelten Gegenſtand überhaupt intereſſiren.

Was nun dieſen betrifft, ſo iſt deſſen Bedeutung für Theologen und Philoſophen von Beruf ſchon längſt nicht zweifelhaft, wenn auch erſt neuerdings durch von Baurs gelehrte Forſchungen auf dieſem Gebiet zu größerer Anerkennung gebracht worden. Daß dieſelbe aber außerhalb dieſer Kreiſe noch ſehr unterſchätzt wird, iſt wohl ebenſo unzweifelhaft, wie daß dem nur durch Schriften, die uns, wie die Reuterſche, den Streit um kirchliche Dogmen im Zuſammenhang mit der allgemeinen Culturbewegung zeigen, genügend entgegengewirkt werden kann. Nur Recenſenten dritten und vierten Ranges, gar nicht berufen, ein ſolches Buch zu leſen, wie viel weniger, es zu beſprechen, werden möglicher Weiſe auch an dieſes mit ihrer banalen Phraſe: cui bono? herantreten, während ſich jedem gebildeten Leſer die Frage, ſo weit ſie berechtigt und ernſt gemeint iſt, von ſelbſt beantwortet.

Daß ſich der Verfaſſer am längſten bei Abälard verweilt (185—259), iſt durch die geſchichtliche Bedeutung desſelben wohl begründet. Abälard iſt von allen Scholaſtikern der genialſte, und an keinem andern läßt ſich die eigenthümliche Stärke und Schwäche der mittelalterlichen „Aufklärer", um ſie noch einmal ſo zu nennen, deutlicher nachweiſen. Dazu drängen ſich einem dieſem Manne gegenüber mancherlei „Aehnlichkeiten und Contraſte" in der Gegenwart von ſelbſt auf. Oder wem gäben nicht Bemerkungen wie dieſe zu denken? Abälard glaubt ſeine Zeitgenoſſen religiös aufklären zu müſſen; denn das moderne Geſchlecht, „vor allen das junge Frankreich (das im zwölften Jahrhundert!) betrachtet den Autoritätsſtandpunkt als einen überwundenen" (225). Nur die Beſchränktheit der Kirchenmänner hat die gegenwärtigen Wirren verſchuldet. Dafür iſt ihr geſammter apologetiſcher Apparat veraltet. Denn nicht Wunder — ſelbſt wenn ſie heutigen Tags wirklich noch geſchähen und nicht auf Betrug und Aberglauben beruheten —, nicht Schriftbeweiſe, nicht die Sprüche der Geltenden, nicht ſalbungsvolle, weinerliche Ermahnungen können überführen. Das Einzige, was in der Gegenwart geachtet wird, iſt der rationelle Beweis. Seine Natur iſt die Nothwendigkeit, ſein Erfolg die Evidenz, ſeine Wirkung der Zwang" (226). „Wie Wahrheit nicht wider die Wahrheit iſt: ſo kann nicht eine heilige Wiſſenſchaft einer profanen entgegengeſetzt werden, u. ſ. w." (229). So Abälard zu Gunſten der Kritik!

Aber ebenderſelbe weiß hinterher wieder ächt ſophiſtiſch zu beweiſen, daß, was „die Vernünftigen" alſo nennen, nicht die wahre, ſondern ihre „be-

Digitized by Google

schränkte Vernunft" ist, und „daß der Anspruch der Negativen, welche die katholische Lehre nur in dem Fall anerkennen wollen, wenn sie erkannt haben, als unvernünftig im Princip abzuweisen ist" (231 ff.)

Wir begreifen mit Reuter, daß „der gefeierte Aufklärer — neben seinem humanistischen Christenthum selber noch des traditionell katholischen bedürfend" — kein Reformator seiner Zeit wurde; auch wenn es ihm dazu nicht noch am Besten gefehlt hätte. „Groß veranlagt, reich an Gaben, von ungewöhnlich mannigfachen Bedürfnissen bewegt, hat sich Abälard, der Troubadour unter den Scholastikern, der kritische Dialektiker unter den Mystikern, der religiöse Bekenner unter den Männern der Skepsis, der Wüstling im Gewand der Askese, doch nicht zu einer harmonischen Persönlichkeit durchbilden können" (256). Aber gerade dieser Abälard — nicht denkbar ohne seine Heloise — war der Mann Frankreichs und durch die Acclamation, welche ihm von Seiten der Gebildeten, wie keinem andern nach ihm, zu Theil wurde, charakteristisch für dasselbe — vor über 700 Jahren! d.

Notiz. Das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht. Von Oskar Wächter. Enke, Stuttgart. — Schon in den fünfziger Jahren, wo ein gemeines deutsches Recht auf dem Gebiete geistiger Hervorbringungen noch gar nicht existirte, hatte der Verfasser seinen Gegenstand dargestellt. Da nun unterdeß die literarischen und musikalischen Werke durch die Reichsgesetzgebung ihr besonderes Recht erhalten haben und eine einheitliche Rechtssprechung auf diesem Felde durch das Leipziger Oberhandelsgericht garantirt ist, so ergab sich das Bedürfniß einer durchaus neuen Darstellung von selbst, wenn auch diese in weiterem Wortsiinne noch unvollständig sein muß, da einmal das artistische Autorrecht noch nicht codificirt, sodann über die juristischen Bedingungen des Verlagsvertrages noch nichts definitiv festgestellt ist und endlich auch die internationalen Beziehungen erst ihrer Regelung entgegensehen. Da derartige gemeinschaftliche Vereinbarungen sich auf dem Wege des Compromisses zu vollziehen pflegen, so ist ihre relative Mangelhaftigkeit in einzelnen Punkten nicht zu vermeiden, wie dies der Fall bei einer Gesetzgebung wäre, die von einem durchaus einheitlichen Gesichtspunkte aus verfahren könnte. Man darf mit dem Verfasser hoffen, daß dieser Beitrag zur einheitlichen Rechtsentwickelung, als gutes Beispiel weitere nach sich zieht.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 13. August 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Mommsens Gedächtnißrede*).

Die Universität Berlin feiert an dem heutigen Tage das Gedächtniß ihrer Stiftung und ihres Stifters, des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten von Preußen. Sie feiert damit das Gedächtniß des Mannes, der den Muth hatte eine verlorene Schlacht mit der Errichtung einer deutschen Hochschule zu beantworten, der für die verlorenen Provinzen nach seinem eigenen Worte Ersatz suchte in der Entwickelung der geistigen Kraft seines Volkes, und dessen hochherzige Weisheit damit jene Bahn betrat, die ihn selbst zum Wiederaufbau des Staats Friedrichs des Großen und seinen Sohn weit darüber hinaus zur Wiederherstellung des Reiches deutscher Nation geführt hat. Die Frage, welche Universität die erste Deutschlands sei, ist nicht besser berechtigt als die nach dem größten deutschen Gelehrten; wir wissen davon nichts und fragen nicht darnach. Das aber wissen wir und das ist keine Frage, daß in der Großartigkeit der Begründung, in dem herrlichen Anfangssegen keine Hochschule Deutschlands der unsrigen sich vergleichen kann. Die meisten deutschen Universitäten hat die verständige Ueberlegung oder die Gunst des Glückes, manche die Herrenlaune oder der Zufall ins Leben gerufen; unsere Anstalt ist entsprungen dem Kampfe des Volkes auf Leben und Tod und der Genialität der höchsten nationalen Gefahr. Sie steht da als eines jener leuchtenden Denkmäler des Glaubens an das Vaterland, der, aller Wahrscheinlichkeitsrechnung spottend, in der tiefen Nacht allgemeinen Verzagens das ferne Morgenroth des Sieges und der Einigung mit den Augen des Geistes schaut und dadurch es heranführt. Nur etwa unsere jüngste Schwester, das neu gewonnene frisch erblühende Straßburg darf in dieser Beziehung neben unserer Hochschule genannt werden. In der That, daß die Geschichte der deutschen Universitäten zwar nicht die Geschichte Deutschlands, aber wohl davon ein lebendiger Theil ist, findet seinen rechten Ausdruck in dem stolzen Wort, welches wir wohl uns gestatten dürfen, daß die Entwickelung des

*) Rede zur Gedächtnißfeier der Friedrich Wilhelms Universität zu Berlin, gehalten am 3. August 1875 von Prof. Theodor Mommsen, d. Z. Rector der Universität.

Digitized by Google

deutschen Staats den Zeitraum umfaßt von der Gründung der Universität Berlin bis zu der Gründung der Universität Straßburg. Aber nicht einmal mit dieser Schwester möchten wir tauschen. Das Wollen ist gewaltiger als das Erreichen, und es ist fruchtbarer. Der Pflichtbegriff, wie er unserer Wiege eingebunden ist, der Arbeitssegen vom Jahre 1809, ich denke, ein Jeder von uns, meine Herren, ein jeder der Lehrer wie der Lernenden weiß es, was sie ihm sind. Wenn das Auge bei dem Eintreten in dieses unser zum Fürstenpalast gebaute und dann von unserem erhabenen Stifter diesem seinem jetzigen Zwecke übereignete Haus auf dessen schlichte Aufschrift und die stolze Jahreszahl fällt, so erinnern wir uns daran, daß hier vor allem jede wissenschaftliche Arbeit, und sei sie die unscheinbarste, geweiht ist als ein Theil der Arbeit für das ganze große Vaterland. Vor allem aber der heutige Tag erinnert uns, und wird, wir hoffen es, noch manches folgende Geschlecht an diesen unsren Ursprung erinnern und damit wie die rechte Bescheidenheit so auch den rechten Stolz — beide gehören ja oder fallen vielmehr zusammen — in den Kreisen unserer Hochschule stets lebendig erhalten.

Aber das diesjährige Stiftungsfest ist noch in anderem Sinne eine Gedächtnißfeier.

Bei der Festfeier am 18. October 1819 lag es dem damaligen Rector der Universität, Professor Weiß, ob, der zweiundvierzig in den Befreiungskriegen der Jahre 1813, 1814 und 1815 gefallenen Angehörigen der Universität Berlin in feierlicher Weise zu gedenken. Wie unsere Jugend an jenem Kriege sich betheiligt hatte, erzählt die Geschichte; stolzer, als auf unsere zahlreichst besuchten Studienjahre, sind wir heute noch auf jenes Sommersemester 1813 und das folgende Wintersemester 1813/14, in welchem in dem ersten 28, in dem zweiten 29 Studenten unsere Hochschule bezogen, weil die waffenfähige deutsche Jugend damals gegen die Franzosen im Felde stand. Es war zu jenem 18. October die Tafel aufgestellt worden, welche die Namen dieser unserer Zweiundvierzig trägt und welche seitdem in der Mitte unseres Hörsaals sich befindet. Ihre aller Blicke haben oft auf derselben geruht.

Heute zuerst stehen neben jener vor zwei Generationen errichteten Gedenktafel zwei andere, auf denen die Namen der neunanddreißig Docenten und Studenten eingegraben sind, welche in dem deutsch-französischen Kriege der Jahre 1870 und 1871 ihr Leben verloren haben; und mir ist die Aufgabe zugefallen an dem unserem Stifter gewidmeten Erinnerungstag dieser tapferen Jünglinge Gedächtniß zu ehren. Wir dürfen es eben an diesem Tage thun; denn wie ihre Vorgänger, jene Zweiundvierzig, auf seinen eigenen Aufruf hin unter die schwarzweiße Fahne getreten sind, so haben ihre Enkel, unsere Neunanddreißig, mit ihrem Blute dazu geholfen, daß sein Werk

Digitized by Google

gekrönt worden ist und das schwarzweißrothe Banner über äußere Feindschaft und innere Zwietracht den Sieg davon getragen hat.

Spät erfüllen wir eine theure Pflicht, vielleicht zu spät. Diese Namen hätten hier aufgerichtet werden sollen, als noch jene furchtbare Kriegszeit in unmittelbarem und frischem Gedächtniß lebte; als noch die bange Stimmung in uns lebendig war, in welcher wir damals von Tag zu Tag den von unserm König aus dem Felde an sein Volk gesandten ernsten Botschaften, den verhängnißvollen Namensverzeichnissen entgegensahen, als noch die Thränen heiliger Liebe flossen, welche der Mensch nicht trocknen darf, die aber die alles heilende Zeit doch auch versiegen macht. Jetzt wissen wir fast nicht, wie wir von jener Zeit reden sollen, und möchten am liebsten von ihr schweigen. Der Geschichte gehört sie noch nicht an. Die wie immer in leidenschaftlicher Parteinahme sich ausdrückende, doch von parteiloser Abschätzung der Gegensätze und der Gegner ausgehende historische Kritik wird jenen von uns erlebten gewaltigen Vorgängen gegenüber unser Geschlecht niemals fertig bringen; ist ja doch von jeher die Geschichte das Todtengericht gewesen, in welchem die späteren Geschlechter den Spruch fällen über die früheren, um dereinst über die eigenen Handlungen in gleicher Weise von den nachfolgenden Recht zu nehmen. Aber wir leben in jenen Ereignissen auch nicht mehr. Schwere Kämpfe anderer und noch ernsterer Art, die Kämpfe um die ökonomische und die sittliche Zukunft unserer neu geeinigten Nation erfüllen zur Zeit das Herz nicht bloß des Staatsmannes, sondern jedes politisch Denkenden, und sie haben mit fast unbegreiflicher Raschheit die Erinnerung an Krieg und Sieg in den Hintergrund gedrängt. Man darf dies eine günstige Fügung der Dinge nennen; wie wir denn überhaupt nicht darüber mit dem Schicksal rechten wollen, daß jeder Schritt uns schwer gemacht wird und daß die harte Arbeit, mit welcher der märkische Pflug dem kargen Boden die Nothdurft des Lebens abringt, auch auf dem geistigen Gebiet, in der ökonomischen und civilisatorischen Entwickelung Deutschlands sich stetig wiederholt, ja, wie es scheint, beständig sich steigert. Bisher hat sich der Satz bewährt, daß, wie das leicht Gewonnene auch leicht zerrinnt, so das Erarbeitete um so festeren Bestand hat, je mehr Schweiß daran hängt und je langsamer die Arbeit zum Ziel kommt. In diesem Vertrauen treten wir alle, auch die, welche über die Schwere und die Gefahr der gegenwärtigen Verhältnisse sich keiner Täuschung hingeben, nichts desto weniger in den neuen Kampf mit festem Muth und sicherem Glauben ein. Aber zum Jubel über die gewonnenen Siege haben wir Deutschen keine Zeit, vielleicht auch kein Talent. Es ist das Kennzeichen des wahrhaft Strebenden, daß das Erreichte für ihn sich von selbst versteht und er von der erklommenen Höhe nicht zurücksieht auf die unter ihm liegenden Tiefen oder gar auf die zurückgebliebenen Mitbe-

Digitized by Google

werber, sondern aufwärts schaut zu den höheren Kränzen, zu den weiteren Zielen. Eine Empfindung dieser Art scheint glücklicher Weise auch unsere Nation zu beherrschen; und der strengen Schule, in die das Schicksal uns nimmt, kommt diese Stimmung entgegen.

Nicht meine freie Wahl ist es, die mich heute bestimmt, Sie in jene Kriegszeiten zurückzuführen; es ist die Pflicht, die das Andenken der ruhmreich gefallenen Universitätsgenossen mir auferlegt.

Die Verspätung dieses Gedächtnißfestes war, im Wesentlichen wenigstens, unvermeidlich. Als der Senat unserer Universität am 24. Juli 1872 die Aufstellung dieser Tafeln beschloß, erachtete er es vor allem für seine Pflicht, das Verzeichniß unserer gefallenen Commilitonen so weit vollständig herzustellen, als dies überhaupt möglich ist. Wer aber die Schwierigkeit kennt, denen selbst bei unseren wohlgeordneten militärischen Einrichtungen dergleichen Zusammenstellungen unterliegen, wird es wohl begreifen, daß die Aufstellung dieser Gedächtnißtafeln nicht zu derjenigen Zeit hat stattfinden können, welche, der Stimmung nach, mehr als der heutige Tag für diese Feier sich geeignet haben würde. Es ist daran auch nicht viel gelegen. Zum Siegesjubel mag Zeit und Stimmung fehlen; zur Siegestrauer wird beides immer sich finden.

Diese Denktafeln, meine Herren, vor denen Sie stehen, sind nicht bloß dem Gedächtniß einzelner Wackerer bestimmt; sie sind auch der letzte und ernsteste Ausdruck unserer Staatsordnung, insofern diese in den schwersten Leistungen, die sie dem Staatsbürger auferlegt, die Privilegien des Vermögens und der Bildung nicht gelten läßt, sondern das Opfer des eigenen Lebens, wo es gefordert werden muß, von Jedem ohne Unterschied fordert. Die jungen Männer, deren Namen hier verzeichnet sind, besaßen jene Privilegien und haben dieses Opfer gebracht. Es soll hier nicht gefragt werden nach der Zweckmäßigkeit und der Berechtigung dieser Einrichtungen; diese begriffen zu haben ist uns von unseren Vätern überkommen, und wir werden nicht jetzt darüber Worte verlieren, wo Freunde und Feinde uns diese Einrichtungen abzulernen versuchen. Aber gestatten Sie mir mit wenigen Worten das Verhältniß darzulegen, welches die gebildeten Stände überhaupt zu der Kriegsleistung einnehmen und die Eigenartigkeit sowohl wie zugleich die Allgemeingültigkeit der großen Grundsätze unserer Heerordnung im Gegensatz zu anderen Systemen kurz hervorzuheben. Ich werde Ihnen nichts Neues sagen; aber ein Gedächtnißfest darf wohl auch Altbekanntes in Anwendung auf den einzelnen Fall vergegenwärtigen.

Merkwürdige Wandelungen haben in dieser Hinsicht sich vollzogen. In der antiken Welt, welche, so weit sie überhaupt höhere Geistescultur erzeugt hat, mit dem freien Staat nicht hinausgekommen ist über die Freistadt, ward die Kriegsleitung, wie jede andere bürgerliche Verrichtung, vorzugsweise den

Digitized by Google

höheren Ständen auferlegt. Nur wer das volle Gemeindebürgerrecht beſitzt und ferner im Stande iſt, ſich die volle, verhältnißmäßig viel theurer als heutzutage zu ſtehen kommende Armatur aus eigenen Mitteln anzuſchaffen, dient zu voll im Bürgerheer; und es iſt darum auch deutlich nachzuweiſen, daß in Athen wie in Rom eine verlorene Schlacht die unterliegende Bürgerſchaft inſofern unverhältnißmäßig ſchwerer traf als heutzutage, weil die Gefallenen in überwiegender Zahl den höheren Geſellſchaftsſchichten angehörten. Truppen, wie die karthagiſche Reiterei und die römiſche der mittleren Republik dürfen geradezu angeſehen werden als Abtheilungen, in denen jeder Dienende Officiersrang hatte. Das Uebermaaß der Leiſtung, welches hiermit den höheren Kreiſen zugemuthet ward, hat nicht am wenigſten dazu beigetragen, den Fortbeſtand der bürgerlichen Ordnungen ſelbſt in Frage zu ſtellen und das Ende der ſtolzen ſtädtiſchen Republiken herbeizuführen. Daß ihre Bürger anfingen, ſich einem ſolchen Kriegsdienſt zu entziehen, namentlich wo die Gefahr an die Stadt nicht unmittelbar herantrat, iſt begreiflich; und nachdem ſie der Waffen ſich entwöhnt hatten, war die Gemeindefreiheit, die Tochter der Wehrhaftigkeit, nothwendig ebenfalls zu Ende. In Rom freilich, wo das Bürgerthum am mächtigſten ſich entwickelt hat, fiel es nicht ohne harten Kampf. Die Annalen aus der Zeit der Agonie der Republik berichten es, wie auf Pompejus und der ſonſtigen republikaniſchen Führer Ruf die beſſere Bürgerſchaft überall in Legionen zuſammentrat und den Mannſchaften Cäſars ſich entgegen warf. Aber der aufopfernde Muth der Freiwilligen hielt hier wie überall nicht Stand vor der militäriſchen Technik und das Rad des Schickſals rollte über Cato und die Catonianer hinweg.

Das römiſche Kaiſerthum und die von ſeinen Traditionen mehr, als man glaubt, beherrſchte Folgezeit ging alsdann zurück auf das geradezu entgegengeſetzte Syſtem: das Kriegshandwerk kam auf, das heißt der Staat verſchafft ſich die Soldatenarbeit ungefähr in derſelben Weiſe wie jede andere für ſeine Zwecke erforderliche Thätigkeit, im Weſentlichen gegen Bezahlung, und demnach in der Weiſe, daß man ſie da nimmt, wo ſie den Umſtänden nach am billigſten und beſten zu beſchaffen iſt. Am reinſten tritt dies Princip auf in dem Werbeſyſtem, namentlich in der Werbung ausländiſcher Lohnſoldaten, welche bekanntlich zwar nicht in dem rein und voll entwickelten Gemeinweſen Roms, aber wohl in den Freiſtädten von Hellas neben ihrem Gegenſatz, dem Bürgerheer, und oft gleichzeitig mit ihm, Anwendung gefunden hat. Ganz daſſelbe ausländiſche Werbeſyſtem iſt dann ſpäterhin in der ſinkenden römiſchen Monarchie abermals aufgenommen und damals die eigentlich nächſte Urſache zu dem Sturz derſelben geworden, indem die geworbenen deutſchen Hauptleute die werbenden römiſchen Herren zuerſt beherrſchten und ſodann verdrängten. Aber auch die übrigen Formen der Heerbildung,

Digitized by Google

welche seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit vorgeherrscht haben, sind von der Werbung mehr der Form als der Sache nach verschieden. Die Staatsordnung Augusts hielt zwar der Form nach das Princip fest, daß jeder Bürger dienstpflichtig sei; aber thatsächlich wurde die bevorzugte Gardetruppe durchaus und auch sonst ein großer Theil der Armee durch Werbung im Inland beschafft, wo diese aber nicht ausreichte, die Aushebung durchaus auf die niederen Schichten der Bevölkerung geworfen und überhaupt so geordnet, daß man sie füglich als eine Art Frohnde oder als zwangsweise Miethung der Soldaten bezeichnen kann. Mit diesem Miethsystem hängt weiter zusammen, daß die Dienstzeit fast bis an die Grenze der körperlichen Dienstfähigkeit erstreckt und jedem entlassenen Soldaten eine Art von Invalidenversorgung auf Lebenszeit wenigstens in Aussicht gestellt ward.

Endlich das Heerwesen des Mittelalters, insofern es auf der Lehnspflicht beruhte, fällt insofern unter das gleiche Princip, als der Dienst namentlich zu Roß fast zu einer deutschrechtlichen Servitut ward oder, wie man es auch ausdrücken kann, zur Gegenleistung für das Recht ein dem Lehnsherrn gehöriges Grundstück zu eigenem Vortheil zu bewirthschaften. Der Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht, obwohl auch hier formell anerkannt, wird doch praktisch zur Ausnahme.

Bei allen diesem Systemen ist der Weg zwar ein sehr verschiedener, aber das Ziel dasselbe. Wie der Staat seine Wege im Stand hält, entweder indem er Unternehmer bezahlt, oder indem er gewisse Grundbesitzer zur Uebernahme der Arbeiten ein für allemal verpflichtet, oder indem er, wo es nöthig ist, die Zwangsarbeit ansagt, so bildet er auch sein Heer, indem er entweder die Soldaten wirbt, oder den Grundbesitz dauernd mit dem Kriegsdienst belastet, oder zwangsweise eine Anzahl seiner Unterthanen zur Eingehung des Löhnungsdienstvertrages anhält. Die meisten und wichtigsten dieser Formen haben nothwendig zur Folge, daß die besseren Classen der Gesellschaft aus dem Heere verschwinden und des zum Handwerk gewordenen Kriegsdienstes sich ein für allemal entschlagen.

Wenn es nun der Zweck jeder Kriegsordnung sein muß, dem Gemeinwesen den seinen physischen Verhältnissen nach größtmöglichen Schutz gegen das Ausland, das Maximum der für ihn erreichbaren Wehrhaftigkeit zu verleihen, so leuchtet ein, daß weder das eine noch das andere jener Principien zu diesem Ziele führt. Indem das Bürgerheer alle ärmeren Bürger und alle standesungleichen Gemeindegenossen vom Dienst ausschließt, beraubt die Gemeinde sich einer je nach den Umständen geringeren oder größeren Zahl wehrfähiger Männer; und die Kritik dieser Institution sind die Nothheere von Freigelassenen, Metöken, ja Sclaven, welche in jeder größeren Krise auf den Kampfplätzen der alten Welt erscheinen und nichts sind,

Digitized by Google

als die ersten Zeugnisse für die Unumgänglichkeit der allgemeinen Wehrpflicht.

Vielleicht noch unvollkommener erweist sich das durch Miethe oder Erbkauf gebildete Heer. Zunächst mangelt ihm die Reserve und, wie die augustische Monarchie dies zu ihrem Schaden erfahren hat, jede Kriegslücke, ja jedes besondere Kriegsbedürfniß bringt dies Heerwesen sofort und unvermeidlich aus den Fugen. Vor allem aber fehlt da, wo die gebildeten Kreise dem Heerwesen fern stehen, oft in kurzsichtiger Politik möglichst fern gehalten werden, nothwendig der große Zug, der patriotische Schwung, die selbstlose Opferwilligkeit, welche das höchste Privilegium der vollen sittlichen Bildung ist und für welche die niederen Kreise wohl die Empfänglichkeit, aber nur in geringem Maaß die Initiative besitzen. Die praktische Kritik dieser Institution sind die freiwilligen Heerhaufen und die tragische, nicht selten tragikomische Rolle, welche dieselben in der Geschichte aller Zeiten gespielt haben. In jedem Staate, der eine solche entgeistigte Armee besitzt, besteht unausgesprochen das stille Gefühl ihrer Unzulänglichkeit; in gewöhnlichen Zeiten verdeckt durch den nationalen Stolz, oft übertönt durch das Prahlen und Pochen des militärischen Handwerks, bricht dies Gefühl, so wie vor dem Ernst der Dinge das Säbelrasseln schweigt, in schöner, oft tief ergreifender Weise darin hervor, daß unter den vom Heerdienst befreiten besseren Ständen das Pflichtgefühl sich regt und man eilt, sich freiwillig unter die Fahnen zu stellen. Aber regelmäßig, vielleicht immer, tritt diese freiwillige Hingabe erst dann auf, wenn es für den unmittelbaren Erfolg zu spät ist, und wird durch sie nur die Zahl der Opfer vermehrt.

Es wird nicht nöthig sein noch ausdrücklich auszusprechen, was in diesen Gegensätzen in Betreff unserer Heeresordnung angedeutet ist. So lange das preußische Königthum, so lange das aus ihm erwachsene deutsche Kaiserreich besteht, wird jeder Bürger desselben dem Fürsten, dessen Gedächtniß wir heute feiern, den Dank dafür zollen, daß er Pfadfinder gewesen ist auf diesem hohen Wege der Pflicht und der Ehre. Die Genialität einzelner Männer hat mit dazu gethan, daß wir zum Ziele gelangt sind; aber den Weg wiesen dem König wie dem Volke das feste Ehr- und Pflichtgefühl und der in seiner Art beispiellose Nothstand der Zeit, in der unsere Universität ins Leben trat. Sie lehrten ein Bürgerheer schaffen ohne Ausschließung der niederen, ein Soldatenheer ohne Ausschließung der höheren Klassen, und den Bürger und den Soldaten in höherem Grade identificiren, als dies bisher einem anderen Volke gelungen ist. Unsere Ordnung hat die kürzeste effective Dienstzeit des einzelnen Mannes, welche überhaupt vorkommt; und jede Verkürzung derselben, so weit sie technisch möglich ist, ist eine Vervollkommnung. Unsere Ordnung ergiebt die stärkste Verhältnißzahl der Reserven, welche überhaupt

Digitized by Google

erreicht worden ist, und jede Vermehrung dieser Zahl, so weit sie finanziell zulässig ist, erscheint als weitere Vervollkommnung. Unsere Ordnung verbindet den unentgeltlichen Dienst des Bemittelten mit dem Lohndienst des minder Vermögenden, ohne daß das Heer darum aufhörte ein einheitliches Ganze und der volle Träger der gesammten körperlichen und geistigen Volkskraft zu sein. Unser Heer ist ein unendlich gewaltigeres als das der antiken Bürgergemeinden; aber um unsere Todten dürfen wir trauern, wie Perikles und seine Zeitgenossen um ihre gefallenen Mitbürger getrauert haben.

So ist es denn unser Stolz, daß bei uns der freiwillige Dienst in einem höheren Pflichtgefühl sich aufhebt. Freiwillige im wirklichen Sinne des Worts giebt es für militärische Leistungen bei uns nicht; was wir so nennen, ist eine als Prämie für den höheren Bildungsstand gesetzlich zulässige Verkürzung der effectiven Friedensdienstzeit. Es waren sämmtlich Freiwillige dieser Art, deren Namen auf jenen Tafeln verzeichnet sind. Sie verdienen diesen Namen; denn sie gehören zu denen, welche freiwillig gekommen sein würden auf den Nothruf des Vaterlandes. Aber dieser Ruf ist nicht an sie ergangen, oder vielmehr, er erging und ergeht ein für allemal an jeden Deutschen, insofern das Gesetz jedem gesunden Manne zu dienen befiehlt. Das Vaterland ist immer in Gefahr, und jeder Bürger soll immer zu Wacht und Wehr bereit sein. Diese waren bereit; sie haben ihre Pflicht gethan und sind für sie gestorben. Es ist mit das Werk eines Jeden von ihnen, daß in dem großen Kriege Deutschland über Frankreich gesiegt hat.

Hat es denn bei unsern Gegnern an Männern gleicher Art, gleicher Bildung, gleichen Todesmuthes gefehlt? O nein. Auch das beste Blut Frankreichs ist in Strömen geflossen und freiwillig gegeben worden. Es würde uns übel anstehen, wenn wir die hohe Tapferkeit, die großartige Gegenwehr ableugnen oder auch nur überschweigen wollten, welche die französische Nation insbesondere in dem zweiten Abschnitt des Krieges entwickelt hat. Unsere im Kampf gefallenen Braven, wenn sie noch mit Zeugniß ablegen könnten, würden selbst die ersten sein anzuerkennen, daß dieselben Elemente der Vaterlandsliebe und der Hingebung bis zum Tode in beiden Völkern mächtig gewesen sind und daß wir über ebenbürtige Gegner gesiegt haben. Die französischen Mobilen sind unseren Bataillonen gegenüber unterlegen, nicht weil der einzelne deutsche Kämpfer dem einzelnen Gegner an sich überlegen war, sondern weil unsere Heeresordnung, indem sie den kostbarsten Schatz unserer Zukunft, die Blüthe unserer Jugend anscheinend verschwenderisch verwendet, in der That mit diesem besser und sparsamer Haus hält, als wo man diese Jugend dem Waffengang anfangs unthätig zuschauen läßt, um sie dann in ziellosem Verzweiflungskampf nur deswegen zu opfern, damit ihr Untergang wenigstens die Ehre des Vaterlandes rette.

Digitized by Google

So dürfen wir es aussprechen: die Söhne unserer Hochschule, die der Krieg uns entrissen hat, sind eines schönen Todes gestorben. Es ist das alte Vorrecht der Jugend, das Leben, wie golden es auch vor dem Einzelnen liegen mag, doch, wenn es sein muß, leichter und freudiger in die Schanze zu schlagen, als der ältere, nicht mehr also von der Leidenschaft getragene, an die süße oder nicht süße Gewohnheit des Daseins sich anklammernde Mann. Wir können hinzufügen, daß unseren Gefallenen der Tod wohl leichter geworden sein mag als unzähligen aus niederen Bildungskreisen, die in der gleichen Blüthe der Jahre die gleiche Kugel ereilt hat. Wohl breitete vor jenen das Leben farbenreicher und prächtiger sich aus als vor diesen; aber jene wußten auch voller, sicherer, klarer als ihre Genossen, vorher sowohl wie in der eisernen Umarmung des Todes selbst, wofür sie starben und daß ihr Blut nicht umsonst floß. Glücklicher als ihre Schicksalsgenossen aus dem Befreiungskrieg haben sie keinen Rückzug und keine Niederlage erlebt. Von Sieg zu Sieg sind sie geschritten, bis wo das Schicksal ihrer Laufbahn ein Ziel gesetzt hatte, und den meisten von ihnen war es vergönnt, mit dem Bewußtsein des entschiedenen, des mit durch sie entschiedenen Triumphes der deutschen Sache aus dem Leben zu scheiden.

Ich bin am Schluß, meine Herren; aber mein Geschäft ist noch nicht zu Ende. Es scheint mir Pflicht, an diesem Tage und an dieser Stelle die Namen der deutschen Jünglinge zu nennen, welche auf diesen Tafeln verzeichnet stehen und deren Gräber, weit zerstreut durch das ganze Deutschland und das halbe Frankreich, die alma mater, von der sie zum Kampfe entlassen worden sind, in trauerndem Stolz um ihre Söhne, hier auf diesen Tafeln gleichsam in einem Gesammtgrabmal vereinigt. Die Angaben sind kurz; auf ein Soldatengrab gehört nichts als der Name, der Ort und der Tag. Aber das Verzeichniß ist lang. In öffentlichen Vereinigungen pflegt man nicht zuzuhören, wenn Namensverzeichnisse zur Verlesung kommen. Sie, meine Herren, werden, das weiß ich, heute mit ernster Theilnahme die Namen derer vernehmen, welche, aus allen Theilen Deutschlands hier sich vorbereitend dem Vaterland zu dienen, schon in sich selbst ein Bild des innerlich einigen Deutschlands, aus unseren Hörsälen zum Waffendienst abberufen, mit ihrem Leben das Vaterland vor der Fremdherrschaft geschützt und der vollen Einigung entgegengeführt haben. Sie insbesondere, meine Herren Commilitonen, werden sich erinnern, daß alle diejenigen, deren Namen ich nennen werde, einst an dem Platze gestanden haben, wo Sie jetzt stehen, und auf die eine Gedächtnißtafel geblickt haben, die damals an dieser Stelle stand. Sie ahnten es nicht, daß sie bestimmt seien neben und gleich ihren Vor-

Digitized by Google

männern in dieser stolzen Halle verzeichnet zu werden. Auch Sie, meine Herren, wissen nicht, ob Ihren Nachfahren oder vielleicht schon Ihnen selbst ein gleiches ernstes Loos bevorsteht; so wenig wie wir es wissen, ob wir die Augen schließen werden, ohne noch andere als jene drei Tafeln in diesem Saal geschaut zu haben. Wir wünschen, daß es der Fall sein möge; aber es zu hoffen, scheint fast vermessen. Wir Aelteren sind aufgewachsen in einer Friedenszeit, in welcher der Krieg beinahe als eine abgeschaffte Institution galt. Wir erlebten es dann, daß erst der Kanonendonner über den Ocean herüber an unsere Ohren schlug, dann an den europäischen Gestaden derselbe näher und näher rollte, endlich über unser eigenes Vaterland das Gewitter aber und abermals und in immer steigender Furchtbarkeit sich entlud. Betrachten wir die Kriege, die wir erlebt haben, mit dem kühlen Blick des Meteorologen, so pflegt freilich auf eine lange Kette von Gewittern eine wetterfreie Epoche zu folgen. Aber ob der letzterlebte furchtbare Kriegssturm, der diese unsere Genossen mit so vielen anderen hinweggerafft hat, nun in der That die Reihe beschließt, das ist viel weniger gewiß, als daß, wenn noch weitere nachfolgen sollten, jeder folgende die früheren ebenso an Gewaltigkeit und Opfern überbieten wird, wie bisher jeder spätere seine Vorgänger überboten hat. Wir stehen also vielmehr bei dem Wünschen als bei dem Hoffen. An jenem freilich ist kein Zweifel. Es ist kein Platz mehr in diesem Saale für weitere Tafeln; und mögen diese für lange hinaus die letzten sein! Wir dürfen wohl, in anderem Sinne, aber mit gleichem und besserem Recht, den Ausruf des griechischen Königs uns aneignen, vor weiteren Siegen bewahrt zu bleiben. Wir wissen ja auch, daß unser Kaiser vor allem, überhaupt aber jeder deutsche Staatsmann diesen Wunsch theilt, ja ohne Zweifel, je größer sein Einfluß, je höher seine Einsicht ist, um so mehr ihn theilt, um so ernsthafter bestrebt ist jede, wenn auch sonst berechtigte Regung der Empfindlichkeit niederzukämpfen, jeden auch nur scheinbaren Mißbrauch der neu gewonnenen Machtstellung zu vermeiden, überhaupt an die Herstellung eines dauerhaften Friedensstandes geradezu alles zu setzen außer dem Recht und der Ehre der Nation. Es giebt keine eindringlichere Friedenspredigt als den Krieg; und vor allem den Krieg, der zu solchen Gedenktafeln führt und führen muß, wie wir deren heute errichten. Der hoffärtige Civilisationswahnsinn, welcher die niedrigeren Bildungsschichten der Gesellschaft bloß als Material gleich dem Eisen und dem Blei betrachtet, ist so verächtlich wie verkehrt; aber wenn eine Nation, wie die unsrige es thut, den hochgebildeten Theil ihrer Jugend der Kriegsgefahr in dem gleichen, ja, wenn man das Officiersverhältniß berücksichtigt, sogar in höherem Maaßstabe aussetzt als den minder gebildeteren, wenn sie in jedem Kriege von ihrer besten Blüthe, von den zu Gelehrten, zu Künstlern, zu Staatsmännern berufenen

Talenten einen Theil nothwendig zu Grabe trägt, so liegt allergings in der ungeheuren Höhe dieses Einsatzes eine Warnung vor dem Kriegsspiel selbst, die kein deutscher Staatsmann und vor allem kein deutscher Herrscher je überhören wird und kann. Kriege, wie der letzte französische Kaiser sie an fernen Gestaden und dann gegen uns muthwillig begonnen und fast ebenso muthwillig abgebrochen hat, sind nach unserer staatlichen Ordnung wohl formell statthaft, aber thatsächlich unmöglich. Das unvergleichliche Wechselbündniß, das die Dynastie der Hohenzollern mit dem deutschen Volke eingegangen ist, beruht allerdings auf Gegenseitigkeit. Es ist unter dieser Dynastie vorgekommen, vorgekommen zum schwersten Schaden der Nation, daß nothwendige Kriege nicht geführt worden sind; einen unnöthigen Krieg hat kein Hohenzoller geführt und kann ihn nicht führen. Jeder König aus diesem Haus muß hintreten dürfen vor Tafeln, wie die unsrigen sind, ohne daß sein Gewissen ihn für dieses Blut verantwortlich macht, ohne daß sein Volk dieses Blut von ihm fordert. Das wissen wir Alle; das wissen auch Sie, meine Herren Commilitonen. Muß es sein, so ist Keiner zu gut. Der Abgrund der drohenden Niederlage schließt sich nur über dem Blute des besten Rittersmanns. Und das haben wir freilich erfahren, daß das Wünschen und Wollen des Friedens den Frieden nicht sichert. Es ist mit dem Krieg wie mit der Feuersbrunst; das Anzünden ist so leicht wie das Löschen schwierig. Muß es also sein, so wird es wieder sein wie früher. Der König rief und Alle kamen, sagten wir bisher; alsdann wird der Kaiser rufen und was es heißt, daß alle Deutsche kommen auf des deutschen Kaisers Ruf, das werden die Feinde des deutschen Namens alsdann erfahren. Die Gerufenen werden nicht alle zurückkehren; aber wer im Heimzug der Sieger fehlt, dessen Name wird in Ehren bleiben und weithin leuchten, wie die Namen der Neununddreißig, die ich jetzt Ihnen verlese.

Ein paar Worte zum Hermannscultus.

Von Konrad Reichard.

Die Sage ist die Geschichte unentwickelter Epochen. Auf niedrigen Culturstufen pflegt sie die Trägerin der Ueberlieferung zu sein, die in ihr nicht fortlaufend auftritt, sondern episodisch, mit Sicherheit das Bedeutende und Wirkungsvolle in Personen, Thaten und Ereignissen ergreift und, durch keine Schranken des Zusammenhanges gehalten, nach dem Bedürfniß der Zeiten es um- und weiterbildet. Daraus erklärt sich von selbst der Charakter der

Digitized by Google

Dichtung, der ihr anhaftet, nicht minder ihr Name. Denn mehr das, was gesagt ward, hat sie im Auge, als das, was geschah. Aber auch sie setzt vor allem wenigstens die Anfänge dauernder Seßhaftigkeit voraus, schon ein gewisses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in Stamm und Staat, ein Gefühl des Gegensatzes gegen andere, und dies ist wohl der Grund, daß die früheste Tradition unserer Vorgeschichte schon in alten Zeiten erlosch.

Der wüste Sturm der Völkerwanderung hat uns die Continuität der Ueberlieferung unterbrochen; kein Lied, kein Heldenbuch zeugt uns von der größten That unserer ältesten Vorfahren, von der Zertrümmerung des römischen Weltreichs durch die Germanen. Während die Lieder und Sagen von Hürnin Siegfried und mehr noch von Dietrich von Bern zu Luthers Zeiten noch in Aller Munde waren, ist es doch sehr zweifelhaft, ob unter den alten deutschen Gesängen, welche Karl der Große sammeln ließ, sich auch jene Heldenlieder auf Armin befanden, von denen unter den älischen Kaisern die Wälder an der Weser widerhallten. Und doch sind die zwischenliegenden Zeiträume nahe die gleichen. Sehen wir von einigen halbmythischen Andeutungen ab, so erinnert auch nicht eine Spur in den urältesten Resten unserer Heldensage an die Gestalt des Mannes, den der alte Geschichtsschreiber „ohne Zweifel den Befreier Germaniens" nannte; über das fünfte Jahrhundert geht selbst die Erinnerung der Sage nicht hinaus. Nur ein einziges Mal unseres Wissens, kurz nach dem großen Kriege im siebzehnten Jahrhundert, finden wir Armin neben den deutschen Kriegern früherer und späterer Zeiten in der Sage genannt. Da lesen wir in den Gesichten Philanders von Sittewald, wie er zuweilen noch in der alten Burg Geroldseck im Wasgau sich gespenstig blicken läßt zusammen mit Ariovist, Witichind und Siegfried „welche man die Teutsche in den höchsten Nöthen und am Untergang sein werden, wieder da herauß und mit etlichen alten teutschen Völkern denselben zu Hülfe erscheinen sollten". Aber auch hier läßt die Nennung Ariovists keinen Zweifel darüber, daß die Sage keine echte Volkstradition, sondern mit gelehrten Beimengungen wenigstens versetzt war. Kurz, auch die dunkelste Erinnerung an den alten Stammheros der Cherusker war lange nicht mehr vorhanden, als eine selbstbewußte, stetig nachweisbare Entwickelung unserer Nation begann. Schwülstige Romane im siebzehnten, hochtrabende, meist überschwängliche Gedichte im achtzehnten Jahrhundert, die späten Ausläufer der keltischen Ritterdichtung und die gewaltsamen Nachahmungen der schottischen Fingalgesänge, brachten zuerst wieder die Geschichte des tapferen Häuptlings in weitere Kreise, die sich im neunzehnten noch mehr erweiterten, als analoge Zustände während der Befreiungskriege und nach ihrem Ende erwachtes Selbstgefühl und patriotische Begeisterung die Blicke der Menge mehr und mehr auf die vaterländische Geschichte lenkten. In diesen beiden letzten Perioden ward die Idealgestalt des

lized by Google

Befreiers von Deutschland geschaffen, der Held selbst verlor darüber seinen uralten Namen, dessen Sinn man nicht mehr verstand, unter dem schönen, klangverwandten Namen Hermann, dessen Bedeutung der Idee zu entsprechen schien, die man von seinem Träger sich gebildet hatte, trat er nun, vornehmlich seit Klopstock, in den Gestaltenkreis der Volksphantasie, die nun freilich zu nüchtern war, diese Ueberlieferung fortzusetzen. Im Ganzen, trotz aller späteren, ist es der Hermann Klopstocks, der uns heute noch vorschwebt, wenn der Name genannt wird.

Wenn wir nun die geschichtliche Ueberlieferung selbst ins Auge fassen, so ist sie so unsicher und lückenhaft, daß man auf ein abschließendes Urtheil für immer wird verzichten müssen. Zahllose Untersuchungen sind nicht im Stande gewesen, das Einzelne aufzuklären. Ein Mann aus dem Fürstengeschlecht der Cherusker, der, wie viele vornehme Germanen, die Bildung des römischen Hofes und Heeres durchgemacht hat, tapfer, verschlagen und voller Vaterlandsliebe, stiftet eine Verschwörung unter den ihm benachbarten Fürsten zur Bekämpfung der Römer. Es gelingt ihm, die Sache geheim zu halten und den unfähigen Varus durch die Kunde von einem localen Aufstande von der Heerstraße drei Tagemärsche weit abzulocken und dann mit seinen ganzen Truppen auf wegelosem Terrain zu vernichten. Der Sieg, der mehr durch Schlauheit, als durch Tapferkeit gewonnen ward, fand im heutigen Osning statt; wo, wird sich niemals sicher nachweisen lassen, da der römische Feldherr von der Richtung der Heerstraße, die sich wohl bestimmen läßt, eben abgewichen war. Es ist auch gleichgültig. Das moralische Resultat war ein ungeheures. Das Heer ward auf dem Schlachtfelde ganz zusammengehauen; nachdem der römische Stützpunkt Aliso durch Hunger bezwungen worden war, fiel die ganze rheinische Festungslinie in die Hände der Germanen. Nicht einmal ein Versuch ward gemacht, Widerstand zu leisten und wenn auch Tiberius, der das Obercommando im untern Germanien übernahm, den Rhein überschritt, so wagte er doch selbst entweder nicht etwas ernstliches zu unternehmen oder er hatte geradezu einen Befehl in dieser Richtung erhalten. Die Varusschlacht war der Grund, daß die Elbe nicht zur Grenzlinie des römischen Reiches im Nordosten ward. Denn daß man den Plan gehabt hatte, das innere Germanien zur Provinz zu machen, geht aus den combinirten Feldzügen des älteren Drusus mit Gewißheit hervor, von drei Seiten war damals das ganze Gebiet angegriffen worden, im Norden zur See, in der Mitte und dann im Süden. Wohl hatten sich schon damals die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens gezeigt und die Umzüngelung der Römer bei Arbalo, der man noch glücklich entkam, kann als ein Vorspiel der Schlacht im Teutoburger Walde gelten. Daß das Gebiet zwischen Rhein und Elbe aufgegeben ward, ist eine Folge der Schlacht gewesen; alle späteren Kriege trugen doch nur den Charakter der Defensive, und in diesem Sinne

Digitized by Google

hatte Tacitus Recht, wenn er Arminius den Befreier Germaniens nannte. Der Druck provinzialer Einrichtungen war ein für allemal beseitigt, der Ruhm der römischen Waffen hier ein für allemal vernichtet; auch die Kriege des Germanicus und sein zweifelhafter Sieg auf der Elsenwiese vermochten ihn nicht zu rehabilitiren. Viel mehr läßt sich aus der unklaren und unsichern Tradition nicht gewinnen; es ist vor Allem zu beklagen, daß uns ein Blick in die inneren Motive dieser Dinge versagt ist. Die Aufgabe, welche Arminius das Glück lösen half, hätte sich naturgemäß eigentlich Marobod stellen sollen, damals als der furchtbare Aufstand in Pannonien die ganze auswärtige Macht Roms in Frage stellte. Aber Tiberius verstand es, den genialen Schöpfer des germanischen Einheitsstaates zum Frieden zu bewegen und dieser selbst versäumte es, den allein richtigen Weg zu betreten, der seinem großartigen Gedanken Consolidation und Verbreitung geben konnte. So sehr er sich als Gegenmacht gegen Rom empfand, so suchte er doch vor allem friedliche Beziehungen, vielleicht um erst das Gebiet seiner Militärmacht zu erweitern. So hielt er seine mächtige Hand fern vom Aufstande, aber nicht er allein, auch die gesammten friesischen Stämme im Norden, wie alle Sueven im Süden waren der Erhebung fremd geblieben, die sich nur auf einen kleinen Theil Germaniens, etwa auf die Stämme, die im heutigen Mitteldeutschland wohnen, erstreckt hat. Von einem allgemeinen germanischen Aufstande, wie man ihn wohl anzunehmen pflegt, von einem Versuche des Arminius, die deutsche Einheit zu begründen, wie die Meinung geht, kann nicht die Rede sein. Im Gegentheil tritt er mit seinem Kriege gegen Marobod geradezu als Vorfechter des particularen aristokratischen Gaustaates gegen den einheitlichen monarchischen Staat auf. Sein Sieg versetzte letzterem den Todesstoß, da er noch mitten in der Bildung begriffen war, und stellte den nationalen Gaustaat wieder her, der dann sich zum Stammstaat entwickelte, an dessen Resten wir noch heute laboriren.

Wenn so einmal die Begeisterung für den Helden künstlich geschaffen worden und sodann das Bild, das man von ihm sich macht, nicht einmal ganz richtig ist, wie mag es wohl kommen, daß er trotzdem seit einem Jahrhundert zum deutschen Nationalheros geworden ist? Die Antwort liegt theilweise schon in dem bisher Gesagten.

Der Trieb, Feste zu feiern, ist in der innersten Natur des Menschen begründet. Von der geistigen Beschaffenheit derselben zeugt nicht am wenigsten das schöne Bedürfniß der Ruhe mitten im Gewühle banausischer Tagesarbeit, die Sehnsucht, geistig Luft zu schöpfen, Licht zu genießen. Es ist im wahren Wortsinn ein religiöses Bedürfniß, das Bedürfniß der Feste. Was die alten Römer tiefbedeutsam mit dem Worte Religion bezeichneten, die „Bindung", das ist es eigentlich, was ihm zu Grunde liegt: das Bewußtsein der Zu

Digitized by Google

sammengehörigkeit; ihr Zweck ist es, dieses Bewußtsein zu nähren und zu kräftigen. Daß dem aber so ist, nur ein beweisendes Beispiel. Noch heute feiern die Engländer den Tag, wo die Pulververschwörung entdeckt ward, ein Ereigniß, welches eine Dynastie rettete, die ein paar Jahre darauf von ihnen selbst verjagt und vernichtet ward, eine Dynastie, deren Andenken im Volke heute noch das allerschlechteste ist. Und doch feiert man den Tag ihrer Rettung. Offenbar ist eine ganz andere Idee an die Stelle der ursprünglichen getreten oder, was wahrscheinlicher ist, gar keine. Unklar tritt nur in dem Feste das Gefühl der Nationaleinheit zu Tage; damals schon, wissen die Feiernden, haben sie ein gemeinsames Erlebniß gehabt, sie fühlen sich als Engländer und als Nachkommen von Engländern. Dies Gefühl braucht kein bewußtes zu sein, aber es ist doch vorhanden. Und noch ein anderes Moment tritt hier klar zu Tage. Die Menge will einen Träger der Idee, Sinnliches und greifbare Symbole, ihre Phantasie verträgt hierin die stärksten Ingredientien. Nur das Concrete ist ihr verständlich und genehm, vom Abstracten an und für sich will sie nichts wissen. Deshalb werden Friedensschlüsse und Constitutionserlassungen nicht so gefeiert wie siegreiche Schlachten, selbst das am meisten staatsbewußte Volk der Engländer kennt keine Feier der magna charta. Der Abschluß eines Krieges, die Einführung einer Verfassung wird nie auf die Dauer den Grund einer nationalen Feier geben. Wohl ist der Jahrestag der Leipziger Schlacht gefeiert worden, Niemand aber hat später der Wiener und Pariser Verhandlungen im Volke gedacht. Und so konnte es nicht zweifelhaft sein, daß nicht der Abschluß des Friedens, nicht die Gründung des deutschen Reichs dem Volke als patriotische Festmomente gelten würden, wohl aber der Tag von Sedan, das erschütterndste Ereigniß des ganzen Krieges, dessen Bedeutung so momentan empfunden ward, daß auf die Kunde hin sofort allüberall jeder seiner Empfindung den ihm entsprechenden, oft ergreifenden Ausdruck gab.

Beide Momente können ihre Anwendung auf den Hermannscultus wohl finden: der Held konnte bei nur einigermaßen unklarer Auffassung als der Träger der Idee nationaler Zusammengehörigkeit gelten; sein Name wies auf ein großes, erschütterndes, sozusagen plastisch greifbares Ereigniß von weit ausgedehnten Wirkungen hin. Noch mehr: gerade das Dunkel, in welches die mächtige Gestalt des alten Häuptlings gehüllt war, gab der Phantasie einen genügenden Spielraum, alle möglichen idealen Gedanken ließen sich hier unterlegen. So war er dem einen ein Symbol der deutschen Einheit oder doch der Einigkeit, dem anderen der Typus freiheitlichen Strebens, noch anderen verkörperte er die deutsche Kraft und wieder anderen den deutschen Ruhm; alle vagen Träume des deutschen Patriotismus nisteten traulich unter seinem gewaltigen Helme. Und die deutschen Fürsten, ihnen sonst nicht hold

Digitized by Google

gönnten ihnen hier doch die Ruhe, Standes- und Stammeseiferſucht ſchwiegen vor der unſchädlichen Hünenfigur, er war wenigſtens kein Preuße, wie der einzige Mann, der zu einem deutſchen Volksheros ſich geeignet hätte, wie Friedrich der Große.

Aber im Ernſt, die Auswahl unter unſeren Heroen und Thaten war bisher nicht allzureich und wir müſſen Hermann dankbar ſein, daß ſein Bild in vielen Kreiſen ideale Gedanken geweckt, erhalten und gefördert hat. Nun freilich, da unſer hiſtoriſches Leben einen andern Gehalt gewonnen hat, werden unſere glücklichen Nachkommen nicht mehr nöthig haben, ſich ihre vaterländiſche Begeiſterung aus dem Dunkel der germaniſchen Wälder zu holen.

Die Literaten des jungen Deutſchlands.

Von Emil Kuh.

IV.

Den Muſterknopf der faloppen Schöngeiſterei ſtellte Heinrich Laube vor. Kurz angebunden war ſeine Tobſucht, womit er, ohne es zu wiſſen, Heine parodirte und traveſtirte. Briefe eines Hofraths oder Bekenntniſſe einer jungen bürgerlichen Seele — Das neue Jahrhundert — Moderne Charakteriſtiken — Reiſenovellen, ja ſogar deutſche Literaturgeſchichte: ſo hießen die Gaben ſeines ſchriftſtelleriſchen Frühlings. Das von wendiſchen und obotritiſchen Blutstropfen gleichſam angeheiterte Naturell des Schleſiers äußerte ſich bei ihm in einer vorwitzigen, ſubſtanzloſen Sinnlichkeit, die weder kalt noch warm macht, in einer fahlen Courage, die vom Angriff nicht die Unerſchrockenheit, nur muthwilliges Händelſuchen empfangen hat, in einer theatraliſchen Lebhaftigkeit und Zuverſichtlichkeit, die ausſchließlich der Zuſchauer wegen da zu ſein ſcheint. Sein Feuer war zunderhaft, ſeine Beſonnenheit nichts als Klugheit, ſeine Erregung ein bloßes Lampenfieber; wenn die Vorſtellung zu Ende iſt, ſchüttelt er ſeine Emotionen ab, wie man Schneeflocken von einem Pelzkragen herunterbläſt. Leſſing meinte, daß Tauſenden für Einen das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle ſei, wo ſie des Nachdenkens müde geworden; Heinrich Laube hatte ſich dieſes Ziel nicht einmal ſo weit geſteckt. Die Zufälligkeiten, Geſchmackloſigkeiten und Verkehrtheiten des Augenblicks bildeten für ihn den jeweiligen Inhalt und Gehalt der Zeit. Er war ebenſo wohl der Policiſt als der Arreſtant des Tages.

Digitized by Google

Weil Heine viel an Börne auszusetzen hatte, so that er dies gleichfalls. Dennoch waren ihm die Briefe aus Paris „eine Armee werth." Er machte sich los von den Deutschen, „von diesem Volke von Affen", es solle nach wie vor sein großes Maul behalten, Zähne habe es doch nicht darin, und er schäme sich des deutschen Volkes bis ins innerste Herz. Die Ordnungssucht, die pedantische Furcht vor Unbequemlichkeit habe Goethes großen Geist in den Käfig des Individuums eingesperrt. Goethe sei zu früh klug geworden, als daß er hätte so groß werden können, um das Wesen der Zeit zu verstehen und die Wunden der Gesellschaft dreist und genial aufzudecken. Der Gott im Faust sei ein Antichambrist geworden. Laube verabscheut die lästige Arbeitshast der meisten Menschen, „ganz so wie die Tugend und das Geschrei der Tugendmenschen. Wir sind zum Leben da! Es ist doch eigentlich jetzt eine sehr schlechte Zeit für die Poesie, nur forcirt kann sie sich bemerkbar machen. Die Zeit hat keine Zeit zur Poesie. Wenn Goethe gesagt hat, daß man durch die Kenntniß dessen, das der Tag bringe, nicht klüger und nicht besser werde, so ist dieses Wort eine große Dummheit. Armer Mann mit dem großen Reichthum, wie schrumpfst du zusammen neben dem demokratischen Millionär Jean Paul! So lange Goethes Zeit klein war, ist er groß gewesen, als sie groß wurde, ist er klein geworden." Da hätten wir einige der Distelköpfe vor uns, wie sie zu Tausenden auf dem Laubeschen Erdreich emporschossen. Wenn nun der Leser erfahren wollte, wie das lebendige Leben dieses Schriftstellers im Gegensatze zu dem Bequemlichkeitsleben des nachmals zusammengeschrumpften Goethe beschaffen war, so wird uns dies aus dem nachstehenden Dialog vollkommen ersichtlich:

Sie haben wohl kein Amt?

Doch, ich reise.

Für welches Haus?

Für Otto Wigand in Leipzig.

Was für Artikel?

Papier, Druckerschwärze, Humanität, Länder- und Menschenkunde, Wissenschaft en gros und en détail, Langeweile und kurze Waare.

Der vielbeschäftigte und vielgereiste Mann, bei seinem erweiterten Gesichtskreise, seiner Vertrautheit mit den Bedürfnissen der Zeit, welche keine Zeit hat zur Poesie, konnte nicht umhin, alle jene arbeitsamen, seßhaften und mit dem eigensinnigen Etwas, das man Talent nennt, behafteten Poeten und Schriftsteller, Philosophen und Historiker als verdächtige, tadelnswürdige, der kritischen Zurechtweisung oder Verdammung verfallene Leute anzusehen. Demnach bedauert Laube die schwäbischen Dichter, vorzüglich Uhland, daß sie im kleinen Thale eingefriedigt wohnen, daß sie nur das Nächste erblicken, aber nichts was jenseits ihres Horizontes liege. Er findet, daß die Erbschaft der

Digitized by Google

deutschen Denker aufgebraucht sei, auch die Immanuel Kants, dessen Mantelröckchen aus der Mode gekommen wäre. Er bricht den Stab über Immermann, der sich den Modernen, „den jungen, wilden Söhnen Goethes", nicht anpassen könne. Er fällt grimmig über Tieck her, welcher lange für das Haus Schlegel & Co. und für die christliche Romantik gearbeitet, sein ganzes Leben hindurch nur getändelt, nie gewußt, was er gewollt, und nie gewollt, was er gewußt habe. Zwar zu einem feinen Geschmacksrichter habe Tieck Schärfe, Geist und Laune genug mitgebracht, leider jedoch habe er es vorgezogen, unter den quälendsten Gichtschmerzen Gedichte zu fabriciren und so die Lüge durch alle Stadien durchzumachen. Varnhagens Stil bewitzelt Laube als einen Cölibatstil und von dem Autor sagt er, daß ihm das fortreißende und schaffende Leben mangle. Spindler wieder habe keine Dreistigkeit im Erfinden. Das Aeußerste jedoch an Literaten-Rothwälsch ist Laubes Definition des „Modernen". Ueber das tiefere Wesen der modernen Dinge zu reden, sagt er, komme denjenigen Herren wahrlich nicht zu, die nichts von den Schicksalen, den wenigen Freuden, den vielen Leiden unserer jungen Welt wußten. In der Ironie sei das Wesentliche angedeutet. „Man kann seine Unzulänglichkeit fühlen, aber nicht mit dem Tragödientroste: es ist gerecht, nothwendig, daß du erliegest! nein, man sagt lächelnd: es ist zufällig, dieser Zufall liegt aber in höheren historischen Gesetzen, welche noch nicht allgemein gültig geworden, liegt darin, daß ich vielleicht um eine Stunde zu früh ausgegangen bin, eine Kleinigkeit hat zum Gelingen gefehlt und es ist ein Lächerliches neben diesem großen Unglück." Das ist das Moderne! Im Uebrigen seien „Ennui und Langeweile" moderne Erscheinungen. Die Franzosen nannten diese modernen Erscheinungen bekanntlich le mal de René; es werden sich aber vermuthlich schon früher einige Subjecte auf der Erde gelangweilt haben. Ennui und Langeweilen würden vorübergehen, so tröstet uns Laube, wenn die angeregte Zeit auf irgend eine Weise erfüllt sei. Aber einweilen seien sie da, und die Literatur, das Gedankenbuch der Geschichte, müsse Zeugniß davon ablegen. Daß ein solches Zeugniß seine Reisenovellen sind, dies wird dem „jungen, wilden Sohne Goethes", dem gähnenden Laube Niemand streitig machen, der sie hat lesen müssen oder auch nur darin geblättert hat.

Hier einige Proben: Da liegt der Sonnenschein, innerlich lachend, weit und breit auf den Dächern; da „schleicht" in den halbkahlen Kopf Rumohrs „richtig und tief die Stirn hinein" und auf der Stirn sind alle die glatten Gedanken seiner Schriften zu sehen — „das kleine Volk spielt Ecarté unter sich;" da werden in einer Parallele zwischen Heine und Chateaubriand dem erstgenannten zwei Vorzüge zugesprochen, die der Andere selbst dann nicht erreichen könnte, wenn er noch einmal an den Jordan reisen würde: „er ist witzig und hinkt nicht. Palästina war immer poetisch, aber niemals witzig,

Digitized by

der Witz ist unchristlich und der Teich Bethesda ist vertrocknet." Da wird Böhmen eine der besterhaltenen Barrikaden aus der Revolution der Erde genannt, und über eine blasse Engländerin, die Laube in der Glyptothek gesehen, bemerkt, daß sie unpartheiische, große, blaue Augen habe. Unter den Versicherungen, die uns Laube ertheilt, vernehmen wir diese: daß er Goethe niemals geliebt habe, so wenig als den Jupiter — daß ihn der Don Quixote nie amüsirt und er seinen Freunden nie geglaubt habe, wenn sie das Gegentheil sagten; daß er hingegen Henry Heine liebe, „dem ein schönes Wort mehr gelte als ein gutes und der deshalb die Monarchie liebe."

Solchergestalt ist wohl unsere Sprache noch nie mißbraucht, kecker und selbstgefälliger der Unsinn zu keiner Zeit durch die Literatur getaumelt. Aus Laubes dreibändiger Literaturgeschichte, die er leichtsinnig und fremdes Eigenthum nicht schonend zusammengepfuscht hatte, ließe sich eine noch stattlichere Beispiellese an hohlen Sätzen anlegen, als bei den Charakteristiken und Reisenovellen versucht worden. Auf alle Fälle bleibt ihr, wie Gutzkow meinte, das Verdienst unbenommen, darin nach charakteristischen Zügen in dem Material gestöbert zu haben: ob Wolfram von Eschenbach lesen und schreiben konnte, was Hans Sachs gerne zu Mittag gegessen, wieviel Paar Stiefel Jacob Böhme in seinem Leben besohlt hat.

An dem butterweichen Theodor Mundt können wir rasch vorüber gehen. Seine Wally war eine Madonna, wie er euphemistisch ein gesunkenes Mädchen nannte, sein Phönix hieß der Freihafen, seine Reisenovellen trugen den Titel: Spaziergänge und Weltfahrten. Auch er hielt, gleich Wienbarg, dem verbuhlten und verwitzelten Deutsch der neuen Literaten eine Standrede, auch er bezeichnete die Demokratie als das heilige Räthsel der Zukunft, auch er streute dem Verfasser der Reisebilder, nachdem er ihn schon einmal zu den Todten geworfen, Myrrhen und Weihrauch. Ueber ihn spricht er unter Anderem auf nachstehende Weise: Heine nehme zu den Principien oft dieselbe Stellung ein, wie die Katze zur Maus, indem er in den anmuthigsten Bewegungen so lange damit herumspiele, bis er endlich irgend einem Grundsatz den Kopf abbeiße und wieder mit Anmuth und aus Witz. Was man noch zu wenig an Heine bemerkt habe, daß sei trotz alles Unstäten und Unruhigen die unendliche Ruhe in ihm, „die bei ihm einen seltsamen Uebergangspunkt andeutet, auf dem sich die moderne Blasirtheit wieder in die poetische Götternatur zurückzubilden versteht." Ueber die Giraffe im jardin des plantes zu Paris sagt Theodor Mundt folgendes: „Die Giraffe ist die kunterbunte Zeit selbst, in ihrem Schein und Sein, in ihrem Alles und Nichts, in ihrem gaukelnden Formenwechsel, in ihrer lächerlichen Durcheinandermischung widerstreitender Gebilde . . . Was Einem die Giraffe gewährt, ist ganz und gar etwas Anderes, als was Elephanten, Bären, Löwen, Condors . . zu gewäh-

Digitized by Google

ren vermögen. Diese Ausbeute für das Herz, für das Gemüth, für das Verständniß der ganzen Zeit kann man nur der Giraffe abgewinnen, denn sie allein trägt in ihrer ganzen Gestaltung jenes unnennbare und anheimelnde Etwas an sich, welches man das Moderne nennt . ."

Gutzkow hätte nicht der sich rasch orientirende Verstand sein müssen, um diese rohe, ungebildete, mit meskiner Begabung aufgestutzte Richtigkeit bald zu durchschauen. Er war angewidert von Laubes Reisenovellen, in welchen, wie er sagt, die still rieselnde, fast tröpfelnde Weise Heines vom Schüler stromweise vergossen werde. „Mit einer Sündfluth von Renommisterei wurde man fortgeschwemmt. Liebesabenteuer rechts und links, im Postwagen, in der Passagierstube, im Bade, in der Kirche, auf der Straße, in Winkeln, überall Liebe; Liebe mit den Fingerspitzen, Liebe mit den Knien, Liebe im Schlafe, Liebe in Haarwickeln, Liebe in Schlesien, Dessau, Braunschweig, Leipzig, Carlsbad, Töplitz, München, Tyrol, Italien, Steiermark, Wien, Prag, Liebe überall, aber nur — für Einen! Für H. Laube! . ." Nachdem Gutzkow die Verwandlung der Laubeschen Schriftstellerei aus der Libertinage in das Vornehmelnde sarkastisch geschildert hat, ferner das zu Tode hetzen des Ausdrucks Modern, was Laube nicht nur im Ausschnittladen sehe, sondern auch in Sitte, Kunst, Wissenschaft und in den höchsten Gesetzen, geht er auf dessen Vortragsweise über und fällt alsdann dieses Gesammturtheil. „Laube ist nicht tief, nicht schöpferisch, er hat über keine große Prädestination zu gebieten, er würde ohne Heine, ohne Börne, ohne Varnhagen ein gewöhnlicher Romanschriftsteller à la van der Velde geworden sein: ein Breslauer Journalist oder vielleicht ein mittelmäßiger Dramendichter. Die Vornehmheit steht dem Reichen schön: beim Armen ist sie eine Grimasse. Außen Sammt und unten ein zerrissenes Hemd. Komödiantenwirthschaft . . . Seine Novellen, Skizzen und Romane drehen sich alle um dieselben Angeln; die Frauenbilder meist üppige, kokette, den Männern sich anbietende Gestalten, gleichen sich zum Verwechseln. Der Pinsel, der sie malt, ist haarig, sein Strich unrein, uneben; der Stil nicht intuitiv, geistreich und flüssig. Den poetischen Reiz desselben verdrängen häßliche, abstracte Worte, als da sind: Zustände, Bezüge, stofflich und ähnliche in Varnhagens Schule gelernte, verallgemeinernde, sprachtödtende Formeln. Es ist nicht ungerecht, daß ich ihn einen goethisirenden Clauren genannt habe."

Theodor Mundt zerlegte er in dessen literarische Bestandtheile, wie einen Körper auf dem anatomischen Theater. Anfänglich habe Mundt die Schriften Börnes vom Hegel-Tieckschen Standpunkte aus bekämpft und darzuthun versucht, daß das Genie keines sei, wenn es nicht auf der Höhe „des in sich selbst gefangenen Gedankens" stehe. Plötzlich habe er kehrt gemacht gegen seine eigenen Ansichten, sich eine Kindertrompete gekauft, seine modernen Zeitwirren und alsdann seine Madonna geschrieben; er sei Sansculotte geworden. Das voll-

Digitized by Google

ständige Register aller socialen Neuerungen habe er auswendig gewußt und in der Madonna ein System derselben entwickelt. Gutzkow gesteht kleinmüthig, die Rehabilitation des Fleisches erst von ihm gelernt zu haben. Nachahmer von Haus aus sei Mundt nach einander mit Kritiken, Novellen, Charakteristiken, Vertrauten Briefen, Reiseberichten erschienen: alles ohne Freude und Trauer, ohne Liebe, Lust und Schmerz. Ein schwerfälliger Schäker, der mit bleiernen Flügeln den Schmetterling spiele, eine nüchterne Natur, die den Trunkenen, ein bedächtiger Mann, der den Knaben agire, ein Tugendhafter, der sich frivol gebärde. Vorne sei sein Satz metaphysisch, hinten frivol, vorne komme die Taglioni, hinten die Weltgeschichte; die Taglioni „tanze Goethe". „So mischt sich immer der alte Literaturkram und die blasse Kathederweisheit in die Reihe Tanzender und Singender; die Musen und Grazien haben einen alten Amor mit verbundenen Augen in ihrer Mitte und spielen Blindekuh und Gänsedieb mit ihm. Nein! entweder sei ein ganzer Heine oder ein Professor! Die Mischung von beiden ist häßlich und langweilig." Gewiß eine köstliche Schilderung.

Furchtlos attakirt aber Gutzkow auch die Neuen Gedichte Heines; welche den Bouvelardsschönen Hermen errichten. „Nennen Sie mir eine Nation", heißt es in einem offenen Briefe an Heine, „nennen Sie mir eine Nation, die solche Sachen in ihre Literatur aufgenommen hat! Wer hat in England, in Frankreich dergleichen zum Jocus der Commis herausgegeben? Gedichte, die man sich vorliest in Tabaksqualm, bei ausgezogenen Röcken, in einem gemietheten Zimmer, unter leeren Flaschen, die auf dem Tische stehen! Beranger scheut sich nicht, von einem nächtlichen Besuch bei einer Grisette zu sprechen; aber sagt er: ich habe mich wohl befunden? Spricht sich bei ihm je das Gefühl von Uebersättigung und aufgestachelter sinnlicher Trägheit aus? . ." Sogar zu Epigrammen, denen aber die Spitze wie das rhythmische Gefühl seiner polemischen Prosa mangelte, raffte sich der gegen Heine und dessen stümperhafte Nachahmer erboste Gutzkow auf. Die Zwietracht war also gleichsam im eigenen Hause ausgebrochen.

Fortan galt der literarische Betrieb als der oberste Grundsatz der sogenannten neuen Dichtung; der geschäftliche Umsatz in Redensarten und Declamationen, in Kameradschaft und Eigenlob war der Hauptpunkt geworden. Die virtuose Handhabung des Geschäftlichen hatte Heine gelehrt, der unter hundert Briefen neunzig in seinem persönlichen Interresse schrieb, der jedes Zeitungsblatt ängstlich überwachte, ob die guten Freunde rührig und die Gegner schweigsam seien. Bei Goethe, Schiller, Winckelmann, aber auch bei Ludwig Tieck, Ludwig Uhland, Justinus Kerner war die poetische oder schriftstellerische Leistung eine von dem Verlag und der buchhändlerischen Verbreitung derselben ganz und gar getrennte Sache. „Wir kämpfen für Vollkommenheit

Digitized by Google

eines Kunstwerkes in und an sich selbst; jene denken an dessen Wirkung noch außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht bekümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Kolibri hervorbringt." So lauten einige Briefzeilen Goethes an Zelter. Bei den Neuen, den Modernen hingegen fielen Production und Leipziger Messe schon im Entwurf zusammen; das Erste war ohne das Zweite hier kaum denkbar. Der jungdeutsche Schriftsteller illustrirte was Karl Rosenkranz über Reinholds Schreiblust bemerkt hat: „Er hat immer schon geschrieben, er ist schon gedruckt, bevor er noch gedacht hat." Mit Politik und Gesellschaftsmoral, mit Demokratie und Volkswohl hatten die Zöglinge der Julirevolution begonnen, bei Bücherkritiken und Persönlichkeitsfehden, Belletristenarbeit und Journalgezänke waren sie angelangt. Wenn wir Heine als geistige und dichterische Potenz gebührendermaßen von den Literaten jener Tage trennen, so werden wir über diese sagen müssen, daß die angeblichen Erneuer unserer Literatur nichts hervorgebracht haben, was in seinen Anregungen nachhaltig und was in der Form durchgebildet gewesen wäre. Die überhinhuschende Kritik hatte an pointirter Handfertigkeit, der politische Correspondenzbericht an perfider Gewandtheit gewonnen, aber weder der künstlerischen Gestaltung, noch der Schönheit oder Klarheit der Sprache war ein bedeutsamer Vortheil erwachsen. Vielmehr schreibt sich seit jener Zeit neben der Respectlosigkeit im Urtheilen die Haarkräuslergalanterie und Tanzmeister-Nonchalance im Ausdruck her, sowie die plumpe Wahldienerei gegen den Tag und das lächerliche Schlagwort Modern. Auch die damals aufgekommene Unart, welche Klaus Groth hervorhebt: eine physische oder moralische Eigenschaft nicht dem Menschen direct, sondern einem Accidens an ihm beizulegen, z. B. ein Mann mit einem gutmüthigen Hute, dieses Ausdrucksmittel unsinnlicher Schriftsteller, ist noch heutzutage der beliebte Behelf jener Leute, welche vom Geist im Stiche gelassen, das Prädikat des Geistreichen ansprechen und erhalten. Die Reformatoren der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts sind Verwüster unserer Gesittung und unserer Sprache gewesen.

Jeder ernste, auf das Wesentliche gerichtete Kopf mußte diese neue Literatur ablehnen. Immermann, der bei seinem Aufenthalt in Hamburg Gutzkow und Wienbarg kennen gelernt und die Beiden „ganz menschlich und tactvoll" gefunden hatte, bemerkte, daß er über das Rasche, Heftige, Factieuse ihres ganzen Thuns und Treibens nach wie vor unverblendet sei. Tieck, der mit Humor und feiner Lebensart, aber dabei nichts weniger als stachellos in seinen Novellen: Die Vogelscheuche, Der Wassermensch, Liebeswerben die junge Schule verspottet und verurtheilt hatte, äußerte in seinem Alter gegen Rudolf Köpke, daß ihm nichts sein Lebenlang verhaßter gewesen, als der absprechende Ton des Systems, das mit Allem fertig sei, als die Eitelkeit jener Herren, ihr rohes Zerstören, ihre Opposition, die nur sich selber wolle. Grillparzer meinte:

Digitized by Google

diese junge Schule habe bei aller Verächtlichkeit eine löbliche Eigenschaft, eine wenn auch täppische Geradheit nämlich. Sie sei frech, wie das Zeitalter, irreligiös, wie die in Selbsttäuschung und Heuchelei befangene Religion der Zeit. Insofern also, setzt er hinzu, wäre sie allerdings als eine Art Pferdecur zu gebrauchen gewesen. „Beobachten Sie einmal", schrieb der junge Otto Ludwig an seinen Freund Schaller, „das junge Deutschland, welches jetzt die Krone deutscher Literatur repräsentirt. Sie fingen im Politischen an, warfen, mit Wolfgang Menzel im Bunde, Goethe aus der Literaturgeschichte hinaus, das will sagen, sie wollten; darauf sattelten sie plötzlich um und bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Senior? Der Goethe, den sie erst verfolgt, sie denuncirten nun den Menzel, wie vorher den Goethe, und zwar des Verbrechens, das sie selbst mitbegangen. Menzel hatte Tieck unendlich angebetet, ihre Literaturgeschichte tritt nun Tieck in den Boden. Warum? — Weil ihn Menzel gelobt hatte . . . . man tadelt nicht das Buch, sondern die Persönlichkeit des Autors, man tadelt diese Persönlichkeit nicht, man sucht sie zu vernichten. Die Poeten sind keine geborenen, es sind geborene Politiker, Volksredner, Glücksritter, eine Rotte Bilderstürmer, die aus der ausgeplünderten Kirche kommend sich und Andere mit den Bilderrahmen um die Köpfe schlagen. Die Literatur ist wirklich ein Markt geworden. Und es ist nur komisch, wenn unsere Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen, als gingen sie in den Tod . . . Der Dichter, der nicht mit in das Weckhorn bläst, der ist ein Märtyrer heutzutage, denn von ihm kauft kein Verleger etwas . . ."

Dieses aber waren stille Stimmen; Ansichten und Proteste, dem Tagebuch oder dem Briefe anvertraut. Die lauten Stimmen, die vernehmlichen Proteste kamen von einer anderen Seite, aus den Hallischen, später Deutschen Jahrbüchern, welche Arnold Ruge, mit Echtermayers, Ludwig Feuerbachs und Bruno Bauers Unterstützung leitete. Nur nebenher wurden die Hiebe auf die neuen Schriftsteller ausgetheilt, aber ausgiebige, wuchtige Hiebe. Ruge nannte das junge Deutschland eine haltlose, zu frühzeitig geborene Frivolität, die einzelnen Schriftsteller, sagte er, seien vom Princip der Opposition abgefallen, hätten sich der Gewalt unterworfen (was bei Laube und Mundt allerdings der Fall war), hätten kleinliche persönliche Streitigkeiten eröffnet und durch keine durchgreifende That gewußt, der Kunst oder der Sache der Freiheit ihren Namen theuer zu machen. „Sie sind Personen, welche die Literatur zum Geschäft und ihre persönliche Geltung zum Zwecke haben." Als Gutzkow replicirte, da spielte Ruge auf dessen Erwerb an, dem er ausschließlich diene, und auf den leeren Geldbeutel, der die Blasirtheit der jungdeutschen Subjecte verschuldet habe. Menzel nannte er den Oberphilister, der auf der Tonleiter seines gemeinverständlichen Dudelsacks nur zwei Wörter habe:

Digitized by Google

Moral und Vaterland; einen Strohkopf, dem beide Kategorien nur wüste Interjectionen seien. Echtermayer wieder wies im Detail nach, daß Laube in seiner Literaturgeschichte vom Plagiat lebe, wo er sich nicht mit dem Ertrage seiner seichten Einfälle begnüge. Der Frontangriff der Jahrbücher jedoch warf sich fürs Erste auf die religiösen Schanzen und Pallisaden, namentlich in Preußen, und der Kampf wüthete gegen die „katholischen und protestantischen Jesuiten", gegen die Jarcke in Wien, Görres und Philipps in München, Leo in Halle, Radowitz in Berlin, wie gegen die Priesterpartei der Evangelischen Kirchenzeitung Hengstenbergs. In seiner Charakteristik der „letzten zehn Jahre" sagt Ruge: „Es war nöthig, daß die Bewegung, die Parteiung, der Zweifel, die Kritik, das Gefühl der Freiheit, im Gegensatz zu dem offiziellen Tode Deutschlands aus den Reihen der Gelehrten selber hervorging und die soliden Wälle dieser schweren Köpfe mit dem groben Geschütz der Philosophie und Gelehrsamkeit halber umstürzte." Immer habe der Localgeist irgend einer Universität, immer eine fertige Farbe die gelehrten Zeitungen beherrscht, nie vorher sei eine Redaction oder ein Kreis von Mitarbeitern kühn genug gewesen, die Kritik der prüfenden Zeit selbst ans Ruder zu stellen. Dieses wäre der Vorzug der Jahrbücher. Bald aber zwang sie Preußen, die religiöse Kritik abzubrechen, und nun eröffneten sie eine Uebersicht und Beurtheilung der literarischen Romantik, betitelt; „Protestantismus und Romantik, ein Manifest." Unter dem Gesichtspunkte des Rückfalls von der Aufklärung wurde darin die deutsche Geistesentwickelung der letzten fünfzig Jahre aufgefaßt. Hegels Lehre, schon im Meister weltlich, triefte bei Ruge vollends von irdischen Zwecken. Er nannte dies die letzten Consequenzen ziehen. Nicht ohne Witz zerfaserte er die altfränkische Collectaneengelahrtheit, welche die wissenschaftlichen Recensionen der Professoren füllte, die behagliche Philologie, welche aus dem Zettelkasten ihre Kräfte sog, die Excerpten-Hänse und Probenreiter. Mit gutem Fug riß er jenen Romantikern die Larve vom Gesicht, welche ihre dichterischen und wissenschaftlichen Neigungen für das Mittelalter zu Hof- und Kirchenzwecken gemißbraucht hatten. Aber er macht keinen Unterschied zwischen den hyperidealen Leistungen, aus denen der gesunde Menschenverstand ausgestoßen worden war, und jenen, welche das leuchtende Merkmal der Dichtung trugen. Er leugnete den Tiefsinn, wenn dieser ein gläubiges Gemüth zur Quelle hatte, er beschimpfte das Talent, wenn es in einer Region waltete, welche nicht die seinige war. „Die Tiefen, die Ueberschwänglichen, die Unergründlichen, die Jacobi, Hamann, Jean Paul, Schlegel, Tieck und vor Allen Novalis und Schelling mußten ans Licht gezogen und in ihrer Blöße dargestellt werden. Die Aufsätze gegen die Romantik wurden in einer wesentlich politischen Absicht geschrieben." Das sind Ruges eigene Worte. Der Fledermisch Nicolais, welcher unsere Classiker verfolgt hatte, um dann in die Hand

Digitized by Google

Schlegels zu gerathen, der wieder die Aufklärer zu Paaren trieb, war nunmehr in den Besitz Ruges gekommen, welcher die Romantiker zu vertilgen trachtete. Lauter hochwichtige Ereignisse, wenn man nämlich den Literaturgeschichten glauben will, aber lauter gleichgültige Vorgänge in der Geschichte des menschlichen Geistes, wenn man sie mit den Augen Kants oder Goethes ansieht. Der beherzte und seiner Haut sich wehrende Gutzkow, indem er sich jetzt zu den vernünftigen Anwälten der Romantiker schlug, sagte dem spectakelnden Denker gerade heraus, daß dieser den Begriff des Protestantismus so zu Tode hetze, wie Nicolai einst den Begriff der Aufklärung; es sei leicht behauptet, die Hegelsche Vernunft habe die Romantik und dergleichen in sich aufgenommen und auf eine höhere Stufe verklärt; aber es sei eitel Ruhmrednerei. Vorn wollten sie ein Utopien voll lachender Real- Ideal-Durchdringung geben und hinten seis doch nur Hinterpommern mit seinen Mehlklößen. Man merke es dem Gesindel an, daß es die Poesie aus Kartoffeln erst herausschälen müsse und daß es keine Berge gesehen habe. Nichtsdestweniger behielt Ruge einstweilen das letzte Wort und die Unterdrückung der Jahrbücher durch die sächsische Regierung (ein Weltereigniß, wie sich Ruge einbildete und noch bis auf den gegenwärtigen Tag einbildet), verlieh seiner Persönlichkeit einen erhöhten Anwerth bei dem freisinnigen Publicum. Immerhin hat er politisch ungleich größere Wirkungen ausgeübt als die jungdeutsche Belletristenschaar, deren politische Bestrebungen ebenso unzulänglich waren, wie ihre dichterischen Fähigkeiten und Leistungen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Der bernische Kirchenstreit und die Bundesversammlung. Schulfragen. — Unser letzter Bericht hatte den leider viel genannten Streit, der fast etwas langweilig zu werden drohte, bis auf den Punkt begleitet, wo er allerdings ein interessanteres, aber auch ein für die Ruhe der ganzen Schweiz etwas bedrohliches Aussehen gewann. Wir hatten vorausgesehen, daß der Conflict, in den die bernische Regierung mit dem Bundesrath gerathen war, eben darum schwerlich den höchsten Grad von Ernst erreichen konnte, weil dies allzu bedenklich gewesen wäre, und es war auch vorauszusehen, welcher Theil schließlich in der Hauptsache Recht bekommen sollte; aber die Verhandlung dieser Frage vor dem Forum der Bundesversammlung mußte jedenfalls ein Schauspiel darbieten, dergleichen selten vorkommen, und man durfte ein wenig gespannt darauf sein, welchen Ausweg

Digitized by Google

und welche Form man finden würde, um auch dem Kanton Bern, deſſen Ehre dabei engagirt war, einen leidlichen Rückzug zu ſichern. Es iſt nun bereits bekannt, daß der „Sturm in einem Glaſe Waſſer", (wie man politiſche Bewegungen der Schweiz im Verhältniß zu europäiſchen Fragen früher wohl gelegentlich zu nennen beliebte) auch dies Mal ohne Schiffbruch verlaufen und daß ſeither völlige Ruhe eingekehrt iſt; aber jenes „Glas Waſſer" war ja zuweilen vielmehr ein ſogenanntes „Wetterglas", an deſſen leicht empfindlichem und beweglichem Queckſilber europäiſche Stürme ihr Herannahen voraus verkündet hatten, und wenn auch dieſes Mal nichts Aehnliches zu erwarten ſteht, ſo kann das Ausland, und zunächſt das deutſche Reich, an dieſem Beiſpiel wenigſtens erkennen, wie überhaupt politiſche Fragen in der Schweiz behandelt werden; für das Land ſelbſt aber war der Verlauf dieſer Angelegenheit eine Probe ſeiner neuen Verfaſſung, lehrreich und fruchtbar in mehr als einer Beziehung. Wir ſind übrigens um ſo mehr darauf angewieſen, die Entſcheidung des berniſchen Kirchenſtreites durch die Bundesverſammlung zum Hauptgegenſtand unſeres diesmaligen Berichtes zu machen, da die übrigen Tractanden der Bundesverſammlung in ihrer Juniſitzung zwar keineswegs unwichtig waren, aber zum Theil unerledigt geblieben und auf eine Fortſetzung im Herbſt vertagt, andere Ereigniſſe aber ſeither nicht vorgekommen ſind, da der Hochſommer auch bei uns bekanntlich mehr Feſten und Privatvergnügungen als ſtrenger Arbeit im Staatsweſen gewidmet iſt.

In den erſten Tagen des Monats Juni hatte — woran wir unſere Leſer werden erinnern müſſen — die Regierung von Bern gegen den Beſchluß des Bundesrathes, der ſie „einlud" (d. h. aufforderte) in der Friſt von zwei Monaten den Ausnahmszuſtänden im Jura (d. h. der Verbannung der dortigen römiſch-katholiſchen Prieſter) ein Ende zu machen, Recurs an die Bundesverſammlung erhoben, zugleich aber den großen Rath des Kantons einberufen, theils um jenen Schritt beſtätigen zu laſſen, theils um das von ihr berathene und vorgeſchlagene „Geſetz, betreffend Störung des religiöſen Friedens" zur erſten Leſung zu bringen. Dieſes Geſetz ſollte einerſeits beweiſen, daß es der Regierung überhaupt Ernſt damit war, im Jura geſetzlich geordnete Zuſtände herbeizuführen und dadurch dem Anlangen des Bundesrathes nachzukommen, andererſeits aber auch das Anſehen des Staates und die öffentliche Ruhe, gegenüber den zurückgekehrten Prieſtern, wenn ſie ihren Widerſtand und ihre Agitationen erneuern würden, zu ſichern. Das genannte Geſetz iſt allerdings ſtreng und ſcharf abgefaßt und es iſt möglich, daß gegen daſſelbe, wenn es angenommen und in Wirkſamkeit geſetzt ſein wird, neue Recurſe erhoben werden, weil es die von der Bundesverfaſſung gewährleiſtete Freiheit des Cultus einſchränke; aber die Regierung konnte nach allem Bisherigen für einmal wirklich nicht mehr thun. Daß ſie gegen den Bundesrath recurrirt

Digitized by Google

hatte, wurde von der öffentlichen Meinung anderer Kantone im Ganzen nicht günstig beurtheilt, obwohl keineswegs eine Auflehnung gegen die höchste Behörde, sondern nur die Benutzung eines Rechtes vorlag. Bemerkenswerth war unter Anderm die Haltung des Kantons Waad, der sonst der eifrigste Verfechter der Kantonalsouveränetät war, dessen Presse nun aber einstimmig für die Bundesautorität gegenüber dem (von Waad noch immer etwas mißtrauisch und eifersüchtig angesehenen) Kanton Bern sich aussprach. Uebrigens war auch dieser in sich selbst nicht ganz einig, denn als es sich darum handelte eine Volksversammlung in Bern zu veranstalten, welche das Verfahren der Regierung gut heißen und unterstützen sollte, wurden zahlreiche Stimmen laut, welche von diesem Schritte abriethen. Schließlich wurde mit geringer Mehrheit beschlossen, die Volksversammlung abzuhalten, aber sich dabei eines ursprünglich beantragten Protestes gegen den Bundesrath zu enthalten und sich auf ein Zutrauens- und Zustimmungsvotum für das Verhalten der Regierung im Allgemeinen zu beschränken. In diesem Sinne sprach sich denn auch das am 13. Juni in Bern versammelte „Volk", d. h. der dabei anwesende verhältnißmäßig kleine Bruchtheil desselben aus; die Versammlung verlief ruhig und würdig, aber ohne fühlbare Wirkung; denn Niemand glaubte, daß die bereits in Bern sitzende Bundesversammlung durch eine solche Demonstration sich irgendwie beeinflussen lassen werde, und das „Volk" hatte sich durch den wenige Tage vorher versammelt gewesenen Großen Rath bereits für das neue Gesetz und den Recurs ausgesprochen, übrigens mit ausdrücklicher Unterwerfung unter den Entscheid der Bundesversammlung. Die Regierung von Bern hatte ihren Recurs mit einem ausführlichen Memorial begleitet, in welchem die kirchlichen Zustände des Jura bis auf die letzte Zeit dargelegt und auf Grund derselben das Verhalten der Regierung gerechtfertigt wurde. Daß jene Zustände in hohem Grade schwierig seien, konnte Niemand leugnen, auch glaubte Niemand, daß dieselben durch die Rückkehr der ausgewiesenen Geistlichen und das neue Cultusgesetz werden gebessert werden, sondern es handelte sich um eine formelle staatsrechtliche Frage. Der § 44 der neuen Bundesverfassung vom Jahre 1874 verbietet den Kantonen, Bürger aus ihrem Gebiete zu verbannen. §. 50 giebt den Kantonen, sowie dem Bunde das Recht, zur Handhabung der öffentlichen Ordnung und des Friedens unter den Angehörigen der verschiedenen Religionsgenossenschaften die geeigneten Maßnahmen zu treffen. Nun war die Frage, ob diese letztere Bestimmung den Sinn und die Kraft haben könne, die des § 44 unter Umständen aufzuheben. Die Regierung von Bern anerkannte, daß die unter der früheren Bundesverfassung erlaubt gewesene Ausweisung der Geistlichen (als Kantonsbürger) unter der neuen Verfassung (§ 44) nicht fortbestehen könne; sie hatte sich auch bereit erklärt, dieselbe wenigstens allmählich zurückzunehmen, so bald auf anderem Wege (durch das Cultusgesetz) der Wieder-

Digitized by Google

holung von Unruhen (durch die Rückkehr der Geistlichen) vorgebeugt sei; aber die Bestimmung des Zeitpunktes, glaubte sie, sei zunächst ihr anheimgestellt, und wenn Bestimmungen, wie die des § 44 unbedingt gelten sollten, so wären die des § 50 illusorisch, dessen „geeignete Maßnahmen" auch zeitweise Aufhebung von verfassungsmäßigen Rechten inbegreifen müssen. Der Bundesrath seinerseits hatte sich vor Allem verpflichtet geglaubt, das in § 44. niedergelegte Princip unbedingt zur Geltung zu bringen, wobei natürlich die Ansicht waltete, dasselbe könne durch § 50 nicht eingeschränkt und es könne auch nicht dem Belieben einer Kantonsregierung oder allerlei Zufällen überlassen bleiben, das in Kraft Treten eines verfassungsmäßigen Rechtes zu verzögern. Im Grunde war die Differenz nicht allzu groß, und wenn der bernischen Regierung mit einigem Rechte vorgeworfen wurde, sie habe allzu lange gezögert, dem Ausnahmszustand ein Ende zu machen, so konnte andererseits nicht bestritten werden, daß die vom Bundesrath gesetzte Frist von zwei Monaten nicht ausreichte, da nach der bernischen Verfassung das neue Cultusgesetz erst im Herbst in Kraft treten konnte.

Diese verschiedenen Gesichtspunkte fanden denn auch Geltung bei der Commission des Nationalrathes, welche die Streitfrage zunächst zu prüfen hatte und zu dem Schlusse kam, dem Begehren einer längern Frist von Seite Berns sei zu entsprechen, dagegen sei für alle Zukunft daran festzuhalten, daß die in § 50 der Bundesverfassung bezeichneten Maßregeln kein ausnahmsweises Recht begründen, sondern sich innerhalb der übrigen Bestimmungen des Grundgesetzes zu bewegen haben, und wenn durch unvorhergesehene Nothlagen ein Kanton sich zur Ergreif ung außerordentlicher Maßregeln gezwungen sehe, so komme den Bundesbehörden das Recht zu, über die Zulässigkeit und die Dauer derselben endgültig zu entscheiden. Die constitutionelle Frage über das Verhältniß der §§ 44 und 50 wurde gleichzeitig auch von dem Professor des Staatsrechtes an der Universität Bern, Herrn Dr. Samuely, in gleicher Weise wie von der Commission des Nationalrathes beantwortet. Damit war das theoretische und praktische Hauptinteresse der Frage erschöpft, obwohl die Verhandlung derselben im Nationalrathe selbst noch manche bemerkenswerthe Beleuchtungen einzelner Punkte veranlaßte.

In der Discussion wurde von mehreren Seiten zwar das Bestreben der Commission, den Streit innerhalb der liberalen Partei zu vermitteln, anerkannt, dagegen die Nothwendigkeit, eine Auslegung des § 50 zu geben und insbesondere die Annahme von Nothlagen, welche ausnahmsweise Maßregeln rechtfertigen sollen, als unstatthaft bestritten. Die katholische Partei, welche fast durchweg als ultramontan bezeichnet werden muß, verfocht einseitig den Beschluß des Bundesrathes, ein Zeichen, daß dieser jedenfalls sehr unparteiisch gewesen war; übrigens hatte er sich nachträglich zur Verlängerung der Frist

Digitized by Google

bereit erklärt, wofür die Katholiken nicht stimmen wollten. Bundesrath Welti erklärte, der Bundesrath habe wohl gewußt, daß seine Haltung den Schein erwecken konnte, als wäre er dem Ultramontanismus günstig; aber er stelle die Aufrechthaltung der Verfassung höher als wohlfeile Popularität. Kirchenpolitik habe er nicht zu treiben, die Garantie der individuellen Rechte der Bürger stehe über religiösen Streitigkeiten und der kleinste Artikel der Verfassung sei mehr werth als der ganze Streit zwischen Alt- und Neukatholiken! Der Bundesrath lasse sich weder von Berlin noch von Rom aus beeinflussen und der Schweiz komme gerade in diesen Händeln eine hohe Aufgabe zu, die weder in Berlin noch in Rom erfüllt werden könne. Uebrigens sei es ein eigenthümliches Schicksal, daß gerade die Ultramontanen zu ihrem Schutze sich auf die Cultusfreiheit berufen müssen, die sie doch sonst verdammen; diese Thatsache wiege unendlich schwerer, als die Ausweisung einiger Priester. Nothlagen können allerdings eintreten, aber nur im alleräußersten Falle sollen sie die Verfassung außer Kraft setzen. — Schließlich wurde der Antrag der Commission mit 96 gegen 29 Stimmen unverändert angenommen.

Die Behandlung der Frage im Ständerath bot nichts wesentlich Neues; war aber ziemlich lebhaft, da die Vertreter der katholischen Kantone der Regierung von Bern vorwarfen, sie habe durch Gewaltmaßregeln den Nothstand im Jura selbst verschuldet; worauf natürlich von der andern Seite das friedestörende Treiben der verbannten Priester ins Licht gesetzt wurde. Der Entscheid fiel schließlich ebenso aus wie im Nationalrathe.

Damit ist die staatsrechtliche Seite der Frage für einmal abgethan; daß aber die kirchlichen Zustände des Jura nunmehr geordnet seien, ist keineswegs anzunehmen. Eine gründliche Heilung des Uebels verspricht man sich nur von der allmählichen Wirkung der Volksschule, welche durch § 27 der neuen Bundesverfassung ausschließlich unter Leitung des Staates gestellt ist. Unstreitig muß eine solche Volksschule dazu beitragen, die Herrschaft der Priester und des von ihnen genährten Aberglaubens zu untergraben; aber gerade wenn die Schule, weil vom Staat organisirt, sich den religiösen Bekenntnissen gegenüber indifferent halten soll, wird sie nicht die Macht haben, den unmittelbaren Einfluß, den die Kirche mit ihren eigenthümlichen Mitteln auf die Gemüther der Erwachsenen ausübt, zu überwinden. Man überschätzt auch sonst die Leistungsfähigkeit der Schule, resp. der Volksschule mit einer immer noch beschränkten Zahl von Jahren und Stunden, und der alte Streit zwischen Staat und Kirche wird nicht auf dem Boden der Schule allein ausgefochten werden, sondern er wird durch sie nur noch verschärft und in den Schoß der Familie hineingetragen, wo die Autorität der Lehrer mit der elterlichen und priesterlichen in doppelt schwere Conflicte gerathen muß. Man kann die Kirche nicht durch die Schule, sondern nur aus dem religiösen Leben selbst reformiren;

Digitized by Google

die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts hat die Volksschule geschaffen, ist also nicht erst von ihr geschaffen worden. Man vergißt überdies, daß auch die staatliche Leitung der Volksschulen nichts heißt, wo die Regierung selbst ultramontan gesinnt ist. Am gefährlichsten aber für die gehoffte Regeneration drohen die Privatschulen zu werden, in welche alle conservativen und reactionären Elemente sich flüchten können. Freilich kann der Staat auch über diese sich ein Aufsichtsrecht vindiciren, aber er kann doch nur verlangen, daß sie in den weltlichen Unterrichtsfächern dasselbe leisten, wie die öffentlichen Schulen, die Controle ist hier schon schwieriger, und wenn der Staat auch den Religionsunterricht, der in Privatschulen ertheilt wird, überwachen und reguliren will, so verstößt er gegen sein eigenes Princip. Ein kleines Vorspiel der Conflicte, die auf diesem Boden zu erwarten sind, bot eben noch die letzte Sitzung der Bundesversammlung, zugleich als Nachspiel zu dem bernischen Kirchenstreit. Es handelte sich um Gewährleistung einer neuen Verfassung des Kantons Luzern. Dieselbe schien unverfänglich bis auf einen Punkt, eben die Priavatschulen, über welche der § 27 der Bundesverfassung nichts Ausdrückliches enthält, und welche daher auch die Verfassung von Luzern dem Staate nicht ausdrücklich unterordnet. Da die gegenwärtige Regierung von Luzern überwiegend ultramontan ist, so durfte man ihr zutrauen, sie wolle darum die Privatschulen begünstigen, da aber noch keine Thatsachen vorliegen, so mußte man sich damit begnügen, daß die Privatschulen jedenfalls den allgemeinen Anforderungen des Bundes an Schulunterricht entsprechen müssen. Solche Fälle werden sich mehren und es wird gut sein, wenn der Bund nächstens seine Anforderungen in einem Schulgesetz, das von vielen Seiten ersehnt wird, genauer ausspricht. An eine Centralisation des Volksschulwesens ist zwar nicht zu denken, sondern zunächst nur an die Feststellung von gewissen Forderungen, welche an den Schulunterricht gemacht werden müssen, weil derselbe in nähern Zusammenhang mit dem militärischen Vorunterricht gebracht worden ist, wie denn auch sämmtliche Lehrer vor Kurzem zu der Rekrutenschule einberufen worden sind, von der sie, wie die Geistlichen, bisher befreit waren. Es handelt sich dabei zunächst um den Turnunterricht, der das natürliche Mittelglied zwischen der eigentlichen Schule und dem Militärdienst werden soll; aber ein Anfang wird Weiteres nach sich ziehen, und daß die Volksschule durch eine Fortbildungsschule ergänzt werden muß, welche die Jünglinge auch in geistiger Beziehung auf den Eintritt in das bürgerliche Leben vorbereiten soll, ist eine dringende Forderung der Zeit im Allgemeinen und der demokratischen Institutionen insbesondere. Die Prüfungen, welche in letzter Zeit mit den Rekruten in Absicht auf Schulkenntnisse vorgenommen worden sind, haben im Allgemeinen sehr ungleiche und keineswegs schon befriedigende Resultate ergeben, besonders in dem Fache der „Vaterlandskunde". Man sieht,

Digitized by Google

daß die Volksschule in ihrem bisherigen Zeitumfang nicht genügt, auch nur die nothdürftigsten Kenntnisse für das praktische Leben allen Schülern mit einiger Aussicht auf bleibenden Besitz und richtige Anwendung derselben einzuprägen; wie sollte sie nun vollends ausreichen, die Kinder in sittlicher und religiöser Beziehung von den Banden der römischen Kirche frei zu machen?

Dies wäre eigentlich Aufgabe des Altkatholicismus, aber die Fortschritte desselben sind ungemein langsam. Die Synode der christkatholischen Gemeinden der Schweiz, welche am 13. Juni stattfand, berieth eine Geschäftsordnung für sich selbst und den Synodalrath, der zugleich gewählt wurde; ferner eine Ordnung für die Wahl und Amtsführung des Bischofs; die letztere wurde auf den Herbst vertagt, bis auf welchen Zeitpunkt dann auch der Synodalrath ziemlich weit gehende Reformvorschläge der Basler Gemeinde vorberathen soll. Es wird sich zeigen, ob man einig und muthig genug sein wird, solche Vorschläge anzunehmen, und ob sich eine Persönlichkeit findet, die sich als Bischof wählen läßt. Wenn dann die ausgewiesenen Priester in den Jura zurückkehren, so werden die dortigen Altkatholiken zu zeigen haben, ob sie die Concurrenz mit den Römlingen auszuhalten vermögen, eine Probe, die ihnen wahrscheinlich schwer fallen wird, aber schließlich doch einzig entscheiden kann.

Aus Berlin. Hermannsdenkmal. Noch einmal die Herzegowina. Berliner Politik. — Der heutige Tag, an welchem die Hülle des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg fällt, lenkt den Blick der Deutschen zurück auf die ersten Tage ihres Wirkens und mit freudigem Stolze wird die gegenwärtige Generation von neuem gewahr, daß die erste That unseres Volkes, von der die Geschichte zu melden weiß, eine That der Freiheit war. Liberator Germaniae ist der erste Ehrentitel, der dem ersten großen deutschen Manne zuerkannt ward. Mir scheint, diese Thatsache ist an sich so bedeutend, daß sie wohl die allgemeine Theilnahme der Nation dem Fest im Teutoburger Walde sichern sollte. Nimmt man noch hinzu, daß jene That der Befreiung gegen den römischen Gegner gerichtet war, der im Laufe einer fast zweitausendjährigen Geschichte in stets veränderter Form stets derselbe Bedränger deutscher Selbstständigkeit gewesen ist, erwägt man ferner, daß die schönsten Thaten unseres Volkes diesem unermüdlichen Kampfe gegen das kaiserliche und päpstliche Rom gegolten haben, bedenkt man endlich, daß wir gerade heute im erneuten Ansturm gegen die römische Unterdrückung begriffen sind, so ist es wohl unzweifelhaft, daß uns die Hermannsfeier ein nationales Fest vom höchsten idealen Gehalte sein muß. Sicherlich wird sie auch so von dem überwiegenden Theile der Nation erfaßt. Aber leider eben nur von dem überwiegenden. Ich will hier nicht darauf hindeuten, daß die

Digitized by Google

Ultramontanen und Socialdemokraten auch bei dieser Gelegenheit grollend oder apathisch abseits stehen. Diese Haltung ist leider fast selbstverständlich. Auch ist es wohl kaum nöthig, besonders hervorzuheben, daß die niederen Volksclassen in Folge ihrer minder entwickelten oder gar gänzlich fehlenden allgemeinen Bildung dem Feste nur einen geringen Grad von Theilnahme widmen. Aber ich meine auch, es sollte Niemanden in dem Verständnisse des Festes stören und beeinträchtigen, daß man von dem Arminius selbst so gar wenig weiß und daß die ganze Geschichte von der teutoburger Schlacht so sagenhaft und so wenig beglaubigt ist. Um so sicherer wird sich die poetische Phantasie des Volkes der Thatsache bemächtigen, daß an der Stelle, wo Hermanns Schwert den Römern das Ziel setzte, heute ein neuer deutscher Kaiser inmitten der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes des alten Reiches Herrlichkeit auf das Neue verkündet, und Anfang und Ende der bisherigen deutschen Geschichte in unmittelbare Berührung zu treten scheinen. Die Gestalt des siegreichen Kaiser Wilhelm auf der Grotenburg dürfte dem dichtenden Volksmunde einstmals nicht minder reizvoll erscheinen als weiland die Gestalt des träumenden Kaiser Rothbart im Kyffhäuser. Ich glaube nicht, daß dem gesunden treffenden Sinne des Volkes die einfach großartige Bedeutung dieser Gegensätze entgehen wird. Ich glaube vielmehr, daß man künftig in Bild und Lied es lieben wird zu feiern, wie die lichtvolle Gestalt auf der Grotenburg vollendete, was der dunkle Schatten in der Tiefe des Kyffhäusers sehnte und dachte.

Weniger poetisch als jene Feier im deutschen Urwalde sind die Dinge, die uns, die wir daheim geblieben sind, bewegen. Die Herzegowina und immer wieder die Herzegowina ist es, welche es sich herausnimmt, unsere wohlverdiente politische Sommerreise in so empfindlicher Weise zu stören. Der Aufstand ist gewachsen, nimmt täglich zu und wird voraussichtlich einstweilen noch größere Dimensionen annehmen. Ich kann indeß nur bei der Meinung stehen bleiben, die ich Ihnen gleich in dem ersten Stadium dieser Angelegenheit entwickelte. Die Sache hat nichts auf sich und wird zu keiner Wiederaufnahme der orientalischen Frage in irgend einer Form führen. Mag der Aufstand sich in der Herzegowina noch so sehr ausdehnen, mögen auch die nächst angesessenen Völkerschaften theilweise zur Parteinahme fortgerissen werden, mögen die Aufständischen noch weitere Siege erringen, das orientalische Fragezeichen wird sich nicht erheben. Die Bewältigung des Aufstandes wird vielleicht noch viel Blut kosten und wird künftig diese ganze Unternehmung sicherlich an sich ebenso bedeutsam wie beklagenswerth erscheinen, aber weitere Folgen in dem Sinne, wie die Welt sie im allgemeinen von orientalischen Erhebungen besorgt, wird sie sicherlich nicht nach sich ziehen. Dafür sorgt das Bündniß der drei Kaisermächte. Noch in diesen Tagen haben die drei Mächte in Wien ihre conservative orientalische Politik angesichts der Vor-

Digitized by Google

gänge in der Herzegowina auf das Neue kundgegeben. Graf Zichy, der österreichische Botschafter in Constantinopel, führt bereits in diesem Sinne bei der hohen Pforte das Wort, unterstützt von den Botschaftern Deutschlands und Rußlands. Hätte übrigens die Türkei nur einigermaßen ihre Pflichten gegen sich selbst erfüllt, hätte sie nur bei Zeiten einige Energie dem Aufstande gegenüber entwickelt, das Ganze wäre längst vorüber und die ganze diplomatische Action wäre unterblieben. Den Freunden Deutschlands und der kaisermächtlichen Politik kann es übrigens nur erwünscht sein, daß diese Allianz in der gegenwärtigen Krise sich so trefflich bewährt und sich als vollkommen ausreichend erweißt, um die gährenden Elemente im Orient niederzuhalten. Die Serben und Montenegriner müssen stehen bleiben, sie mögen wollen oder nicht. Oesterreich duldet keine Schilderhebung an seiner Grenze. Ungetheilt war die Anerkennung, welche die loyale österreichische Politik bei uns und in der Presse des Auslandes gefunden hat. Der österreichischen Presse dagegen war es vorbehalten, die Intentionen und Maßnahmen der eigenen Regierung in der abscheulichsten Weise zu verdächtigen. Zu diesem Behufe heuchelte man Angst vor einer österreichischen Intervention in der Herzegowina. Mit scheinbar äußerst besorgter Gründlichkeit erörterte man bereits die Frage, ob diese Intervention für oder gegen die Türkei gerichtet sein werde. Jedes Bataillon Soldaten, das zur Ueberwachung der Grenze nach Süden geschickt wurde, preßte den Wiener Zeitungen gewisser Gattung einen Angstschrei ab. Andererseits wurden natürlich die Grenzüberschreitungen österreichischer Zuzügler nach der Herzegowina auf das gewissenhafteste registrirt, um stets von neuem den Jammerruf über die bevorstehende Intervention erheben zu können. Es ist wirklich nicht recht ersichtlich, zu welchem Zwecke man dies perfide Spiel inscenirt hat. Ich glaube, es waren Börseninteressen, welche diese Agitation in das Leben riefen.

Erfreuliches Stillleben herrscht noch auf dem Gebiete unserer inneren deutschen, respective preußischen Politik. Die Zeitungen treiben das bekannte harmlose Ballspiel mit den für die nächste Reichstags- und Landtagssession zu erwartenden Gesetzesvorlagen. Jede nur erdenkliche legislatorische Materie wird als in der Vorbereitung begriffen geschildert, oder auch als aufgegeben bezeichnet, je nachdem die Stimmung des Redacteurs an dem betreffenden Tage eine optimistische oder pessimistische Richtung gewonnen hat. Böse ist übrigens durchaus nichts gemeint. Höchstens daß in einigen von ihren Lesern für eminent freisinnig gehaltenen Blättern sich die alte beliebte Grundanschauung getreulich erhalten hat, daß die Regierung eigentlich der geborene Gegner ihres Volkes ist. Aber auch das ist weniger ein Zeichen wirklicher politischer Verstimmung, als vielmehr eine bewährte journalistische Maske, durch die ihr Träger sein Publicum stets zum nothwendigen Applaus fort-

Digitized by Google

reißt. In Berlin ist sie ganz besonders wirksam. Der Berliner wünscht in politischen Dingen ganz entschieden für verstimmt gehalten zu werden und verlangt diese Maske der Verstimmung auch von seinem Leiborgan. Wollte ihm dieses eines Morgens die Weltlage in heiterem Lichte vorführen, er würde irre an ihm und an sich selbst werden. Er würde auch gänzlich aus dem selischen Gleichgewicht kommen, denn die Gravität der Verstimmung ist es, die ihn aufrecht hält, ihm seine Würde verleiht und ihn sich selbst und seinen Angehörigen theuer macht. So vergnügt der Berliner auch sonst sein mag, in politischen Dingen giebt es kein Vergnügen für ihn, es sei denn das der Verstimmtheit.

In wirklich überaus geschickter Weise berücksichtigte ein Theil der Berliner Presse diese berechtigte Eigenthümlichkeit ihrer Leser bei der von ihr jüngst beliebten Erörterung über die Beendigung, respective Nichtbeendigung der Arbeiten der Justizcommission vor der Eröffnung des nächsten Reichstages. Sagte ein Regierungsblatt, die Arbeiten der Commission würden vor dem Beginne des nächsten Reichstages beendigt werden, so stimmte der ganze Chor der Oppositionsblätter einen Klagegesang an über die unverantwortliche Ueberstürzung so hochwichtiger Arbeiten von grundlegender Bedeutung. Erklärte ein Regierungsorgan, die Arbeiten würden sich nicht bis zur nächsten Reichstagssession erledigen lassen, so erschallte von der anderen Seite ein streitbarer Ruf des Tadels ob solcher Säumigkeit und Vernachlässigung der wichtigsten Interessen der Nation. Uebrigens steht thatsächlich bis jetzt weder das Eine noch das Andere fest. Doch dürfte sich am Ende wohl ergeben, daß die Commission noch weiterer Zeit zur Durchführung ihrer Aufgabe bedarf und wird wohl der nächste Reichstag noch nicht Gelegenheit haben, sich mit den großen organischen Justizgesetzen zu beschäftigen. Ich erblicke keine Veranlassung, hierüber Klage zu führen. Vielmehr erscheint in Anbetracht der großen Schwierigkeit des unternommenen Werkes jede neue Frist der Ueberlegung erwünscht. Ein sachlich begründeter Aufschub ist doch noch bei weitem keine Verschleppung. Der nächste Reichstag wird sich mithin aller Wahrscheinlichkeit nach nur mit dem Etat zu befassen haben und voraussichtlich nicht von zu langer Dauer sein. Ich glaube wenigstens nicht, daß die Etatsberathung besondere Schwierigkeiten ergeben wird, ebensowenig wie ich im allergeringsten an die Angaben glaube, die man über eine beabsichtigte Erhöhung des Militäretats um dreißig oder sechsunddreißig Millionen Mark in Umlauf gesetzt hat. Auch die vielfältigen Nachrichten über die angeblichen neuen Steuergesetze muß ich auf das Neue in das Reich der Erfindung verweisen, wie ich dies schon kürzlich that. Ich komme auf diese Frage nur deshalb zurück, um den fortgesetzten Allarmgerüchten gegenüber nicht durch mein Schweigen die Meinung zu veranlassen, es habe sich in diesen Dingen

Digitized by Google

inzwiſchen irgend etwas im Sinne jener Neuerer geändert. Glücklicher Weiſe entwickeln ſich unſere inneren politiſchen Angelegenheiten denn doch bedächtiger als jene Agitatoren zu wiſſen ſcheinen, oder wiſſen wollen. Und nun gar die ſchwierige Frage der Reichsfinanzen! Gerade ſie wird ſicherlich unendlich allſeitig und gründlich erwogen werden, ehe man es unternehmen wird, ſie auch nur zum kleinſten Theile, durch ein oder das andere Steuergeſetz, in Fluß zu bringen. J.

Aus Detmold. Die Hermannsfeier. — Dahin ſind nun die ſchönen Tage des deutſchen ſo lange vorher erſehnten Nationalfeſtes, aber der Eindruck dieſer Feier wird bei Allen, die derſelben beigewohnt haben, ein unauslöſchlicher bleiben. Wir können, ſo iſt unſere feſte Meinung, dreiſt die Behauptung aufſtellen, daß die deutſche Nation noch nie ein ſolch bedeutungsvolles Feſt gefeiert hat, wie das der Uebergabe des Hermanndenkmals am 16. Auguſt 1875. Die Aufgabe, ſämmtliche Momente der feſtlichen Tage — der 15. Auguſt als der Tag des feierlichen Einzugs unſers Kaiſers gehört weſentlich dazu — in allen ſeinen einzelnen Theilen dem geiſtigen Auge der Leſer vorzuführen, iſt eine ſo eminent ſchwierige, daß wir uns auf die wichtigſten Punkte beſchränken müſſen. Dahin ſind ohne Zweifel zu rechnen: der Empfang des Kaiſers und Kronprinzen in Detmold, die Regimentsparade, der Zug von der Grotenburg zum Denkmal, deſſen Uebergabe und die Abreiſe des Kaiſers und Kronprinzen. Das Wort: „Der Kaiſer kommt!“ hatte wie ein Zauberwort viele Tauſende herbeigelockt, ihn, den greiſen Heldenkaiſer, zu ſehen und zu begrüßen, hatten ſie zum Theil Zeit, Geld und Anſtrengung freudig geopfert. Detmold und deſſen Umgebung glich einem großen Volkslager. Der Weg, den der Kaiſerliche Zug paſſiren mußte, war von Station Schieder an, woſelbſt die höchſten Herrſchaften von den Fürſtlichen Geſpannen abgeholt wurden, mit Menſchen förmlich bedeckt und der Menſchenknäul nahm je näher Detmold an Dichtigkeit zu, hatte aber in der Stadt ſelbſt ſeinen Höhepunkt erreicht. Hier hielt es ſchwer, dem Zuge den Weg zu bahnen. Als der Zug ſich endlich Detmold näherte, vernahm das Ohr ein jede Secunde ſtärker werdendes Hurrahrufen, untermiſcht von Kanonenſchüſſen und Glockengeläute. Voran ein Fürſtlicher Marſchallswagen, dann der Wagen des Kaiſers, hiernach der Kronprinz und zum Schluß der Wagen des Prinzen Karl, alſo erfolgte der Einzug zur feſtlich geſchmückten Stadt, und zum Fürſtlichen Reſidenzſchloſſe. Während der kurzen Zeit, die der Kaiſer gebrauchte, um die auf dem Schloßplatze aufgeſtellte Wachtcompagnie und das Offiziercorps ſich vorſtellen zu laſſen, war der Schloßplatz geſchloſſen, am Abend indeß dem Publicum geöffnet, welches ſich denn auch ſo zahlreich eingefunden, daß die um 9½ Uhr aufmarſchirenden 6—700 Fackelträger, wie die Mitglieder

Digitized

der Detmolder Liedertafel und Behörden ſich nur mit großer Mühe Bahn brechen konnten. Nach dem Vortrag einiger Muſikſtücke, ausgeführt von der Regimentscapelle und dem Geſang der Detmolder Liedertafel, brachte der Bürgermeiſter Heldman ein Hoch auf Seine Majeſtät dem Kaiſer aus, in dem die Menge jubelnd einſtimmte. Der Kaiſer, welcher einige Worte reden wollte, ſich deshalb mehrere Male am offenen Fenſter ſehen ließ und ſtets mit ſtürmiſchen Hochs begrüßt wurde, ward daran zum größten Bedauern der meiſten Anweſenden durch die unaufhörlichen Wiederholungen der Hochrufe des fernſtehenden Publikums verhindert, weshalb er ſich nach dem dritten vergeblichen Verſuche lächelnd zurückzog. Am Morgen des 16. trafen von $^1/_2$8 Uhr an die einzelnen zum Feſte erſchienenen Vereine und Corporationen auf dem zum Ordnen des Feſtzuges beſtimmten Kaiſer-Wilhelms-Platze ein. Während dieſer Zeit aber nahm der Kaiſer die Parade des auf dem Schloßplatze aufgeſtellten 55. Weſtfäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 6 ab. Es wohnten derſelben bei, außer dem Kronprinzen und dem Prinzen Karl, der Herzog von Meiningen, der Erbprinz von Bückeburg und eine Anzahl höherer Offiziere und Generale, unter welchen ſich auch der Feldmarſchall Herwarth v. Bittenfeld befand. Punkt $^1/_2$10 Uhr ſetzte ſich der Feſtzug in Bewegung und nahm ſeinen Weg über den Schloßplatz. Hier wurde derſelbe von dem Kaiſer, welcher in einem Fenſter ſeines Zimmers erſchien, begrüßt. Der Zug war nicht zu überſehen. Am Fuße der Grotenburg löſte ſich derſelbe zum großen Theile auf, indem ſehr viele den ſteil hinaufführenden Fußweg zum Denkmal wählten und ordnete ſich erſt wieder auf dem Berge. Hier ſtellte ſich derſelbe vor der Tribüne, weiter unten bis zur Bandelwieſe und oben bis zum Denkmal auf. Es war ein prachtvoller Anblick, die wettergebräunten ſchmucken Turner, Sänger und Mitglieder anderer Vereine mit ihren Bannern und Vereinsabzeichen zu ſehen. Einzelne Banner wurden mit brauſenden Hurrahs empfangen, ſo namentlich das Sternenbanner der New-Yorker und das der Straßburger Turner. Großes Aufſehen erregten auch die 16 ſ. g. Schlachtſchwertirer aus dem lippiſchen Städtchen Horn, angethan mit ihren drahtgeflochtenen Panzern und jeder ein großes blankes Schwert tragend. Panzer und Schwerter ſollen von den Hornſchen Bürgern im 14. Jahrhundert von dem Kalenberge, einer feſten Burg, in welcher der Herzog von Braunſchweig den Grafen von Lippe gefangen hielt und aus der die tapfern Bürger ihren Landesherrn befreiten, als Sieges-Trophäen mitgebracht worden ſein. Beides, Panzer und Schwerter, werden als ein Heiligthum aufbewahrt und nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten gebraucht. Doch nun wieder zurück zu dem Feſte ſelbſt. Der feierliche Augenblick der Uebergabe des Denkmals war gekommen, der Kaiſer und ſein hohes Gefolge hatten Platz auf der „Kaiſer-

Digitized by Google

tribüne“ genommen, der Jubel der Menge sich ein wenig gelegt, nun trat der General-Superintendent Kopper auf die Rednertribüne, um die Weihrede zu halten. Diese war kurz, dem Gegenstande angemessen und allgemein verständlich. Eine Stelle derselben, die sich auf den Kampf des Deutschen Reichs mit den Ultramontanen bezog, wurde mit einem allgemeinen Bravo begrüßt und das Wort: Amen! tausendstimmig wiederholt. Jetzt begann die von dem jungen Künstler Ruhl aus Cassel zu dem Feste eigens componirte Festcantate, ausgeführt von etwa 700 Sängern und 2 Musikcapellen. Nach dem Urtheile Sachverständiger ist das Werk in allen seinen Theilen, ein durchaus gelungenes zu nennen und der Künstler hat sich damit einen Namen gemacht, der in alle Welt hineinklingen wird. Sein Genius scheint ihn auf die rechten Wege geführt zu haben. Möge er nicht ermatten in seinem Streben! Einen Mißton brachte in das Fest die nach der Cantate folgende Rede des Geheimen Obergerichtsraths Preuß, nicht ihres Inhalts wegen, der läßt nichts zu wünschen übrig, sondern deswegen, weil dieselbe viel zu lang war und zu monoton vorgetragen wurde. Zum öftern unterbrach das Rufen des Publicums nach Schluß den Redner, der aber seine Rede richtig zu Ende führte. Den Glanzpunkt des Festes bildete die nun folgende Scene. Der Kaiser ließ sich den greisen Künstler Ernst v. Bandel vorstellen, ging ihm mehrere Schritte entgegen, drückte seine beiden Hände, bedankte sich mit herzlichen Worten für das Nationaldenkmal, nahm ihn zu sich in seinen Wagen und fuhr mit ihm zu dem Denkmal. Während der ganzen Zeit, die das in Anspruch nahm, wollte das Bravo- und Hurrahrufen des Publicums kein Ende nehmen. Der Künstler war über die ihm zu Theil werdende hohen Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen so gerührt, daß er kaum Worte des Dankes finden konnte. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß ihn der Kaiser mit dem Kronenorden dritter Klasse decorirt und ihm auch eine Dotation von 4000 Thaler pro Jahr bis an sein Lebensende ausgesetzt hat. Bei Abfuhr des Kaisers, über die Bandelwiese erschollen ununterbrochen Bravo- und Hochrufe aus allen Kehlen und wir hören, daß dieselben erst verstummt sind, nachdem er auf dem Residenzschlosse wieder angekommen. Der Kaiser schien sowohl gestern wie heute rosiger Laune zu sein und hatte ein recht frisches Aussehen. Gegen fünf Uhr kehrte der Kaiser im Fürstlichen Wagen nach der Station Schieder zurück und erscholl bei seiner Ankunft der Ruf: „Willkommen!“ jetzt ertönte tausendstimmig: „Auf Wiedersehen!“ Wir glauben unsern Festbericht nicht besser als mit den Worten des Festredners schließen zu können, welche lauten: „Darum Ihr Alle, die Ihr von nah und fern aus Deutschlands Gauen heute hier um dieses Denkmal festlich Euch geschaart habt, Ihr Alle stimmt freudig und begeistert ein in den Ruf: Hoch Deutschland! Kaiser und Reich sie leben hoch!“

Digitized by Google

Literatur.

Vitae Catonis fragmenta Marburgensia nuper reperta. — In diesen Tagen lief eine dem „Marburger Tageblatte" entnommene Notiz durch die Zeitungen, daß in dem Archive des ehemaligen Kurstaates Hessen, das jetzt auf dem Schlosse zu Marburg aufbewahrt wird, ein Fragment einer Lebensbeschreibung des Cato Minor gefunden worden sei, die dem Alterthum angehöre und schon von Plutarch in seiner Vita des jüngeren Cato benutzt sei. Das Vorlesungsverzeichniß der Universität Marburg für das Wintersemester 1875—76, dem jenes Fragment vorgedruckt ist, liegt mir jetzt vor und ich denke es wird weitere Kreise interessiren, von diesem glücklichen Funde einige nähere Kunde zu erhalten.

Die Räume des Marburger Schlosse dienten seit der Zeit, daß keine fürstliche Hofhaltung in ihm geführt wurde, zu den verschiedensten Zwecken. Der letzte Kurfürst von Hessen ließ das Schloß seiner Ahnen zu einer Strafanstalt für schwere Verbrecher herrichten. Seit dem das Kurfürstenthum ein Ende gefunden hat, kam man in Berlin auf den ansprechenden Gedanken — der Oberregierungsrath Wiegand in Cassel soll der eigentliche Vater desselben sein —, diese alte Residenz des hessischen Landgrafenhauses zur Ruhestätte aller der Archivalien umzugestalten, welche die Geschichte der Territorien berühren, die schließlich unter dem Scepter des Hauses Brabant vereinigt waren. Man begann die Casseler Archive nach Marburg zu schaffen, welche eine große Menge urkundlichen Materials von der Zeit der Karolinger bis in dieses Jahrhundert, namentlich aber aus dem Reformationszeitalter, enthalten. Schon füllten sich die Räume des großen Schlosses. Aber noch immer neues Material fand sich, namentlich in den Provinzialstädten Hanau und Fulda aufgehäuft. Dieses konnte erst im vorigen Jahre nach Marburg übergeführt werden. Bei der Durchsicht des von Fulda überkommenen Archivbestandes kam dem Archivar Dr. G. Könnecke, der sich um die Sammlung und Herbeischaffung der archivalischen Schätze aus allen Theilen Hessens die größten Verdienste erworben hat, ein Fascikel in die Hände, welches Rechnungen enthielt, die sich auf einen Proceß beziehen, den eine jetzt ausgestorbene Familie von Haune zwischen 1574 und 1610 beim Reichskammergericht zu Speier führte. Auf dem beschriebenen Pergamentumschlage dieses Fascikels erkannte der genannte Archivar sofort die Züge einer Schrift, die im dreizehnten Jahrhundert geschrieben sein mußte, und begann nun die theilweise ganz gut erhaltenen Zeilen zu lesen, da dieselben einen von dem gewöhnlichen Inhalte derartiger mittelalterlicher Pergamentblätter ganz verschiedenen Inhalt hatten. Statt eines Kirchenvaters oder einer asketischen Schrift war hier ein

Digitized by Google

Schriftsteller gefunden, welcher sich mit dem Alterthume, mit Cato, beschäftigte. Wer war dieser Schriftsteller, der im dreizehnten Jahrhundert über Cato und seine Zeit geschrieben hat und dessen Mittheilungen sich bei oberflächlicher Durchsicht des lateinischen Materials, das etwa zur Geschichte Catos in Betracht gezogen werden könnte, nicht sogleich als bekannt nachweisen ließen? Es ist das Verdienst des Professors der alten Geschichte zu Marburg, Dr. H. Nissens, die Stelle bestimmt erkannt zu haben, an die man das gefundene Fragment, das der Klosterbibliothek von Hersfeld oder Fulda einst angehörte, einzureihen hat. Denn Nissen sah, daß dasselbe der lateinischen Grundschrift angehört, welche Plutarch bei Abfassung seiner Lebensbeschreibung des jüngeren Cato benutzt hat, und den die Capitel 39—42 und 62—64 bei Plutarch ungefähr entsprechenden Abschnitt enthält. Der Theil des Manuscriptes, welcher den Abschnitt der Schrift enthielt, der den Capiteln 43—61 des Plätarchischen Textes entsprechen würde, und der bis jetzt trotz aller Nachforschungen, wie alle übrigen Theile der Handschrift, noch nicht wieder hat aufgefunden werden können, wird aller Wahrscheinlichkeit nach acht Blätter stark gewesen sein. Denn die Handschrift ist sehr regelmäßig geschrieben: je dreißig Zeilen auf einer Seite, von denen jede Zeile achtundvierzig bis vierundfünfzig Buchstaben zählt. Da der Quinterno oder Sesterno der Handschrift, dem unser Fragment angehörte, schon vor dem Proceß aufgelöst sein muß, dessen Acten in den zwei uns erhaltenen, beinahe quadratischen Pergamentblättern theilweise aufbewahrt wurden, so scheint es, daß wir kaum noch Hoffnung hegen dürfen, etwas von dem Fehlenden aufzufinden, wenn nicht hier ein glücklicher Zufall nochweiter hilft.

Besteht hiernach die Bedeutung des Fundes nicht in dem, was wir durch ihn Neues über Cato dem Jüngeren erfahren, so ist derselbe doch in mehrfacher Beziehung äußerst interessant. Professor Nissen hat dem Abdruck der beiden Fragmente, denen der griechische Text Plutarchs gegenüber gestellt ist, einen Commentar beigefügt, in dem er alle hier einschlagenden Fragen, so weit es die Kürze der Zeit erlaubte, besprochen hat. Nachdem er das Verhältniß zwischen den beiden Texten sicher gestellt hat, so daß die Annahme ausgeschlossen ist, als hätten wir in dem Fragmente eine lateinische Uebersetzung der Plutarchischen Schrift vor uns, stellt er die Eigenthümlichkeiten des Sprachgebrauchs, die in dem Fragmente zu Tage treten, zusammen und erörtert die Bedeutung der Fundes für historische Kritik, der jetzt an einem bisher noch fehlenden Beispiele klar gemacht werde, wie Plutarch seine lateinischen Quellen benutzt habe. Wir wollen mit Beziehung auf diese Seite der durch unser Fragment angeregten und geförderten Frage die Worte Nissens selbst hersetzen: Ecce vero ex literarum humanarum naufragio emersit liber, omnibus quotquot rebus antiquis explorandis student exoptatissimus. Qua enim fide et diligentia Plutarchus auctores Romanos secutus esset cum

hucusque sola conjectura assequi possemus, jam hisce fragmentis velut certo quodam fundamento innitetur ars critica. Atque apparet Plutarchum multo diligentiorem meliorisque ingenii fuisse, quam multi sibi persuaserant recentiorum qui libellos de fontibus eius conscribillarunt."

Von wem rührt aber nun die Schrift her, von der uns dieses Fragment so glücklich erhalten ist? Nachdem Nissen die Angaben Plutarchs über die von ihm bei seiner Lebensbeschreibung Catos des Jüngeren benützten Schriftsteller aufgezählt hat, nennt er den Namen des Paetus Thrasea, jedoch nicht ohne hinzuzufügen: Quum autem nec de scriptis Thraseae aliunde constet nec in librum Plutarchi diligenter inquisitum sit, levitatis fuisset fragmenta Marburgensia tanto nomine nobilitasse. Certiora diem docturum esse confidimus. *†*

Der Leipziger Baumeister Hieronymus Lotter. Von Dr. Gustav Wustmann. Leipzig, E. A. Seemann. — Einer der Vortheile, die Lübkes grundlegendes Werk über die deutsche Renaissance zur Folge hat, ist die Anregung, die es giebt, das dort bekannt gemachte Material nun auch wissenschaftlich im Einzelnen zu verarbeiten. Dazu ist Wustmanns Buch ein erster und glänzender Schritt. Es ist das Resultat eines gründlichen archivalischen Studiums; das so Gefundene hat der Verfasser zu einem auch für den Laien bequem lesbaren, jeden Kunstfreund interessirenden Gesammtbilde des Lebens und Schaffens eines Architekten im sechzehnten Jahrhundert verarbeitet. Der Kunsthistoriker von Fach wird neben dem Inhalt auch die Arbeit als solche und die exakte Methode der Forschung mit Freude begrüßen. Es ist in unserer Wissenschaft nur zu sehr Sitte geworden, die Bilderkennerschaft an Stelle des ernsten historischen Studiums zu setzen. Dem gegenüber ist aber in der streng historischen Untersuchung das alleinige Correctiv gegen Verflachung zu suchen, und gerade an solcher Arbeit fehlt es uns neuerdings mehr und mehr. Was könnten wir allein durch die Durchsicht der verschiedenen Landes- und Stadtarchive, wie sie Wustmann hier begann, gewinnen Für Berlin ist die Arbeit ziemlich unersprießlich, wie ich mich selbst zu meinem Bedauern überzeugt, aber das Archiv zu Weimar allein, um nur dies eine zu nennen, dürfte reiche Schätze bieten für die genauere Kenntniß der norddeutschen Kunst im sechzehnten Jahrhundert, und gerade auf diesem Gebiet sind die Lücken unseres heutigen Wissens besonders groß. Es wäre der Wissenschaft ein Gewinn, wenn die sächsische Regierung Dr. Wustmann, der mit seinem Hieronymus Lotter gezeigt, daß er der rechte Mann für derartige Arbeiten, zu weiteren Nachforschungen ermuntern und unterstützen wollte.

R. D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 20. August 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Renaissance unter Karl dem Großen.

Von Karl Theodor Heigel.

Nur noch ärmliche Ueberreste der antiken Cultur treten in der Merovingerperiode zu Tage. Beim Klerus, in den Stiftern und Klöstern allein ist wissenschaftliche Bildung zu finden, aber auch da nur eine seltene Blüthe neben wurzelndem Aberwitz und feister Verdummtheit. Aus dem Synodalbriefe des römischen Klerus, der die Verwilderung Italiens, des letzten Hortes der Cultur, schildert, läßt sich auf das intellectuelle Gepräge des übrigen Europas schließen. „Wissenschaftliche Bildung zu besitzen, wird heutzutage sich niemand schmeicheln, denn unser Land ist der Wuth und dem Ungestüm aller Nationen zur Beute geworden!“ Welche Leistungen auf den Gebieten der Literatur hat jene Periode aufzuweisen? Ein paar schwülstige Verse zum Preis eines Heiligen oder für einen Wohlthäter des Klosters zum Epitaphium, poesielose Legenden, unkritische Annalen und dürre Notizen ohne jeglichen Zusammenhang! Selbst Gregor von Tours, der einzige bedeutendere Schriftsteller jener Zeit, zieht minder durch eigene Vorzüge als durch die Naivetät, womit er die Barbarei seiner Zeitgenossen aufdeckt, unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Um ein neues Gedeihen von Kunst und Wissenschaft zu ermöglichen, mußte vorher auf politischem Gebiete der Staatsstreich gelingen, der an Stelle der unmündigen und unmenschlichen Merovinger ein kräftigeres, mannbares Geschlecht auf den fränkischen Thron setzte. Doch brachte auch Pipins glückliche Usurpation keinen sichtbaren Fortschritt der Cultur im Frankenlande mit sich, ja schon hatte es den Anschein, als wollte auch Pipins Sohn, der eiserne Karl, nur auf der Bahn des Vaters fortschreiten und durch Krieg und Eroberung allein seinen Namen furchtbar machen. Erst dem reiferen Manne wurde es klar, daß der Schimmer des kriegerischen Ruhmes einem neugeschaffenen Reiche nicht Festigkeit und Bestand zusichern vermöge, erst vom Jahre 787 an läßt sich der Gedanke Karls, seinen Thron nicht blos auf die zufälligen Mittel der Gewalt, sondern auf ein höheres Recht zu stützen, durch Ausbreitung von Intelligenz und Cultur ein christliches Weltreich zu begründen, erkennen und

Digitized by Google

verfolgen, — aber von diesem Zeitpunkt an gewährt er auch wirklich das erhabene Bild eines Heros der Aufklärung, der der classischen Cultur neues Leben und aus dem Mark des Germanenthums neue Kraft giebt.

Es zeugt vom Scharfblicke des Fürsten, daß er — welche Aufgabe in jenen Tagen! — von allen Seiten her die geeigneten Kräfte sich zu verschaffen wußte und wirklich gebildete Männer an seinen Hof zog. Die erste Anregung zu seinem kühnen Plane scheint Karl in Italien erhalten zu haben, wo noch immer einige wenige ehrwürdige Reste der untergegangenen römischen Herrlichkeit den fremden Barbaren, die nach einander Italien in Schwärmen überzogen, Staunen und Bewunderung abnöthigten. In Italien, in Parma war es auch, wo Karl die folgenreiche Bekanntschaft des Mannes machte, der nächst ihm und neben ihm den Ruhm des Schöpfers einer neuen Periode verdient, des Angelsachsen Alkuin. Kaum nach England heimgekehrt, erging der Ruf König Karls an ihn, und er leistete denn auch mit Erlaubniß seines Fürsten der Einladung Folge und ging an den fränkischen Hof, wo ihm ein so weiter Wirkungskreis geboten war. Alkuins weltgeschichtliche Sendung — so charakterisirt Dümmler seine Thätigkeit — ist in dem Anschluß an seine Vorgänger, die angelsächsischen Glaubensboten zu suchen, deren Werk er weiterführt; kein originaler Geist, der der Erkenntniß neue Bahnen geöffnet hätte, aber einer der Ersten in der Reihe jener hochverdienten Männer, die das geistige Erbe des Alterthums in christlicher Umprägung dem Mittelalter überlieferten. Neben ihm repräsentirt Peter von Pisa Italien. Gleichzeitig wurde der gelehrte Geschichtschreiber der Langobarden, Paul Warnefried, an Karls Hof gezogen; sein Ruhm war bereits so groß, daß sein Entschluß, wenigstens einige Zeit im Frankenlande bleiben zu wollen, enthusiastische Begeisterung in der Umgebung Karls hervorrief. Leidrad, ein geborener Baier, von Karl zum Erzbischof von Lyon, und Theodulf, dessen Vaterland unbekannt ist, zum Bischof von Orleans erhoben, vervollständigen den engeren Kreis der zur Förderung wissenschaftlicher Bildung in das Frankenland Berufenen. Bald waren sie umgeben von einer Tironenschaar jüngerer Talente, unter denen blos Einhard und Angilbert hervorgehoben seien. Von diesem intellectuellen Centralpunkte aus sollte neue Bildung im Frankenreiche verbreitet werden.

Man hat damit die Vorstellung einer förmlichen Schule verbunden und darin die erste Grundlage zur Pariser Universität erblicken wollen, doch nöthigt nichts, an etwas Anderes zu denken, als an eine zwanglose Verbindung von Gelehrten, die unter einander in engem schriftlichen oder mündlichen Verkehr stehen und durch diesen gegenseitigen Ideenaustausch ihr Ziel, Vervollkommnung und Uebertragung ihrer Kenntnisse auf weitere Kreise zu fördern gedenken. Damit steht nicht in Widerspruch, daß sowohl Karl selbst als seine Kinder und Verwandte den Unterricht der einzelnen Gelehrten genießen und besonders talent-

Digitized by Google

volle Jünglinge aus dem Volke zu demselben Zweck an den Hof gezogen wurden, wie Walafrid Strabo dies von Einhard berichtet. In einiger Beziehung läßt sich dieser Kreis von Lehrenden und Lernbegierigen mit den Humanistenakademien des fünfzehnten Jahrhunderts vergleichen, bei welchen sich auch eine eigenthümliche Sitte jener Hofgelehrten wiederholte, indem sich nämlich die Mitglieder der Gesellschaft unter einander, theils in scherzhaftem, theils in schmeichelhaftem Sinne Beinamen aus dem Alterthum beilegten, wie sie den Fähigkeiten oder der Beschäftigung des Einzelnen entsprachen. Namentlich mochte der Wunsch, auf solche Weise zwischen so vielen an Rang und Würde verschiedenen Männern ein zwangloses und vertrauliches Verhältniß zu begründen, der Namensveränderung zu Grunde liegen. Die Briefe Alkuins und der poetische Briefwechsel zwischen Peter von Pisa und Paul Warnefried gestatten uns einen überraschenden Einblick in das Treiben und Trachten dieser eigenthümtlichen Sodalität, an deren Spitze — wahrlich ein ungewöhnliches Schauspiel! — ein Franke steht, ein Sohn des Barbarenfürsten Pipin. Er nimmt, wie später ein Lorenzo von Medicis, regsten Antheil an dem wissenschaftlichen Leben, das sich in seiner Umgebung entwickelt, beschäftigt sich mit den Streitfragen der Theologen wie der Grammatiker, freut sich der versificirten Späße des Peter von Pisa und ist selbst unermüdlich bestrebt, neue Stoffe anzuregen. Seinen Alkuin vor Allen behandelt er nicht sowohl mit Herablassung, sondern mit freundschaftlicher Pietät. In allen Zweigen der Wissenschaft sucht er seine Belehrung. Bald ist es die Bedeutung eines Wortes, die ihn interessirt, bald der Sinn einer Bibelstelle, bald eine ihm unerklärliche Erscheinung des gestirnten Himmels. Man erwäge seine angestrengte Thätigkeit als Heerführer und Staatsmann — und doch fand er noch Zeit, mit dem Studium der Alten in vorgerücktem Alter noch selbst zu beginnen und sich fort und fort zu beschäftigen. Er brachte es dahin, daß er die Sprache Roms ebenso fertig wie seine Muttersprache sprechen und lesen konnte; auch Griechisch betrieb er eifrig, ja, wenn wir einem Zeugnisse des Thegan Glauben schenken dürfen, wandte er auch orientalischen Sprachen seine Aufmerksamkeit zu. Dagegen machte er in der Schreibkunst geringe Fortschritte, seine an das schwere Frankenschwert gewohnte Faust war zu steif geworden für kalligraphische Künste, — aber wie rührend erhaben muthet uns der Lerneifer des großen Mannes an, der, wie sein Vertrauter Einhard erzählt, Nachts Tafel und Griffel unter dem Kissen birgt und schlaflose Stunden benutzt, um mit ängstlicher Hand die römischen Uncialen seines Lehrers nachzubilden! Nur ein französischer Blasé konnte diesen kaiserlichen Schüler wegen seiner ins Kleinste eingehenden und auf sich selbst angewendeten Bestrebungen für geistige Reformen einen Pedanten nennen.

Karl würde aber nicht den Namen eines Vorkämpfers der Civilisation

verdienen, wenn er nicht auf allgemeine Verbreitung des Unterrichts und ein Aufleben der Wissenschaften im ganzen Reiche sein Augenmerk gerichtet hätte. Alles mußte lernen. Mit Ungeduld erfüllte ihn nur der Mangel an Kräften, die zur raschesten Förderung seiner Absicht fähig und willig, denn er war von der Ueberzeugung getragen, daß hier das wichtigste Bedürfniß der Zeit vorliege. Das Jahr 781 ist Epoche machend in der Geschichte des Unterrichts. In diesem Jahre richtete Karl das bekannte Sendschreiben an Erzbischof Lullus von Mainz, das zu thätiger Betreibung des Schulunterrichts auffordert. Zur nämlichen Zeit brachte er, von seiner dritten Romfahrt zurückkehrend, römische Lehrer der Grammatik, der Arithmetik und der Musik mit sich ins Frankenreich. Ein Rundschreiben an alle Bischöfe und Aebte ordnete an, es sollen an allen Bischofsitzen und Klöstern Schulen errichtet, fähige Lehrer ausgesucht und überhaupt wissenschaftliche Studien auf jede mögliche Weise gefördert werden. Auch in Concilbeschlüssen mußte für diesen Wunsch des Kaisers Sorge getragen werden und wegen der von Leidrad nnd Theodulf errichteten Bildungsanstalten pflog er mit ihren Stiftern lebhaften Briefwechsel. Einzelne klösterliche Institute erhoben sich schon zu Karls Zeit über den Standpunkt gewöhnlicher Elementarschulen und sind mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse als kräftige Vorwerke der Cultur zu betrachten. Vor allen anderen Tours, wo Alkuin selbst, dem Karls Freigebigkeit diese begüterte Abtei verliehen hatte, emsige Thätigkeit entfaltete. Der Ruhm seiner Schule erhielt sich mehrere Jahrhunderte hindurch und im eilften Jahrhundert trat dort wieder ein weitberühmter Lehrer an die Spitze, der „Ketzer" Berengar. Auf ostfränkischem Gebiet nimmt den ersten Platz die Stiftung Winfrieds ein, Fulda, das sich im achten Jahrhundert aus einer Herberge für wenige Mönche zu einer Heimstätte für Kunst und Wissenschaft erhob und unter Rabanus Maurus der Mittelpunkt literarischen Lebens für ganz Deutschland war. Auch Sachsen, durch das Schwert Karls der Barbarei abgerungen, betheiligte sich bald an dem neu erwachten wissenschaftlichen Streben: in Neu-Corvey, der ersten Schule des deutschen Nordens, wirkt Alkuins Schüler, Haymo, als der erste Lehrer des „Lichtheerdes für ganz Deutschland", wie Leibnitz das Kloster nannte. Auch bei allen übrigen bedeutenderen Klöstern läßt sich der Aufschwung ihrer Schulen aus Bildungselementen, die Karl pflegte und förderte, herleiten. Wie es später Alfred dem Großen in England gelang, so rief das „Werde" des großen Karl für das mächtige Frankenreich eine neue Culturepoche herauf. An dem alten Stamme der römischen Literatur beginnt es aufs Neue zu treiben und Blüthen anzusetzen, und nicht blos hier tritt dieses Wiedererwachen des Alterthums zu Tage, sondern in allen Wissenschaften und Künsten, es dringt in alle socialen Verhältnisse ein, es ruft endlich einen völligen Umschwung des Staatslebens hervor: das alte Imperium

Digitized by Google

selbst steht wieder auf, die Kaiserkrönung in Rom bringt Karls Reformen zum Abschluß.

Wenn man den Ausdruck „Wiedergeburt des Alterthums" auf die Periode Karls des Großen anwendet, ist der Vergleich mit der unter dem Namen Renaissancezeitalter bekannten Periode am Ausgang des Mittelalters nahe gelegt. In der That findet sich, wenn auch jede Zeit ihre besonderen Eigenthümlichkeiten aufweist, überraschend viel Aehnliches und Gleichartiges.

Die durch Karl ins Leben gerufene Literatur muß sich erst wieder die Regeln der Grammatik der lateinischen Sprache — denn diese ist ausschließlich die Sprache der Wissenschaft — neu gewinnen, aber bald läßt sich in den Schriften auch feinerer Geschmack erkennen. Wie in der Humanistenzeit erwacht der regste Eifer für Lectüre der Classiker, der damals, wie später nicht selten selbst in barocken Liebhaberei für Bücher und Handschriften sich kundgiebt. Welch wichtige Rolle Bücherleihen und Büchertauschen im socialen Verkehr spielten, läßt sich aus den Briefen des Lupus von Ferriéres und anderer Zeitgenossen ersetzen. Auszüge aus den Classikern werden gefertigt, Vocabularien angelegt. Wenn orthodoxer Rigorismus das Abschreiben und Sammeln der heidnischen Scriptoren den Mönchen zum Vorwurf macht, wird zur Entschuldigung das Beispiel der Israeliten angeführt, die ja auch unbeschadet ihrer Gottergebenheit goldene und silberne Gefäße aus dem heidnischen Aegypten mitnahmen. In manchen Schriften tritt der Eifer, durch Gewaltheit des Ausdrucks den classischen Mustern gleichzukommen, so auffällig hervor, wie in den stilistischen Künsteleien des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Versuche der Hofgelehrten Karls auf dem Gebiete der lateinischen Poesie entbehren durchwegs des wirklich poetischen Gehalts; sie wird als gelehrte Kunstübung, als eine gewähltere und deshalb höher stehende Art der Darstellung betrachtet, ihr Werth nach der Künstlichkeit der Form, nicht nach Lebendigkeit und Originalität des Inhalts bemessen. Die Autoren ahmten die Sprache und die Ausdrucksweise eines Vergil oder Horaz nach: was diese eigentlich zu Dichtern machte, blieb ihnen unerschlossen. „Ungleich unwichtiger", sagt Buckle, „ist für ein Volk der Besitz einer Literatur, als die Geistesverfassung, womit man sie liest." Mutatis mutandis ist der nämliche Vorwurf auch gegen die Poesie jener späteren Renaissanceperiode zu erheben. Man denke nur an die hölzernen lateinischen Paradeverse Petrarkas, der in seiner Nationalsprache der lebendigste und farbigste Dichter!

Andererseits läßt sich gerade an den poetischen Erzeugnissen auch ein Hauptunterschied zwischen den beiden Perioden erkennen. Der gleichförmig theologische Charakter der ersten steht im bestimmtesten Gegensatze zur Hinneigung der späteren zum Antikirchlichen, die christlich-römische zur heidnisch-römischen, die Wiedergeburt des Römerthums unter den christlichen Imperatoren

Digitize

zu dem Zurückgreifen zur römischen Republik, — es sei nur an Cola Rienzi erinnert! Dieser Gegensatz äußert sich ebenso in der Wahl wie in der Behandlung der Stoffe. Während bei den Humanisten das Horazische: Genieße das Leben, weil es so kurz ist! in unzähligen Wendungen wiederkehrt, wird von den Poeten der Karlingerperiode zwar auch die Betrachtung des Wechsels der menschlichen Schicksale gern gewählt, aber nur mit der buddhistisch-christlichen Folgerung: Alles Schöne hat nicht Bestand auf Erden, deshalb mußt Du das Irdische verachten und Dich auf das Himmlische vorbereiten! Eine Ausnahmstellung nimmt nur Ermoldus Nigellus ein, Abt Ermenald von Aniane, der seiner ovidischen Verirrungen halber von dem frommen Sohne Karls verbannt wurde und nun durch kunstvolle Panegyriken, worin der Gascognerhumor des Lebemannes immer wieder zum Durchbruch kommt, seine Freisprechung zu erwirken suchte. Eine überraschende Erscheinung ist es, daß der großartige Vorwurf zu dem Hauptwerke des Vorläufers jener zweiten Renaissance, Dantes göttlicher Komödie auch schon in der früheren Periode zeitgemäß war. Zahlreiche Visionen gleichartigen Inhalts wurden damals in poetische Form gebracht; namentlich das Gedicht des talentvollen Walafrid Strabo: Die Visionen des heiligen Wettin, verräth in Anlage und Hauptzügen merkwürdige Aehnlichkeit mit der divina comoedia.

Bekanntlich wollte auch Dante sein großes Werk anfänglich in lateinischen Versen abfassen, da er nicht frei vom Vorurtheil war, es sei die Volkssprache für einen so erhabenen Stoff nicht passend. Ebenso geringschätzend urtheilte Petrarka von seinen italienischen Versen. Und auch in Frankreich und Deutschland bedienten sich die Humanisten ihrer Volkssprache nur, wenn ihnen ein derberer Ton angemessen schien oder wenn sie allgemein verständlich sein wollten. Die nämliche Abneigung gegen die Landessprachen findet sich bei den Gelehrten der Karlingerperiode, und diese Abneigung reißt wie in der Zeit des Humanismus eine tiefe Kluft zwischen Gebildeten und Laien auf. Wenn sich die Geistlichen auch zur Predigt der Umgangssprache bedienen mußten: sobald die Predigt aufgezeichnet werden soll, flüchten sie wieder zum geliebten Latein. Die poetische Welt der Germanenstämme mit ihren Wuotansliedern und Zaubersprüchen war für die Geistlichen und Mönche geradezu ein feindliches Element; die traurige Folge war, daß fast Alles, was uns über die ältesten Zeiten Aufschlüsse geben konnte, der Vergessenheit und Vernichtung preisgegeben wurde. Die uns erhaltenen poetischen Fragmente aus der Karlingerzeit stammen keineswegs aus Alkuinischen Bildungsanstalten: wie ein gelehrter Mönch in seiner Landessprache dichtet, zeigt der Krist des Otfrit von Weißenburg! Und auch dieser vermag nicht auf sein Latein zu verzichten, ohne in der Vorrede über das Ungefüge und Barbarische der Volkssprache zu klagen; er war, weil ein Gebildeter, von der naiven Empfindung der Volkes getrennt, auch er hätte

vorgezogen, seinen Gedanken in lateinischer Uebersetzung Ausdruck zu geben. Diese Alleinherrschaft der lateinischen Sprache bei den gebildeten Ständen erklärt auch den frühen Verfall des neuen literarischen Lebens. Wahre Bildung kann nur da gedeihen und sich allseitig verbreiten, wo eine ausgebildete Volkssprache vorhanden.

Karl verdient aber deshalb nicht den Vorwurf, als habe er nur ein einseitiges Aufpfropfen römischer Cultur beabsichtigt; sein Ideenkreis war nicht so eng begrenzt, wie derjenige seiner gelehrten Freunde und Diener, er wollte die Bildung des alten Rom in den Strom der germanischen Entwickelung leiten, nicht aber diesen zum Stillstand bringen. Er trug nicht blos dafür Sorge, daß sich der Klerus im Verkehr mit dem niederen Volke nicht des unverständlichen Latein bediene, sondern er war auch, obwohl ein strenger Katholik, vorurtheilsfrei genug, eine Sammlung der Lieder und Gesänge seiner heidnischen Vorfahren zu unternehmen. Bewunderung verdient vollends sein Plan, eine fränkische Grammatik schreiben zu lassen, — die Kühnheit dieses Gedankens charakterisirt schon die einfache Thatsache, daß er erst nach achthundert Jahren wieder aufgenommen wurde. Wie Karl die von den Vätern vererbten Sitten und Gebräuche nicht einseitig römischen Traditionen opferte, so wollte er auch in Literatur und Kunst nur eine Vermischung, eine Vermählung des Römischen mit dem Nationalen herbeiführen. Er war und blieb auch als römischer Kaiser ein echt nationaler Held, und der Bildner, der sein Standbild zu formen hätte, müßte ihn darstellen mit dem einfachen fränkischen Rock unter der römischen Kaisertoga, die lateinische Buchrolle in der Linken, das breite Frankenschwert in der Rechten.

Ebenso vorurtheilsfrei urtheilte der Herrscher auch in manchen religiösen Fragen. In dem Streite, der sich damals über die Verehrung der Heiligen erhob, nahm er — denn die sogenannten libri Carolini sind zwar nicht von ihm selbst, aber doch auf seine Anregung und in seinem Sinne geschrieben — einen gemäßten Standpunkt zwischen den römischen und den griechischen Theologen ein, er hält dafür, daß der Besitz von Bildern der Heiligen zwar gestattet, aber jede abgöttische Verehrungsbezeugung streng verboten sein soll. Die theologischen Schriften Alkuins und seiner Schüler bewegen sich im Allgemeinen nur in den alten Geleisen, ja es wird neuen Auslegungen in Dogmatik und Exegese geflissentlich aus dem Wege gegangen, aber es fehlt nicht an einigen merkwürdigen Erscheinungen, die vom Anbruch einer neuen Periode, die sich durch Rückkehr zum Alterthum auf eine neue Bildungsstufe erhebt, Zeugniß geben. Es fehlt nicht an heftigen dogmatischen Kämpfen — man denke an Druthmar, Paschasius Radbertus, an Johannes Scotus Erigena! — aber — charakteristisch für die ganze Periode, die nur ein vom Volksleben abgeschiedenes Gelehrtenthum kennt — das neunte Jahrhundert kann ketzerische

Gelehrte, doch keine Kirchenreformationen hervorbringen, wie dies auch den italienischen Humanisten nie gelungen wäre.

Ebenso wenig besaß die neue Bildungsepoche zu einem höheren Aufschwunge der praktischen Wissenschaften Fähigkeit und Kraft. In Arithmetik und Mathematik folgte man den Lehrbüchern des Cassiodor, Marcian und Boëthius, die nur ärmliche Rudera des Wissens der Alten überlieferten, und vergrub sich in mystische Spielereien. Von Geometrie gilt das Nämliche. Ein Paar Schlagworte aus Cassiodor und mit ihrer Hilfe einige Figuren des Euklid! Auch die in den Lehrbüchern gebotenen astronomischen Definitionen sind gar dürftig, doch ist gerade unter Karls Regierung ein regeres Interesse für diese Wissenschaft erkennbar. Karl selbst beschäftigte sich mit Beobachtung des gestirnten Himmels und regte gern Discussion über astronomische Fragen an, und Alkuin sagt gelegentlich eines solchen Streites ein schönes Wort, das von redlichem Streben und berechtigtem Selbstbewußtsein zeugt: „Für die Aegypter mag die Finsterniß passen, ich aber freue mich mit Moses derselben entflohen zu sein und im gelobten Lande des Lichtes zu stehen und zu bleiben, und nimmermehr werde ich, noch soll „der König in die Finsterniß der Unwissenheit zurückkehren." Unter Karls Regierung findet sich die erste Nachricht über Sonnenflecken, Rabanus Maurus sucht in seinen Homilien den im Volke herrschenden Aber- und Wunderglauben auszurotten, insbesondere aber bekundet Scotus Erigena in seinem Werke über die Theilung der Erde eingehendes Studium der griechisch-orientalischen Forschungen. Auch in den übrigen Naturwissenschaften werden Fortschritte erzielt, wird ein Ringkampf der Aufklärung mit dem Aberglauben ersichtlich. Noch immer zwar sucht der Chronist mit ängstlicher Miene für ungewöhnliche Erscheinung Gründe aus der übernatürlichen Welt, doch wagt Agobard bereits den Versuch, eine epidemische Epilepsie aus physischen Ursachen zu erklären. Freilich kann die Empirie dieser Periode nicht mit dem gewaltigen Aufschwung der praktischen Wissenschaften im späteren Renaissancezeitalter auf den hohen Schulen zu Salerno und Salamanka in Vergleich gezogen werden.

Dagegen ist jene frühere Periode verhältnißmäßig productiver auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, — von Geschichtsforschung kann für jene Zeit keine Rede sein. Gerade im Gegensatze zu den Humanisten zeigt sich bei jenen gelehrten Mönchen eine gewisse Vorliebe für Aufzeichnung der Begebenheiten ihrer eigenen Zeit. Karl selbst legte hohen Werth darauf, daß seine Thaten im richtigen Lichte der Nachwelt überliefert würden. Unter seinem Einflusse wurden, während sich die annalistische Geschichtschreibung bisher nur auf form- und zusammenhangslose Notizen beschränkt hatte, die sogenannten Königsannalen niedergeschrieben, ein Werk, das nicht blos als reichhaltigste Quelle von höchstem Werth, sondern auch als literarische Erscheinung, da hier

Digitized by Google

zum ersten Male wieder der Versuch gemacht ist, auch über die Ursachen und den Zusammenhang der Ereignisse und der ineinander fließenden politischen Bewegungen zu belehren. Gleichzeitig tritt ein Franke, Einhard, mit einer biographischen Arbeit auf, die in Bezug auf Klarheit der Komposition und Reinheit des Stils die Bewunderung, die ihr von der Nachwelt in so reichem Maße gezollt wurde, wirklich verdient. Allerdings mahnt die allzu große Aehnlichkeit der Ausdrucksweise mit alten Mustern zu vorsichtiger Kritik der Glaubwürdigkeit einzelner Mittheilungen. Einhard folgt seinem Vorbilde Sueton so genau, daß Kaiser Karls Bild große Aehnlichkeit mit Octavianus Augustus gewinnt, denn der Geschichtschreiber begnügt sich, wie Ranke sagt, nicht damit, den Bauriß von der Antike zu entlehnen, sondern benutzt auch die antiken Säulen und Friese selbst zu seinem Werke. Ein Merkmal der Renaissance jener Karlingerperiode, das ebenso in der Kunst zu Tage tritt.

Das Münster zu Achen, das bedeutendste Bauwerk jener Zeit, war mit römischen Säulen geschmückt, und die Verschiedenartigkeit ihrer Kapitäle und Formen hatte für den erst in Entwickelung begriffenen Schönheitssinn der Zeitgenossen nichts Verletzendes oder Störendes. Auch römische Statuen in großer Zahl wurden aus Italien in das Frankenland gebracht; u. A. mußte die Reiterstatue Theodorichs, der zuerst versucht hatte, das Germanenthum durch römische Cultur zu veredeln, aus Ravenna nach Achen übersiedeln. Nicht blos zur Schaustellung und Decoration geschah es, auch nicht um todter Nachahmung willen, sondern nach Karls Idee sollte dadurch der Geschmack einheimischer Talente gebildet und edler Wetteifer angeregt und damit auch in der Kunst ein Wiederaufleben des Alterthums ermöglicht werden. Aus einem Briefe Einhards an Wussin geht hervor, daß beide sich mit dem Studium des Vitruv beschäftigten, dessen Lehren als mustergiltig angesehen wurden. Nach Vitruvs Regeln wurden die Palastbauten Karls, des ersten Franken, der auch die Bequemlichkeit mit den Reizen der Kunst zu verbinden suchte, aufgeführt; schon die Einrichtung, daß im Achener Palast große Thermen angebracht waren, weist auf römisches Muster. In der Baukunst gelang aber, was in der Literatur nicht gelingen konnte: aus diesen rohen Anfängen entwickelte sich ein selbständiger, der kräftige romanische Stil, und deshalb sind diese Versuche für die Geschichte der Architektur ebenso wichtig wie das Zurückgreifen nach römischen Mustern im fünfzehnten Jahrhundert.

Nach spätrömischen Vorbildern müssen wir uns auch die Wandgemälde ausgeführt denken, womit nach Karls Anordnung alle Kirchen und Paläste geschmückt waren und welche von den Zeitgenossen als Wunder der Kunst betrachtet wurden. Mögen diese Fresken, vorzugsweise historischen Stoffen entlehnt, — der Ingelheimer Palast z. B. war mit Darstellungen aus der Weltgeschichte von Ninus bis auf Karl ausgeschmückt — nach unseren Be-

Digitized by Google

griffen auch sehr unvollkommen gewesen sein, so ist doch Karls Wirken für solche Kunstthätigkeit des höchsten Beifalls würdig, um so mehr, da er nicht blos bei seinen eigenen Bauten für diesen edlen Prunk Sorge trug, sondern auch in mehreren Capitularien auf Herstellung und sorgfältige Erhaltung von Kirchenbildern im ganzen Reiche drang. Einen wirklichen Aufschwung können wir noch in der Miniaturmalerei erkennen. Auch in den uns erhaltenen Miniaturen aus der Karlingerzeit ist der römische Einfluß vorherrschend doch zeigt sich namentlich in der Ornamentik frische Originalität und feiner Formensinn.

Faßt man nun alle diese neuen Schöpfungen zusammen, alle diese merkwürdigen, zum Theil großartigen Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften und Künste, in Zusammenhang mit den Veränderungen im politischen und socialen Leben, so wird die Bezeichnung Renaissanceperiode wohlberechtigt erscheinen, ja sogar für dieses Zeitalter weit zutreffender als für den Ausgang des Mittelalters, da sich zwar in Kunst und Literatur die Erscheinungen jener früheren Renaissance wiederholten, gleichzeitige Erfindungen und Entdeckungen aber wesentlich neue Verhältnisse schufen. In diesem Sinne nennt Ampère das neunte Jahrhundert den Anbruch des Morgenroth der modernen Civilisation, worauf nur vorübergehend wie an nebligen Herbstmorgen noch einmal Finsterniß folgte.

Immer wieder wird man bei diesen Betrachtungen auf einen Namen zurückgeführt: auf allen Gebieten hat der große Karl ausführend oder anregend gewirkt. Wie Alexander der Große den Orient hellenisirte, so latinisirte Karl das Abendland und suchte ein neues Weltreich auf geistige Reformen zu stützen. Staat und Kirche, die sich später so feindselig einander gegenüberstehen, laufen in seiner Person noch zusammen. Er ist der Erbe des alten Rom, der christliche Held im Gegensatz zum Muhamedanismus und zum Heidenthum, ein zweiter Atlas, der das ganze Mittelalter auf seinen mächtigen Schultern trägt. Seine Erfolge sind groß und gewaltig, wenn auch ihre Dauer nach mancher Richtung nicht den gehegten Erwartungen entsprach. Wenn spätere Zeiten gelungenere Werke aufzuweisen, wenn andere Herrscher glänzendere und dauerhaftere Erfolge erzielt haben, so kann man denjenigen, die deshalb an Karls Verdienst mäkeln wollten, mit Fug die Worte, womit Macaulay einen auf ähnliche Weise Bahn brechenden Genius vertheidigt, entgegenhalten: „Ein solcher Vergleich scheint uns ebenso ungerecht, als wenn man den besten Bäcker Londons mit Robinson Crusoe vergleichen wollte, der, bevor er ein einziges Brot backen konnte, seinen Pflug und seine Egge, seine Hecken und seine Vogelscheuchen, seine Sichel und seinen Dreschflegel, seine Mühle und seinen Backofen selbst zu machen hatte."

Digitized by Google

Die Literaten des jungen Deutschlands.

Von Emil Kuh.

V.

So freudlos, dürr und jammervoll sah die Literatur der dreißiger und vierziger Jahre aus, zersplittert in lauter zanksüchtige Reden und Gegenreden, schöngeistig politisirende Consilien graduirter Heilkünstler, wie Wunderdoctoren, deren jeder sein Gebräu anpries und dessen lebenverjüngende Wirkungen verkündigte, wie einstmals der Graf von Saint Germain seinen Thee oder Cagliostro sein Unsterblichkeits-Elixir. Wir wollen aber gleich hinzusetzen: so sah die Scheinliteratur aus, die sich über ihre Schwächlichkeit und ihren an den Tag geknüpften Einfluß nur deshalb so gröblich täuschte, indem sie auf kräftige Dauer rechnete, weil die Anführer sozusagen in der vordersten Sitzreihe lärmten und sich räkelten. Heine ausgenommen, der eine ganz und gar abgesonderte Gestalt, ein homo sui generis ist, konnte sich keiner von ihnen rühmen, das Herz des Volkes getroffen oder auch nur das Unterhaltungsbedürfniß der Menge in Athem erhalten zu haben. Hinter dieser Scheinliteratur stufte sich eine andere ab, die ernste, ehrlich forschende, wirklich bildnerische, welche sich nicht für eine uranfängliche ausgab, sondern auf den vorhandenen Fundamenten der großen Vergangenheit weiterbaute; und neben ihr fächerte sich eine friedfertige, Gemüths- und Einbildungskraft anspruchslos erheiternde Belletristik auseinander. Viele der Autoren, welche die Neuerer als mausetodt bezeichnet hatten, behaupteten sich nach wie vor in der Schätzung der Einsichtigen, mancher Dichter, über dessen Existenz sie schweigend hinweggingen, drängte vermöge der dem echten Talent eingeborenen sanften und doch starken Nachdrücklichkeit langsam, schrittweis vorwärts; ja, der denkgewaltigste Geist des Zeitalters, der einstweilen noch einem Palimpseste glich, woran die chemische Tinte des Nationalverstandes sich noch nicht versucht hatte, Arthur Schopenhauer, verdarb nicht unter der Nichtbeachtung in der ephemeren Glockenstunde der gegenwärtigen Literatur.

Der kränkelnde Tieck, der sich jetzt in der königlichen Gunst Friedrich Wilhelms IV. sonnte, hörte nach dem Hallischen Manifest nicht auf, der Schöpfer unvergänglicher Märchen, der Wiederentdecker Heinrichs von Kleist, der feinfühlige und gelehrte Wegzeiger in fremde Literaturen zu sein. August Wilhelm Schlegels Verdienste um unsere Dichtung und Sprache und um Shakespeare waren nach den scurrilen Anzüglichkeiten Heines in dessen Romantischer Schule und nach Ruges Verurtheilung nicht ausgelöscht. Einsam saß

Digitized by Google

er nun im damastenen Fauteuil in seiner Wohnung zu Bonn und schlürfte den schweren süßen Wein des Südens. Aber noch immer trafen bei ihm Briefe und Geschenke aus aller Welt ein — man hatte ihn nicht vergessen — und auch ein Sohn der neuen Zeit, einer ihrer tapfersten Kämpfer, David Friedrich Strauß, versäumte es nicht, als er die Rheinstadt betrat, an seine Thür zu pochen und dem alten Männchen, das sich eben am Kaminfeuer wärmte, seine Hochachtung zu bezeugen. Die Grimm und Uhland, welche der bestbeleumundeten Romantik die fruchtbarsten Anregungen verdankten, schufen, indem sie zugleich jedes Reis der classischen Vergangenheit pflegten, die deutsche Alterthumswissenschaft, Männer wie Bopp, Benfey und Holtzmann legten die Grundsteine der vergleichenden Philologie, förderten die Schätze der morgenländischen Sage und Dichtung ans Licht. Wichtiger als sämmtliche Wochenschriften, Phönixe, Leuchtthürme und Freihäfen war die im Jahre 1838 durch Arthur Schopenhauer veranlaßte Wiederherstellung des unverfälschten Textes der Kritik der reinen Vernunft in der Rosenkranzschen Ausgabe der Werke Kants, und bedeutungsvoller als die letzten Consequenzen, welche Ruge aus Hegel zog, waren die 1839 und 1840 erschienenen Schriften: Ueber den Willen in der Natur und Die beiden Grundprobleme der Ethik.

Während die Jongleurs unserer Literatur den „Anschein einer neuen Barbarei wagten, um eine neue Classik vorzubereiten", gab Eduard Mörike, einer der ersten Lyriker des deutschen Volkes, die Sammlung seiner Gedichte heraus, welche ein Anonymus im Gutzkowschen Telegraphen als vortreffliche Verse, die doch keine Poesie enthielten, abgefertigt hat. Niemand bekümmerte sich um diese Gedichte, was den schämig in sich gekehrten Pfarrvikar von Cleversulzbach nicht hinderte, sich des Daseins zu freuen und mit einem Fläschchen Wein ausgerüstet an schönen Sommertagen das Württemberger Hügelland zu durchwandern, indessen Andere auf Vorposten ihres eigenen Ruhmes standen. Damals wandelte an den Weingeländen an der Donau entlang ein gleichfalls dem Vergänglichen abgewendeter und darum von den Hornisten des Vergänglichen keiner Aufmerksamkeit gewürdigter Dichter, der Dichter der Sappho, der das Epigramm geschrieben: „Will meine Zeit mich bestreiten, Ich laß es ruhig geschehn, Ich komme aus anderen Zeiten, Und hoffe in andre zu gehn." Die Sinnigen erhob Friedrich Rückert mit seinen brahmanischen Weisen, die bisher nicht verklungen sind, mit seinen dem Alter trotzenden Verwandlungen des Abu Seid von Serug, den Feinschmeckern kredenzte Ferdinand Freiligrath seine noch immer nicht abgestandenen Tropen- und Geusenlieder und Nicolaus Lenau letzte die Gemüther mit Gesängen, in die sich Naturgefühl und skeptisch zeitgemäße Klagerufe getheilt haben. Die ernste Erzählungskunst fand in Wilibald Alexis ihren Repräsentanten. Für Kurzweil und leichten Sinnenreiz sorgten Karl Spindler mit seinen zwar grob-

Digitized by Google

körnigen, aber von gesunder Einbildungskraft eingegebenen Romanen, Fürst Pückler und August Lewald, die literarischen Lebemänner. Pückler, dessen Briefe eines Verstorbenen unser größter Dichter ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk, das Product eines angenehm erheiternden, wohlgesinnten, in seiner Art frommen Weltkindes genannt hat, welches den Widerstreit von Wollen und Vollbringen im Menschen auf das Anmuthigste darstelle, Pückler-Muskau ergötzte mit seinen Reiseerlebnissen und -Abenteuern noch so lebhaft, wie zwanzig Jahre vorher, die Leserwelt und verpflanzte die Genüsse, die ihm selber zu Theil geworden, auf diejenigen, welche sich seine Schilderungen aneigneten. Das war nicht die Reisenovellenlüge der „Modernen". Ein Zug ironischer Vornehmheit, von der auch Heine gelernt hat, schlingt sich leichtsinnig durch seine Malereien aus dem Stegreif. „Ich bin ein Findelkind, gestrenge Frau," so schrieb er an Bettina, „und kenne meine Eltern nicht. Doch hat einst Jemand mir vertraut, Mephistopheles habe einmal betrügerischer Weise statt Faust bei Gretchen geschlafen und ich sei die Frucht davon." August Lewald, der artigste Nachahmer Heines, welchem die seiner geistig kurzen Statur angepaßte Verkleidung auf das Beste ließ, plauderte dem Publicum harmlos, mit bonhommer Satire vor, was Heine mit ciselirter Vermessenheit zu sagen wußte, schwatzte erheiternd von dem Münchener Straßenleben, von Staberl und der Ludlamshöhle in Wien, von italienischen Städten und ihren Schönen, von der Hamburger Patrizier- und Hafenherrlichkeit und wohl auch von dem ungezogenen Liebling der Grazien in Paris.

Den Vermittler zwischen Tendenz und Poesie, kritischem Verstande und Phantasiespielen stellte Karl Immermann dar, welcher aber gerade an dem Compromiß mit einander unvereinbarer Geistesthätigkeiten und Bestrebungen sich aufrieb. Gediegene Nüchternheit: dies ist der Gesammteindruck seiner Schriften, welche die Ernsten nicht befriedigten, die Oberflächlichen abstießen, die Poeten mißtrauisch gegen ihn machten und den Anhängern des geheiligt Herkömmlichen so wenig genügten als den Männern der radicalen Neuerung und des Umsturzes. Er war ein Charakter, er hatte bedeutende Gaben, aber er schöpfte nicht aus der Fülle der Persönlichkeit, die bei ihm überall gleichsam unterbrochen schien, und es fehlte ihm die Wünschelruthe der dichterischen Form. Gleichwohl überbot die markige westphälische Dorfgeschichte, welche sich mühelos aus den satirischen Anspielungen und vergilbten Allegorien des Münchhausen herauslösen läßt, an poetischer Kraft sämmtliche dichterische Hervorbringungen der Gutzkow, Laube, Mundt und ihres Anhangs, wie denn auch keine rein schriftstellerische Arbeit der Letztgenannten an die festen Contouren und an die Reife des Urtheils in Immermanns Memorabilien heranreicht.

In keine der geschilderten Gruppen können wir Friedrich Hebbel ein-

Digitized by Google

reihen, dessen Jugendwerke: Judith, Genovefa, in jene Epoche fallen. Schon in der Zeit seines ersten Hamburger Aufenthalts, 1835, wendete sich der aus Wesselburen in Ditmarschen eben gekommene junge Mensch, mehr aus Instinkt als mit klarem Bewußtsein, von den literarischen Chorführern der Gegenwart ab, wie dies aus seinen handschriftlichen Aufsätzen für den „Wissenschaftlichen Verein von 1817", eine nach den Freiheitskriegen in Hamburg entstandene Gymnasiastenverbindung, erkennbar ist. Dazumal bereits war Heinrich von Kleist, neben Uhland, nicht nur sein Lieblingsdichter, sondern er verstand ihn auch nach seinem specifischen Werthe zu beurtheilen. Als er später in München einzelne jungdeutsche Producte kennen lernte, da sträubte sich in ihm jegliche Faser gegen Inhalt und Ton derselben, ja in seinem Unwillen dachte er sogar an die Gründung eines Journals, womit er diese Richtung bekämpfen wollte. Mißtrauisch war er bei seiner Rückkehr nach Hamburg, 1838, in den Verkehr mit Gutzkow getreten und jede Unterredung mit ihm hatte Begütigungsversuche zur Folge, die er mit seinem eigenen widerstrebenden Innern anstellte. Aus seinen Kritiken für den Telegraphen (sie finden sich im zwölften Bande seiner gesammelten Werke vor) sind uns viele Sätze dienlich, welche den Contrast seiner Kunstauffassung zu jener der herrschenden Schriftsteller ausprägen: wir sollen die Zeit, in der wir uns bewegen, nach Kräften in unsere Speise verwandeln, nicht aber uns selbst zur Speise der Zeit machen, denn nur das in uns, was nicht in ihr aufgehe, was ihr ohne Kampf siegreichen Widerstand leiste, sei ewig und göttlich. Die der Poesie eigenste Kraft liege im Ausgleichen, im Ordnen und Bestimmen von Verhältniß und Maaß, sie sei die Waage im Chaos der Schöpfung. Man könne aus Gold so gut ein Grabscheit machen als eine Monstranz, doch werden nur die Wilden dies thun. Er verabscheute die Erwerbshast und den Tumult der Jungdeutschen, er hatte mit dem Korybantenungestüm der Junghegelianer nichts gemein. Aber er fügte sich auch nicht dem goldenen Fruchtkranze der fröhlich sich ausgestaltenden Geister als jüngstes Knospenglied an. Weder dürfen wir unter den Romantikern seine poetischen Verwandten suchen, noch unter den schwäbischen Dichtern, nicht in der Seitenlinie der nachblühenden Classicität und auch nicht in der Umgebung Heines. Er gehörte zu den Leidenden, die am Schönsten in Hölderlin, am Rührendsten in Kleist die Augen aufgeschlagen haben.

Anscheinend waren auf seinem Wege Georg Büchner und Daniel Grabbe vorausgegangen; aber auch nur anscheinend. Denn der Krankhaftigkeit und der Gewaltthätigkeit des Einen, die freilich an Hebbels Melancholie und Trotz erinnern, fehlte die Friedrich Hebbel eingepflanzte Erkenntniß des Edlen und Reinen, wie die Fähigkeit zum Reifwerden; von der Ungebärdigkeit des Andern aber trennte ihn, was etwa den aus dem Herrengute Vertriebenen

Digitized by Google

von dem Freigelassenen trennt: die Noblesse der Haltung, die sich beherrschende, immer wieder auf das Rechte sich besinnende Seele. Hebbel hätte, mit Grabbe an einem und demselben Tische sitzend, wie jener Herzog in Uhlands Romanze, zwischen sich und ihm das Tafeltuch entzwei geschnitten. Was bei Grabbe als Grimm sich äußerte, das nahm bei Hebbel die Gestalt des Schmerzes an, wo jener schwarzgallig aufschäumte, da wallte dieser blutvoll auf und mit dem Qualm des erhitzten Verstandes im Dichter des Gothland verglichen war die Flamme des Dichters der Judith die der Leidenschaft. Grabbe hatte, wie sein einsichtigster Biograph, wie Immermann bemerkt, einen großen und weiten Gesichtskreis auf dem Felde der geschichtlichen Betrachtung, innerhalb desselben fuhr seine Phantasie unermüdlich hin und her, schaute, verknüpfte und errieth mit seltener Sagacität; aber es versagte ihm der Athem, sobald es an das energische Bilden gehen sollte. Aus diesem Mangel, nicht aus einer Ueberfülle sei die Ungeheuerlichkeit seiner Figuren zu erklären. Oder um ein schlagendes Wort Heines zu citiren, der ihn im Uebrigen überschätzt hat: „Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensclaven — jeder gebrandmarkt — so führt sie der Dichter an der Kette in das Bagno der Poesie.“ Grabbe that sich auf seine Willkührlichkeit nicht wenig zu Gute, und wenn Hebbel in späterer Zeit nichts von einer Gemeinschaft mit ihm wissen wollte, so war er durchaus in seinem guten Rechte. „Ich weiß gar wohl,“ schrieb er an Friedrich von Uechtritz, „daß das Unglück manches Menschen schon von der Geburt anfängt und ich habe alles mögliche Mitleid mit Individuen, die zu viel haben, um resigniren zu können, und zu wenig, um es zu reinen, oder auch nur zu charakteristischen Bildungen zu bringen. Sie kämpfen einen schweren Kampf, und man soll sich hüten, leichtsinnig den ersten Stein auf sie zu werfen. Aber wenn sie gar nicht versuchen, durch ethische Anstrengungen ein Gleichgewicht herbeizuführen, dann verwandeln sie dieses ursprüngliche Unglück in eine Schuld, und das scheint mir bei Grabbe sehr entschieden der Fall zu sein.“

Hölderlin, Kleist: das ist Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut. Wir würden dies auch dann sagen, wenn wir von den Wirkungen des Zweiten auf Hebbel nichts wüßten, und wir würden es auch dann wissen, wenn nicht in seinem Tagebuche Andeutungen vorhanden wären, daß er in den Gedichten Hölderlins und in dessen Hyperion ihm verwandten Ideen und Stimmungen begegnet sei. Was und wieviel auch immer diese Dichter von einander unterscheiden mag, an genuiner Anlage oder an Entwicklungsfähigkeit, gemeinsam ist ihnen der Bruch zwischen Kraft und Erkenntniß. Sie empfinden stark, sie schauen lebhaft an, sie verkörpern oft das Empfundene und Geschaute im reinen Bilde. Aber auch ein Suchen, eine Unruhe ist ihnen

Digitized by Google

eigen, die aus der Uebermacht des Erkennens entspringt, dem sie nicht vollauf genügen können; darum drängt sich mit dem Vorwurfe der Unzulänglichkeit der Tiefsinn, eines der Grundelemente der Poesie, unwiderstehlich hervor, so daß er beinahe mit Händen zu greifen ist. Bei den wahrhaft großen Dichtern hingegen schlummert der Tiefsinn zeugungskräftig unter der Pflanzendecke ausgereifter Form. In einem der Briefe Hölderlins an Schiller sagte der Jünger, daß er sehr gut begreife, warum es schwerer sei, die Natur zur rechten Aeußerung zu bringen in einer Periode, wo schon Meisterwerke um Einen liegen, als in einer andern, wo der Künstler fast allein sei mit der lebendigen Welt. Aber diese schlimme Alternative sei fast unvermeidlich, wo gewaltiger und verständlicher als die Natur, aber deswegen auch unterjochender und positiver der reife Genius der Meister auf den jüngeren Künstler wirke. Noch schärfer drückte Goethe in einem Gespräche mit Eckermann diesen Gedanken aus, als er hervorhob, daß seine Idee vom Vortrefflichen auf jeder seiner Lebens- und Entwicklungsstufen nie viel größer gewesen, als was er auf jeder Stufe auch zu vollbringen im Stande war. Der Gesunde und der Leidende sprechen das nämliche Wort aus. Dieses Wort jedoch klingt anders als der ärmliche, in Umlauf gebrachte Schulsatz: daß in Hölderlin und den Dichtern seiner Artung die Reflexion mächtiger sei als das poetische Vermögen. Denn dieser Schulsatz paßt eben auf die wunderlich organisirten Dichter alle, mithin auf keinen derselben, und jedenfalls mußte er auch auf Schiller ausgedehnt werden, wenn die vorschlagende Reflexion hier das Entscheidende wäre. In edler Unbefangenheit, in ungetrübter Sinnlichkeit athmet bei Hölderlin die Darstellung in dem Fragment: Die Nacht, und nicht der leiseste Zug verräth uns hier, daß diese in sich selige Schönheit beim Dichter nur zu Gast ist, wie Eros bei Psyche, ehe sie den Freund mit der beleuchtenden Lampe geweckt hat. Wer möchte den sanften Goldglanz, der auf diesem Bilde ruht, wer die bescheidenen und sicheren Umrisse, in denen es sich bewegt, bei einem Dichter vermuthen, dessen ungebührlich gesteigerte Reflexion angeblich seine gestaltende Kraft gehemmt haben soll! Und ebenso lauter, wie er in den glücklichsten Momenten das sich abgeschlossene Bild zu malen versteht, weiß er auch zuweilen den tiefsten Seelenton anzuklingen, z. B. in dem unvergänglichen Schicksalslied Hyperions. Gleichwohl zerbricht dem Dichter nur zu oft die Form unter den Fingern, namentlich in seinem Roman, und der grübelnde Geist entführt ihm dann Anschauung und Empfindung in jene Dämmerung, wo der Tiefsinn gerne nistet, wo aber die Poesie nicht mehr spielen kann. Dieses Ueberwuchern der Metaphysik, welche kein Denkender mit gemeiner Reflexion verwechseln wird, ist auch das hervorstechende Merkmal Kleists, wie Hebbels. Alle drei haben sie den Garten im Winter gesehen und bringen nun das Gesicht nicht wieder los, wenn das Laubwerk die

Digitized by Google

krausen Linien des Gezweiges rund gemacht hat. Während aber Hölderlin, indem er von philosophischen Qualen heimgesucht wird, bei der lyrischen Weichheit seines Talents mit unnennbar traurigem Blick uns ansieht und seine beständige Sehnsucht nach der schimmernden Harmonie hellenischen Glückes sogar seinen Verirrungen einen milden Anhauch verleiht, schaut uns der unter ähnlichen Kämpfen seufzende Kleist, dessen Talent von ungewöhnlich plastischer und dabei naiver Ausdrucksfähigkeit ist, bittend weihevoll, wie von einem bösen Dämon verfolgt, ins Antlitz, und vermehrt wieder Hebbel, dem das Flüssige Hölderlins und die poetische Unbefangenheit Kleists mangeln, durch die düstere Entschlossenheit und die pädagogische Zucht, welcher er sein widerspänstiges Talent unterwirft, den unheimlichen Eindruck, der von demselben in vielen seiner Dichtungen ausgeht.

Die ganze Erscheinung dieser metaphysisch umschleierten Dichter hat nichts Auffallendes, wenn wir uns erinnern, daß die Poesie aus der religiösen Wurzel hervorsteigt. Im Jugendalter der Völker ist sie mit mythologischen und allegorischen Bestandtheilen so sehr durchsetzt, daß eine vollkommene Scheidung gar nicht möglich wäre. Wenn sie nun allmählich reine, selbstbewußte Kunst und von den Meistern zum Gipfel geführt worden, so kehrt sie auf dem philosophischen Wege, weil der schmale Naturpfad der Religion sich verloren hat, von Neuem an den geheimnißvollen Ursprung zurück. Außerordentliche Ereignisse, wie die Kantsche Philosophie, mußten in den Hölderlin, Kleist und Hebbel einen erschütternden Eindruck hervorbringen. Ihre Selbstbekenntnisse lassen darüber auch nicht den mindesten Zweifel zu. Von dem erhöhten Lebensgefühl, das der Besitz ungetheilter großer Kräfte mit sich bringt, nicht getragen, wie unsere beiden nationalen Dichter, vermochten sie den siegreichen Widerstand gegen den Schmerz des Fraglichen und Räthselhaften der Welt nicht aufzubringen, und so überflügelte der Schmerz, der nicht von gestern und nicht von ehegestern ist, der mit keiner Literaturrichtung und mit keiner Zeitkrankheit zusammen hängt, den die indischen Dichter, wie Firdusi, den Sophokles, wie Calderon, Shakespeare, wie Goethe gekannt haben, die nach Friedrich Vischers Bezeichnung partiellen Genies.

„Ach, wär' ich nie in eure Schulen gegangen!" ruft Hölderlin-Hyperion aus, „die Wissenschaft hat mir Alles verdorben . . O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt . . Wer blos an einer Pflanze riecht, der kennt sie nicht, und wer sie pflückt, blos um daran zu lernen, kennt sie auch nicht . . Das ist das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt, so gerne die vorüberfliehende Trauer festhält, daß der Gedanke, der die Schmerzen heilen sollte, selber krank wird, daß der Gärtner an den Rosensträuchen, die er pflanzen sollte, sich die Hand so oft zerreißt, o, das hat Manchen zum Thoren gemacht vor

Digitized by Google

Andern, die er ſonſt wie ein Orpheus hätte beherrſcht . . glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in Allem, was gedacht wird, Widerſpruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangelloſen Schönheit kennt, die nie gedacht wird . ." — „Seit die Ueberzeugung, daß hienieden keine Wahrheit zu finden iſt," ruft Kleiſt, „vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt . . daß wir ein Leben bedürften, um zu lernen, wie wir leben müßten . . Und ſo mögen wir am Ende thun, was wir wollen, wir thun recht . . Zwiſchen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Ausſicht an Ahndungen, reicher als Gedanken faſſen, Worte ſagen können! . . Vielleicht hat die Natur dir die Klarheit zu jenem Glück verſagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt . ." — „Die Natur ſollte keinen Dichter erwecken, der kein Goethe iſt," ruft Hebbel, „darin ſteckt das Unheil. Große Talente kommen von Gott, geringe vom Teufel . . Ich erkenne zwar das Vortreffliche, ich erreiche es zuweilen, aber was hilft es mir, wenn ich nur beſuchen darf, wo ich wohnen ſollte! . . Wünſche dir nicht zu ſcharf das Auge, denn wenn du die Todten in der Erde erſt ſiehſt, ſiehſt du die Blumen nicht mehr . . . Es giebt ein Weh, das nicht aus den einzelnen Diſſonanzen des Lebens, nicht aus den Schwankungen von Furcht und Hoffnung, von Glück und Unglück hervorgeht, ſondern das dem Leben ſelbſt in unergründlicher Unmittelbarkeit entquillt, und gegen dieſes Weh iſt nur derjenige geſchützt, der die Weltwurzel auszuziehen verſteht . . Könnte der Marmor fühlen, ſo würde er ſich gewiß über die Meißelſchläge beklagen, die ihn zum Gott machen . . Man öffnet die Augen, ſchließt ſie wieder und nimmt das, was man erblickt, hinüber in den Traum. Das iſt das Leben." —

Durchgängig beinahe derſelbe Ton, dieſelbe Reſonanz, als ob eine Cremoneſer Geige drei Spieler nach einander, die ſich vorher verſtändigt haben, gefunden hätte! Jeder von dieſen Dichtern war ſich der gefährlichen Stellung ſeiner eigenen Natur bewußt, darum retteten ſie ſich hin und wieder in die Philoſophie, deren Weſen mit dem Zerlegen der Begriffe nichts weniger als Eins iſt, deren Weſen Anſchauung iſt, wie das der Kunſt. Und weil ſie die Einheit und den Einklang ſuchten, der ſich ihnen nur ſelten im göttlichen Bilde offenbarte, ſo war ihnen die Schönheit, die einfältige Schönheit, das höchſte Gut, wornach ſie dürſteten und lechzten, ganz anders als die ſogenannten ſtilvollen Dichter, welche nach dem abſtracten Ideal der Griechen langen. Das nachſtehende Wort Hölderlins war auch Kleiſts, war auch Hebbels Wort: „Es iſt ein ſo ſchönes Gedeihen in Allem was wir treiben, wenn es mit gehaltener Seele geſchieht und uns das ſtille ſtäte Feuer belebt, das ich beſonders in alten Meiſterwerken aller Art als herrſchenden Cha-

Digitized by Google

rakter immer mehr zu finden glaube. Aber wer hält in ſchöner Stellung ſich, wenn er ſich durch ein Gedränge durcharbeitet, wo ihn alles hin und her ſtößt?! —"

Der flache Erklärer ſolcher Dichter ſteht inſolange rathlos vor ihnen, bis er irgend ein perſönliches oder hiſtoriſches Motiv ausfindig gemacht hat, woran ſeiner Meinung nach das Unglück zappelt; bei Hölderlin die Krankheit des Weltſchmerzes, die in den ſiebziger Jahren ausgebrochen ſein ſoll, und wohl auch die verbotene Liebe zu Madame Gontard; bei Kleiſt das politiſche Elend der Invaſionszeit und brennender Ehrgeiz; wenn die Schlacht bei Leipzig ſchon 1811 wäre geſchlagen worden, Kleiſt würde heute noch leben. Dieſen geſunden Menſchenverſtand, der ſo dumm drein ſieht, hat Varnhagen von Enſe einmal unbarmherzig zurechtgewieſen. Eine ihrer Meinung zufolge hochgebildete Frau, welche ſich ihm ſtets als enthuſiaſtiſche Verehrerin der Rahel zeigte, welche eifrig deren Briefe las und dieſe nicht genug rühmen konnte, kam eines Tages vertraulich mit der Bitte heraus um aufrichtige und wahre Auskunft: warum denn Rahel ſo ſehr unglücklich geweſen. Varnhagen hatte einen Schrecken, als er dies hörte. Alſo nicht einmal Das, ſagte er ſich, hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgeleſen. Er ſah ſich im Zimmer um, und erwiederte dann: Ja, ſehen Sie, Verehrteſte, Sie haben eine anſtändige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter paſſend, Sie geben und bekommen ehrbaren Beſuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube iſt warm, Thee und Butterbrod können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen und das Geſpräch haben wir ja Alle umſonſt, Sie ſind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei ſein? Nun hatte Rahel alles dies auch, ſogar ein Bischen mehr, und hätte es noch in weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich nothvollſten Zeiten; Sie haben ganz recht, ſich zu wundern, daß ſie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armſeligkeiten, mit denen man ſich ein Lumpenleben zuſammenflickt, nicht ankam, ſondern ihr Herz und Sinn auf andere Arten des Daſeins gerichtet waren, von denen die Alltagsſeelen gar nichts wiſſen. Menſchen- und dichterkundig hat Heinrich von Treitſchke die wundeſte Stelle dieſer Leidenden in der neueren Poeſie erkannt und in dieſem Leiden ſelbſt ein Trennungszeichen zwiſchen der antiken Welt und der unſern wahrgenommen. Die fette Mittelmäßigkeit, ſagt er, ſchwimme behaglich obenauf, manche der Beſten aber ſänken unter, weil ihr reicher Geiſt ſich nicht fügen wolle dem Gebote des Lebens: Du ſollſt einen Theil deiner Gaben ruhen, verkümmern laſſen! einem Gebote, deſſen Härte der Gedankenloſe gar nicht fühle. Der ſtrenge Bürgergeiſt der Alten habe den Einzelwillen verdammt, der ſich erdreiſtete, etwas zu gelten

neben dem Willen des Ganzen; ihr auf das Große gerichteter Sinn habe gelassen hinweggeblickt über die geheimsten Schmerzen der ringenden Menschenseele; ihre Schamhaftigkeit habe sich gescheut, den Schleier zu heben, der diese Abgründe verhüllt.

Bei Hebbel kommt aber noch ein schwerwiegender Umstand hinzu: die verstockende Wirkung der künstlerisch entarteten Umgebung. Hölderlin lebte in der Zeit der großen Muster, des höchsten Aufschwunges der Dichtung, und empfand seine unglücklich eigensinnige Seelenstimmung und Begabung als eine Trübung und als einen Abfall, ward also schon dadurch vor der schlimmsten Verirrungen behütet; Kleist hinwiederum, von den dämmerhaft aufleuchtenden Gestalten einer poetischen Johannisnacht umringt, brauchte sich nur des Blend- und Gaukelwerks der Romantik zu entschlagen, um sichern Boden für seine Dichtung zu gewinnen. Hebbel aber stand zu seinen literarischen Zeitgenossen, zu denen, welche die Banner und Feldzeichen des Tages umhertrugen, in einem mit Nothwendigkeit erbittert feindseligen Verhältniß. Er sah in dem, was sie machten und als geistige Ziele verkündigten, keine Entmischung der Kunst, keine Ablenkung von ihr, sondern das schlechthin Verwerfliche, das Unwesentliche, Wesenlose und Undichterische. Er erkannte und mußte erkennen, daß nicht Impulse unreiner oder unzulänglicher Talente, nein, vielmehr Motive und Absichten, welche die Abwesenheit des poetischen Talents bezeugen, alle die Jämmerlichkeiten des Augenblicks verschuldet hatten. Diese Erkenntniß aber bestärkte ihn in seiner eigenen Artung, bemäntelte vor ihm selbst manches Abnorme, Excentrische seiner Jugendpoesie, von der er sich sagen durfte, daß sie künstlerischen Ursprungs, nicht durch Nebengedanken und Nebenzwecke hervorgerufen oder hervorgepreßt sei. So fehlte ihm also in nächster Nähe das edle Beispiel, das Nacheiferung weckt und dem Urtheil höhere Gesetze gibt. Allein mußte er sich durcharbeiten, im Rückblick auf die ernste und schöne Dichtung der deutschen Vergangenheit sich auferbauen. Mit seinen Neigungen, Anschauungen und Grundsätzen dem Geiste der vorausgegangenen Literatur zugekehrt, wurde er trotzdem von der Nachhut derselben, von Uhland und Tieck, so wohlwollend sie ihm auch gesinnt schienen, als halber Aufrührer betrachtet, und im Einzelnen, wenngleich nur äußerlich genommen, mit den jungdeutschen Reformatoren zusammenhängend, bemerkte er, daß sie selbst mißtrauisch, ja widerwillig ihn ansahen, weil sie die Grundverschiedenheit zwischen sich und ihm deutlich fühlten. Diese Grundverschiedenheit ist in dem Stoßseufzer seines Tagesbuchs aus jener Epoche ergreifend und überzeugend ausgedrückt: „Du armer Seidenwurm, du wirst spinnen, und wenn auch die ganze Welt aufhört, Seidenzeuge zu tragen."

Digitized by Google

Die ſociale Frage in Oeſterreich.

Von Emil Friſchauer.

Der Strike der Brünner Weber hat in Oeſterreich und weit über deſſen Grenzen hinaus großes Aufſehen verurſacht; man verfolgt eben in Europa die Regungen und Bewegungen der Arbeiterpartei mit beängſtigter Aufmerkſamkeit und hört in jeder einzelnen unzufriedenen Aeußerung der Arbeiterclaſſen den Flügelſchlag der Internationale. So hat man auch anfänglich den Brünner Weberſtrike mit den Wühlereien der Internationale in Verbindung gebracht; mit dem ſeit den Tagen der Pariſer Commune ſtark ausgebildeten Geruchſinne witterten Behörden und Publicum den berüchtigten Petroleumduft, und das Ausland war gläubig genug, die Meinungen und Vermuthungen der öſterreichiſchen Behörden für baare Münze hinzunehmen. Allein alsbald ſtellte ſich heraus — was für Jeden, der die öſterreichiſchen Arbeiterverhältniſſe genau kennt, keinen Moment lang zweifelhaft war — daß der Brünner Strike eine durchaus ſpontane Aeußerung der Unzufriedenheit der dortigen Arbeiter war, da die Weber des öſterreichiſchen Mancheſters endlich zur Ueberzeugung kamen, daß es beſſer ſei, ohne Arbeit, wie im Schweiße des Angeſichts Hunger zu leiden. Die Sympathien des Publicums ſchlugen nach dieſer Wahrnehmung alsbald um, ſo zwar, daß die Regierung gezwungen war, zu Gunſten der Arbeiter zu interveniren, obzwar ſie anfänglich entſchloſſen ſchien, die Bewegung mit Polizei und Militär niederzukämpfen. Der Brünner Arbeiterſtrike hat gezeigt, daß die öſterreichiſchen Arbeiter mit den arbeitenden Claſſen Europas im Ganzen und Großen keine Fühlung haben; von internationalen Strömungen, die in Deutſchland und Frankreich, in Italien und England bei jeder Arbeitseinſtellung mehr oder minder hervortreten, war in Brünn keine Spur zu entdecken, trotzdem die Behörden mit großer Umſicht nach ſolchen Spuren fahndeten. Kein fremder Agitator leitete den Strike ein, kein Pfennig ausländiſcher Unterſtützung ſtärkte die Arbeiter in ihrem Kampfe gegen das Capital — die Arbeiter waren ausſchließlich auf ſich ſelbſt angewieſen.

Und wie die Brünner Arbeiter außerhalb jeden Contactes mit dem europäiſchen Proletariat ſtehen, dürfen ſich auch die übrigen öſterreichiſchen Arbeiter im Ganzen und Großen des Mangels einer derartigen Bekanntſchaft rühmen. Nicht einmal Wien, das eine ungefähre Arbeiterbevölkerung von 230,000 Menſchen beſitzt, macht eine nennenswerthe Ausnahme. Hörten wir doch jüngſt auf dem ſocialdemokratiſchen Congreſſe zu Genf von den gewiß berufenen Autoritäten die wehmüthige Klage, daß die internationale Agitation

in den österreichischen Arbeiterkreisen wenig Anklang finde, und beweisen doch die bei dieser Gelegenheit veröffentlichten summarischen Listen der internationalen Parteigänger in den einzelnen Ländern die große Berechtigung dieser Klage.

Diese Erscheinung ist jedenfalls sehr auffallend, und läßt sich nicht durch die höhere Intelligenz der österreichischen Arbeiter erklären, da diese ganz einfach nicht vorhanden ist. Es wird Niemand behaupten wollen, daß der czechische oder kroatische Arbeiter, dessen Züge schon eine thierische Stupidität verrathen, verführerischen Einflüssen weniger leicht zugänglich sei, wie der bei weitem einsichtigere College in Deutschland und Frankreich, noch wird man dem gedankenlosen Magyaren oder tölpelhaften Slovaken eine geistige Erhabenheit über den ungebildeten, aber doch schlauen Italiener oder Briten zumuthen. Man muß die eigenthümlichen politischen und nationalen Verhältnisse Oesterreichs sich vergegenwärtigen, um die Schwierigkeit zu begreifen, mit denen die Internationale in dem vielsprachigen Staate zu kämpfen hat, ja man kann sagen, daß die fürchterliche Nationalitätenmisére, die Oesterreich bedrückt, das Kaiserthum vor der noch bei weitem größeren Gefahr der socialen Verschwörung einzelner Classen bewahrt.

Die volle Thätigkeit der österreichischen Arbeiterbevölkerung ist politischen Fragen zugewendet; der Kampf um die nationale Hegemonie, bei welchem die Arbeiter neben der Aristokratie und Bourgeoisie mitstreiten, absorbirt ihr Denken und Können fast vollends. Der czechische Arbeiter ist dem deutschen spinnefeind, und will von einer Solidarität der Interessen nichts wissen, und das Gleiche gilt von den übrigen Arbeiterstämmen des vielsprachigen Oesterreich. Ja Einer versteht den Anderen nicht einmal und will ihn auch nicht verstehen. Nur die deutschen, und theilweise auch die italienischen Arbeiter zeigen einigermaßen internationale Neigungen. Diese haben in ihrer Nationalität ein Band, das sie mit wichtigen Factoren des europäischen Arbeiterstandes innig verknüpft. Allein auch da sind die Berührungspunkte ziemlich schwach. Die italienischen Arbeiter Oesterreichs, deren Zahl eine sehr beträchtliche ist, verfügen nicht einmal über ein socialdemokratisches Organ in der Presse, und auch die deutschen Socialdemokraten suchen ihre publicistische Vertretung im Leipziger „Volksstaat" oder Berliner „Socialdemokraten", da es ihnen bisher nicht gelang, ein eigenes Organ dauernd zu begründen. Die Czechen und Magyaren jedoch haben kein einziges rein socialdemokratisches Organ zur Verfügung.

Bis in die neueste Zeit knechteten deshalb die österreichischen Staatsmänner die socialdemokratische Partei nicht sonderlich; es gab und giebt streng genommen in Oesterreich keine eigentliche sociale Frage von einiger Gefahr. Allein Herr von Beust hielt es für seine Pflicht, diesem Mangel abzuhelfen.

Digitized by Google

Beuſt wollte in ſeiner Experimentirungswuth eine eigentliche Arbeiterpartei in Oeſterreich ſchaffen, nicht ſo ſehr um einem lange gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, als vielmehr um eine Gelegenheit zu haben, ab und zu als Geſellſchaftsretter zu paradiren. Beuſt verſchrieb ſich einige Socialdemokraten aus dem Auslande, die Herren Hartung, Moſt ꝛc. — und ſorgte auch dafür, daß einheimiſche Kräfte, durch die Mittel des Dispoſitionsfonds genährt, üppig emporwuchſen, ſo die Herren Oberwinder, Pfeiffer, Mühlweſer und Andere mehr. Auf dieſe Weiſe entſtand über Nacht in Wien eine ſocialdemokratiſche Partei, die Dank der Munificenz des Herrn von Beuſt alsbald ein ziemlich fondirtes Parteiorgan zur Verfügung hatte.

Beuſt hatte bei dieſer wenig genialen Schöpfung auf eigene Fauſt gearbeitet, und befand ſich namentlich mit dem damals regierenden Bürgerminiſterium, das ſo eigentlich ein Bourgeoiſieminiſterium war, im Widerſpruch. Freilich ging der Scharfſinn dieſer ſonderbaren Staatsmänner nicht ſoweit, die Machinationen Beuſts von Anbeginn an zu durchſchauen — doch wie die Bombe zum Platzen kam, konnten ſich auch die Herren Giskra und Herbſt der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß ein Schuß gefallen ſei. Giskra erklärte nach der von Beuſt inſcenirten Arbeiterdemonſtration vor dem Parlamente, es ſcheine ihm eine gefährliche Arbeiterbewegung zu exiſtiren und die gerichtliche Unterſuchung bewies zur Genüge, daß Herr v. Beuſt der Bewegung nicht vollſtändig fern geſtanden habe. Herr v. Beuſt mußte nun aufhören, in Socialdemokratie zu arbeiten, und hatte Mühe, ſeine eigene Haut zu retten, was ihm dadurch gelang, daß er einzelne verhaftete Socialdemokraten gemüthlich entweichen ließ, Andere durch Geldmittel und Ausſicht auf Begnadigung zum Schweigen veranlaßte. Der Millionär unter den Socialdemokraten, Herr Alexander Scharf in Wien, unterſtützte Herrn v. Beuſt in ſeinen löblichen Beſtrebungen — und die kaum aufgedämmerte ſociale Frage war in Oeſterreich wieder beſeitigt.

Man wollte jedoch radical mit der Sache aufräumen; es begannen lächerliche Arbeiterproceſſe, und die Büſte Laſſalles wurde, wie der Amtsausdruck beſagte, allenthalben „verhaftet“. Die Arbeiterpartei, ihrer im Kerker ſchmachtenden Führer beraubt, der elementarſten Organiſation entbehrend, verhielt ſich ganz ruhig ohne ein Lebenszeichen von ſich zu geben.

Erſt die von Beuſt bewirkte Begnadigung der inhaftirten Arbeiterführer brachte einiges Leben in die Arbeiter. Oberwinder und Pfeiffer verſuchten ſich nun wieder in ihrer liebgewordenen Beſchäftigung — allein in ganz anderer Weiſe wie früher. Die Führer wurden nun von der Regierung zur Bekämpfung der ſocialiſtiſchen Utopien benutzt und Herr Oberwinder namentlich mit der Heranbildung einer Verfaſſungspartei aus Arbeitern betraut. Der einſtmalige Socialdemokrat hielt auch in der That Vorträge über den Vortheil

Digitized by Google

der Verfassung für die arbeitenden Classen, während der Socialdemokrat Pfeiffer mit Unterstützung des Preßfonds „Socialdemokratische Hefte" herausgab, die sogar die Betheiligungen von Seiten der Bankinstitute nicht verschmähten.

Hierdurch wurde die sociale Agitation auf ein rein politisches Gebiet verpflanzt — und damit war sie auch bei den politischen und nationalen Verhältnissen Oesterreichs begraben. Der Nationalitätenstreit begann im socialdemokratischen Lager auszubrechen: die Internationale wurde national. Und sie ist es auch geblieben, ohne daß auf eine baldige Umgestaltung Aussicht vorhanden wäre, zumal die diversen Oppositionen das Beispiel der Verfassungstreuen nachahmend, in den slavischen Arbeiterkreisen eine nationale Agitation wachzurufen suchen.

Der Klerus spielt bei diesen Versuchen eine nicht unbedeutende Rolle und zwar erfolgreich. Gelang es ihm doch jüngst, die Sehnsucht der in Wien arbeitenden czechischen Bevölkerung auf — die Errichtung einer czechischen Kirche in der österreichischen Hauptstadt zu lenken. Die Arbeiter wußten nichts besseres zu thun, als bei Cardinal Rauscher um einen czechischen Gottesdienst zu petitioniren!

So gemüthlich geht es in Wien zu, allein noch bei weitem gemüthlicher in den Provinzen. In Brünn gelang es beispielsweise der österreichischen Regierung lange Zeit, die Arbeitermassen durch einen notorischen Polizeispion zu dirigiren, ohne irgend wie Verdacht zu erregen; in Prag trat als Apostel der Arbeiterfreiheit ein Mann auf, der mit dem Diener des Preßleiters die intimsten Beziehungen hatte, so zwar, daß ihm dieser große Beträge zur Verfügung stellte, wohl nicht aus seinen eigenen Taschen. In den Städten der ungarischen Krone existirt jedoch keine eigentliche Arbeiterpartei, da dort eine kaum nennenswerthe Industrie getrieben wird.

Die deutsche Arbeiterpartei befindet sich gegenwärtig so ziemlich in den Händen der Regierung. Das Um und Auf ihrer Bestrebungen ist die Errichtung von Arbeiterkammern, um so auch dem vierten Stande Zutritt zu den gesetzgebenden Körpern zu verschaffen. Das Verlangen nach dem allgemeinen Stimmrecht ist erstickt, da man den Arbeitern die Gefährdung ihrer deutschen Nationalität durch das suffrage universel prächtig auszumalen wußte. Die Streiter für die allgemeine Verflachung der Gesellschaft, sind also Anhänger der Interessenvertretung geworden. Und die anderssprachigen Arbeiter befassen sich fast gar nicht mit den großen socialen Problemen unserer Tage. Nur dann, wenn die Noth zu groß wird — wie neulich in Brünn, wo ein Arbeiter für zehnstündige Arbeit einen Wochenlohn von $4^1/_2$—5 Gulden erhielt — raffen sie sich zu einer zahmen That auf und geben ein Lebenszeichen von sich. Allein auch da bekunden sie wenig Energie und Zähigkeit, wie der Brünner Arbeiterstrike bewies. In noch gedrückterer Stimmung

Digitized by Google

wie in den übrigen Provinzen befinden sich die polnischen und ruthenischen Arbeiter in Galizien. Dort herrscht als Maximaltarif für sechzehnstündige Arbeit bei blos zwölfstündiger Rast ein Tagelohn von 70 Kreuzern — zwölf Ngr. — und doch wird zufrieden und ruhig weitergearbeitet. Für diese Länder existirt keine sociale Frage, und so lange die nationalen Streitigkeiten andauern, dürfte es auch nicht leicht möglich sein, die Arbeiterbevölkerung aufzurütteln, zu gemeinschaftlichem Vorgehen zu bestimmen.

Ein Gemälde von Dürer.

Von Rudolf Bergau.

Unter den Gemälden auf der Königlichen Burg zu Nürnberg befindet sich auch ein 1,08 M. langes, 0,86 M. hohes Bild, Hercules im Kampfe gegen die Harpyen, welches allen Besuchern der Burg als Werk Dürers gezeigt wird, von den Kunstfreunden jedoch, wegen der sehr häufigen Wiederkehr dieses ruhmreichen Namens unter den „Sehenswürdigkeiten" von Nürnberg meist mit großem Mißtrauen angesehen und selbst von Kennern, wegen des sehr vernachlässigten Zustandes, in welchem es sich befindet, nur als Ruine und als Reliquie von dem großen Künstler betrachtet, daher von Allen sehr wenig beachtet wird. Und doch ist es einer besonderen Aufmerksamkeit in hohem Grade würdig.

Ueber die Schicksale dieses Bildes ist wenig bekannt. Ehe es nach Nürnberg kam, befand es sich in der Gemäldegallerie zu Schleißheim. Zuerst erwähnt finde ich es in Weizenfelds „Beschreibung der churfürstlichen Bildergallerie zu Schleißheim" vom Jahre 1775 unter No. 530, dann in Mannlichs Beschreibung der Königl. bayrischen Gemäldesammlungen vom Jahre 1810, Bd. III, unter No. 1545. Als (im Jahre 1810) in Schleißheim befindlich erwähnt es auch Heller, Bd. II, Seite 193, seines Buches über Dürer, führt es aber auffallender Weise — sein Buch erschien erst 1831 — später bei Aufzählung der Gemälde auf der Burg zu Nürnberg nicht mehr auf. Als dann im Jahre 1811 zu Nürnberg eine Gemäldegallerie aus Beständen alter Bilder zu Schleißheim, Augsburg, Bayreuth ꝛc. gegründet wurde, welche zuerst, bis zum Jahre 1853, auf der Burg, dann seit 1840 im Landauer Brüderhause aufgestellt war, wurde auch dieses Bild nach Nürnberg gebracht. Auf der Burg sah es der ungenannte und mir unbekannte Verfasser eines Aufsatzes über die Bilder auf der Burg, welcher in Nr. 58—60 des „Kunstblattes" vom Jahre 1831 abgedruckt ist. Er beschreibt es daselbst Seite 231

Digitized by Google

sehr genau und durchaus sachgemäß, bemerkt auch schon die Verkleinerung des Bildes. In dem „Verzeichniß der Gallerie im Landauer Brüderhause“ ist es, ungenau beschrieben, unter No. 163 aufgeführt. Im Jahre 1840 sah es daselbst Waagen und beschrieb es Bd. I, Seite 214 seines Buches „Kunstwerke und Künstler in Deutschland.“ Er klagt schon über den schlechten Zustand des Bildes. Später erwähnen es R. v. Rettberg in „Nürnbergs Kunstleben“ (Seite 118) und Heideloff in seinem Text zur „Ornamentik des Mittelalters“ (Bd. III, Seite 22), A. v. Eye beschreibt es in seinem Buche über Dürer (Seite 129) ausführlicher.

An der Aechtheit dieses Bildes als Arbeit A. Dürers darf nicht gezweifelt werden, denn, abgesehen von dem links im Vordergrunde auf einem Steine, neben der Jahreszahl 1500 angebrachten und leicht erkennbaren Monogramm des Meisters, ist es durch und durch in der bekannten Art und Weise Dürers gezeichnet und gemalt, freilich als sehr frühes und doch wohl für einen nur untergeordneten Zweck gefertigtes Bild, nicht mit jener feinen Durchbildung und hohen Vollendung wie z. B. das Portrait des Holzschuher, welches zum Vergleich herbeizuziehen uns sehr nahe liegt. Ueberdies ist im Museum zu Darmstadt auch die (nicht monogrammirte) Originalskizze zu diesem Bilde erhalten und durch photographische Vervielfältigung weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Diese Skizze zeigt in jedem Striche die bekannte Meisterschaft Dürers.

Das Bild gehört, wie die Jahreszahl 1500 zeigt, zu den frühesten Gemälden des Künstlers, welcher erst im Jahre 1494 von seiner Wanderschaft nach Nürnberg zurückgekehrt und Meister geworden war. In demselben Jahre malte er auch sein berühmtes Selbstportrait, jetzt in der Pinakothek zu München, und in der Zeit kurz vorher einige wenige andere Bilder, welche A. v. Eye aufgezählt hat.

Die Darstellung des Bildes gehört dem Kreise des Alterthums an, für welches Dürer in dieser Zeit besonderes Interesse hatte. Seine Arbeiten aus dem ersten Jahrzehnt seiner Thätigkeit in Nürnberg — man denke nur an seine Meisterarbeit „Orpheus, der von den Bachantinnen mißhandelt wird“ — bewegen sich vielfach auf diesem Gebiete, dessen Kenntniß ihm im Wesentlichen durch die humanistischen Studien seines Freundes Wilibald Pirkheimer, der sieben Jahre in Padua und Pavia studirt hatte, und durch Kupferstiche — daß Dürer Kupferstiche von Mantegna mit großem Fleiße copirt hat, ist eine bekannte Thatsache —, welche Pirkheimer und andere junge Patrizier aus Italien mitgebracht haben mochten, vermittelt wurden. Daß seine Auffassung des Alterthums keineswegs die richtige ist, sondern daß er sich dasselbe in ächt deutscher, etwas phantastischer Weise zurecht machte, liegt sehr nahe und versteht sich eigentlich von selbst.

Digitized by Google

Auf dem fraglichen Bilde hat Dürer den Hercules, mit Löwenfell, Keule, Bogen und gefülltem Köcher versehen, in lebhaft vorschreitender Stellung und auf eine der drei Harpyen schießend dargestellt.*) Diese Scene spielt in einer reich bewegten (componirten) Landschaft. Rechts sind hohe, felsige Berge, links im Mittelgrunde ein großer See und in demselben ein Schloß mit langer Brücke und zwei Thorthürmen. Die erwähnte Darmstädter Skizze (0,21 M. hoch, 0,29 M. breit) flüchtig, aber sehr sicher mit der Feder gezeichnet und an einigen Stellen durch Sepia in Wirkung gesetzt, weicht vom Bilde in fast allen Einzelnheiten ab. Das Motiv ist dasselbe. Die Stellung des Hercules an sich und in der Landschaft ist bei Skizze und Bild gleich. Jedoch hat in dem Bilde die Landschaft einen viel höheren Horizont; unter den Füßen des Hercules ist weniger Terrain; der See ist viel größer; die Berge sind mehr zusammengedrägt und mehr bewachsen; die Burg ist reicher gruppirt; die Keule liegt vor Hercules (in der Skizze hinter ihm), die Harpyen sind anders gruppirt. Skizze und Bild stehen demnach in dem, gewiß natürlichsten, Verhältnisse zu einander: Die Skizze stellt die Idee in ihrer Hauptsache ebenso klar wie das Bild dar; doch ist das Bild in seiner Composition mehr geschlossen — es geht, wie man sagt, besser zusammen —, ist in vielen Einzelnheiten verbessert, mehr durchdacht, überhaupt reifer und vollendeter.

Hercules in schneller, die Muskeln anstrengender Bewegung, den Bogen spannend, mit langen, reich gelockten, fliegenden Haaren ist äußerst lebendig und wahr dargestellt. Doch ist er keineswegs der ideale, antike Halbgott, sondern ist ein großer, sehr kräftiger, echt deutscher Mann, ganz Modell. Sein Gesicht erinnert in dem Bilde (nicht in der Skizze) an Dürer selbst, der sich ja kurz vorher auch auf einem Kupferstiche als „verlorener Sohn" dargestellt hatte. Die Zeichnung ist vortrefflich, des Meisters vollkommen würdig. In der Ausführung fehlt es an mehreren Stellen, besonders am Körper des Hercules. Aber dieser Mangel ist sicher nicht ursprünglich, sondern erst im Laufe der Zeit entstanden, denn die Harpyen, die Ornamente an Bogen und Köcher**), die Landschaft und besonders die Kräuter und Blumen des Vordergrundes sind mit großer Liebe und Sorgfalt in allen Einzelnheiten durchgeführt.

Freilich kann man die erwähnten Einzelnheiten des Bildes, namentlich die Liebe der Durchführung, nur bei allergenauester Besichtigung des Bildes

---

*) Denselben Gegenstand hat Dürer fünfzehn Jahre später (1515) in ganz ähnlicher Weise, jedoch dem gegebenen Raum entsprechend, ganz anders componirt, in seinen Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian I. dargestellt (Blatt 80 der Strixnerschen Reproduction).

**) Dieser Köcher allein ist in Heideloffs Ornamentik Heft XVII, Bd. 4, jedoch in den Einzelnheiten ganz ungenau, abgebildet.

Digitized

aus nächster Nähe, bei sehr guter Beleuchtung, zum Theil nur mit Zuhülfenahme künstlicher Mittel erkennen, denn das Bild ist, wie erwähnt, arg vernachlässigt. Es ist in einzelnen Theilen verdorben und über und über schmutzig. Durch sorgfältige Reinigung und Ueberziehen mit einem geeigneten Firnisse würde es ohne Zweifel sehr gewinnen und dann erst in einem ganzen Werthe, nicht nur als interessante Reliquie, sondern auch als historisch bedeutsames Kunstwerk gewürdigt werden.

Dieses Bild ist in einer eigenthümlichen Technik ausgeführt. Mannlich, Heller, Rettberg und Heideloff sagen, es sei „mit Leimfarben gemalt"; der Katalog der Gallerie im Landauer Kloster bezeichnet es als „Temperagemälde"; A. v. Eye endlich bezeichnet es als „Wassermalerei". Das Richtige konnte bis jetzt, auch nach sorgfältigster Untersuchung in Gemeinschaft mit Malern, nicht endgültig entschieden werden. Einige halten es für Malerei mit sehr verdünnten Oelfarben. Wahrscheinlich ist jedoch, daß es ursprünglich auf ungrundirter, sehr feiner Leinewand mit Leimfarben*) gemalt ist, eine Technik, deren Dürer sich öfter bedient haben soll**) — er selbst spricht von „gemalten Tüchlein". — Die Leinewand besteht aus zwei Stücken und ist ziemlich roh zusammengenäht; die Naht geht von oben nach unten, mitten durch die Figur des Hercules. Später scheint man das ganze Bild, wahrscheinlich weil die Farbe an einzelnen Stellen wegen des verdorbenen Bindemittels staubförmig sich ablöste — daher das Defecte in der Durchführung —, zur Befestigung der Farbe, mit Oel getränkt, vielleicht auch mit einem Firnisse überzogen zu haben.

Aus dieser Technik — da Dürer die allermeisten seiner Bilder bekanntlich auf Holztafeln gemalt hat — möchte ich schließen, daß das Bild ursprünglich als Fahne vielleicht für die Nürnberger Schützengilde — die ja bekanntlich auch eine von Peter Vischer in Bronce gegossene Apollostatue (jetzt im Germanischen Museum) besaß — gemalt worden ist.

In neuerer Zeit, vielleicht kurz vor der Aufnahme dieser gemalten Leinewand in die Nürnberger Gemäldegallerie (1811?), wurde es, weil die Leinewand zu wenig haltbar erschien und an den Rändern ausgefetzt war, auf dünnes Papier geklebt, mit demselben auf ein Brett gezogen und am Rande desselben festgenagelt. Weil der Rand beschädigt war, wurde er beschnitten und an zwei Seiten, oben und links, ziemlich breit umgeschlagen, so daß das

---

*) Dieser Ansicht schließt sich auch der rühmlichst bekannte Chemiker Ernst Freiherr v. Bibra in Nürnberg an, welcher, auf meine Bitte, die Güte hatte, kleine Fragmente der bemalten Leinewand chemisch zu untersuchen. Er konnte „Leim deutlich nachweisen".

**) Siehe „Dürers Briefe und Tagebücher", herausgegeben von M. Thausing (Wien 1872), Seite 206.

Digitized by Google

Bild jetzt nicht unerheblich kleiner ist als ursprünglich. Diese Verkleinerung ist besonders auffallend, weil oben von einer Harpye der größte Theil und ein Stück Bogen, links ein Theil einer Harpye fehlt. — Das Bild ist jetzt mit einem ganz gewöhnlichen Goldrahmen versehen, welcher zu demselben in keiner Weise paßt.

Tagebuchblätter aus Scheveningen.

11. August 1875.

Wer mit Bädekers Belgien und Holland (13. Aufl. 1875) nach Scheveningen reist und sich namentlich S. 175 wohl eingeprägt hat, kommt schon nicht mit so viel Illusionen hierher, wie jeder andre zum ersten Mal hineinfallende Fremdling. Und schon das ist Gewinn. „Ein sehr bescheidener, ein wie der bekannte deutsche Trost negativer" — meint Jemand? Allerdings, aber daran muß man sich, um weniger enttäuscht zu werden, überhaupt mehr gewöhnen. Uebrigens gibts auch, um einen ersten positiven zu erzielen, keinen bessern Nothhelfer, als denselben Bädeker; weshalb ich wieder in allem Ernst rathe, daß ihn jeder beim Aufsuchen seiner Wohnung hier — und zwar so offen, wie die processirende Nonne ihren Rosenkranz — in der Hand trage. Denn abgesehen von seinen vortrefflichen Rathschlägen: wenn noch irgend etwas auf Mynheers Gewissen Eindruck machen kann, so ist es der Anblick des rothen Buchs, von dem er mit aller Welt weiß, daß jede neue Auflage ein jüngstes Gericht hält über die Völker im Allgemeinen und über ihre Wirthshäuser insbesondere; „ob sie die Götter fürchten," würde Homer sagen, „gastfreundlich gegen den Obdach suchenden Fremdling an ihrem Heerde, oder ob sie es vorziehen, ihn zu plündern." Wie ist es in Scheveningen?

Denselben, Abends.

Auch Mynheer hat Theil an der schon Zeus heiligsten Tugend; aber er läßt sie sich enorm theuer bezahlen! Das begründet freilich keinen sonderlichen Vorwurf; denn warum sollte er's nicht? Die fünf oder sechs palastähnlichen Gasthäuser am Strand mit ebensoviel vermiethbaren Villen sind bis aufs letzte Zimmer besetzt. Nun müssen die Nachzügler zu ihm herunter ins Dorf kommen, und entweder zahlen, was er fordert, oder wieder abreisen. Ich habe über zwei Stunden nach einem bescheidenen Zimmer gesucht und eine Viertelstunde vom Meere entfernt, fast „wo die letzten Häuser sind" — für schweres Geld eines gefunden. Aber, wie gesagt, das finde ich ganz

Digitized by Google

in der Ordnung: wie die Nachfrage, so der Preis. Weniger, daß es einem der bequeme Holländer so schwer und unbequem macht, mit ihm zu verhandeln. Fast kein Haus, an dem nicht zwei bis drei Mal zu lesen wäre: „Kamers te huur" (sprich hür), Zimmer zu vermiethen; man pocht, man wartet, oft recht lange, bis eine kräftige Maid in colossalen Holzschuhen uns öffnet und eröffnet, daß der Besitzer dieses Hauses längst Alles „verhuurt" hat. Auf meine Frage: warum sie denn nicht das unwahr gewordene Placat wegnehme? sieht sie mich lächelnd an, wie wenn ich etwas recht Dummes gesagt hätte: „Das ist ja fest! Das hängt da fürs ganze Jahr."

12. August.

Seitdem ich das herrliche Meer gesehen und genossen habe, ist mir der Rest gleichgültig. Denn ich bin gewiß, es ist mit ihm ebenso wie mit dem Berner oder einem andern Oberland in der Schweiz; ob man's zum ersten oder zum zwanzigsten Mal sieht: es ist immer dasselbe wunderbare Schaustück, das aller Beschreibungen spottet. Das Wasser, 16 Grad Réaumur, scheint einem während des Gebrauchs wärmer; die Luft, auch 16 Grad anzeigend, kühler. Ob die Sonne scheint oder nicht, ändert daran nichts; am Strande von früh bis spät dieselbe frische, behagliche Temperatur. Wer's wohl mit sich meint, bleibt auch nach dem Bad in unmittelbarster Nähe des Meeres, hin und herschlendernd. Wer davon ermüdet, findet für zehn Cents einen zugleich gegen Regen und Wind schützenden Stuhl. Demselben Zweck dient eine Reihe je für fünf bis sechs Personen eingerichteter Zelte. Sie sind viel kostspieliger, als die unförmlichen Stühle, aber sehr praktisch. Die Eltern und erwachsenen Töchter können darunter lesen oder andern geschäftigen Müssiggang treiben, und doch zugleich die Kleineren beaufsichtigen, wie sie im Sand wühlen, oder barfuß ein Stück ins Meer laufen, ohne zu verunglücken. Letzteres ist zum Glück kaum möglich! So flach ist das Ufer; wenigstens überall da, wo man sich aufhält und badet. Man muß noch ebensoweit gehen, wie man vom Kotser gefahren wird, um nur einmal ordentlich untertauchen zu können. Das genügt aber auch gerade für den Hauptzweck, alle zwanzig Secunden von einer fünf und mehr Fuß hohen Welle erreicht und überschüttet und bisweilen niedergeworfen zu werden.

14. August.

Reinlichkeit — ist gewiß eine schöne Tugend, und die man am Holländer mit Recht rühmt. Aber sie muß noch viele Geschwister haben, sie darf nicht für sich allein sein wollen, sonst wird sie ungenügend wie „die Gerechtigkeit der Pharisäer", und man kann darüber verhungern. Auch wir

Digitized by Google

Deutsche lieben uns „die Becher und Schüsseln auswendig rein" wie jene; aber wir mögen auch gern 'was Ordentliches drin haben, wenn man sie für uns und unsere Gäste auf den Tisch stellt.

Zu diesen Bemerkungen veranlaßt mich unser tägliches „Diner an der table d'hôte", — (natürlich, so muß es genannt werden, obgleich für hundert und tausend Mark kein Franzose zu sehen ist; beiläufig, auch kein Engländer). Das glänzt und gleißt wie ein großer Glasladen, und steckt eben so wenig dahinter. Es fällt mir nicht ein, um den Preis zu rechten; ob zwei bis drei Gulden für das Diner, und einen Gulden für eine halbe Flasche fast genießbaren Weins, oder einen halben Gulden für eine ganze Flasche Bier, das sich auf der Etikette für „Koninklich-Nederlandisch-Beyrisches" ausgibt, viel ist oder — wenig gewiß nicht, aber vielleicht gerade genügend, das müssen die Wirthe besser verstehen, als ihre Gäste. Auch was Qualität und Zubereitung betrifft, muß der einzelne zurückhaltend sein im Urtheil. Der eine liebt's roh, der andere mehr gebraten, und die haute volée wie in einer Art Wahlverwandtschaft sogar nur mit haut gout —; also „wat soll ich darbie dann?" könnte der Koch fragen, der doch nicht jedem seine Portion extra präpariren kann, wenn vierhundert hungrige Menschen auf einmal essen wollen. Aber was die Quantität betrifft, da haben alle ein Wort mit zu reden. Daß die besseren Gerichte — und dazu gehört leider schon der Fisch, auf den sich Jedermann freut, wenn er ans Meer reist — nur als quasi Schaugerichte nicht einmal präsentirt, sondern nur um einem vorstellig zu machen, wie dergleichen schmecken würde, in Minimalportionen auf den Teller gelegt werden; daß der schöne Kuchen zerrupft — in Stücken so groß wie ein halber Dominostein — herumgereicht wird, wie wenn man Spatzen damit füttern wollte, und das Confect auf jeder Schüssel in genau drei kleinsten Stücken ein gleichseitiges Dreieck bildend sich breit macht, das ist

„Wie Chajim Rindel,
Nichts als Schwindel!"

Die deutschen Kellner lachen mit, wenn sie dergleichen herumreichen; die niederländischen sehen dazu ernst wie Leichenbitter. Ein Beweis mehr, wie die Gewohnheit verhärtet.

Doch davon nichts mehr! Nur noch eine kurze Bemerkung für diejenigen, welche das dumme „point d'argent, point de Suisse", ohne zu wissen, was es bedeutet, nachplappernd über die Schweiz räsonniren. Daß sie doch alle unmittelbar aus derselben hierher müßten, um an sich einmal eine Art „Strandrecht" üben zu lassen, von dem jene nichts weiß. Denn — nur durch Zusammenstellen und Vergleichen kommt man zur Wahrheit — nirgends auf

Digitized by

der Welt lebt man so gut und billig, wie in der Schweiz. Und nirgends auch auf der weiten Welt ist's schöner. Soviel die Schweizer Volkstracht in jedem Canton malerischer ist, als die hiesige in ihrer Einförmigkeit und Plumpheit, um eben so viel ist es die ganze Schweiz vor Holland. Jene ist schön gleich, wo sie anfängt; dies erst, wo's aufhört, am Meer. Und so muß letzteres Alles gut machen.

15. August.

Ein Sonntag am Strand am Scheveningen ist weder erbaulich, noch behaglich; aber interessant. Denn von früh an strömt's aus allen Nachbarstädten und Dörfern, vor allen aus dem Haag, aus Leyden, Gouda, Utrecht, Delft, aus Amsterdam, Rotterdam u. s. w. nach der Düne, um sich zu amüsiren, zu sehen und sich sehen zu lassen. Man hat mir verschiedene Provinzialen gezeigt und wie sie sich in ihrer Kleidung unterscheiden. Aber diese Unterschiede sind unbedeutend und verschwinden vor dem Gemeinsamen. Ueberall derselbe schwere dunkle Rock mit vielen Unterkleidern (ich rede von den Frauen der Dörfler, denn von den Männern ist gar nichts zu bemerken), welche die Figur bauschig breit machen, und überall so hoch hinaufgebunden, daß die Taille darüber viel zu kurz kommt. Auch die saubere weiße Haube ist ein allen gemeinsamer Schmuck, mit dem der schönere natürliche verdeckt und leider auch schon die kleinsten Kinder entstellt werden. Nur nach dem Stoff dieses Monstrums — wer sich darauf versteht — und nach der Größe der Stücken Goldblech, die daran und darunter angebracht sind, lassen die Reicheren und die Minderwohlhabenden sich unterscheiden. Der gewöhnlichste Zierrath dieser Art besteht in einer dicht am Auge, wie das Scheuleder der Pferde, vorspringenden Agraffe. Bisweilen ist es ein spiral gewundener Draht, genau wie die Sprungfeder im Bettpolster. Bei noch andern findet man besagte Agraffen durch eine von oben her eingesteckte Nadel mit starkem Kopf festgehalten; wodurch die ganze Figur erst recht einem Käfer: langer Leib, kurze Taille und lange Fühlhörner, ähnlich wird.

16. August.

Auch das Baden ist am Sonntag weniger bequem, als an jedem andern. Da sich die Mehrzahl der Passanten dieses Vergnügen für vierzig oder nur zwanzig Cents nicht entgehen läßt, so muß man entweder sich mit einem andern associren, um eine freiwerdende Kutsche zu stürmen, oder lange warten; je bescheidener und friedfertiger man ist, desto länger.

Heute ging mir's übrigens nicht viel besser. Um keine Zeit zu verlieren, benutzte ich freiwillig den Wagen einer geringeren Classe, und kann allen in derselben Lage nur dasselbe empfehlen. Der Unterschied ist viel geringer, als

Digitized by Google

die Differenz des Preises. Dabei machte ich noch eine interessante Entdeckung, die ich gelegentlich weiter verfolgen werde. Was ich sonst nirgends bemerkt: politische Herzensergießungen — immer besser noch als Anderes — füllten die Wände. Sie waren durchweg uns Deutschen nicht günstig. Da stand z. B. sehr groß und kräftig angeschmiert: „Der Deutscher (sic) ist ein geborner Knecht!“ Und gleich darunter: „Le bon Dieu a crée la Prusse dans sa colère et pour anéantir la civilisation.“ Ebenso bezeichnend aber darunter wieder folgende:

„Reponse à l'auteur“.

„Ne prends plus de bains, mon cher; c'est de l'argent inutilement dispensé, car s'ils te rafraichissent le corps, je vois bien, qu'ils ne te rafraichiront jamais l'esprit.“ Ob das wirklich von einem Franzosen ist? Gleichviel, ich weiß nun, wo man eure und eurer Gäste Politik studiren muß: in der Badezelle, allwo sich auch der verschlossene Holländer aufknöpft; aber, wie gesagt, nach meiner bisherigen Erfahrung nur in dritter Classe!

17. August.

Darin hat Bädeker wieder einmal Recht, wie immer. „Während der Hauptsaison ist es rathsam, sich im voraus ein Zimmer zu sichern.“ Eine ganze Familie „mit vielen Koffern“, versichert der Director eines Hotels, hat wieder abziehen müssen; denn sie fanden im ganzen Dorf nicht Raum zur Herberge, und selbst im Haag nur für einen Tag. (?) Nur der heilige Martin von Paderborn, der seit gestern hier ist, um in der Nordsee seinen Märtyrerschweiß abzuwaschen, hat noch — obschon Niemand weiß, wo — ein Unterkommen gefunden. Oder übernachtet er vielleicht, an Entbehrung gewöhnt und um die Sünde seines Auskneifens ein klein wenig abzubüßen, auf der Düne? Schlechter, als wie er's um seine verlassenen Schafe verdient hat, ist es auch da nicht.

A propos, um auf den Anfang dieses zurückzukommen! In Einem hat Bädeker Unrecht. Ein Brief nach Deutschland kostet nicht zehn Cents, sondern zwölf ein halb; was wohl zu merken, wenn nicht die Angehörigen daheim noch mehr als noch einmal soviel dafür nachzahlen sollen! Indessen bis zur nächstfolgenden Auflage wird wahrscheinlich die Verlagshandlung für so entstehende Schäden gern aufkommen.

An demselben.

Seit zwei Tagen drückend heiß; Landwind und keine Wellen. Wer nicht gerade im Wasser ist, flüchtet sich während der größeren Hälfte des Tages

Digitized by Google

hinter seine Gardinen. Denn gerade auf der Terrasse, der sich eine ebenso breite Sandwüste anschließt, ist es am heißesten.

Die Preise der Hotels, um noch diese Bemerkung einzuschieben, steigen genau wie auch sonst, vom Süden nach Norden. Das billigste auf der äußersten Linken ist Zeerust; das theuerste auf der äußersten Rechten heißt Oranje-Hotel, und könnte — meinte Jemand — überschrieben sein: „Von Gründern für Gründer".

18. August.

Das wäre nun eine ganze Woche Badeleben an der Nordsee mit allerlei Räsonnements darüber. Da ihr die nächstfolgende so ähnlich sein wird, wie eine holländische Mütze der andern und ein holländisches Haus dem andern (sodaß sich jeder dessen Nummer genau merken muß), so breche ich hier ab. Aber kein Wort von der niederländischen Kunst und ihren vielen Denkmälern aus dem 17. Jahrhundert? Nein, dazu bin ich nicht hergekommen; und ob ich schon manch Schönes im Haag gesehen habe und in Amsterdam noch sehen werde, so beschreibe ich dergleichen doch nicht. Einmal, weil ichs nicht kann; zum andern, weil ich's für eitel Zeitverderb halte. Ein nur beschriebenes Bild ist gerade wie eine nur beschriebene Mahlzeit. Selbstessen macht fett; Selbstsehen giebt Anschauung. Erfährt man durch einen Cicerone, wie der Koch heißt und wie er's präparirt hat, so ists gut; wo nicht, so findet ein glücklicher Instinct doch bald das Schmackhafteste heraus.

„Aber du hast auch sonst Alles in Allem mehr getadelt, als gelobt!" Hab' ich? So will ich dieses Unrecht durch Prophezeien einer nur lobenswürdigen erwünschten Zukunft wieder gut machen:

„Wenn Scheveningen so fortfährt sich zu entwickeln, wie seit etlichen Jahren, so wird es in weniger als zehn ein Bad ersten Ranges werden. Eine Düne um die andere wird sich ebnen unter der Last eines neuen Hotels — auch eines für Minderbemittelte — oder einer schönen Villa, und kein Fremdling wird fürderhin unwillig den Strand verlassen, weil er nicht Raum fand für drei bis zehn Gulden täglich. Alsdann wird sich die holländische Reinlichkeit auch auf die Badekutschen erstrecken, und trotz noch größeren Zuspruchs wird ihre Anzahl dem Bedürfniß genügen. An dem Tage wird man auf der Terrasse — und sie wird dann mit einem Zelttuche überdacht sein — Bier trinken wie heute; vielleicht wird es noch ebenso viel kosten wie im Jahre 1875; aber es wird mit Hülfe des Eises, sintemal solches den Wirthen im Winter ins Haus wächst — angenehm kühl sein, und nicht mehr so lau wie Meerwasser während der Saison. Und dabei werden sich jene ebenso gut stehen wie heute, auch wenn sie nicht mehr die Streichhölzer sich extra bezahlen lassen mit je fünf Cents die Woche. Dies Alles aber nur unter einer

Digitized by Google

Bedingung! Wenn der Strand aufhört, von Actiengesellschaften ausgebeutet zu werden und anfängt, Eignern zu gehören, denen es zugleich Vortheil und Ehre bringt, „daß man sie lobe". Auf die Moral solcher Gesellschaften einwirken zu wollen, hat keinen Sinn; denn zij hebben dat niet, und heißen eben darum „eine moralische Person" (persona = Rolle). Erst als der tapfre Lasker die Gründer schlechter Gründungen angriff, fielen diese „und thaten von Gott und Rechtswegen einen großen Fall."

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Gewerbeausstellung. Hoverbeck. — Eine Gewerbeausstellung, die auf ihre Kosten kommt — ist das nicht eine Merkwürdigkeit, die erwähnt zu werden verdient? Es waren freilich dreißig Jahre darüber vergangen, seit die Provinz zum ersten Male zeigte, was sie leisten könnte, und in dieser Zeit hat sich ihr ganzes wirthschaftliches Leben so umgestaltet, daß man mit Recht allseitig großes Gewicht darauf legen durfte, die Resultate vor Augen zu stellen. Die Herren Minister für Handel und für Landwirthschaft haben die Ausstellung sehr gründlich besichtigt und nach ihrer Versicherung den besten Eindruck davon mitgenommen. Ein speciellerer Nachweis der einzelnen gewerblichen Leistungen kann hier nicht interessiren und nomina sunt odiosa — wenigstens für diejenigen, die nicht genannt werden. Auch unterschied sich das Ensemble nicht wesentlich von dem, was bei derartigen Veranstaltungen jetzt üblich zu sein pflegt: ein geräumiges Haupthaus von Holz und Glas, eine Maschinen- und Möbelhalle, eine Anzahl Restaurationen in allerhand passenden Verkleidungen, wie sie dem Zwecke angemessen sind, hat wohl jede Ausstellung von einigem Umfange; und auch der Inhalt ist im Ganzen übereinstimmend, da die industriellen Bedürfnisse überall ungefähr die gleichen sind. Welche Fortschritte die Provinz in dem Bestreben gemacht hat, in der selbständigen Herstellung dessen, was Gemeingut ist, den andern Provinzen nachzukommen oder sie zu übertreffen, ließe sich nur durch eine fachmäßige Prüfung der einzelnen Leistungen ermitteln und feststellen, und mit dieser Aufgabe haben sich locale Berichterstatter eingehend beschäftigt. Hier kann nur das Besondere berücksichtigt werden, was der Provinz als specifisches Eigenthum angehört. Dazu hätte man, nach der Massenhaftigkeit der Fabrikate und der luxuriösen Ausstattung der Ausstellungsplätze zu schließen, vor Allem die Production von Spirituosen zählen müssen; große Pyramiden von vielfarbigen Feuerwassern begleiteten rechts und

Digitized by Google

links den Eintretenden eine Strecke weit; und es ist zuzugeben: in unserer Provinz ist der Verbrauch von Spirituosen ein sehr starker, was ebenso dem rauhen auf innere Erwärmung dringenden Klima, als dem Umstand zur Last fällt, daß sich nur die Wohlhabenderen den Ersatz durch Wein gestatten dürfen, Bier aber dem Gros der Bevölkerung für den regelmäßigen Genuß noch immer ein zu theurer Artikel ist. Auch wer nicht „Schnaps trinkt", gestattet sich doch „ein Schnäpschen" gern, überall auf dem Lande, selbst bei Gesellschaften, setzt man sich nicht leicht zu Tische ohne eine solche Vorlage, und so haben denn auch die feineren Sorten ein breites Absatzgebiet. Uebrigens war auch die Bierausstellung sehr respectabel; aber nicht mehr das einst weit belobte Braunbier der Mälzerbräuerzünfte, das zur Probe auf eine Holzbank gegossen wurde, die dann der Brauknecht mit seiner Lederhose beim Aufstehen mit aufheben mußte, das Fabrikat nach bayrischer Art stellte sich zur Prüfung. In einer Provinz, die langhin von der Ostsee bespült wird, zwei große nur durch schmale Sanddämme von ihr abgesperrte Binnenwasser, das kurische und frische Haff, und neben großen und kleinen Flüssen eine erstaunlich große Zahl von Landseen aufweist, muß nothwendig das Fischereigewerbe eine große Ausdehnung haben. Es war ihm ein besonderer Platz an einer wasserreichen Stelle des Ausstellungsraumes angewiesen, und es präsentirt sich auf demselben in einem Fischerhause mit vollständiger Einrichtung, in einer Sammlung aller der großen und kleinen Netze und sonstigen Werkzeuge, die zum Fischfang gebraucht werden, sowie in mehreren Aquarien, deren Inhalt freilich bald ausstarb. Zu beachten war ferner die Ausstellung von Torffabrikaten. Die Provinz ist sehr reich an Brüchen, die ein vortreffliches, noch lange nicht von der heimischen Industrie genug gewürdigtes Material liefern. Erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit hat man angefangen, dasselbe fabrikmäßig zu verarbeiten und durch Pressen so zu verdichten, daß bei dem geringeren Volumen und der verstärkten Heizkraft der Transport auf weitere Entfernungen lohnend werden konnte. Auch was das Kunsthandwerk in der Formung heimischer Thonerde leistete, war theilweise recht beachtenswerth, wenn auch dem feineren Geschmack noch viel zu wünschen blieb. Besondere Aufmerksamkeit nahm endlich der Bernstein in Anspruch, dieses fast nur unserer Provinz, und in derselben wieder ganz vorwiegend dem Samlande angehörige Produkt. Die vortrefflich geordnete, nach vielen Tausenden von Nummern zählende Sammlung des Königsberger Arztes Dr. Sommerfeldt gewährte einen Ueberblick über den Reichthum an verschiedenen Arten dieses vielfarbigen, krystallhellen, wolkigen oder ganz undurchsichtigen, zum Theil mit den merkwürdigsten Einschlüssen einer untergegangenen Pflanzen- und Thierwelt versehenen Materials. Während man sich in früheren Zeiten damit begnügte, den vom Meere ausgeworfenen Stein am Strande aufzusammeln oder ihn mit dem Seetang aus-

ed by Google

zufischen, oder ihn da, wo er sich hinter Steinen in der See sammelte, zu stechen, suchte man ihn später da auf, wo er seine ursprüngliche Lagerstätte hat: in der sogenannten blauen Schicht einer fünf bis sechs Fuß starken Platte von dunkler Erde, die sich etwa zehn Fuß unter dem Seespiegel hinzieht und, wie man jetzt weiß, sich tief in das Land hinein erstreckt. Man fing an, die bis 180′ hohen Uferberge abzugraben, um diese Bernsteinschicht ausbeuten zu können, versuchte auch den bergmännischen Betrieb durch Einführung von Stollen die durch Holzgerüste gestützt wurden. Aber erst in letzterer Zeit haben sich bedeutendere Capitalien diesem Industriezweige zugewandt. Im kurischen Haff heben Dampfbagger die blaue Erde mit ihrem kostbaren Einschluß aus der Tiefe, an der Nordwestspitze des Samlandes bei Brüsterort ist eine großartig organisirte Taucherei im Gange, die Gräbereien an der Nord- und Westküste werden planmäßig und mit großem Aufwande von Menschen-, Thier- und Maschinenkräften betrieben; zugleich versucht man mit günstigstem Erfolge die Ausbeutung der Bernsteinschicht von den Gruben aus durch einen Stollenbau; seit zwei Jahren wendet nun auch die Königliche Regierung große Mittel auf, um nach vorangegangenen geologischen Untersuchungen eine halbe Meile von der Seeküste entfernt, ein förmliches Bergwerk in Betrieb zu setzen. Der Hauptschacht ist schon, aus einer in das Bohrloch versenkten eisernen Röhre bestehend, bis auf die blaue Erde hinabgeführt und der Seitenbau soll beginnen, sobald man des zuströmenden Wassers Herr geworden, zu welchem Zwecke fortwährend Dampfpumpen im Gange sind. Gegenwärtig schon ist die Masse des in den letzten Jahren gewonnenen Bernsteins so groß, daß die bisherigen Absatzgebiete im Orient nicht mehr ausreichen, sie ohne große Beeinträchtigung des Preises durch den Handel ins Publicum überzuführen; große Lager werden zurückgehalten, bis neue Handelswege für dieses Produkt eröffnet sind, die man hauptsächlich in Afrika zu finden hofft. Auf der Ausstellung fehlte, um auch diesen industriellen Fortschritt zu veranschaulichen, ein in den natürlichen Dimensionen angelegtes Bernsteinbergwerk nicht. — Von diesem Erfreulichen bis zu einem für die Provinz sehr betrübenden Verlust war nur eine kurze Spanne Zeit. Leopold von Hoverbeck gehörte freilich durch sein parlamentarisches Wirken dem ganzen preußischen Staat, mehr noch dem ganzen deutschen Reiche an, und wie tief und schmerzlich sein Verlust überall empfunden wird, bezeugen die in der Anerkennung seiner Bedeutsamkeit einstimmigen Aeußerungen der seiner Partei befreundeten und gegnerischen Presse; aber er war doch unser Landsmann und wir betrauern seinen frühen Hingang wie den eines nahen Familienangehörigen. Sein Wirken liegt aller Welt vor Augen: was er war, war er Allen. Wer mit ihm arbeitete, lernte ihn am besten schätzen — Arbeit, Arbeit und Arbeit war sein Leben. Selbst seine nächsten Freunde bestätigen, daß der äußere

Verlauf desſelben dem Biographen wenig intereſſante Momente bietet. Nur daß der junge Freiherr eine wahrhaft ſpartaniſche Erziehung genoſſen (er mußte ſelbſt in der ſchlechten Jahreszeit zur Abhärtung barfuß gehen!) und daß er als Landwirth längſt ſchon ſeinen bäuerlichen Nachbarn in weitem Umkreiſe als ein treuer Berather und Wegweiſer galt, ehe ſeine politiſche Thätigkeit begann, iſt bemerkenswerth. Nicht wie ein leuchtendes Meteor, das im Aufſteigen das Auge blendet, ſondern wie ein Felsblock in bewegter See wird er in unſerem Andenken ſehen. Man kann von ihm nicht einmal ſagen, daß er in der öffentlichen Meinung wuchs: er ſetzte eine fertige Perſönlichkeit ein, und ſein größtes Lob iſt, daß ſie unwandelbar dieſelbe blieb. So wurde er ſelbſt der feſte Punkt, nicht um den im parlamentariſchen Leben ſich Alles drehte, aber nach dem alles ſchwankende Hinüber und Herüber ſich jederzeit meſſen konnte. Weniger durch die Gewalt der Rede, als durch die Wucht der Ueberzeugung war er eine Macht. Nicht der am glänzendſten Befähigte und nicht der am reichſten mit Kenntniſſen Ausgeſtattete war er eine ſittliche Größe, der man gern die erſte Stelle einräumte. Daß ſein ganzes Mühen und Streben immer der Sache galt, daß er für ſich ſelbſt nichts forderte und nichts erwartete, das machte ſeinen Einfluß ſo gewichtig und erfüllte auch die Gegner mit hoher Achtung vor dem Manne. Eine gewiſſe Nüchternheit des Verſtandes, dabei große Gemüthswärme, Energie ohne Leidenſchaftlichkeit, zähe Ausdauer, Pflichttreue, Ehrlichkeit, Sittenſtrenge, patriotiſches Gefühl — das ſind Eigenſchaften, deren der Oſtpreuße überhaupt ſich gern rühmen hört: in Hoverbeck vereinten ſie ſich in ſolcher Reinheit und Mächtigkeit, daß er wie eine Idealgeſtalt des oſtpreußiſchen Volkscharakters daſteht, Wenigen ſeiner Landsleute erreichbar, allen ein würdiger Gegenſtand der Nacheiferung. Auch er zählt zu denen, die von ſich ſagen durften, daß Kants kategoriſcher Imperativ in ihnen lebendig geworden war. Er gehört nun zu unſeren großen Todten! N—s.

Aus Berlin. Vom Journaliſtentag. Sommerliche Vergnügungen. — Die diesjährigen Berathungen des Journaliſtentages in Bremen dürfen nicht nur bei Fachgenoſſen, ſondern in den weiteſten Kreiſen auf Theilnahme und Beachtung Anſpruch machen. Für die arme Preſſe ſind ſchwere Zeiten angebrochen; ſie iſt in einen harten Principienſtreit mit der Juſtiz gerathen, und die Kampfmittel der letzteren ſind immer ſtärker. Da hat vor einiger Zeit das Obertribunal das Erkenntniß gefällt, daß wahrheitsgetreue Berichte über öffentliche Gerichtsverhandlungen in der Preſſe keineswegs ſtraffrei ſeien; denn ſo ſelbſtverſtändlich dies auch eigentlich iſt, das Strafgeſetzbuch gewährt dies Recht nur hinſichtlich der Verhandlungen der geſetzgebenden Körperſchaften, und der Richter erkennt nur den Buchſtaben des

Digitized by Google

Gesetzes an. Noch viel gefährlicher für die freie Entwickelung der Presse ist der neuerdings so viel besprochene Zeugnißzwang. Ich will den seit Wochen bis zur Ermüdung durch alle Blätter laufenden Vorgang, der den schmähsüchtigen Redacteuren der „Frankfurter Zeitung" den gänzlich unverdienten Ruhm von Märtyrern und Freiheitshelden eintrug, nicht noch einmal darlegen. Nach dem klaren Menschenverstand und der unzweifelhaften Absicht des Gesetzgebers trägt der Redacteur, von einzelnen auszunehmenden Fällen abgesehen, die ganze Verantwortlichkeit für die Zeitung und ein weiteres Forschen nach „Mitschuldigen" oder „eigentlichen Thätern" ist somit unstatthaft. Nichtsdestoweniger haben die Gerichte eine Verpflichtung der Redacteure zur Zeugenaussage über den Verfasser eines strafbaren Artikels anerkannt, und in der That sind die betreffenden Paragraphen des neuen Preßgesetzes nicht mit der Klarheit und Bestimmtheit abgefaßt, um die Richter eines offenbaren Unrechts zu zeihen. Man muß eben daraus wieder einmal die Lehre schöpfen, mit wie peinlicher Sorgfalt und Genauigkeit der Wortlaut von Gesetzen festzustellen ist und wie schädlich eine Uebereilung, eine unklare und zweifelhafte Fassung wirken kann. Bei einer strengen und consequenten Durchführung des Grundsatzes vom Zeugnißzwang muß die Presse entweder auf die Anonymität verzichten, oder sie läuft Gefahr, unerträglichen Belästigungen und Peinigungen von Seiten jedes Staatsanwalts ausgesetzt zu werden und geradezu ihre Existenz in Frage gestellt zu sehen. Ohne Anonymität aber ist die Tagespresse gar nicht denkbar, oder sie würde wenigstens außerordentlich viel an Unbefangenheit, Freiheit und Vielseitigkeit einbüßen, namentlich in Deutschland, wo die Zeitungsschriftstellerei noch vielfach einem etwas philiströsen Mißtrauen begegnet. Man sieht, es fehlt den Fachgenossen von der Presse keineswegs an Stoff zu ihren Berathungen; hoffen wir, daß auch der praktische Erfolg nicht fehlen wird und der Reichstag in die bevorstehende Strafproceßordnung diejenigen Garantien für die Freiheit der Presse aufnimmt, welche das Preßgesetz vermissen läßt.

In nächster Zeit wird uns auch der seltsame Genuß bevorstehen, den berühmten Kapitän Boyton seine wunderbaren Schwimmkünste machen zu sehen. Der gepriesene Erfinder einer den ganzen Seeverkehr umgestaltenden Methode, sich im Wasser zu bewegen, wird allerdings durch seine Productionen vor dem Berliner Publicum mit Fünfgroschenentrée an Achtung vor der Welt nicht gewinnen, allein was thut man nicht fürs Geld, namentlich wenn man Amerikaner ist. Die volle Entfaltung seiner Schwimmfähigkeit wird dem Kapitän auf dem „Weißensee", der mit oceanischen Dimensionen nichts gemein hat, allerdings kaum möglich sein. Dieser weiße See, dessen landschaftliche Reize bisher selbst genauen Kennern der Mark entgangen waren, soll überhaupt jetzt mit aller Anstrengung zu einem Centralpunkt der ländlichen Vergnügungen Berlins

Digitized by Google

gemacht werden; zwei große Etablissements haben sich daselbst erhoben und bieten das Menschenmögliche auf, durch künstlerische Productionen und Anpreisung der zweifelhaften natürlichen Reize das geehrte Publicum herbeizulocken, welches übrigens in diesen nordöstlichen Gegenden der Stadt, wo die Häusermassen sich den idyllischen Gestaden des Sees nähern, keineswegs zur Aristokratie zählt. Vor Zeiten war auch dieses Terrain zu einer großartigen Villencolonie ausersehen und noch bezeichnen die abgesteckten Baupläne und die prunkenden Straßennamen ohne Straßen das Grab schöner Träume. Derartige wehmüthige Wahrnehmungen kann freilich der Forscher der modernen Archäologie so ziemlich in allen Richtungen vor den Thoren unserer Weltstadt machen. Wer weiß, ob je neues Leben aus den Ruinen blüht! Für die Anlegung eines Kranzes prangender Landhäuser voll genußfroher wohlhabender Bewohner, scheint sich doch in unserer reizlosen Gegend und unserer Stadt der schweren, sauern Arbeit ein empfindlicher Mangel der unerläßlichsten Vorbedingungen herausgestellt zu haben. D.

Literatur.

Notiz. Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Von Johann Gustav Droysen. 7. Auflage. Leipzig, Veit & Co. — Es gehört in Deutschland zu den seltensten Erscheinungen, daß historische Werke mehrere Auflagen erleben; außer Dahlmanns „Zwei Revolutionen" hat von Geschichtsbüchern unseres Wissens nur das vorliegende die siebente Auflage erreicht. Seit den fünfziger Jahren ist es ein beliebtes Volksbuch im edelsten Sinne gewesen, Zahllose haben sich an der stahlharten Gestalt des kühnen Mannes erbaut und Zahllose werden weiter in ihr den Gedanken nie wankender Pflichttreue verkörpert finden. Nach den eigenen Worten des Verfassers war es seine Absicht, nicht York zu „idealisiren" oder an ihm das Musterbild eines preußischen Generals darzustellen. Er wollte nachweisen, wie der Geist der Friedericianischen Armee lebendig gewesen sei in den Männern der Freiheitskriege, wie der Geist der Einheit zuerst die preußische Armee und mit ihr und durch sie die größeren Kreise des Volkes durchdrungen habe. Und so sei das schöne Buch auch in seinem neuen Gewande allüberall abermals bestens empfohlen. Eine Anzahl netter Kärtchen von Schlachtenterrains darf als werthvolle Beilage betrachtet werden, wobei wir nur bemerken, daß auf dem Plane der Umgegend von Möckern sich einige kleine Ungenauigkeiten in der Namengebung finden, die leicht zu vermeiden waren.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 27. August 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Karl August.

Von Konrad Reichard.

Der Name des Mannes, dessen Standbild heute in Weimar enthüllt wird, gehört zu denen, bei deren Nennung das Herz uns höher schlägt; mit ganz besonderem Stolze pflegen wir seiner zu gedenken. Und wir dürfen sagen, in noch ganz anderem Sinne feiern wir heute sein Gedächtniß, als diejenigen, die dereinst dankbar zusammenkamen, sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum festlich zu begehen oder die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstags. Trug der erste Tag das Gepräge eines großen Familienfestes der thüringischen Landeskinder, so waren es am zweiten Erinnerungen vorwiegend literarischer Natur, die die Feiernden beseelten. Erst der heutige Festtag kann, indem er auch die deutsche Bedeutung Karl Augusts ohne zu erröthen hervorheben darf, die ganze Persönlichkeit des seltenen Mannes würdigen. Und immer größere Kreise zieht die Welle festlicher Begeisterung in allen Gauen des freien und geeinigten Landes. Denn nicht darin allein lag seine Bedeutung, daß er seinem kleinen schönen Lande alles ward, was ein Fürst ihm werden konnte; nicht darin, daß er es in einziger Weise verstand, das Schönste und Beste um sich zu vereinen und zu fesseln; nicht ferner darin allein, daß er durch seine große Persönlichkeit weithin erhebend wirkte: sie lag auch nicht zum wenigsten darin, daß er mitten in den Tagen des Zweifels unentwegt festhielt an dem Gedanken des deutschen Staates.

Es waren enge und schwierige Verhältnisse, in denen Karl August geboren ward und emporwuchs. Das heilige römische Reich, dem der Staat Friedrichs des Großen sich eben anschickte, den Todesstoß zu versetzen, wachte eifersüchtig über die Loyalität seiner Dependenzen. Der Wiener Hof hatte es sich nicht nehmen lassen, den König von Polen zum Mitvormund des jungen Herzogs zu bestimmen, und, als es der Klugheit des Grafen Bünau gelungen war diese Verordnung wieder rückgängig zu machen, eine offenere und entschiedenere Parteinahme gegen Preußen verlangt. Man kann sich leicht denken, wie diesen Forderungen gegenüber die Nähe der preußischen Armeen

Digitized by Google

den kleinen Staat in eine unerquickliche Lage brachte, die durch den Ausgang des siebenjährigen Krieges endlich gehoben ward, obwohl die formale Abhängigkeit von Wien sich noch lange geltend machte. Dazu kamen Parteiungen und Eifersüchteleien am Hofe, welche auch der kluge und feine Sinn der Herzogin nicht immer auszugleichen vermochte. Und zu alledem herrschte dort neben der alten reichsländischen Pedanterie die lächerliche Nachahmung der französischen Hofetikette, der sich der lebhafte Geist des Knaben früh fügen mußte.

In diesen elenden Zuständen, unter Lehrern, die ihm theils aus Berechnung, wie Görtz, theils aus Enthusiasmus, wie Wieland, schmeichelten, wuchs er auf. Besonders seit er erfahren, daß ihm die äußere Ehrenstellung des Herzogs gebühre, entwickelte sich bei ihm jene vornehme und kühle Zurückhaltung, die er selbst der Mutter gegenüber oft einnahm, und die ihm später, trotz seiner untersetzten und breiten Gestalt, den Charakter des Imponirenden verlieh. Sagt doch ein Augenzeuge der Unterredung, die er später mit Napoleon in einer Fensternische des Schlosses zu Dresden hatte, von ihm, daß ein Unkundiger leicht ihn für den Kaiser habe halten können. Und das zu einer Zeit, wo sich mächtigere deutsche Fürsten, wie Max von Bayern in Nymphenburg, von der Brutalität der rohen Marschälle des Imperators en canaille behandeln ließen*). In diesen kleinen, ungesunden und unhaltbaren Zuständen entwickelte sich jener Scharfblick für das Wesentliche und Eigenartige in Personen und Sachen, den noch ein paar Tage vor dem Tode des „großen, menschlichen" Fürsten Alexander von Humboldt bewundern mußte, jener praktische Sinn, der ihn immer den Nagel auf den Kopf treffen ließ, jene gesunde Kraft des Empfindens und Wollens, der selbst ein Zusatz von Cynismus nicht schadet, vor allem aber der liebenswürdigste und menschlichste Zug des Mannes, die treue Anhänglichkeit an die, die er als treu erfunden hatte und denen er sich innerlich verpflichtet fühlte. Er wußte sich gelassen zu bescheiden, als ihm die Mutter den geliebten Görtz entfernt hatte, aber es war seine erste Regierungshandlung, dem Entlassenen durch ein für seine Verhältnisse sehr bedeutendes Geldgeschenk seinen Dank auszudrücken. Als er durch die Berufung Goethes mit der ganzen geschichtlichen Tradition der alten deutschen Verwaltung brach, schrieb er: „Goethe ist rechtschaffen, von einem außerordentlichen guten und fühlbaren Hertzen, nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück diesen Mann zu besitzen," er bekannte rückhaltslos, daß er „mehrbenannten D. Goethe für seinen Freünd ansehe," und funfzig Jahre nachher schrieb er die bekannten schönen Worte an den

*) Nach dem handschriftlichen Bericht eines Augenzeugen, des Stadtschreibers Kremer von Donauwörth.

Digitized by Google

„Jugendfreund, der mit unwandelbarer Treue, Neigung und Beständigkeit ihn bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet habe und den für immer gewonnen zu haben er als eine der höchsten Zierden seiner Regierung achte.“ Es mußte doch eine großartig angelegte Natur sein, die auf solchen Zuständen sich so entwickeln konnte. Freilich bedurfte es der eigenen Erziehung des Lebens, ehe ihm die Jahre „die rechte Richtung seiner Kraft“ gaben, ihm, der „was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt, durch Müh und Schweiß erst zu erringen“ dachte. Wohl kaum hatte Friedrich der Große, als er in Braunschweig von dem vierzehnjährigen Jüngling sagte, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige, damals schon geahnt, daß seinen Plänen in ihm der einsichtsvollste und eifrigste Förderer erwachsen würde.

Gar bald nach seinem Regierungsantritte trat Karl August aus dem engen Gebiet, auf das er angewiesen war, heraus; er schloß sich großen politischen Bestrebungen rein deutscher Natur an. Bitter genug mochte er in seinen früheren Jahren den Druck der österreichischen Oberherrschaft empfunden, die Schäden der rostigen Reichsmaschine kennen gelernt haben, um nicht mit der ganzen Leidenschaft und Hoffnung der Jugend sich an die Idee eines deutschen Fürstenbundes anzuschließen, der gegen die Bestrebungen Kaiser Joseph II. gerichtet war, den Einfluß des Hauses Habsburg wieder herzustellen. Es ist das Verdienst des Markgrafen von Baden, diese Union gegen das letzte Aufflackern der alten Reichsherrlichkeit angeregt zu haben. Karl August machte die Sache alsbald zu der seinen, noch ehe Friedrich der Große ihr seine schwerwiegende Unterstützung lieh. Er selbst reiste in Angelegenheiten der Sache nach Braunschweig und Rheinhessen, er war der erste Fürst, der nach Stiftung des Bundes seinen Beitritt unterzeichnete. Der Bund, den wir als die beste Frucht des siebenjährigen Krieges bezeichnen müssen, erreichte, was er zunächst gewollt, seinen negativen Zweck: die Unterdrückung der habsburgischen Herrschergelüste im mittleren Deutschland; seine positive Seite, die weitere Ausbildung und Neugestaltung der deutschen Reichsverfassung blieb aber nicht ohne Preußens Schuld im Argen. Und diese Neugestaltung war es hauptsächlich, für die Karl August sich erwärmt hatte. Allerlei war in Berlin versäumt worden, was zur Consolidirung der Bundesinteressen nothwendig war, und Karl August hat lange mit Herzberg verhandelt, um dem abzuhelfen. Vielleicht lassen sich hieraus seine Urtheile über Friedrich erklären, in dessen Briefen er eine bloße wißbegierige, wissenschaftliche Politirsucht ohne Wärme vorfand, den er mit einem zusammengeschmolzenen Lichte verglich, das anfängt seinen Leuchter glühend zu machen. Und es verdroß ihn auch, daß ihn der König anstatt zu einer Heerschau zum Carneval geladen hatte. Nach dem Tode des Königs gewannen indeß die Wünsche Karl

Digitized by Google

Augusts einen günstigeren Boden, weil er und die Seinen früher schon vor allem auf die Unterstützung des preußischen Thronfolgers gerechnet hatten. Von Berlin aus überließ man denn auch dem eifrigen Herzog eigentlich die ganze Leitung der Sache, „seinem Talent und Patriotismus", wie Lucchesini schrieb. Er war rastlos thätig, nicht nur neue Bundesgenossen zu werben, wie den Coadjutor von Mainz, sondern auch dem Bunde allgemeinere und tiefere Ziele zu geben, in der ausgesprochenen Absicht, „Deutschland einen Dienst zu leisten". Indem er in dem Bunde das Mittel sah, den „beinahe erloschenen Gemeingeist und die tiefgesunkene Gesammtkraft" des deutschen Landes zu heben, drang er auf innere Reformen und die Hoffnung verließ ihn nicht, als das Interesse für diese Ideen in den maßgebenden Kreisen sich längst gemindert hatte; er träumte von „blühenden Aussichten" und gedachte bald „etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurerei" aufzuführen, ja er ergriff sogar mit Begeisterung eine Zeitlang den Plan eines „patriotischen Institutes für den Allgemeingeist Deutschlands", das will sagen, einer Verbrüderung von Schriftstellern und Leuten geistigen Berufes aus ganz Deutschland zur Erweckung und Wachhaltung nationaler Gesinnung mit Beihülfe der Fürsten, von welchem unklaren Plane sein praktischer Sinn indeß bald wieder Abstand nahm. Was Stein später als das Ziel staatlicher Reform in Preußen hinstellte, das hatte Karl August, auf das gesammte Vaterland angewandt, fast mit denselben Worten schon im Jahre 1788 ausgesprochen, nämlich die Vereinigung der verschiedenen wirkenden Kräfte auf einen Punkt. Die begeisterten Worte indeß, mit denen der Kronprinz von Preußen die Fürstenunion begrüßt hatte, hatte Friedrich Wilhelm II. längst vergessen; es ist bekannt, welchen Einflüssen in Berlin der große Gedanke erlag. Das Finale ward auf dem Congreß zu Reichenbach gespielt, damit war die hohe „Intuition — ich darf nicht sagen, wie" — geschlossen, der erste große Versuch, eine von Oesterreich gesonderte deutsche Politik zu treiben, vollständig gescheitert. Tiefbekümmert mußte der Herzog eingestehen, daß auch die letzten Spuren des Nationalgeistes täglich mehr und mehr zu erlöschen schienen, und tief wird er innerlich den Mangel des realen Machthinterhaltes beklagt haben, der zu allem Großen und Guten im Staate unentbehrlich ist.

Wenn aber das Gefühl der Unzulänglichkeit den Einzelnen, wie ganze Gemeinwesen auf Abwege zu führen pflegt, so ist es doppelt hoch zu achten, daß der Unmuth über ein gescheitertes großes Wollen machtlos an seiner Seele vorüberging, daß er nicht versank in die Verbitterung kleinlicher Hoffnungslosigkeit, daß er auch in den trübsten Zeiten das Echte in der Natur unseres Volkes nicht verkannte. „Das hessische Volk", schrieb er aus dem Feldzuge gegen Custine in einem denkwürdigen Briefe an Knebel, „hat eine wahre

Digitized by Google

Charakteristik der Deutschen geliefert, dadurch, daß es sich gleich vor bürgerlicher Unordnung scheute und trotz aller Raisonnements derselben Widerstand allen beleidigenden neufränkischen Witzen entgegensetzte. Gäbe es nur ein Mittel, diesen Geist, der in allen deutschen Adern fließt, allgemein und in einem Augenblick wirken zu machen, so wäre unser Vaterland nicht so geplagt, wie jetzt in diesem Moment." Aus seinen Briefen während der Feldzüge am Rhein, in denen zwar sein Muth und seine Entsagung, nicht aber seine sonstigen militärischen Qualitäten zur Entfaltung kommen konnten, leuchtet vor allem hervor, daß er sich vornehmlich immer als Deutschen fühlte und die Erfolge der Truppen als deutsche Erfolge. Wer aber mochte ihm damals verdenken, daß er den preußischen Dienst verließ, um sich jenen Aufgaben zu widmen, die seinen Namen vor allem unsterblich gemacht haben? Als Napoleon aber drohend gegen den Main rückte und von Bamberg aus seine fulminante Proclamation an die große Armee richtete, gegen die Deutschen, „die Unsinnigen! die es wagen, die Ehre der Kinder des großen Volkes zu verletzen", da hatte er, der Nächstbedrohte, schon das Bündniß mit Preußen geschlossen, in welchem er trotz aller persönlichen Verstimmungen die alleinige Hoffnung Deutschlands sah. Als die Schlacht von Jena geschlagen war, sein Haus und sein Land in der Hand des Feindes, da war er, wie die Herzogin dem nach ihm fragenden Kaiser antwortete, „an der Stelle seiner Pflicht". „Du hast Dir einen Ruhm erworben, würdig der vergangenen, Zeiten" schrieb der Herzog seiner muthigen und umsichtigen Gemahlin; trotz der Aufforderungen und Verheißungen Napoleons führte er sein Corps über die Elbe und erst ein eindringlicher Brief des Königs von Preußen führte ihn nach Weimar zurück, um nicht sein Volk, sein Haus und sich nutzlos zu opfern. Er ließ aber nicht ab im Stillen um sich den Geist zu nähren, der später die Befreiung herbeiführte. „Manches ward hier ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 beim Ausbruch des Krieges sich als echt deutsches Element zeigte" heißt es bei Müffling. So fand nun ihn und die Seinen das große Jahr nicht unvorbereitet. Freilich war es ihm, dessen Land von den Franzosen occupirt war, erst nach der Leipziger Schlacht vergönnt, persönlich mit Antheil zu nehmen an der Befreiung des Landes. Aber nie war er mitten in den schwierigsten Verhältnissen seiner Sache untreu geworden: den widerspänstigsten von allen deutschen Fürsten nannte ihn einmal Napoleon.

Das ist die tragische Seite seines Geschickes, daß ihm die Mittel versagt waren, das Große, was er gewollt, auch ausführen zu können; an sich selbst schmerzlich zu erfahren, wie richtig das war, was er gedacht und gefühlt hatte. Bitter wahrlich hat Karl August den Fluch der Ohnmacht empfinden müssen, der dem kleinen Staate immer anhaftet. Ihm, der so ehrlich und ernst begeistert war für ein starkes geeinigtes Deutschland, war es nicht vergönnt gewesen

Digitized by Google

entscheidend und einflußreich auf dem Schlachtfelde zu wirken, auch der Boden des Wiener Congresses war nicht der seine. Ward doch die deutsche Einheit, die er angestrebt hatte, hier durch die Kunst Metternichs und die Eifersucht der Fürsten abermals in weite Fernen hinausgeschoben.

Um so mehr suchte er zu retten, was zu retten war „die für Deutschland aufgegangenen Hoffnungen in seinem Lande zu verwirklichen; die Lehre so außerordentlicher Schicksale benutzend auf Eintracht das Glück des Staates zu gründen", wie er den versammelten Ständen seines Landes erklärte, als er ohne Zaudern die ständische Verfassung einführte. Er hatte die Bestimmung dazu gesetzt, daß der Bundestag diese von ihm garantirte Verfassung auf Anrufen des Landes auch gegen den Landesherrn schützen solle, eingedenk jener Worte, in denen er die Hauptpflichten der Ritter seines Ordens vom weißen Falken zusammenfaßte: „Treue und Ergebenheit gegen das gemeinsame deutsche Vaterland und gegen die jedesmalige rechtmäßige Nationalbehörde". So ist es immer wieder der Gedanke der Einheit gewesen, der alle seine politischen Lebensäußerungen durchdrang. Auch die Preßfreiheit gab er seinen Unterthanen, ein nicht unwichtiges Geschenk auch für das gesammte Vaterland, wenn man bedenkt, wie gerade sein Land der geistige Mittelpunkt desselben war. Aber auch hier mußte er bald wieder seine Machtlosigkeit empfinden, auch ihm banden bald die Karlsbader Beschlüsse die regen und willigen Hände.

So ward er immer wieder auf kleinere Kreise zurückgedrängt, in denen er umsichtig und kräftig alles Gute, Einheitliche und Freiheitliche auf allen Gebieten förderte. Sein letzter Haß galt der kirchlichen Reaction, die er sehr richtig schon damals mit der Romantik in Verbindung brachte. „Es sind unwahre Bursche," sagte er von den Frommen, „die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten." So bewahrte er fast bis zum letzten Athemzuge die Freiheit und Eigenartigkeit seiner Grundsätze und Ansichten, die ihn von früh an in Gegensatz zu seinen Standesgenossen gebracht, ihn hoch über sie erhoben hatten.

Wenn wir am Schluß dieser Erinnerungen, deren Zweck es nur sein konnte, Bekanntes kurz zusammen zu fassen, das politische Streben Karl Augusts mit ein paar Worten bezeichnen wollen, so werden wir ihm nachrühmen dürfen, daß er mitten in politisch wirren Zuständen mit Aufbietung aller Kräfte, oft über dieselben hinaus, also mit Aufopferung und Entsagung, der Idee eines deutschen einigen Staates unter der Leitung Preußens gelebt hat. Daß er, wenn er auch zu früh kam, nichts Unmögliches gewollt hat, hat die Feier des gestrigen Tages bewiesen.

Digitized by Google

Wandertage im Vintschgau.

Von Wilhelm Lang.

St. Valentin ist ein kleiner, einsamer, aber vorzüglicher Ort. Obwohl es an einer großen Heerstraße gelegen ist, mag es doch den meisten Lesern, auch vielgereisten, verborgen geblieben sein. Gerne bin ich erbötig, den Weg dahin zu weisen, vorausgesetzt, daß man die Mühe nicht scheut, mich auch auf der Wanderung zu begleiten, die mich unversehens nach diesem Orte geführt hat. Vielleicht dient es aber zu einiger Aufmunterung, wenn ich gleich im Anfang verrathe, daß dieser Weg durch das Vintschgau geht, und folglich an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Vallis Venosta haben es die Alten genannt, nach dem Volksstamm der Venosten, der hier gesessen hat. Müßte man nicht fürchten, in Streit mit den Sprachgelehrten zu gerathen, so wäre man freilich geneigt, unbesonnen zuzugreifen und sich mit der weit näher liegenden Deutung zu begnügen: vallis venusta, das ist: anmuthiges Thal. Um so mehr, als es dieser Benennung keineswegs unwerth wäre, denn wie ein reizvoller Gürtel legt sich das Vintschgau um die Hüfte Tirols, und das goldene Schloß des Gürtels ist Meran, wo die alten Herrengeschlechter des Landes saßen, die milden Lüfte Hesperiens einathmend, die hier in breiter Welle vom Mittag hergetragen kommen.

Der Norden und der Süden reichen sich im Vintschgau die Hand; eingesenkt zwischen die höchsten Berge Tirols, streckt es sich von der Region der Gemsen zu den schwellenden Früchten des Südens. Wer freilich das Etschthal heraufgestiegen kommt, der hat das Auge allmählich an strengere Formen der Berge und an mindere Ueppigkeit der Vegetation zu gewöhnen. Anders, wer vom Norden kommt, oder gar über einen der hohen Pässe der Oezthaler Alpen oder des Ortler hereinsteigt; der durchmißt in wenigen Stunden sämmtliche Zonen vom ewigen Schnee bis zur südlichen Fülle. An die starrenden Eisfelder, welche die Einsenkungen zwischen den Berghäuptern bedecken, schließt sich zunächst ein unwirthliches steiniges Feld an, daß nur kümmerlichen Pflanzenwuchs hervorbringt. Weiter abwärts zeigt sich, vom Abfluß des Gletschers gespeist, die erste Alpe, sie ist nur im höchsten Sommer beziehbar, denn nur wenige Wochen im Jahre verläßt sie der Schnee. Dann kündigt sich die kriechende Zwergföhre an, erst noch einzeln und verloren, später in dichteren Gruppen; voller rauscht der Gebirgsbach, den Brüdern sich gesellend, über die Abstürze; in wiederholten Absätzen breiten sich neue Alpen aus, die unteren mit zahlreicheren Blockhäusern und ergiebigerem Wuchs. Strecken

Digitized by Google

hochstämmigen Waldes nehmen uns jetzt auf, dann aber zeigt sich immer vertraulicher die Nähe menschlichen Anbaues und menschlicher Wohnung. Schon glänzen die Häuser eines Dorfes herauf, das von reifenden Getreidefeldern eingerahmt ist. Der steile Fußpfad hat sich in ein Sträßchen verwandelt, das Obstbäume beschatten. Eine alte Burg taucht unter üppigen Kastanien auf und den Rest des Weges bis zur Thalsohle begleiten uns sonnige Rebenhügel.

Wer so aus einer Höhe von 10,000 Fuß in wenigen Stunden in die Tiefe des Vintschgaus hinabgestiegen ist, wird vollends nach Meran eilen, um in der feineren Gesittung dieses Ortes nach den Entbehrungen der vorausgegangenen Tage sich gütlich zu thun und kürzerer oder längerer Rast zu pflegen. So war ich schon öfters diesem erwünschten Ziele zugesteuert, entweder um von hier weiter gen Süden zu pilgern oder um an einem anderen Punkte mit gestärkten Kräften wieder in das Hochgebirge einzudringen. Diesmal aber setzte ich mir vor, das Vintschgau, dessen oberer Theil mir noch verborgen geblieben war, der ganzen Lange nach rückwärts zu durchmessen, bis zum Ursprung der Etsch, von dem es sich ohne Mühe auf der anderen Seite in das Innthal hinabsteigen läßt. Dabei gedachte ich mit aller Bequemlichkeit zu verfahren und bald dem Stellwagen, bald einem Einspänner, bald den eigenen Füßen mich anzuvertrauen.

Nicht lange nach Meran, bei der berühmten Töll, ersteigt die Straße mit einemmal eine höhere Thalstufe; wendet man sich rückwärts, so übersieht man zum letzten Mal das mit allen Reizen geschmückte „Mutterländchen", den von Schlössern und Villen übersäeten, vertraulich in das Gebirge eingebetteten Garten von Meran. Von da an aber zieht sich die Straße fast unmerklich in die Höhe, und so verändern sich auch nur sehr allmählich der Baumwuchs und die Formen der Landschaft. Tief eingeschnitten in die nächsten Berge gewährt das Thal nur selten durch eine Querspalte den Blick auf die Spitzen des Hochgebirges. Die begleitende Einrahmung scheint unverändert dieselbe. Gleichwohl fehlt es nicht an beständiger Abwechselung der Bilder. An der Etsch entfalten sich schöne Gruppen von Erlen und Weiden, und selten ist eines der zahlreichen Dörfer ohne architektonische Zierrathen, die das Auge auf sich ziehen: bald zeigt sich eine alte Kirche, bald rebenumzogene Wohnhäuser mit großen Thorbogen, unter denen die Straße sich Bahn bricht oder ein verwitterter Thurm, an den sich ein neues Wohnhaus anlehnt. Vor Allem aber ist das Thal reich gesegnet mit mittelalterlichen Burgen, was vielleicht dem heutigen Touristen angenehmer ist als es vor Zeiten dem Landmann war. Das fängt schon an bei Meran, wo rechts auf einem Felsen von Nagelfluhe das Schloß Tirol sich erhebt, wie von Trabanten rings von anderen Burgen umgeben, und so geht es fort auf dem ganzen Wege. Sie

Digitized by Google

stehen bald näher, bald entfernter von der Straße. Ganz nahe hängt über ihr das malerische Castelbel, ein weitläufiger, vielzinniger Bau, der erst im Jahre 1842 durch Feuer zerstört worden ist. Die meisten dieser Burgen sind indessen noch ziemlich wohlerhalten. Niemals ist ein verheerender Krieg durch dieses Thal gegangen, der die Herrensitze sammt und sonders niederlegte. Wenn nicht die Zeit ihr Recht an ihnen geübt hätte, ständen sie heute noch gerade wie vor fünf Jahrhunderten. Sie sind nicht gewaltsam zerstört, sondern langsam, freiwillig gehen sie dem Verfall entgegen und werden so allmählich wieder zu einem Element der Natur. Die wenigsten dienen heute noch zu Edelsitzen; bewohnt sind sie gleichwohl, aber auf eine Weise, die grausam absticht von dem Leben, das einstmals hier geherrscht haben mag, als die tirolischen Höfe die sangeslustigsten im römischen Reiche waren. Heute hat — man könnte sagen kraft einer Art von weltgeschichtlicher Vergeltung — ein Bauer mit Weib und Kind, mit Vieh und Ackergeräthen davon Besitz genommen. Die mit Epheu umsponnenen Außenwände zeigen starke Risse, und bedenklich fragt man sich, wie viele Winter sie noch überdauern mögen. Schon haben sich beträchtliche Stücken abgelöst, und mit einigem Bangen tritt man von dem Vorplatz, dessen Brunnen von ein paar mächtigen Kastanien beschattet ist, über eine baufällige hölzerne Brücke durch den Thorbau, in dessen klaffende Dachlücken heiter der blaue Himmel hereinscheint. Wie zum Spott begrüßt das feingemeißelte Wappen des Erbauers über dem Thorbogen den Eintretenden. Ueberall die Spuren ländlicher mehr, denn ritterlicher Beschäftigung. Die ehemalige Schloßkapelle mit ihren rundbogigen Fensteröffnungen ist zum duftenden Kuhstall umgewandelt. An der durchbrochenen Brüstung des Söllers, wo einst das adelige Fräulein ihr Tüchlein wehen lassen mochte, trocknet die Bäuerin jetzt die mannigfaltige und vielfarbige Wäsche ihres Haushalts. Noch steht das prachtvolle Treppenhaus, da und dort sind noch die Reste von Fresken oder von Tapeten sichtbar, aber ein Jahrhunderte alter Schmutz hat sich über die verblichene Pracht gelegt und eine Atmosphäre füllt die Räume, die Niemandem ein längeres Verweilen räthlich macht, der nicht etwa sein Skizzenbuch mit Bildern aus dieser Welt von malerischen Gegensätzen bereichern will.

So trifft es der heutige Wanderer zum Beispiel auf der Burg Juval, die sich hoch über dem Dorfe Staben erhebt. Einst gehörte sie dem mächtigen Geschlechte der Eppaner, jetzt führt ein Bauersmann seine Ochsen und Kühe durch den Thorbogen aus und ein. Bis zur Burg hinauf ziehen sich wohlgepflegte Rebengärten, von deren Gewächs man im Wirthshaus zu Staben nicht ohne Befriedigung Kenntniß nehmen wird; hinter ihr aber verändert sich plötzlich die Scene. Hier schneidet das Schnalser Thal weit hinein, unmittelbar in die Oezthaler Gebirgswelt. Dieses Thal ist Allen wohl-

Digitized by Google

bekannt, die einmal den Weg über das Hochjoch oder das beschwerlichere Niederjoch herüber gemacht und sehnsüchtig die ersten menschlichen Ansiedelungen in Kurzras und zu Unsrer Lieben Frau wieder begrüßt haben. So geräumig dieses Thal sich ausdehnt, das mehrere Dörfer und Wallfahrtsorte enthält, vor Zeiten auch eine blühende Karthause und eine Burg, die dem König von Böhmen zum Lustsitze diente, in sich schloß, so ist es gleichwohl bis zu diesem Jahre von Fuhrwerken niemals behelligt worden. Der Schnalser Bach bricht sich nur durch eine enge Felsenspalte nach dem Etschthale Bahn, und dies scheint man bis auf unsere Zeit als einen Gotteswink betrachtet zu haben, daß das friedsame Thal vom Geräusch von Wagenrädern gänzlich unbeläftigt bleiben solle. Nur dürftige Fußwege führten am Bache aufwärts, die zuweilen in bedenklicher Verfassung waren und nach jedem heftigen Regenguß wieder mühsam ausgebessert werden mußten. Jetzt ist aber auf der linken Thalseite eine neue Fahrstraße gebaut, die es den Sommerfrischlern, welche Unsere Liebe Frau zum Ziele erwählten, oder den Pilgern, die nach St. Katharina wallen, ermöglicht, sich und ihr Gepäck anstatt auf ein einzelnes Saumroß, vielmehr auf ein bequemes und geräumiges Fuhrwerk aufzuladen. Man kann die auffallende Wahrnehmung auch sonst in Tirol machen, daß Thäler, die noch überdies leicht zugänglich sind, die mehrere Dorfgemeinden zählen, die Getreidebau treiben, dennoch ohne eine verbindende Fahrstraße sind. Ja, man kann ohne große Uebertreibung sagen, daß in demselben Verhältnisse, in welchem in Tirol leidliche Wege durch die Wildniß gebahnt werden, in der nicht minder gebirgigen Schweiz das Netz der Eisenbahnen sich ausbreite, wobei dann allerdings hinzugefügt werden muß, daß was Gottesfurcht und die Uebung frommer Werke betrifft, die Eidgenossenschaft keinen Vergleich aushalten kann mit ihren glaubenseinheitlichen Vettern und Nachbarn.

Ist man im Vintschgau weiter aufwärts gestiegen und hat das ansehnliche Dorf Laatsch passirt, so öffnet sich bald darauf ein anderes Seitenthal, diesmal zur Linken in den Gebirgswall des Ortler hineinschneidend. Dieses, das Martellthal, ist neuerdings viel begangen, weil die lohnenden Wanderungen von Sulden über die Schöntauffspitze oder gar über die mit dem Ortler selbst wetteifernde Königsspitze, durch dieses lange, windungsreiche Thal in das Vintschgau herausmünden. Wer dieses Weges gezogen kommt, hat noch viel länger, als im Schnalser Thal, in unwirthlichen unbewohnten Gegenden auszuhalten, bis er sich wieder einer leidlichen Unterkunft nähert, die erst in dem kleinen Bade Salt genügsamen Wanderern zu Theil wird. Von da führt dann der Pfad durch eine enge Thalöffnung, die durch die doppelte Burg Ober- und Untermontan, einst auch den Eppanern gehörig, wie verriegelt scheint, vollends ins Vintschgau hinaus.

Digitized by Google

Die Berge zur Linken, also auf der Südseite des Thals, zeigen fast durchaus noch ansehnlichen Schmuck des Waldes, zur Rechten sind sie, soweit nicht die Rebe sich angesiedelt hat, fast durchgängig kahl, was nicht nur ein trübseliger Anblick, sondern auch die Ursache immer sich erneuernden Unheils ist. Keinem Wanderer wird es erspart bleiben, Zeuge von den verheerenden Wirkungen der Muhrbrüche zu sein, welche hier alljährlich unberechenbaren Schaden an Feldern und Straßen anrichten. Das ist durch ganz Tirol nicht anders. Ein heftiger Regenguß zerstört, indem er Geröll und Schlamm von den Höhen herabführt, oft auf Jahre hinaus die Ernten; ein Glück wenn er nicht gleich halbe Dorfschaften mit sich reißt. Die Schuld liegt, wie Jedermann weiß, zuletzt in der Sorglosigkeit, mit der man die Ausrodung der Waldungen geschehen läßt. Der ausgetrocknete Boden schluckt die niederströmende Feuchtigkeit nicht mehr in sich, sondern giebt willenlos dem fortreißenden Elemente sich hin. Und der Schaden wird von Jahr zu Jahr schlimmer. Denn das ausgedörrte Feld wird, zu nichts anderem mehr nutzbar, den Schafen und Ziegen zur Weide überlassen, und diese räumen allmählich auch noch mit dem kurzen Graswuchs auf, der noch einigermaßen eine schützende Decke bildete; sie reißen die Pflanzen mit der Wurzel aus und rauben dadurch dem Boden die letzte Widerstandskraft. Erst in neuester Zeit haben im oberen Vintschgau einige Gemeinden, oder vielmehr einsichtige Private, durch Schaden klug geworden, den Versuch gemacht, einzelne Strecken wieder mit Wald anzupflanzen, ein mühevolles und rühmliches Unternehmen, dem der beste Erfolg zu gönnen ist, jedoch ohne daß der Kenner von Land und Leuten dadurch zu sanguinischen Hoffnungen sich hinreißen ließe.

Bisher hat uns die Straße an Bergen hingeführt, die wie die ganze Oetzthalergruppe, dem Urgebirg angehören; sie sind zumeist aus Glimmerschiefer gebildet und aus Gneis, der ein vortreffliches Straßenmaterial liefert. Kommt man aber nach Schlanders, so wird man an den Steinhaufen, welche hüben und drüben die Straße zieren, unversehens blendend weiße Stücke gewahr, die sich bei näherer Betrachtung alsbald als Rivalen von Carrara zu erkennen geben. In den Bergen zu unserer Linken, welche von den Laaser Fernern überdeckt sind, haben sich nämlich auf das Vorgebirge mächtige Kalkstücke aufgesetzt, und in den Eingeweiden derselben befinden sich in der That mehrere Brüche, aus denen Marmor zu Tage gefördert wird. Wenn er auch nicht von derselben tadellosen Weiße und von demselben gleichmäßig feinem Korne ist, wie sein berühmterer Bruder in den Apenninen, so verdient er doch keineswegs verächtlich angesehen zu werden. Das Standbild Andreas Hofers in der Hofkirche zu Innsbruck stammt aus diesen Brüchen und beweist, daß der landeseigenthümliche Marmor mit Ehren auch zu größeren Aufgaben verwendet werden kann. Abgesehen davon, daß es für die große Mehrzahl der

Denkmäler auf unseren Friedhöfen von geringer Erheblichkeit ist, ob der dazu verwandte Marmor aus wälschen oder aus deutschen Bergen stammt. In die Bildhauerwerkstätten zu München wird auch seit vielen Jahren mancher Block davon verführt, aber gleichwohl hat er es noch nicht zu dem Ansehen bringen können, das ihm gebührt. Es käme wohl nur darauf an, der Gewinnung des edlen Materials noch größeren Schwung zu verleihen und namentlich für bessere Abführung zu sorgen, so könnte das tirolische Erzeugniß leicht in bessere Concurrenz mit dem aus Wälschland treten. An Mühe lassen es die Leute nicht fehlen; es ist keine Kleinigkeit, aus den Brüchen, die sich hoch oben in versteckten Schluchten befinden, die Blöcke zu Thal zu fördern, die zuweilen das ansehnliche Gewicht von 100 Centnern erreichen. Man bedient sich dazu an den steilsten Stellen nothdürftig behauener Baumstämme, auf denen sie abwärts gerollt werden. Aber auch die Waldwege sind noch steil genug, auf denen Karren mit Ochsen bespannt die Last zu Thale bringen und diese Art von Fuhrwerk ist schon manchem Menschenleben verderblich geworden. Unten in Göflan ist ein großes Lager solcher gebrochener Steine und in Laas eine Marmorsägemühle. Der vorübereilende Wanderer wird aber nirgends gewahr, daß er sich am Orte einer lebhaften Industrie befinde. Kein gesteigerter Verkehr, kein Lärm, keine zudringlichen Hammerwerke stören die stille Betrachtung. Nur zuweilen giebt ein ferner Schuß, der wie das Rollen einer Lawine klingt, Kunde vom Sprengen eines Felsens. In Carrara muß freilich, soweit man aus Beschreibungen und Abbildungen urtheilen kann, Jahr ein Jahr aus ein anderes Leben sein als in diesen tirolischen Dörfern, wo sich auch nicht wie dort eine Heerschaar von Bildhauern angesiedelt hat, welche dem Marmor, wie er aus der Mutter Erde kommt, gleich seine höhere Bestimmung anweist.

Ueberhaupt aber fällt die Stille, ja die Ungeselligkeit in diesen Dörfern des Vintschgaues auf. Selten wird es gelingen, mit irgend jemandem ein bedeutendes Gespräch anzuknüpfen, es sei denn etwa mit der Kellnerin, die noch am ehesten über die mißtrauische Menschenscheu hier zu Lande erhaben ist. Denn dies scheint der vorherrschende Charakter der Bevölkerung: ein dumpfes gedrücktes Werktagsleben, eine schier verdrüßliche Menschenscheu. Es kann vorkommen, daß man auf eine Wirthin stößt, der man es anmerkt, daß sie bei der Ankunft von harmlosen Fremdlingen in Gedanken ein: Gott sei bei uns! ausstößt und den Ehegemahl, der etwa vom Drang nach belehrender Unterhaltung beseelt zu den Gästen sich setzen möchte, bedeutsam am Aermel zupfte, um ihm hernach in vertrauter Zwiesprache das Bedenkliche solchen ketzerischen Umganges vorzuhalten. Es mag sein, daß auch dort die Lebensfreude nicht unbekannt ist und nur ihre Aeußerung sich in die Verborgenheit zurückzieht. Aber gewiß ist, daß man nichts von fröhlichem Jauchzen, Jodeln und

Digitized by Google

Zitherspielen vernimmt, das z. B. die Zillerthaler gerne auch vor dem Fremden zum Besten geben und das freilich nach übereinstimmender Meldung neuerer Reisender auch dort in jüngster Zeit nicht mehr so häufig vernommen wird, wie ehedem. Es weht mehr und mehr ein glaubenseinheitlicher Wind durch das arme Land, und es wäre schlimm, wenn man ihm vollends die Lust zu singen nähme. Im Ganzen sind es gerade die Wirthshäuser, wo doch noch zuweilen, sei es aus Berechnung, sei es durch natürlichen Einfluß des Verkehrs mit den Fremden, eine aufgeklärtere Denkart und — in seltenen Fällen — sogar eine liberale Zeitung angetroffen wird. Sonst ist man, was die geistige Nahrung durch die Presse betrifft, auf die allerbescheidensten Ansprüche reducirt, und es ist nur ein Glück, daß nicht Wenige vornehmlich eben zu dem Zwecke ins Gebirge reisen, um jeder geistigen Anregung dieser Art für etliche Wochen sorgfältig aus dem Wege zu gehen. Hinzugefügt muß noch werden, daß die romanische Abkunft den gegenwärtigen Bewohnern des Vintschgaus noch auf der Stirn geschrieben steht. Es ist ja auch noch nicht so lange her, daß man in diesem Thal romanische Sprache gehört haben will, dieselbe, die im benachbarten Münsterthale in Graubünden noch heute geredet wird. Man empfindet den Gegensatz aufs schärfste, wenn man aus dem Oezthale herüberkommt, wo noch in der letzten Sennhütte ächte unverfälschte Germanen anzutreffen sind, große, blonde blauäugige Gestalten, wie sie vor Zeiten dem Römervolk imponirt haben, und wie sie heute zu Modellen für einen Künstler sich eignen würden, der eine Hermannsschlacht unter den Händen hat; ein Vorwurf, welcher vielleicht in dem Ateliers dermalen ebenso beliebt ist, als in den Dichterstübchen, aus welchen jüngst so mancher Armin hoffnungsvoll ausgeflogen ist.

Ist man an zahlreichen Burgen vorüber, mit deren Namen das Gedächtniß zu beschweren sich nicht verlohnt, bis Schlanders gekommen, so steht man um 1300 Fuß höher als Meran; dieses liegt 896 Fuß, jenes 2220 Fuß über dem Meere. Indessen ist auch hier die südliche Vegetation noch nicht völlig verschwunden, an den Abhängen wird noch Wein gepflanzt, der freilich mit dem Meraner Erzeugniß sich nicht mehr messen kann, stattliche Nußbäume und Kastanien beschatten noch die Gassen des Dorfes. Aber von da an verändert sich nun der Pflanzenwuchs merklich. Der Wein hört auf, selbst die Obstbäume werden seltener. Von den Reizen südlicher Landschaft ist einer um den andern hinter uns geblieben. Dafür entschädigt bald ein Anderes; bei Eyrs tritt man in einen weiten Thalkessel, wo nun Alles die Nähe des Hochgebirges ankündigt. Zur Linken tauchen einige Schneespitzen auf, bald ganze Schneefelder, sie gehören zur Ortlergruppe; unwillkürlich beflügelt man die Schritte, weil ein jeder das Bild erweitert und eine neue Spitze dem Auge heranbringt. Noch ist das königliche Haupt selber durch die Vorberge

Digitized by Google

verdeckt, aber mit jedem Augenblicke schiebt sich der Vorhang weiter zurück, und hat man erst die Spondinigbrücke hinter sich, von wo die Straße nach Trafoi und dem Stilfser Joch abzweigt, so zeichnet sich die schneeweiße Cristallogruppe vollständig vom blauen Himmel ab, es erscheint zwischen zwei Gletschern die düstere Pyramide des Madatsch und es erscheint endlich, alle anderen weit überragend, der Ortler selbst, der von nun an der Mittelpunkt des großartigen Bildes bleibt, das von der Thalsohle aus sich aufbaut.

Leider ist dieses sehenswürdige Bild in unserem Rücken aufgehängt; denn unsere Straße hat sich unversehens zur Rechten gewandt, so daß unser Angesicht jetzt nach Norden gekehrt ist und der Anblick des Ortler uns nur zu Theil wird, wenn wir je nach Zurücklegung einer Wegstrecke uns die Belohnung eines Rückblickes vergönnen dürfen. Ungleich müheloser ist der Genuß für denjenigen Wanderer, der den umgekehrten Weg eingeschlagen hat, und von Finstermünz kommend, die Malser Haide fröhlich herabschreitet, deren Ersteigung uns nunmehr bevorsteht — oder vielmehr mir; denn ich war auf dieser Strecke, auf der die Sonnenstrahlen allmählich lästig wurden, nicht durch belebendes Gespräch mit einem Gefährten erquickt, und meine Bescheidenheit erlaubt nicht länger, mich des Pluralis der Majestät zu bedienen. Durch menschliche Ansiedelungen oder deren Ueberreste ist diese Thalecke mannigfach belebt. Zu gleicher Zeit treten die benachbarten Orte Glurns und Mals in Sicht, von denen jenes am Berge klebend, zur Linken bleibt, dieses schon von ferne mit ein paar alten romanischen Kirchthürmen fast anspruchsvoll zu sich heranwinkt. Auch das Städtchen Glurns trägt noch wohlerhalten seine Befestigungsmauern, die stehen blieben, als die Franzosen im Jahre 1799 das Innere zerstörten. Hinter ihm öffnet sich das Taufers- oder Münsterthal, das nach Graubünden hineinführt und dessen Eingang durch zahlreiche Burgruinen geziert ist. Glurns selbst aber ist außer jenem Franzosenkriege und außer dem Kriege mit den Engadinern im Jahre 1499, in welchem es gleichfalls zerstört wurde, noch durch einen anderen in seinen Mauern geführten Feldzug berühmt geworden, nähmlich durch den Mäusekrieg, den im Jahre 1519 die benachbarte Gemeinde Stilfs eröffnete und in den Formen eines regelrechten Processes vor dem Herrn Wilhelm von Haslingen, Richter in Glurns, zum Austrag brachte. Dieser bestellte den verklagten Feldmäusen einen ordentlichen Rechtsanwalt, und der Ausgang des Processes war der Spruch, daß die Mäuse binnen vierzehn Tagen das Gebiet zu räumen hätten und nie wieder zurückkehren dürften; die jungen und schwangeren Mäuse dagegen erhielten noch vierzehn Tage längeren Aufschub zur Auswanderung. Wie das Erkenntniß ausgeführt wurde, ist leider nicht überliefert; sonst könnten hier ohne Zweifel die bedrängten Commissionen Rath und Trost schöpfen, welche

Digitized by Google

derzeit zur Vertilgung der Phylloxera vastatrix und ähnlicher Plagen des neunzehnten Jahrhunderts niedergesetzt sind.

Auch die von einem Bergvorsprung jenseits Mals herabschimmernden Wände von Mariaberg sind bereits von hier aus ersichtlich, jenes Benedictinerklosters, das nach mancherlei üblen Schicksalen in unserem Jahrhundert zu neuer Blüthe wieder aufgelebt ist und aus welchem mehrere tirolische Berühmtheiten unseres Zeitalters hervorgegangen sind; so der Dichter Beda Weber, der einst dem Frankfurter Parlament angehörte, und damals schon jene Schlagworte von Christenthum, Kirche und wahrer Freiheit zu handhaben verstand, welche seitdem eine so ansehnliche Partei um sich versammelt haben, und Ignaz Zingerle, der um die Aufbewahrung der Sagen seines Heimathslandes sich verdient gemacht hat. Doch zunächst zieht nun eine malerische Burg das Auge auf sich, die zur Rechten hart über dem Wege steht. Sie heißt Churburg und ist wohlerhalten, sogar neu angestrichen und mit einem wohlgepflegten Park umgeben, was sofort auf die Vermuthung führt, daß hier ausnahmsweise noch ein Herrengeschlecht seinen Sitz habe. Wirklich wohnen hier zur Sommerszeit die Grafen von Trapp, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert im Besitze der schönen Burg sind. Vorher gehörte sie auch in der tirolischen Landesgeschichte vielgenannten Herren von Matsch, deren Stammburgen ganz in der Nähe gelegen sind. Denn unmittelbar oberhalb Churburg öffnet sich seitwärts das enge Matscher Thal, welches in das Herz der Oetzthaler Ferner hineinführt und einen flüchtigen Blick auf die Spitzen dieser Gruppe verstattet, die sonst durchaus durch die Vorberge verdeckt sind. Die Burgen Ober- und Untermatsch, die in diesem Thale verborgen sind, liegen jetzt in Trümmern; das Geschlecht, das von hier aus seine Herrschaft einst nicht blos über das ganze Vintschgau, sondern auch über das Veltlin und über große Theile Graubündens ausbreitete, ist im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ausgestorben, nachdem es zuvor schon den größeren Theil seiner Herrschaften an die neuen Herren von Oesterreich verloren hatte. Ein Zweig dieses Hauses hatte sich schon zur Zeit Heinrichs IV. unter dem Namen Grafen von Venosta in Veltlin niedergelassen, diese Linie blüht heute noch, auf sie führt der gegenwärtige Minister des Auswärtigen im Königreich Italien seinen Stammbaum zurück. Als dieser glückliche, alle Ministerwechsel überdauernde Staatsmann seine politische Laufbahn als jugendlicher lombardischer Verschwörer begann, hat er allerdings schwerlich daran gedacht, daß seine Vorfahren dereinst — freilich nicht ohne eigene Schuld — ihre schönen Besitzthümer an das Haus Oesterreich verloren haben.

Wenn man in Tartsch, eine Viertelstunde vor Mals, den mit einer uralten Kirche geschmückten Bühel besteigt, so gewinnt man den besten Ueberblick über diesen durch Naturschönheiten wie durch geschichtliche Denkwürdig-

leiten ausgezeichneten Thalgrund. Mals aber wurde eben zu rechter Zeit erreicht, um hier im Kosthause Mittagsrast zu halten. Es stand hier in einem ebenso schmalen, als langen Raume eine gleichfalls ebenso lange als schmale Tafel bereit, an der eine große Anzahl von Gästen hätte Platz nehmen können, an welcher aber zur Zeit Niemand zusprach, außer mir selbst. Einsam ließ ich mich denn am obersten Ende derselben nieder, wobei meine Spannung mehr den aufzutragenden Gerichten galt, als etwa noch auftauchenden anderweitigen Gästen. Während ich indessen eben einigen Forellen meine Aufmerksamkeit schenkte, die sich einer in den jetzigen Zeitläuften selten gewordenen Größe rühmen konnten, sah ich in weiter Ferne am untersten Ende der Tafel ein anderes Gedeck zurichten, und es dauerte nicht lange, so ließ sich an diesem Platz eine ältere, würdige Dame nieder, die selbst, aus so großer Entfernung gesehen, ihre Abkunft aus Großbritannien deutlich zu erkennen gab. Bei dem beträchtlichen Abstand zwischen den beiden Gedecken war nicht daran zu denken, die beiderseitige Mahlzeit durch Gespräche zu stören. Als ich aber nach beendigtem Mahle, um meiner Gewohnheit gemäß die Bilder, mit denen die Wände geziert waren, in Augenschein zu nehmen, meine Schritte allmählich dem Gegenpole zulenkte, fand ich mich unversehens von der Dame angesprochen, und obwohl die Unterhaltung in englischer Sprache auf meiner Seite, die in deutscher Sprache auf der anderen Seite mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft war, hatte man doch bald die üblichen Präliminarien einer solchen Touristenunterhaltung glücklich überwunden, und ich erfuhr, daß die Dame mit ihrem Gemahl sich schon seit einiger Zeit im Posthause einquartiert hatte, daß der Gemahl heute, so wie alle Tage, in die ergiebigen Berge der Umgegend ausgezogen war, um dem Waidwerk obzuliegen, und daß es der Dame inzwischen selbst überlassen war, wie sie die Stunden vom Morgen bis zum Abend ausfüllen mochte. Bei diesem Geschäft kam ihr aber das Skizzenbuch zu statten, in welches sie nicht ohne Glück bestrebt war, ansprechende Darstellungen aus Mals und der nächsten Umgegend einzuzeichnen. Sie hatte auf diese Weise schon eine vollständige Kenntniß der Reize, welche der Flecken darbot, sich angeeignet, und war nun auch gerne erbötig, von dieser Kenntniß zu meinem Besten Gebrauch zu machen und mich auf einem Gang durch die Gassen zu begleiten, wo ich denn das Glück hatte, von meiner gebildeten Führerin vornehmlich an solche Stellen geleitet zu werden, die geeignet sind, durch malerische Ansicht ein empfängliches Gemüth anzuziehen. Hier stürzte der Punibach mitten durch die zerstreuten Wohnhäuser abwärts mit Brausen und trieb eine Mühle. Dort machte sich der geborstene Rundthurm der alten Fröhlichsburg bemerkbar, und auch die Ruinen der Feste Trostthurm wurden nicht übersehen. Hier bog ein ansehnlicher Hollunderstrauch seine Zweige über ein rundbogiges Hofthor,

während darüber einer der altersgrauen romanischen Kirchthürme sichtbar wurde, und zuletzt die Linien der schroff abfallenden Berge, über welche die Schneepyramide des Ortler hereinsah, dem Bilde einen künstlerischen Abschluß verliehen.

Nachdem nun hiermit die Sehenswürdigkeiten von Mals erschöpft waren, mußte ich auf die Fortsetzung meiner Wanderung bedacht sein. Gleich hinter Mals hebt die beträchtliche Steigung an, die bis zu Reschen-Scheideck, der Paßhöhe zwischen Etsch- und Inthal sich hinzieht. Von der „Heide" war aber inzwischen noch wenig zu bemerken; denn die Straße, die, beständig der brennenden Sonne ausgesetzt, in Schlangenwindungen aufwärts führt, hat noch geraume Zeit Getreidefelder zur Seite; erst wenn man ungefähr tausend Fuß höher gestiegen ist, die Hohe- oder Absatzbrücke erreicht und damit den Rücken der Wölbung erklommen hat, die von Muhren der ostwärts kommenden Bäche gebildet zum Etschthal sich absenkt, hört der Getreidebau auf und Wiesen, die allmählich immer kärglicher werden, bedecken die Einsenkung zwischen den Bergen, die rechts und links zu einer Höhe acht bis neuntausend Fuß ansteigen. Hier fehlte es nicht an Staffage: überall waren Mähder geschäftig, das Heu einzuheimsen. In dieser Höhe beginnt denn auch erquickliche Gebirgsluft zu wehen, und gerne wendet man sich jetzt um, um den Anblick des immer höher heraufgewachsenen Ortler zu genießen. Von dem Thalkessel, in welchem Mals gelegen, ist nichts mehr zu sehen, seit wir vom Rande der Wölbung uns entfernt haben; desgleichen ist der Fuß des Ortler verdeckt. Dagegen hebt sich nun sein Oberleib um so gebietender und freier heraus, seine Umgebung weit überragend. Stolz trägt er die Symmetrie seines Aufbaus zur Schau; die Sonne beleuchtet ihn so, daß die Structur des unter dem Schneemantel geborgenen Felsens deutlich erkennbar ist mit seinen Vorsprüngen, Einsenkungen und Falten, und auch jenen charakteristischen schneeerfüllten Hohlweg oder Camin übersieht man in seiner ganzen Ausdehnung, durch welchen die Ersteiger des Ortler ihren Abstieg nach Trafoi zu bewerkstelligen pflegen. Zu seiner Linken, weit weniger stattlich, weil tiefer zurückgestellt, sieht die Königsspitze hervor in grauen Schatten gehüllt, wie mißmuthig, neidisch über das sonnenverklärte Haupt, das sie nicht völlig zu erreichen vermag. Inzwischen ist der Weg in jeder Beziehung annehmlicher geworden, zuweilen tritt auch der Wald nahe, und zur Linken erscheint der erste der drei kleinen Seen, welche in die Malser Haide eingebettet sind. Jenseits desselben winken erfreulicherweise wieder menschliche Wohnungen, erst die wenigen Hütten von Montplair, und hinter diesen werden endlich, am zweiten See gelegen, die Häuser von Sanct Valentin zur Heide mit einem ansehnlichen Posthause sichtbar.

Zwei starke Stunden hatte ich von Mals bis St. Valentin gebraucht,

und ich war entschlossen für heute keinen Schritt weiter zu thun, wofern irgend genügende Unterkunft zu finden wäre. Daran war denn auch nach den ersten Worten mit der redseligen Wirthin nicht zu zweifeln; es stellte sich sogar bald heraus, daß auch St. Valentin in die Reihe der nicht mehr seltenen Orte eingetreten sei, welche von der erholungsbedürftigen Menschheit zur Sommerfrische aufgesucht werden. Ein genügsamer Sinn mag allerdings dazu gehören, um sich hier für etliche Zeit niederzulassen. Zwar der See fängt nicht nur das Bild des majestätischen Ortler in seinem Spiegel auf, sondern birgt auch einen schätzbaren Vorrath von Fastenspeisen; ehemals mußten sie der Karthause im Schnalser Thale abgeliefert werden, jetzt stehen sie den Sommergästen zur Verfügung. Aber für die sonstigen Genüsse ist man lediglich an Mutter Natur verwiesen. Die Einrichtungen sind noch recht ursprünglicher Art und kümmern sich wenig um den verwöhnten Geschmack der Fremdlinge. Der nahe Tannenwald ist noch nicht von künstlichen Spazierwegen durchschnitten, und kein Nachen bietet sich zu ergötzlicher Uebung auf dem Wasserspiegel dar, obwohl die Wirthin auf die Abstellung dieses Mangels ehestens Bedacht zu nehmen versprochen, ja bereits Unterhandlungen hierüber mit einem Schiffsbaukünstler am Bodensee eingeleitet hat. Die Vegetation ist spärlich, eine gewisse Dürftigkeit und Strenge ist auch dem Charakter der Landschaft nicht abzustreiten. Im Winter ist es hier rauh, windig und so unwirthlich wie auf anderen hohen Pässen, was man auch daraus abnehmen kann, daß vor Zeiten diese Ansiedlung aus der frommen Stiftung eines Spitals entstanden ist, deren Vorsteher die Pflicht hatte, zur Winterzeit bei Schneegestöber allabendlich mit Laternen, Stricken, Stangen, auch Brod und Wein die Heide zu begehen und Hilfsbedürftigen Beistand zu leisten. Seit die Zahl der Wohnstätten an der Straße sich vermehrt hat, ist die Stiftung zu einem gewöhnlichen Spital geworden. Jetzt, zur Sommerszeit, wird freilich die Frische und Kühle des Luftzugs nur angenehm empfunden. Auch mag die Abgeschiedenheit dieser Niederlassung und die nothgedrungene Einfachheit der Lebensart wohl dazu geeignet sein, dem beschwerten Gemüthe der Städter Erholung zu bereiten, und mit jedem Tage wird man sich aufs Neue am Anblick des Ortler erfreuen und an dem wechselnden Spiel seiner Farben; denn, wenn sein Schneemantel am heiteren Tage blendend weiß vom Himmel sich abhebt, so ist am frühen Morgen sein Haupt in glänzendes Gold getaucht, indessen am Abend ihn die scheidende Sonne mit glühender Röthe übergießt.

Hier nun hatten sich zur Sommerfrische einige Gäste von ungleicher Art zusammengefunden. Einmal nämlich ein Professor und Schriftsteller aus Wien, von bekanntem Namen, der, umgeben von seiner Familie, in der Gebirgsluft Stärkung seiner Nerven suchte. An seine Adresse gelangte täglich

ein Exemplar der „Neuen Freien Presse" aus Wien an, während im Uebrigen die literarischen Genüsse in dieser Sommerfrische mit weiser Diät auf etliche Bände von „Daheim" und „Ueber Land und Meer", sowie auf ein glaubenseinheitliches Localblatt beschränkt waren. Für die andere Partei, welche sich hier niedergelassen hatte, mochte diese Lectüre allerdings vollkommen genügen: es war ein Pfarrherr, schon bei Jahren, der aber für diese Sommerfrische gleichfalls eine Art von Familienleben sich zu schaffen wußte; denn es war ihm nicht nur die getreue Köchin hierher gefolgt, sondern er hatte noch überdies einen jugendlichen Neffen, der im Seminar zu Brixen den Studien obliegt, auf etliche Tage hierher beschieden. Der Alte konnte nicht Worte genug finden, das Genie und die Gelehrsamkeit seines Neffen Baptist staunend anzupreisen, leider aber war es den übrigen Gästen nicht vergönnt, von den Geistesgaben des zukünftigen Priesters sich selbst zu überzeugen oder gar Nutzen zu ziehen, denn derselbe gefiel sich in einer äußerst reservirten Haltung und war so sehr in das Studium der Illustrationen von „Ueber Land und Meer" vertieft, daß Niemand es gewagt hätte, seinen Geist aus diesen Regionen abzuziehen. Der Pfarrherr selbst aber war noch vom älteren Schlage, ebenso jovial als würdevoll; er gab sich behaglich dem Genuß der Muße hin, und mittheilsam verkehrte er mit den Leuten des Orts und der Umgebung, stand auch gerne der lebhaften, wißbegierigen Wirthin Rede, welche es liebte, das Gespräch auf die großen Anliegen der europäischen Politik zu lenken. Nur daß er es vorsichtig vermied, sich allzutief in die einzelnen Händel dieser Welt einzulassen. Er zog vielmehr eine cursorische Behandlung vor, und wenn die Gastwirthin etwa gar zu eindringlich des Hochwürdigen Meinung über den Carlistenkrieg erforschen wollte, lenkte er mit geistreicher Wendung das Gespräch auf Rumänien, um dann, wenn ihn die Fragerin hier festhalten wollte, rasch noch weiter nach Osten zu entschlüpfen, etwa mit dem bedeutsamen Worte: „Ja, und mit Aegypten ists auch nicht richtig, das will sich auch losschraufen", so daß dann das Gespräch, immer weiter östlich getrieben, zuletzt unvermeidlich in die centralasiatische Frage einmündete; ein anmuthiges Spiel, das ohne Zweifel täglich sich wiederholte und denselben Verlauf nahm.

Ich selbst entging dem unversieglichen Wissensdurste der Frau Wirthin keineswegs. Während ich eben ein schmackhaftes Opfer des Sees nach Schuldigkeit würdigte, wurde ich mit Fragen über die Beziehungen Deutschlands und Oesterreichs bedrängt. Es war dieser guten deutschen Seele ein wahres Anliegen, zu wissen, ob unser Bismarck über finsteren Planen wider Oesterreich brüte oder gute Freundschaft mit ihm zu halten gedenke. Ihrerseits war sie von den brüderlichsten Gesinnungen für die Deutschen im Reiche beseelt, ja, sie erinnerte sich mit Wehmuth der Zeiten, da noch der Bundes-

Digitized by Google

tag die ſchöne Welt regierte und der ſchmerzhafte Schnitt noch nicht gemacht war, der ihr auch für die Zukunft, trotz der Dreikaiſerreiſen, nichts Gutes zu verſprechen ſchien. Mit wahrer Rührung aber, ja mit dem Ausdrucke dankbarer Verklärung nahm die Frau es auf, als ich ihr mit beſtem Gewiſſen verſicherte, daß dem Deutſchen Reiche und ſeinen Staatsmännern, ſo viel mir von denſelben bekannt geworden ſei, nichts mehr am Herzen liege, als in ungeſtörter Eintracht und Freundſchaft mit dem ſtammverwandten Oeſterreich leben zu können. Ich konnte mir zuletzt nach eindringlicher Belehrung ſchmeicheln, eine Menſchenſeele von der Krankheit des Bismarckargwohns geheilt zu haben, und auch nur Eine Menſchenſeele retten iſt Gewinn. Als ich am anderen Morgen mit dem Poſtwagen weiter zog, vollends bis zur Paßhöhe von Reſchen-Scheideck, und wieder abwärts die neue ſchöne Straße, welche die wilde Schlucht von Finſtermünz bezwungen hat, ſo war der Handſchlag, den ich noch mit der Wirthin tauſchte, vielleicht von ähnlicher Bedeutung, wie die unzähligen Händedrücke, die vor kurzem auf dem Stuttgarter Schützenfeſte zwiſchen Deutſchen und Oeſterreichern ausgetauſcht und freilich mit einem ungleich größeren Aufwand von Beredtſamkeit ins Werk geſetzt worden ſind.

Goethes Fauſt in franzöſiſcher Ueberſetzung.

Von William Cart.

„Iſt nun jenes Gedicht (Fauſt) ſeiner Natur nach in einem düſtern Elemente empfangen, ſpielt es auf einem zwar mannigfaltigen, jedoch bänglichen Schauplatz, ſo nimmt es ſich in der franzöſiſchen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verſtande entgegenkommenden Sprache ſchon um Vieles klarer und abſichtlicher aus. Sehe ich nun gar Papier, Lettern, Druck . . ., alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommenen geſteigert, ſo verſchwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk ſonſt, auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von deſſen Daſeyn und Eigenſchaften zu vergewiſſern.“

So ſchrieb Goethe im Jahre 1828, als er eine Prachtausgabe ſeines Fauſt empfing, in der Ueberſetzung von Stapfer, mit Illuſtrationen von Eug. Delacroix. Wohl würde er ſtaunen, wenn er die Fortſchritte ſehen könnte, die jenſeit der Vogeſen in der ſchweren Kunſt des Ueberſetzens gemacht worden ſind: ſagen wir richtiger, daß auch bei den Franzoſen das Ueberſetzen zu einer Kunſt geworden iſt. Jetzt begnügt man ſich nicht mehr mit den

Digitized by Google

zwei ehemals geltenden Alternativen: entweder das einzelne Wort der fremden Sprache schlichter Weise durch das entsprechende französische zu ersetzen, und somit ein gänzlich farb- und kunstloses Product zu liefern; oder das ganze Werk so umzugestalten, daß von der ursprünglichen Form, dem nationalen Gepräge gar nichts, oder wenig mehr übrig blieb, indem alles, was dem conventionellen französischen Geschmack nicht behagte, verändert oder beseitigt wurde; ich erinnere nur an Ducis' Shakespeare und an Brunoys griechisches Theater. Das Ganze, so verlangt man jetzt, soll bei aller wörtlichen Genauigkeit seine künstlerische Form behalten; man verlangt vor allem, daß der Uebersetzer sich selbst in den Dichter einlebe und sein Werk in geistiger Stimmung wie in äußerer Gestalt wiedergebe; er soll sich seinem Original gegenüber verhalten, wie der bildende Künstler gegenüber der Natur: er soll nachschaffen. Während der Deutsche schon seit langer Zeit auf einen Vossischen Homer, einen Schlegelschen Shakespeare stolz sein durfte, Meisterwerke der Uebersetzung, die jenen Anforderungen entsprechen, war er geneigt, es als eine unumstößliche Wahrheit anzunehmen, daß dem Franzosen solche Aneignung fremder Dichtkunst nicht gelingen könnte.

Denn, wenn dem Uebersetzer das Ansinnen gestellt wird, daß er in zwei Sprachen dichterisch empfinde und rede, daß er also die Phantasie zwei verschiedener Nationalitäten theile, und wenn dies schon bei den meisten Völkern nicht häufig begegnet, so wird es bei einem Volke, das, wie das französische, einen so ausschließlichen und scharf ausgesprochenen Nationalcharakter besitzt, das bisher im allgemeinen so wenig Interesse für fremdes Geistesleben gezeigt hat, fast unmöglich erscheinen, jene Bedingungen vereint zu finden. Am Sprachmaterial nämlich liegt es nicht so sehr wie am Willen. Die Sprache ist ja nicht mehr die gegen jede Neuerung empfindlich sich versperrende spröde, sie hat ihre hofmäßige Strenge abgestreift; die Romantiker und die jüngste Dichterschule haben gezeigt, daß sie ebenso gut malen und träumen als logisch argumentiren oder rhetorisch deklamiren kann. Was sie etwa von ihrer kalten Reinheit eingebüßt, hat sie an Farbe und Wärme gewonnen. Es ließ sich voraussehen, daß sie sich einer fremden Dichtung anpassen würde, wenn ein Dichter käme, der mit der vollkommenen Herrschaft über sie selbst Eingehen auf fremdes Wesen und Liebe für fremde Kunst vereinigte. Dieser hat sich gefunden; dem höchsten, das die deutsche Dichtung aufweist, hat H. Marc-Monnier sein Tribut der Verehrung gezollt und uns mit einer Uebersetzung des Faust*) beschenkt, die ein Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes genannt zu werden verdient.

*) Le Faust de Goethe, traduit en vers français par Marc-Monnier. Paris, Sandoz et Fischbacher 1875. Ein in Druck und Papier gleich ausgezeichneter Großoctavband. Der Uebersetzer ist Professor an der Genfer Universität.

Digitized by Google

Aber nicht mit einem Male ist diese höchste Staffel erklommen worden. Seit jener Uebersetzung vom Jahre 1828 unternahmen mehrere, mit mehr oder weniger Erfolg, das Wagstück: Gérard de Nerval, Henri Blaze de Bury — theils Prosa, theils Verse; zart und poetisch, aber anspruchsvoll und oft unverständlich — dann J. Porchat — in Prosa, dürr und nicht einmal immer richtig! Einen großen Fortschritt machte der Prinz von Polignac (1859), der indeß manchen schönen Zug aus Scheu vor dem Ungewohnten fallen läßt und noch allzuviel zu Umschreibungen Zuflucht nahm.

Mit weiser Beschränkung hat Marc-Monnier nur den ersten Theil übersetzt; von diesem fehlen wiederum, und auch mit Recht, das Vorspiel auf dem Theater, Oberons und Titanias goldene Hochzeit. Wir bedauern nur das Wegbleiben der herrlichen Zueignung: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten"; ob es aber möglich gewesen wäre, den Zauber dieser Verse wiederzugeben?

Als auffallendste und wichtigste Tugend der neuen Uebertragung muß die genaue Treue und natürliche Einfachheit bezeichnet werden. Es ist erstaunlich, wie jedes Goethesche Wort seine Stelle findet, wie leicht trotzdem die Verse hinfließen; mühelos und ungesucht bietet sich der Ausdruck dem Dichter dar. Von jener bekannten entsetzlichen Uebersetzungssprache keine Spur. Gleich meisterhaft ist der Rhythmus behandelt; in freier Folge, je nach dem Tone des Gesprächs, lösen acht-, zehn- und zwölfsylbige Verse einander ab; das Joch des steifen Alexandriner ist abgeschüttelt: nur unter dieser Bedingung konnte eine ähnliche ungezwungene Genauigkeit erreicht werden.

Indeß soll nicht behauptet werden, daß alle Theile der Tragödie in der Uebertragung gleich gelungen wären. Eine aufmerksame Beobachtung wird bald erkennen, daß einige Scenen bedeutende Vorzüge vor den andern haben; und hier war es offenbar, und natürlicher Weise, die dichterische Individualität des Uebersetzers, die den Ausschlag gab. Von Marc-Monnier giebt es eine ziemlich bedeutende Anzahl kleiner Lustspiele, theils für die Bühne, theils für Puppentheater, manche satirischen und politischen Inhalts, andere harmlos heiter, alle keck und geistsprudelnd. Daneben hat er auch ein Bändchen lyrischer Gedichte herausgegeben — darunter auch Uebertragungen aus deutschen Dichtern — die trotz vielem Reizenden und Formvollendeten doch nicht den Eindruck der nämlichen Sicherheit und Meisterschaft machen. Diese Vorzüge und Mängel finden wir im Faust wieder.

Um mit letzteren anzufangen, sind die rein lyrischen Stücke, namentlich die Liebeslieder, nicht auf der Höhe des Ganzen. Eins sogar — es ist aber auch das einzige — das Lied Gretchens am Spinnrad, von dem die Engländer so schöne Uebersetzungen haben, giebt keinen Begriff vom Original. Wer wird aber den Muth haben, den Uebersetzer deshalb zu verklagen, hier

itized by Google

wo Inhalt und Form gar nicht zu trennen sind, wo die Form gerade wegen ihrer Anspruchslosigkeit den tiefen Eindruck macht, wo der Rhythmus nothwendig und wie selbstgeschaffen erscheint. Viel besser ist schon das Gebet vor der Mater dolorosa, durchaus gelungen der König in Thule. In der Scene mit dem bösen Geist hat die französische Rhetorik den Uebersetzer ein paar Mal übel berathen. Während das allbekannte „Halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen" vortrefflich wiedergegeben ist

Entre les jeux de ton enfance
Et ton Dieu partageant ton coeur

können wir nicht anders als Irrthümer des Geschmacks bedauern wie

L'orgue haletant me met hors d'haleine
Et le chant de choeur
M'arrache le coeur.

Auch das mauvais coeur! das der Geist Gretchen zuruft, fällt ganz aus dem Tone.

Der Gesang der Geister in Faust's Studirzimmer

Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben

ist zu sehr ins Ueppige ausgemalt und auch rhythmisch nicht ganz gelungen.

Am meisten zur Kritik geneigt wird der deutsche Leser natürlich solchen Stellen gegenüber sein, welche, fast sprüchwörtlich geworden, in Aller Mund sind. So wird er den „ewigen Gesang"

Entbehren sollst du! sollst entbehren!

in

Prive-toi, ne mords pas le frein!

nicht wieder erkennen, ebenso wenig das Bekenntniß „Wer darf ihn nennen" ꝛc. in:

Qui donc peut le nommer et dire:
„Je crois en lui". Qui donc, sentant battre ici bas
Dans sa poitrine un coeur, dira: „Je n'y crois pas!"
Comprends-tu pas que lui, l'immensité suprême
Qui contient tout, soutient tout, contient également,
Soutient aussi, toi, moi, lui-même? u. s. w.

Wobei aber zur Entschuldigung an die bekannte Thatsache erinnert werden muß, daß das Französische keine Neigung zur Mystik und noch weniger zum Pantheismus hat und daher in solchen Ausdrücken entweder schärfer oder noch vager als das Deutsche werden muß. Man schaue nur in die unergründlichen Abgründe mystischen Versenkens, in welche sich Blaze de Bury

Digitized by Google

mit seiner rhythmischen Uebersetzung von Fausts Verklärung im zweiten Theil gestürzt hat, und vergleiche daneben Porchats Prosa!

Die für Fausts Charakter so wichtigen Verse:

So taumel' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde!

sind auch gewiß nicht richtig wiedergegeben durch

Puis, ivre, du désir passe à la jouissance,
Et dans la jouissance, il (mon sein) pleure le désir.

Einige unglückliche, nur durch den Reim verursachte Epithete, wie ein crâne posthume, Faust's tête dévorante, Verstöße, wie wenn Faust (um mit tombe zu reimen) Gretchen pauvre colombe nennt (in der Kerkerscene!), heben wir nur hervor, weil sie zeigen wie überall, auch an den eben aussehenden Stellen, Gefahr dem Uebersetzer droht, und weil wir überzeugt sind, daß eine zweite Auflage sie leicht beseitigen kann. Eben weil der Gesammteindruck ein so wunderbarer ist, sind diese kleinen Mängel, die wir so ziemlich vollzählig hier aufgeführt haben, um so auffallender, und diese erste gelungene künstlerische Uebersetzung möchten wir nun auch in allen Stücken vollkommen und makellos sehen.

Des Herrlichen bietet sie übrigens genug. Ausgezeichnet ist alles Humoristische wiedergegeben. Wenn die ausgelassene Fröhlichkeit der Gesellen in Auerbachs Keller etwas übertrieben erscheint, so sind dagegen die Volksscenen im Spaziergang, das Gespräch mit dem Schüler, in seiner Vermischung von Ernst und Scherz, köstlich; geradezu unübertrefflich ist nach dieser Seite hin die Zeichnung von Mephistos Charakter; es ist als ob Marc-Monnier Theodor Döring in der Rolle des höllischen Junkers vor sich gesehen und nur seinem Mienenspiel zu folgen gehabt hätte. Wenn Mephistopheles die Ratte anruft um den Drudenfuß zu zernagen

Le roi devant qui s'agenouille
Tout rat, souris, mouche ou grenouille,
Punaise ou pou, t'appelle ici!

So ist die knieende Wanz eine ächte Schwester des hüpfenden Hofmanns im Flohliede. Nur wer einmal versucht hat, deutschen Unsinn (namentlich Studentenlieder!) ins Französische zu übersetzen, wird die Leichtigkeit gebührend schätzen, mit der die Todesnachricht des seligen Herrn Schwerdtlein gebracht wird

Ne vous courroucez pas trop fort,
Mes nouvelles ne sont pas roses:
Votre mari, madame, est mort
Et vous fait dire bien des choses.

Digitized by Google

Mehr als einmal tritt der Schalk offen zu Tage, so wenn das Pfäfflein le petit collet genannt wird, oder in den allerliebsten Versen:

„C'est bien, dit-il, on gagne à se vaincre soi-même;
L'Eglise a l'estomac plein de soumission;
Elle a croqué, même en carême,
Des royaumes entiers sans indigestion.
Mesdames, par l'Eglise seule
Bien mal acquis est digeré.“

Das hübscheste der Art ist aber Frau Marthens Rath an Gretchen, das Kästchen nicht wieder der Mutter zu zeigen:

Car tous ces bijoux, tu sais bien,
A confesse on les subtilise.

Das letzte Wort ist unnachahmlich!

Es sind jedoch nicht diese humoristischen Züge allein, die unseren Beifall herausfordern. In manchen erhabenen, pathetischen Stellen hat Marc-Monnier eine Kraft und Tiefe gezeigt, die man bei ihm bisher kaum kannte. Fausts erste Monologe, die Kerkerscene, und vor allem der Spaziergang, verdienen uneingeschränktes Lob. Letzterer ist vielleicht das schönste der ganzen Tragödie; es sei uns gestattet, einige Verse anzuführen, die Goethe als sein anerkennen würde:

Devant moi, c'est le jour; derrière moi, la nuit;
Sur moi, le ciel immense; à mes pieds, l'eau profonde.
Quel beau rêve au moment où l'astre s'assombrit!
Mais, hélas! le corps en ce monde
N'a pas d'ailes comme l'esprit.
N'importe. Il est encor, dans toute âme inquiète,
Un souffle qui l'enlève et l'entraîne pourtant,
Quand dans le bleu de l'air elle entend l'alouette
Jeter comme un cri palpitant;
Quand sur l'âpre sommet planté de pins sauvages
L'aigle ouvre sa grande aile au vent qui le soutient,
Et qu'en passant les mers, des plus lointains rivages,
La grue à son pays revient.

Und solcher Zeilen finden sich bei Marc-Monnier nicht wenige; die Osterscene hält sich durchweg in gleicher Trefflichkeit. Hier hat der Genius des deutschen Dichters seinen wälschen Verehrer erfaßt und ihn zu lichter Höhe emporgetragen.

Ist nun diese fast vollkommen zu nennende Uebersetzung wirklich der deutsche Faust? Ja und Nein! Wer sich an der Goetheschen Dichtung genährt und erzogen, wer sich in sie versenkt und an ihr erbaut hat, dem wird

Digitized by Google

die Ueberſetzung den Eindruck machen, den eine feine und geiſtreiche, ja ergreifende Novelle machen würde, verglichen mit einem tiefſinnigen, lieb und heilig gewordenen Märchen aus alten Zeiten, das ſchon die Freude vieler Geſchlechter geweſen. Die erſte wäre Caviar fürs Volk; die alte Sage erfreut Alt und Jung, Vornehm und Gering. Die Novelle wird altern, die Schöpfung des Volkes iſt zeitlos. Die Novelle iſt ſchärfer gezeichnet, klarer, farbenbeſtimmter, ſie bleibt aber ein gemachtes und entbehrt des geheimnißvollen Duftes der Volksdichtung. Nur im deutſchen Originale bleiben Fauſt und Gretchen das, was ſie ſind, Kinder des deutſchen Genius, Vertreter einer ganzen Nation; in der Ueberſetzung ſind ſie nichts als ausgezeichnete, reizende Theaterfiguren, von einem außerordentlichen Dichtergeiſte erdacht. Der Ueberſetzer hat Talent genug gehabt, um Fauſt ein kleidſames, gut ſitzendes franzöſiſches Gewand anzuziehen, aus der goetheſchen Tragödie ein volksthümliches Buch für die Franzoſen zu machen, hat er ſicher nicht gehofft: es wäre vermeſſen, es wäre unmöglich.

Wer aber die deutſche Dichtung nicht leſen kann, wird hier recht gute Bekanntſchaft mit ihr machen, er wird ihren Zauber, ihre Gewalt, ihre Wahrheit empfinden, er wird es ahnen, warum der deutſche Fauſt ein unentbehrliches im Leben geworden, ja er wird ſich vielleicht ſich angeregt fühlen, ſeinethalben die Urſprache zu erlernen und dem Wahn entſagen, er kenne den Fauſt, weil er die Gounodſche Oper gehört hat! Wäre dem franzöſiſchen Publicum nur dieſer Dienſt geleiſtet, ſo wäre es ſchon etwas Großes! Marc-Monnier hat mit ſeinem Fauſt das Höchſte geleiſtet, was die franzöſiſche Ueberſetzungsliteratur kennt, ja vielleicht das Höchſte, das ſie erreichen kann, wenn wir bedenken, welche Kluft die Denk- und Empfindungsweiſe beider Völker trennt. Das iſt aber nicht der einzige Grund, weshalb wir ſo lange, für den deutſchen Leſer wohl zu lange, bei der Anzeige einer Ueberſetzung verweilten: iſt es nicht erfreulich, daß endlich wieder etwas anderes aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche übertragen wird als Vorſchriften über Felddienſtübungen und Generalſtabsberichte?

Amſterdam.

Von Arthur Kleinſchmidt.

Amſterdam hat ſeinen Namen von dem Fluſſe Amſtel, an dem es liegt, und bedeutet Damm der Amſtel wie Rotterdam Damm der Rotte, Schiedam Damm der Schie, Zaandam Damm der Zaan ꝛc. Hier fließt die Amſtel in das Y; die an ihr gelagerte Stadt hat die Form eines Halbmondes. Amſter-

Digitized by Google

dam begegnet uns zuerst als Sitz der Herren von Amstel; mit ihnen unzufrieden, nahm Graf Florisius V. ihnen das Städtchen „Amstelredamme" weg und schenkte es Johann von Persyn. Die Herren von Amstel hatten hier ein festes Schloß und den Damm angelegt in den ersten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts. Ueber die Wegnahme nun erbost, ermordete Gysbert van Amstel mit seinen Freunden den Grafen 1296; Letzterer hatte Amsterdam im Jahre 1275 Zollfreiheit für Holland und Seeland verliehen. Eine Weile gehörte sodann die Stadt dem Bischofe Guido von Utrecht, dem Bruder des Grafen Wilhelm III. von Holland aus dem Hause Hennegau-Avesnes, wurde aber nach seinem Tode 1317 mit Holland vereinigt und somit anstatt einer Unterthanin adeliger oder geistlicher Herren eine fürstliche Stadt; bereits war sie im Aufblühen begriffen und hob sich nun in Folge ihrer trefflichen Lage rasch empor. Als Graf Albrecht von Holland aus der bairischen Dynastie seinen großen Heereszug gegen die Friesen 1396 unternahm, stellte Amsterdam bereits fünfzig Schiffe, während Haarlem die dreifache Zahl lieferte, und in Geldnoth borgte Albrecht bereits bei Amsterdam und verpfändete dafür Domainen und Regalien. Da kam 1421 unter Graf Johann aus dem Hause Baiern jener entsetzliche Brand über die junge Handelsstadt, der ein Drittel derselben und alle größeren Gebäude zerstörte. Im Kriege der Hoeks und Kabeljaus stand Amsterdam auf Seite der den Baierfürsten feindlichen Kabeljaus gegen Jacobäa von Baiern. Amsterdams Handel hob sich mehr und mehr. Schon 1277 hatte es Handel nach Livland getrieben und dafür wichtige Privilegien erhalten, diese bestätigte der Erzbischof von Riga 1495. 1368 verlieh König Albrecht von Schweden den Amsterdamern Rechte für Handel und Fischfang in Schweden und das Recht dort ihre eigenen Richter zu haben. Amsterdam führte bereits Krieg auf eigene Faust mit anderen Städten wie Deventer, ohne sich um die Grafen von Holland zu kümmern, 1330—1347. Auch gehörte Amsterdam zum Hansabunde, aber 1438 rüstete es vier Schiffe gegen die Hanseaten aus. 1449 erhielt die Stadt durch Herzog Philipp den Guten von Burgund ein Rathscollegium (vroedschap) von vierzig Mitgliedern; sie hatten dem Herzoge eine doppelte Liste vorzulegen, aus der er die Bürgermeister und Schöffen zu erwählen hatte. Viele brabanter Kaufleute ließen sich in Amsterdam nieder. 1490 ehrte der römische König Maximilian, der Herr der Niederlande, die Stadt, indem er auf den Helm ihres Wappens die kaiserliche Krone setzte. Unter Karl V. wurden in den Tuchfabriken von Amsterdam bereits jährlich 12,000 Stücke fabricirt. Die Stadt blühte empor und handhabte vorzüglich den Handel auf der Ostsee; in den scandinavischen Reichen hatte sie bedeutende Privilegien erlangt und ihre Kaufleute besaßen große Magazine in Bergen. Das „Düveke von Amsterdam", die Concubine Chri-

Digitized by Google

stians II. von Dänemark, verschaffte der Vaterstadt bedeutende Vortheile in diesem Reiche. Aus Holland kamen Wein, Tücher, Salz, Hopfen in den Norden, der dagegen Getreide, Holz, Kupfer, Eisen und Schiffsgeräthe gab. Ebenso führte Amsterdam Tuch ꝛc. nach Spanien, Portugal, Deutschland, Schottland ꝛc. aus und empfing Korn, Branntwein, getrocknete Früchte u. s. w. dagegen. Holland wurde ein Kornmagazin. Noch immer aber stand Amsterdam in zweitem Range, da Antwerpen übermächtig war. In dem unsterblichen Befreiungskriege der Niederländer von der spanischen Zwingherrschaft stand Amsterdam auf der Seite Spaniens, bis es 1578 sich für Oranien erklärte und dadurch ein großes Gewicht in die Schale Niederlands legte; aber für die Reformation war hier noch keine Stätte; da erhoben sich die Reformirten, lange scheußlich verfolgt, gegen den Magistrat und erzwangen sich freien Gottesdienst Mai 1578, ja sie nahmen alle Kirchen ein. 1596 rüstete Amsterdam zwei Schiffe aus, mit denen Jacob van Heemskerk und Wilhelm Barends in das weiße Meer fuhren, sie entdeckten Spitzbergen und besuchten Nowaja Semlja; nur Heemskerk kehrte heim, October 1597. Auch nach Indien unternahm man Expeditionen und der holländische Name wurde dort geachtet und gefürchtet. Antwerpen war in den spanischen Kriegen schwer geschädigt worden, auf seine Kosten stieg Amsterdam, von den Oraniern überdies begünstigt. Es überflügelte die anderen Städte Nordhollands. Als auf den Rath des großen Oldenbarneveldt die ostindische Compagnie 1601 gegründet wurde, lag bereits das entscheidende Moment bei Amsterdam. Die Juden, aus Portugal vertrieben, kamen massenhaft hierher und brachten ihren Erwerbsinn und Speculationstrieb mit sich. Amsterdam erschien ihnen als ein zweites Jerusalem; hier wurde Baruch Spinoza, der geniale Philosoph und Pantheist, unter ihnen 1632 geboren; hier gründeten sie die größten Handelshäuser und wurden die Banquiers der vornehmen Welt, so die Pinto und Dacosta. Amsterdam war einer der Stapelplätze des Getreides; oft kamen 150 Schiffe mit Korn zugleich an. Hollands Handel wurde zum Welthandel, weil seine Kaufleute die fleißigsten und speculativsten Köpfe waren, die Sparsamkeit und Geduld ihre Regel sein ließen; England war noch nicht im Stande mit ihnen zu wetteifern. Das Getreide monopolisirte sich auf der Ostsee in Hollands Händen, während gleichzeitig sein Häringshandel blühte. Die Hansa mußte auf der Ostsee Holland den Vorrang einräumen. Mit Rußland trieben die vereinigten Staaten bedeutenden Handel, ja sie hatten dort nahezu ein Monopol desselben. Der levantische Handel trug gewaltige Summen ein; in den Häfen des Archipelagus verdrängten die holländischen Tücher die venetianischen; 1624 wurde die Kammer für den Handel der Levante errichtet. Mit Venedig und Genua schlossen die Holländer Handelsverträge ab. Französische Waaren gingen auf ihren Schiffen durch Europa.

gitized by Googl

Auch mit Portugal und Spanien ſetzte man den Handel fort trotz Feindſchaft und Krieg; ebenſo mit England. Der Handel in Oſt- und Weſtindien brachte Hunderte von Millionen ein und Amſterdam war in ihm der erſte Zähler; es wurde der erſte Handelsplatz Europas. Newyork war eine holländiſche Colonie, Braſilien ein holländiſches Gebiet; Batavia wurde geſtiftet. China, Japan wurden von den holländiſchen Kaufherren beſucht und hier bedeutender Handel getrieben. Neuholland wurde unter dem Gouvernement van Diemens entdeckt. Dieſe Weltſtellung des einſtigen Fiſcherdorfes Amſterdam und der Holländer überhaupt erlitt einen gewaltigen Stoß durch das Emporkommen des engliſchen Handels ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts; die Navigationsacte von 1651 hatte denſelben ſchon vorbereitet. Auch Colberts Mercantilſyſtem in Frankreich ſchadete Holland bedeutend. Eine Bereicherung von letzterer Seite her erfuhr Holland hingegen durch die Aufhebung des Edictes von Nantes, in deſſen Folge viele fleißige Hände hier ihr Brod ſuchten. Aber nach dem Beiſpiele, welches England gab, ſuchten auch die anderen Staaten eigene Handelspolitik zu treiben und ſich von der holländiſchen Vormundſchaft zu befreien. Während das niederländiſche Gebiet in Oſtindien zunahm, ging Braſilien verloren. Trotz alledem blieb Amſterdam, wenngleich Holland zu einer See- und Handelsmacht zweiten oder dritten Ranges herabgeſtiegen iſt, eine Handelsſtadt erſten Ranges. Die vielen Kriege der ſterbenden Republik mit Frankreich trugen auch dazu bei, durch Anleihen ꝛc. ihre Macht zu mindern. 1808 erklärte Ludwig Napoleon die Stadt zur Reſidenz; während der kaiſerlichen Zeit war ſie die dritte Stadt des Kaiſerreichs. Als dann die Dranier den Thron der Niederlande beſtiegen, wurde Amſterdam zur Hauptſtadt erhoben und iſt dies noch heute, während der Haag die Reſidenz des Landes iſt. In Amſterdam legt jeder neue König den Eid auf die Verfaſſung ab und empfängt hier die Huldigung in einer Sitzung beider Kammern der Generalſtaaten; dann erſt erfolgt die Huldigung in 's Gravenhage und dem Lande.

Bekanntlich iſt ganz Amſterdam auf Pfählen erbaut; ohne ſolche kann kein Gebäude auf dem Schlamm- und Sandboden aufgeführt werden; die Pfähle muß man von Zeit zu Zeit nachſehen, ſonſt verfaulen ſie oder der Holzwurm nagt ſie an. Aus Deutſchland und anderen waldigen Gegenden Europas kommen die ſtärkſten und längſten Stämme in die Holzſägereien Amſterdams, um zu Pfählen verarbeitet zu werden. Dieſelbe Aufmerkſamkeit, wie den Pfählen muß den Dämmen und Deichen zugewandt werden; ihre Inſtandhaltung koſtet der Stadt jährlich einige tauſend Gulden. Ein fünffacher Gürtel großer Grachten, die ſich wieder in kleinere abzweigen und ſo neunzig Inſeln bilden, umgiebt das „Venedig des Nordens"; es ſind der Buiten Singel, die Prinſen-, Heeren- und Keizers Gracht und der Singel, von denen die drei

Digitized by Google

Grachten mit schönen Ulmen bepflanzt sind, wodurch sie einen reizenden Anblick gewähren. Die Canäle enthalten ungemein viel Schlamm, der durch Maschinen fortwährend ausgepumpt und als Dünger verwendet wird; auch entsenden sie oft ekelhafte Dünste, umsonst sucht man durch Einführung frischen Wassers in die Canäle den schädlichen Gerüchen abzuhelfen; nur durch das Oeffnen und Schließen der Schleußen des Y kommt einige Bewegung in dies stagnirende Gewässer. Die wohlhabenden Amsterdamer verlassen die Stadt hauptsächlich der Ungesundheit wegen im Sommer und gehen auf Reisen, in Bäder oder nach dem frischen, reizenden Haarlem.

Die Canäle sind auch in Amsterdam so tief, daß die Schiffe mit den Waaren bis an die Magazine heranlaufen können. Ein furchtbarer Mangel der großen volkreichen Stadt ist der an Quellwasser. Früher und jetzt noch bei anhaltender Trockenheit mußte man das Wasser auf Nachen von Utrecht und Weesp an der Vecht herbeibringen; 1850 bohrte man zwar einen artesischen Brunnen, doch versagte derselbe bald. Jeden Tropfen Regen fängt man in Cisternen auf, deren jedes Haus eine besitzt. Aus den Dünen von Vogelenzang bei Haarlem leitet man seit 1854 das Trinkwasser vermittelst einer Druckmaschine in unterirdischen Röhren nach Amsterdam. Hier muß man für jeden Eimer Wasser dem Wassercontroleur eine Abgabe zahlen; ähnlich soll es bald auch im Haage werden, wo das Trinkwasser sich verschlechtert hat. Diese Wasserfrage ist eine sehr mißliche und hochwichtige. An dem Hafen von Amsterdam herrscht stets ein reges Leben, Schiffe kommen und gehen, man ladet aus und ein. Starke Dämme trennen die Buchten, in denen an tausend größere Schiffe Raum finden, von dem Y und schützen zugleich die Stadt vor Ueberströmung. An den Quais (Kade) liegen die Institute für Seeleute, die Kweekschool voor de zeevaart und das Zeemanshuis; dicht dabei findet sich das enorme Rijks Entrepot Dok und s' Lands Werf, das Reichswerft, welches die ganze Insel Kattenburg einnimmt. In Amsterdam ist das Treiben und Rennen nach Erwerb noch potenzirt, dem wir in Rotterdam begegneten. Auf den Straßen ist ein furchtbares Gedränge, welches besonders bei dem Absperren einer der zahlreichen Brücken sich bemerkbar macht. Die Häuser in Amsterdam sind zwar in den besten Vierteln nicht so schmal und stockwerkehaltig, wie in Rotterdam, können sich aber auch nicht mit dem Haage messen. Fast überall gewahrt man hier am Giebel einen schweren, eisernen Haken oder ein hinausragendes Balkenstück, vermittelst dessen man Möbel oder Gepäck hinaufziehen und über den Speicher in das Haus schaffen kann, weil vielleicht die Hausthüre oder die Treppe zu eng ist. Bei der starken Bevölkerung, in der die arbeitenden Klassen sehr dicht vertreten sind, ist es nicht möglich, daß wie im Haag wohlhabendere Leute stets ein ganzes Haus bewohnen; hier wird stock- und zimmerweise vermiethet. Reiche Leute

natürlich nehmen ihr Haus allein ein. Durch die dichten Massen und das Zusammenströmen der niederen Menge ist Amsterdam auch bei weitem nicht so reinlich wie 's Gravenhage, und außer dieser Schattenseite besitzt es noch die, daß das wüste Treiben des Schiffvolkes hier wie in Rotterdam sich sehr in der Moralität bemerklich macht; die Stadt hat sehr starke unsittliche Elemente und das Leben in den kleinern cafés chantants steht nicht hinter Paris, Brüssel und Berlin zurück.

Die besuchteste Straße von Amsterdam ist die Kalver Straat (Kälberstraße); sie ist schmal, enthält aber die herrlichsten Läden; wegen der großen Frequenz dürfen Wagen nur von einer Seite hereinfahren, was doppelt wichtig ist, weil man bei dem Asphaltpflaster kaum die nahenden Gefährte hört. In einer Art von Durchgang der Kalver Straat liegt das Bürgerwaisenhaus, dessen Zöglinge halb rothe, halb schwarze Jacken wie unsere Sträflinge tragen; von einem Gitter umgeben, ist im Hofe ein Denkstein für ein früh verstorbenes Pflegekind des Hauses, dessen Name unsterblich geworden ist, für den holländischen Schiffslieutenant van Speyk; als belgische Freischärler 1831 bei Antwerpen auf sein gestrandetes Kanonenboot drangen und die niederländische Flagge beschimpfen wollten, schoß er in die Pulverkammer und sprengte sich mit dem Feinde in die Luft, eine so heroische That, daß sie keines weiteren Lobes bedarf.

Auf dem großen öffentlichen Platze, den man den Dam nennt und der fast inmitten der Stadt liegt, steht ein in großen Quadern aufgeführtes, stattlich aussehendes Gebäude, dessen sieben ziemlich kleine Thore auf die sieben Provinzen der vereinigten Niederlande hindeuten und auf dessen Zinne ein Atlas die Welt trägt; dies ist das für acht Millionen Gulden 1648 erbaute Rathhaus. Aus Servilität bot 1808 die Stadt Ludwig Napoleon, der in Utrecht sich unbehaglich fühlte, das Rathhaus zur Residenz an und es wurde „het Paleis". Der große Rathssaal ist ganz mit weißem carrarischen Marmor bekleidet, ebenso die anderen Gemächer, doch hat ersterer wenige Concurrenten in Europa wegen seiner Länge und Breite. Einem königlichen Schlosse sieht das Paleis durchaus nicht ähnlich, schon weil es nicht ein großes Thor hat. Der König der Niederlande residirt in demselben, sobald er in Amsterdam weilt. Anstatt dieses Gebäudes wurde Stadthaus der alte Admiralitätshof; dieses Stadhuis besitzt mehrere Doelen- und Regentenstücke von Hals und A. Weit lohnender aber ist der Besuch der größten Gemäldegalerie Hollands, des Rijks Museum in dem nach dem Bürgermeister Trip genannten Trippenhuis. Ludwig Napoleon stellte es aus dem oranischen Schlosse Huis ten Bosch zusammen und seitdem vermehrte es sich noch bedeutend. Die berühmtesten Bilder aus dieser Nationalgalerie sind die Schützenmahlzeit von van der Helst, die Nachtrunde von Rembrandt, die Vorsteher

Digitized by Google

der Tuchmachergilde von demselben, Jan Steens Trictracspieler, Dows Abendschule u. s. w. Auch der Dortrechter Dupper hat dem Reichsmüseum eine herrliche Galerie einverleibt, die auf 300,000 Gulden veranschlagt wird. Eine andere Stiftung ist die des verstorbenen Banquiers van der Hoop, welche ein besonderes Museum van der Hoop bildet und niederländische Meister enthält. Weitere werthvolle Sammlungen birgt das Museum Fodor, ein Geschenk des Kaufmannes dieses Namens. So sehen wir hier Kaufherren, die ihren Namen auf die Nachwelt übertragen, indem sie ihrer Vaterstadt neuen Schmuck verleihen, ähnlich wie in Italien zur Zeit der Medicis, Pitti und Visconti, da man einen Stolz darein setzte, durch Bauten und Kunstsammlungen die Nachbarstädte und die anderen Geschlechter zu überflügeln und zu verdunkeln. Derselben edeln Gesinnung verdanken auch die vielen Wohlthätigkeitsanstalten in Amsterdam theils ihre Entstehung, theils ihre Vervollkommnung. Wie ausgezeichnet wird hier für die Kranken und Armen gesorgt, welche Summen werden für sie verwendet. Wie fürstliche Paläste erscheinen uns diese Bauten, die man Blinden Instituut oder Oude Mannen- en Vrouwen-Huis nennt. In Amsterdam besteht auch eine über das ganze Reich verbreitete Gesellschaft zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt „Maatshappy tot Nut van't algemeen", sie will die niederen Klassen bilden und bessern. Möchte ihr dies unvergleichlich edle und lockende Ziel erreichbar sein und es ihr gelingen, aus dem Pöbel ein gesittetes Volk zu schaffen! Die Kirchen Amsterdams enthalten manches interessante Grab, doch bieten sie meist nur kahle Wände dar, da in dem Bilderssturme Alles zerschlagen wurde.

Amsterdam hat neben einem berühmten zoologischen Garten auch manche wissenschaftliche Anstalt; so ist seit sieben Jahren hier die Kweekschool voor militaire geneeskundigen, welche früher in Utrecht war; hier werden die Militairärzte gebildet und erhalten schon als Schüler der Anstalt jährlich siebenhundert Gulden, wenn sie nach Indien gehen wollen; fünfhundert, wenn sie in Holland zu bleiben gedenken; sie sind nicht im Geringsten angestrengt im Arbeiten und begegnet man daher in der Kalver Straat und anderen vielbesuchten Gegenden der Stadt oft den Militärs ähnelnden jungen Studenten; sie tragen nach französischem Vorbilde Uniform. Amsterdam hat ein 1632 gestiftetes Athenäum, ein Gymnasium, eine klinische Schule, Industrie- und Handelsschulen ꝛc.; wichtige Kunstvereine sind Felix meritis, Arti et amicitiae und het Koninklijt Oudheidkundig Genootschap. So ist in der großen Handelsstadt in ausgiebigster Weise auch für den Geist gesorgt. Vondel besitzt hier ein schönes von Parkanlagen umgebenes Standbild, und auch Rembrandt ist von Royers Meisterhand der Nachwelt vor Augen geführt worden.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Republik Uruguay. Finanzielles. Politische Aussichten. — Die Finanzlage unseres Landes, unstreitig eine Frage, die wohl alle Einwohner hauptsächlich beschäftigt, hat sich seit meinem letzten Bericht in sofern geklärt, als man jetzt wenigstens weiß, daß alle vor dem 27. März cr., dem Datum des Gesetzes der discretionären Emission von unfundirtem Papiergelde, eingegangenen Verpflichtungen in Gold, alle Abmachungen seitdem bis zum 5. Mai in der m Contract stipulirten Geldsorte, Geschäfte jeder Art indeß von diesem letzteren Tage an, an welchem hierüber eine präsidentielle Entscheidung erging, nur in dem Zwangscours habenden Papiergelde abgeschlossen werden dürfen; dieses unterliegt indeß einem Discont, der auch von der Regierung trotz vielen Sträubens anerkannt wurde, so daß letztere selbst alle Zahlungen mit dem börsenmäßigen Agio leistet und empfängt. Wenn sich hierdurch auch die Situation, wie gesagt, etwas geklärt hat, so bleibt der allgemeine Zustand des Landes immer noch so traurig wie bisher. Zunächst ist ein Eingehen auf Geschäfte, die einen längeren Credit erfordern, völlig ausgeschlossen. Ferner steht die Emission von zwanzig Millionen Pesos Papiergeld in der allernächsten Aussicht; endlich ist die bereits länger angebahnte Einrichtung einer Nationalbank, oder Banco Uruguayo, fast gesichert, die dann vollends dem Geldschwindel Thor und Thür öffnen wird. Nach einer officiellen Rechnungslegung sind bis jetzt nur die drei Millionen in Umlauf, zu deren Ausgabe die Regierung bereits im Januar ermächtigt worden war, und für die auch eine Art von Garantie vorhanden ist. Hierzu kommen dann weitere 600,000 Pesos in Scheinen der suspendirten Naviabank, die von der Nation übernommen sind. Diese beiden Posten erfreuen sich eines Disconts von zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig Procent; ihre Noten sind hier im Lande fabricirt. Der Druck der Werthzeichen für die Hauptsumme der erwähnten zwanzig Millionen ist bereits in Newyork in Bestellung gegeben, und sobald die erste Sendung von dort hier eintrifft, wird sie auch ohne Zweifel binnen kurzem an die Oeffentlichkeit treten. Alle Opposition, die man bis dahin noch der vollständigen Ausführung des Gesetzes vom 27. März machen könnte, wird wenig verschlagen, sobald die dann am Ruder befindlichen Personen, auch bei einem etwaigen Wechsel in denselben, das für sie selbst und für die Regierung Ersprießliche der Maßregel einsehen und wenn, was noch weniger Zweifel unterliegt, der Mangel an Münze in der Staatskasse wie bisher fortdauert, denn von den erwähnten

Digitized by Google

drei Millionen wird auch nicht gespart. Gegen jenes Gesetz, und besonders die in demselben vorgeschriebene Einziehung der Staatsschulden, deren Zinsen bereits nicht mehr gezahlt werden, hatten bekanntlich die fremden Vertreter in Montevideo seiner Zeit protestirt; jetzt sagt eine Zeitungscorrespondenz, daß auch das italienische Gouvernement diesen Protest gebilligt und die Aufmerksamkeit der übrigen hier vertretenen Regierungen auf dasselbe gelenkt habe, welches alte verbriefte Rechte umwirft, und die Fremden, als die hauptsächlich besitzende Classe des Landes, vornehmlich schädigt. Alles dies wird indeß die hiesigen Machthaber nicht abhalten, in der Geldfrage nach eigner Convenienz zu handeln, ebensowenig wie die mit einem solchen Zweck eingeleiteten Aufstände oder eine Revolution im Innern, vielmehr dürften dieselben das Geldbedürfniß schneller und dringender hervortreten lassen. Von diesen Revolutionsversuchen sind im Laufe dieses Monats nach einander vier in den Departements Salto, Colonia, Maldonado und Minas bekannt geworden, doch immer schnell unterdrückt wurden, der letzte mit Aufbietung von zwei Linienbataillonen. Es fehlte bei diesen Unternehmungen an der einheitlichen Leitung, und in dieser fehlen wiederum die in meinen früheren Correspondenzen erwähnten Verbannten, die nun doch nach kurzem Aufenthalt in dem brasilianischen Küstenstädtchen Parahibá, wo sie auf ihre Begnadigung vergeblich gewartet hatten, ihre Reise ins Exil nach Habana fortsetzen mußten. In den letzten Tagen hört man, daß der Oberst Muniz, einer der bedeutenderen Chefs der weißen Partei, sich im Departement von Cerrolargo pronunciirt habe, der seines größeren Anhangs und persönlichen Prestige wegen wohl eher im Stande wäre, dauernde Schwierigkeiten zu verursachen. Die Regierung indeß weiß, daß sie sterblich ist und ihr des Lebens ungetrübte Freude schwerlich zu Theil werden wird; sie rüstet daher ohne Zeitverlust und nach Kräften. Das stehende Heer soll nach der Verfassung bestehen aus vier Bataillonen Infanterie zu 350 Köpfen, einem Bataillon Artillerie von geringerem Bestande und zwei Regimentern Cavallerie zu je 150 Pferden nebst einer Escadron als Stabswache des Präsidenten. Die erste Sorge dieses letzteren, des Don Pedro Varela, war die Vermehrung dieser Truppen, und so decretirte er, natürlich ohne auf die Nationalvertretung dabei Rücksicht zu nehmen, sofort nach seiner Erhebung zum Chef des Staats, die Aufstellung eines fünften und jetzt kürzlich die eines sechsten Linienbataillons, deren Anzahl überhaupt — wahrscheinlich nach Eintreffen der Banknoten aus Newyork — auf neun gebracht werden soll. Die Bataillonsstärke ist außerdem auf 500 Köpfe erhöht und die Artillerie neuerdings mit fünfzehn Kruppschen Kanonen ausgerüstet worden. Diese in einem bankerotten Lande befremdlichen Maßregeln sind ohne Zweifel zunächst gegen etwaige ernstere Unruhen im Innern gerichtet, können indeß auch in Voraussicht eines äußeren Con-

Digitized by Google

flicts genommen worden sein, der bei der andauernden Animosität zwischen Brasilien und der argentinischen Republik durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Bei einer solchen Eventualität würde Uruguay einerseits mit einem, wenn auch kleinen stehenden Heere einen gesuchten Alliirten abgeben, und andererseits vielleicht im Stande sein, eine Art von Neutralität zu beobachten, wenn dies, wie kaum vorauszusetzen, auch ohne Pression von einer oder der anderen Seite in der Absicht der Regierenden läge. Es ist hierbei zu bemerken, daß die jetzt am Ruder befindliche rothe Partei, die Colorados, mehr zu Brasilien neigen, während die Conservadores, als deren Vertreter der frühere Präsident Ellauri anzusehen ist, sich der argentinischen Allianz zuwendet. Die alte Partei der Blancos mit dem General Aparicio, zu der auch der obengenannte Oberst Muniz gehört, möchten das Land am liebsten auf sich selbst gestellt wissen, unabhängig von allen äußeren Verbindungen. Die einzelnen Parteien des Landes haben sich in ihrer Zusammensetzung und in ihren Tendenzen seit dem Abschluß der letzten Revolution im Jahre 1872 und unter der Administration von Ellauri vielfach verschoben, so daß Angaben über dieselben nur im Allgemeinen möglich sind.

Der Ausbruch des Conflicts zwischen den beiden großen Grenzstaaten unserer kleinen Republik, der seinen äußerlichen Grund in der noch nicht abgeschlossenen Gränzregulirung zwischen Argentinien und Paraguay findet, hängt von dem Ausfall der Conferenzen ab, die in Rio Janeiro zwischen Bevollmächtigten dieser beiden Republiken und des Kaiserreichs über diesen Gegenstand gepflogen werden. Argentinischerseits ist der Dr. Dom Carlos Tejedor dorthin gesendet, der durch seine Anrede an den Kaiser Dom Pedro II., bei der er den Titel „Majestät" und die üblichen höflichen Redewendungen geflissentlich vermied, in Rio bereits Anstoß erregt hat; die letzten Nachrichten sagen sogar, daß die Unterhandlungen auf Schwierigkeiten stoßen und seine Mission die Aussicht auf Erfolg verlöre. So kann man sich für das Frühjahr, d. h. für den Monat September — da der eben eingetretene Winter den Brasilianern hier verderblich werden würde — auf den Ausbruch der Feindseligkeiten gefaßt machen. Brasilien ist freilich augenblicklich in seiner Action behindert durch eine finanzielle Krisis, zu welcher der Schluß der Mauá Bank in Rio, wie auch hier, den ersten Anstoß gegeben hat. Die Succursalen dieser Bank in der Argentina sind ebenfalls geschlossen, doch der Umfang ihrer Geschäfte hier weniger bedeutend und so die Folgen dieses Ereignisses weniger groß wie in den anderen beiden La Plataländern — ein, wenn auch geringer, Vortheil für jene Republik, die gleich ihrem Nachbar Ankäufe von Panzerschiffen, Kruppschen Kanonen und Remingtongewehren machte.

Wenn man hier im Lande einen Krieg zwischen den beiden großen Reichen

Digitized by Google

des Rio de la Plata herbeiwünscht, so hoffen Viele dabei auf eine brasilianische Occupation, die eine geregeltere, Vertrauen erweckendere Verwaltung einzuführen und den Krebsschaden des Landes, die Parteikämpfe und Revolutionen niederzuhalten im Stande wäre; Alle dagegen hoffen auf eine Aenderung in dem trostlosen Zustande des Landes, dessen Handel und Verkehr durch die Finanzkünste und Willkürlichkeiten der Regierung, durch den gänzlichen Mangel an Vertrauen und Credit in allen Schichten der Bevölkerung, durch Zurücktreten der Capitalien aus Furcht vor dem Papiergeldhandel, ja sogar in Folge einer bedeutenden Auswanderung, in allen Branchen vollständig darnieder liegt. Daß diese Aenderung unter solchen Umständen nur eine zum Besseren sein kann, jetzt Jedermann stillschweigend voraus. Der Bischof des Landes glaubte hierzu mitwirken zu können, indem er seine Diöcese unter den Schutz des Heiligen Herzens gestellt hat. Aus Buenos Ayres kommt die Nachricht, daß das über die Theilnehmer an der vorjährigen Revolution niedergesetzte Kriegsgericht die Hauptanführer, darunter den General B. Mitre und fünf andere Generäle zu acht, die niederen Befehlshaber indeß zu vier Jahren Verbannung verurtheilt hat. Die Ausführung des Richterspruchs sollte durch sofortige Einschiffung der Verurtheilten vollzogen werden Die Maifeste — der 25. ist der argentinische Unabhängigkeitstag, der auch hier gefeiert wird — scheinen indeß des Präsidenten Avellaneda Herz erweicht zu haben, so daß eine vollständige Amnestirung erfolgt ist; man hat sogar dem General Mitre eine Ehrenmedaille übergeben, auf die er aus dem Paraguaykriege wegen der Schlacht von Curupaity Anspruch hatte. Er wird, ohne dazu besonderen Anlaß gegeben zu haben, von seiner immerhin bedeutenden Partei für einen großen Strategen gehalten, und man rechnet bei den in Aussicht stehenden Verwickelungen wohl mit auf sein Feldherrntalent.

Für den deutschen Handelsstand ist schließlich noch von Interesse, daß der Handels- und Schifffahrtsvertrag zwischen dem Zollverein und der Republik Uruguay, der von letzterer gekündigt und mit dem 15. October v. J. hinfällig geworden war, durch den Herrn Minister Le Maistre in seinen bisherigen Stipulationen vorläufig erneuert und auf das deutsche Reich ausgedehnt worden ist, bis die Umstände es gestatten, einen allen Ansprüchen genügenden, neuen Vertrag, wie dies kürzlich auch mit Oesterreich geschehen, abzuschließen.

Aus Paris. Die Reise des Königs von Bayern nach Rheims. — Die Reise des Königs Ludwig II. von Bayern nach Frankreich konnte nicht verfehlen, in politischen und journalistischen Kreisen ein gewisses Aufsehen zu erregen und zu mannichfachen Erörterungen und Commentaren den Anlaß zu bieten. Ehe ich jedoch hierauf eingehe, gestatten Sie mir in Kürze den

Digitized by Google

Verlauf der Reise zu berichten. Der König traf am Dienstag den 24. August, Mittags zwölf Uhr fünfzehn Minuten in Avricourt, der deutsch-französischen Grenzstation, ein. In seiner Begleitung befanden sich der Oberststallmeister Graf Holnstein und der Eisenbahnbetriebsdirector Schaumburger. Empfangen wurde er in Avricourt von dem bei der hiesigen deutschen Botschaft attachirten Herrn Lindau, der sich zur Verfügung Seiner Majestät für die Dauer des Aufenthaltes auf französischem Gebiete hielt. Die Reise geschah im allerstrengsten Incognito. Es waren daher zu diesem Zwecke von Seiten des französischen Gouvernements alle nöthigen Maßregeln getroffen. Die Pariser Polizeipräfectur hatte Beamte nach Avricourt und Rheims dirigirt, und alles war so sorgfältig vorbereitet, daß keinerlei Störung oder Belästigung vorfiel. Das Umschieben der königlichen Salonwagen geschah ohne Aufenthalt; die Eisenbahnbeamten selbst hatten keine Ahnung von der Persönlichkeit des hohen Reisenden, und die Ankunft in Rheims, Abends acht Uhr, fand gänzlich unbeachtet vom Publicum statt. Der König stieg im Hotel Lion d' Or ab, wo schon zuvor auf den Namen des Grafen Holnstein Zimmer zurückgehalten worden waren. Noch an demselben Abend unternahm der Monarch eine längere Promenade zu Fuß; von zehn bis halb ein Uhr durchwanderte er die Straßen und Plätze der um diese Zeit natürlich etwas verödeten Provinzialstadt. Am andern Tage, Mittwoch den 25. August, dem Namenstage des Königs Ludwig, besichtigte derselbe die altberühmte Kathedrale, die Kirche St. Remi, den erzbischöflichen Palast, die place Colbert und die place Louis XV. mit dem Standbilde dieses Königs und schloß seine Excursion, die zu Wagen stattfand, damit, daß er auf einen in der Nähe gelegenen Hügel fuhr, von wo aus man einen Ueberblick über die alte Krönungsstadt der französischen Könige hat. Mit dem eingehendsten Interesse besichtigte der Fürst alle Details der erwähnten Gebäude und nahm mit großer Aufmerksamkeit Kenntniß von den vielen historischen und Kunstschätzen, welche sie enthalten. Den Abend verweilte der König in seinen Gemächern und verließ am anderen Morgen neun Uhr 55 Minuten, nach einem Aufenthalte von 36 Stunden, Rheims wieder, um sich direct nach München zurückzubegeben.

Dies der Verlauf des kurzen Ausfluges. — Man hat nun gefragt, was den König Ludwig zu diesem im Fluge gemachten und sicherlich sehr ermüdenden Reise bewogen haben könne. Man hat gesagt, er habe eine Wallfahrt nach Rheims machen, einer Messe am heiligen Ludwigstage in der Kathedrale daselbst beiwohnen und an einem in denselben Tagen dort abgehaltenen katholischen Congreß theilnehmen wollen. Oder aber auch, der König habe durch diese zweite im Laufe eines Jahres nach Frankreich unternommene Reise seine besondere Vorliebe für die Franzosen auszudrücken beabsichtigt, und da ja Alles, was Fürsten thun, einen politischen Hintergrund haben muß, so ge-

Digitized by Google

langte man, unter Hinweis auf einen angeblichen Antagonismus zwiſchen Bayern und Preußen zu ganz wunderſamen Schlußfolgerungen. Nichts von allen dem hat auch nur einen Schimmer von Wahrheit! Die Sache liegt ſo einfach wie möglich. Wie Jedermann in Deutſchland bekannt, iſt König Ludwig II. ein ſehr kunſtliebender und kunſtſinniger Mann, der allerlei idealen und manchmal vielleicht ein wenig phantaſtiſchen Neigungen nachhängt. Außerdem liebt er große officielle Feierlichkeiten nicht allzu ſehr, und ohne ihnen direct aus dem Wege zu gehen, vermeidet er ſie doch. Seine Stellung aber giebt ihm die Möglichkeit und das Recht, ganz ſeinen Wünſchen gemäß zu leben. Nun fiel auf den 25. Auguſt ſein Namenstag. In München oder ſelbſt in Bayern waren officielle Feſtlichkeiten hierbei ſchwer zu umgehen; ſo zog der junge Fürſt es denn vor, dieſen Tag an einem Orte außer Landes in aller Stille zu verleben. Daß der König nun gerade Frankreich hierzu wählte, erklärt ſich allerdings aus einer gewiſſen Vorliebe für daſſelbe. Aber es ſind nicht ſo ſehr die Franzoſen von heute, wie vielmehr die vergangener Zeiten, denen das königliche Intereſſe gilt, es ſind vor Allem: Ludwig XIV., und die romantiſchen Geſtalten einer Marie Antoinette und der Jungfrau von Orleans. So war es voriges Jahr vornehmlich Verſailles, die berühmte Reſidenz des „großen" Königs, ſo dies Mal das mit dem Namen der Jeanne d'Arc engverknüpfte Rheims, dem der Beſuch des hohen Reiſenden galt. Die modernen Franzoſen der heutigen Tage, mit ihrem Parteigetriebe flößen dem Monarchen wenig Sympathie ein; ſein Geiſt ſucht in ihrem Lande die Spuren und Denkmäler vergangener Jahrhunderte —, die Politik der Neuzeit hat Nichts hiermit zu thun. Nun aber gar allerlei ultramontane Anklänge in den Reiſen des Königs finden zu wollen, hat geradezu etwas Thörichtes an ſich. Mögen auch überkluge Politiker noch ſo fein conjecturiren, mögen Ultramontane Geträumtes und Gehofftes aus dem Einfachſten weitſehend planvoll ſich zuſammenſetzen, wir antworten allem dieſem mit dem einen Worte: König Ludwig II. iſt ein deutſcher Fürſt!

Aus Berlin. Zum Sedanfeſt. Volkswirthſchaftliches. — In unſerer Zeit, wo der nackte Materialismus, die Verachtung jedes höheren idealen Gefühls weite Schichten der Geſellſchaft ergriffen hat, wo das hervorragendſte ſocialdemokratiſche Blatt den „patriotiſchen Schwindel" mit den cyniſchen Worten abthat: „Das Vaterland iſt uns ſchnuppe", wo auf der andern Seite krankhafte kirchliche Beſtrebungen bei einem großen Theil unſeres Volkes den geſunden Sinn vergiftet haben: in unſerer Zeit iſt der ideale Gehalt, den die patriotiſchen Feſte beſitzen, als ein Mittel der nationalen Erziehung und geiſtigen Hebung nicht gering anzuſchlagen und wirkt beſſernder und bildender auf die Gemüther, als mancher unverſtandene kirchliche Feiertag.

Digitized by Google

Was die Sedanfeier speciell in Berlin betrifft, so pflegt sie sich nicht gerade durch besondere Begeisterung und hervorragenden Glanz auszuzeichnen. Die äußeren Zeichen der Festfreude, Beflaggung, Illumination u. dergl., pflegen sich auf die offiziellen Gebäude und die Hoflieferantenhäuser zu beschränken. Der Berliner ist im Allgemeinen zu sparsam und zu bequem, um sich in Mühen und Unkosten zu versetzen, und zudem steht die fortschrittliche Presse, aus welcher der hiesige Eingeborene seine politische Bildung zu schöpfen pflegt, der kriegerischen Einnerungsfeier zu kühl gegenüber, um ihrerseits die Begeisterung zu entfachen und zu schüren. Die Reichshauptstadt mit ihrer kalten und kritischen Bevölkerung geht nun einmal in diesen Fragen des patriotischen Gefühls und begeisterten Schwungs nicht an der Spitze der Nation.

Unsere innere Politik macht noch immer Ferien und die Blätter haben Mühe, mit den orientalischen Wirren und den Berichten über alle möglichen Feste und Versammlungen ihre Spalten zu füllen. Nur die Reichsjustizcommission wird als Vorläuferin der parlamentarischen Wintercampagne in diesen Tagen ihre Arbeiten wieder aufnehmen. Daß sie damit vor der Einberufung des Reichstags, welche um Mitte October bevorsteht, zu Ende kommt, ist allerdings eine nachgerade auch von den hartnäckigsten Optimisten aufgegebene Hoffnung. Man macht sich jetzt schon darauf gefaßt, den Reichstag im Frühjahr noch einmal zu einer kurzen Session eigens zur Erledigung der Justizgesetze einzuberufen; für parlamentarische Unterhaltung wäre dann für die nächsten acht Monate gesorgt. Die Aufgaben der bevorstehenden Reichstagssession würden dergestalt vorzugsweise wirthschaftlicher und finanzieller Natur sein. Außer dem Etat sind uns ein paar Vorlagen aus dem Gebiet der gewerblichen und Arbeiterfrage in Aussicht gestellt und zwei noch sehr mysteriöse Steuerprojekte, die sich verschämt ans Tageslicht wagen. Dazu glaubt man sich auf lebhafte Auseinandersetzungen über industrielle Fragen gefaßt machen zu müssen.

Die schutzzöllnerische Agitation hat in der letzten Zeit eine bedenkliche Ausdehnung genommen und will sich mit Anträgen und Petitionen an den Reichstag wenden, um für ihre Bestrebungen Propaganda zu machen. Am rührigsten ist die Eisenindustrie in Schlesien und am Rhein, welche allerdings durch die am 1. Januar 1877 bevorstehende völlige Aufhebung der Eisenzölle hart getroffen wird.

In den Jahren des krankhaft gesteigerten industriellen Aufschwunges, namentlich der fieberhaften Thätigkeit im Bau neuer Eisenbahnlinien, hatte die Eisenfabrikation eine ungesunde, weit über den normalen Bedarf hinausgehende Blüthe erreicht. Es kam der unvermeidliche Rückschlag; um die Werke nicht stillstehen zu lassen, wurde fortproducirt, weit über die Nachfrage hinaus; für lange Jahre sind noch Vorräthe vorhanden und nun soll auch noch

Digitized by Google

die bisher durch den Schutzzoll in Schranken gehaltene ausländische Concurrenz ungehindert sich auf den ohnedies überfüllten deutschen Markt ergießen. Sicherlich sind die Industriellen dieser Branche durch jene bedeutsame Aenderung des Zolltarifs, welche im Sommer 1873 beschlossen wurde, in eine sehr üble Lage gerathen, und wir verdenken es ihnen nicht, wenn sie alle Anstrengungen aufbieten, die bevorstehende Aufhebung der Eisenzölle rückgängig zu machen oder doch wenigstens den Termin hinauszuschieben. Die Gesetzgebung kann sich indeß unmöglich dazu verstehen, im Interesse einzelner Fabrikanten der ganzen Nation und besonders dem ackerbautreibenden Volke eine unentbehrliche Waare zu vertheuern und durch künstliche Schutzzollschranken eine ungesund entwickelte Industrie auf ihrer Höhe zu halten. Man hat im Reichstage den Termin, an welchem die Aufhebung der Eisenzölle in Kraft treten sollte, aus Rücksicht für die betreffende Industrie drei Jahre hinausgeschoben, um ihr Zeit zu lassen, sich nach den veränderten Verhältnissen einzurichten. Statt dessen aber sind auch noch nach jenem Beschlusse zahllose neue Hochöfen errichtet worden, und nun ruft man die Gesetzgebung an, um deren Erlöschen zu verhindern. Es ist, wie gesagt, im Reichstag keine Aussicht, daß die schutzzöllnerische Agitation durchdringt. D.

Literatur.

Notiz. Aus dem Verlage von Justus Perthes in Gotha liegt uns die 12. Lieferung von Dr. K. v. Spruners Handatlas für die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit vor. Das Heft, das die bekannten Vorzüge abermals aufweist, enthält eine höchst lehrreiche Uebersichtskarte des neueren deutschen Territorialbestandes nach dem dreißigjährigen Kriege, eine Uebersicht Frankreichs von 1461—1610, eine Karte der brittischen Erwerbungen und eine Darstellung des oströmischen Reiches im zehnten Jahrhundert. Von der neuen Bearbeitung von Adolf Stielers Handatlas über alle Theile der Erde sind soeben Heft 21—28 erschienen. Neben dem Altbekannten möchten wir hier als besonders gelungen hervorheben die Petermannschen Bearbeitungen der brittischen Inseln, einzelner Theile Afrikas und des Südpolargebietes, welche besonders scharf, klar und daneben ästhetisch gefällig erscheinen, neben denen sich aber die alten Stülpnagelschen Arbeiten eigenthümlich genug ausnehmen, obwohl wir auch deren pädagogische Vorzüge nicht verkennen wollen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 3. September 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Gönner und Gegner des Socialismus.

Streitschriften über Fragen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung

wurden in der letzten Zeit verhältnißmäßig selten gewechselt. Nicht weil wir einiger in unseren Zielen, verwandter in unsern Mitteln und Wegen geworden wären, sondern im Gegentheil, weil die Scheidungen sich viel schroffer gestaltet haben, die Aussicht auf Verständigung zwischen den einzelnen Parteien sich verringerte. Die Extreme haben sich verstärkt, die mittleren Parteischattirungen sind abgeblaßt. Mit Katholiken verbinden uns gemeinsame Interessen, die Ultramontanen stehen uns unversöhnlich schroff gegenüber; Radicale konnten wir hoffen zu überzeugen, von den Socialdemokraten trennt uns eine unausfüllbare Kluft. An die Stelle der Gegner sind Feinde getreten, voreingenommene, unerbittliche Feinde. Dürfen wir annehmen, daß Treitschkes Streitschriften, gegen die Gönner des Socialismus, die bewußten und unbewußten, gerichtet, durch ihren Erfolg diese schwarze Zeichnung Lügen strafen und eine Annäherung der Parteien bewirken werden? Schwerlich. Nachdem die Schriften gewechselt wurden, behauptet jede Partei stärker als zuvor ihr Recht. Wenn vollsaftige Schimpfreden als wirksame Waffen angesehen werden, dann ist Treitschke arg geschlagen worden. Denn die bewußten Gönner des Socialismus haben das ganze reiche Arsenal von Schimpftiteln, über welches sie verfügen, geleert und auch die unbewußten Gönner Kraftausdrücke nicht gespart. Wenn aber die Entscheidung durch Gründe herbeigeführt wird, dann neigt sich der Sieg auf Treitschkes Seite. Das sagen wir nicht, weil uns die warmherzige, tapfere Natur des Mannes unwillkürlich fesselt, der gar nicht anders als mit dem Einsatze seiner ganzen reichen Persönlichkeit auftreten kann, dessen Gesinnung ebenso ehrlich ist, wie stark die Empfindung. Wir lassen unser Urtheil auch nicht durch den ersten Eindruck der Treitschkeschen Aufsätze bestimmen, der allerdings mächtig war und zu Gunsten des Verfassers einnahm. Wir haben auch der Gegenrede des Mannes, der sich von Treitschkes Angriffen am meisten verletzt fühlte, aufmerksam zugehört, die Meinungen gerecht abzuwägen uns bemüht. Vor uns liegen sowohl

Digitized by Google

Schmollers Vertheidigung: „Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft", wie die aus den Preußischen Jahrbüchern wieder abgedruckten und selbständig herausgegebenen Aufsätze Treitschkes. Sie führen den Titel: „Der Socialismus und seine Gönner" und enthalten außer den beiden so viel Staub aufwirbelnden Abhandlungen: „die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft und die socialen Parteien der Gegenwart" die Abfertigung, welche Treitschke der Schmollerschen Vertheidigungsschrift angedeihen ließ. Schmoller geht nicht unversehrt aus dem Kampfe hervor. Er muß sich von Treitschke eine ganz oberflächliche Interpretation aristotelischer Sätze, die Verwechslung Schleiermachers mit Kant, eine ganz falsche Deutung Tocquevillescher Aussprüche u. s. w. nachweisen lassen. Und was den Verfall der einst so gerühmten und weit verbreiteten philosophischen Bildung in der deutschen Gelehrtenwelt in traurigster Weise enthüllt, Treitschke macht die Erfahrung, daß sein Gegner den bekannten Hegelschen Satz: Was wirklich ist, das ist vernünftig gar nicht versteht und wie der unerfahrenste Jüngling auffaßt. Schmoller sagt, man muß es in der That lesen, um es zu glauben, S. 20 seiner Vertheidigungsschrift: „Die Mehrzahl der großen Denker, Sokrates und Christus, Lessing und Kant, Rousseau und Ad. Smith, keiner von ihnen hat das Seiende, d. h. was ihn zu seiner Zeit umgab, vernünftig gefunden." Ueberhaupt sind die Wunden, die sich Schmoller selbst unbedachtsam schlägt, noch bei weitem tiefer und unheilbarer als die ihm sein humaner, stets nach Kräften höflicher Gegner beibringt. Er nimmt zurück, was er bei früheren Anlässen mit großem Pompe ausgesprochen und widerruft den Satz, daß die wirthschaftliche Klassenbildung allein aus Unrecht und Gewalt entspringe; er schwächt die ursprünglichen, socialistisch gefärbten Forderungen durch eingeschobene Wörtchen wie „gewissermaßen, ungefähr" bis zum Nichtssagenden ab. Er deckt alte Blößen so zu, daß er Begriffe construirt und dem Gegner unterschiebt, an welche dieser gar nicht gedacht hat, z. B. den Begriff der Natur in der Geschichte als des reinen Gegensatzes von Recht und Sitte; er giebt sich aber auch neue Blößen, indem er z. B. behauptet „aller Weg zur Bildung führe durch die Halbbildung" — auch diesen Ausspruch möchte man im Munde eines deutschen Gelehrten für unmöglich halten, stünde er nicht S. 126 schwarz auf weiß zu lesen — oder indem er (S. 121) „Ueberlegung in der Kinderzeugung" den Arbeitern empfiehlt, um „zu einem höhern standard of life zu gelangen."

Der Ausgang des persönlichen Kampfes erregt selbstverständlich nur bei den Mitgliedern der deutschen Gelehrtenrepublik Interesse. Weitere Kreise begnügen sich mit dem Wunsche, sachlich orientirt zu werden und zu erfahren, nicht nur wer Recht hat, sondern auch was Recht in dieser Sache ist. Mit einem Worte läßt sich die Stellung Treitschkes und seiner Gegner bezeichnen.

Digitized by Google

Treitschke vertritt den einfachen, gesunden Menschenverstand, die Gönner des Socialismus dagegen stehen häufig auf dem Standpunkte, welchen das Sendschreiben Schmollers als nothwendige Vorstufe vollendeter Bildung beschreibt. Unerbittlich streng weist der Historiker jeden falschen und unklaren Begriff zurück, sowie alle unrichtigen und unbegründeten Thatsachen. Von der sorgfältigsten Prüfung der gegebenen, wirklichen Zustände ausgehend, duldet er nur Urtheile, die sich mit Nothwendigkeit aus jenen ergeben und ist bei jedem Schlusse des zurückgelegten Weges sich wohl bewußt. Durch geistreiche, kühne Behauptungen suchen seine Gegner zu glänzen und zu blenden; was sie nicht wissen, das glauben sie, was selbst ihnen zu glauben allzuschwer wird, das hoffen sie wenigstens. Die Vergangenheit wird construirt, die Zukunft geträumt. Was bleibt für die Gegenwart übrig, als mürrische, vorurtheilsvolle Unzufriedenheit. Und das alles thun viele unter ihnen wohlmeinenden Herzens, ohne Arges dabei zu denken, ohne eine Ahnung, daß ihr Wohlwollen und ihre angeblich nur auf das Beste und den Frieden und das Glück der Menschen gerichteten Absichten ebenso bittere, wurmstichige Früchte tragen, wie die von Neid und Haß eingegebenen Pläne der bewußten Socialisten.

Eine so arge Selbsttäuschung hat nothwendig andere Wurzeln als etwa die geistige Schwäche einzelner Individuen; sie muß auf Ursachen allgemeiner Art zurückgeführt werden. Und in der That. Wäre die Volkswirthschaftslehre eine einfache Wissenschaft wie Akustik oder Krystallographie, hätte die Parteibildung in Deutschland sich in gesunder und regelrechter Weise entwickelt, so wäre uns auch das traurige Kapitel nationalökonomischen Selbstbetruges, das wir vor uns sehen, erspart worden. Die Volkswirthschaftslehre lebt großentheils nur von dem Credit, den sie bei anderen wissenschaftlichen Disciplinen nimmt, und streift in ihren vielfachen Untersuchungen an eben so viel Wissenschaften an. Der Naturforscher und Politiker, der Philosoph und der Historiker reichen sich im Nationalökonomen die Hand. Niemand bestreitet die Nothwendigkeit zahlreicher wissenschaftlicher Entlehnungen oder die Entbehrlichkeit der genannten Hilfsdisciplinen. Aber Niemand kann sich der Sorge erwehren, daß durch dieses Borgsystem die strenge Zucht, welche in einheitlichen, geschlossenen Disciplinen waltet, gelockert, der willkürlichen Construktion, den phantastischen Anschauungen, den bloßen Einfällen und subjektiven Meinungen freier Lauf gelassen wird. Das Recht zu dieser Sorge giebt uns sattsam die Erfahrung insbesondere auf deutschem Boden. Wir waren in der schlimmen Lage, Systeme der Nationalökonomie zu bauen in einer Zeit, in welcher das wirthschaftliche Leben unseres Volkes sich noch schlecht entwickelt hatte oder durch nichtsnutzige politische Rücksichten und Vorurtheile verkümmert wurde, in welcher der feste staatliche Rückhalt, der allein dem ökonomischen Aufschwung Dauer verleiht, vollständig fehlte, die lebendige

Digitized by Google

Anschauung, welche die Klarheit der Begriffe schafft, nur ganz kleinen Kreisen zugänglich war. Unsere Theoretiker gingen den einen, die Praxis einen anderen Weg. Hätte es keinen erleuchteten Beamtenstand in Preußen gegeben, keinen politischen, aus der geographischen Lage der Provinzen entnommenen Antrieb, die Zwischenzolllinien zu beseitigen, wie lange würde die Gründung des Zollvereins noch auf sich haben warten lassen. Für die politischen Folgen, die übrigens niemals ganz erfüllt wurden — trotz dem Zollvereine schlugen sich 1866 Deutsche gegen Deutsche — öffnete sich bei unseren alten Volkswirthschaftslehrern eher noch ein Verständniß als für die ökonomischen Früchte. Losgelöst vom thätigen Leben verfielen unsere Nationalökonomen gar leicht theoretischen Einseitigkeiten und bildeten das dürre verstandesmäßige Element in ihrer Disciplin bis zum Uebermaße aus. Da sie die grundlegenden Gedanken meistentheils den Schriftstellern anderer Nationen zu entlehnen genöthigt waren, so blieb ihnen zur vermeintlichen Rettung der wissenschaftlichen Selbstständigkeit kaum etwas anderes übrig, als Uebertrumpfung der fremden Muster. Sie liebten es, einzelne Grundsätze mit besonderer Schärfe zu betonen, ihre ausschließliche Geltung zu predigen, und aus denselben alles andere auf mechanischem Wege abzuleiten. Diese Verhältnisse empfingen keine unbedingte Besserung, als die platt rationalistische Denkweise aufgegeben und nach dem Beispiel anderer Wissenschaften die sogenannte historische Methode von den Theoretikern angenommen wurde. Sie gab denselben nur zu häufig den erwünschten Anlaß, ihre Gelehrsamkeit, ihr Vielwissen glänzen zu lassen. Das mag in gar manchen Fällen nützlich und interessant sein, kennen zu lernen, daß einzelne wirthschaftliche Zustände im Laufe der Jahrhunderte diesen oder jenen Wechsel erfahren, eine bestimmte äußere Entwickelung genommen haben. Aber von dieser Erkenntniß bis zu der Ueberzeugung von der inneren Nothwendigkeit und der sittlichen Gesetzmäßigkeit, die in der Geschichte waltet, welche den Gang der menschlichen Dinge mit religiöser Ehrfurcht betrachten lehrt und die Gegenwart aus der Vergangenheit begreift, ist noch ein weiter Schritt. Wir glauben nicht, daß dieser Schritt, von allen, die sich zur „historischen Schule" bekennen, gemacht wurde, wir können das Wagniß desselben kaum allen zumuthen. Denn so wenig Jemand zweifelt, daß in der Natur Vernunft herrsche, so gern ergeht sich die Masse der Menschen in der Klage über die Unvernunft in der Geschichte, über die Brutalität und Gewaltsamkeit, welche allen großen Ereignissen zu Grunde liegt, und glaubt der Himmel weiß wie liberal zu denken, wenn sie die Geschichte der Natur entgegenstellt, als ob nicht die Geschichte der Menschheit ihre einzig wahre Naturgeschichte bildete. Der naive religiöse Glaube kann die Einsicht in das vernünftige Gefüge der historischen Welt ersetzen, wo jener zurücktritt, muß das Wissen von den Gesetzen, von dem Rechte in der

Digitized by Google

Geſchichte erſtarken. Es ſpricht ſich aber dieſes Wiſſen, falls es ächt iſt, nicht in kahlen und kalten Formeln aus. Unwillkürlich erwärmt ſich unſere Empfindung und raſcher rollt unſer Blut, wenn wir den Mächten, welche den Wechſel der Zeiten verſtehen, in das Antlitz blicken. Hängt doch der ganze Werth des Inhaltes unſeres Lebens davon ab, ob wir fähig ſind, den hiſtoriſchen Sinn in uns gegenwärtig zu erhalten, und den Gedanken an die Unterordnung des einzelnen Daſeins unter die unerſchütterliche, ewige Weltordnung, an das Mitleben der Millionen vor uns und nach uns mit jedem Individuum kräftig zu faſſen.

Eine Ahnung von dem Ungenügenden der hiſtoriſchen Vorſtellungen, welche die älteren Lehrer der Volkswirthſchaft, Söhne einer unpolitiſchen, ſtaatsloſen Zeit, hegten, durchdrang das jüngere Geſchlecht. So erklären wir uns ſein Pathos, ſeine ſtarke Betonung des ſtaatlichen Elements, ſein Streben, die Lehren der Volkswirthſchaft zu einer Wiſſenſchaft des Geſellſchaftslebens zu erheben. Das Alles verdient gebührendes Lob und macht der Geſinnung der jungen Männer, welche ſich für die ethiſchen Aufgaben der Nationalökonomie ereiferten, alle Ehre. Ihre Schuld war es nicht, daß ihr Pathos eine falſche Richtung einſchlug.

Eine ſchlimmere Zeit für die Erziehung öffentlicher Charaktere läßt ſich kaum denken, als die Jahre 1861—66. Wir verſtanden einander nicht mehr, wir trauten einander nicht mehr, wir verzweifelten an der glücklichen Zukunft unſerer Heimath. Alle Parteien hatten ſich verſchoben. Die einem und demſelben Ziele nachſtrebten, feindeten ſich grimmig an. Die entgegengeſetzte Abſichten verfolgten, unvereinbaren Intereſſen huldigten, knüpften Bündniſſe. Wie viel fehlte, und die Liberalen hätten dem Preußiſchen Staat die Mittel, ſeinen deutſchen Beruf zu erfüllen, entriſſen, Preußen zu dauernder Ohnmacht verdammt, unſer Volk Oeſterreich überantwortet. Sie fühlten, daß ſie gegen die eigene Sache ankämpften, daher die peinliche unbehagliche Stimmung, die dumpfe Trauer, die in liberalen Kreiſen herrſchte, daher die perſönliche Erbitterung zwiſchen den Parteien, der gereizte Ton der Debatten, welcher eine Verſtändigung kaum noch möglich erſcheinen ließ. Und dennoch, auch bei beſſerer Einſicht, war ein anderes Auftreten nicht möglich. Denn die preußiſche Regierung, gegen welche der Kampf ausſchließlich gerichtet war, ſteckte auch in argen Widerſprüchen, bereitete insgeheim die Wege zur Löſung der großen nationalen Aufgaben des Staates vor, geſtattete aber öffentlich Preußens und des deutſchen Volkes ſchlimmſten Feinden den größten Einfluß im eignen Hauſe. Der Leiter der preußiſchen Politik konnte die offene Zuſtimmung zu der letzteren nur erwarten, wenn er die Zuverſicht weckte, daß man ſich nationalen Großthaten zu ihm verſehen dürfe, ſeine äußere Handlungsweiſe ließ aber das Gegentheil befürchten. Er nahm die Früchte des

Digitized by Google

Vertrauens in Anspruch, aber die Voraussetzungen des Vertrauens gewann er nicht, schien er nicht einmal gewinnen zu wollen.

Wir blicken jetzt mit Ruhe und Gelassenheit auf diese trübseligen Jahre zurück. Es war hohe Zeit, daß der Krieg von 1866 die Wolken zerstreute und Besinnung in alle Kreise, Klarheit in alle Verhältnisse brachte. Wir hätten kein Jahr länger die gepreßte widerspruchsvolle Lage ausgehalten. Immerhin ist gerade im rechten Augenblick die glückliche Aenderung eingetreten und unser politisches Leben wieder gesund geworden. Nur einzelne Nachwehen machen sich noch bemerklich, und unter einzelnen Irrthümern, die in jenen Jammerjahren geboren wurden, leiden wir noch gegenwärtig. Dazu gehört die conservative Gönnerschaft dem Socialismus gegenüber. Bekanntlich glaubte Fürst Bismarck einen erfolgreichen Schachzug zu führen, daß er der widerspenstigen, auf parlamentarische Rechte eigensinnig beharrenden Bourgeoisie die zahlreiche Arbeiterbevölkerung gegenüberstellte, von welcher er eine vollständige Gleichgiltigkeit in politischen Dingen, ein reges Interesse nur an Messer- und Gabelfragen annahm. Er irrte in doppelter Beziehung, indem er auch auf deutschem Boden die spezifisch französische Gesellschaftskaste der Bourgeoisie heimisch glaubte und indem er die dauernde Lenkbarkeit der Arbeiterclasse hoffte. Er stand mit seinem Irrthum nicht allein. Der Liberalismus besaß in jenen Tagen keine glänzende, lockende Gestalt, er erschien unfruchtbar, ohnmächtig; die Ereignisse sprachen gegen ihn und verleiteten zu der Meinung, sein Reich und seine Herrschaft wären vergangen, er hätte einmal zu Recht bestanden, müsse sich aber, wie jede Entwickelungsstufe, gefallen lassen, daß die Zeit über ihn hinwegschreite. Besonders in jugendlichen Köpfen, deren Thatkraft durch den altgewordenen lendenlahmen Liberalismus sich eingeengt sah, verleitete die augenblickliche Erfolglosigkeit desselben zu geringschätzigen Urtheilen. Das Stichwort war bald gefunden. Der Liberalismus hat die Classenherrschaft aufrechtgehalten, die politischen Rechte nur für einen Stand in Anspruch genommen, diesem überdies zahlreiche sociale Privilegien ausschließlich zugewendet. Der Staat der Zukunft hat gleiches politisches und gesellschaftliches Recht für Alle zu schaffen und diese sociale Aufgabe, wenn es sein muß, auch ohne den Liberalismus, ja gegen den Liberalismus durchzuführen. Gefördert wurde diese Richtung durch die von der Erfahrung bestätigte Thatsache, daß in Zeiten, in welchen das politische Leben stille steht oder krankt, die Aufmerksamkeit auf die wahren oder vermeintlichen Schäden der Gesellschaft, auf die schlimme Lage der unteren Classe steigt. So war es in den vierziger Jahren, in welchen auch der jüngste Docent der Staatswissenschaften pflichtmäßig ein Collegium über Communismus und Socialismus las und die Theorien Fourier's, Cabet's, der Saint-Simonisten mit dem gleichen Ernste wie Aristoteles Politik behandelte. So geschah es wieder in

Digitized by Google

den sechziger Jahren. Das Aufkommen einer dem Socialismus freundlichen Richtung auch außerhalb der eigentlichen Arbeiterkreise kann also durchaus nicht befremden, weckte auch zunächst keinen Tadel. Krank werden ist ein Unglück, aber kein Verbrechen. Der Widerspruch erhebt sich nur dagegen, daß Krankheitssymptome als Gesundheitslehre ausgegeben werden, und in Irrthümern, die nur deshalb entschuldigt werden, weil sie aus allgemeinen Zuständen entspringen, die ganze Wahrheit stecken soll. Nun wird freilich behauptet, eine solche Anklage sei gegenstandslos; das jüngere Geschlecht deutscher Volkswirthschaftslehre, unter dem Spitznamen Kathedersocialisten wohl bekannt, sei himmelweit davon entfernt, mit den Socialdemokraten gemeinsame Sache zu machen, es rufe nur zu einer socialen Reform auf, deren dringende Nothwendigkeit nur verblendeter Egoismus bestreiten könne. Wer also gegen die Kathedersocialisten tadelnd auftritt, fällt in den Verdacht solch schnöder Selbstsucht, wenn nicht großer Beschränktheit, und wird grob angefahren. Es wäre um die wissenschaftliche Wahrheit schlimm bestellt, wäre gar keine Möglichkeit vorhanden, aus dieser Sackgasse voll widersprechender Behauptungen herauszukommen. Wir dürfen nur nicht nach den Absichten der unbewußten Gönner des Socialismus fragen, nicht was sie eigentlich wünschen und wollen zu errathen versuchen, sondern müssen uns an die Thatsachen halten. Daß Männer von der Lebensstellung und der Bildung, wie sie uns unter den sogenannten Kathedersocialisten entgegentreten, nicht den gleichen Ausgangspunkt für ihre Ansichten nehmen, wie die Socialdemokraten, ist selbstverständlich. Daß jene auch niemals der rohen Gewaltthat das Wort reden werden, bedarf gleichfalls keiner Versicherung. Denken sie aber von dem gegenwärtigen herrschenden gesellschaftlichen System wesentlich anders als die Socialdemokraten, verdammen sie es weniger unbedingt, stellen sie eine weniger radicale Aenderung der Besitz- und Arbeitsverhältnisse in Aussicht? Darauf muß man mit einem entschiedenen Nein antworten. Die Socialdemokraten ziehen gegen die gegenwärtigen Zustände zu Felde, von Haß und Neid gegen die besitzenden Classen erfüllt; die Kathedersocialisten erklären die gegenwärtigen Zustände für unhaltbar und einer radicalen Aenderung bedürftig, aus Mitleiden für die besitzlosen Classen. Die Motive sind verschieden, aber die Stellung zur Gegenwart in der Theorie die gleiche. Da und dort begnügt man sich nicht mit einzelnen Verbesserungen, über deren Nothwendigkeit gar kein Zweifel besteht, sondern verurtheilt die grundsätzlichen Einrichtungen schlechtweg, grob und brutal auf der einen, höflich, in zuckersüßen Worten, mit noch unvollkommener Zuversicht auf der andern Seite. Die Tonarten wechseln, die Melodie bleibt dieselbe. Der Satz: die wirthschaftliche Classenbildung entspringt aus Unrecht und Gewalt, wird in dieser schroffen Form zurückgenommen, schleicht sich aber auf Seitenwegen wieder ein. Die Klagen über die Verletzung der natürlichen

itized by Google

Gleichheit, über die ungerechte Gütervertheilung sind mit jenem Vorwurfe ziemlich identisch und diese bleiben aufrecht. Das Gerede von der natürlichen Gleichheit ist das trivialste, das ersonnen werden kann, eben deshalb aber des Eindruckes auf die gedankenlosen Massen noch immer sicher. Auf die Abstammung von Adam und Eva, auf die Arteinheit berufen sich die Anhänger der Gleichheitslehre, aber schon Kain und Abel zeigen, daß aus dem gleichen Ursprung nicht die gleiche Natur folgt. Mit der Vielheit ist auch die Mannigfaltigkeit in die Welt gekommen und vollends, als die Vielen sich wieder zu größeren Gruppen ordneten, war die Gliederung der Individuen je nach ihren Besonderheiten und Stärken unvermeidlich. Eine natürliche Gleichheit der Menschen kann man unterstellen vor dem Beginn der Entwickelung der Menschheit — die Menschen auf der Stufe des Amphioxus mögen sich nicht unterschieden haben, — sie hört aber mit dem ersten Schritt vorwärts auf und kann niemals wieder vollständig hergestellt werden, auch nicht durch das reichste Maß erworbener Bildung. Denn die historische Bewegung geht stets so vor sich, daß eine active Minorität für die passive Majorität eintritt und die letztere nachzieht. Die größere oder geringere Energie, die Kraft der Initiative oder die freiwillige Fügsamkeit haben zu allen Zeiten die Individuen geschieden. Heißt das so viel, als: eine Classe stärkerer Personen hat eine Classe schwächerer unterjocht und unterdrückt?

Die beste Antwort giebt die Umkehr der Frage. Ist das nicht eine schnöde Unterjochung und Unterdrückung, wenn die stärkere Kraft gewaltsam gehemmt wird, weil schwächere und trägere Individuen einen langsameren Gang vorziehen? Wie in jedem Organismus, so erscheint auch in dem historischen Körper der Menschheit jede erfolgreiche Thätigkeit an das Zusammenwirken der verschiedenartigen Glieder gebunden. Möglich, daß in einzelnen Fällen feindseliges Entgegenwirken eintritt. Weil in keinem Staate Mord und Todschlag vollständig vermieden wird, darf man deshalb sagen, daß Gesetzlosigkeit das staatliche Leben beherrsche? Die Regel bleibt aber der einträchtige Zusammenklang der Kräfte, zunächst schon aus Gründen der Nothwendigkeit, da das treibende Element auf sich allein angewiesen, sich selbst aufzehren würde; dann aber aus ethischen Motiven, welche sich allmählich an die Stelle der natürlichen Triebe setzen und das Wirken für Andere zum höchsten Selbstgenuß erheben. Bildung und Sitte machen die Individuen nicht gleich, sondern nur einander unentbehrlich, durch Wechselwirkung einander gleichmäßig fördernd. Nicht Kutschke allein, nicht Moltke allein haben die großartigen Siege im letzten Kriege errungen. Ohne die braven Kutschkes wären auch die genialsten Pläne unausgeführt geblieben, ohne Moltkes weise Leitung hätte auch eine Million Kutschkes nutzlos ihr Blut verspritzt. In allen Kreisen des Lebens und Wirkens gelten diese Gesetze, nur auf dem wirthschaftlichen Gebiet sollen

Digitized by Google

sie nichtig erklärt werden. So verlangen die Gönner des Socialismus, ohne zu bedenken, daß sie dann die Regelung der wirthschaftlichen Verhältnisse dem ursprünglichen Naturgesetze überlassen müssen; dieses aber lautet, wie sie aus Darwin wissen sollten: Kampf und Sieg des Stärkeren. Was sich geschichtlich entwickelt hat, untersteht den historischen Gesetzen, davon giebt es keine Ausnahme. Wer eine solche behauptet, zeigt nur, daß er über den Gang der menschlichen Ereignisse niemals ernst nachgedacht hat. Nicht minder unhistorisch ist die Forderung der Vertheilung des Eigenthums nach dem Maßstabe der Tugenden und Leistungen des Einzelnen. Die bewußten Gönner des Socialismus stellen diese Forderung schroff hin, die unbewußten erschrecken vor ihren eigenen momentanen Muthe und sichern sich den Rückzug durch ein kluger Weise eingeschobenes: „nur ganz ungefähr". Als ob die unsinnige Behauptung dadurch, daß sie nur schüchtern ausgesprochen wird, an Unsinnigkeit verlöre. Abgesehen von der erbärmlichen Auffassung des sittlichen Lebens, als ob dies belohnt, bezahlt zu werden verlangte, belohnt, bezahlt werden könnte, offenbart sich auch hier wieder die Unfähigkeit, die menschlichen Verhältnisse im Großen aufzufassen und nach dem Maße ihrer Entwickelung zu begreifen. Wer nur die nächste Stunde kennt und nicht weiter blickt, als auf die unmittelbarste Gegenwart, dem mag allerdings die Gütervertheilung ziemlich willkürlich und ungerecht dünken; er vergißt, daß in den meisten Fällen schon drei Generationen genügen, um die Ausgleichung zu vollenden. Und wenn dieses auch nicht wäre. Lehrt nicht jener scheinheilige Wunsch die absolute Vereinzelung der Individuen, die einander gegenüberstehen als Concurrenten, jedes Individuum beflissen, seinen Pack von Tugenden, Kenntnissen und Leistungen auf die Wagschale zu werfen? verleugnet nicht die sogenannte „gerechte Gütervertheilung" den Zusammenhang und die Wechselbeziehungen der Menschen untereinander? Die solidarische Haft besteht in allen wesentlichen Thätigkeitskreisen, in besonderem Maße sogar auf wirthschaftlichem Gebiete. Die bloße Angehörigkeit an eine größere Gruppe entscheidet oft über Wohl und Wehe, bestimmt Reichthum oder Armuth. Unvereinbar ist damit das von den Socialisten und ihren Gönnern geforderte Berechnen im Einzelnen und mit Einzelnen, selbstsüchtig überdies das ausschließliche Betonen des persönlichen Werthes. Wer soll ihn abschätzen? Wahrscheinlich derjenige, welcher auch das Maß der für jedes Individuum zulässigen Arbeit bestimmen wird. Die Summe der gegenwärtig geleisteten Arbeit erscheint den Gönnern des Socialismus zu groß. Ganz derselben Ansicht ist eine wohlbekannte amerikanische Secte, die Shaker, welche gefunden haben, daß es thierisch sei, bis zur Ermüdung zu arbeiten. Ob dieses Vorbild unseren deutschen Radikalreformern bekannt war, wissen wir nicht, empfehlen aber denselben das Studium der amerikanischen Secten, da sich im Schooße derselben fast alles, was bei ihnen Theorie, Hoffnung

Digitized by Google

oder Glauben ist, schon verwirklicht zeigt. Denn nur in der Form des Sectenwesens, abseits von der großen regelmäßigen Völkerbewegung läßt sich der Socialismus realisiren. Und so haben auch die Shaker die Frage nach dem zulässigen Arbeitsquantum im Sinne der Socialisten gelöst, aber wohlgemerkt, die Shaker kennen keine Familie, leben im Cölibat, treten erst in die Secte, nachdem sie alle menschlichen Empfindungen in sich getödtet haben.

Die Shakerfrauen pflücken nur Beeren. Auch das ist ein Zukunftsbild, an welchem sich wenigstens die zahmen Socialisten erfreuen werden. Denn, ob sie es schon nicht Wort haben wollen, ihr Ideal ist und bleibt ein nothdürftiges Dasein, welches sich mit der Befriedigung der elementaren materiellen Bedürfnisse zufrieden giebt. Sie ziehen schon jetzt gegen den Luxus, gegen die ganze Richtung unserer Industrie, welche unnatürliche Verhältnisse begünstigt, ja hervorruft, zu Felde. Was ist Luxus? Die Antwort könnte sorgenfrei abgewartet werden, wenn sie aus dem Munde eines Mannes käme, welchem die Genüsse vollendeter feiner Bildung nicht fremd geblieben sind. Wir sind aber zu solcher Zuversicht durchaus nicht berechtigt, müssen im Gegentheil befürchten, daß die Entscheidung darüber in die Hände bildungsloser und beschränkter Menschen gelegt wird. Denn im Grunde dreht sich Alles um die bevorstehende Herrschaft der Arbeiterclasse. Unter den Arbeitern werden aber mit hergebrachter Verwechselung wesentlich nur die Männer der „gemeinen Handarbeit" verstanden. Nicht immer und überall. Solche Consequenz würde die versuchte Beweisführung allzu sehr erschweren und die seichte Sophistik, mit der verfahren wird, zu rasch aufdecken. Bald erscheint das Bild des Arbeiters in hellen, glänzenden Farben gezeichnet, und schließt den Künstler, Schriftsteller, den Staatsmann, kurz die ganze thätige Menschheit, die Schöpfer geistiger Güter obenan, ein. Bald verschieben sich aber die Begriffe, und der Arbeiter tritt mit rußigem Gesichte, schwieligen Händen, zerissenen Kleidern, hungerigem Magen auf und begrüßt nur den Mann, dessen physische Kraft allein gebraucht wird, als Genossen. Nur dem Handarbeiter gehört die Zukunft. Das beweist die Zeichnung, die von der künftigen Gesellschaft, dem himmlischen Jerusalem der Socialisten entworfen wird. Nur wenn die niedrigen Gattungen der Arbeit gemeint sind, kommt in die Forderungen und Wünsche, welche z. B. bei Schmoller S. 101 gelesen werden, Sinn und Verstand. Dann begreifen wir, daß die gemeine Handarbeit vor dem Zurücksinken auf niedrige Lebenshaltung bewahrt werden soll, dann verstehen wir die empfohlene Regelung der Auswanderung und Betheiligung am Reinertrage von Unternehmungen, das Lob der Productivgesellschaften, die Mahnung zur Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit u. s. w. Daß den Gönnern des Socialismus unwillkürlich die niederen Arbeiterklassen als die Helden der künftigen Menschheit vorschweben, beweist auch die Ansicht, die sie von der Arbeit haben. Uns, die

Digitized by Google

wir Junker und Aristokraten und Sklavenfreunde und Kastenmenschen gescholten werden, gilt die Arbeit als Pflicht, als Ehre, den Socialisten erscheint sie als eine Last, welche freilich nicht vollständig abgeschüttelt werden kann — der arbeitslose Zustand muß ihnen offenbar als ein paradiesisches Leben erscheinen — aber doch auf das geringste zulässige Maß zurückgeführt werden soll. Bei der grob materiellen Arbeit, die den Körper allein anstrengt, den Geist abstumpft, die Fähigkeit zu weiterer Entwickelung ertödtet, ist diese Forderung erklärlich. Sie ist aber überall abzuweisen, wo die Arbeit den Ausdruck eines energischen Thätigkeitstriebes bildet, wo sich die ganze Persönlichkeit des Mannes in ihr freiwillig ausprägt, wo sie mit dem Lebensgenusse zusammenfällt. Und dieses geschieht bei den wichtigsten Arbeitsarten, von welchen unsere Stellung in der Völkerfamilie abhängt, welche unseren materiellen Wohlstand und unsere sittliche Bildung bedingen. Beschränkung des Arbeitsquantums kann aus Gründen der Humanität durchgeführt werden, immer stoßen wir bei den Gönnern des Socialismus auf die Verwechselung der Gebote der Menschlichkeit mit den formellen Satzungen des Rechts — sie kann aber nicht als ein Eckstein der künftigen gesellschaftlichen Ordnung gelten, wenn nicht der Vorwurf auf dieselbe zurückfallen soll, daß sie sich einseitig auf eine einzelne Classe und deren Vortheil stützt, und zwar auf diejenige Classe, in deren Interesse es doch liegt, als solche so bald als möglich zu verschwinden und in die anderen bestehenden aufzugehen.

Die Getadelten können nur die Entschuldigung in Anspruch nehmen, daß sie es mit ihren radikalen Aenderungen der menschlichen Gesellschaft nicht so ernst meinen, daß sie für die Durchführung desselben eine unendlich lange Zeit zugestehen, daß sie ihre Forderungen übertrieben haben, um von den zähen Gegnern desto eher einzelne Zugeständnisse zu erlangen, und ähnliche Schönpflästerchen mehr. Sie bleiben aber dennoch Gönner des Socialismus und Bundesgenossen unserer Socialdemokratie. Entscheidend in Bezug auf die Stellung, die ein Individuum zum Socialismus einnimmt, ist der Glaube an das Recht der persönlichen Freiheit, der freien Selbstbestimmung. Das ist die Grundlage der modernen Gesellschaft. Auf diesem Rechte beruht unser unabhängiges Denken, unser sittlicher Stolz, unser wirthschaftlicher Aufschwung. Um dieses Recht zu retten, haben unsere Väter geblutet, Männer, die dieses Recht begründet haben, verehren wir als unsere Helden. Wer die gegenwärtige Gesellschaft zerstören, in ihr Gegentheil verkehren will, greift daher mit dem größten Eifer zunächst diese Grundlage an und bestreitet dem Individuum das Recht seine Persönlichkeit frei zu entwickeln, über seine Kräfte — der legitime Einfluß der Familie kommt bei den Socialisten nicht in Betracht — selbständig zu verfügen, den äußeren Wirkungskreis seiner inneren Energie entsprechend zu gestalten und auszudehnen. Wir betonen die Beweglichkeit

Digitized by Google

der Berufsart, die Ergänzung zur Beweglichkeit des Besitzes, als das köstlichste Gut, welches wir errungen haben, die Gegner der Gesellschaft, die Socialisten kennen keine freie Berufswahl, sondern lassen den Beruf von des socialistischen Papstes oder Diktators Gnaden bestimmt werden. Wie verhalten sich zu diesen Grundsätzen die unbewußten Gönner des Socialismus? Wir lesen bei Schmoller S. 101: „Die Vertheilung der heranwachsenden Generation auf die verschiedenen Berufsarten kann vielleicht mit planmäßiger Voraussicht erst erfolgen, wenn wir eine ganz andere Statistik besitzen; wie denn überhaupt eine solche in der Zukunft vielleicht vieles, was heute dem Zufalle preisgegeben ist, der selbstbewußten voraussichtigen Leitung, sei es des Einzelnen, sei es des Staates, anheim geben wird." Die Lehre, von der Voraussicht, aus der wie gewöhnlich sehr vorsichtigen Form herausgeschält, enthält unbestritten ein socialistisches Glaubensbekenntniß, dasselbe, welches schon Fourier nur noch ausführlicher und phantastischer aufgestellt hat. Das wäre keine „ganz andere Statistik", wenn in der Zukunft, wie bereits in Vergangenheit und Gegenwart, die Ueberfüllung einer Berufsart zur scharferen Prüfung anspornte und der Berufswahl eine verständige Erwägung der Vortheile und Schwierigkeiten vorausginge. Das geschieht alle Tage und ist, so lange es vernünftige Menschen gab, geschehen. Das Neue ist, daß ein äußerer Zwang die Warnungen der Statistik eindringlich machen soll, daß ein fremder Wille jedem Einzelnen seinen Beruf vorschreibt. Sonst würde der so arg verpönte Zufall immer wieder um sich greifen und die ersehnte Voraussicht zu Schanden werden. Die weitere unabwendbare Folge ist aber dann die Prüfung jedes Einzelnen nach dem Maße seiner Fähigkeiten, um Ungerechtigkeiten zu vermeiden und in die nach der statistischen Rechnung offene Stelle den Würdigsten und Passendsten einrücken zu lassen. Auch diese Einrichtung streift hart an das Plagiat; sie erinnert an Vorkehrungen, welche von mehreren abseits des großen Culturlebens vegetirenden Secten getroffen werden und wirft unsere Bildung wieder in die Anfänge historischer Entwickelung zurück. Nach der pathetischen Anklage, welche gegen jegliches Sclaven- und Kastenwesen erhoben wird, macht sich diese Empfehlung eines inneren Sclaventhums, in welchem jedes Individuum seine Lebensaufgabe vorgeschrieben empfängt und sich als eine bloße Maschine betrachten muß, gar seltsam. Doch wenn man (Schmoller S. 107) die heftige Verdammung der Großindustrie und des Großgrundbesitzes in der Erinnerung behält, die in den socialistischen Kreisen herkömmlich ist, und bei den unbewußten Gönnern des Socialismus noch als Folie die Anpreisung des alten Kleingewerbes erhält, so wundert man sich über nichts mehr. In ihrer Gutherzigkeit, in ihrer Hast, dem vorhandenen Uebel zu steuern, haben die Freunde des Arbeiterstandes keine Muße gefunden, sich eine volle Klarheit über die Wurzeln der

Digitized by Google

Uebel zu verschaffen, in ihrem Drange, die Welt zu verbessern, keinen Schutz gegen die Leichtgläubigkeit gesucht, die sie auch im luftigsten utopischen Plane einen greifbaren Körper sehen läßt. Wenn wir es nur mit harmloser nationalökonomischer Belletristik zu thun hätten, wie sie seiner Zeit durch Riehls bekannte Schriften vertreten wurde, so könnten wir uns an der munteren Erfindungsgabe, an der gefälligen Form vergnügen. Die Gönner des Socialismus treten aber in schwerster, oft in schwerfälligster Rüstung auf und erheben den Anspruch reine Wissenschaft zu predigen und gleichzeitig einer geläuterte Staatskunst den Weg zu weisen. Dadurch rufen sie ein schärferes Urtheil wach. Es trifft sie der Vorwurf, daß sie Krankheitssymptome, welche nur den deutschen Arbeitszuständen eigenthümlich sind, für gleichbedeutend halten mit den Erscheinungen des allgemeinen socialen Lebens, daß sie aber auch die ersteren nicht richtig fassen. Kein Politiker, kein Menschenfreund verschließt die Augen vor den traurigen Industrieverhältnissen der Heimat. Wir sind schlimmer daran als die andern Culturvölker, namentlich als Franzosen und Engländer, kranken tiefer und besitzen eine geringere Hoffnung auf Heilung. Der politische Jammer der letzten Jahrhunderte schränkt sich nicht etwa auf das Verfassungswesen und den Kreis politischer Rechte ein; auch unser Wirthschaftsleben wurde dadurch vergiftet. Aus einem reichen, Meere beherrschenden, handeltreibenden und in großartiger Arbeit erstarkten Volke sind wir eine arme, vom Weltverkehr ausgeschlossene, auf sich allein angewiesene Nation geworden. Die Erziehung zu reicher, lohnender Arbeit hörte auf; wir blieben nicht müßig, schränkten unsere Thätigkeit aber auf die Befriedigung eigener Nothdurft ein. Nach dem Ueberschusse unserer technischen Kraft verlangten nicht fremde Völker, durch das Uebergewicht unseres Könnens erzwangen wir nicht ihre Abhängigkeit. Vornehme Industriesitten wurden bei uns nicht in weiteren Kreisen heimisch, Gediegenheit und vollendete Tüchtigkeit der Arbeit, da sie sich nicht bezahlt machte, hörte auf zu den selbstverständlichen Gewohnheiten unserer gewerblichen Stände zu gehören.

Allmählich wurde es wohl besser, aber noch lange nicht gut. Der Handel unserer Seestädte hob sich, übte aber durchaus nicht den entsprechenden günstigen Einfluß auf die Industrie des Hinterlandes, welches unter völlig verschiedenen wirthschaftlichen Gesetzen lebte. Wie in den vielen kleinen deutschen Staaten durch die Nothwendigkeit im engsten Raum für alle politischen Bedürfnisse zu sorgen, ein vielseitiges aber durchaus dilettantisches Wesen sich ausbreitete, zum Schaden unserer politischen Bildung und unseres nationalen Ansehens; ebenso wurde die Sucht sich in den verschiedenartigsten Industriezweigen zu versuchen, bei uns vorherrschend. An die Ausbildung starker Einseitigkeiten, welche keinen Wettstreit zu fürchten haben, konnte dabei nicht gedacht werden. Empfingen wir auch gegen frühere Zeiten einen größeren

Digitized by Google

Antheil an dem Weltverkehre, so mußten wir uns dennoch überwiegend mit der Production gewöhnlicher Waaren begnügen, an denen Wohlfeilheit das Hauptverdienst ist. Diese Verhältnisse haben begreiflich auf das Wesen unserer Industrie, auf die Sitten unserer Arbeiterclassen einen mächtigen Einfluß geübt. Wir haben, weil wir uns zu sehr zerstreuten, allzuviel und vielerlei unternahmen, in den wenigsten Industriezweigen eine unbestrittene Herrschaft errungen, sind in ein arges Abhängigkeitsverhältniß gerathen, heftigen Schwankungen ausgesetzt, und können nicht mit der wünschenswerthen Sicherheit und Voraussicht auftreten. Bei der durchschnittlich geringeren Qualität unserer Production wird auf die technische Ausbildung der Arbeiter kein so großes Gewicht gelegt. Sie ist zu theuer im Verhältniß zu der verlangten Leistung. Eine halbwegs fähige Kraft genügt. Dadurch wird die Stellung der Arbeiter zu den Arbeitgebern verschlechtert, jener kann leicht ersetzt werden, dieser kommt leichter in die Versuchung, die Arbeitskraft selbstsüchtig auszubeuten. Es fehlt die gegenseitige Achtung. Der Arbeiter selbst arbeitet mit halber Fähigkeit und darum auch nur mit halber Zeit, er ist nicht eins mit seinem Werke, er steigt seltener zu einer besseren Stellung, zu einem höheren Stande empor, die Arbeit erscheint ihm nicht als eine Ehre, sondern als eine Last, die ihn nothdürftig nährt und seine Zukunft nicht sichert. Zu diesen trübselig kümmerlichen Verhältnissen tritt nun plötzlich ein anspruchvoller politischer Glaube, ein ungerechtfertigter Hochmuth leider eine Zeit lang von oben begünstigt, von der eigenen überwiegenden Bedeutung. Dieser soll der materielle Wohlstand entsprechen und da die eigene Kraft nicht geschult ist, es auch zu lange währen würde, ehe durch gesteigerte Arbeit die bessere Stellung erobert ist, so muß der Staat dafür aufkommen. Um dieses aber zu können, soll er die ganze gegenwärtige Gesellschaft bankerott erklären und in ihren Grundlagen neu aufbauen.

Diese Krankheit ist in unserem wirthschaftlichen Organismus durch besondere Ereignisse hervorgerufen worden und bedarf zu ihrer Heilung keiner radicalen Umwälzung des letzteren. Darin liegt eben die Verblendung der Socialdemokraten und ihrer Gönner, daß sie die Besserung der Verhältnisse einen kleinen Bruchtheils der Menschheit nur durch eine Weltrevolution bewirken zu können glauben. Unverständlich sind die Forderungen der Socialdemokraten und Kathedersocialisten allen jungen, aufstrebenden Völkern, bei welchen das Arbeitsfeld noch nicht erschöpft, die Arbeitslust erst im rechten Erwachen begriffen ist, unerreichbar sind sie jenen Völkern, die ihre historische Aufgabe bereits erfüllt haben, deren Lebenskraft im Niedergange begriffen ist, deren Thatkraft von Geschlecht zu Geschlecht abnimmt. Zu jeder Zeit gab es und wird es, soweit menschliche Voraussicht rechnen kann, aufsteigende und absteigende Völker geben, die sich nicht nothwendig zu befehden brauchen,

Digitized by Google

nicht immer so zu einander sich stellen müssen, daß das eine das andere unterdrückt und ausbeutet, die aber ihre Blüthe wie ihren Verfall auch in den wirthschaftlichen Zuständen ausdrücken und sich keiner socialistischen Schablone unterwerfen werden.

Außer diesem intellectuellen Irrthum begegnen wir bei den Gönnern des Socialismus noch einem verhängnißvollen Fehler. Bis jetzt war wenigstens die deutsche Wissenschaft frei geblieben von dem Hange zu schmeicheln, die Ansprüche der Menschen zu steigern, das Pochen auf ihr Recht zu empfehlen, nach den Wünschen der großen Masse zu fragen und diese in ein helles Licht zu setzen. Sie war stolz auf ihren unerbittlich strengen Charakter und scheute die Wahrheit nicht, auch wenn sie herbe schmeckt. Sie hat unsere sittliche Erziehung wesentlich gefördert, indem sie unser Pflichtbewußtsein schärfte und die Hingabe des Einzelnen an das große Ganze als allein menschenwürdig betonte. Von dieser schönen Sitte deutscher Wissenschaft sind die Gönner des Socialismus nicht absichtlich und wissentlich abgefallen; in den Wirkungen ihrer Schriften liegt es aber, daß sich der Aberglaube an einen Reichthum von Rechten, denen keine Pflichtschuld gegenübersteht, in weiten Kreisen regt. Treitschke dagegen gebührt das Verdienst, die gute alte deutsche Sitte mit unerbittlicher Strenge wieder belebt zu haben.

Bekanntlich hat ein namhafter Historiker 1866 unumwunden eingestanden, sein eigenes bändereiches Werk, das ihm mit Recht großen Ruhm gebracht, würde er gern eintauschen gegen Treitschke's Aufsatz über den Bundesstaat und Staatsbund. Denn das sei doch die höchste schriftstellerische That, wenn in classischer Form das Programm eines ganzen Zeitalters und eines ganzen Volkes niedergelegt werde. Auch von Treitschke's Aufsätzen gegen den Socialismus darf man behaupten, daß in ihnen krystallklar sich wiederspiegelt, was alle Unbefangenen und Unparteiischen über diese Krankheit des deutschen Volkskörpers denken. Damit ist aber der Bann gebrochen, welchen der lockende Traum der Volksbeglücker über manche schwachen Gemüther vielleicht geworfen hat. Die Wissenschaft erzählt keine Märchen.

Tiroler Kunst im fünfzehnten Jahrhundert.

Von Gustav Dahlke.

Wie der Geist der Renaissance auf deutschem Boden Gestalt und Verbreitung gewann, als unsere Nation die Fessel mittelalterlicher Beschränkung

Digitized by Google

in Religion, Sitte, Kunst und Wissenschaft zerbrach, um dem Menschen in seiner Doppelbeziehung zum Himmel und zur Erde eine würdigere Stellung zu erringen, — das ist von dem Geschichtschreiber diese Kunstperiode in lichtvollen Zügen nachgewiesen worden. Obwohl dieser Läuterungsproceß im Norden später als in Italien begann, führte er doch zu einer ungeahnten Vertiefung der germanischen Cultur, die neben der Pflege des Schönen auch den Cultus des Guten in Staat und Kirche, Schule und Haus umfaßte. Ohne die heitere Weltanschauung wie sie der sonnige Himmel des Südens erzeugt, bethätigten die deutschen Meister ihre künstlerischen Anlagen in sorgfältigem Studium und in der treuen Wiedergabe der Natur. War ihnen der feine Formensinn italienischer Bildner versagt, so blieb ihr Auge für die charakteristischen Unterschiede der Erscheinungen offen und ihre Hand befähigt, das seelische Leben in den zartesten Schattirungen abzuspiegeln; und wenn ihre Phantasie, den Aufschwung des Volksbewußtseins überflügelnd, nicht selten die Schranken der Wahrheit und Schönheit durchbrach, so wußte sie noch dem Zerrbilde den Stempel sittlich religiöser Erregung, kühnaufstrebenden Schöpferdranges aufzudrücken.

Zweifelhafter als die Betheiligung der Alpenbewohner an der allgemeinen Befreiung des Geistes von mittelalterlicher Satzung ist der Nachweis, ob Tirol von Norden oder von Süden den ersten Antrieb zur Umgestaltung seiner künstlerischen Ideale empfing, ob Michael Pacher bei den Venetianern oder bei den Kölner Meistern in die Schule ging. Steht doch des Brunecker Malers Name auf den Blättern der Kunstgeschichte noch immer wie ein Fragezeichen, das Freunde des Schönen zur Forschung nach dem Bildungsgange und Schicksale seines Trägers reizt, während die Lage seines Vaterlandes und der Gegensatz seiner deutschen und wälschen Bewohner auf Wechselwirkungen romanischer und germanischer Elemente deuten. Sicher hatte Tirol die künstlerischen Einwirkungen aus beiden Richtungen schon Jahrhunderte lang erfahren, ehe es sich dem Bann des römischen Kirchenregiments zu entziehen, durch innigeren Anschluß an deutsches Volksthum unter Führung deutscher Landesfürsten seine politische Freiheit zu erringen suchte. Was Herzog Friedrich durch Begründung des Ständewesens für die Förderung dieser Bestrebungen gethan, ist allgemein bekannt. Nach der Fehde mit unbotmäßigen Vasallen und widerstrebenden Bischöfen, nach den Wirren des Constanzer Concils und der Demüthigung durch König Sigmund, trieb ihn neben dem Gefühle ritterlicher Dankbarkeit gegen die wackern Alpensöhne, welche dem geächteten Flüchtlinge das Erbe seiner Ahnen erhielten, die Ueberzeugung von der wachsenden Bedeutung der unteren Classen zur Berufung von Bürgern und Bauern in den Ständesaal. Unter seinem Nachfolger, Erzherzog Sigmund — † 1496 — vollzog sich mit der Befestigung der landesfürstlichen Gewalt auf dem

Digitized by Google

Grunde ständischer Verfassung der Verfall des Feudalsystems: die Vasallen der Bischöfe von Brixen und Trient waren zu Herren der gefürsteten Grafschaft aufgestiegen, die Edelherren dem allgemeinen Unterthanenverbande eingefügt, während die emporstrebenden Städte durch Freiheiten und Vorrechte begünstigt, die Mitglieder des Bauernstandes durch Theilnahme an den Landesangelegenheiten mit größerem Selbstgefühl erfüllt, die Einen, wie die Anderen zur Verbesserung der wirthschaftlichen Cultur und zu kunstvollerer Ausgestaltung ihrer Gotteshäuser und Wohnstätten angetrieben wurden.

Wenn die Kirche in Tirol anscheinend auf jener bevorzugten Stellung verblieben war, welche ihr die Huld deutscher Fürsten und die Politik römischer Päpste angewiesen hatte, wenn die Ordens- und Weltgeistlichkeit zunehmenden Ansehens und wachsenden Güterbesitzes sich erfreute, als schon die Bannflüche der Gegenpäpste in dem kirchlichen Schisma die Gemüther der Gläubigen verwirrten, so sahen sich doch die Bischöfe bald von den Landesfürsten, bald von dem Oberhaupt der Christenheit in ihren Rechten und Gerechtigkeiten bedroht und vermochten weder den Verfall priesterlicher Zucht und Sitte, noch die Entartung des Weltlebens aufzuhalten. Zwar blieben die Hüter der Felsenpässe in den Streitigkeiten der geistlichen und weltlichen Gewalthaber ihrem Gottesglauben wie ihrem Landesherrn treu, dessen Hoheitsrecht sie gegen die Uebergriffe der Hierarchie und die Anmaßungen des Cardinals Cusa mannhaft vertheidigten: aber die Bildung des Volkes war gering, die Sitte roh, der Aberglaube tiefgewurzelt und die Neigung zu religiöser Schwärmerei mit der Lust an sinnlichen Vergnügungen gepaart; zwar erblühte den Städten aus der Pflege des Wein- und Seidenbaues, der Handels- und Gewerbthätigkeit Reichthum und Macht: allein der Hang zur Schaustellung von kostbarem Geräth und zu verschwenderischem Leben, zu Kleiderpracht und Tafelfreuden drängte den Sinn für geistige Erhebung in den Hintergrund — und nachdem der Elephanten- und Falkenbund zersprengt, Burg auf Burg ihrer Führer gebrochen war, verblich auch der Glanz des Ritterthums. Es war wenig mehr als trügerischer Schein, wenn Oswald von Wolkenstein noch einmal in den Weisen der höfischen Sänger die Reize schöner Frauen und die Abenteuer seiner Wanderfahrten durch das Morgen- und Abendland besang: seinen Liedern fehlte mit idealer Auffassung der Minne, mit jener schwärmerischen Begeisterung, welche die Frauen als höhere Wesen, als die duftigsten Blüthen des Lebensbaumes feierte, die echte Poesie des Minnegesanges, des unsteten Wanderers Haupt umstrahlte nur ein matter Abglanz halbverblichener Herrlichkeit —: und wie in den Streitigkeiten der Vasallen mit ihren Lehensherren leuchtete auch in den Raubzügen gewaltthätiger Ritter nirgends die Lichtgestalt einer sittlich würdigen Persönlichkeit hervor. Dennoch bot diese Uebergangszeit mit ihren kirchlichen Verwickelungen, kriegerischen Fehden und

Digitized by Google

friedlichen Umwandelungen bestehender Verhältnisse ein Bild des Fortschritts im politischen Leben wie in dem heiteren Reiche der Kunst.

Im Gegensatz zu dem thatkräftigen Herzog Friedel mit der leeren Tasche entfaltete Sigmund die Eigenschaften einer liebenswürdigen, aber schwachen Natur. War jener Befreier der niederen Classen als sparsamer Haushalter und leutseliger Gebieter bei der Landbevölkerung in gutem Andenken geblieben, so wußte sein Nachfolger durch Prachtliebe und Freigebigkeit, durch Herzensgüte, Milde, Förderung von Kunst und Wissenschaft und durch den Umgang mit geistvollen Männern die Neigung seiner Unterthanen zu gewinnen, und konnte nach Schlichtung des cusanischen Streites dem Lande die Ruhe zu ungestörter Entwickelung aller Culturzweige, sich selber die Freuden des Daseins in reichem Maße gönnen; aber nur zu bald raubte ihm seine ungezügelte Vergnügungslust und sein profaner Frauencultus die Achtung des gesammten Volkes, das in dem abenteuernden Jäger, Fischer und Robler die Fürstenwürde verspottet sah.

Erfreulicher als der Einblick in Sigmunds Haushalt war die Umschau in den Bergen über wogende Aehrenfelder, blumige Matten, wildreiche Wälder, die Regungen friedlicher Arbeit und die Strömungen eines Handelsverkehrs, der Indiens Schätze mit den Kostbarkeiten des Morgen- und Abendlandes durch die Alpenpässe führte. Als ob Höhen und Tiefen in der Fülle der Gaben einander überbieten wollten, erschlossen die Berge zugleich dem kühnen Gräber edles Erz im schimmernden Gestein: überall sah man die Spuren emsiger Erwerbthätigkeit, überall ward das Streben nach äußerem Gut, nach Gold und Silber durch überraschende Erfolge belohnt, und mit dem wachsenden Wohlstande entfaltete das geistige Leben freiere Regsamkeit. Mußte die Pflege der Wissenschaft noch Mönchen und Weltgeistlichen überlassen bleiben, so fanden doch am Innsbrucker Hofe schon Dichter und weltliche Gelehrte Aufmunterung: neben den Chronisten der Klöster und Stifter erwarb sich der ritterliche Hans Vintler auf Runglstein mit seiner pluemen der Tugent Ehre und Ruhm, und neben der gereimten Prosa des Meistergesanges durchdrang die Poesie des Volksliedes Hütte und Haus.

Daß mit dem gesteigerten Selbstvertrauen der bäuerlichen Bevölkerung und mit dem zunehmenden Reichthum der Bürgerschaft auch der geistige Wettkampf des Volkes mit dem Ritterthum begann, daß die gebundenen Kräfte immer entschiedener nach völliger Befreiung rangen: dieser Drang der aufstrebenden Elemente nach allseitiger Wirksamkeit war durch die Gunst besonderer Umstände und die allgemeine Stimmung bedingt. Als die Schaulust der Menge in dem Anblick von Festlichkeiten, bei denen der Adel die Glanzrollen spielte, nicht mehr Befriedigung fand, wagten begabte Männer des Volkes in den Bauernspielen die Schaubühne des öffentlichen Lebens zu be-

Digitized by Google

treten. Die Zeit der Mystiker war vorüber, das Empfindungsleben frommer Schwärmer weckte in den lebensfrohen Massen keine Begeisterung; wohl aber sahen sie mit Behagen die wichtigsten Abschnitte der heiligen Geschichte von schlichten Landbewohnern auf offenem Markte dargestellt. Nicht mit dem einfältigen Sinn jener Gläubigen, die in den Zeiten des Urchristenthums der Stimme in der Wüste oder den Sprüchen der Bergpredigt wie göttlicher Offenbarung lauschten, doch in festlich gehobener, selten von dem Gespött zügelloser Gesellen unterbrochener Stimmung nahm das Volk an diesen dramatischen Vorstellungen Theil, und es empfand gleiche Befriedigung, als die bildliche und plastische Verkörperung der wirkungsvollsten Scenen zum Schmuck der Andachtsstätten Verwendung fand. So dienten die Weihnachts- und Osterspiele der Kunst wie der Religion, indem sie bei aller Rohheit der Form und Armuth an dichterischen Zügen die Lust an der sinnlichen Erscheinung weckten, die Phantasie zu schöpferischer Thätigkeit erregten und fromme Gemüther mit der Ahnung des Uebersinnlichen erfüllten; so gab die Poesie den Antrieb zu einer neuen Richtung der bildenden Kunst, als mit der idealen Weltanschauung und religiösen Begeisterung, die in den gothischen Domen mustergiltigen Ausdruck gefunden hatte, schon die Kühnheit des Gedankens und die innige Empfindung der ritterlichen Helden und Minnesänger verschwunden war. Wenn die Baukunst, durch das starre Princip der Gothik fort und fort bezwgt, in den losen Theilen der Ornamentik das launenhafte Spiel phantastischer Gestaltungskraft walten ließ, so fand die Plastik zu naturgemäßer, geist- und lebensvoller Darstellung um so schrankenloseren Raum, als die Malerei der gesammten Kunst inzwischen ein weiteres Gebiet erschlossen hatte.

Während die Kirche ihr ehrwürdiges Ansehen, die Religion ihre Weihe mehr und mehr verlor, die kirchliche Wissenschaft in der Ausbildung des formalen Denkens erstarrte, mühten sich die bildenden Künstler, nach dem Vorbilde der Brüder van Eyck, in treuem Anschluß an die Natur, scharfer Charakteristik, Ausprägung individueller Züge, liebevoller Behandlung des Feinen und Kleinen, Richtigkeit der Zeichnung und lebhafter Färbung, die Wirklichkeit ohne den Goldglanz idealer Verklärung abzuspiegeln und zugleich durch Beachtung des Volkslebens eine realistische Richtung zu begründen, die dem Aufschwunge des geistigen Lebens entsprach. Vermochten sie unter dem Zunftzwange nicht mit einem Schlage die Handwerksmäßigkeit des Betriebes abzustreifen oder ihre Phantasie vor Verirrungen zu bewahren, indem die Einen durch den Bann mittelalterlicher Ueberlieferung zum Festhalten kirchlicher Satzung, die Anderen durch ihr reges Naturgefühl zu offenem Kampfe gegen Vorurtheil und hergebrachte Meinung gedrängt wurden, so gewann doch inmitten der Bewegung, welche die Vorboten der Reformation ankündigten, das volksthümliche Element die Oberhand und ein oft derber, oft verletzender

tized by Google

Humor gab den Figuren der Maler und Bildner ein schärferes Relief. So nachtheilig die Verbindung der Kunstgenossen mit den Pflegern des Handwerks sich erwies, da neben den Steinmetzen, denen die Baukunst zur Veredelung ihres Stilgefühls Gelegenheit gab, auch Rothgießer und Kupferschmiede mit der Anfertigung von plastischen Kunstwerken betraut wurden, so führte sie doch zu einer Verfeinerung der Technik, die den erwachenden Kunstsinn des Volkes veredelte und späteren Werken der Kunst zu gute kam.

Gleichzeitig fanden neben Grabsteinen und Marmorfiguren, an deren sprödem Material die Bildhauer allmählich zur Meisterschaft der Meißelführung gelangt waren, auch Schnitzwerke von Holz allgemeinere Gunst, nachdem schon in der Zeit des romanischen Stils hölzerne Crucifixe in colossaler Größe — wie sie die Schloßcapelle von Tirol und die Stiftskirche zu Innichen zieren — zur Ausführung gekommen waren. Die Weichheit und Schmiegsamkeit des Stoffes erleichterte den Tafelmalern, zu deren Befugnissen die Holzsculptur gehörte, nicht blos die äußere Gestaltung der Bilderwerke, sondern gestattete auch eine technische Behandlung, welche mit der Malerei nahe zusammenhing. Wie die Fläche des Tafelbildes erhielt das Relief oder die Rundfigur einen Kreide- oder Gypsanstrich, der die faserige Textur des Holzes und die Spuren des Schnitzmessers verdeckend, den Formen Rundung und den Schein organischen Gefüges verlieh, Farbe und Vergoldung lichtvoller hervortreten ließ. Obwohl diese leichten Arbeiten weder an Schönheit der Linienführung, noch an Bedeutsamkeit des Ausdrucks den ernsten Gebilden des Meißels gleichzustellen waren, so gaben sie doch durch den Zauber der Farbe und die Charakteristik des seelischen Lebens ein täuschendes Abbild der Wirklichkeit und waren vortrefflich geeignet, die individuellen Regungen des Einzelgemüths in malerisch gruppirten Gestalten auszuprägen, der Fülle und Vielseitigkeit des innern Lebens ausdrucksvolle Formen zu leihen.*) Ihrer leichten Verbindung mit der Tafelmalerei verdankte die Schnitzkunst die Anwendung zur Ausführung von Altarschreinen, deren bewegliche Flügel beim Oeffnen und Schließen verschiedene Ansichten zeigen und deren figurenreiche, oft perspectivisch vertiefte, oft mit humoristischem Beiwerk ausgestattete Compositionen nicht minder durch Harmonie von Form und Farbe als durch Züge idealer Schönheit das Kennerauge erfreuen.

Unter den alten Meistern, welche die Schranken des zünftigen Gewerbes durchbrachen, um den Inhalt ihrer Weltanschauung wie den realistischen Zug des Weltlebens in eigenartigen Kunstwerken auszuprägen, gebührt Michael Pacher ein ehrenvoller Rang. Allein vergebens fragen wir, wann der

*) Vgl. Altdeutsche Schnitzwerke. Von Dr. J. H. Müller. Aus der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Hannover 1874. Schlüters Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Brunecker Maler und Schnitzer seine Studien begonnen und in welcher Schule sein Talent sich ausgebildet habe, da keine Chronik von dem Schöpfer des Flügelaltars zu St. Wolfgang Kunde giebt, kein Taufschein das Datum seiner Geburt verkündet, und nur wenige dem Staube von Jahrhunderten zufällig entrückte Schriften den Namen des tirolischen Bildners tragen. Fast würde es wie ein Wagniß erscheinen, den Beginn seiner Erdenlaufbahn ungefähr auf das Jahr 1430 anzusetzen und seine künstlerische Wirksamkeit mit der Regierung des Erzherzogs Sigmund zu begrenzen, wenn nicht das Todesjahr 1498 mit voller Sicherheit zu erschließen wäre.*

Bei der Ungewißheit über den Gang seiner künstlerischen Entwickelung gewinnen Pachers Werke um so größere Bedeutung, als sie ebenso lichtvolle Einblicke in die Werkstatt ihres Urhebers wie über die Kunstzustände der Uebergangszeit gestatten. Mag die Leistung des Einzelnen in dem Gesammtbilde seines Jahrhunderts scheinbar verschwinden: als Beitrag zur Culturgeschichte, die den Fortschritt des Menschengeistes in allen Richtungen der geistigen Thätigkeit, in Wort und Schrift, in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Brauch der verschiedenen Völker verfolgt und in übersichtlichen Zügen zu einem Gesammtbilde der Menschheit zusammenstellt, ist jedes Kunstwerk von Bedeutung, das sich bahnbrechend über die flache Mittelmäßigkeit erhebt. Und da schon die wenigen, zum Theil unvollständig erhaltenen Altäre, welche als Erzeugnisse von Pachers Hand beglaubigt sind, sich den schönsten Denkmälern altdeutscher Kunst ebenbürtig erweisen, so dürften genauere Nachforschungen nach dem Umfange seiner Kunstthätigkeit um so lohnender erscheinen, als ihm ein Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten unausgesetzten Schaffens nachgewiesen werden kann. Wenn die Namen Gries, St. Wolfgang, Salzburg, auf drei verschiedene Länder weisen, so darf doch Tirol als eigentliche Stätte seiner Wirksamkeit und, da nicht alle Kleinode früherer Jahrhunderte verloren gegangen sind, als ergiebiges Feld für genauere Untersuchungen betrachtet werden. Zwar sind in Lübkes Geschichte der Plastik und in Amthors Tirolerführer die Flügelaltäre zu Weißenbach und Pinzon als pacherische Werke angeführt, während Vincenz Gredler in den eingemauerten Statuen zu Tisens eine Schöpfung desselben Meisters erkannte; da jedoch diesen Daten erläuternde Begründung fehlt und die Urheberschaft gleichartiger Werke an anderen Orten streitig bleibt, so mag den Anschauungen eines Laien, dessen Streifzüge durch das Alpenland hier und da an Stätten kirchlicher Kunst vorüberführen, ein bescheidener Raum in den Spalten dieses Blattes verstattet sein.

Bei der Abhängigkeit des künstlerischen Genius von dem Volksgeiste konnte sich Meister michel der Maler,* den eine Urkunde von 1467 Bürger von Bruneck nennt, schwerlich dem Einflusse jener Bestrebungen entziehen,

Digitized by Google

die im Süden wie im Norden auf Befreiung des Geistes von mittelalterlicher Beschränkung und auf die Verjüngung des Lebens durch Vertiefung in das Alterthum und die Natur gerichtet waren. Doch nicht in Italien, wo das Auge überall die Spuren classischer Vorzeit und eine Reihe von Meisterwerken fand, welche die Schöpfungen späterer Geschlechter verdunkelten, wo mit der Zertrümmerung des byzantinischen Reiches ein neuer Strom hellenischer Cultur die Werkstätten durchdrang, sondern in Deutschland scheinen seine Anlagen zu fruchtbarer Entfaltung gelangt zu sein. Was Tirol dem strebsamen Jünglinge bieten konnte, das dürfte seiner Gestaltungskraft schwerlich jene Formvollendung und Meisterschaft der Technik gegeben haben, welche seine Schnitzfiguren zeigen; wohl aber lockte ihn der Ruhm der Kölner Schule nach der prächtigen Stadt am sagenreichen Rhein, in deren Mauern die deutsche Kunst so reiche Blüthen trieb.

Nicht als ob das Alpenland an dem allgemeinen Aufschwunge der Geister zur Hohenstaufenzeit keinen Theil genommen oder die bildende Kunst in den folgenden Jahrhunderten ohne Pflege gelassen hätte — die Schloßcapellen von Hocheppan, Tirol und Bruck, die Kirchen zu Kampill bei Bozen, Katharina Aicha am Fuß des Schlern, Santa Lucia bei Fondo, Bildstöcke bei Steineck und Baien, das Kelleramt Meran und Schloß Rungelstein sind mit Frescomalereien vom Schlusse des zwölften bis zum Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts geschmückt, Ruinen mittelalterlicher Burgen mit verwischten Farbenspuren bedeckt —: aber es fehlte für das gleichartige Zusammenwirken der Künstler ein Mittelpunkt, und wie ihre Werkstätten waren auch die Werke ihres Meißels oder Pinsels zerstreut.

Ob dem Tiroler die Ideale, welche Meister Wilhelm und dessen Schüler auf Goldgrund verkörpert hatten, oder die realistischen Figuren des Dombildes und die reizenden Engelgestalten neben der Madonna im Rosenhag, ob ihm die farbigen Apostelgestalten oder die Wandgemälde des Domchors zu eigenem Schaffen Antrieb gaben und ob er Schwung und Schönheit der Linien, Einheit und Klarheit der Composition, Harmonie und zarten Farbenauftrag von den Alten, oder die scharfe Charakteristik, Naturwahrheit, gedrungene Körperform und bewegten Faltenwurf der Neueren zum Vorbilde seiner Entwürfe nahm — das wird vielleicht die Beschaffenheit seiner Werke erkennen lassen. Wohl hat man in Augsburg, das dem Wandrer näher lag als Köln, die Bildungsstätte des Bruneder Meisters vermuthet; aber jene veränderte Richtung der Malerei, welche von Flandern aus die deutsche Kunst auf neue Bahnen führte und in Pachers Arbeiten erkennbar ist, war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in der schwäbischen Schule noch wenig bemerkbar geworden, und selbst die Nürnberger Künstler hatten weder den Ruhm noch die Bedeutung ihrer kölner Genossen erreicht.

Digitized by Google

Was in Bruneck an schriftlichen Nachrichten über Michael Pacher aufgefunden wurde, das lüftet nicht den Schleier, welcher sein Lebensgeschick verhüllt; in einer Verschreibung des Bürgers Sigmund Mor von 1504 sind Pachers Erben „ainlyff pfunt gelts tiroler Münz" aus dem Verkauf eines Grundstücks vorbehalten, aber keiner dieser Erben ist genannt und des Meisters Todesjahr verschwiegen. Vergebens hatte Herr von Bintler das städtische Archiv nach weiteren Belegen durchsucht und bei den Bewohnern des Ortes Nachfrage gehalten — Gleichgültigkeit der Behörden und kleinliches Mißtrauen der Bürger, die ihre alten Pergamente in den Truhen verschlossen halten, ohne Fremden die Durchsicht des Inhalts zu gestatten, erklären die Erfolglosigkeit seines Versuchs —; nach wie vor blieben die Inschrift des Altars zu St. Wolfgang mit den Jahreszahlen 1479 und 1481 und Pachers Contrakt mit der Gemeinde Gries von 1471 die einzigen verläßlichen Daten seiner Biographie, bis Dr. Spatzenegger in Salzburg vor wenigen Jahren durch neue Aufschlüsse über das letzte Werk des Künstlers den schwankenden Vermuthungen festere Begründung gab.

Originalbriefe bestätigen, daß die Bürgerschaft von Salzburg auf Empfehlung des Stadtraths Virgili Hover zu Rattenberg dem Maler Michael Pacher in Bruneck 1484 die Fertigung eines Hochaltars für die Pfarrkirche übertrug, daß dieser jedoch nach mehrfachen schriftlichen Unterhandlungen erst elf Jahre später die Uebersiedelung bewerkstelligte, bei dem Seidenater Gabriel in Salzburg seine Werkstatt aufschlug und nun an der Herstellung der Aufgabe ununterbrochen arbeitete, bis ihn mitten im rüstigen Schaffen der Tod ereilte, nachdem er noch am 8. Juli 1498 dreißig Pfund Berner für das Tafelwerk von dem Zechpropst der Pfarrkirche in Empfang genommen hatte. Wiewohl es zweifelhaft bleiben mag, ob der Meister noch lebte oder schon von der Erde geschieden war, als sein Eidam C. Neuhauser aus Clausen am 18. November desselben Jahres weitere dreihundert Gulden Honorar in Salzburg erhob, so läßt die spätere Quittung dieses Erben vom 6. December 1502 über den Abschluß seines Daseins keinem Zweifel Raum. Indem Neuhauser als Vormund seiner Tochter Margaretha — die den Namen ihrer verstorbenen Mutter führte — in der Generalquittung über 3300 Gulden bezeugte, daß sein „lieber schwecher saliger" die Anfertigung des Altarwerks für die Pfarrkirche Unserer lieben Frau zu Salzburg übernommen, den Sarch jedoch vor seinem Absterben nicht ganz vollbracht habe, lieferte er für den Tod des Genannten und den Mangel näherer Erben hinreichenden Beweis. Wer die letzte Hand an den unvollendeten Sarch des Altars gelegt, an dem außer Meister michel, dem Maler von Bruneggen, Maler Heinrich, Wolfart Fawst der Goldschmied, Maurer Veit, die Zimmerleute Rupert und Leonhard, der Tischler Ulrich und Schlosser Wolfgang Hödlmoser von Salz-

Digitized by Google

burg Mit- oder Hilfsarbeiter gewesen waren, und wohin das Tafelwerk gekommen, als der neue Hochaltar im Renaissancestil 1710 das pacherische Denkmal verdrängte? — — Die Zeitgenossen schweigen, die alten Rechnungen des Stadt- und Kirchenamts sind verschwunden, die Archivalien des Erzstiftes Salzburg theilweise verstreut und die wenigen Briefe Salzburger Bürger an den Meister vielleicht die letzten Reste aus jener Zeit.

Welche Schüler der fleißige Künstler hinterlassen? — Friedrich Pacher, der als Maler eines Tafelbildes für die Spitalkirche zu Brixen 1483 bekannt geworden ist und in einer Urkunde von 1493 zu Bruneck Erwähnung gefunden hat, mußte dem Vater — oder Bruder? — im Tode vorangegangen sein, da dessen Enkelin Margaretha als alleinige Erbin in der Quittung erscheint, und nach Salzburg dem Meister kein Gehülfe aus Tirol gefolgt. Was Michael erlebt und erlitten, wie er gehaßt und geliebt, welchen Verlauf sein Entwickelungsgang und Lebensgeschick genommen: — darnach fragen wir umsonst; was er geschaffen, das ist zum Theil der Gewinnsucht oder dem Unverstande späterer Geschlechter zum Raube gefallen; aber die erhaltenen Werke zeugen für die Meisterschaft eines Mannes, der sich nicht unwürdig seinen großen Kunstgenossen im deutschen Reiche an die Seite stellt.

Der Aufstand in der Herzegowina.

Von Anton Springer.

Möge auch einem alten Beobachter südslavischer Dinge die Abgabe eines bescheidenen Votums über den Aufstand in der Herzegowina gestattet werden, nachdem so viele Stimmen und unter diesen keineswegs nur solche Berufener über das häßliche Ereigniß laut geworden sind. Er erwartet nicht, den allgemeinen Lärm durch seinen vereinzelten Ruf zu übertönen, hofft aber bei manchen ruhigen Urtheilern wenigstens Bedenken gegen die landläufigen Meinungen zu erregen. Wer den Aufstand in der Herzegowina und in Bosnien als den ärgsten Schwindel, der seit Jahren mit der politischen Leichtgläubigkeit getrieben wurde, auffaßte, würde nicht weit von der Wahrheit abweichen und er könnte noch hinzufügen, daß nur selten ein Schwindel mit so großem Erfolge durchgeführt wurde. Eine der in der Türkei nicht allein unter den christlichen Bewohnern gewöhnlichen Rebellionen gegen die administrative Gewalt bricht aus. Die armen Teufel, die für ihr ganzes Eigenthum fürchten, und es schon als Steuer eingestrichen sehen, haben unser ganzes Mitleid und eine Aenderung im türkischen Steuersystem zu Gunsten nicht allein der christ-

Digitized by Google

lichen armen Teufel, sondern der armen Teufel überhaupt, unseren ganzen Beifall. Zu anderen Zeiten wäre der politische Werth der Ereignisse ganz den wirklichen Verhältnissen entsprechend geschätzt worden. Das Unglück wollte aber, daß sie in eine Periode gänzlicher Zeitungsdürre fielen, in welcher jeder Vorfall zu ungebührlicher Bedeutung anschwillt und jede Uebertreibung, vorausgesetzt, daß sie über die Langeweile hinüberhilft, willkommen geheißen wird. Diesen Umständen muß es auch zugeschrieben werden, daß die öffentliche Meinung den Einflüsterungen slavischer Träumer williges Ohr lieh und die Phantasien der Heißsporne an der Save und Donau mit der Wirklichkeit verwechselte. Täglich brachten die Zeitungen Telegramme, von denen mindestens die Hälfte erfunden, die andere Hälfte übertriebenen Inhaltes war. Die erste und letzte Depesche, jene, welche den Beginn des Aufstandes meldete und die andere, welche von dem Entsatze Trebinjes die Nachricht brachte, waren echt; fast alle übrigen trugen das Gepräge des Agramer, Belgrader, Ragusaner Fabrikates offen an der Stirn. Nicht genug daran, daß man dem Aufstande einen gewaltigen Umfang andichtete und von dem Zuzuge stammverwandter Helden — jeder Serbe und Montenegriner wurde als ein solcher von den Correspondenten gepriesen — in hellen Haufen fabelte, auch der Zweck und das Ziel der ganzen Bewegung wurde gefälscht, der Widerstand, der gegen den ungebührlichen Steuerdruck, jedenfalls nur gegen die Verwaltungsorgane gerichtet war, als ein Racenkampf, als ein Religionskrieg geschildert. Und auch dafür fanden sich gläubige Leser. Ist der Kampf aber ein grundsätzlicher, in welchem es sich um die höchsten geistigen Güter handelt, so kann auch die Lösung nur eine grundsätzliche sein. Frischweg wurde über die arme Pforte Gericht gehalten. Ist es nicht möglich, alle Türken nach Asien zurückzujagen, so muß wenigstens die christliche Bevölkerung von dem türkischen Joche befreit werden. Ein neuer Schnitt in das moslemitische Reich wurde empfohlen, die Gründung mindestens eines neuen Vasallenstaates angerathen.

Leider war das Auftreten der Regierungen wohl geeignet, solchen thörichten Meinungen und Rathschlägen Vorschub zu leisten. Der Himmel bewahre einen einfachen Unterthan vor dem Glauben, daß auch sie sich täuschen und durch falsche Telegramme hintergehen ließen. Wohl aber macht die Politik der östlichen Großmächte, und nicht in diesem Falle allein, den Eindruck einer gewissen Nervosität. Man fürchtet auf den Unglauben der Dauerhaftigkeit des Dreikaiserbündnisses da und dort zu stoßen, man möchte Proben derselben geben, aber doch auch nicht durch eine allzu kräftige Thätigkeit sie auf die Probe stellen. Daher ein beinahe vorzeitiges Eingreifen, dann aber ein Stehenbleiben vor entschiedenen Schritten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Großmächte die Integrität der Pforte wahren wollen und die von

Digitized by Google

ihnen ausgesandten Commissare die größte Mäßigung üben werden. Gewiß wird der Erfolg dieser diplomatischen (wie heißt der Kunstausdruck?) Mediation die Macht der Pforte nicht schädigen, vielmehr die Wirkung kaum dem schärfsten Auge, jedenfalls nicht den Herzegowinern offenbar werden. Immerhin geschah die Verabredung zum gemeinsamen Einschreiten in Formen, welche den Schein weckten, als schwebten die Großmächte in argen Sorgen und fürchteten sie das Umsichgreifen des revolutionären Brandes. So kam es, daß die Zeitungsleser glaubten, Gortschakoff und Andrassy fänden keinen Schlaf, bevor der letzte Herzegowiner vollauf befriedigt wäre, daß die Times Artikel brachten, welche dem Ruf des Weltblattes schlecht entsprachen und Lord John Russell sich mit dem Fluche grenzenloser Lächerlichkeit belud, was mit Rücksicht auf seine Verdienste in früheren Jahrzehnten nur bedauert werden kann.

Vielleicht gelüstet es noch andere Leute ihr Geld wegzuwerfen, vielleicht tritt noch eine unerwartete Verwicklung ein, welche den Frieden in der Herzegowina noch aufschiebt. Denn sowohl von Seite Serbiens, wie von Seite der politischen Vogelscheuche, die Montenegro heißt, kann man sich des Schlimmen versehen. Dort, in Serbien regiert ein Fürst ohne Kraft und Saft, der es nicht verstanden hat, sich bei seinen Unterthanen in Respect zu setzen, der das Gespenst der Thronverjagung stets vor Augen hat. Serbien nämlich, so jung es auch als staatlicher Organismus besteht, erfreut sich doch bereits eines permanenten Prätendententhums. Glaubt die Familie Giorgevitsch durch Begünstigung der Unruhen sich den Weg nach Belgrad zurück zu ebnen, so wird sie nicht Geld sparen, den Aufstand in der Herzegowina weiter zu schüren. Meint Fürst Milan, daß ihm die Theilnahme an der Rebellion den Thron besser sichere, so wird er nicht einen Augenblick anstehen, sich derselben anzuschließen. Unterliegt er, so darf er namentlich von der ungarisch-österreichischen Regierung noch immer eine Fürsprache bei dem Sieger hoffen, da zwischen dieser und dem anderen Thronbewerber eine häßliche Criminalgeschichte das Tuch der Freundschaft für immer entzwei geschnitten hat. Der Häuptling von Montenegro aber, wo Menschenfleisch stets wohlfeiler war als Hammelfleisch, und der Aussicht auf reichen materiellen Gewinn die Gewißheit gegenübersteht, nichts verlieren zu können, wird nicht zögern, mit den Herzegowinern gemeinsame Sache zu machen, wenn ein materieller Vortheil zu erwarten steht. Die Eifersucht, die zwischen den Machthabern in Serbien und Montenegro waltet, und sich bereits den Landesbewohnern mitgetheilt hat — beide Vasallenstaaten halten sich für den ausschließlich legitimen Erben der Pforte — darf auch nicht außer Acht gelassen werden, will man mit allen politischen Factoren rechnen. Sie kann, da kein Theil dem andern einen Gewinn gönnt, zur Zurückhaltung mahnen, unter Umständen jedoch auch zu

Digitized by Google

einem überstürzten Eingreifen, um sich ja den größten Vortheil zu sichern, verleiten.

Für den Fall also, daß die Dinge in der Türkei noch fernerhin die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen sollten, empfehle ich folgende Thesen zu näherer Prüfung.

Wir entwerfen uns von der christlichen Bevölkerung in der Türkei ein durchaus falsches, willkürlich idealistisch gefärbtes Bild und halten das religiöse Bekenntniß daselbst für ausschließlich entscheidend in allen politischen Angelegenheiten. Es gab eine Zeit, in welcher man in jedem Hammeldieb auf der Balkanhalbinsel einen vielduldenden Odysseus begrüßte und jeder serbische Schweinehirt in unserer Phantasie nach Homer roch. Diese Anschauungen und Meinungen hat die Wirklichkeit glücklicher Weise corrigirt. Dagegen spuckt gegenwärtig ein anderer Wahn: Die christlichen Glaubensbrüder müssen aus der Knechtschaft, in der sie schmachten, um jeden Preis befreit, aus dem Drucke, der auf ihnen lastet, gerettet werden. Man denkt sich die türkischen Christen auf der Höhe der Civilisation, daher berechtigt, auf die Mohammedaner, diese beschränkten Irrgläubigen, herabzusehen; man vergißt, daß die Masse der türkischen Christen Vielgötterei treibt, auf dem heidnischen Standpunkt steht, durch Ceremoniendienst ihr religiöses Bedürfniß vollständig befriedigt und in ethischer Beziehung durchaus nichts vor den mohamedanischen Mitbewohnern voraus hat. Wohin der schwerbesohlte Stiefel des Popen tritt, da keimt keine Culturpflanze, und von der Sandale des bosnischen Franziskaners gilt das Gleiche. Wie das Land durch Entwaldung und vielhundertjährige schlechte Wirthschaft die Fähigkeit zu stetiger Fruchtbarkeit verloren hat, nur Dürre und Trockenheit noch abwechselt mit verheerenden Ueberschwemmungen, so ist auch die Bevölkerung unfähig, spontan Bildungselemente zu entwickeln. Krampfhafte tumultuarische Bewegungen und dann fast lebloser Stillstand folgen einander periodisch.

Ein Unterschied, durch die Confessionen hervorgerufen, ist nicht vorhanden und daher auch eine politische Trennung nach den Confessionen unhaltbar. Wollte man aber eine territoriale Trennung eintreten lassen, etwa noch einen neuen Vasallenstaat schaffen, so wäre dieses die erbärmlichste Lösung, die sich denken läßt und nur ein weiterer Beweis, daß die Großmächte unfähig sind, und Europa mit ihnen unfähig, in den Ostländern dauernde Ordnung herzustellen. Diese Zwitterschöpfungen können weder leben noch sterben, erzeugen im Innern nur Mißmuth und Unzufriedenheit und bedrohen, Vulkanen gleich, die Nachbarstaaten. Wenn es einen Musterfürsten giebt, wie kaum ein anderer Staat sich eines solchen rühmen kann, der nur für das Wohl seines Landes lebt und sich mit diesem vollständig identificirt hat, von dem man sagen kann, daß er nur Regierungssorgen denkt, so ist es der Fürst Karol von Rumänien.

Digitized by Google

Und der Erfolg dieses Strebens? Die Abschiedsrede des rumänischen Kriegsministers Florescu lebt noch in unserem Gedächtniß.

Am wenigsten könnte der österreich-ungarische Staat es dulden, daß sich an seiner Grenze ein neues Wespennest einnistet, und ein neues Element der Störung seine ohnehin schon unfügsame und schwer einzufügende slavische Bevölkerung durchrüttelt. Ließe sich die Trennung einer oder der anderen türkischen Provinz nicht mehr abwenden, dann wäre es für Oesterreich ein kleineres Unglück, wenn es dieselbe in unmittelbaren Besitz nähme. Aber ein Unglück bliebe es, und nur ein Feind Oesterreichs könnte ihm wünschen, in der Herzegowina oder in Bosnien Ersatz für die verlorenen italienischen Provinzen zu finden. Sein Interesse verlangt die Integrität der Pforte, und der beste Rath für seine Regierung ist, nicht Reformen für einzelne türkische Provinzen anzustreben, die das ohnehin lose Band noch mehr lockern würden, sondern dafür zu sorgen, daß die Centralverwaltung in Constantinopel eine gründliche Aenderung und Besserung erfahre. Hörte die Serailwirthschaft auf, so würde das dem ganzen Reiche zum Frommen gereichen.

Straßburg und seine alte Bibliothek.

Die seit Jahren zwischen der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen und der Stadt Straßburg bestehenden Differenzen über die Entschädigung, welche die Stadt für ihre zerstörte Bibliothek zu beanspruchen hat, haben kürzlich eine, den Interessen der Stadt günstige Erledigung gefunden.

Auf Grund des Gesetzes vom 14. Juni 1871 wurde durch die damalige Gemeindeverwaltung eine Anforderung von 600,000 Francs = 480,000 Mark als Entschädigung für die durch das Bombardement und den Brand total zerstörte Bibliothek eingereicht. Die Stadt erhielt sogleich eine Abschlagszahlung von 150,000 Francs, und erst zwei Jahre später hatte die Commission, welche die Kriegsschäden abzuschätzen hatte, ihre mühselige und gewissenhafte Arbeit beendet, so daß im Monat November 1873 die Entschädigung definitiv auf 600,000 Francs festgesetzt werden konnte. Für die vielen, geradezu unschätzbaren und unersetzlichen Handschriften ꝛc. konnte natürlich nur annähernd eine Summe als geringer Ersatz angenommen werden. Die obigen 600,000 Francs gelangten aber keineswegs zur Auszahlung an die Stadtbehörden, weil die Landesverwaltung auf einen Theil des Geldes, als dem Staate gebührend, Anspruch erhob. Von Seiten des Oberpräsidiums stützte man sich bei diesen Ansprüchen auf folgende Erwägungen. Daß die

Digitized by Google

meisten vorhanden gewesenen gedruckten Bücher städtisches Eigenthum seien, wurde nicht bestritten, aber der Haupttheilstandtheil der Sammlung, wenn auch nicht der Zahl, so doch der Wichtigkeit und dem Werthe nach, bestand aus Manuscripten, Incunabeln und uralten Folianten, welche aus der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Säcularisation der geistlichen Güter im Elsaß herstammten. So beispielsweise der „hortus deliciarum", der Herrad von Landsberg und viele andere von gleichem Alter und Interesse. Durch die Säcularisation waren diese Staatseigenthum geworden und es fehlt bis jetzt an einem vollständigen Nachweis, daß dies Eigenthum, welches die Bibliothek der école centrale bildete, auf die Stadt Straßburg übergegangen ist. Aus dem Wortlaute des Consularbeschlusses vom 8. Pluviose des Jahres XI „immédiatement après l'organisation des lycées, les bibliothèques des écoles centrales supprimées seront mises à la disposition et sous la surveillance de la municipalité" zog die Verwaltung die Folgerung, daß die säcularisirten Bibliotheken nur dem Verwahrsam, der Benutzung, Unterhaltung und Verwaltung, nicht aber dem vollen, auch die Veräußerungsbefugniß einschließenden Eigenthume nach, an die Stadtverwaltung übergegangen seien. Für diese Anschauung wurde außerdem auf Verhandlungen hingewiesen, die damals mit dem protestantischen Seminar wegen Ueberlassung des Chors der neuen Kirche stattfanden. In dem betreffenden Vertrag wird mehrfach obiger Ausdruck wiederholt. Außerdem hatte die frühere französische Regierung Theile und Gruppen dieser Bibliothek der Verfügungsbefugniß der Stadt entzogen und anderen Bestimmungen überwiesen. Zum Beispiel, einzelnen Facultäten der Straßburger Akademie wurden bedeutende, in ihre Fächer einschlagende Sammlungen aus der säcularisirten Bibliothek zugewendet, eben so wie der Minister die Herausgabe einer sehr erheblichen Zahl von Bänden an das katholische Seminar verfügte, und auf Befehl der Staatsregierung eine ziemlich bedeutende Anzahl von Bänden ihren früheren Besitzern, denen sie auf die verschiedenste Weise entzogen waren, zurückgegeben wurden. Bei diesen Rechtsverhältnissen war die Landesregierung der Ansicht, daß das Recht der Stadt durch den Untergang der Sache erloschen sei, und sei es dabei ganz gleichgültig, ob es als Besitz aus dem Nießbrauch, oder als Verwahrsam anzusehen sei.

Es soll nun nicht verkannt werden, heißt es schließlich in dem betreffenden Erlaß des Oberpräsidenten, daß durch den Untergang der Bibliothek die Interessen der Stadt eine erhebliche Schädigung erlitten haben. Dem leitenden Gedanken des Gesetzes vom 14. Juni würde es daher nicht entsprechen, die gebührende Rücksicht hierauf außer Acht zu lassen. Andrerseits kann es, selbst bei Annahme des Eigenthumsrechts der Stadt, nicht zugelassen werden, daß die ganze Entschädigungssumme, welche die hiesige Commission festgesetzt

Digitized by Google

hat, der Stadt ohne Weiteres zur freien Verfügung überlassen werden soll. Hierbei wird aber den veränderten thatsächlichen Verhältnissen Rechnung getragen werden müssen. Für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse der Stadt und ihrer Bürger wurde durch Errichtung der Landes- und Universitätsbibliothek aus Staats- und Privatmitteln ein größerer Ersatz geboten. Die Bürgerschaft Straßburgs kann von der neuen Bibliothek in höherem Maße Nutzen ziehen, wie von der alten, ohne daß die Stadt mit der Verantwortlichkeit für die Verwahrung und Weiterbildung und mit der Last der Verwaltung beschwert ist.

Was den immerhin noch sehr erheblichen Theil des Entschädigungsgeldes betrifft, welcher der Stadt als Aequivalent für den früheren Besitzstand und für ihr unzweifelhaftes Eigenthum an einem Theile der Bibliothek gebührt, so kann auch dieser nicht beliebig verwendet, sondern muß in einer den früheren Stiftungszwecken entsprechenden Weise wieder nutzbar gemacht werden. Der Bürgermeistereiverwalter wurde deshalb veranlaßt, seine Erklärung über die Verwendung der Entschädigungsgelder abzugeben. In einem nachträglichen Erlaß vom Juni v. J. wurde noch das Napoleonische Decret vom 20. Februar 1809 vorgeführt, welches alle Manuscripte, sogar die in den Bibliotheken der Gemeinden befindlichen, als Staatseigenthum erklärte.

Diese Auffassung fand keinen Beifall bei der Stadtbehörde, und überreichte im März d. J. der Bürgermeistereiverwalter Back dem Bezirkspräsidenten Ledderhose eine Denkschrift, welcher wir folgendes entnehmen.

In der historischen Einleitung wird zuerst an die Klagen erinnert, welche der Bibliothekar der école centrale über die Verwahrlosung der Sammlungen erhoben hatte. Die Bücher lagen, in Kisten verpackt, auf dem Bodengeschoß des jetzigen Lyceums und in den Dachkammern des früheren Seminars. Das Departement steuerte nur 300 Francs jährlich bei, zur Besoldung eines Gehülfen; das Schenkungsobject wurde demnach durch den Geschenkgeber sehr gering geachtet. Ueberhaupt wurde unter der damaligen sehr strammen Centralisation der Unterschied zwischen Staats- und Gemeindegut nicht immer streng inne gehalten, was an mehreren, ziemlich auffallenden Beispielen nachgewiesen wird. So wurden — auf höheren Befehl — das Gemeindehaus und das Gestütsgebäude dem Kaiser angeboten. Die durch einfache Einziehung von Gemeindeeigenthum verursachten Verluste werden durch ein Geschenk von Büchern nicht aufgewogen. Es bestand auch ein nicht ungewöhnliches Verfahren, Ausgaben des Staatsschatzes auf Gemeindekassen zu übertragen. Man übergab Güter, die zu Staatsdiensten benutzt wurden, an Gemeinden, die selbstverständlich die Bestimmung derselben nicht antasten durften, aber als Eigenthümerinnen die Unterhaltungskosten tragen mußten. Im Jahre XII der Republik wurden die katholischen Kirchen, in den Jahren 1810 und 11

Digitized by Google

die Akademien und andere zum öffentlichen Unterricht bestimmten Gebäude in Garnisonsstädten sämmtliche Militärbaulichkeiten den Gemeinden „geschenkt". Ja, Straßburg erhielt den sogenannten „Breusch Kanal" überwiesen, und setzte es erst im Jahre 1825 durch, sich dieses Danaergeschenks wieder zu entledigen. Wegen der Kloster- und Emigrantenbibliotheken war man unter der Herrschaft des Consulats in großer Verlegenheit. Der Haushaltsetat für den öffentlichen Unterricht war sparsam bedacht; nirgends besaß man Räumlichkeiten für Repositorien; für Einbände, zu Besoldungen, zum Ankauf neuer Bücher fehlte es an Geldmitteln. Verkaufen durfte man die Sammlungen nicht, und so wurde die Sorge, wie die Ausgaben für dieselben, den Gemeinden zur Last gelegt, ohne daß die Verwaltung ihr Eigenthum oder das Recht der Zurücknahme sich vorbehielt. Diesem Verfahren entsprach die durch den Minister gegebene Formel: „mise à la disposition et surveillance de la municipalité". Als Benennung des Rechtsgeschäfts ist keine andere zulässig als „Geschenk von Hand zu Hand", welches, wie jede Schenkung unter Lebenden, das Eigenthumsrecht sofort und unwiderruflich überträgt.

Die in der Denkschrift durchgeführten Begründungen dieser Auffassungen können bei der jetzigen Sachlage übergangen werden. Hervorzuheben ist nur, daß nicht allein die Beamten von dem Bürgermeister ernannt wurden, daß die Stadt öfters Eigenthumsrechte ausübte, z. B. durch Tausch oder Verkauf von Duplicaten, daß die aus der Stadtkasse für die Bibliothek verausgabten Summen in 67 Jahren die Gesammtsumme von 627,000 Francs erreichten, daß die ursprüngliche Bibliothek der école centrale nur ca. 40,000 Bände enthielt, während der letzte Katalog über 200,000 Bände nachwies, und daß die Behörden die Stadt stets als Eigenthümerin anerkannt hatten. Z. B. ersuchte der Minister des öffentlichen Unterrichts im Jahre 1842 die Stadt um Mittheilung des kaum zwanzig Jahre früher durch einen städtischen Beamten, Herrn Moritz Engelhardt, entdeckten und veröffentlichten Manuscripts der Aebtissin Herrad von Landsberg, und — wurde von dem Bürgermeister abschlägig beschieden! Der Maire Humann verweigerte gleichfalls die Herausgabe desselben Manuscripts bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung von 1869. Uebrigens wurden nicht in Straßburg allein die eingezogenen Büchersammlungen den Gemeinden überwiesen, in allen städtischen Bibliotheken befinden sich prachtvolle Manuscripte, die von geistlichen Stiftungen herrühren.

Durch die Eingabe der Denkschrift bezweckte jedoch die Gemeindeverwaltung nur den Rechtsstandpunkt klar zu stellen. Sie erklärte sich zur gütlichen Schlichtung der Angelegenheit gern bereit. Herr Back führte an, man habe nicht die Absicht, die beanspruchte Summe zur Vergrößerung der jetzigen städtischen Bibliothek zu verwenden, sie solle vielmehr dazu dienen, ein

Digitized by Google

städtisches Kunst- und Gewerbemuseum, an Stelle des ebenfalls bei dem Bombardement zerstörten, zu begründen. Vor Allem wäre die Herstellung eines würdigen monumentalen Gebäudes ins Auge zu fassen, und die Stelle für dasselbe sei auf dem, durch die Stadterweiterung gewonnenen Terrain auszuwählen, resp. anzukaufen. Da nach Lage der Stadterweiterungsfrage jedenfalls noch Jahre vergehen werden, bis an die Ausführung des Baues gedacht werden kann, so ist neuerdings die Frage aufgeworfen worden, ob nicht inzwischen wenigstens ein Theil der Zinsen zum Ankauf von Kunstgegenständen verwendet werden könne? Herr Back will dies bei passender Gelegenheit nicht von der Hand weisen, glaubt aber doch, daß immer die möglichste Vergrößerung des Baufonds im Auge behalten werden müsse, damit vor Allem ein Gebäude entsteht, welches der Stadt zur wirklichen Zierde gereicht.

Der Präsident des Unterelsaß, Herr Ledderhose, unterstützte die in der besprochenen Denkschrift entwickelten Anschauungen der Stadt, und durch Erlaß vom 21. Juni 1875 genehmigte der Oberpräsident obigen Vorschlag im Wesentlichen. Die ganze Summe von 600,000 Francs soll demzufolge zur Errichtung eines städtischen Museums für Kunst und Kunstgewerbe verwandt, und zu diesem Behufe bis zu ihrer Verwendung von der Stadt verwaltet und zinsbar angelegt werden. Die Hälfte der aufkommenden Zinsen wird zum Capital geschlagen, in Betreff der anderen Hälfte erhält die Stadt die Befugniß, dieselbe bis zur Eröffnung des Museums auf die Förderung von Einrichtungen und künstlerischen, in die Zweckbestimmung des Museums fallenden Unternehmungen zu verwenden.

Durch diese Einrichtung erscheint der Neubau eines späteren großartigen Museums gesichert, und haben die Bürger von Straßburg alle Ursache, ihrem tüchtigen Bürgermeistereiverwalter, sowie der wohlwollenden Regierung dankbar zu sein.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Die Session der Gemeinderäthe. Wallfahrt nach Lourdes. Die großen Manöver. — Die Session der Generalräthe in Frankreich ist beendet. Sie hat eigentlich nicht ganz den Verlauf genommen, den man geglaubt hatte. Man fürchtete — und das selbst in den wohleingeweihtesten Kreisen, eine etwas stürmische Session. Alle Parteien hatten vorher darauf hingewiesen, daß die Generalräthe gewissermaßen dazu dienen sollten, die Kräfte der einzelnen Parteien im Lande gegenein-

Digitized by Google

ander zu messen und darin eine Vorbereitung für die herannahenden allgemeinen Neuwahlen zu finden. Der Verlauf der Session hat hiervon Nichts zu Tage treten lassen, oder vielmehr er ist ein anderer gewesen, wie manche Parteien ihn erwartet hatten. Die Generalräthe haben mit Schnelligkeit und Ruhe die ihnen obliegenden Arbeiten beendet, und mit Ausnahme kleiner unbedeutender „Incidents" die großen Fragen der innern Politik nicht berührt. Doch aber haben die officiellen Berichte der Präfecten ein Factum constatirt, das wohl eine Beachtung verdient. Bei den Privatunterhaltungen, Banquets, und Zusammenkünften der Generalräthe hat sich vor allem die Meinung geltend gemacht, daß es eine patriotische Pflicht sei, die Regierung des Marschall Mac Mahon zu unterstützen und die Ausführung der constitutionellen Gesetze mit allen Kräften zu fördern. Es waren vornehmlich die Mittelparteien, die Gemäßigten aller Fractionen, welche dies betonten und hierbei vielfache Anerkennung fanden. Die „veritable Republik" war das gegebene constitutionelle Terrain, auf dem eine Einigung sonst verschiedener politischer Gesinnungsgenossen mit leichter Mühe möglich war und welches als Ausgangspunkt festgehalten wurde. Es haben die gemäßigten Mittelfractionen unstreitig an Kraft und Bedeutung durch die Generalräthe gewonnen; und wenn es die Regierung versteht, diese Strömung zu unterstützen und zu heben, so unterliegt es keinem Zweifel, daß eine verfassungstreue Majorität bei den allgemeinen Wahlen gesichert ist, und alle extremen Parteien, Legitimisten, Bonapartisten und Radicale, es nur zu schwachen Minoritäten bringen werden. Ob die Regierung und das heutige Ministerium Frankreich sich hierzu geneigt zeigen wird, muß die Zeit lehren. Herrn Buffets brüskes Wort, das er Herrn Christophle, einem der am Meisten nach Rechts neigenden Mitglieder des linken Centrums zurief: „Ich bin niemals Ihr Alliirter gewesen, und werde es niemals sein!" macht solches etwas zweifelhaft. Aber Herrn Buffets klerical angehauchte conservative Politik hat keinen erkennbaren und haltbaren Zweck, — es sei denn, daß man annehme, er verfolge den einzigen Gedanken, die Republik selbst zu Gunsten des Orleanismus oder des Bonapartismus, wie etwa die augenblicklichen Chancen ausfallen sollten, zu cassiren. Im Uebrigen ist es absolut undenkbar, daß der Ministerpräsident einer Republik, der auf Grund einer republikanischen Constitution regiert, die Unterstützung selbst der gemäßigsten Republikaner von sich weisen kann, ohne seinen eignen Sturz herbeizuführen. Die Deputirten aber, die ja zum größten Theile auch Generalräthe sind, haben sich bei ihrem Aufenthalt in der Provinz davon überzeugen können, daß Frankreich vor Allem Ruhe und Stabilität in seinen politischen Zuständen haben will, damit es sich unbehindert und ohne Sorge seinen Geschäften der Arbeit und des Handels hingeben kann. Somit sind auch ganz besonders die Bonapartisten durch die sich in den General-

Digitiz

räthen geltend gemachte Strömung unangenehm berührt worden, und die bekannte Rede eines der ihrigen, des Herrn Magne, hat nicht wenig dazu beigetragen, diese Stimmung noch zu verschlechtern. Sie erkennen mit Schrecken, daß die Verfassungspartei immer mehr an Boden gewinnt, daß das Princip der Ordnung und Ruhe im Innern, als deren alleinige Verfechter und Vertreter sie sich so gern hinstellen, ihnen auf Grund der bestehenden Constitution aus den Händen genommen wird, und daß sie dadurch in die Rolle einer aufrührerischen und den innern Frieden gefährdenden Partei zurückgedrängt werden. Ihrem Spiele und ihren Hoffnungen kann nur ein Ueberringen der radicalen Parteien dienlich sein; gewinnen die Gemäßigten die Oberhand, so fallen ihre Chancen um ein Beträchtliches.

Die projectirten Wallfahrten deutscher Ultramontane nach Loudres und Paray-le-Monial unter Führung des Grafen Stollberg erregen im Allgemeinen die deutsche Presse in weit höherem Grade wie die französische. Man steht hier im Allgemeinen dieser religiösen Demonstration ziemlich kühl gegenüber; und man darf in Deutschland nicht vergessen, daß der Haß gegen Alles, was deutsch ist, hier noch zu tief gewurzelt ist, als daß man geneigt sein sollte, in dieser Pilgerfahrt ein für Frankreich besonders günstiges Zeichen einer freundlichen Gesinnung zu sehen, sei es auch nur von Seiten ultramontaner Deutscher. Es ist damit allerdings durchaus nicht ausgeschlossen, daß der deutsche Ultramontanismus nicht stets ein Punkt bliebe, dem man in Frankreich eine große Aufmerksamkeit schenkt, und für den Fall künftiger Ereignisse stets in den Kreis der politischen Combinationen und Hoffnungen zöge, — aber es ist doch noch ein weiter Weg, daß dergleichen geheime Sympathien den Ausdruck offenen Entgegenkommens annehmen könnten. Die französische Regierung selbst ist durch diese Wallfahrten mehr genirt, wie erfreut. Sie hat daher auch die umfassendsten und strengsten Befehle gegeben, damit bei diesen religiösen Aufzügen nicht die politischen Leidenschaften der großen Menge erregt werden, wodurch leicht unvorherzusehende Verwicklungen entstehen können. Die deutsche Regierung andererseits hat gleichfalls kaum ein Interesse daran, durch ein Einschreiten bei der französischen Regierung diese Wallfahrten zu hindern. Abgesehen davon, daß dies etwas unmöglich erscheint, so lange dieselben nur einen streng religiösen Character tragen, so dürfte andererseits, wenn die Ultramontanen geneigt sein sollten, der Sache einen politischen Hintergrund zu verleihen, dies vaterlandsverrätherische Treiben sich selbst richten!

Die bevorstehenden großen Manöver, welche bei fünf Armeecorps der französischen Armee stattfinden werden, beschäftigen augenblicklich die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Es ist damit zum ersten Male nach dem neuen Militärgesetz eine Einziehung der Reserven aus der

Digitized by Google

Altersclasse 1867 verbunden worden. Dieselben sind zu mehrwöchentlichem Dienst bei der Fahne einberufen. Diese Ordre des Kriegsministers greift natürlich in weite Kreise ein und vor Allem in solche, die dem Waffenhandwerk schon ein wenig entfremdet sind. Man war an dergleichen allgemeine Einziehungen einer Jahresclasse von Reserven in Friedenszeiten unter dem Kaiserreiche nicht gewöhnt, und merkt nun, daß die gloire, wenn sie mit der allgemeinen Wehrpflicht verbunden ist, auch ihre gewissen unangenehmen Seiten hat. Es ist bei dieser Gelegenheit wieder viel über die französische Militärorganisation geschrieben worden, namentlich in Anlaß eines sehr tadelnden Artikels des Blackwood's Edinburgh Magazine hierüber. Die eingehende Würdigung der hierbei erhobenen Fachfragen muß ich competenteren Sachverständigen überlassen. Nur darauf möchte ich mir gestatten hinzuweisen, daß einmal das Effective der französischen Armee nach den neuen Militärgesetzen bedeutend vermehrt worden ist, und daß zum andern die Neubewaffnung mit dem Grosgewehr und den neuen Kanonen mit äußerster Energie betrieben wird und als ziemlich vollendet angesehen werden darf. Auch ist nicht zu übersehen, daß sowohl im Officiercorps wie bei der Truppe sich in unverkennbarer Weise ein ernsterer Sinn des Fleißes und der Thätigkeit und ein allgemeiner guter Wille kundgiebt. Ob aber im Ganzen die Reorganisation eine richtig intentionirte und geleitete ist, ob Routine und alte Gewöhnung nicht manche gute Idee und manchen frischen Aufschwung wieder ersticken und hemmen werden, dann wage ich nicht ohne Weiteres zu entscheiden. Doch aber dürfte ein zu großes Unterschätzen der französischen Armee ein Fehler sein, vor dem wir uns zu hüten haben.

Aus Berlin. Ein heimatloser Bischof. Vom volkswirthschaftlichen Congreß. Theater. — Das bemerkenswertheste Ereigniß, welches auf dem noch immer sommerlich dürren Gebiete unserer inneren Politik die verflossene Woche zu Tage gefördert, gehört wieder einmal dem „Culturkampf" an. Es betrifft den abgesetzten Bischof Martin von Paderborn, der jetzt die ganze Stufenleiter gesetzlicher Strafen über sein Haupt hat ergehen sehen. Die letzte Maßregel, die über ihn verhängt wurde, nachdem er aus dem Internirungsort Wesel seinen Märtyrerleib über die holländische Grenze gerettet, ist der Verlust seiner Staatsangehörigkeit, auf Grund des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1874 über die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern.

Es ist eine eigenthümliche Maßregel, diese Expatriirung. Das Gesetz über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit hatte sie nur vorgesehen für Fälle, wo im Ausland lebende Deutsche der aus Anlaß eines Kriegs vom Bundespräsidium erlassenen Aufforderung zur Rückkehr oder der Aufforderung

Digitized by Google

zum Austritt aus fremden Staatsdiensten nicht Folge leisten. Diesen Fällen hat dann das oben angeführte Gesetz noch denjenigen hinzugefügt, daß gerichtlich abgesetzte Geistliche in der Ausübung ihrer Amtsbefugnisse fortfahren. Eine eigentliche Strafe sollte die Entziehung des Bürgerrechts nicht sein; die Verbannung oder „Reichsacht" ist dem deutschen Strafgesetzbuch fremd und wird auch durch keinen Richterspruch, sondern durch eine bloße Verfügung der Verwaltung verhängt; nur der Recurs an einen Gerichtshof steht frei, der aber in diesen Fällen kaum je ergriffen werden dürfte, da das zuständige Tribunal der verhaßte „geistliche Gerichtshof" ist. Die Expatriirung widersetzlicher Geistlicher ist sonach lediglich eine Präventivmaßregel, deren man äußersten Falles nicht entbehren zu können glaubte, um einer fortdauernden gegen Gesetz und Ordnung gerichteten geistlichen Agitation vorzubeugen. Denn ein seiner Staatsangehörigkeit verlustig erklärter Deutscher ist eben ein Ausländer und kann gleich jedem Fremden durch einfache polizeiliche Verfügung aus dem deutschen Reich ausgewiesen werden. Was den Bischof Martin im besondern betrifft, so wird die holländische Regierung, unter deren Schutze der moderne Glaubensheld und Blutzeuge weilt, dafür zu sorgen haben, daß er nicht von ihrem Gebiete aus seine agitatorische Thätigkeit fortsetze, und nöthigenfalls wird unser auswärtiges Amt die völkerrechtlichen Pflichten schon in Erinnerung zu bringen wissen; es hat davon im Auslande bereits ein gewisses Renommée. So dürfte es denn für den heimatlosen Bischof das Gerathenste sein, seinen Wanderstab weiter zu setzen und sich in Rom den Kardinalspurpur zu holen, der ihm ja zugesagt sein soll, und den er sicherlich wohl verdient hat.

Doch überlassen wir den hochmüthigen Priester mit dem harten westfälischen Kopfe seinen ferneren Schicksalen, und wenden wir uns zu andern Vorgängen, die das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen. In politischen und industriellen Kreisen hat seit längerer Zeit keine Nachricht solches Aufsehen gemacht, wie die, daß der volkswirthschaftliche Congreß ins schutzzöllnerische Lager übergegangen ist. Man war gewohnt, den Berathungen und Aussprüchen dieser aus bedeutenden Capacitäten von praktischer und theoretischer Bildung bestehenden wissenschaftlichen Gesellschaft hohe Beachtung zu widmen und großes Gewicht beizulegen. Denn seit langen Jahren waren von dem volkswirthschaftlichen Congreß Bewegungen und Anregungen ausgegangen, welche dann von der Gesetzgebung angenommen oder doch stark berücksichtigt wurden. In gewissem Maße war der Congreß der Bahnbrecher und Wegweiser für unsere ganze Rechtsentwickelung auf wirthschaftlichem Gebiete, der doch Niemand großartige und freisinnige Grundzüge absprechen wird. Mit diesen Erwartungen folgte man auch jetzt wieder den Berathungen, die in den letzten Tagen in München stattgefunden. Und nun gibt diese Ge-

Digitized by Google

sellschaft, die ihr Lebenlang als Vorkämpfer liberaler, freihändlerischer Grundsätze dastand, ihr Votum dahin ab, daß man in der bisherigen Zoll- und Handelspolitik innehalten müsse, daß die weitere wirthschaftliche Entwickelung in schutzzöllnerischer Richtung stattzufinden habe, kurz, daß man mit Allem, was man bisher erstrebt und erreicht, „auf dem Holzweg" gewesen sei. Daß eine solche Erklärung der wissenschaftlich bedeutendsten nationalökonomischen Körperschaft allgemeines und recht peinliches Aufsehen erregt hat, ist begreiflich genug. Zum Glück ist eine solche Gesellschaft kein gesetzgebender Factor und das Gewicht, das man ihren Aussprüchen beizulegen pflegte, beruhte nur auf dem wissenschaftlichen Werthe, der sachlichen Begründung, dem unparteiischen uninteressirten Urtheil der abgegebenen Gutachten. Diese Vorzüge aber sind unzweifelhaft der entgegengesetzten Erklärung der Minorität allein eigen, und nicht der Gesellschaft von Strumpffabrikanten und Hüttenbesitzern, die durch künstliches Zusammentrommeln und eine illoyale Ueberrumpelung das Zahlenübergewicht gewonnen und den mit dem Namen des Redacteurs eines dunkeln Frankfurter Börsenblättchens gezierten „Antrag Stöpel" mit knapper Mühe durchgedrückt hat. Immerhin aber wird dies Resultat von der schutzzöllnerischen Agitation dahin verwerthet werden, daß jetzt auch der volkswirthschaftliche Congreß seinen Irrthum eingesehen habe, ein Argument, das trotz seiner geringen Stichhaltigkeit seinen Eindruck nicht verfehlen wird. In unserem Reichstage sind viele Mitglieder in wirthschaftlichen Dingen so unzuverlässig und lenkbar, daß eine angebliche öffentliche Meinung, die sich für eine Umkehr in der Zoll- und Handelspolitik ausspricht, zahlreiche Anhänger findet; dazu kommen die Elemente, die, wie das gesammte Centrum, an jeder Schlappe des verhaßten Liberalismus ihre Freude haben, wenn auch kirchliche Dinge nicht im entferntesten im Spiele sind: kurz, eine Unmöglichkeit wäre es nicht, daß eine rührige Agitation mit ihren reactionären wirthschaftlichen Bestrebungen einmal praktische Erfolge in der Gesetzgebung erringe. Hoffentlich wird man sich auch im freihändlerischen Lager an dem Eifer der Gegner ein Beispiel nehmen und, gewarnt durch die vielen Symptome heraufziehender Gefahren, mit ganzer Kraft zur Fahne stehen.

So wirft schon jetzt die bevorstehende parlamentarische Saison ihre Schatten voraus. Und auch die Berliner Gesellschaft beginnt sich auf den Winter zu rüsten. Schon herrscht in unseren verödeten Musentempeln wieder ein regeres Leben und einzelne Bühnennovitäten haben sich bereits als Vorläufer der im Heranzug begriffenen Herrlichkeiten eingefunden. So ergötzt uns das Wallnertheater mit einem neuen hinterlassenen Werk des vor einigen Wochen so plötzlich verstorbenen Herrn von Schweitzer, „Großstädtisch" betitelt. Es ist eine lustige Posse voll Leben und Humor, die des Verfassers Talent, anziehende Verwickelungen zu schaffen und zu lösen, seine Erfindungs-

Digitized by Google

kraft und sein eminentes technisches Geschick in hellem Lichte erscheinen läßt. Ein würdiger Provinziale mit ehrsamer Gattin kommt nach Berlin, um sich die Braut seines Neffen und deren Familie anzusehen. Gewarnt durch die Schilderungen von großstädtischer Sittenlosigkeit, begegnen sie den Menschen und Verhältnissen mit dem größten Mißtrauen, und finden leider alle ihre Befürchtungen übertroffen. In dem wackern Rittmeister, der gerne ein harmloses Spielchen macht, erblicken sie einen zünftigen Bauernfänger, bei dessen Gattin, die für einen frauenemancipationsbegeisterten Buchhändler literarische Arbeiten liefert, setzen sie Beziehungen von höchster Unmoralität und empörender Offenheit voraus, bis sie endlich reumüthig entdecken, daß es in dem „modernen Babel" ebenso brave und achtbare Leute giebt, als anderswo. Das Stück ist freilich aus Uebertreibungen, Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten zusammengesetzt; es beansprucht aber auch nicht, ein feines Lustspiel zu sein, sondern giebt sich als Posse, und in dieser Kunstgattung lassen wir uns die groben Fäden der Verwickelung schon gefallen und sind zufrieden, wenn wir komische Situationen, witzige Einfälle und ein paar drollige Charakterköpfe zu sehen bekommen, und die Figuren sich nicht auf dem Boden das baaren Unsinns bewegen. D.

Literatur.

Ecbasis captivi, das älteste Thierepos des Mittelalters; herausgegeben von Ernst Voigt, Straßburg 1875 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker VIII.). — Es war eine Lieblingsidee J. Grimms, den Ursprung der vielverbreiteten und von echt volksthümlichem Humor belebten Erzählungen von Wolf und Fuchs, die durch Goethes Reinecke Fuchs unserer neueren classischen Literatur einverleibt worden sind, in einem Thierepos der Urzeit zu suchen. Mit seinem Sinn spürte er dem Waldgeruch nach, der diese Erzählungen durchwehte. Seit Grimms Reinhart Fuchs 1834 ward diese Auffassung so ziemlich allgemein angenommen: die Literarhistoriker stellten neben die Götter- und Heldensage als dritten heimischen Sagenkreis das Thierepos hin. Wie sich von solchen Hypothesen aus die weitere Entwickelung der Thiersage darstellte, zeigt in vorzüglicher Weise W. Wackernagel, Kleinere Schriften 2, 234 fg.

Den ersten Widerspruch gegen diese Theorie erhob W. Scherer in seiner Biographie J. Grimms, Preuß. Jahrbücher 16, 122; wie er auch an einer

Digitized by Google

einzelnen Sage, der vom gefressenen Hirschherzen, den Ursprung der deutschen Erzählungen aus äsopischen Fabeln, und ihre Weiterbildung in der Mönchspoesie nachwies. Dann hat Müllenhoff in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 18, 1 die Beweisgründe J. Grimms widerlegt und nach den vorhandenen deutschen Denkmälern die Entwickelung der vom didaktischen Zwecke befreiten Thierfabel kurz dargestellt. Es handelt sich nun darum, diese Entwickelung im Einzelnen zu verfolgen, dazu müssen vor allem die Texte der Gedichte aus der Thiersage einer erneuten Betrachtung unterzogen werden.

Unter ihnen haben die lateinischen Quellen eine hervorragende Bedeutung: nicht sowohl wegen des poetischen Werthes, als weil sie die ältesten sind. Freilich hat ihre Behandlung auch besondere Schwierigkeiten. Die mönchischen Dichter benutzten die Erzählungen von den Thieren zu allerhand Beziehungen auf ihre persönliche Umgebung; sie schmückten sie mit einer geschmacklosen Gelehrsamkeit aus.

So namentlich auch der Verfasser der Ecbasis. Es waren manche Grundzüge seines Lebens und Dichtens leicht erkenntlich; aber sie bis ins Einzelne zu verfolgen, verlangte eine wirklich bedeutende gelehrte Arbeit. E. Voigt hat Ort und Zeit der Dichtung (Toul um 940) überzeugend festgestellt; er hat hauptsächlich durch Beobachtung der metrischen Künstelei des Dichters eine längere Interpolation ausgeschieden; er hat die massenhaften Entlehnungen, welche das Werk fast zu einem Cento aus Horaz, Prudentius u. a. machen, auf das fleißigste nachgewiesen. Nur in dem einen Punkt bleibt wohl ein Zweifel bestehen, ob wirklich die Erfindung der Erzählung, soweit sie nicht in der äsopischen Fabel von der Krankheit des Löwen vorlag, diesem Dichter zuzutrauen, und ob nicht etwa eine längere und ausmalende mündliche Ueberlieferung in den Mönchskreisen — eine schriftliche Bearbeitung ist durch V. 39 ausgeschlossen — angenommen werden müsse.'

Für diese Frage wird die Analogie der späteren lateinischen Gedichte von Belang sein. Voigt gedenkt auch diese herauszugeben: eine Aussicht, die nach der vorliegenden Leistung mit Freuden begrüßt werden muß.

E. Martin.

Notiz. Jahrbuch der deutschen Marine für 1875. Zweiter Jahrgang. Kiel, K. v. Wechmar. — Das Jahrbuch der deutschen Marine ist keine amtliche Arbeit, es ist weder „officiös noch officiell", wie es in der Vorrede heißt, wenn es auch, wie selbstverständlich nur wünschenswerth sein konnte, sich des Beirathes der Reichsbehörde erfreuen durfte. Hervorgegangen aus dem wachsenden Interesse an der gedeihlichen Entwickelung unserer jungen Seemacht, will es ein Organ für die Beobachtungen und Wünsche aller sein, welche in wissenschaftlichen oder Privatkreisen ein durch amtliche Rücksichten

Digitized by Google

unverkümmertes Urtheil aussprechen oder lesen wollen, ohne dabei auf dem Standpunkte principieller Opposition zu stehen. In diesem Sinne verbreitet es sich über alle Zweige, welche die Beachtung des maritimen Publicums verdienen. Neben Bemerkungen über internationales Seerecht und über ein paar Consequenzen der Seekriegführung, neben Mittheilungen über deutsche Polarfahrten, über Kuli- und Sklavenhandel, die allerdings mehr einen aphoristischen Charakter haben, über die deutsche Seefischerei, den lübischen Seeverkehr, neben rein nautischen Bemerkungen und Kenntnißgabe von maritimen Verordnungen, wird uns vorzüglich historisches und statistisches Material geboten. Von ersterem ist als ganz besonders dankenswerth hervorzuheben ein Kalendarium der deutschen Marine, gewissermaßen Regesten der Flotte. In kalendarischer Ordnung werden die Erlebnisse und Thaten nicht nur der jungen deutschen Flotte verzeichnet, sondern deutscher Schiffe überhaupt, soweit solche nennenswerthe oder folgenreiche Geschicke gehabt haben. So beginnt die Arbeit gleich mit der Notiz, daß am 1. Januar 1683 Major v. d. Gröben die brandenburgische Fahne an der Guineaküste aufgepflanzt hat; Ereignisse von allgemeinem maritimen Interesse sind in kleinerem Druck beigefügt und erhalten so die Beziehungen zum großen Ganzen aufrecht, auch wird die Hoffnung ausgesprochen, daß später das Kalendarium noch vervollständigt und ihm vor allem auch die hauptsächlichsten Daten aus der hanseatischen Geschichte beigefügt werden können. Von dem rein statistischen Inhalt machen wir vor allem aufmerksam auf die Commando- und Anciennetätsliste der Offiziere und Beamten, auf das Verzeichniß der Seemannsämter und der ihnen vorgesetzten Landbehörden, auf den Besatzungsetat der Schiffe und vor andern auch auf den Auszug aus dem Hauptetat der Verwaltung, sowie auf den Aufsatz über die Kriegsmarine und deren Organisation überhaupt. Wenn wir noch hinzufügen, daß auch die maritime Bibliographie in einem Anhange vertreten ist, so wird man die Reichhaltigkeit des Buches, dem der gedeihlichste Erfolg zu wünschen ist, nicht in Zweifel ziehen.

Berichtigung.

Herr Oberwinder, Redacteur der „Zeit" in Wien, dessen auf Seite 343 d. Z. gedacht worden war, ersucht uns, die dort gemachten, seine Person betreffenden, Mittheilungen als unwahr zu bezeichnen. D. R.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 3. September 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die arisch-semitische Urzeit.*)

Von Ferdinand Spiegel.

Unstreitig darf die morgenländische Geschichtsforschung zu ihren bedeutsamsten Verdiensten die Thatsache rechnen, daß es ihr gelungen ist, die Grenzen der beglaubigten Geschichte der Vorzeit um ein Bedeutendes zu erweitern. Das zweite Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, von welchem ältere Geschichtswerke nur sehr karge und zum Theil unzuverlässige Nachrichten zu geben wußten, ist entweder schon vollständig in den Bereich der beglaubigten Geschichte gezogen oder es wird dies doch in nicht allzu ferner Zeit der Fall sein. Die Veröffentlichung der Vedas, deren älteste Bestandtheile bis in den von uns bezeichneten Zeitraum zurückgehen, brachte die Kenntniß von den Anfängen der indischen Cultur im Industhale und diese geben uns in vielen Stücken ein getreues Bild von den Anfängen indogermanischer Cultur überhaupt. Fast zu gleicher Zeit haben die Ruinen im Gebiete des Euphrat und Tigris angefangen, die Cultur Ninives und Babylons im zweiten Jahrtausend zu erschließen, wir lernen aus ihnen, daß dort längst schon geordnete Reiche bestanden zur Zeit als erst die Grundlagen der indischen Cultur und des indischen Staates geschaffen wurden. Begreiflicher Weise wenden sich die Blicke des Forschers auch auf das gebirgige Land, welches die Thäler des Tigris von denen des Indus trennt und das wir unter dem Namen Erân oder auch Persien zusammenzufassen gewohnt sind; man fragt nach der eigenthümlichen Bildung in diesem Lande, wie auch nach den Einflüssen, welche sich vom Osten wie vom Westen her auf dasselbe geltend gemacht haben. Die Forschung gewinnt aber im Vertrauen auf diese Errungenschaften auch

---

*) Die Anfänge des Menschengeschlechts und sein einheitlicher Ursprung. Erster Theil. Arier, Aramäer und Kuschiten. Von Dr. Joseph Kuhl. Bonn 1875.

Die Erzväter der Menschheit. Ein Beitrag zur Grundlegung einer hebräischen Alterthumswissenschaft von Dr. Julius Grill. Erste Abtheilung: zur Methode der urgeschichtlichen Forschung. Die ersten Menschen. Leipzig 1875.

Digitized by Google

den Muth, ihre Aufmerksamkeit auf noch entferntere Zeiträume zu richten und Fragen wieder aufzunehmen, welche nicht aufhören die Wißbegierde zu reizen, so oft auch die Beantwortung derselben sich als unmöglich herausgestellt haben mag. Zu den Fragen dieser Art gehört auch die nach dem ursprünglichen Zusammenhang der Semiten und Indogermanen. Daß diese Völkerschichten sich am nächsten stehen, wird auch von denen zugegeben, welche an eine Urverwandtschaft derselben nicht glauben, wer diese letztere zu erweisen sucht, muß in eine sehr frühe Zeit, vor das zweite Jahrtausend, zurückgehen, weil sich um diese Zeit beide Völkerstämme schon als geschieden darstellen. Den Beweis für die Urverwandschaft kann man nun auf doppelte Weise zu führen suchen: indem man sich auf die Verwandtschaft der Sprachen oder auch auf die Gemeinsamkeit von Mythen und Sagen stützt, diese letztere Seite betonen vorzugsweise die beiden im Eingange genannten Werke und von ihr gedenken wir allein im Folgenden zu reden. Untersucht man die Beziehungen zwischen den ursprünglichen Semiten und Indogermanen von Seite der Sprache, so versteht es sich von selbst, daß man in jene frühe Zeit zurückgehen muß, in welcher es denkbar ist, daß die beiden Sprachstämme noch zu einem einzigen Volke verwachsen waren. Anders stellt sich die Sache, wenn man die Gemeinsamkeit beider Zweige mit Rücksicht auf die Gemeinsamkeit der Mythen oder Sagen betrachtet. Hier sind mehrere Fälle denkbar: es ist wenigstens möglich, daß dieser gemeinsame Besitz auch aus einer späteren gemeinschaftlichen Entwickelung herrührt, die noch nach der Sprachtrennung fortdauerte, es ist ferner denkbar, daß dieser gemeinsame Besitz ursprünglich weder Eigenthum des einen oder des andern Stammes, sondern von einem dritten Volke entlehnt sei. Jedenfalls ist nun die Thatsache unbezweifelt und seit lange bekannt, daß die Erzählungen, welche wir in den ersten elf Kapiteln der Genesis finden, sich auf das innigste berühren mit andern ähnlichen Erzählungen der Indogermanen; während man sich aber früher blos an der Thatsache genügen ließ, fragt man jetzt nach den historischen Gründen dieser Verwandtschaft. Die Antwort wird verschieden ausfallen je nach dem Standpunkt, auf den man sich stellt, vor Allem, ob man die Erzählungen der betreffenden Urkunden als Mythen oder als Sagen auffaßt, letzteres thut nun der Verfasser der oben zuerst genannten Schrift, er muß also überall einen historischen Kern finden, diese Ansicht sucht er festzuhalten, ohne sich dabei mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Widerspruch zu setzen. Die ersten Kapitel der Genesis führen ihn zu den Anfängen des Menschengeschlechts; in Bezug auf diese sind bekanntlich unter den jetzigen Sprachforschern zwei Ansichten vertreten: während die größere Anzahl unter ihnen eine Mehrheit von Sprachen als ersten Ausgangspunkt für die jetzt bestehenden Sprachen annimmt, halten Andere einen einheitlichen Ursprung nicht für unmöglich.

itized by Google

Zu diesen Letzteren gehört nun auch unser Verfasser und sucht nachzuweisen, daß die Naturwissenschaft und namentlich Darwin der Lehre von einem einheitlichen Ursprunge des Menschengeschlechtes durchaus nicht so abhold sei, als man gewöhnlich annimmt. Wie freilich diese Einheit beschaffen war, wie sich aus ihr die Vielheit entwickeln konnte, das vermögen wir im Einzelnen nicht mehr nachzuweisen, daß sie aber vorhanden war, das sucht unser Verfasser an der Hand der Geschichte darzulegen. Wer an einen einheitlichen Ursprung der Menschheit glaubt, der wird nicht blos eine Ursprache, sondern auch eine Urheimath derselben annehmen müssen. Dies thut nun auch Hr. Kuhl, aber er setzt diese Urheimath nicht mit den biblischen Urkunden an den Ararat, sondern weit östlicher an den Hindukusch, dort ist nach ihm auch der Landstrich zu suchen, welchen die Semiten mit Aram, die Indogermanen aber mit Aryana bezeichneten, denn beide Worte sind nach seiner Meinung auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen. In jenem Landstriche nun müssen wir auch die Entstehung jener Sagen suchen, welche den Semiten und Indogermanen gemeinsam sind: die vom Paradiese und einer großen Fluth. Daß wir diese Sagen bei den verschiedensten Völkern wieder nachweisen können, ist unserem Verfasser ein Beweis für die Abstammung des Menschengeschlechtes aus einer gemeinschaftlichen Urheimath. Auf eine neue und scharfsinnige Weise sucht nun Kuhl darzuthun, daß für die Stämme der Arier, Semiten und Turanier wirklich eine gemeinsame Abstammung anzunehmen sei. Nach ihm bestand im zweiten Jahrtausend v. Chr., zu einer Zeit als in Aegypten die Cultur längst begonnen hatte und die Reiche am Euphrat und Tigris ganz Vorderasien beherrschten, im Osten, am Hindukusch, ein Reich von ganz ähnlicher Macht, welches seinen Mittelpunkt in Baktra und als seinen Leiter den Priesterkönig Zarathustra hatte; auf die gewöhnliche Weise zeigt er dann, daß alle Indogermanen einen gemeinsamen Ursprung haben müssen, ebenso alle Semiten. Um nun aber noch Anhaltspunkte für den natürlich noch weiter zurückliegenden Ursprung beider Völkermassen zu gewinnen, läßt er sich durch seinen Eifer fortreißen, überall die Namen Aryana und Aram wieder zu entdecken, mit Mitteln freilich, die kein moderner Linguist gutheißen wird. So gelingt es ihm in der That, von Indien bis nach Irland eine Anzahl Namen zu entdecken, welche alle den Namen der Arier ganz oder theilweise enthalten, ebenso sucht er bei den Semiten überall einen Zusammenhang mit Aram, wo nur die Silbe Ar erscheint. Beide Völkerfamilien wohnten nach seiner Ansicht ursprünglich am Hindukusch, die Semiten schieden sich von dort aus und verlegten ihren Schwerpunkt weiter westlich in die Gegend des Berges Ararat und der Hochebene Arpakhschad, dort vollzog sich die Trennung von ihren früheren Stammesgenossen und sie wurden, was sie jetzt sind. Aus jener früheren Zeit, als noch beide Völkerfamilien am Hindukusch wohnten, stammen

itized by Google

nach unserem Verfasser die Sagen, welche beiden gemeinsam sind. Schon die bei diesen Völkern so allgemein verbreitete Ansicht von einer früheren besseren Zeit scheint ihm zu merkwürdig, als daß wir sie für ein bloßes Spiel der Phantasie betrachten dürften; es weist vielmehr die Sage nach Osten und am Hindukusch haben wir das Paradies zu suchen, welches sich immer an einen Berg anlehnt, in wie veränderter Gestalt die Sage auch erscheinen mag. Dieser Paradiesesberg hängt aber genau zusammen mit dem Berge der großen Fluth. Diese große Fluth gehört gleichfalls zu den am weitesten verbreiteten Sagen, die verschiedenen Formen, in welcher sie erscheint, sind schon oft zusammengestellt und besprochen worden (vgl. auch diese Zeitschrift 1872. 1, 247 flg.), neu ist hier nur, daß Herr Kuhl den Berg auch zur Insel werden läßt und die Insel der Kalypso und die Atlantis damit vergleicht. Als historischen Gehalt der Sage findet unser Verfasser die Thatsache einer durch eine Erdrevolution veranlaßten Ueberschwemmung, die aber nur auf die Umgebung des Hindukusch beschränkt war, von den Bewohnern jener Gegenden aber für eine allgemeine Ueberschwemmung der Erde angesehen wurde, es führt uns also auch die Verfolgung dieser Sage in jene östliche Gegend. Die Thäler nun des Hindukusch, welche in unseren Tagen das Völkchen der Käfir bewohnt, scheinen Herrn Kuhl lieblich genug, um von den ausgezogenen Schaaren mit steter sehnsüchtiger Erinnerung im Gedächtniß behalten zu werden; was diesen Thälern noch abging, um für ein Paradies gelten zu können, das setzte die dichtende Phantasie im neuen Vaterlande hinzu, denn nur wenigen der Ausgewanderten wurde ein so gutes oder sogar ein besseres Loos zu Theil wie im alten Vaterlande, nur etwa denjenigen, welchen es gelang, sich an den Ufern des Euphrat oder des Ganges anzusiedeln. Die meisten Auswanderer mußten sich aber vielmehr in Landstrichen niederlassen, welche an Fruchtbarkeit der Urheimath nachstanden, in welchen sie wirklich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen mußten, wo sie sogar gezwungen waren, unter ungünstigen Verhältnissen selbst von den Thieren des Wassers oder des Waldes zu leben. Denn anfänglich war die Nahrung des Menschen blos Pflanzenkost, erst später gewöhnte er sich auch Fleisch zu essen, ein Zug, den zu erwähnen die Sage nicht vergißt.

So wären denn die beiden Völkerstämme der Semiten und Indogermanen auf einen gemeinsamen Ursprung und eine Urheimath zurückgeführt und die Trennung erfolgte erst nach ihrer Auswanderung aus dem gemeinsamen Sitze. Allein weder die eine noch die andere dieser Völkerfamilien darf man für den ältesten Zweig des Menschengeschlechtes halten. Wie die Arier den Aramäern gegenüber jugendliche Gestalten sind, so treten beide zurück gegen ein noch älteres Geschlecht, welches die Bibel an Noahs Sohn Cham und dessen Sohn Kusch anknüpft. Dieses Geschlecht ist dunkelfarbig

itized by Google

und bewohnte ehemals den Süden Asiens von Indien bis Arabien, über diese Grenzen hinaus schließen sich die gleichfalls dunkelfarbigen Aegypter und Aethiopen an. Jetzt und selbst sogar im Alterthum finden wir in Asien nur noch schwache Spuren dieses Geschlechtes, am besten hat es seinen Besitz in Afrika gewahrt, wo besonders in Aegypten der alte Zustand lange erhalten blieb. Demungeachtet dürfen wir annehmen, daß die Chamiten ursprünglich ebenso gut in Asien ihre Heimath haben, wie die andern Völker und daß sie erst nach Afrika ausgewandert sind; während sie aber in Asien von den nachrückenden Semiten und Indogermanen gedrängt und zuletzt verdrängt wurden, blieben sie in Afrika unangefochten. Für die Culturgeschichte ergeben sich aus dieser Hypothese ziemlich wichtige Folgerungen. Babylon und nicht Aegypten würde demnach der älteste Sitz chamitischer Cultur sein und der Umstand, daß die älteste Keilschrift nicht auf ein semitisches oder indogermanisches, sondern ein sogenanntes turanisches Volk als Erfinder hinweist, wird von Herrn Kuhl im Interesse seiner Ansicht benützt, um auch für die chamitische Völkerschicht den Hindukusch als Stammland nachzuweisen. Von dort soll sich der chamitische Sprachstamm nach verschiedenen Richtungen verbreitet haben, die verschiedenen Abzweigungen sind an ihren Sprachen noch kenntlich, die älteste Abtheilung bildet den jetzigen einsilbigen Sprachstamm, der sich bis heute in China und in der Umgebung dieses Landes erhalten hat. An die einsilbigen Sprachen schließt sich dann der agglutinirende Sprachstamm, der sich als die zweite Abtheilung der chamitischen Sprachen betrachten darf und eine viel weitere Ausdehnung erlangte, er verzweigte sich nämlich im Norden über den Jaxartes, wo die eigentlichen turanischen Sprachen im engeren Sinne aus demselben hervorgingen, dann aber auch südwärts über den Indus, wo die Sprachen Südindiens als ein Theil desselben angesehen werden müssen. Man sieht, Herr Kuhl schließt sich hier der Ansicht einer Anzahl von Sprachforschern an, welche neben dem indogermanischen und semitischen Sprachstamme noch einen dritten, den turanischen, aufstellen, welchem sie alle die Sprachen einverleiben, die nicht zu den beiden ersten Stämmen gehören. So wäre denn eine Einheit der Abstammung wenigstens für Asien, Europa und Afrika so ziemlich hergestellt. Die älteste Volksschicht, welche vom Hindukusch auswanderte, erhielt sich nur im turanischen Norden, etwas verkümmert auch in Südindien, am besten am Nil, während sie am Euphrat zu Grunde ging. Sie mußte in Asien der jüngeren Schicht der Semiten weichen, diesen selbst ging es auch nicht besser als ihren Vorgängern, sie wurden wieder von den noch jugendlicheren Ariern bedrängt, dadurch wurden ihre Wohnsitze in Asien sehr beschränkt, sie verloren sogar Armenien, das ihnen früher gehört hatte, an die Indogermanen; von der Uebersiedelung nach Europa wurden sie ganz abgehalten. Die Arier waren ihren Vorgängern nicht nur an Kraft, sondern

Digitized by G

auch an Bildung überlegen, sie hatten vor ihrer Auswanderung auf dem Oxus bereits die Schifffahrt betrieben, und waren auch schon mit dem Ackerbau bekannt geworden, während ihre Vorgänger nur Nomaden waren.

Ganz verschieden von diesem Buche ist das zweite der oben genannten Werke, verschieden sowohl in der Anlage als nach dem Zwecke. Das Buch des Herrn Kuhl ist offenbar für das größere Publicum bestimmt, es enthält eine einfache Darstellung mit sehr wenig Citaten. Das Buch Herrn Grills ist für Gelehrte geschrieben und daher mit Citaten reichlich ausgestattet. Die Etymologie spielt noch eine wichtigere Rolle als in dem Buche Herrn Kuhls, ja sie ist eigentlich die Grundlage des Ganzen, die Billigung der Ansichten des Verfassers ist zum großen Theil von der Frage abhängig, ob wir seine Etymologien billigen. Mangel an Methode kann man dem Verfasser bei seiner Etymologie nicht vorwerfen, aber es ist eine ganz neue und eigenthümliche Methode, die sich erst Geltung verschaffen muß, wir zweifeln, daß ihr das gelingen wird. Zweck des Buches ist, wie schon der Titel besagt, einen Beitrag zur Grundlegung der hebräischen Alterthumskunde zu liefern, dadurch wird Herr Grill zur Betrachtung der Urgeschichte geführt, wie sie in den ersten elf Capiteln der Genesis niedergelegt ist und daher berührt sich sein Buch mit dem früher besprochenen. Auf einen sehr wesentlichen Unterschied in den Anschauungen beider Verfasser müssen wir aber die Leser gleich jetzt aufmerksam machen: während der erste diese Erzählungen durchaus als Sagen mit historischem Hintergrunde auffaßt, betrachtet sie der zweite als Mythen, bei denen das Historische sehr zurücktritt und vielfach auch ganz fehlen kann. Auf etymologische Gründe gestützt, sieht Herr Grill schon in den ersten Menschen blos mythische Figuren, die nur scheinbar menschliche Gestalt angenommen haben: Adam ist ihm die Sonne, Eva die Mondsichel und es wäre also eigentlich behauptet, daß das Menschengeschlecht von Sonne und Mond abstamme. Sind nun aber die Urältern des Menschengeschlechts blos mythische Gestalten, so kann es uns nicht befremden, wenn auch die Wohnung derselben, das Paradies, ganz mythisch ist und von diesem Gesichtspunkte aus werden hier die Erzählungen der Genesis geprüft. In der That findet Herr Grill, daß der Name Eden nichts Anderes sei, als das Sanskritwort udayana, Sonnenaufgang, daß demnach die vielfachen Bemühungen, die Lage des Paradieses näher zu bestimmen, mißlingen mußten, weil dasselbe eben gar nicht auf der Erde, sondern am Himmel zu suchen ist, wo das glänzende Gestirn des Tages seine Stätte hat. Darum begnügt sich auch die alte Erzählung damit, Eden in den Osten zu verlegen, ohne die Gegend selbst näher zu bestimmen. Von diesem Standpunkte aus erscheinen dann auch die beiden Bäume, welche in der Mitte des Paradieses stehen sollen, in ganz anderem Lichte, als gewöhnlich der Fall ist. In der Gestalt von Bäumen denken sich nämlich die indo-

Digitized by Google

germanischen Mythen, die indischen voran, Himmel und Erde und der Sinn dieses Mythus wird von unserem Verfasser sehr schön und gelehrt erläutert. Aber die Inder kennen nur einen solchen Weltbaum, es wird also angenommen, derselbe sei in der hebräischen Mythe in zwei zerlegt worden und diese Theilung wird angesehen als eine Trennung der ursprünglichen Anschauung in den Vorstellungen von einer Atmosphäre und einem Lichthimmel. Der Baum des Lebens soll sich wiederfinden in dem indogermanischen Soma oder Haoma, der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen dagegen wird in dem eranischen Baum Allsamen gesucht, was freilich ohne künstliche Erklärungen nicht geschehen kann.

Ein Hauptanhaltspunkt für die Bestimmung der Lage des Paradieses ist stets die Hydrographie gewesen, aber auch die Quelle beständiger Schwierigkeiten, da es niemals gelingen wollte, einen Ort zu finden, von welchem ein in vier Ströme getheilter Fluß ausging. Nach der Theorie unseres Verfassers vereinfacht sich freilich die Sache bedeutend, denn da er das Paradies nicht auf die Erde setzt, so kann er auch die angeblichen Flüsse da nicht suchen, sondern am Himmel. Auch hier werden die Vorstellungen der Arier auf den hebräischen Mythus übertragen. Unser Verfasser sieht in dem Paradiesesstrom, welcher sich in vier Theile theilt, denselben, welchen die Arier Rasâ oder Rangha nennen, und welcher dem griechischen Okeanos entspricht. Er geht von Osten aus, weil auch das Licht aus dieser Himmelsgegend kommt und Licht und Wasser in der arischen Mythologie nahe verwandte Begriffe sind. Der Fluß theilt sich in vier Arme, diese muß man sich (wie dies auch die Inder gethan haben) ursprünglich als nach den vier Himmelsgegenden fließend vorstellen, über welche sie das Wasser vertheilen sollen. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt wieder in der Etymologie der Namen und auch die historischen Ströme Frat und Khiddeqel entgehen nicht ihrem Schicksale, es wird blos zugegeben, daß sie sich frühe localisirten und somit die ursprüngliche mythische Bedeutung vergessen wurde. Wie die Ströme selbst, so werden auch die Länder als mythische angesehen, welche sie umfließen. Kusch und Chavila findet der Verfasser wieder in dem indischen Kusa, dem Namen einer der vier Welteinseln, und in Kampila, einem Districte derselben. Die Producte, die aus ihnen kommen sollen, hat man bisher für Handelsartikel genommen, unser Verfasser deutet sie anders: als Phänomene des Lichts und der Atmosphäre. In Chavila findet man Gold, Bedolach und den Stein Schoham. Gold ist eine bei den Indogermanen beliebte Metapher für das Licht, Bedolach wird mit dem indischen Madhûlaka verglichen, es bedeutet das himmlische Naß, das Ambrosia. In dem Steine Schoham hätten wir die Somasteine zu suchen, welche auch als Metapher für die Wolke vorkommen.

Man sieht aus diesen Mittheilungen, wie grundverschieden die Anschau-

Digitized by Google

ungen Herrn Grills von denen Kuhls sind, und doch nähern sich beide wieder in ihren Endresultaten. Obwohl nämlich nach der Ansicht Herrn Grills die Bedeutung der Namen in den ältesten Urkunden der Genesis ursprünglich eine mythologische ist, so leugnet er doch nicht, daß sie später auf bestimmte Gegenden übertragen wurden, die wir auf der Erde selbst zu suchen haben. Die Namen, welche Herr Grill vergleicht (Chavila mit Kapilavastu, Kâmpilya ꝛc., Kusch mit Kusa, Kausika, Kausâmbi) würden uns zunächst nach dem Gangeslande weisen, dort sind aber die Inder nach der allgemeinen Ueberzeugung erst spät heimisch geworden. Es bleibt uns also nur ein Ausweg: wir müssen annehmen, daß die Inder bei ihrer Wanderung von Westen nach Osten die Namen mit sich führten und neue Plätze mit ihnen benannten, während sie ursprünglich andere Landstriche bezeichneten. Diese Landstriche würden wir nun in Kabulistan und der Umgegend suchen müssen, wo die Inder erweislich schon in alten Zeiten saßen, wir werden also auch hier in die Gegenden des Hindukusch gewiesen. Zum Schlusse wendet sich Herr Grill wieder zu der Geschichte der ersten Menschen zurück und bespricht ausführlicher den Sündenfall. Daß er darunter blos ein mythisches Ereigniß verstehen kann, wird der Leser nach dem bisher Mitgetheilten von selbst vermuthen. In der That nimmt unser Verfasser Gelegenheit, sich in einer gedrängten, lesenswerthen Uebersicht über die Bedeutung der Drachen und Schlangen in der indogermanischen Mythologie zu verbreiten und nachzuweisen, daß sie sich hauptsächlich auf Gewitterkataströphen beziehen. Wollen wir die hebräische Mythe wieder mit der indogermanischen in Verbindung setzen, wie dies bisher geschehen ist, so werden wir auch die Schlange des Sündenfalles wieder am Firmamente suchen müssen. In der indogermanischen Mythologie ist zwar gewöhnlich der Schlangendämon der unterliegende Theil, zuweilen ist aber auch das Umgekehrte der Fall, auch wird immer an den Schlangendämonen die List hervorgehoben. Alles dieses würde nun freilich noch nicht hinreichen, um eine Verwandtschaft mit der Geschichte des Sündenfalls zu motiviren, daher sucht Herr Grill nach bestimmteren Andeutungen und diese findet er in der eranischen Mythologie. Dort ist Yima der erste König, früher war er wahrscheinlich auch der erste Mensch, aber er wird auch als der erste Sünder angesehen. Wie den Adam, so faßt Herr Grill auch den Yima und den indischen Yama als die Sommer- und Wintersonne; das Zurückziehen der Sonne im Winter kann als ein Herunterkommen derselben aufgefaßt werden, und dann ist auch keine große Schwierigkeit mehr vorhanden, die Umbildung des alten Gewittermythus in die Geschichte des Sündenfalles zu begreifen. Adam und Eva sind ursprünglich keine Menschen, sondern als Sonne und Mond wenigstens halbgöttliche Wesen, sie haben an den himmlischen Speisen rechtlich ebenso gut Antheil wie die Götter, diese werden

Digitized by Google

ihnen aber vorenthalten, sie werden durch den Blitz, der als Schlange dargestellt wird, an dem Genusse des Unsterblichkeitstrankes verhindert. Damit wäre denn auch für diesen Mythus eine Verbindung zwischen Hebräern und Indogermanen hergestellt.

Wir haben uns begnügt, unsern Lesern den Gedankengang der beiden von uns besprochenen Werke mitzutheilen, ohne unsere Zustimmung oder Widerspruch im Einzelnen zu erkennen zu geben. Der Leser wird gesehen haben, daß ihm hier zwei vollkommen abgeschlossene Ansichten entgegentreten, daß sich die Auffassung der Einzelnheiten aus den Grundanschauungen erklärt und daß diese letzteren entweder gebilligt oder verworfen werden müssen. Der Gegenstand selbst nöthigt uns, in sehr ferne Zeiten zurückzugehen, von welchen wir keine Berichte haben, sondern über die wir uns höchstens eine Vorstellung bilden können, das Verdienst solcher Arbeiten wie die vorliegenden kann demnach nur sein, daß sie die verschiedenen Möglichkeiten erschöpfend behandeln, so lange noch keine historischen Anhaltspunkte vorliegen. Daß es nicht immer so bleiben wird, dürfen wir angesichts der neuen Entdeckungen zuversichtlich hoffen. Auf einen Punkt möchten wir jetzt schon hinweisen. Nach der Ansicht beider Verfasser gehen die Sagen oder Mythen, welche die Semiten und Indogermanen gemeinschaftlich besitzen, von der Umgegend des Hindukusch aus, an welchem wir ihre Entstehung zu suchen hätten. Es stimmt dies zu der alten Ansicht, welche den Mittelpunkt aller Kultur in Baktrien sucht, von wo sie sich dann in einem weiten Kreise nach Osten und Westen verbreitet haben soll. Diese Ansicht scheint mir durch die Entdeckungen der letzten Jahre sehr zweifelhaft geworden zu sein. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß die alten Reiche am Euphrat und Tigris sich sofort indischer Theorien bemächtigt haben sollten, ehe diese noch Zeit gehabt hatten, eine feste Gestalt zu gewinnen. Hat man schon früher die Sintfluthsage für semitisch gehalten, so wird dies jetzt noch mehr der Fall sein, nachdem man den assyrisch-babylonischen Bericht darüber kennen gelernt hat. Auch daß man jetzt schon Spuren entdeckt hat, daß die Anschauung von einem Lebensbaume bereits in alter Zeit in Assyrien bekannt war, ist wohl zu beachten. Wir werden uns der Hoffnung hingeben dürfen, daß eine vollständigere Bekanntschaft mit dem Inhalte der älteren Keilschrifturkunden noch manches Licht auf unsere bis jetzt so dunkle Frage werfen wird.

Digitized by Google

Die Holländer.

Von Arthur Kleinschmidt.

Wie in Holland kein Boden für Republikaner ist, so ist auch eine herrschende Aristokratie undenkbar. Holland hat in den früheren Zeiten einen dominirenden Adel gehabt, der der Macht der Grafen entgegenstand und sie beeinträchtigte, aber die erstarkende Grafengewalt hat ihn schon in verhältnißmäßig früher Zeit beseitigt oder in ihren Dienst gebeugt. Die vier ausgezeichnetsten holländischen Geschlechter waren die Brederode, Wassenaar, Egmond und Arkel, und das Sprüchwort lautete:

Brederode de edelste,
Wassenaar de outste,
Egmond de rykste,
Arkel de stoutste.

Die Familie Brederode war dem alten Grafenhause von Holland nahe verwandt, machte ihm aber trotzdem viel zu schaffen; ihr gehörte Heinrich an, jenes Haupt des Geusenbundes von 1564, der Ansprüche auf die holländische Grafenwürde machte und 1568 elend umkam; sie scheint erloschen zu sein. Das älteste Geschlecht ist das der Wassenaar, dessen Ahnherr c. 1083 erscheint; es genoß stets das höchste Ansehen und existirt noch in unserem Jahrhundert. Die reichste Familie war die von Egmond, der der berühmte Lamoral, Prinz von Gaure, entsproß, die aber 1707 ausstarb. Wie mächtig die Arkel, Herren von Gorkum, gewesen sein müssen, verbürgt der Umstand, daß man am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ihre jährlichen Einkünfte auf 83,000 Gulden schätzte; seit sie ihre Herrschaft Gorkum an die Grafen von Holland verloren, sank ihre Macht, im Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts, und ich glaube, auch sie sind erloschen. Die Herren von Amstel, einst Amsterdams Dynasten, existiren noch als Ploos van Amstel. Das heutige Königreich besitzt eine ganze Reihe ausgezeichneter Adelsfamilien; ich nenne die Pallandt, Heeckeren, Randwyck, Limburg-Styrum, Bylandt, Rechteren, Mackay, Schimmelpenninck, Verschuer u. s. w. Ihre Namen sind hochgeachtet, aber eine politische Macht haben sie nicht. Auch sind die Hofämter und die höchsten Chargen durchaus nicht an sie gebunden, wie bei uns; unter den Oberhofämtern sind welche von Unadeligen besetzt, und in den Ministerien überwiegt das bürgerliche Element geradezu; natürlich werden die Gemahlinnen der Minister, seien sie bürgerlich oder nicht, von der Königin empfangen und eingeladen; der Begriff der Hoffähigkeit muß also sehr ausgedehnt werden. In dem jetzigen Ministerium „der Eselstracht", wie man es in Holland wegen der lange verzögerten

Digitized by Google

königlichen Bestätigung nennt, sind nur zwei Adelige, der Justizminister Baron R. W. van Lynden, seit 1860 Commissär für Seeland, und der Minister für die Colonien Baron van Goltstein, den man merkwürdiger Weise zu diesem Posten berief, ob er gleich nie in Indien war. Die übrigen Minister sind einfache Bürger. Der Ministerpräsident und Minister des Innern, Dr. J. Heemskerk, ist der schlichteste Mann, den man sehen kann; ein Feind des Prunkes, lebt er bescheiden und möglichst zurückgezogen mit seiner hochgebildeten Familie in seinem bequemen einfachen Hause neben dem Palais des Königs und geht Abends, hoffend, durch Bekannte übersehen zu werden, in sein Casino. Und doch war dieser Mann nicht nur schon einmal Minister des Innern und gleichzeitig provisorischer Justizminister (Juni 1866 bis Ende April 1868), sondern er war und ist vielleicht der bedeutendste Diplomat Hollands. Er ist das Haupt der gemäßigten Liberal-Conservativen und es ist nur zu befürchten, daß sein Ministerium der Mäßigung zu weit in dieser geht. Freilich ist es ein Glück, daß das neue Ministerium nicht aus Vollblutconservativen besteht, wie van Zuylen de Nyevelt und Schimmelpenninck van der Oye oder gar aus Ultramontanen, aber der im vorigen Jahr eingetretene Vorfall in Stryp, wo man einer protestantischen Leiche ein Grab auf dem katholischen Friedhofe verweigerte und weder Heemskerk noch der Minister des Aeußeren energische Gegenmaßregeln ergriffen, ist eine Unterlassungssünde, die sich bitter rächen wird. Betrachten wir, um auf die Zusammensetzung des neuen Ministeriums zurückzukommen, die anderen Bürgerminister, so finden wir die Marine in den Händen Taalmanlips, die Finanzen in denen van der Heins; Kriegsminister ist Generalmajor Weitzel, der einzige vom Ministerium Gericke-Fransen im Amte Gebliebene, und endlich das Aeußere leitet P. J. A. M. van der Does de Willebois, seit 1856 Commissär für die Provinz Limburg. Diesen Mann hatten die Ultramontanen des Reiches für den ihrigen gehalten, aber sie glauben sich getäuscht zu haben; ist er zwar der einzige Katholik des Ministeriums, so ist er doch gemäßigt und die Verleihung des höchsten Ordens, des Großkreuzes vom niederländischen Löwen, an den nach München abgerufenen päpstlichen Internuntius Monsignore Bianchi war wohl nur das übliche Abschiedsgeschenk an einen abgehenden Gesandten. Die Ultramontanen sind auch bereits nicht faul auf Does de Willebois zu schmälen und ihn zu verhöhnen; das Blatt, welches fast neben das baierische Vaterland des Herrn Sigl gestellt werden kann, der Roermonder Maasbote, geht ihnen als Beispiel voran. Die jetzigen Minister von denen wir das Beste hoffen wollen, sind also zum überwiegenden Theile Bürgerliche. Auch in den Damenkreisen findet sich ein ähnliches Verhältniß. Wo ist ein zweiter königlicher Hof, an dem eine bürgerliche Obersthofmeisterin waltet? Die Wittwe van der Oudermeulen

Digitized by Google

ist seit langen Jahren in diesem höchsten Amte bei der Königin, und ihre Vorgängerin war gleichfalls eine Bürgerliche, Frau Deutz van Assendelft. Wo finden sich bürgerliche Hofdamen, deren sich Schaumburg-Lippe und Reuß älterer wie jüngerer Linie schämen würden, als an dem oranischen Königshofe? Holland ist darum nicht das gelobte Land des Adels, sondern eines Volkes, das in seinem Könige nicht allein den Herrn, sondern auch sein Familienhaupt, seinen Vater, verehrt und liebt; es herrscht hierin noch eine Art patriarchalischen Verhältnisses. Aus Obigem ergiebt sich bereits, daß die Titelsucht nicht in Blüthe steht, denn sie ist immer der Bastard der Aristokratie. Alle Männer heißen Mynheer und die Frauen werden bis zur Königin Mevrouw angeredet. Seltsamer Weise hat sich aber daneben ein alter Zopf erhalten Zopf erhalten; auf Adressen ꝛc. liest man stets „Weledele, Weledelgelaarte, Edele" ꝛc., was unserem Wohlgeboren u. s. w. entspricht; besonders halten die Apotheker consequent fest an diesen terminis technicis.

Versuchen wir es nun, uns in einigen Zügen ein Bild der holländischen Nation zu entwerfen. Wir wissen, daß man den Niederländer, denn so will er heißen, will nicht nach einer seiner elf Provinzen genannt werden, als phlegmatisch und grenzenlos langweilig bezeichnet, in ihm einen unverbesserlichen Egoisten sieht. War es Phlegma, daß er seinen Boden den Fluthen abrang, daß er nimmer die Hand ruhen ließ, bis er seine Dämme und Deiche aufgeworfen? Und läßt er jetzt vielleicht ab, setzt er nicht diese Arbeit beharrlich fort? Mir scheint der grause Kampf gegen die Elemente kein Phlegma, sondern das directe Gegentheil, Energie und zähe Kaltblütigkeit. Wo bleibt die Langeweile, wenn man in eine holländische Familie eintritt? Begegnet man uns als Fremden mit Vorsicht, so zeigt dies nur Verstand und Erfahrung; bist Du aber empfohlen oder eingeführt, so nimmt man Dich mit wohlthuender Herzlichkeit auf und Du mußt Dich behaglich fühlen. Denn wo ist das Leben comfortabler als hier? Da bist Du mitten in der Familie in dem Wohnzimmer mit dem marmornen Kamin, auf dem allerhand Zierrath steht und über dem ein riesiger Spiegel hängt, und mit den dicken kostbaren Teppichen; draußen zieht sich eine Kette vor dem Hause her, um die Insassen, die im Parterre fast stets verweilen, vor den Vorbeigehenden ganz zu schützen; und um nicht von außen gesehen zu werden, selbst aber Alles, was draußen vorgeht, sehen zu können, sind Drahtfenster angebracht; an ihnen sitzt hinter hohen Gewächsen die neugierige Holländerin und beobachtet durch den draußen befestigten Fensterspiegel, das horritje, das Leben auf der Straße. Die schon früher erwähnte holländische Reinlichkeit ist nicht nur Tugend, sie ist auch Mittel zum Zwecke, nur mit ihrer Hülfe ist es möglich, Ordnung und Wohlstand zu erhalten; sonst würde draußen der alte Morast wieder sich ausdehnen, sonst würde im Hause die Feuchtigkeit sich geltend machen, die

gitized by Googl

Metall wie Holz vernichten würde; aus demselben Grunde erklärt sich auch die Sauberkeit der holländischen Schiffe; wo die Behausung rein ist, da sind es auch die Menschen, und der holländische Reisende von 1782 muß abnorm schlechte Exemplare gesehen haben, wenn er von persönlicher Unreinlichkeit des niederen Volkes spricht. Das Haus ist das Schönste und Herrlichste, was der Holländer kennt, Abends gehört er seiner Familie und geht nicht in das Wirthshaus, in solchen Verhältnissen gedeiht die Familienliebe. Den Tag über arbeitet er mit eisernem Fleiße, er rechnet und handelt auf seinem Comptoir, während er die Feldarbeit ꝛc. durch westphälische Miethlinge (hamelemaajer) besorgen läßt. Hier auf dem Bureau erwirbt er sich, ein Meister im Rechnen, seine gewaltigen Capitalien, indem er Gulden zu Gulden aufspeichert und mit ebenso großer Vorsicht wie Sparsamkeit verfährt. Geldmann ist er durch und durch, denn er weiß des Geldes Werth zu schätzen; die Steuern sind sehr hoch, das Leben über die Maßen theuer und voll Ansprüche an Comfort. Schon als Kind bekommt der Holländer oft anstatt nutzlosen Spielzeuges Geld zum Geschenke; man legt dieses für ihn auf Zinsen und macht ihn so zum kleinen Capitalisten. Nüchtern und materiell wie er ist, ist er keine leichte Eroberung für Schwindler und Gründer; er ist, wie man sagt, schwer auf der Hand, und folgt, im besten Sinne conservativ, der geraden Richtschnur ehrlichen Gewinnes. Aber die Schatten einer raffinirten Schwindelei haben sich auch schon in Holland gelagert, der Bankerott des alten Hauses Overkliff, der in der schamlosesten Weise erfolgte, bietet hierfür ein trauriges Zeugniß. Da das Land weder Eisen noch Kohle in seinem Schooße birgt, so ist eine große Industrie hierdurch sehr erschwert und ebenso ist der Ackerbau unbedeutend. Der Staat ist somit auf den Handel angewiesen und das Geld ist sein Amulet. Drei Ströme münden auf holländischem Gebiete in das Meer, Rhein, Maas und Schelde, und weisen dadurch den Holländer auf den Seehandel an. Freilich ist die Zeit vorbei, da Holland daran denken konnte, z. B. die Rheinschifffahrt zu monopolisiren, doch machte es in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts den Anspruch, die äußerste Wendung des Rheins für sich allein zu behaupten und legte den Artikel 108 der Wiener Congreßacte dahin aus, daß der Rhein nur bis „an", nicht bis „in" das Meer den Schiffen anderer Nationen geöffnet sei. 1831 mußten die Holländer insofern nachgeben, als sie den Rheinuferstaaten allein den Zutritt erlaubten, und 1868 wurde der Rhein gänzlich allen Nationen eröffnet, nur die Rhein-Schelde-Passage den Uferstaaten vorbehalten. Die Furcht, welche die Niederlande jetzt vor Deutschland haben, basirt besonders auf der Vermuthung, dieses wolle die Mündungen der drei Ströme in seinen Besitz nehmen und in Folge dessen ihr Land annectiren. Dies liegt aber dem Berliner Cabinet fern; es wird keiner befreundeten Nation,

Digitized by Google

die sich ihr Recht zu existiren so ruhmvoll erkauft hat, dasselbe streitig machen, und ihm, wie Europa liegt ferner daran, durch Zwischenstaaten wie Holland und Belgien die Reibung Deutschlands und Frankreichs zu verhüten. Der Handel verbindet das holländische Mutterland mit seinen Colonien und führt ersterem die Reichthümer der Töchter zu; derselbe ist sehr bedeutend, freilich nicht mehr wie einst, da die Niederlande ein Großstaat waren. Der Handel beherrscht Holland, und tritt daher ein Hungerjahr oder ein Handelsunglück ein, so leidet das ganze Land mit in viel directerer Weise als in anderen Staaten. Eine Haupterwerbsquelle ist der Häringsfang und schon frühe wurde seine Wichtigkeit erkannt.

Die Ankunft der ersten Häringe wurde lange als ein Nationalfest gefeiert, doch ist auch dies originelle Fest in unserer Alles nivellirenden, dem Originalen feindlichen Zeit abgekommen. Holland ist kein Boden für Faulenzer; hier muß gearbeitet werden. Das Betteln ist verboten, wird aber in verhüllter Form betrieben, in jeder Straße findest Du Leute, die Dir ein Kästchen Streichhölzer hinhalten, nicht damit Du diese nehmest, sondern ihnen einige Cents in die Hand legest; so vermeiden sie Collisionen mit der Polizei. Das Armenwesen ist ausgezeichnet geordnet; jede Gemeinde muß ihre Armen ernähren, und gewerbsmäßige Bettler, wie wir sie in Unzahl haben, sind mir in Holland nicht begegnet. Auch das Sträflingswesen verdient alle Anerkennung, wie denn besondere Sträflingscolonien bestehen. Die Freigiebigkeit ist bei aller Sparsamkeit ein Charakterzug des Niederländers; nicht allein gegen Arme ist er liberal, sondern er verwendet auch große Summen auf die Kunst und sucht sich eine Sammlung irgend welcher Art zu machen; er nennt dies „liefhebberij"; so ist kein irgendwie wohlhabendes Haus zu finden, wo nicht eine Collection von Gemälden, Steinen, japanesischem oder chinesischem Porzellan, Waffen, Blumen u. dergl. wäre. Er sammelt diese Raritäten mit Ruhe und Geduld und freut sich ihrer mit seiner Familie. Der Niederländer liebt ein ruhiges Leben, das hinfließt wie das Wasser seiner Grachten, langsam und tiefgrundig; schon die Kinder haben etwas Bedächtiges, und es giebt keinen größeren Unterschied als ein holländisches und ein französisches Kind. Diese Ruhe trägt viel zu dem langen Leben bei, welches bei Holländern so häufig ist. Die Männer sind durchgängig unschön, breitfüßig und schwammig, aber robust gebaut; früher sah man fast keinen ohne seine lange Pfeife und seinen Jenever, doch kommt auch dies allmälig außer Mode, d. h. die Pfeife, während der Jenever in Amt und Würden bleibt. Der niedere Mann ist meist in Hemdärmeln zu finden, trägt aber Sonntags einen Cylinder, wenn er die Kinder auf dem Arme und an der Hand neben seiner mit Gold reich geschmückten Ehehälfte 'einherschreitet. Die Frauen haben runde Formen, das feuchte Klima erhält ihren Teint weiß und frisch, ihre Lippen roth; sie zeichnen

Digitized by Google

sich aus durch eine wundervolle Büste und Figur, strahlende blaue Augen mit langen Wimpern und feinen Brauen, aber meist sind ihre Füße breit, ihre Hände groß und sie haben schlechte Zähne und Haare. Doch gestehe ich gern, auch tadellose Erscheinungen gesehen zu haben. Zu einem haben die Niederländerinnen wenig Anlage, zum Singen, doch liegt ein prächtiger Klang in ihren Reichthümern. Für leidenschaftlich kann ich sie nicht halten, sie benehmen sich stets mit einer gewissen Gravität, die wie ein Jambus in angenehmer Cadenz sich wiederholt. Die Ehe wird sehr hehr gehalten und ihr Bruch gehört zu den Seltenheiten. Sehr tüchtig sind die Holländerinnen als Hausfrauen und ihr Geschmack ist höchst solide. Sie tragen stets schwarz oder einfache Farben, bunter Pomp bezeichnet entweder eine Dame der Diplomatie oder eine fille de marbre. Eine Dame kann an manchen Orten nie allein erscheinen, z. B. in der Tent in 's Gravenhage wird keine ohne Herrenbegleitung eingelassen, weil man voraussetzt, daß höchstens eine femme entretenue bei Tage nicht von den Männern begleitet wird. Sehr schädlich für die Gesundheit der Holländerinnen ist das „stoofje"; ein Schemel, der ein mit glühendem Torfe gefülltes irdenes Gefäß umschließt, wird unter die Füße geschoben; man kann deren hunderte, Mausefallen nicht unähnlich, in den Kirchen aufgethürmt sehen. Möchte diese Unsitte, die mit der Zeit den Körper schlaff und mürbe macht, verschwinden, wie ja auch der Spucknapf verschwunden ist, jenes „quispeldoortje", welches man mit den Tassen früher auf den Tisch der Raucher stellte.

Ein Hauptvorwurf, den man den Holländern zu machen pflegt, ist ihr sogenanntes Froschblut. Mögen sie immerhin etwas Ruhiges, ja zur Melancholie leicht Hinneigendes haben, mag ihnen der Zug zur Romantik abgehen, rein materielle Genußmenschen sind sie nimmerdar. Sie sind freilich keine Salonmämer und keine Schöngeister, dazu sind sie zu verschlossen für weitere Kreise. Wer aber wollte die großen Dichter der Niederländer für Froschnaturen erklären, Bilderdijk, Tollens, Vondel, wer wollte den Patriotismus Tollens streitig machen, dem Dichter der schönen Nationalhymne „Wien Neêrlandsch bloed". Wer möchte sich erdreisten den alten Marnix von St. Aldegonde keinen Patrioten zu nennen, der das unvergessene Volkslied Wilhelmus van Nassauen mitten in dem Riesenkampfe mit Spanien dichtete, und wer könnte Tollens sein Genie bestreiten. Wer endlich wollte den Patriotismus einer Nation in Zweifel ziehen, die mit Einsatz von Gut und Blut fast hundert Jahre einen Krieg auf Tod und Leben mit Spanien um die Freiheit ihres Gemeinwesens führte, einen Krieg, in dem sie die politische, religiöse und Handelsfreiheit erstritt?

In Holland herrscht seit langer Zeit, eine Folgerung des Befreiungskampfes von Spanien, unbeschränkte Gewissensfreiheit und Toleranz. Religiöse

Digitized by Google

Genossenschaften und Secten bestehen in reichster Auswahl. Die herrschende Kirche aber, d. h. die der Mehrzahl der Bevölkerung und des Staatsoberhauptes, ist die reformirte. Der Gottesdienst in den schmucklosen Kirchen ist sehr einfach, die Predigten sind lang und man läßt in der Kirche den Hut auf, außer bei der Verlesung des Textes, dem Gesange und dem Gebete. Eigenthümlicher Weise kosten die Plätze in der Kirche Geld, gerade wie die stoofjes. Die Domines (Pfarrer) genießen ein großes Ansehen und geben sich recht viel Mühe, das niedere Volk bei seinem blinden Glauben festzuhalten. Bisher herrschte ein großer Eifer für den Protestantismus, der so blutig erkauft worden war, und mit einer Art Mißtrauen sah man auf die Katholiken, die man in der Revolution von 1830 als Urheber derselben bezeichnete. Jetzt artet der Protestantismus aus in Mysticismus, dem sich pietistische Tendenzen gesellen; viel Augenverdreherei kommt in Schwang. Andererseits tritt die Freigeisterei immer offener auf; man verspottet die Kirche, und zu der längst gültigen Civilehe tritt noch hinzu, daß man die Kinder nicht mehr taufen läßt. Der Nachwuchs der Theologen ist in Folge dessen in Holland sehr schwach. Zerspaltet sich so die protestantische Kirche, so ist dadurch das Feld geebnet für die Ausbreitung des Katholicismus, und die „pastoors" beweisen in der That eine gewaltige und gerechte Befürchtungen erweckende Rührigkeit. Nach der jüngsten Zählung besitzt das Königreich 1,350,000 katholische Seelen, also sind $^2/_5$ der Nation Unterthanen Roms, denn Staatskatholiken kennt man hier nicht, nur Klericale. Im vorigen Jahre forderten letztere, man sollte die Sitze in der zweiten Kammer des protestantischen Staates genau nach dem Confessionsbestande der Nation vertheilen, so daß 33 Plätze ihnen zufielen. Wie sie kein Mittel scheuen sich Einfluß zu verschaffen, zeigt die Behauptung ihres Führers Alberding-Thym, der die niederländische Verfassung kein Werk des Liberalismus, sondern des Katholicismus nannte — eine Behauptung, berechnet auf die Unwissenheit der Massen. Die holländischen Ultramontanen wollen gerade wie allerwärts die Herrschaft der Kirche in der Schule; im September 1868 erließ der Gesammtepiscopat einen Hirtenbrief gegen das Unterrichtsgesetz von 1857, wurde aber von der Deputirtenkammer abgewiesen. Später hat der Bischof von Roermond, J. A. Paredis, ein Hauptstreiter der ecclesia militans, den Kampf erneuert und ist in einem Hirtenbriefe losgezogen gegen die confessionslosen Schulen, indem er die Eltern beschwor, lieber ihre Kinder ohne jeden Unterricht als mit einem solchen zu lassen. An diesen Früchten kann man die Herren erkennen, die ja auch Mermillod und den bestraften deutschen Bischöfen Beifallsschreiben zusandten. Die Kammer der Deputirten ist mitschuldig an diesem dreisten und vermessenen Benehmen der Ultramontanen, denn sie wagt nicht, ihnen energisch entgegenzutreten, und wie sie verfährt die luxemburgische Ständeversammlung. Als Pius IX. eigenmächtig einen Bischof

Digitized by Google

von Luxemburg, Adames, ernannte, genehmigte sie in aller Ruhe diesen Eingriff in die Regierung 1873, und der Jesuit Adames gewährt seinen aus Deutschland vertriebenen Brüdern die behaglichste Unterkunft in Luxembnrg, ohne im Geringsten bei diesem Liebeswerke ad majorem dei gloriam gestört zu werden. Unter den päpstlichen Zuaven waren viele Holländer, die nach Auflösung dieser Truppe leider in noch schlechtere Dienste traten; sie dienen jetzt den Carlisten, die von den niederländischen Klericalen in Wort und Schrift mit höchster Unbefangenheit vertheidigt werden. In den niederländischen Klöstern soll mancher Mißbrauch vorgefallen sein, worüber wohl die vor kurzem erschienenen hinterlassenen Notizen eines convertirten katholischen Priesters interessante Aufschlüsse geben werden, zumal derselbe vor Nennung von Namen und Thatsachen nicht zurückschreckte. Hassen all diese Ultramontanen im Herzen den König als Protestanten und als Nachkommen der Oranier, die Spaniens und Roms Macht gebrochen, so erheucheln sie äußerlich unbegrenzte Ergebenheit, und ein katholischer Priester erfand bei Gelegenheit der Maifeste dieses Jahres einen Stammbaum, worin er Wilhelm III. direct von Karl dem Großen herleitete.

Wie Holland so lange wenig von Fremden besucht wurde und nur für sich lebte, ist es eigenartig geblieben. Haben wir Deutsche doch noch vor wenigen Decennien Holland das europäische China genannt und nicht sehr viel klarere Begriffe von ihm gehabt als die Franzosen im Jahre 1814 von den Preußen und Russen, von denen sie glaubten, zu Hause lebten sie von Thran und Talg. Während in Deutschland die liebliche Verschiedenheit der Trachten allmählich ganz verloren geht und die häßliche uniforme Kleidung die Herrschaft gewinnt, haben sich in den Niederlanden noch mancherlei Specialitäten erhalten. Noch siehst Du die schmucken Friesinnen, noch die Scheveninger, noch die Bewohner der Inselmarken in ihrem eigenthümlichen Costüme. Nach tragen die Waisenknaben und Waisenmädchen ihre besondere Kleidung; die der letzteren ist sehr kleidsam, etwas coquett, und die Mädchen wissen dies zu würdigen. Als Ludwig Napoleon die Abschaffung der hübschen Kleidung beschlossen hatte, bestürmten sie ihn so lange, bis er nachgab. Und wie Holland noch eigenthümliche Trachten hat, so auch eigene Gebräuche und Sitten. Wird in Haarlem oder Enkhuizen eine Frau entbunden, so heftet man an die Hausthüre ein mit rother Seide und Spitze überzogenes viereckiges Brettchen an, wenn das Kind männlichen Geschlechtes ist; ist es ein Mädchen, so schiebt man ein Stückchen weißes Papier dazwischen; sind es Zwillinge, so nimmt man zwei Brettchen. Diese Brettchen nennt man „Kraamklopper"; in früheren Zeiten waren durch sie bezeichnete Häuser frei von Einquartirung und das Gericht drang nie in solche Wohnungen ein, weshalb sie zum Asyle dienen konnten. Ist in Holland ein Kranker oder eine Wöchnerin im Hause, so wird das täg-

Digitized by Google

liche Bülletin über sein Befinden an der Hausthüre angeschlagen, damit unnützes Schellen und Geräusch unterbleibt — die Hausthüre dient also demselben Zwecke, wie das schwarze Brett in den Universitätsgebäuden, ist wie dies Berichterstatter. Bei Wochenbesuchen reicht man Eierglühwein mit Gebäck und Aniszucker. Als Einladung zu Verlobungsfesten schickt man Confect und Wein bei den Bekannten umher. Ein Bauernhochzeitszug ist hübsch anzusehen. Eine Reihe einspänniger Fuhrwerke rollt heran, immer ein Pärchen enthaltend, dessen bessere Hälfte mit Gold und Steinen möglichst verziert ist. Die Braut ist nur durch die Myrte vor den anderen Mädchen ausgezeichnet. Wer an dem Zuge vorbeikommt, wünscht der Braut Glück und sie wirft ihm aus einem Körbchen voll verzuckerter Anisförner eine Hand voll zu. Auch der Tod hat hier besondere Gebräuche im Gefolge. Sobald Jemand ihm zum Opfer gefallen, gehen Leichenbitter erst einzeln, dann als Gruppe zu seinen Nachbarn und Freunden, um ihnen das Ereigniß mitzutheilen, man nennt diese „aansprekers" oder spottend Kraniche, wegen ihrer Kleidung. Sie tragen einen schwarzen Frack, schwarze Kniehosen, lange über die Knieen reichende schwarze Strümpfe, schwarze Schuhe, einen breitkrämpigen schwarzen Tuchhut und einen lang herabwallenden Flor und sehen wirklich besagtem Vogel ähnlich. An den Leichenwagen, die hoch wie ein Katafalk ausschauen, sind Todtenköpfe angebracht und bei den Juden tragen die dem Sarge folgenden Männer weiße Rosetten am Arme, die sie am Grabe in die Tasche schieben. Nach den Beerdigungen folgt in Holland ein Imbiß in dem Sterbehause, wie vielfach auch in Deutschland. Solche Eigenthümlichkeiten dürften durch das Eindringen der auswärtigen Einflüsse mit der Zeit ganz abkommen, zumal in den Städten. In den drei Hauptplätzen des Reiches hat je eine fremde Nation bedeutenden Einfluß. Im Haag überwiegt das französische Element und sucht aus den biederen Holländern Salonherren zu formen, was sehr mittelmäßig ausfällt, in Rotterdam das englische durch den regen Handelsverkehr mit Großbritannien, und in Amsterdam das deutsche. Trotz aller Furcht Hollands vor Annexionsgelüsten von Seiten Deutschlands begingen viele Holländer im vorigen Jahre festlich den Sedantag mit den Deutschen in Amsterdam und oranische Fahnen wehten neben dem Banner des neuen deutschen Reiches. In den tonangebenden Kreisen des Haag war früher das französische Element das überwiegende und man neigte sich entschieden Frankreich zu. Mögen für dasselbe auch jetzt noch Sympathien herrschen, so treten sie doch nicht mehr auffällig hervor, und das Verhältniß zu Deutschland ist das beste.

Wer in Holland die sonderbarsten Gebräuche kennen lernen will, muß auf die „Kermis" gehen, sie ist der Carneval der Niederländer. Die freien Plätze der Städte und Dörfer sind übersäet mit Buden und Häuschen. Während meines Aufenthaltes im Haag hatte ich auch das Glück, der ganzen

gitized by Googl

Kermis beiwohnen zu können, die zur gleichen Zeit wie die Jubiläumsfeste stattfand. Ueberall sieht man neben den Schaubuden auf der Kermis kleine äußerst niedliche und appetitliche Häuser; hier werden entweder Eier und sauer eingemachte Sachen, wofür der Holländer passionirt ist, verkauft oder es sind Waffelbuden. Letztere sind das eigentliche Centrum der Kermis und stets bis in die hinterste Ecke der kleinen Appartements besetzt. Die Waffeln und ein besonderes Gebäck, die „broedertjes", werden meist außerhalb des Häuschens von einer schmucken Friesin, die erhöht sitzt, gefertigt, was mit einer gewissen Grazie geschieht. Sind der Mann und das Weib aus dem Volke im gewöhnlichen Leben ruhig und gemessen, so toben sie sich während der Kermis aus und kennen weder Maß noch Ziel im wüsten Genusse. Von Jenever angefüllte Schaaren rasen über den Platz daher, springend und schreiend. Sobald die Kermis beginnt, sieht jedes Mädchen sich nach einem Begleiter um, der ihr alle Sehenswürdigkeiten zeigt, und Mädchen der niederen Stände, die keinen Liebhaber besitzen, sparen zusammen, um sich für die Kermis einen zu miethen. Derselbe wird je nach der Qualität bezahlt; sobald er sauber oder gar elegant aussieht, ein hübscher Kerl ist und einen Regenschirm bei sich hat, also für alle Fälle vorgesehen ist, bekommt er wohl bei dem Eintritte in die Kermis zehn Gulden, entbehrt er dieser Vorzüge, so ist er billiger. Der Liebhaber hat während der Dauer der Kermis nicht nur alle Rechte, sondern auch alle Pflichten eines zärtlichen Freiers und, wenn die Forderungen der Mädchen auch die doppelte Summe des Dinggeldes betragen, so muß er sich fügen. Es ist ein eigenthümlicher Zustand, dem das ganze Volk während der Kermis verfällt; überall anstatt der Ruhe und Gravität Vergnügungssucht und Aufgeregtheit, überall Lärm und Geschrei anstatt der gewöhnlichen Stille.

Holland ist ein Handels-, kein Militärstaat. Das Heer wird als Mittel, nicht als Zweck betrachtet. Es ist wenig zahlreich, genügt aber vollständig für die Größe des Landes, und sobald Holland in Noth ist, erhebt sich seine Landwehr, die „schuttery", zu der Vertheidigung des geliebten heimischen Bodens. Holland wird nie einen Offensivkrieg führen, wozu mir sein Heer auch gar nicht geeignet scheint. Ich vermisse bei den holländischen Soldaten völlig die Strammheit, die den deutschen auszeichnet. Seine Haltung ist schlaff und sein Gang lässig, die Kleidung höchst unvortheilhaft, Pumphosen und kurze Jacken, der Hals ist ganz nackt, indem an dem Rocke kein weißer Passepoilstreifen sein darf. Die Husarenmützen werden ordonnanzmäßig bis auf die Augen herniedergezogen, was nicht allein die Augenbrauen abstößt, sondern abscheulich aussieht. Daß Offiziere sich mit Schirmen gegen den Regen schützen, habe ich oftmals gesehen.

Trotz seiner Kleinheit birgt aber das Reich, wie es sich gerne nennt, eine Fülle materiellen wie geistigen Wohlstandes, ein eigenartiges Volk voll Originalität.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Kairo. Die ägyptische geographische Gesellschaft. Die neuen internationalen Gerichtshöfe. — Neulich sprach ich Ihnen unter Anderm von dem nahe bevorstehenden Inslebentreten zweier Institutionen, welche, durch den Khediwe geschaffen, beide, wenn auch in verschiedener Art, für Aegypten von nicht geringer Bedeutung werden können, nämlich der zur weiteren Erforschung Afrikas hier in Kairo gegründeten geographischen Gesellschaft und der internationalen Gerichtshöfe, welche in endlicher Ausführung der so lange erstrebten „Justizreform" wenigstens probeweise zu fungiren beginnen sollten. Beide Institutionen sind nunmehr, und zwar die erstere zu Anfang, die letztere zu Ende des eben verflossenen Monats Juni, wirklich ins Leben getreten.

Am 2. Juni wurde die „khediwische geographische Gesellschaft" durch eine erste feierliche Versammlung unter dem Vorsitze ihres Präsidenten, des bekannten Afrikaforschers Dr. Schweinfurth eröffnet. Der Prinz Hussaïn-Pascha, zweiter Sohn des Khediwe, war an Stelle dieses Letzteren erschienen; die hohe ägyptische Beamtenwelt war durch Minister und andere Würdenträger vertreten; die Consuln und Generalconsuln der meisten fremden Staaten gaben durch ihre Anwesenheit der Festlichkeit einen ausgesprochen internationalen Charakter, und mehrere der hier lebenden Gelehrten, welche der Khediwe in immer größerer Zahl um sich zu sammeln weiß, Brugsch, Mariette, Mahumed-Bey (ein Türke, aber von europäischer Bildung und verdienter Forscher), Oberst Long (erst kürzlich von einer Expedition nach dem äquatorialen Afrika zurückgekehrt), repräsentirten neben Schweinfurth selbst die Wissenschaft; einige der angesehensten Mitglieder des hiesigen europäischen Handelsstandes bildeten, wie sich ein hiesiges Blatt ausdrückt, einen Kern gebildeter Geister, welche auch der strengste Richter als Verbindungsstrich („trait d'union") zwischen Handel und Wissenschaft müsse gelten lassen. Nachdem zum Beginne der Sitzung vom Secretär des Khediwe das von diesem unter dem 19. Mai erlassene Decret, wodurch er die Gesellschaft begründet, verlesen worden, hielt Dr. Schweinfurth in französischer Sprache (denn das Deutsche, obwohl in neuester Zeit auch hier vielfach studirt, ist doch in der Oeffentlichkeit noch nicht anwendbar) seine von mannigfachen Beifallsbezeugungen begleitete Eröffnungsrede, welche an sich geist- und gedankenreich, zugleich Wesen, Streben und Ziele der Gesellschaft beleuchtete.

Mit Verlesung der für die Gesellschaft aufgestellten, vom Khediwe bereits genehmigten Statuten schloß die Eröffnungsfeier. Ich darf diesem Berichte über dieselbe hinzufügen, daß das Unternehmen von allen Seiten hier —

Digitized by Google

nicht etwa nur unter den Deutschen, obgleich es ja wesentlich, schon um der Person des Leiters willen, ein deutsches ist — die lebhafteste Sympathie findet und daß man mit ziemlicher Bestimmtheit auf ein sehr gedeihliches Wirken und auf höchst schätzbare Ergebnisse rechnet. Bemerkt mag noch werden, daß es in der Einleitung zu dem Gründungsdecrete heißt, die Gesellschaft werde ins Leben gerufen in Anbetracht des Nutzens, den die Erforschung der noch unbekannten Gebiete Afrikas für die geographische Wissenschaft „und für die industriellen und commerziellen Interessen Aegyptens" haben werde, woraus aufs Neue hervorgeht, wie gut der Khediwe das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden weiß und wie sehr er bei der Unterstützung allgemeiner Culturbestrebungen seinen eigenen Vortheil im Auge behält.

Gegen Ende desselben Monats, am 28. Juni, ist, wie schon erwähnt, eine zweite neue Institution in Wirksamkeit getreten, die dem Khediwe wegen ihrer unmittelbar praktischen Bedeutung und als Frucht seiner langjährigen Bemühungen wie auch als ein nicht zu unterschätzender Zuwachs zu seiner Autonomie und Machtstellung, noch weit mehr als jene am Herzen liegt, die internationalen Gerichtshöfe.

In dem großen Festsaale des Palais Ras-et-Tin zu Alexandrien wurden die Mitglieder der neuen Tribunale in Gegenwart des Prinzen Thronfolgers Mohammed-Tewfik-Pascha, welcher Minister des Innern ist, und anderer Minister und Würdenträger von Cherif-Pascha, gegenwärtig Justiz- und Handelsminister, empfangen und begrüßt. Dann erschien der Khediwe selbst, umgeben von den hauptsächlichsten Gliedern seines Hauses, um in eigener Person den Eröffnungsact vorzunehmen, was er alsbald mit folgenden Worten that: „Die hohe Unterstützung Sr. Majestät des Sultans, meines erhabenen Souveräns, und die wohlwollende Mitwirkung der Mächte setzen mich in den Stand, die Justizreform zu inauguriren und die neuen Gerichtshöfe einzusetzen. Ich bin glücklich, die ehrenwerthen und hervorragenden Männer um mich versammelt zu sehen, welchen ich mit vollem Vertrauen die Aufgabe der Rechtsprechung übertrage. Alle Interessen werden durch ihre Einsicht, meine Herren in vollkommenster Weise sicher gestellt sein, und Ihre Entscheidungen werden daher von allen Seiten Achtung und Gehorsam finden. Der heutige Tag wird hochbedeutsam sein in der Geschichte Aegyptens und den Ausgangspunkt einer neuen Aera der Civilisation bilden. Ich bin überzeugt, daß unter dem Beistande Gottes die Zukunft unseres großen Werkes gesichert ist." — In Antwort auf diese Rede sprach Cherif Pascha als Justizminister Namens der neu eingesetzten Behörde dem Khediwe die Huldigungen, Glückwünsche und Gelöbnisse derselben aus: „Ein großes Werk des Fortschrittes ist heute mit der Einsetzung dieser Gerichtshöfe vollendet worden. Ich bitte Ew. Hoheit, von den Mitgliedern derselben den Ausdruck des lebhaftesten Dankes für das Zu-

Digitized by Google

trauen entgegenzunehmen, welches Sie in ihre Hingebung an die großen Interessen und an die Zukunft des Landes setzen. Indem Sie diese Behörde damit beauftragen, in Ihrem Namen Recht zu sprechen, vertrauen Sie der Weisheit, Gerechtigkeit und Ehrenhaftigkeit derselben eines der wichtigsten Attribute der Herrschergewalt an. Glücklich hierüber und durchdrungen von Ihren civilisatorischen Ideen, Monseigneur, werden die neuen ägyptischen Gerichtshöfe muthig ihre hohe Aufgabe erfüllen und Ihren unablässigen Bemühungen thätige Mitwirkung leihen. Sie werden es sich zur Ehre rechnen, dessen bin ich gewiß, in die Herzen unsers künftigen Geschlechts ihren Namen einzuschreiben als solcher, die zur Begründung eines großen Werkes beigetragen haben, mit welchem künftig das Glück Aegyptens so eng verbunden sein wird, und das für sich allein schon die Ehre und den Ruhm der Regierungszeit Ew. Hoheit bildet."

Nach dem auf die Feierlichkeit folgenden großen Empfang der Minister, des geheimen Rathes, der Chefs der Armee und Flotte, der Spitzen der Verwaltung und der Vertreter des Handelsstandes vereinigte der Khedive speciell noch die Consuln und Generalconsuln der Mächte um sich, sprach ihnen seinen Dank für den bisher geleisteten Beistand ihrer Regierungen aus und fügte dazu den Ausdruck der Hoffnung, daß dieser Beistand ihm auch fernerhin nicht fehlen, vielmehr ihn in Stand setzen werde, das heute begonnene Werk zu gutem Ende zu führen. Diese letztere Bemerkung bezieht sich darauf, daß die Justizreform noch nicht definitiv, sondern nur provisorisch eingeführt ist. Die neuen Einrichtungen sollen eine fünfjährige Probe bestehen und die Mächte haben sich vorbehalten, dann erst ihr schließliches Votum abzugeben.

Frankreich übrigens, von dessen fortdauerndem Widerstreben ich neulich sprach, beharrt auch jetzt noch in dieser gleichen Haltung. Die Nationalversammlung, welcher die Angelegenheit schon seit langer Zeit vorliegt, hat sich noch immer nicht darüber schlüssig gemacht, die französische Regierung hat demzufolge auch noch keine Maßregeln treffen können, und unter den die neuen Gerichtshöfe bildenden Richtern fehlen also immer noch diejenigen, welche aus Frankreich zu berufen wären. Die französische Presse beginnt aber selber, darüber unwillig zu werden, weil sie einsieht, daß durch dieses Nichtmitrathen und -mitthaten der französische Einfluß im Orient nur immer noch mehr ins Hintertreffen geräth. So äußert sich das „Paris-Journal" in einer kürzlich hierhergelangten Nummer erzürnt und spöttisch zugleich über diese Unschlüssigkeit: Seit sechs Jahren wenigstens wird die wichtige Frage der Justizreform in Aegypten hier bei uns studirt, und bis jetzt ist noch keinerlei Beschluß darüber gefaßt worden, während die übrigen Mächte, welche mit dem Orient in Beziehungen stehen, die gebieterische Nothwendigkeit er-

Digitized by Google

kamt haben, daselbst eine einheitliche Rechtspflege einzuführen, und demgemäß denn nunmehr die neuen Tribunale vom Khediwe eingesetzt worden sind. Die Commission, welche von der Nationalversammlung mit dem Bericht über die vom Ministerium vorgelegte Convention betraut ist, schwebt noch immer im Zweifel, nach welcher von beiden Seiten sie sich neigen soll. Von den Neuerern und von den Anhängern des status quo nach beiden Seiten zugleich gezerrt, gleicht sie einer Seele, die im Leeren umherirrt und nicht weiß, welchem Heiligen sie sich geloben soll. Die Sitzungen häufen sich, man fragt um Rath nach rechts und links, man geht einen Schritt vorwärts und macht zwei wieder zurück, weil man sich gedemüthigt glaubt, wenn man einer Pression nachgebe. Diese Ehrenmänner begreifen, daß unter der Sonne des Orients sich eine friedliche Revolution vollzieht, ohne daß sie dieselbe vorbereitet oder begünstigt oder daran theilgenommen haben, sie raufen sich die Haare aus, aber kommen doch zu keinerlei Resultat. Warum einen unfruchtbaren und aussichtslosen Kampf noch fortsetzen, dessen Ergebniß der Ruin unseres Credits, unserer Industrie und unseres Handels im Orient sein würde? Wir sollten mit guter Miene das mitthun, was wir nicht haben hindern können, und uns hüten, jene thörichten Kinder nachzuahmen, die, wenn sie einen Fehler begangen haben, aus falscher Eigenliebe schmollen, anstatt ihren Irrthum einzusehen und wieder gut zu machen. Frankreich wird sich denn wohl auch bald entschließen, in diesem Sinne zu handeln, und damit ihm dazu noch bis zu allerletzt die Möglichkeit gelassen werde, sollen die neuen Gerichte, obwohl nunmehr installirt, erst mit dem 1. October dieses Jahres in Function treten.

Die Zahl der Gerichtshöfe beträgt vier, wovon drei erster Instanz, zu Alexandrien, Kairo und Ismailia, während der vierte ein Appellgericht ist, das in Alexandrien seinen Sitz hat. Den Vereinbarungen gemäß überwiegt unter den Richtern das europäische Element vor dem eingebornen. Der Appellhof zählt im Ganzen zehn Mitglieder, wovon vier, nämlich der Präsident und drei andere, Aegypter, sechs aber Europäer sind; die Gerichte erster Instanz zählen zusammen dreiundzwanzig Mitglieder, wovon eilf Aegypter, zwölf Europäer. Berücksichtigt man, daß bis jetzt noch die französischen Richter fehlen, so wird künftig die Zahl der Europäer die der Eingebornen noch stärker überwiegen als jetzt. Um schließlich eine Aeußerlichkeit zu erwähnen, so tragen die Mitglieder der neuen Gerichte, die bei aller Unabhängigkeit eben doch in ägyptischen Diensten stehen, die sogenannte Stambulina (den schwarzen türkischen Beamtenrock mit stehendem Kragen) und den Tarbusch (oder Fez), sowie als unterscheidendes Merkmal ihrer amtlichen Functionen eine Schärpe mit einer goldenen Platte, welche die Aufschrift trägt: Die Gerechtigkeit ist die Grundlage alles Regierens. λ.

Digitized by Google

Aus Paris. Der Brief des Admirals Roncière und die allgemeine Lage. — Die Bonapartisten waren seit dem 15. Juli, wo jenes eigenthümliche Votum der Nationalversammlung, Dank dem Eingreifen des Herrn Buffet in die Debatte, eine für sie relativ so günstige Wendung genommmen hatte, etwas zu übermüthig geworden. Sie wahrten sich das Recht, Alles ungestraft sagen und thun zu dürfen. Sie forderten ihr Schicksal heraus: es hat sie ereilt in der Form der Absetzung des Admirals Baron de la Roncière le Noury von seinem Posten als Obercommandant des Mittelmeerpanzergeschwaders. Der Grund zu dieser Regierungsmaßregel war der bekannte Brief des Admirals. Man kann der heutigen französischen Regierung nur Glück wünschen zu der Energie und Entschiedenheit, welche sie bei dieser Gelegenheit gezeigt hat. Was sollte aus der Disciplin und der Achtung vor dem Gesetze werden, wenn höchstcommandirende Offiziere im activen Dienste über die gesetzlich bestehende Verfassung und Regierungsform dergleichen tadelnd kritisirende Bemerkungen ungeahndet sich erlauben dürften und es geradezu auszusprechen, daß sie dieselbe bald beseitigt zu sehen hoffen. Mag der Admiral la Roncière das Kaiserreich der Republik vorziehen, und seine baldige Wiederherstellung auf das Innigste wünschen — es ist das eine politische Ansicht, über welche er sein eigener Richter ist; aber nimmermehr konnte sich die bestehende Regierung von einem ihrer höchsten Functionäre sagen lassen, daß ihre Beseitigung nöthig sei, damit Frankreich wieder den ihm gebührenden Rang im europäischen Völkerconcerte einnehmen könne. Auch seine Deputirtenstellung gab dem activen Admiral hierzu kein Recht; mindestens legte ihm seine letztere Situation die Delicatesse des Schweigens auf. Schwer wird es allerdings dem Marschall Mac Mahon geworden sein, das Absetzungsdecret seines langjährigen Waffenkameraden zu unterzeichnen. Man darf nicht vergessen, daß auch der Marschallpräsident der Republik ein strengconservativer Mann ist, der die Erhebung zu seiner hohen Würde einer Coalition der Conservativen vom 24. Mai 1873, also dem Votum des Baron Roncière mit verdankt, und daß letzterer, stets zu den gemäßigten Bonapartisten zählend, vor Allem erst Conservativer und dann Imperialist ist. Doch die Pflicht der Selbsterhaltung gebot der Regierung die zu kühne politische Kundgebung des conservativen bonapartischen Admirals zu strafen; und wenn der Ministerpräsident Herr Buffet sich auch noch so gegen diese Einsicht sträuben mag, — eine republikanische Verfassung verlangt zu ihren ausführenden Dienern und Beamten Männer, welche derselben wenigstens nicht geradezu feindlich gesinnt sind.

Die Affaire Roncière hat die öffentliche Aufmerksamkeit übrigens so allgemein in Anspruch genommen, daß darüber das bonapartistische Banquet in Evreux, bei welchem der Brief des Admiral verlesen wurde, und die Rede des

Digitized by Google

Herrn Raoul Duval ein wenig in den Hintergrund getreten sind. Und doch war Herrn Duvals Rede gewissermaßen das Wahlmanifest der bonapartistischen Partei für die bevorstehenden Neuwahlen. Auch seine Sprache ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, sowohl hinsichtlich der Angriffe auf die Republikaner und Orleanisten, welche letztere er einfach als „Verräther" an dem ihnen von den Wählern gegebenen Mandate bezeichnete, wie auch hinsichtlich seiner Hoffnungen für die Zukunft. Herr Raoul Duval wies vor Allem auf die Revisionsclausel der Verfassung hin, er betonte, daß man nur Revisionisten wählen solle und erklärte, der Marschall Mac Mahon werde sich nie einem in dieser Form ausgesprochenen allgemeinen Willen des Volkes widersetzen und nie das Werkzeug einer intriguanten Partei werden — womit er die orleanistische meinte. Der Redner sprach es klar aus, daß der Marschall selbst vor dem Jahre 1880, dem gesetzlichen Endtermin seiner Präsidentschaft, bis zu welchem derselbe verfassungsmäßig allein das Recht hat, die Revision der Verfassung zu beantragen, einer eventuellen Aenderung der heutigen Regierungsform nicht entgegen sein werde. Es hat dieser Passus großes Aufsehen erregt. Man fragt sich: ist diese so zuversichtlich gegebene Behauptung des bonapartistischen Redners mehr wie eine bloße gewagte Hoffnung und nichtssagende Redewendung? Hat derselbe andere nur von ihm nicht ausgesprochene Gründe zu einer solchen Annahme?

Wir kommen damit sofort an die große Frage nach der nächsten politischen Zukunft Frankreichs: wird die bestehende Republik sich halten? oder wird sie einem andern Beginn Platz machen müssen, wie ihre früheren Vorgängerinnen? Es ist schwer, ein maßgebendes und sicheres Urtheil darüber zu fällen. Es gehört diese Frage in die Kategorie der schwierigsten Räthsel, und fern sei es von uns, die Anmaßung einer richtigen Lösung hier zu erheben; nur die Resultate einer unbefangenen Prüfung der verschiedenen politischen Parteien und ihrer Ansichten für die Zukunft, wollen wir kurz zu entwickeln versuchen.

Die republikanische Partei hat zunächst das eine nicht zu Unterschätzende für sich in die Wagschale zu werfen, daß die Republik augenblicklich in Frankreich besteht, de jure et de facto, auf Grund der am 25. Februar votirten Constitution. Während also alle andern politischen Parteien bei der Vertretung und Verfechtung ihrer Principien nothgedrungen in die Lage von factieusen und verfassungsfeindlichen Parteien gedrängt werden, haben die Republikaner in der politischen Arena den großen Vorsprung, daß ihre Theorie die gesetzliche Regierungsform ist. Allerdings ist es gleichfalls richtig — und hier berühren wir den Hauptpunkt, weshalb überall ein Zweifel an dem Fortbestehen der Republik aufgeworfen werden kann, — daß sowohl in der Nationalversammlung die Republikaner für sich allein die Majorität nicht bilden, sowie daß die heutige Regierung, die loyale Hüterin und Wächterin der Republik,

Digitized by Google

durchaus nicht aus Republikanern besteht. War schon in der Nationalversammlung die republikanische Verfassung nur das Werk eines Compromisses zwischen Republikanern und Orleanisten, so ist es den ersteren nicht gelungen, in das Ministerium — um ganz von dem ultraconservativen Marschall Mac Mahon abzusehen — mehr wie zwei der Ihrigen hinein zu bringen, die Herren Dufaure und Léon Say; und selbst diese dürften gegebenen Falls einer constitutionellen Monarchie nicht allzu abgeneigt sich zeigen. Die übrigen Mitglieder des Cabinets, an ihrer Spitze der klerical gesinnte Herr Buffet würden sicherlich lebhaften Protest erheben, wollte man sie für Republikaner ausgeben. Hat doch der leitende Ministerpräsident bei den verschiedensten Gelegenheiten, ich erinnere nur an den 15. Juli und an die Angelegenheit des Präfecten Ducros von Lyon, geradezu etwas darin gesucht, sich mit der republikanischen Partei in offensten Widerspruch zu setzen und die Stütze seines Gouvernements in den Kreisen der Conservativen zu suchen, welche gegen die Republik gestimmt haben. Eine weitere große Gefahr für die junge Republik liegt auf Seiten der republikanischen Partei selbst, nämlich darin, daß die radicalen Elemente das Uebergewicht gewinnen. Der Expräsident Herr Thiers, der kluge und weitsehende Staatsmann, faßte diesen Gedanken in einer großen Rede, vor seinem Sturze, in welcher er die Nationalversammlung von der Nothwendigkeit, die Republik zu gründen, zu überzeugen suchte, in die Worte zusammen: „La République sera conservatrice ou elle ne sera pas."

Den großen conservativen Classen der französischen Bourgeoisie und des Landvolkes wohnt noch immer eine heillose Furcht vor der Republik inne. Diese den materiellen Interessen vor Allem ergebenen Kreise haben nur einen Gedanken, den nach Ruhe und Ordnung; und ein jedes Hinneigen der heutigen Regierungsmaschinerie nach Links würde für sie mit einem drohenden Herannahen der Commune gleichbedeutend sein. Hier ist für die Schrecken des rothen Gespenstes noch immer ein empfängliches Terrain; und es würde selbst die auf Rettung der Gesellschaft basirte Kirchhofsruhe des Kaiserreichs hier die begeistertsten Anhänger haben, sollte es sich ereignen, daß die radicalen Theorien der Herren Naquet, Madier de Montjean und Louis Blanc und die politischen Principien der République française und des Rappel Aussicht auf praktische Verwerthung gewönnen.

Hält sich die republikanische Partei von dergleichen radicalen Ausschreitungen frei, so wäre eine Beseitigung der heutigen Republik, sowie eine Aenderung der augenblicklichen politischen Lage nur möglich durch eine Abdankung Mac Mahons — durch ein Votum der Nationalversammlung — durch einen Staatsstreich — durch eine Revision der Verfassung, die von dem neugewählten Senat und Deputirtenkammer vorgenommen werden kann.

Eine Abdankung des Marschallpräsidenten — den Fall seines Todes lasse

Digitized by Google

ich bei Seite — würde insofern von großer Bedeutung sein, als die Wahl seines Nachfolgers einem präcisern Charakter annehmen müßte. Sei es nun ein orleanistischer Prinz, ein bonapartistischer General oder ein republikanischer Deputirter, immer würde die Situation insofern eine Aenderung und Klärung erfahren, als nicht mehr einfach ein zwar, aber doch im ganzen farblos, conservativer Mann an der Spitze der Republik stände. Zwar würde letztere selbst zunächst immer noch bestehen bleiben, und „Präsident der Republik" würde auch der officielle Titel des Nachfolgers sein; im Uebrigen jedoch wäre die endgültige Lösung nach der einen oder der andern Seite hin, um ein gutes Stück weiter vorgerückt. Nun aber sind wir der Meinung, daß der Marschall Mac Mahon gar nicht daran denkt, seinen Posten aufzugeben. Der heutige Präsident ist freilich ein stiller und schlichter Soldat, der nach dieser hohen Ehre nicht gestrebt hat — aber Herrscher eines großen Reiches sein, hat der Annehmlichkeiten zuviel, als daß Jemand so leicht dergleichen Prärogative von sich werfen sollte. Zudem ist Mac Mahon mit einer ziemlichen Portion von Hartnäckigkeit im Festhalten begabt. Als er den Malakof gestürmt hatte, berichtete er dies mit den kurzen Worten: „J' y suis, j' y reste." Sollte heute in irgend einer Form die Frage, seine Stellung niederzulegen, an ihn herantreten, so sind wir überzeugt, daß er nicht wie sein Vorgänger Thiers gehen, sondern kurz erwidern würde: „J' y suis, j' y reste." Und wer wollte ihn daran hindern, da bis 1880 verfassungsmäßig und legal seine Präsidentschaft festgesetzt ist?

Ein Votum der heutigen Nationalversammlung könnte allerdings die republikanische Verfassung wieder abschaffen, so gut wie sie dieselbe beschlossen hat. Aber was würde der Erfolg sein? In der augenblicklichen Zusammensetzung der Kammer ist keine der vier großen Parteien — Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten und Republikaner — im Stande, ihre Principien allein ohne Hülfe einer andern Partei durchzusetzen. Es giebt hier nur Minoritäten und keine Majoritäten! Sollte also selbst eines Tages eine neue Coalition der monarchischen Fractionen die republikanische Constitution wieder vernichten, so würde es dennoch keine Möglichkeit geben, die legitime, die constitutionelle Monarchie oder das Kaiserreich an seine Stelle zu setzen, da stets drei feindliche Parteien stark genug sein würden, jede dieser Regierungsformen niederzustimmen. Es träte dann wieder der Zustand vor dem 25. Februar ein, d. h. die Republik bestände nach wie vor de facto.

Der Eventualität eines Staatsstreiches wiegt allerdings schwerer. Aber hier tritt uns gleich die Frage entgegen: zu wessen Gunsten, da derselbe immer unter Mitwirkung oder Duldung des Marschalls Mac Mahon selbst geschehen müßte. Für ein bloßes Pronuntiamento irgend eines Generals sind die französischen Zustände denn doch noch nicht reif, und ein jedes solcher Be-

Digitized by Google

ginnen würde ein schnelles und klägliches Ende finden. Von oben muß der Anstoß kommen, soll Aussicht auf Ersatz vorhanden sein.

Zu Gunsten der Legitimisten also? Der junge legitimistische Deputirte Cazanove de Pradines meinte eines Tages auf der Tribune der Nationalversammlung, daß der Marschall loyal genug sein werde, um Heinrich V. nicht sieben Jahre lang an den Thoren Frankreichs warten zu lassen, — allein der Marschall scheint zu der Rolle eines General Monk wenig Lust zu spüren und er gab damals zur Antwort, daß das Aufpflanzen der weißen Fahne die Chassepots der Soldaten zum Schutz der Tricolore würde knattern machen, — die Armee würde den Gehorsam verweigern! Die legitimistische Partei, so achtungswürdige Ehrenmänner ihre Vertreter sein mögen, hat keinen Anhang mehr im Volke; die Bourbonenmonarchie ist unmöglich!

Zu Gunsten der Bonapartisten? — Der Herzog von Magenta hat vielleicht gewisse Sympathien für die Eugenie. Allein die Bonapartisten sind gänzlich aus der Umgebung des Marschalls entfernt und haben keine Möglichkeit, Einfluß auf denselben zu gewinnen; im Gegentheil, mit alleinige Ausnahme des Herrn Buffet, bestehen die Rathgeber und der tägliche Umgang des Präsidenten aus Männern, die ein tiefer Haß gegen das Kaiserreich beseelt. Zum Andern würde der Marschall auch mit der Nationalversammlung, die gleichfalls höchst feindliche Gesinnungen gegen den Imperialismus hegt, zu rechnen haben, und dieser Umstand möchte den augenblicklichen Erfolg eines bonapartistischen Staatsstreiches mehr wie zweifelhaft erscheinen lassen.

Zu Gunsten der Orleanisten endlich? — Betrachtet man die Zusammensetzung der heutigen Regierung, in der die Orleanisten unstreitig ein großes Uebergewicht ausüben, so muß man gestehen, daß die allgemeinen Chancen für dieselben günstig stehen. Aber der politische Fußfall des Grafen von Paris bei Heinrich V. in Frohsdorf hat eine gewaltthätige Lösung für den orleanistischen Prätendenten sehr erschwert; und zum Andern sind die Orleanisten durchaus keine Anhänger gewagter Unternehmungen! Sie haben eine gute Eigenschaft, nämlich die, geduldig warten zu können; und da augenblicklich ihre Prinzen in der Gesellschaft, ihre Partei in der Regierung die erste Rolle spielen, so begnügen sie sich vorerst mit dem unter der republikanischen Staatsform Erreichten, statt durch ein kühnes Wagniß Alles wieder aufs Spiel zu setzen.

Es bleibt nun noch die vierte Möglichkeit: die durch die Verfassung selbst vorgesehene Revision derselben. Hier ist der legale Weg gegeben, die Republik zu beseitigen, und auf diesen Punkt concentriren daher auch die Orleanisten ihre ganze Hoffnung und ihre ganze Thätigkeit. Da aber nur die neuen Kammern diese Revision vnrnehmen können, so ist vorerst das Fegefeuer der Neuwahlen durchzumachen; von ihren Ausfall hängt Alles ab!

Digitized by Google

Die heutige Nationalversammlung muß weichen, darüber sind sich Republikaner und Bonapartisten schon längst und jetzt auch nothgedrungen die Orleanisten einig; der letzteren ganze Sorge ist nun also, die Neuwahlen zu „machen". Der Plan ihres Führers, des Herzogs von Broglie, auf dem Umwege der Republik zur orleanistischen Monarchie zu gelangen, macht der Schlauheit des Erfinders alle Ehre. Aber wird der Suffrage Universel, an den selbst zu tasten Niemand wagen kann, sich so regieren lassen, wie man hofft? Werden die Präfekten- und Verwaltungskniffe, wird Herrn Buffets klericaler Reactionismus genügen, die Wahlen in dem gewünschten Sinne zu leiten? Auch der Bonapartismus rührt sich mächtig. Herrn Raoul Duvals Rede ist wie ein heller Trompetenstoß ins Land gefahren, mit vollster Kraft tritt diese Partei in die Wahlcampagne ein und rechnet nicht ganz mit Unrecht auf sichere Erfolge. Die Republikaner sind gleichfalls nicht müßig. Eine orleanistische Majorität in den neuen Kammern erscheint uns daher noch sehr zweifelhaft.

Unsere Resultate also sind: eine legitimistische Restauration, wie ein bonapartistischer Staatsstreich haben unter den gegebenen Verhältnissen keine Aussicht auf Erfolg; der Orleanismus baut seine Pläne auf die Revision der Verfassung. Doch auch diese Gefahr ist für die Republik keine zu große. Sind die Republikaner politisch klug genug, alle radicalen Ausschreitungen zu vermeiden, und die Ruhe und Ordnung im Innern dadurch nicht zu stören, so werden sie ihre gefährlichsten Gegner bei den Wahlen, deren Hauptagitationsmittel der Hinweis auf jene socialen Principien ist, mit Gewißheit aus dem Felde schlagen; durch ihre Majorität in den neuen Kammern aber den Orleanismus der Regierungskreise vollkommen in Schach halten. Dazu kommt noch, daß der Marschall Mac Mahon sich ganz wohl fühlt in seiner Stellung als Präsident. Somit dürfen die Republikaner sich sagen, daß es zunächst von ihrer eigenen Mäßigung und Klugheit allein abhängen wird, ob die dritte und erste legale Republik in Frankreich Bestand haben wird oder nicht.

J. St.

Aus Scheveningen. Der Bischof Martin. Besetzte Stühle. — Deutsche Blätter möchten wissen, ob der Exbischof von Paderborn wirklich hier ist? Die holländischen wissens, und — sie möchtens lieber nicht wissen. So bringt das „Dagblad" eine Correspondenz aus Belgien (wenn ich recht sehe, nicht blos ironischen, sondern auch officiellen Anstrichs) des Inhalts: daß man dem Herrn Bischof nicht wehren könne, wenn er lediglich „pour laver les traces de son martyre" nach Scheveningen gekommen sei, daß aber die Regierung darauf bedacht sein werde, sich seiner zu entledigen, wenn Hochwürden meinen sollte, von hier aus seine ihm in der Heimath verbotene Wirksamkeit wieder

Digitized by Google

aufnehmen, oder wie immerhin gegen einen mit Holland befreundeten Staat intriguiren zu können.“ Außerdem habe ich mir den Mann selbst besehen, wozu reichlich Gelegenheit ist, da er ebenso fleißig und ebenso ungenirt wie die andern Gäste badet und faullenzt und gute Cigarren raucht. Nichts an ihm verräth den Bischof, noch weniger den Märtyrer. So behaglich, so gesund, so elegant sieht der Mann aus, und so unscheinbar beiläufig (fast unter Mittelgröße) für einen höhern Würdenträger (der eigentlich Gardemaß haben soll!) der katholischen Kirche. Man würde ihn als einen der gewöhnlichsten Strandläufer übersehen, wenn er sich nicht durch seine Begleitung bemerklich machte: zwei Kleriker geringeren Grades — „Prophete rechts, Prophete links“ — in respectsvoller Haltung, mit denen er eifrigst conversirt. Nur ganz in der Nähe kann einem auch seine „Bekleidung“ auffallen. Denn der saloppe Reiseanzug sitzt nur so wie ein eben erst im Laden gekaufter, und das braune Plüschhütchen, wie's fast alle Pastoren und eine Art holländischer Soldaten ihre geschmacklosen Bärenmützen tragen: zu tief im Kopf. Es will eben Alles gelernt sein; auch das ganz incognito Durchbrennen mit Hülfe des Hutmachers und Schneiders.

Das Badepublicum nimmt von diesem neuesten um der Art seines Kommens willen interessanten Gast so gut wie keine Notiz. Nur während der Mahlzeit giebt er Stoff zu harmlosen Muthmaßungen über den Zweck seiner Reise und damit zusammenhängenden Anecdoten.

Ein sonderbarer Zufall nöthigt mich, das zuletzt Gesagte in etwas zu berichtigen. Bischof Martin hat auch hier Freunde; nur daß sie's nicht merken lassen! „Wie ich's dennoch habe erfahren können?“ Weil nicht blos die Wände Ohren haben, sondern auch die schon früher*) erwähnten großen Stühle. Sie isoliren ihren Insassen so völlig von aller menschlichen Gesellschaft, daß sie besser zum „Stillleben und -Lesen für sich“, als zur Conversation geeignet sind. Wer aber gleichwohl letztere darin pflegen will, thut wohl, nachzusehen, ob nicht die Stühle dicht vor und neben ihm auch schon besetzt sind, und von wem? Weil dies das schöne Geschlecht hinter mir nicht gethan hatte, mußte ich Ohrenzeuge ihrer lauten Befürchtungen werden: „ob wohl die holländische Regierung den hochwürdigen Herrn Bischof an Preußen ausliefern werde, obschon er nichts böses gethan habe“ . . . „Wenn Preußen darauf besteht, meinte eine, so wird's schon dazu kommen; denn das ist das Schreckliche in unsrer Zeit: der Schwächere muß immer nachgeben.“ Ich wollte sie eben darüber beruhigen, weil ich der Meinung bin: Preußen handelt nur im eigensten Interesse, wenn es solche Bischöfe je nach Bedürfniß gehen, fahren, reiten und schwimmen läßt, so weit sie wollen; aber das Ge-

*) Vgl. Nr. 35, S. 350.

Digitized by Google

ipräch nahm, nachdem ein gleichgesinnter Herr hinzugetreten war, eine noch viel bedenklichere Wendung, wie „über den im Untergehen begriffenen Stern des einst (!) so hochgeachteten Staatsmannes und Fürsten * * *!“ und seinen am Rhein so glänzend durchgefallenen (!) Minister F.; und so zog ich es vor, weil ich auf alle Fälle die Unvorsichtigkeit dieser mißvergnügten Landsleute nicht mißbrauchen wollte, sie gar nicht zu sehen; wie gern ich ihnen auch hätte die Warnung zukommen lassen, deren sich nun andre annehmen mögen: „in den Rohrstühlen am Scheveninger Strand nur nicht unbesonnen raisonniren! dazu eignen sich viel besser, schon weil sie nur Ein Ohr haben sollen, die Beichtstühle!“

Aus dem Reichsland. Reiseeindrücke. — Wollen Sie Jemanden, der an der preußischen Grenze wohnt und häufig ins Reichsland kommt, Einiges von seinen kleinen Erlebnissen erzählen lassen? Ich will Ihnen vorab sagen, daß ich seit langen Jahren für die Franzosen eine gewisse Hochachtung empfinde und darin auch durch den Krieg nicht irre geworden bin. Aber vielleicht bin ich darum gerade empfindlicher als andere gegen die unwahren Behauptungen, die man in einigen Blättern findet, als hätte unsere deutsche Verwaltung seit 1871 in Elsaß-Lothringen irgend welche große Erfolge in der Germanisirung des Landes gehabt. Erwarten Sie, ich bitte Sie, auch nichts der Art in funfzig Jahren, es sei denn, daß bis dahin ein Krieg gegen Frankreich nothwendig werde und unsere elsässischen Soldaten mit ausrücken könnten. Denn das würde wie ein Zauber germanisirend wirken. Erst Napoleon I. hat das Land durch militärischen Ruhm an Frankreich geknüpft und den Amalgamirungsproceß auch in andern als militärischen Gebieten eingeleitet. Wir dürfen das nicht vergessen. Das „Raufen“ ist dem Reichsländer fast noch mehr ans Herz gewachsen, als dem Bayern, und er schneidet dabei auf, wie Falstaff. Zwanzig Schlachten bei Paris habe er mitgemacht im Jahre 1870, sagte mir ein etwas angetrunkener Lothringer, und dabei zeigte er mir natürlich zwanzig Finger; er hatte sich dabei eben so natürlich ausgezeichnet, bis er am Knie verwundet worden sei. Dann, wie denn diese Leute nothwendig über ihre militärische „Hierarchie“ schimpfen müssen, so sei eine Blessur, aber keine Invalidenpension ihm zu Theil geworden. Die alte französische Rekrutirungsweise hat außerdem außerordentlich verderblich für die Elsässer gewirkt. Man warf alle Landschaften durch einander; Corsika, Elsaß, Bayonne, Paris ꝛc., alles fand sich unter den Kriegsgefangenen eines einzigen Regiments vertreten. So entstanden zahllose Beziehungen durch das große Reich hin, und es ist wohl keine Familie im Elsaß, die nicht noch gegenwärtig ebenso zahlreiche und in der Regel interessantere Verbindungen in Frankreich hätte, als im Lande selbst. Diese werden gepflegt, und es sind die Geistlichen besonders, die die

Vermittlung bilden. Zumal 1870—72 waren sie die Vermittler, schrieben Briefe für die Unwissenden, drängten die Mütter, ihre Kinder in die französischen Klöster und Internate zu schicken, um den „Glauben" und die Sprache zu befestigen. Seitdem soll ihr Einfluß abgenommen haben. Ich habe freilich nichts davon bemerkt. Jedenfalls giebt es keine Classe von Menschen im Reichsland, die dem Reich bewußter entgegentritt, als die katholischen Geistlichen, bewußter und klüger. Unter sich sprechen sie meist französisch, geläufig, aber nicht zur Befriedigung der Nationalfranzosen, die überhaupt eine Antipathie gegen die elsässische Aussprache und Betonung des Französischen haben. Wenn die Pfarrkinder sie deutsch oder vielmehr „dütsch" anreden, so antworten sie natürlich eben so, aber gleich darauf fallen sie wieder in ihr geliebtes Französisch zurück. Und es ist sehr begreiflich. Nur im Französischen sind sie geschult und das in der französischen Bildung so scharf herausgehobene „classische" Material hat sie in der Zeit jugendlicher Empfänglichkeit erfaßt. Unsern großen Schriftstellern stehen sie fremd gegenüber, wenn auch einige wenige im Stande sind, den elsässischen Dialect für eine Weile mit dem Schriftdeutsch zu vertauschen. Ihre Bildung ist sehr verschieden. Ich fand solche, die völlig unwissend waren in allem weltlichen Wissen, ich fand andre, die vor ihrer geistlichen Laufbahn einen praktisch-weltlichen Beruf getrieben hatten und nun ihre reiche Erfahrung für die Seelsorge sehr schön verwertheten. Im Münster zu Straßburg hörte ich an einem Marientage eine deutsche Predigt, ganz nach scholastischer Methode, vollständig absurd; es wurde der Name „Maria" nach seinem etymologischen Sinn erörtert. Der Prediger kannte diesen Sinn nicht, aber er wußte, wie ihn Augustin, Hieronymus und einige andere Kirchenväter ausgelegt hatten. Aus allen Auslegungen, die sich natürlich widersprachen, wußte er höchst friedlich Material zu gewinnen, das er für erbaulich hielt. Ich fand es eher lächerlich, und da ich gewiß war, daß die richtige Worterklärung, die „dicke, dralle" ihm doch nicht von genügender Erbaulichkeit sein würde, so entzog ich mich seinem Geschwätz. Es wird wirklich etwas von Reichs wegen für die weltliche und zwar deutsche Bildung der reichsländischen Geistlichen geschehen müssen, in der Richtung, die unsere Maigesetze über die Vorbildung der Geistlichen einschlagen. Natürlich würde damit die Einrichtung einer katholischen Theologenfacultät in Straßburg nothwendig werden. Wie die verschrobenen Herren das Vaterländische taxiren, gegenüber dem Katholicismus, ersah ich auch daraus, daß man mit Stolz in einem Städtchen (Oberelsaß) auf einen Mitbürger hinwies, der einst dort seine Studien gemacht habe und jetzt Bischof von Angers sei, Monseigner Freppel. Er ist einer der Agitatoren für die jetzt projectirten „freien" Universitäten, die das arme Land noch ultramontaner machen sollen. In ähnlicher Weise giebt es ja in den großen französischen Städten Banquiers und Kaufleute,

Digitized by Google

die, um die Schuld ihres deutschen Namens zu sühnen, den Deutschen besonders schroff entgegentreten. In Straßburg fand ich einen gemeinen Menschen, der sonst französisch parlirte, mir aber zeigen wollte, daß er auch deutsch spreche. Ja, das Deutsche war seine Muttersprache. Als er bemerkte, daß ich mich auf einen schon occupirten Stuhl setzen wollte, rief er mir zu, der Platz sei schon „genommen". Und als ich einen andern Stuhl ergriffen und ihm gesagt hatte, wie er sich hätte ausdrücken sollen, wurde er borstig und brachte seinen ganzen Haß gegen die Deutschen zu Tage. Erst als ich ihm in französischer Sprache entgegentrat und ihm seine falsche Phrase ins Französische genau übersetzte, sah er etwas klarer die Motive meiner Correctur ein und wurde still. Ein betrunkener Straßburger Bürger, ein Mann, der offenbar den besseren Classen angehörte, sang in seinem Coupé still vergnügt, deutsche Volkslieder besonders. In seinem Zustande hatte er die Controle über seine Worte verloren und offenbarte seine wirklichen Gesinnungen. So sang er den Anfang O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt, noch ziemlich erkennbar, aber er fügte sofort sich unterbrechend hinzu: „aber die Prüße sind jetzt da". Ein verständnißinniges Gelächter aus den Nebencoupés belohnte ihn. Wo bleibt da die übliche Schönfärberei? Und kann man wohl das sentimentale, resignirte, milde Verfahren der deutschen Behörden den Reichsländern gegenüber weiter empfehlen? Sollten wir nicht lieber Bestimmtheit und durchgreifende Schnelligkeit unsern Beamten ans Herz legen. Leider hat man viele Männer ins Land gebracht, die diese Eigenschaften in ihren alten socialen Verhältnissen sich eben nicht erwerben konnten, während sie andere Vorzüge besitzen. Es giebt einige Requisite, die sowohl der Norddeutsche als der an große Verhältnisse gewohnte Franzose durchgängig an sich tragen, während sie den Elsässern und den Süddeutschen selten eigen sind. Es sind gerade solche Eigenschaften, die zur Gewöhnung an den „Staatsgedanken" am ersten führen. Diese Elemente sollte man stärken und sich vor dem Vorwurf der Schroffheit und Schneidigkeit nicht fürchten.

Im Unterrichtswesen scheint die Volksschule, das Präparanden- und Seminarwesen noch immer am normalsten fortzuschreiten. Der Mangel an Lehrern und besonders an Lehrerinnen ist freilich noch groß, so daß man nur allmählich die ungeeigneten Kräfte entfernen kann. Aber es geht doch voran. Auf die Forderung der verbildeten und verschrobenen Classen, das Französische wieder in die Volksschulen einzuführen, wird man sich hoffentlich in keinem Fall einlassen; mit den Mittelschulen und mit den Jahrgängen in gehobenen Volksschulen, welche nach den Bestimmungen der Mittelschule unterrichtet werden dürfen, ist es etwas Anderes. Da ist das Deutsche schon hinreichend befestigt, um das Französische mit Nutzen treiben zu können.

Die höheren Schulen scheinen weit mehr Schwierigkeit zu machen, als

gitized by Google

die niedern. Besonders ist zu beklagen, daß nicht mehr wie zu Anfang die pecuniären Mittel so reichlich fließen, um den Lehrern eine Compensation für ihre Lage zu bieten. Dann ist der zuweilen wahrhaft entsetzliche Wechsel im Lehrpersonal äußerst schädlich. Wie zu helfen wäre, kann ein draußen stehender nicht wohl erkennen. Der Schulrath soll den besten Willen haben, und die ihm nahe stehen behaupten, er reibe sich auf in Schwierigkeiten, die eines Mannes Kräfte übersteigen. In diesem Falle ließe sich ja leicht Abhülfe schaffen. Aber der Uebelstand wird wohl tiefere Gründe haben.

Aus Berlin. Von der Herbstreise. Politik und Börse. — Angenehmer ist mir die Rückkehr vom Sommerausfluge nach Berlin niemals gewesen als in diesem Jahre. Nicht daß es mir draußen unerfreulich ergangen wäre. Aber wohl selten hat Berlin seinen heimkehrenden Angehörigen ein so freundliches Antlitz gezeigt als in diesem Herbste. Ein lachender sonniger Morgen empfing mich, als ich vom Süden her, von Frankfurt kommend, mich im Schnellzuge der Heimath näherte und acht Tage bin ich hier, ohne daß die freundliche Sonne sich auch nur während einer Stunde des Tages hätte verleugnen lassen. Da ist es nicht schwer, sich mit Berlin wieder zu befreunden. Und was noch wichtiger und angenehmer ist, Jedermann ist in der besten Laune von der Welt. Allerseits kommt man von der Reise, die kräftigende Luft der Seebäder, der Alpen, des Schwarzwaldes und der Thüringer Berge hat die ermüdeten Berliner Herren gestärkt, die Sonne die bleichen städtischen Gesichter mit ländlich bräunlichem Colorit kräftig überzogen. Und diese Farbe ist sehr gesucht, selbst von den Damen, welche ganz vergnügt in Indianerfarbe umhergehen —, da sie sehr wohl wissen, daß sich zur Zeit der officiellen Saison pünktlich wieder die vielbegehrte unentbehrliche kaukasische Weiße einstellen wird. Nicht unerfreulich ist auch, daß der grimmige Ernst der winterlichen, politischen und geschäftlichen Thätigkeit sich noch keineswegs unserer Stadt bemächtigt hat. Vielmehr plaudern die Menschen noch ganz harmlos über ihre persönlichen Erlebnisse und vergessen die Sorgen ihrer Berufsgeschäfte, sobald sie ihre Bureaus und Comptoire hinter sich gelassen haben.

Gestatten Sie daher auch mir, heute weniger eingehend und ernsthaft über Berlins politische und sociale Physiognomie zu sprechen, als vielmehr Ihnen Dieses und Jenes von auswärts und daheim zu erzählen, wie es sich gerade dem Gedächtnisse einstellt. Zuerst von auswärts. Denn zu natürlich schweifen die Gedanken in die Ferne, wenn man eben von fernher kommend noch stets der Menschen und Dinge denkt, die man verlassen. Ich weiß nicht, ob Sie die Empfindung kennen, welche sich des hauptstädtischen Gemüthes bemächtigt, wenn sein Besitzer und Inhaber nach glücklich über-

Digitized by Google

ſtandener Sonnenhitze Berlins Mauern im Herbſte endlich entrinnen darf und los und ledig jeder Pflicht gen Süden eilt. Wenn ich in ſolchen Momenten auf den Anhalter Bahnhof komme und leſe an den Waggonthüren die Worte „Berlin — Ala“ oder „Berlin — Lindau“, ſo überkommt mich ein Gefühl, das ich nur demjenigen vergleichen kann, das man als Kind empfindet am Weihnachtsabend, wo man ebenfalls hinter den verſchloſſenen Thüren, die den Weihnachtsbaum verbergen, ein unſagbares Glück ahnt. Und wenn man dann in die Nacht hineinfährt, halb träumend, halb wachend, da ergeht ſich die Phantaſie in den freundlichſten Bildern einer lachenden Zukunft. Schattenhaft tritt die Vergangenheit zurück und die Sonne des nächſten Tages beleuchtet bereits ein ganz neues verheißungsvolles Bild. Hat man den erſten Raſtort erreicht und ſich vom Staube der Fahrt gereinigt, ſo betritt man die Straße mit der Erwartung, daß unfehlbar etwas ganz außergewöhnlich Angenehmes oder Intereſſantes ſich ereignen müſſe. Dieſe Vorausſetzung erweiſt ſich nun allerdings meiſt als irrig. Dennoch fühlt man ſich keineswegs enttäuſcht, denn der Eindruck der neuen Umgebung iſt immerhin ſo erfriſchend und anregend, daß man ſich zufrieden und glücklich fühlt. Ich empfand dieſes Glück zunächſt in München, und es blieb mir treu, ſelbſt dann, als ich ſo leichtſinnig war, mich mit meinen Münchener Freunden in politiſche Discuſſionen einzulaſſen. Allerdings eigentlich unverzeihlich, wenn man der Erholung wegen reiſt, aber naturam expellas furca tamen usque recurret. Im Ganzen verſtändigten wir uns aber recht gut. Auch habe ich einen ſehr erheblichen Nutzen aus dieſen Converſationen gezogen. Ich überzeugte mich nämlich perſönlich von der tiefen Verſtimmung, welche unſere norddeutſchen Federn in Bayern anrichten, ſobald ſie ſich in Bewegung ſetzen, um die bayeriſchen Verhältniſſe zu behandeln. Ich kann nach den gemachten Erfahrungen den norddeutſchen Collegen nur dringend rathen, ſich dieſer Thätigkeit möglichſt zu enthalten und ſie den reichsfreundlichen bayeriſchen Journaliſten zu überlaſſen. Wir ſind von Berlin durchaus nicht in der Lage, die bayeriſchen Verhältniſſe zu überſehen und ebenſo wenig vermögen wir den Ton zu treffen, den man in München anſchlagen muß, um den Zweck zu fördern, den man in nationaler Beziehung im Auge hat. Ich wußte dies zwar ſchon früher, indeß glaubte ich doch nicht, daß der Steine des Anſtoßes ſo viele wären und daß der durch die norddeutſche Publiciſtik in dieſer Hinſicht in Süddeutſchland angerichtete Schaden ein ſo bedeutender wäre.

Mit dieſer heilſamen Erkenntniß verließ ich den deutſchen Boden und ging über den Bodenſee in die Schweiz. Hier hat die Politik ein Ende, dachte ich. Aber welche Täuſchung! Mein Weg führte mich nach Arenenberg, und, wenn ich auch nicht die Ehre hatte, Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Eugenie vorgeſtellt zu

Digitized by Google

werden, so hatte ich doch Gelegenheit, sie zu sehen, und zwar zu sehen im Kreise vieler Franzosen, die sie gewiß nicht aus unpolitischen Gründen aufgesucht hatten, die mit ihr vielmehr die ernstesten politischen Fragen im lebhaftesten Gespräch zu erörtern schienen. Wer die Herren waren, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Pietri sollte unter ihnen sein, sagte man mir. Jedenfalls waren es sehr vornehme Franzosen, das war unschwer zu erkennen. Selbstverständlich kamen sie der Kaiserin mit allen den Rücksichten entgegen, die der Verkehr mit gekrönten Häuptern erheischt. Es war nicht anders als wenn man die regierende Kaiserin der Franzosen vor sich gehabt hätte. An der Kaiserin selbst sind die schweren Ergebnisse der letzten Jahre keineswegs spurlos vorübergegangen das ehemals so lichtblonde Haar ist wirklich grau geworden, die Gesichtszüge sind gealtert. Sie trägt noch Trauer. Merkwürdig contrastirt mit der Trauerfarbe der Schnitt des Kleides. Es ist ängstlich genau den Erfordernissen der neuesten Mode angepaßt und nimmt der Erscheinung die Würde, die sie bei einer einfacheren Tracht ohne Zweifel besitzen würde.

Von Arenenberg respective Constanz wandte ich mich nach Interlaken. Hier weilte ein anderes Haupt des politischen Europa, der Reichskanzler Gortschakoff. Seine Anwesenheit war uns überaus werthvoll, die Nachrichten über den Aufstand in der Herzegowina zu studiren. Nicht daß der alte Herr uns etwa über diese Angelegenheit persönlich belehrt hätte. Aber so lange Gortschakoff hier ist, dachten wir, kann es mit der Herzegowina nicht so ernst gemeint sein, wozu also diesen Wust von lügnerischen Berichten lesen? Also gingen wir lieber in die Berge. Der Verlauf der orientalischen Ereignisse hat unsere Sorglosigkeit glänzend gerechtfertigt. Im übrigen habe ich in Interlaken eigentlich nur mit Engländern gelebt. In meinem Hôtel kam eigentlich nur diese Species vor und noch dazu in so großer Anzahl, daß ich mir recht gut einbilden konnte, in England selbst zu leben. Ich habe mich recht gut mit den Engländern vertragen, das heißt persönlich. Politisch lagen wir stets in heftigster Fehde. Wie sie mir sagten, sei es in England selbst nicht anders. Persönlich möchten sie die Deutschen recht gut leiden, aber politisch seien wir unleidlich, wie die Politik unseres Landes überhaupt. Und nun hoben sie an und hielten mir das Register der Sünden vor, die Deutschland an England im Laufe der letzten zwanzig Jahre begangen habe. Unter diesen sind es besonders zwei Thatsachen, welche das englische Gemüth uns nicht vergeben kann: das ist erstens Preußens russenfreundliche Haltung während des Krimkrieges und sodann Rußlands Lossagung von der Klausel des Pariser Vertrages vom Jahre 1856 bezüglich des schwarzen Meeres. Dieser letztere Act, von Rußland bekanntlich im Jahre 1871 unter dem Eindruck der deutschen Waffenerfolge unternommen, erscheint den Engländern

Digitized by Google

nicht ganz mit Unrecht einfach als eine That der deutschen Politik; es ist gewiß bezeichnend, daß die angeblichen Hauptsünden Deutschlands an England beide das Verhältniß Englands zu Rußland betreffen; ein deutlicher Hinweis auf den Punkt, von dem eigentlich Englands Weltstellung abhängig ist, und trotz allen englischen Klagen ein tröstlicher Beweis, daß nicht Deutschland, sondern Rußland Englands eigentlicher Rivale ist. Freilich wollten die Engländer das letzte keineswegs gelten lassen.

So schied ich denn von ihnen als persönlicher Freund und politischer Gegner und ging langsam über Chur, Bern und Basel auf den heimathlichen Boden hinüber. In Baden-Baden machte ich eine mehrtägige Rast. Ich stellte mir damals Berlin öde und staubedeckt vor und glaubte, daß ein plötzlicher Uebergang aus der Gletscherwelt in den märkischen Sand eine zu gewaltige moralische Erschütterung herbeiführen werde. Die schattigen Tannenwälder des Schwarzwaldes schienen den Gegensatz sehr angenehm zu vermitteln. Und in der That war der Aufenthalt in Baden-Baden überaus reizvoll. Das wundervolle Wetter der ersten Septembertage zeigte das liebliche Thal der Oos in seinem hellsten Glanze. Die weiche würzige Luft Badens erschien mir fast noch angenehmer als die herbe Frische des Schweizerklimas.

Jedenfalls war die Abwechslung sehr reizvoll. Reizvoller noch aber war das Treiben in Baden. Selbstverständlich ist der Ort ein ganz anderer geworden als zu der Zeit, da das trente et quarente den Ton angab. Die beauté du diable ist verschwunden. Lichtvollere, ruhigere Gestalten erfreuen das Auge. Das ganze Zigeunerthum der hohen Aristokratie aller Länder, das ehemals dort herrschte, hat den Ort verlassen, nur einige alte Sünder scheinen wie durch magische Kraft an den Boden gebannt, auf dem sie ehemals Vermögen gewonnen und Vermögen verloren. Ruhelos durchwandeln sie die prächtigen Säle des Kurhauses, welche jetzt harmloseren Zwecken dienen. Abgesehen von diesen Gestalten ist die Gesellschaft Badens jetzt wohl die beste der Welt. Vor allem ist das deutsche Element, das früher ganz im Hintergrunde stand, in erfreulicher Stärke und vorzüglicher Güte vertreten. Daneben sind Engländer, Russen, Amerikaner zahlreich anwesend. Nur die Franzosen fehlen gänzlich. Sehr erfreulich ist, daß die zahlreichen vornehmen Leute aller Nationen, welche in Baden ansässig sind, ihre frühere, durch das Treiben an der Spielbank gebotene Zurückhaltung aufgegeben haben, und sich an dem öffentlichen geselligen Leben betheiligen. Alles in Allem genommen, glaube ich nicht, daß man zur Zeit in irgend einem Bade der Welt, vielleicht Brighton und Trouville ausgenommen, eine so gute und glänzende Gesellschaft antrifft als in Baden. Ein von den dortigen Clubs veranstalteter Ball demonstrirte mir dies in reizendster Weise ad oculos. Wirklich schöne Ballerscheinungen in großer Anzahl sind in meinen Augen das

Digitized by Google

ſicherſte Kennzeichen des Vorhandenſeins eines eminent guten ſocialen Elementes. Erlaſſen Sie mir die Deduction dieſes wichtigen Satzes, glauben Sie, wie ich, an ſeine unverbrüchliche Richtigkeit und laſſen Sie ſich genügen, wenn ich Ihnen verſichere, daß der internationale Damenflor Badens ihn in der liebenswürdigſten und überzeugendſten Weiſe zu beweiſen verſteht.

Aber jetzt iſt es die höchſte Zeit, daß ich Ihnen noch etwas von Berlin erzähle. Daß es freundlich und angenehm hier iſt, habe ich Ihnen ſchon geſagt. Das dürfte Ihnen aber kaum genügen. So will ich Ihnen denn zunächſt zur Ergänzung meiner bisherigen Mittheilungen, diejenigen Ereigniſſe bezeichnen, um die wir uns hier nicht kümmern. Das iſt zunächſt die Herzegowina, von der wir nichts wiſſen und auch gar nichts wiſſen wollen, weil wir von vornherein wußten, daß dieſer ganze Aufſtand der eigentlichen Bedeutung entbehrt. Alſo haben wir auch für die einzelnen Theſen dieſer verworrenen Vorgänge kein Intereſſe. Dagegen werden wir in einigen Monaten wahrſcheinlich über den Orient anders denken. Ich beabſichtige nicht, mich hier in gewagten Prophezeiungen zu ergehen, ich möchte Sie nur darauf hinweiſen, daß man in hieſigen politiſchen Kreiſen der, wie es ſcheint, ſehr wohlbegründeten Anſicht iſt, daß die Dinge im Orient im Winter eine lebhafte diplomatiſche Campagne veranlaſſen werden. Wie und wo das geſchehen ſoll, bin ich heute außer Stande anzugeben. Wenn alſo die Herzegowina das Publicum nicht beſchäftigt, wer hat dann die Ehre im Vordergrunde des hauptſtädtiſchen Intereſſes zu ſtehen? Etwa die Auguſtconferenz der orthodoxen lutheriſchen Paſtoren? Ach nein. Wir haben zwar mit Aufmerkſamkeit die Reden der Herren geleſen, wir haben ſorgſam ihre Theſen ſtudirt, aber wir können doch nicht behaupten, daß ſich hier Jemand ſonderlich um ihre Angriffe auf die Civilehe und die Kirchenpolitik der Regierung gekümmert hätte.

Dagegen ſind es andere polemiſche Acte, welche das öffentliche Intereſſe zur Zeit lebhaft beſchäftigen. Ich meine einige Vorgänge an der Börſe. Seit geraumer Zeit exiſtirt hier nämlich ein von geheimnißvoller Seite ſubventionirtes induſtrielles Winkelblatt, deſſen Zweck und Element der Scandal iſt, und zwar vorzugsweiſe der Scandal, der gegen hervorragende geachtete Firmen unſerer Stadt gerichtet iſt. Dieſes Treiben wurde anfangs ganz ignorirt, ſpäter veranlaßte es ein Einſchreiten des Gerichtes, endlich ſah ſich auch ein hieſiges Börſenblatt zur Bekämpfung dieſer Action veranlaßt. Die Folge dieſer Handlung war, daß der Herausgeber des letzteren Blattes auf der Börſe von einer Jobbergeſellſchaft mißhandelt wurde. Nun iſt es zwar durchaus nichts Neues, daß man ſich auf der Berliner Börſe prügelt. Dagegen iſt es neu, daß man öffentlich, gleichſam officiell, durchgeprügelt wird,

Digitized by Google

weil man es gewagt hat, gegen Verläumdung und Ehrverletzung aufzutreten. Wie man hört, ist die Originalität dieses Vorganges auch den Aeltesten der Börse aufgefallen und glaubt man, daß dieses Ereigniß überhaupt die Veranlassung zu heilsamen Reformen des Börsenlebens werden könnte. Hierin liegt eben der Grund der allgemeinen Theilnahme, die dieser Auftritt findet. Denn allgemein ist der Wunsch, wenigstens einen Theil der in der übrigen Welt herrschenden Anschauungen über Moral, Anstand und gute Sitte auch auf dem Gebiete der Börse anzupflanzen und die ebenso unberechtigten, als unschönen Eigenthümlichkeiten des augenblicklich dort herrschenden Treibens zu beseitigen. Ist doch die Redensart von der nivellirenden Kraft unserer Zeit gerade in den Kreisen der Börse so beliebt, sollte es daher nicht möglich sein, einige unliebsame Auswüchse des commerziellen Treibens zu nivelliren? Hoffen wir, daß der ebenso sprichwörtliche Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung auch auf diesem Gebiete die Mittel der Besserung und Heilung entdecken möge. J.

Literatur.

Notizen. Demokratie und Monarchie in Frankreich. Von Charles Kendall Adams. Stuttgart, Auerbach. Nicht sowohl durch das, was es stofflich bietet, verdient das amerikanische Buch Beachtung. Denn der Ideengehalt der behandelten Periode ist von politischen und ethischen Gesichtspunkten aus schon bis zum Ueberdruß behandelt worden; die Quellen der Darstellung sind bekannt und jedermann zugänglich, die Reflexionen sind uns zum großen Theil nicht minder geläufig. Aber für das transatlantische Publicum hat die Schilderung dieser Verhältnisse entschieden viel lehrreiches, ihm kann es ersprießlich sein, daß ihm klar und eindringlich zu Sinne geführt wird, daß republicanische Staatseinrichtungen ebensogut wie monarchische ihre Gefahren haben und daß sie nur dann gedeihlich und von Dauer sein können, wenn sie auf der Basis einer allgemeinen und rührigen Intelligenz beruhen. Denn auf dem Nachweis dieser Wahrheit, die wir in unsrer continentalen Auffassung natürlich noch beschränken werden, ruht offenbar die Tendenz des Buches, welches uns Deutschen übrigens ganz besonders freundlich gesinnt ist. Mit einer Wärme spricht der Verfasser von unserer Führung während des letzten Krieges, von unseren militärischen und pädagogischen Einrichtungen, die um so erfreulicher ist, je weniger wir derlei Stimmen von jenseit des

Digitized by Google

Oceans zu vernehmen gewohnt sind. Und so steht zu hoffen, daß es mit beitragen wird, uns Freunde zu schaffen, auch in Kreisen, die uns bisher gleichgültig oder mißgünstig gegenüberstanden. — Tristan und Isolde. Von Karl Simrock. Leipzig, Brockhaus. Das alte, schöne Lied des Meisters von Straßburg, das uns neben den Liedern Walters ohne Zweifel am nächsten steht von allen Resten unserer mittelalterlichen Literatur, das uns ganz anders anmuthet als der fremde Parcival, ja selbst als die Nibelungenlieder, liegt nun in der beliebten Uebersetzung in zweiter Auflage vor uns und der liebenswürdige Uebersetzer hat es sich nicht nehmen lassen, auch hier nach- und umdichtend Fortsetzung und Schluß beizufügen, nicht ohne die behagliche Breite des Alters, aber oft mit schalkhafter Laune, wie sie dem Tone des Gedichtes entspricht. „Bedarf es hier der Entschuldigung", wir wenden seine eigenen Worte über Gottfried auf ihn selbst an, „so mag er diese selber bei dem Leser nachsuchen". — Badische Biographien, herausgegeben von Dr. Friedrich von Weech. Heidelberg, Bassermann. Man kann zweifeln, ob es ein rathsames Unternehmen war, die berühmten oder bekannten Männer eines kleinen Ländchens in fortlaufenden Lebensbeschreibungen dem Publicum vorzuführen, in einem Zeitpunkte, in dem einmal die territorialen Grenzen des inneren Deutschlands mehr und mehr anfangen zu verblassen und in dem zweitens ein größeres und umfassenderes Unternehmen verwandter Art dem Bedürfniß nach einer derartigen Veröffentlichung, wenn ein solches vorlag, zugleich mit abhelfen zu können schien. Wenn man indeß von dem ersten Punkte absieht und ein locales Interesse als vorhanden annimmt, so schließt schon die rasche Aufeinanderfolge der einzelnen Hefte und die Anspruchslosigkeit des Gebotenen, die ausführlichste Behandlung oft nur in kleinen Kreisen gekannter Personen, den Gedanken an eine Concurrenz aus, welche keiner Seite ersprießlich sein konnte. Wie bei allen derartigen Unternehmen sind die einzelnen Artikel je nach ihrem Stoff und ihrem Bearbeiter sehr verschieden, trockener Notizenkram wechselt mit ausführlicher Betrachtung; das Ungleichartige der Behandlung ist zur Regel geworden und hier da da ist auch eine Flüchtigkeit der Redaction zu vermerken. Ueber Böckh z. B. hätte man wohl eine ausführlichere, würdigere und kundigere Darstellung veranlassen können; anderes, wie die Aufsätze über Schlosser und Mathy wird man mit Vergnügen lesen. Indeß wird das Hauptinteresse an dem Buche immer ein badisches bleiben.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 17. September 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die jüngsten Methoden der Volkszählung.

„Es begab sich aber zu derselben Zeit, daß ein Gebot vom Römischen Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger war in Syrien. Und Jeder ging, daß er sich schätzen ließe, ein Jeglicher in seine Stadt." Welch beneidenswerthe Lage der amtlichen Statistiker im Römischen Reiche schildert die Bibel durch diese wenigen Sätze! Wie leicht hätte sich unter solchen Verhältnissen die von Laplace und Quetelet angebahnte Einführung der beobachtenden und berechnenden Methode in die socialen Wissenschaften*) bewerkstelligen lassen, in Zeiten, wo der Leiter einer Volkszählung als Object seiner Untersuchungen eine Gesammtheit vor sich hatte, die er durch seinen Willen in beliebiger Weise bewegen, in ihre Bestandtheile zerlegen und zu den für Erreichung seiner Zwecke günstigsten Combinationen vereinigen konnte! Heutzutage aber macht es sich nur zu sehr fühlbar, daß die Untersuchungen der Volkszählung sich auf Menschen und nicht auf Sachen erstrecken, daß die Rechte und Gefühle jedes Einzelnen von den Millionen Staatsbürgern, mit denen sie zu thun hat, aufs Sorgfältigste vor jeder Antastung gewahrt bleiben müssen. Diese Beschaffenheit des Objects der Zählungen, die Schwerfälligkeit, mit der es sich handhaben läßt, bildet den Hauptgrund für die in moderner Zeit an ihnen beobachtete Erscheinung, daß dieselben zwar sicher und stetig, aber nur langsam und Schritt vor Schritt von primitiven Anfängen zu zuverlässigen Methoden sich aufzuschwingen vermögen.

Je größer aber die Hindernisse sind, welche sich für die Volkszählungen aus der spröden Beschaffenheit des zu behandelnden Stoffes ergeben, um so interessanter ist es, den Kampf zu verfolgen, welchen die moderne Statistik mit diesen Hindernissen gekämpft hat. Im Verlaufe desselben gewinnt sie Schritt vor Schritt Terrain, indem sie nach den Erfahrungen der einen Zäh-

*) Laplace, Essay philosophique sur la probabilité.

Digitized by Google

lung ihre bisherigen Grundsätze zu Gunsten der nächsten modificirt; ein Vorgang, dessen Stetigkeit hier und da unterbrochen wird, sobald das Eingreifen eines talentvollen Statistikers umfassendere Reorganisationen bewirkt. So können wir in der Geschichte der preußischen Volkszählungen das Eingreifen Engels als den Beginn einer neuen Aera betrachten; die Volkszählungen in Preußen treten mit dem Jahre 1861 in eine neue Periode, die sich vor allen anderen als die eigentliche Sturm- und Drangperiode derselben charakterisirt. Erst nach einem Jahrzehnt, mit der letzten Volkszählung vom Jahre 1871, scheint eine momentane Windstille und damit die erwünschte Gelegenheit gekommen zu sein, aus dem durch die Stürme der Debatten aufgehäuften Material eine Aussonderung des Werthvollen und Wichtigen und damit zugleich eine Darlegung der hauptsächlichsten Resultate der letzten Periode zu versuchen. Ein Theil dieser Resultate bezieht sich auf den Gegenstand der Volkszählung, ein anderer auf ihre Methode und die Art und Weise der Ausnützung ihrer Ergebnisse.*)

Wenden wir unseren Blick zunächst auf den Gegenstand der Volkszählung, so treten in Bezug auf denselben drei Fragen in den Vordergrund: die Frage nach der Bevölkerungscombination, auf welche die Zählung sich zu erstrecken hat; die Frage nach den über jede einzelne Person zu erhebenden individuellen Angaben; und die Frage nach den etwa mit der Volkszählung zu verbindenden Nebenermittelungen.

In Rücksicht auf den ersten Punkt war es den Leitern jener „allerersten" Volkszählung, von welcher die Bibel berichtet, außerordentlich leicht gemacht; es lag in ihrer Hand, durch das Decret, daß sich Jeder in seine Stadt begeben solle, sich eine Bevölkerungscombination zu schaffen, wie sie den Neid der heutigen Statistiker erregen muß. Unter unseren heutigen Verhältnissen aber hat die Frage: „Wer ist zu zählen?" lange einen Stein des Anstoßes gebildet, zumal da ihre gesunde Entwickelung gehemmt war durch die scheinbar oder wirklich collidirenden Interessen der verschiedenen Herren, denen eine moderne Volkszählung dienen soll. Die Combinationen, welche in der Geschichte der preußischen Volkszählungen eine nicht immer segensreiche Rolle gespielt haben, bezeichnet man mit den technischen Namen der juristischen, Wohn-, factischen und Zollabrechnungsbevölkerung. Die juristische Bevölkerung eines Wohnplatzes wird gebildet von den dort Ortsangehörigen, die Wohnbevölkerung von den dort wohnenden Personen; die factische umfaßt alle am Zählungstage in einem Orte vorgefundenen Individuen und die Zollabrechnungsbevölkerung ist eine aus den scheinbaren Bedürfnissen des Zollvereins

*) Vgl. zu dem Folgenden die Jahrgänge 1861—1874 der Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bur., namentlich die zahlreichen Abhandlungen Engels.

Digitized by Google

hervorgegangene Verquickung der factiſchen und Wohnbevölkerung. Zur gerechten Ausführung der Abrechnungen unter den Staaten des Zollvereins ſuchte man eine Combination, welche hauptſächlich die conſumirende Bevölkerung treffen ſollte*), und glaubte eine ſolche in der ſogenannten Zollabrechnungsbevölkerung gefunden zu haben. Dieſelbe ſetzte ſich zuſammen aus allen am Zählungstage in einem Wohnplatze vorgefundenen Individuen, In- und Ausländern, mit Ausſchluß der in Gaſthöfen und Familien als Gäſte, aber mit Einſchluß der in Handwerkerherbergen eingekehrten Perſonen. Von Abweſenden ſollten hinzukommen „die auf Reiſen befindlichen Inländer“**). Es würde zu weit führen, hier nachweiſen zu wollen, daß dieſe Combination nicht einmal ihren urſprünglichen Zweck zu erfüllen geeignet war; uns intereſſirt hauptſächlich, daß dieſelbe für alle anderen Zweige der Verwaltung und namentlich für die Zwecke der Wiſſenſchaft ſich als gänzlich unbrauchbar erwies wegen der Verſchwommenheit der Begriffe, mit denen ſie operirte, als Gaſt, Reiſender, Handwerkerherberge***), wegen der Complicirtheit ihrer Beſtandtheile und der dadurch herbeigeführten großen Wahrſcheinlichkeit zahlreicher Doppelzählungen und Auslaſſungen. Der eigentliche Zweck der Statiſtik, den ſocialen Wiſſenſchaften zu dienen, war unerreichbar, ſo lange die Volkszählung ſich von dieſer Zollabrechnungsbevölkerung nicht losmachen konnte. Denn die Wiſſenſchaft bedarf einer Combination, die mit beſtimmten und nicht leicht verſchiebbaren Begriffen operirt und zugleich die beſte Grundlage abzugeben geeignet iſt für die auf den factiſchen Stand der Bevölkerung Bezug habenden Verhältniſſe. Beiden Anforderungen in relativ beſter Weiſe zu genügen, iſt allein die factiſche oder ortsanweſende Bevölkerung im Stande. Daß ſie den Mißſtänden der aus An- und Abweſenden zuſammengeſetzten Combinationen nicht unterliegt, iſt klar; daß ſie aber auch den zweiten an eine wiſſenſchaftlich brauchbare Combination zu ſtellenden Anforderung genügt, hat Fabricius in zwei ausgezeichneten Aufſätzen†) nachgewieſen. Um nämlich die Reſultate der während einer beſtimmten Periode gemachten Beobachtungen über Bevölkerungsverhältniſſe mit der Bevölkerungszahl in Verbindung zu bringen, bedarf man einer Bevölkerungsziffer, welche der die mittlere ortsanweſende Bevölkerung während derſelben Periode darſtellenden am nächſten kommt. Von allen Combinationen entſpricht aber dieſem Erforderniß am

*) Vgl. Fabricius in den sub 5 citirten Aufſätzen.

**) G. F. Knapp, Verfahren bei der Volkszählung von 1864. Zeitſchrift des königlich preußiſchen ſtatiſtiſchen Bur. 1867.

***) Knapp, ebendaſelbſt.

†) Fabricius, Beiträge zur Statiſtik des Großherzogthums Heſſen, Bd. VII. Einleitung. Fabricius, zur Theorie und Praxis der Volkszählungen. Zeitſchrift des königlich preußiſchen ſtatiſtiſchen Bur. 1868. pag. 184.

Digitized by Google

meisten die an einem bestimmten Tage ortsanwesende Bevölkerung, und zwar um so mehr, je weniger Gelegenheit die Jahreszeit zu Verschiebungen der ortsanwesenden Bevölkerung bietet. Daß diese nicht zu beträchtlich seien, dafür leistet der Zählungstag (3. December), weil einer der kürzesten Tage, genügende Garantie. Da man die Nothwendigkeit, auf die Ermittelung dieser Bevölkerungsziffer das Hauptaugenmerk zu richten, fühlte, aber zur Erhebung der Zollabrechnungsbevölkerung durch Verträge verpflichtet war, so machte man im Jahre 1867 die ortsanwesende Bevölkerung zwar zur Grundlage der Zählung, erhob aber durch Nebenfragen zugleich die Zollabrechnungsbevölkerung. Dadurch entstand eine außerordentlich complicirte, vielspaltige Zählungsliste, welche erst im Jahre 1871 vereinfacht wurde, nachdem die Zollabrechnungsbevölkerung aus der Statistik verschwunden war. Denn in Folge der neuesten Umwälzung des Verhältnisses der deutschen Staaten zu einander, fließen seither sämmtliche Einkünfte des früheren Zollvereins in die Reichskasse. Man erhob jetzt in der Hauptsache nur die ortsanwesende Bevölkerung; eine Liste für Abwesende machte die Ermittelung der Wohnbevölkerung auf einfache Weise möglich, indem man die in dieser Liste verzeichneten Personen zu der factischen Bevölkerung hinzuzählte, dagegen die als „vorübergehend Anwesende" bezeichneten Personen aus derselben ausschied.

Ein weiteres großes Hemmniß für die Fortschritte der Volkszählungen war von jeher das in vielen Kreisen herrschende Mißtrauen gegen ihre Existenzberechtigung. Dasselbe war nicht nur in der übertriebenen Vorstellung von der Ungenauigkeit ihrer Resultate, sondern zum guten Theile auch in dem instinctiven Gefühle begründet, daß es etwas Ungereimtes sei, eine aus nach jeder Richtung hin so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Masse in einen Topf zu werfen, nach Köpfen zu zählen und daraus irgend welche richtigen Schlüsse ziehen zu wollen. Dieses in früheren Zeiten sehr berechtigte Gefühl verliert seinen Grund immer mehr, je mehr die Volkszählungen sich zu Volksbeschreibungen erweitern, d. h. je mehr die durch sie beigebrachten Angaben über die Verhältnisse der einzelnen Individuen uns ein mit gerechter Vertheilung von Licht und Schatten ausgeführtes Bild der ganzen Bevölkerung zu geben geeignet sind. Es ist klar, daß nur in dieser Gestalt die Volkszählung von erheblichem Nutzen sein kann für die Lösung der hochwichtigen Fragen, die unsere Zeit bewegen. Andrerseits freilich ist gerade dieses Gebiet ein sehr schlüpfriges, auf dem deßhalb nur mit großer Vorsicht vorgeschritten werden darf. Berechtigter und unberechtigter Egoismus, Besorgniß vor irgend etwas Besonderem, das hinter den unschuldig aussehenden Fragen der Zählungsliste stecken könnte, Furcht vor Steuermaßregeln und vor Bestrafung etwaiger Uebertretungen, hauptsächlich aber Empfindlichkeit und Eitelkeit vereinigen sich, um der Ermittelung solcher individuellen Ver-

Digitized by Google

hältnisse erhebliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Man hat deshalb darauf verzichtet, Verhältnisse, deren Angabe irgendwie peinlich für den Befragten sein könnte, als uneheliche Geburt u. A., erforschen zu wollen, soweit dieser Verzicht möglich war, ohne daß man die hauptsächlichsten Zwecke der ganzen Erhebung außer Augen ließ. In der Geschichte der Individualangabe finden wir diese beiden Tendenzen einander stets entgegenwirkend: indem man wohl einsah, daß die Volkszählung der Volksbeschreibung angenähert werden müsse, wagte man trotzdem nur allmählich die Gegenstände der Individualangaben zu erweitern. Dazu kam, daß die lange Zeit hindurch allein berücksichtigten Interessen des Zollvereins eine Volksbeschreibung keineswegs nothwendig machten. Endlich ist noch zu berücksichtigen, daß bei den älteren Zählungen die Anfertigung der Formulare und also die Feststellung der zu erhebenden Individualangaben den Localbehörden überlassen war. So finden wir bei den beiden ersten Volkszählungen unserer Periode (1861 und 1864) in dieser Beziehung ein sehr buntes Durcheinander; höchst unwesentliche Dinge erhob man mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer, während die nothwendigsten Ermittelungen nur zu oft fehlten. Wir finden z. B. Fragen nach den Confirmirten und Geimpften, ja in einigen Kreisen muthete man den Haushaltungsvorständen sogar zu, ihr Vermögen, ihre Schulden (!), ihr Gehalt und — die Almosen, welche sie etwa empfingen (!) anzugeben. Bedauerliche Mißgriffe, welche nur dazu dienen können, die Volkszählung unpopulär zu machen und ihr damit den Boden unter den Füßen wegzuziehen! Mit der einheitlichen Anfertigung der Listen, resp. Kartenformulare für ganz Preußen schwanden alle diese Uebelstände. Man hütet sich jetzt wohl vor unnöthigen Belästigungen durch indiscrete Fragen, scheut sich aber nicht, das absolut Nothwendige zu erheben. Das gilt namentlich von den Angaben über Geistesmängel, Blödsinn und Irrsinn; während schon im Jahre 1864 Ermittelungen über körperliche Mängel obligatorisch erfordert wurden, ließ man jene viel wichtigere Erhebung damals noch gänzlich außer Augen; erst die neuesten Volkszählungen haben eine Aenderung in dieser Beziehung gebracht. In ganz Preußen erhob man 1867 außer Namen, Alter und Geschlecht noch: Religionsbekenntniß, Familienstand, körperliche und geistige Mängel, Staatsangehörigkeit; dazu kamen bei der letzten Zählung (1871) Fragen nach der Muttersprache und der Schulbildung.

Ein eigenthümliches Schicksal hat während der letzten Periode der preußischen Volkszählungen über der Frage gewaltet, ob und welche Nebenermittelungen zweckmäßig mit der Zählung zu verbinden seien. Dabei sondern sich zwei Gruppen von Nebenermittelungen sehr scharf von einander ab, in Bezug auf welche ziemlich entgegengesetzte Strömungen vorherrschten. Die erste dieser Gruppen umfaßt kleinere, mit verhältnißmäßig geringem Aufwande

Digitized by Google

zu bewerkstelligende Ermittelungen über Wohnungsverhältnisse, Viehzahl, Gebäudezahl und Aehnliches. In Bezug auf sie war man stets darüber einig, daß ihre Verbindung mit der Volkszählung nicht geeignet sei, Besorgnisse für die Schädigung der engeren Zwecke der letzteren wachzurufen. Deßhalb sind namentlich Viehzählungen von jeher mit der Volkszählung verbunden worden. Eine Zählung der Gebäude ging bis zum Jahre 1864 einschließlich gleichfalls Hand in Hand mit der Volksbeschreibung; seitdem ist sie überflüssig geworden, weil seit der Einführung der Gebäudesteuer die Steuerkataster darüber genügende Auskunft geben. Ermittelungen über Wohnungsverhältnisse endlich sind den Communalbehörden größerer Städte, denen ein für statistische Arbeiten geeignetes Personal zur Verfügung steht, überlassen worden.

Die andere Classe von Nebenermittelungen begreift die umfassenderen Enquêten über gewerbliche und landwirthschaftliche Verhältnisse. Gleich nachdem er an die Spitze des preußischen statistischen Bureau getreten war, legte Engel in einer Denkschrift weitgehende Entwürfe über die Verbindung einer Gewerbe- und Anbaustatistik mit der Volkszählung vom Jahre 1861 vor. In der That scheint jene auch zufolge den Beschlüssen der zu gleicher Zeit ins Leben getretenen statistischen Centralcommission einen wesentlichen Bestandtheil der damaligen Zählung gebildet zu haben. Dagegen lehnte die Commission eine Anbaustatistik für die bevorstehende Zählung ab mit Hinweis auf die bald zu erwartende Regulirung der Grundsteuer, an welche sich eine wirksame Anbaustatistik möglichst nahe anzuschließen habe. Bei Gelegenheit dieser Zählung aber schon erkannte man, welch bedeutende Steigerung des Aufwandes an Arbeitskraft, Zeit und Kosten der Volkszählung durch die Verbindung so umfassender Erhebungen erwachse. Namentlich die kurzen Perioden, in denen die preußischen Volkszählungen auf einander folgten, ließen im Jahre 1864 den Gedanken an eine abermalige umfangreiche Nebenermittelung gar nicht aufkommen. Um so schärfer trat derselbe bei der Zählung von 1867 in den Vordergrund. Freilich hatten sich die Anschauungen unterdeß schon so sehr verändert, daß Engel selbst eine gleichzeitige Ausführung beider Enquêten, der gewerblichen und der landwirthschaftlichen, für unmöglich erklärte; der letzteren meinte er für dieses Jahr wegen der kurz zuvor erfolgten Grundsteuerregulirung den Vorzug geben zu sollen. Als aber der Handelsminister in Folge dieses Gutachtens von einer Gewerbestatistik absah und man jetzt das statistische Bureau wegen der Anbaustatistik beim Worte nehmen wollte, erklärte Engel, daß auch dazu jetzt der richtige Zeitpunkt vorüber sei, weil eine Anbaustatistik sich nur mit Hülfe eines weitverzweigten Vereinsrechtes erfolgreich bewerkstelligen lasse; an die Organisation eines solchen aber zu denken, verbiete der schon in nächster Nähe befindliche Termin der Zählung. Wenn auch in der That äußere Umstände mitgewirkt haben

Digitized by Google

mögen, so werden doch die ganzen Debatten ersichtlich von der Anschauung beherrscht, daß in Bezug auf diesen Punkt nur in einer weisen Beschränkung eine Bürgschaft für die gedeihliche Entwickelung der Volkszählungen zu suchen sei. Diese Anschauung fand ihren Ausdruck darin, daß unter die allgemeinen Zählungsbestimmungen für 1871 ein Paragraph (§. 4) aufgenommen wurde, welcher die Anstellung umfassenderer Nebenermittelungen in unmittelbarer Verbindung mit der Volkszählung geradezu verbot. Merkwürdigerweise ist in der allerneuesten Zeit eine so starke Reaction gegen diese Strömung eingetreten, daß die zur Vorberathung der diesjährigen Zählung in Berlin versammelten Vorstände deutscher statistischer Centralstellen die vollständige Streichung des angezogenen Paragraphen zu befürworten beschlossen. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob und in wie weit diese Veränderung der Anschauungen zusammenhängt mit der Verlängerung der Zählungsperioden und der durch die centralisirte Verarbeitung bewirkten Geschäftsentlastung der Unterbehörden.

In der bisher entwickelten Weise etwa gestaltete sich die Anschauungen über den Gegenstand und das Competenzgebiet der preußischen Volkszählungen während der letzten Periode. Als viel bedeutsamer aber müssen die Veränderungen bezeichnet werden, welche unterdeß mit der Methode jener großen statistischen Operationen vorgegangen sind. Zwar hatte schon im Jahre 1861 die Volkszählungsmethode ihre ersten Kinderschuhe abgestreift; die Stufen, auf welchen die Zahl der Bevölkerung durch Schätzung oder protokollarische Vernehmung der Familienhäupter oder auch durch individuelle, aber nicht namentliche Zählung mittels Eintragung in Ortslisten ermittelt wird, lagen hinter ihr. Die Volkszählung von 1861 stand auf dem Standpunkte der individuellen und namentlichen Zählung von Haus zu Haus durch Beamte der Gemeinden und besoldete Zähler, mittels Eintragung aller dem Civilstande angehöriger Bewohner eines Hauses in eine Hausliste, deren Inhalt von den Localbehörden unter Innehaltung eines gewissen Minimums nach ihren Bedürfnissen festgestellt wurde. Diese Listen wurden von den Orts-, Kreis- und Bezirksbehörden sowohl für ihre eigenen Zwecke ausgebeutet, als auch im Anschluß an vom statistischen Bureau entworfene Formulare zu Orts-, Kreis- und Bezirkstabellen verarbeitet, welche alsdann an die Centralstelle Zwecks Zusammenstellung für den ganzen Staat, Nutzbarmachung für die Wissenschaft und Veröffentlichung gelangten.

Von allen in dieser dichtgedrängten Schilderung einer damaligen Volkszählung enthaltenen wesentlichen Momenten bezeichnet nur die individuelle und namentliche Zählung von Haus zu Haus eine bleibende Errungenschaft; alle übrigen sind aus unserer heutigen Zählungsmethode verschwunden. Der Proceß ihres Absterbens und ihrer Ersetzung bildet die Entwickelungsgeschichte der Volkszählungsmethode während des letzten Jahrzehnts. Diese zerfällt

Digitized by Google

naturgemäß in zwei kleinere Abschnitte, deren erster durch den Uebergang zur Selbsteintragung in Verbindung mit Haushaltungslisten charakterisirt wird, während der zweite uns die Einführung des sogenannten „centralisirten Dépouillement" und der damit im engsten Zusammenhange stehenden „Zählkarte" gebracht hat.

Schon im Jahre 1861 legte Engel in einer ausführlichen Denkschrift seine Vorschläge und Entwürfe zur Einführung der in Sachsen schon bewährten Selbsteintragung in Haushaltungslisten dar. Diese Methode unterscheidet sich von der älteren wesentlich dadurch, daß jede Haushaltung eine besondere Liste erhält, in welche die Angaben über die an der Haushaltung theilnehmenden Personen im Principe durch den Haushaltungsvorstand selbst eingetragen werden. Zur Controle dienen Hauslisten, welche ein Verzeichniß der sämmtlichen in einem Hause befindlichen Haushaltungen enthalten. Die Vortheile dieser Methode liegen auf der Hand. Bisher waren die von der Gemeinde besoldeten Zähler die einzigen Träger der ganzen Operation gewesen; von jetzt ab sollte die ganze Nation an einer für ihre Interessen so überaus wichtigen Arbeit theilnehmen. Nicht etwa, als ob wir glaubten, daß dadurch die Tauglichkeit der Zähler zu einem nicht ins Gewicht fallenden Nebenumstande würde; im Gegentheil, so lange eine ausnahmslos und vollkommen durchgeführte Selbsteintragung ein unerreichtes Ideal bleiben wird, so lange wird die Fähigkeit und Zuverlässigkeit des Zählungspersonals den wichtigsten Factor zur Erzielung brauchbarer Resultate bilden. Aber die Elemente, aus denen sich das Zählungspersonal zusammensetzt, werden durch die neue Methode andere und bessere; denn in Folge der bedeutenden Geschäftserleichterung ist die Möglichkeit gegeben, die Zählungsarmee zum weitaus größten Theile aus freiwilligen Kräften zu rekrutiren, die bessere Garantie für ihre Brauchbarkeit bieten, als die bisherigen besoldeten Zähler. Ferner aber mußten bis zur Einführung der neuen Methode die Erhebungen auf die Mittheilungen eines beliebigen, zufällig zu Hause angetroffenen Familiengliedes gegründet werden. Im günstigsten Falle selbst, wenn man nämlich den Haushaltungsvorstand zu Hause antraf, waren dennoch dessen mündliche Mittheilungen oft flüchtig und ungenau. Jetzt werden im Principe die Angaben von dem Familienhaupte selbst oder doch unter seiner persönlichen Anleitung gemacht und wird ihre Richtigkeit durch seine eigene Unterschrift bescheinigt. Es wäre Verblendung, leugnen zu wollen, daß in vielen einzelnen Fällen diese Selbsteintragung noch lange illusorisch bleiben wird; aber selbst in diesen Fällen hat die neue Methode sicherlich Nichts geschadet: hier tritt der Zähler subsidiär in seine frühere Function wieder ein. — Sehen wir zu, wie schnell diese Ideen es vermocht haben, sich in Preußen Bahn zu brechen. Im Jahre 1861 wurden Engels Vorschläge einfach als zu weit gehend abgelehnt; auch im Jahre 1864 noch fanden die competenten

Digitized by Google

Behörden es für zweckmäßig, bei dem Hergebrachten zu bleiben. Trotzdem war diese Zählung dazu bestimmt, einen gänzlichen Umschwung der Anschauungen herbeizuführen dadurch, daß die Methode der Selbsteintragung spontan von unten herauf zum Durchbruche kam. Obgleich nämlich die Zählungsbestimmungen nur für „größere" Orte eine Vertheilung von Haushaltungslisten gestatteten, stellte es sich heraus, daß 47% der gesammten städtischen und ein verhältnißmäßig bedeutender Theil der Landbevölkerung durch Selbstzählung und Haushaltungslisten ermittelt worden war. Damit war der Widerstand gegen die Reform gebrochen; dieselbe wurde bei der Zählung von 1867 mit durchgreifendem Erfolge ins Werk gesetzt.

Ungefähr gleichzeitig aber hatte sich nach einer andern Richtung hin, in Bezug nämlich auf die Verarbeitung der gewonnenen Zählungsresultate, eine Umwälzung vorbereitet, welche sehr bald erhebliche Rückwirkungen auf die Methode der Zählung selber zu äußern bestimmt war. Wir meinen den Uebergang von der decentralisirten zur centralistischen Verarbeitung des Materials. Bisher hatten aus den eigentlichen, originären Quellen der Zählung, den Zählungslisten, meist nur die Ortsbehörden oder die Landräthe, im günstigsten Falle die Bezirksregierungen geschöpft; der statistischen Centralstelle des Landes waren die Ergebnisse der von ihr geleiteten Operation nur indirect, durch die von jenen Behörden aufgestellten Tabellen bekannt geworden. Es liegt nahe, daß dadurch einmal eine von den Unterbehörden vielfach beklagte Ueberbürdung derselben mit ihnen fernliegenden Arbeiten sich ergab, und daß zweitens die Ausbeutung des Materials nicht von fern in einer wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden, nach statistisch wichtigen Gesichtspunkten ausgeführten Weise erfolgen konnte. Eine Abhülfe konnte nur die Concentrirung sämmtlicher Zusammenstellungsarbeiten bei dem statistischen Bureau gewähren. Dieselbe wurde aber erst möglich nach Durchführung einer anderen vorbereitenden Reform.

Schon früher waren die Mängel der sogenannten „Ausstrichelungsmethode" bei Verarbeitung der Zählungsergebnisse lebhaft gefühlt worden. Diese bestand darin, daß bei Aufstellung einer Tabelle, z. B. bezüglich des Religionsbekenntnisses die Angaben der Zählungslisten über diese Frage für jede Person durch einen Strich in der betreffenden Spalte der aufzustellenden Tabelle vermerkt wurden. Diese Methode schloß zunächst jede Controle über die Richtigkeit der Uebertragungen vollständig aus, beschränkte eine ausgedehnte Ausnützung des Zählungsmaterials und war in jeder Hinsicht zur Handhabung eines so schwerfälligen Stoffes ungeeignet. Absolut unerträglich aber wird sie in Verbindung mit der centralisirten Verarbeitung. Durch diese Erwägung wurde man zu der Zählblättchenmethode geführt, bei der sämmtliche Angaben der Zählungsliste über eine jede Person auf eine Karte übertragen werden.

Digitized by Google

Die Sortirung dieser Karten nach dem oder jenem Gesichtspunkte ergiebt dann mit Leichtigkeit die Zahlen für diese oder jene Tabelle. Die Frage nach dem Geschlecht läßt sich sogar schon durch die Farbe der angewandten Karten beantworten. In den Zählblättchen ist das Individuum gleichsam verkörpert und zugleich unserer unumschränkten Gewalt zu beliebigem Schalten und Walten anheimgegeben. Deshalb vergleicht Engel treffend die Einführung der Zählblättchen in die Statistik mit der der Experimente in die Physik.

Diese Entwickelung der Grundsätze über die Verarbeitung des Materials führte mit Nothwendigkeit zu einer auf die Erhebung selbst bezüglichen Consequenz. Denn nachdem das Princip der individuellen Zählkarte einmal glücklich erfaßt worden, was lag näher, als den zeitraubenden und kostspieligen Umweg der Uebertragung aus den Zählungslisten zu vermeiden, indem man die Zählkarte zum unmittelbaren Werkzeug der Erhebung machte! Diese Reform, obgleich nach innen lange nicht so revolutionär, als die Einführung der Zählblättchen, machte doch deshalb ein viel größeres Aufsehen, weil sie die äußere Gestalt der Volkszählung wesentlich veränderte und ihr dasjenige Aussehen gab, welches von der letzten Zählung her noch in Aller Andenken lebt. Von vielen Seiten ist über die dadurch bewirkte „Atomisirung" der Zählung geklagt worden; namentlich hat Dr. Ernst Bruch in einer sehr interessanten Arbeit*) der Besorgniß Ausdruck gegeben, daß durch die neue Methode die Zuverlässigkeit der Zählungsresultate gefährdet werden könnte. Er weist u. A. nach, daß eine bei früheren Volkszählungen in Berlin regelmäßig wiederkehrende Erscheinung: nämlich eine bedeutende Differenz zwischen der durch die Zählung nachgewiesenen und der durch die polizeilichen Register constatirten Vermehrung der Bevölkerung zu Gunsten der ersteren — sich bei der Zählung von 1871 in ihr Gegentheil verwandelt habe. Er giebt jedoch selbst zu, daß die gegen die neue Methode geltend gemachten Bedenken hauptsächlich für Berlin in Betracht kämen. Uebrigens verdient sein Vorschlag Beachtung, daß sämmtliche zu einer Haushaltung gehörigen Zählkarten zu einem später leicht in seine Bestandtheile zu zerlegenden „Haushaltungszählkartenbogen" vereinigt werden sollen. Eine Reihe minder wichtiger Reformen läuft neben diesen großen Umwälzungen her; darunter ragt als besonders nützlich die Aufhebung der zwiespältigen Zählung von Civil- und Militairbevölkerung hervor.

Der Eindruck, den wir bei dem Rückblicke auf die soeben betrachtete Periode gewinnen, ist der, daß reges Leben und Streben nach allen Seiten hin geherrscht hat und dadurch die Volkszählungen im deutschen Reiche und in Preußen auf eine sehr hohe Entwickelungsstufe gebracht worden sind. Hoffen

*) Dr. Ernst Bruch, Ueber Princip und Resultat der Volkszählung von 1871.

Digitized by Google

wir, daß auch die nächste Periode unter Engels bewährter Leitung sich zu einer nur annähernd so bedeutsamen gestalten möge, damit die Statistik durch Ausbildung und Vervollkommnung dieses ihres wichtigsten Zweiges immer mehr befähigt wird, zum Wohle des Vaterlandes beizutragen.

Valdivia und seine deutschen Einwohner.

Von einem alten Ansiedler.

Die Provinz Valdivia, eine der südlichsten Provinzen der Republik Chile, und durch das Gebiet der freien Indianer von den übrigen Provinzen getrennt, hat in der Mitte der fünfziger Jahre die Aufmerksamkeit der deutschen Auswanderer erregt, und es sind in diesen Jahren mehrere Schiffe mit solchen dort angelangt. Damals erstreckte sich diese Provinz vom Rio Cruces im Norden bis etwa acht Meilen südlich vom Flusse Trumao, und gehörte das Departement Osorno noch dazu, der Rest des Festlandes wurde noch zur Provinz Chiloe gerechnet. Jetzt ist das Departement Osorno von der Provinz Valdivia getrennt und bildet mit dem auf dem Festlande liegenden Theile der ehemaligen Provinz Chiloe die neue Provinz Llanquihue, mit der Hauptstadt Puerto Montt, während die jetzige Provinz Chiloe blos die Insel gleichen Namens und die weiter südlich und östlich liegenden Inseln begreift.

Puerto Montt wurde von der chilenischen Regierung 1853 gegründet, hauptsächlich als deutsche Colonie, und von einem besonderen Intendanten als Colonie für sich verwaltet. Da jedoch Osorno seiner Lage nach und als früher zu Valdivia gehörig nicht gut in dieser Beschreibung von der jetzigen eigentlichen Provinz Valdivia getrennt werden kann, und daselbst wie auch größten Theils in der Provinz Llanquihue die allgemeinen Verhältnisse sowie Lage und Leben der Deutschen fast ganz dieselben sind, so wird es am zweckmäßigsten sein, diesen ganzen Theil von Chile zusammen zu betrachten, und blos etwaige auffällige Verschiedenheiten hervorzuheben.

Dieser südliche Theil Chiles erstreckt sich von 39° 30′ s. Br. an bis zum Meerbusen von Reloncoá, etwa 42°, und von der Wasserscheide der hohen Cordillera bis an den stillen Ocean, und besteht aus drei verschiedenen Regionen, der Cordillera, dem Küstengebirge und der dazwischen liegenden Ebene.

Die Cordillera ist hier weit niedriger als im übrigen Chile, und nimmt allmählich von Norden nach Süden an Höhe ab; gemessen sind blos einige wenige höhere Berge, der Villarica an der Grenze des Araukanergebietes hat

Digitized by Google

4876 Meter Höhe, der Osorno nicht weit von Puerto Montt hat 2300 Meter Höhe; beide sind Vulkane, der erstere noch in Thätigkeit, der zweite seit 1835 in Ruhe, und kaum hier und da aus seinen Spalten etwas Rauch ausstoßend; erstiegen ist noch keiner von beiden, obgleich es beim Osorno mehrfach versucht ist. Die Schneegrenze dieses Theiles der Cordillera mag im Norden etwa 1600 Meter betragen, am Osorno ist sie etwa 1301 Meter. Soweit bekannt, scheint die Cordillera größtentheils, wie im übrigen Chile, aus geschichteten Porphyren zu bestehen.

Das Küstengebirge besteht seiner Grundlage nach aus Glimmerschiefer, auf dem an den tieferen Stellen eine Art tertiärer Sandstein liegt, cancagua genannt, der nur selten fest genug zu Bauzwecken ist; wo er Becken ausfüllt, schließt er Kohlenlager ein, welche bis jetzt noch nicht in Angriff genommen sind, mit Ausnahme eines, welches nordöstlich von Valdivia liegt, und dessen Kohle sehr gut zu sein scheint. Die Breite des Gebirges ist ziemlich bedeutend; es steigt von der See steil auf, und bildet oben eine Art Plateau; nach dem Innenlande zu fällt es in den oberen Regionen ziemlich steil ab, an dem Fuße verläuft es nicht so steil und mit Aussendung verschiedener Ausläufer allmählich nach der Ebene; die Durchschnittshöhe mag etwa 800 Meter sein, an einigen Stellen erreicht das Gebirge 1000 Meter.

Die zwischen beiden Gebirgen liegende Ebene hat als Untergrund wahrscheinlich Kies, darauf eine mehr oder minder starke Schicht Letten, von Humus überdeckt, welcher von sehr ungleicher Dicke ist; jedoch ist diese Ebene im Allgemeinen sehr fruchtbar.

Bemerkenswerth sind die am Fuße der hohen Cordillera liegenden großen Seen, welche den meisten der bedeutenderen Flüsse ihren Ursprung geben, es sind, von Norden anfangend, folgende: Villarica, Calafquen, Panguipulli, Rinihue, Ranco, Puyehue, Llauquihue und Llanquihue. Sie sind den Seen am Fuße der Alpen zu vergleichen, sowohl wegen ihrer Lage als auch wegen ihres klaren Wassers und der schönen Ufer, und die meisten von ihnen übertreffen den Bodensee an Größe.

Die Flüsse fließen fast alle von Osten nach Westen, und ergießen sich nach Durchbrechung des Küstengebirges in den stillen Ocean; es sind im nördlichen Theile der Callecalle oder Rio de Valdivia, im Süden der Maullin, und zwischen beiden der Trumao oder Rio Bueno. Der Trumao und Valdivia sind bis weit von ihrer Mündung hinauf schiffbar, aber leider hat der erste eine gefährliche Barre an der Mündung, so daß er keinen großen Werth als Verkehrsmittel hat. Der Valdivia wird dagegen von ziemlich großen Schiffen bis zur Stadt hin besucht, und noch weiter hinauf findet ein ziemlich lebhafter Verkehr mit kleineren Fahrzeugen statt, mehr noch auf seinem Nebenflusse, dem Cruces, als auf dem Callecalle, der ein sehr starkes Gefälle hat.

Digitized by Google

Der Valdiviafluß entspringt aus dem Rinihuesee, und fließt fast genau von Osten nach Westen; er erhält von Süden blos einige unbedeutende Nebenflüsse, den Curilelfun, den Santo Domingo und den Futa; von Norden erhält er bei Valdivia den bedeutenden Rio Cruces, der erst von Osten nach Westen fließt, dann am Fuße der Küstencordillera nach Süden umbiegt, an ihr entlang dem Valdivia zufließt, wobei er noch von Osten verschiedene Flüßchen, darunter den Pichoi, aufnimmt.

Der Trumao entspringt aus dem Ranosee; von Norden nimmt er in seiner Mitte den Yoyelhue auf, der mehr oder weniger von Norden nach Süden fließt; auf der Südseite erst den Pilmaiquen, der aus dem See von Puyehue kömmt, und dicht unterhalb desselben einen prachtvollen Wasserfall bildet, der an Höhe und Wassermenge den Rheinfall bei Schaffhausen übertrifft, und dann den Rahne, der aus dem Llauquihuesee kommend erst von Osten nach Westen, dann nach Norden fließt, und auf seiner rechten Seite den Damas aufnimmt.

Der Maullin entspringt aus dem Llanquihuesee und fließt ohne irgend einen bedeutenden Nebenfluß aufzunehmen direct von Osten nach Westen in die See; er ist bis zu einer Schnelle ziemlich weit aufwärts für kleine Schiffe fahrbar.

Vom Ostabhang der Küstencordillera entspringt blos der Futa, der in den Callecalle geht, und der Yoyelhue, der in den Trumao fließt, sonst entsendet dies Gebirge nach beiden Seiten eine Menge Bäche und Flüßchen ohne Bedeutung, von den nach Westen fließenden wären bloß der Hueicolla, Colun und Chaihuin bemerkenswerth, welche in dieser Reihenfolge von Süden nach Norden zwischen dem Rio Bueno und Valdivia nach kurzem, stürmischen Laufe das Meer erreichen.

Valdivia, obgleich unter dem 40. Grade gelegen, also etwa Neapel entsprechend, hat doch ein eigenthümliches Klima. Die Sommer sind verhältnißmäßig nicht sehr heiß, und die Winter milde; langjährige Beobachtungen ergaben mittlere Jahrestemperatur 11° C., mittlere Sommertemperatur 16° C., mittlere Wintertemperatur 8° C. Die Ursachen dieser merkwürdigen Temperatur sind wohl die Nähe der Cordillera und des stillen Oceans, welcher gerade in dieser Gegend in Folge der von Süden kommenden Humboldtströmung verhältnißmäßig kaltes Wasser hat.

Die Hauptwinde sind Nord und Süd, oft etwas aus West kommend, Ostwind ist selten, da ihn die hohe Cordillera aufhält. Der Süd- und Südwestwind blasen meist den Sommer hindurch, und da sie aus kalten Gegenden kommen, bringen sie selten Regen, wohingegen der Nordwind und noch mehr der Nordwestwind, welche aus den warmen Gegenden kommen und dabei über die See streichen, wo sie bedeutend mit Wasserdampf gesättigt werden, meist Regen bringen.

Digitized by Google

Die Anzahl der Regentage in Valdivia ist etwa 150 im Jahr, und nimmt nach Süden hin zu, so daß es in Puerto Montt weit öfter regnet als in Valdivia, jedoch ist in Valdivia die jährliche Wassermenge 3,522 Meter, dagegen in Puerto Montt blos 2,635 Meter. Die Jahreszeiten sind denen der nördlichen Halbkugel gerade entgegengesetzt, so daß Weihnachten im Sommer gefeiert wird. Der Winter ist eigentlich nichts als eine Regenzeit, obgleich es nicht ununterbrochen regnet, auch regnet es oft und zuweilen tagelang im Sommer, im Winter aber weit mehr und manchmal mit bewundernswerther Ausdauer. Hagelwetter sind sehr selten und thun nie Schaden, da die Schloßen nur klein sind. Ebenso sind Gewitter verhältnißmäßig selten, und im Winter häufiger als im Sommer.

Schnee fällt in der Ebene nur selten, und noch seltener bleibt er liegen, in achtzehn Jahren habe ich blos zweimal gesehen, daß er liegen blieb, und nur wenige Tage. Die Nächte sind stets kühl, und Nacht-, oder besser gesagt Frühfröste, nicht selten, ja sie kommen auch zuweilen im Sommer vor und sind dann allerdings den feineren Obst- und Gartenpflanzen nicht sehr zuträglich, schaden aber nie den Saaten; diese Fröste kommen nur in heiteren Nächten vor, und meist kurz vor Sonnenaufgang. Im Winter frieren die Pfützen oft bis $^1/_2$ Centimeter dick zu, aber gegen zehn Uhr ist alles aufgethaut. Die Kühle der Nächte ist durch die Nähe der schneeigen Cordillera verursacht, von der sich Abends die kalte Luft auf die Ebene herabsenkt.

Das Klima Valdivias ist eins der gesundesten, welche man kennt, jedenfalls wohl wegen der Gleichmäßigkeit der Temperatur und der Seewinde, welche den größten Theil des Jahres hindurch blasen. Außer Blattern und einer Art Ruhr kennt man keine epidemischen Krankheiten; an ersteren sterben blos Leute, welche die von der Regierung gebotene Gelegenheit, sich impfen zu lassen, versäumen, und an der letzteren Krankheit fast nur Indianer und Chilenen; meist in Folge ihrer verkehrten Lebensweise, und Nichtbeachtung der ärztlichen Vorschriften, Deutsche erkranken überhaupt nicht oft, und sehr selten gefährlich daran. Klimafieber und andere epidemische und endemische Krankheiten kommen nicht vor, oder höchstens in sehr vereinzelten Fällen, trotzdem die Luft doch den größten Theil des Jahres ziemlich feucht ist.

Das Thierleben ist ein sehr kärgliches, und fällt jedem Europäer die Todtenstille des Valdivianer Urwaldes augenblicklich auf. Das größte Thier ist der leon (Löwe) der Chilenen, in Deutschland meist Silberlöwe genannt, ein scheues, nächtliches Thier, welches nicht sehr häufig ist und selten gesehen wird; den Menschen greift es wohl nie an, schadet aber den Heerden oft bedeutend. Dann giebt es noch einen kleinen Fuchs, verschiedene kleine wilde Katzen, den quique*), ein marderartiges Thier, den chingue**), das Stink-

*) sprich Kikeh. **) sprich Tschinga.

Digitized by Google

thier, eine Fischotterart, den coipu oder Biberratte, und verschiedene Ratten und Mäuse, welche meist im Walde stecken und blos Winters in die Häuser kommen. Auch ist ein kleines Reh an den Flußufern nicht selten, wird aber selten gesehen; es wird kaum über zwei Fuß lang, und ist wohl das kleinste seiner Gattung. Das Guanaco fehlt ganz, da die Cordillera bis an die Schneegrenze bewaldet ist, und dieses Thier blos kahle Gegenden bewohnt.

Die Vögel sind zahlreicher an Arten und Individuen als die Säugethiere; Papageien kommen in großen Schaaren vor, oft über fünfhundert Stück zusammen, auch Holztauben sind zahlreich und bilden bis sechzig, ja hundert Stück starke Schwärme, sonst finden sich nur verschiedene sperlings- und hänflingsartige Vögel in größerer Zahl, und werden den Gärten ab und zu schädlich. Einige staar- und drosselähnliche Vögel sind auch nicht selten, darunter einer, zorzal*) genannt, der dem Krammetsvogel ähnlich schmeckt. Rabenartige Vögel fehlen gänzlich, ihre Stelle vertreten zwei Falkenarten, welche ziemlich zahlreich sind, und in den Furchen hinter dem Pflüger dreinlaufen um Würmer zu suchen. Der Condor ist selten, häufiger zwei kleinere Aasgeier, etwa truthahngroß, welche schwarz sind; sie sind sehr dreist und kommen bis auf die Höfe, und sind durch Vertilgung von Cadavern sehr nützlich. Verschiedene Entenarten, Taucher, Rallen, der schwarzhalsige Schwan, Reiher, Schnepfen 2c. sind stellenweise nicht selten, seltener der Storch, Flamingo und eine schön buntgefärbte Gans. In den ausgedehnten Waldungen finden sich einige Spechtarten, darunter ein großer schwarzer mit blutrother Holle, aber nicht sehr zahlreich, und ebenso wenige Waldhühnchen, kleine Vögel mit aufrechtem, kurzem Schwanze, welche im dichten Laube hin und her huschen und nach Insecten suchen. Auch ist eine Art Colibri gar nicht selten. Habichtartige Vögel und Eulen kommen auch vor.

Von Hausthieren fanden die Spanier bei der Entdeckung blos das Guanaco (Chilihueque) vor, welches jetzt in Chile nicht mehr als Hausthier existirt, sowie eine Hundeart; die von den Spaniern eingeführten europäischen Hausthiere vermehrten sich sehr rasch, und hat man in Valdivia dieselben Hausthiere wie in Deutschland.

Von Amphibien giebt es eine kleine harmlose Schlange, mehrere Arten Eidechsen in großer Zahl, und mehrere Arten Frösche und Kröten; Schildkröten und Salamander fehlen gänzlich. Flußfische giebt es verschiedene Arten, aber in geringer Zahl, und sind sie schwer zu fangen, so daß sie als Nahrung selten sind; Seefische giebt es sehr viele, allein Niemand giebt sich mit ihrem Fange in größerem Maßstabe ab. Verschiedene Arten Muscheln und Schnecken werden aber an der Seeküste gesammelt, und von den Valdivianern

*) sprich Szorstal.

Digitized by Google

viel und gern gegessen. Von Insekten giebt es ziemlich viel Arten, wenige derselben sind aber zahlreich, oder gar schädlich; eine Käferart zernagt zuweilen die jungen Triebe der Obstbäume, eine andere Art schadet ab und an dem Kartoffellaub, und eine Eulenraupe dem Gemüse. Flöhe und Läuse fehlen natürlich bei schmutzigen Leuten nicht, Wanzen sind dagegen in Valdivia unbekannt, trotzdem sie mehrfach eingeschleppt sind, haben sie sich bald wieder verloren. Stechmücken und Mosquitos sind selten, und kommen nur vereinzelt vor. Spinnen sind nicht sehr zahlreich, nicht selten findet man die große Buschspinne, welche aber nicht gefürchtet wird, so wenig wie der kleine Scorpion, den man ab und zu unter faulem Holze bemerkt. Eine Krebsart lebt in der Erde, und incommodirt in den Gärten durch die hohen Erdhaufen, die sie maulwurfsartig aufwirft.

Der Pflanzenwuchs ist ein sehr mannigfaltiger, und alle Pflanzen sind von den deutschen vollkommen verschieden; die meisten Bäume und Sträucher haben immergrünes Laub, wie dies überhaupt auf der südlichen Halbkugel Regel ist; blos einige Unkräuter und Wasserpflanzen sind den deutschen gleich, die ersteren jedenfalls eingeführt, wie man theils direct nachweisen, theils aus dem Mangel eines indischen Namens schließen kann, und die letzteren sind ja überhaupt Cosmopoliten.

Von Waldbäumen sind zu bemerken: drei Buchenarten, der roble und der coigüe, deren rother Kern, pellin genannt, ein sehr festes dauerhaftes Bauholz ist und weit verschifft wird, und der realé, der sich leicht spalten läßt, und zu Küferarbeit und Möbeln gesucht ist. Von Myrten giebt es wenige strauchartige, aber viele Bäume, welche oft sehr groß werden, die meisten Arten wachsen in Niederungen und Sümpfen; bemerkenswerth ist die Luma, deren festes Holz zu Stellmacher- und Drechslerarbeiten gesucht ist, und die Pitra, die, obgleich ein weiches Holz, ihrer leichten Spaltbarkeit wegen viel zu Zäunen benutzt wird. Der Ulmo mit tausenden von weißen, zollgroßen Blumen übersäet, giebt im Herbst den Bienen reiche Nahrung und liefert das beste Brennholz. Der Kern des Pelú ist dem Holz der amerikanischen Akazie ähnlich, sehr fest, und zu Radspeichen, Mühlrädern u. dgl. ausgezeichnet; der avellano hat ein sehr weiches, biegsames Holz, und giebt eine haselnußartige Frucht, welche viel gegessen wird. Das Alerce ist ein cypressenartiger Baum, welcher gruppenweise in dem Küstengebirge wächst, bis vierzehn Fuß Durchmesser erreichen kann, und dessen rothes Holz durch Spalten zu Dauben und Schindeln verarbeitet wird, und fast das einzige Material zum Dachdecken liefert. Der Laurel, aber kein Lorbeer, wie der Name bedeutet, wird auch ziemlich dick, und aus seinem weißen Holze werden die meisten Bretter und Bohlen gemacht, welche zu Bauten und sonstigen Zwecken verbraucht werden. Der Lingue liefert eine ausgezeichnete Gerber-

Digitized by Google

rinde, und das Kernholz ist schön zu Möbeln. Eine Tannenart liefert eine schmackhafte, kirschenähnliche Frucht. Außerdem giebt es noch viele andere Bäume, welche aber blos hin und wieder benützt werden.

Sträucher giebt es eine große Menge, wichtig ist aber blos die Murta, eine Myrthe, deren zahlreiche weiße Blumen den Maiglöckchen gleichen und schön riechen, und nachher eine erbsengroße, sehr schmackhafte Beere geben, die von den deutschen Hausfrauen viel eingemacht wird. Auffallend sind dem Deutschen die vielen Schlingpflanzen, welche von Bindfaden- bis Mannsschenkeldicke die meisten Waldungen unpassirbar machen, und theils in dem Unterholze in allen Richtungen umherkriechen, theils in gerader Richtung bis an die unteren Aeste hoher Bäume hinanreichen und sich in der Krone derselben verbreiten. Eine Art, Coglivoqui genannt, mit braunrothen Blumen und großen eßbaren Früchten hat sehr zähe Stengel und wird statt Weiden zum Binden benützt, und eine andere, die Copegiu, hat herrliche drei Zoll lange carminrothe Blüthen; die fast ebenso große Frucht wird gegessen. Merkwürdig für diese südliche Breite ist das Vorkommen mehrerer Bambusarten, der Quila*) und der Coleu**), deren Blätter ein gutes Viehfutter abgeben; die Quila verzweigt sich fast unter rechtem Winkel vom Boden an, und klettert bis dreißig Fuß hoch, während der Coleu eine Menge zwanzig bis dreißig Fuß hohe, feste Halme treibt, ohne jede Verästelung, welche zu Lanzenschäften bei den Indiernder Pampas von Patagonien und Buenos Ayres theuer bezahlt werden, und in Valdivia zum Decken von Strohdächern, Zäunen und desgleichen viel verwendet werden; beide Pflanzen machen den Wald fast undurchdringlich.

Ein großer Theil Valdivias, das ganze Küstengebirge, die Westseite der hohen Cordillera und der größte Theil der an ihrem Fuße liegenden Ebene sind mit Urwald bedeckt, während blos der Rest der Ebene und die letzten östlichen Ausläufer des Küstengebirges waldlos sind, und aus Grasflächen und Ackerland bestehen, oder blos mit Strauchwald bedeckt sind. Der Urwald ist so dicht und üppig wie in den Tropen, und hat deßhalb schon seit Darwin (1835) alle Reisenden in Erstaunen gesetzt. Die Wälder sind aus allen Baumarten zusammengesetzt, so daß selten eine Art vorherrscht, die seltneren Arten Bäume finden sich gruppen- oder fleckenweise, oft an ganz bestimmten Localitäten, wie ich schon beim Alerce erwähnt habe. Fast überall ist der Wald ganz mit Unterholz verwachsen, und schwer zu passiren, selten findet man Stellen ohne Unterholz. Nach Puerto Montt hin sind die Waldungen noch bedeutender.

---

*) sprich Kila.

**) sprich Ko-la-u.

Digitized by Google

Valdivia iſt ſehr ſchwach bevölkert, es hat auf 392 Quadratmeilen blos 24,500 Einwohner, und Llanquihue auf 504 Quadratmeilen 39,300 Einwohner; nach älteren ſpaniſchen Berichten muß es aber früher faſt zehnmal ſo ſtark bevölkert geweſen ſein. Die Ureinwohner ſind Indianer, dem großen Aucaſtamme angehörig, der in verſchiedenen Stämmen früher ganz Chile, und auch jetzt noch die Pampas zwiſchen Mendoza und dem Rio negro bewohnt; die Stämme Valdivias hießen Cuncos und Huilliches.

Die Farbe der Indianer iſt ein nicht ſehr dunkles Braun, ſie haben ſtraffes, ſchlichtes, glänzend ſchwarzes Haar, aber nur ſelten und weniges Barthaar, welches ſie meiſt ausreißen; ſie ſind ſelten über Mittelgröße, oft darunter, während die noch unabhängigen Araucaner und die Pehuenchen meiſt ſtattliche Leute ſind. Die jetzt in der Provinz lebenden Indianer ſind ein ziemlich gutmüthiges Volk; faſt alle haben etwas Grundbeſitz und bauen Weizen und Kartoffeln, aber nur in geringer Menge, und arbeiten bei den reicheren Grundbeſitzern in Tagelohn, verpflichten ſich aber nur ungern auf beſtimmte Zeit. Die größere Zahl der Einwohner ſind Chilenen, welche ſich zwar weit über die Indianer erhaben dünken, aber keineswegs Spanier ſind, ſondern Miſchlinge von Spaniern und Indianern, oft mit mehr Indianerblut in den Adern als anderem, ſie wollen dies aber nicht eingeſtehen und hören es nicht gern erwähnen.

Die Indianer ſprechen unter einander immer noch ihre Urſprache, verſtehen jedoch alle, einige wenige alte ausgenommen, ſpaniſch, welches die Landesſprache iſt. Alle Einwohner ſind katholiſch, jedoch ſind ihre Kenntniſſe der Religion auf das allernothwendigſte äußere Formweſen beſchränkt, und verhalten ſie ſich hierin ziemlich indifferent, man kann ihnen Intoleranz nicht vorwerfen, nicht einmal den chileniſchen Geiſtlichen dieſes Bezirks; auch unter der wohlhabenderen Claſſe ſind dieſe Kenntniſſe nicht viel umfaſſender.

Die Bildung der Leute iſt ſehr gering: die Indianer können weder leſen noch ſchreiben, die ärmeren Chilenen auch nur zum Theil, wogegen die beſſere Claſſe doch meiſt ſchreiben und leſen kann. Für Schulen thut die Regierung viel, überall ſind Elementarſchulen, in Valdivia ein leidliches Gymnaſium, auch iſt der Unterricht unentgeltlich, doch benützt ihn das Volk leider nur ſehr mäßig, da kein Schulzwang exiſtirt.

Die Provinz wurde von dem erſten Eroberer Chiles, Pedro de Valdivia erobert, und mit Coloniſten beſetzt, welche Land und Einwohner unter ſich theilten, und letztere nicht viel beſſer als Sklaven betrachteten und behandelten, was zur Folge hatte, daß dieſe ſich erhoben und die Spanier zweimal aus dem Lande jagten; Ende des vorigen Jahrhunderts beſetzten die Spanier Valdivia von neuem; ſie ſind ſeit dem in unbeſtrittenem Beſitz und iſt ſchon ſeit lange nichts mehr von den Indianern zu fürchten. Die Spanier kamen

stets nur in sehr geringer Zahl nach Valdivia, und da sie fast gar keine Frauen hatten, so nahmen sich die meisten Ansiedler Indianerinnen zu Frauen, von diesen Familien stammt denn auch der größere Theil der Bevölkerung ab. Einige Jahre hindurch wurde Valdivia gar als Verbrechercolonie für das übrige Chile und Peru betrachtet, doch hörte dies mit der spanischen Herrschaft auf.

Die Chilenen sind durchschnittlich gutmüthig, aber dabei bequem und indolent; sie lernen sehr leicht ein Handwerk oder sonstige mechanische Fertigkeiten, bringen es aber selten zu einer gewissen Vollkommenheit, da sie keine Genauigkeit kennen. Sie arbeiten nicht gern, wenn sie nicht müssen; hauptsächlich leben sie von Ackerbau und Viehzucht, die geringere Klasse meist von Tagelohn; Handwerke betreiben sie wenig, von der besseren Classe sind auch viele Kaufleute und Beamte. Dabei sind sie gefällig, gastfrei, und auch ehrlich, so lange es sich nicht um Vieh handelt, aber dem Trunke mehr als gut ergeben, und auch vielfach dem Spiel; ersterer ist wohl von ihren indischen Vorfahren vererbt, und letzteres das Nationallaster der Spanier; auch sind sie keineswegs sehr zuverlässig, wenn sie etwas versprechen, und nehmen es mit der Wahrheit nicht sehr genau. Der Charakter der Indianer ist ähnlich, nur arbeiten sie noch weniger gern als die Chilenen und sind dem Trunke stärker ergeben. Wenn man aber die Knechte, Chilenen wie Indianer, einigermaßen zu behandeln versteht, so kommt man ganz gut mit ihnen aus, und sind sie dann auch ziemlich willig.

Die ersten Deutschen wanderten 1846 in Valdivia ein; 1848 schickte die chilenische Regierung den Major Philippi nach Deutschland, um zur Einwanderung nach Valdivia und Llanquihue einzuladen, und in Folge davon kamen Anfang der fünfziger Jahre ziemlich viel Deutsche nach Valdivia, Llanquihue und Melipulli, wo damals Puerto Montt gegründet wurde, und bekamen diese Einwanderer von der Regierung Land angewiesen, natürlich Urwald. Von 1856 an war die Einwanderung stets mäßig, und beträgt jetzt schon seit Jahren höchstens hundert Köpfe jährlich, meist Leute, welche auf Zureden ihrer dort ansässigen Verwandten kommen. In der letzten Zeit hatte die Regierung die Absicht, die Einwanderung der Deutschen zu unterstützen, dadurch daß sie jährlich eine bestimmte Summe auswarf, von der die Hälfte der Passage für solche Personen bezahlt werden sollte, ohne Bedingung der Regierung gegenüber, welche von Verwandten nach Valdivia gerufen würden, und würde die Regierung so jedenfalls sicher sein, ordentliche Einwanderer, und auf die billigste Weise, ohne Agenten, zu bekommen.

Die Zahl der Deutschen in diesen Provinzen beträgt 1500—2000 ohne die hier geborenen Kinder; andere Fremde, Franzosen und Engländer und Italiener kommen nur sehr vereinzelt vor, ebenso Spanier, welche sich aber

Digitized by Google

kaum von den Chilenen unterscheiden. Die Deutschen vertheilen sich hauptsächlich in und um Valdivia, Osorno, Puerto Montt und um den Llanquihuesee, sowie Union, und wohnen außerdem noch zerstreut zwischen den Chilenen, aber doch blos in geringer Zahl.

Die meisten Deutschen sind Handwerker, viele auch Kaufleute, verhältnißmäßig die wenigsten Ackerbauer, mit Ausnahme derer um den Llanquihuesee und um Puerto Montt, welche ausschließlich von Ackerbau und Viehzucht leben, es geht fast Allen gut. Arbeiten muß man dort auch, und das ordentlich; etwa in wenigen Jahren so reich werden, daß man in Europa von den Zinsen leben könnte ist nicht möglich, aber einem fleißigen Deutschen wird es dort stets gut gehen, er kann besser leben wie in Deutschland und dabei doch in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich ein eigenes Grundstück und Haus erwerben, sowie nach und nach sich auch ein Capital zurücklegen.

Die Deutschen sind hauptsächlich Kurhessen und Württemberger, und am Llanquihuesee auch Westphalen und Schlesier, die übrigen Gaue Deutschlands sind sehr schwach vertreten; trotz des langen Aufenthalts in Chile haben die verschiedenen doch ihre Dialekte beibehalten, und hört man bei den Versammlungen der Deutschen fast alle Mundarten. Der Verkehr der Deutschen untereinander ist ein sehr angenehmer; ganz entgegen den Deutschen der Vereinigten Staaten, welche vielfach den Deutschen zu verleugnen suchen, und dann halb deutsch, halb amerikanisch sind, fühlen sich die Deutschen in Valdivia stolz, Deutsche zu sein, und thun sehr viel, damit deutsche Sprache und Sitte nicht in Vergessenheit gerathen. Daß sie im Allgemeinen den Eingeborenen an Kenntnissen und Intelligenz überlegen sind, hält sie zurück, mit denselben zu intim zu werden, und leider lassen sie dies die Chilenen oft mehr fühlen, als gut ist, so sind öfters kleine Reibereien zwischen Beiden vorgekommen, doch kann man das Verhältniß zwischen Beiden ein gutes nennen, wenn auch kein sehr intimer Verkehr zwischen ihnen besteht, da ein jeder sich in Gesellschaft seiner Landsleute am wohlsten fühlt.

Sowohl in Valdivia als auch Osorno, Puerto Montt und Union existiren deutsche Vereine, welche den Zweck haben, das Deutschthum zu pflegen; dieselben halten verschiedene deutsche Zeitungen, und haben eine Bibliothek, welche nach und nach vergrößert wird, und im Herbst und Winter werden alle Monate etwa eine Gesellschaft mit Tanz oder Theatervorstellung veranstaltet, bei denen es gewöhnlich sehr lebhaft und munter zugeht. Außerdem haben diese Orte ihren besonderen deutschen Kirchhof, sowie deutsche Schule, welche auch von Deutschen beschafft sind und unterhalten werden.

Osorno und Puerto Montt haben auch jedes eine protestantische Kirche, Osorno auch einen Prediger, in Puerto Montt ist diese Stelle gegenwärtig unbesetzt. In Valdivia scheint sich gar kein Bedürfniß hierzu zu finden, und

d by Google

sind die dortigen Deutschen in dieser Beziehung sehr gleichgültig. Leider haben Tauf- und Trauregister unserer protestantischen Geistlichen keine Gültigkeit vor dem Gesetz, da Culturfreiheit noch nicht erlangt ist, und die Register, in welche solche Acte eingetragen werden müssen, von den Ortsgeistlichen geführt werden.

An ihrer Heimath hängen die Deutschen sehr, der Krieg gegen Frankreich hat die lebhaftesten Sympathien erregt, was sich auch durch die regste Betheiligung an den Sammlungen für die Verwundeten kund gab.

Mit Wegen steht es in Valdivia noch nicht zum besten aus; allerdings existirt zwischen Valdivia und Osorno ein camino real, der aber diesen Namen welcher dem Worte chaussée entspricht, mit Unrecht führt, denn eigentlich ist er nichts weiter als ein breiter Pfad durch den Urwald, an dem aber außer an einigen steilen Stellen Nichts von Kunstbau zu sehen ist, als wie verschiedene hölzerne Brücken, wovon die zwei größten von deutschen Zimmerleuten gebaut sind. Die erste Strecke von Valdivia etwa $4^1/_2$ Meile nach dem Innern ist ziemlich gut; die ersten zwei Meilen hat die Regierung hergestellt, den Rest hat ein Deutscher auf Speculation gebaut, auf der neuen Linie, welche die Regierung behufs Anlegung einer rationellen Chaussee hat aufsuchen und vermessen lassen. Diese ganze Strecke hat nur unbedeutende Steigungen, und wird für jede Art Fuhrwerk fahrbar sein, sobald sie breit genug ist. Die letzten 7—$7^1/_2$ Meilen des Weges bis Union führen aber noch über steile Berge, und sind im Sommer zwar ziemlich gut mit Ochsenwagen zu befahren, dagegen im Winter blos für Reitpferde und Maulthiere passirbar, weil der thonige Boden, auf dem gar keine Aufschüttung von Kies oder desgleichen existirt, sich durch die Hufe der Thiere in einen zähen Schlamm verwandelt, der das Reisen in jener Zeit für Thier und Reiter sehr erschwert. Auch für diese Strecke ist schon eine neue Linie aufgefunden, welche die Höhen umgeht, und die Herstellung einer guten Chaussee erlaubt, besonders da sich gutes Material fast überall in der Nähe findet; wir werden ja wohl in einigen Jahren auch diese Chaussee vollendet sehen, welche die Provinz mit einem male in eine bedeutend günstigere Lage versetzen wird.

Von Union nach Osorno ist der Weg theilweise leidlich, soweit ihn die natürliche Erdoberfläche bildet, wo man aber diese fortgenommen hat, wie unmittelbar vor Osorno, war der Weg im Winter bodenlos, jedoch hat eine Kiesaufschüttung diesem Uebel bald abgeholfen. Zwischen Puerta Montt und Osorno ist das Stück von Puerto Montt nach dem Llanquihuesee schon vollständig chaussirt; auf dem See geht ein Dampfer regelmäßig zwischen dem Nord- und Süduser, und vom Norduser nach Osorno zu wird lebhaft gearbeitet, so daß wir wohl in einigen Jahren mehr einen guten Weg von Valdivia über Union und Osorno nach Puerto Montt haben werden.

ed by Google

Die Vicinalwege sind ganz und gar der Gnade der betreffenden Eigenthümer überlassen, und werden leider noch oft in Folge vom Besäen des Landes verlegt; zu Brückenbauten treten die Nachbarn meist zusammen und liefert die Regierung oder die betreffende Municipalität ebenso viel Geld dazu als jene. Im Allgemeinen sind diese Wege im Sommer stets gut, in der Regenzeit aber nicht sehr angenehm, manche in den unbewohnteren Waldgegenden aber oft unpassirbar. Doch hindert dies das Reisen keineswegs, die Pferde kommen schon durch.

Die Hauptbeschäftigung der Valdivianer ist der Ackerbau. Die meisten Handwerker sind Deutsche, welche als Schuhmacher, Gerber, Schlächter, Bäcker, Brauer, Müller, Tischler, Zimmerleute, Schmiede und Schneider überall in der Provinz stecken, auch alle ihr gutes Brod haben und sich etwas ersparen. Viele Chilenen, seltener Indianer, haben bei den deutschen Handwerkern gelernt, arbeiten jedoch meist als Gehülfen bei denselben, und nur wenige arbeiten selbständig. Am bedeutendsten sind die Gerbereien, besonders die der Compañia industrial in Valdivia, welche etwa 150 Gruben besetzt hat, und eine Menge Menschen beschäftigt, doch sind in und um Valdivia noch verschiedene andere Gerbereien, alle mit Ausnahme einer von Deutschen gegründet ebenso gehören auch die Gerbereien in Union, Osorno und Puerto Montt Deutschen. In all diesen Orten existiren auch kleine Brauereien, in Valdivia ist eine sehr bedeutende, den Herren Aruvandtes gehörig, welche ihr ausgezeichnetes Bier fast an der ganzen Westküste entlang, bis Peru hinauf absetzt; neuerdings sind noch zwei andere, ziemlich bedeutende Exportbierbrauereien in Valdivia entstanden. Branntweinbrennereien giebt es eine ganze Menge, welche fast nur Waizen, aber nie Kartoffeln brennen, und durch in die Höhe Treiben des Waizenpreises den Anbau desselben bedeutend gehoben haben.

Mehrere Tischler in Valdivia und Puerto Montt arbeiten auch feine Möbel, welche bis nach Peru gehen sollen, ebenso arbeiten mehrere Schuhmacher in Valdivia hauptsächlich für den Norden. Maurer haben wir nur wenige in der Provinz, da bis jetzt alle Gebäude blos von Holz und mit Schindeln gedeckt sind, und man erst in neuerer Zeit angefangen hat, mit Ziegeln zu decken, und Backsteine zum Bauen zu verwenden, wozu mehrere deutsche Ziegeleien bei Valdivia und eine bei Osorno das Material liefern. Die Schlächtereien sind theilweise bedeutend, und wird von Valdivia ziemlich viel Salzfleisch und charqui*) (an der Sonne gedörrtes Fleisch), sowie Schinken, Wurst und Schmalz ausgeführt; die Felle der Thiere werden alle in der Provinz vergerbt; ein Paar dieser Schlächtereien schlachten während der

*) sprich Tscharki.

Digitized by Google

Sommermonate 600—800 St. ſchwere Rinder jede, und eine beträchtliche Menge Schweine im Winter.

Die Getreidemühlen arbeiten faſt nur für den Bedarf der Provinz, es wird in naſſen Jahren eher noch Mehl eingeführt; mehrere Mühlen ſind mit allen neueren Verbeſſerungen verſehen. Oelmühlen giebt es wenige, welche obgleich nur klein, ihren Beſitzern doch einträglich genug ſind. Sägemühlen giebt es in der Nähe Valdivias mehrere, weniger dagegen im Innern des Landes, wo ſie kaum mit dem billigen Handſägen der Chilenen concurriren können. Alle dieſe Mühlen werden vom Waſſer getrieben, mit Ausnahme einer Mahlmühle und einer Holzſchneidemühle in Valdivia, die letztere iſt ein ziemlich großartiges Etabliſſement, mit Hobel und Nutmaſchinen, Dämpf- und Biegeapparat und Trockenkammern verſehen, und mit einer kleinen Eiſengießerei verbunden, und kann man daſelbſt ſchon allerhand kleine Maſchinentheile gemacht und reparirt bekommen, was früher unmöglich war.

Der Holzhandel in Valdivia und Puerto Montt iſt bedeutend; letzteres liefert hauptſächlich coigue zu Hafenbauten und Eiſenbahnſchwellen und Schindeln von alerce. Valdivia, welches auf den Flüſſen Callecalle und Cruces und ihren Nebenflüſſen mit Leichtigkeit Hölzer aus bedeutender Entfernung billig beziehen kann, liefert Pellinſchwellen und Balken jeder Art, ſowie Bretter und Bohlen von lingue, laurel, alerce und pellin, und auch viele Eiſenbahnſchwellen. Die ſchweren Hölzer Valdivias, faſt alle pellin, werden zu Hafenbauten nach faſt allen nordchileniſchen und peruaniſchen Häfen verſchifft, während die Bretter und geringeren Hölzer meiſt in Nordchile verbraucht werden. Auch Linguerinde wird ſchon mit Vortheil, bis dato aber nur in kleineren Quantitäten nach den nördlichen Provinzen verſchifft. Im Innern der Provinz iſt der Holzhandel blos local, und von da keine Ausfuhr möglich.

Auch eine ziemlich bedeutende Seifenſiederei iſt in Valdivia.

Schiffbau wird in Valdivia und Puerto Montt auch betrieben, aber nur in erſterem Orte einigermaßen bedeutend, und auch da blos für den Bedarf der unmittelbaren Nachbarſchaft, wird er wohl auch nie von großer Bedeutung werden, da die dortigen Hölzer im Allgemeinen zu ſchwer und Tagelohn und Materialien zu theuer ſind.

Der Ackerbau befindet ſich in Valdivia noch auf einer ſehr urſprünglichen Stufe, und wird blos von den Deutſchen mit Intelligenz betrieben; die Chilenen, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, betreiben ihn noch gerade ebenſo, wie es wohl ſchon vor hundert oder mehr Jahren Sitte bei ihren Voreltern war.

Als Pflug dient ein krummgewachſener Baum, mit der Krümmung nach unten; im unteren Theile befindet ſich eingezapft nach vorn eine zwei Fuß lange, fußbreite hölzerne Spitze, welche zuweilen vorn mit Eiſen verlegt iſt,

by Google

nach hinten hält ein runder unten keilförmig zugehauener Stock die Spitze in ihrer Lage fest und dient zugleich als Sterz. Zur Egge dient ein ziemlich künstlich zusammengefügter Dornenbündel, und dies ist den Chilenen genug. Auch die Hacken für den geringen Hackfruchtbau waren früher ganz von Holz, sind jetzt aber meist von Eisen. Hierzu kommt noch die Axt, ein Bohrer, Stemmeisen, Fuchsschwanz und allenfalls ein Schnitzmesser, und das ist das ganze Acker- und sonstige Werkzeug eines Valdivianer Bauern.

Zum Spannvieh verwendet man hauptsächlich Ochsen, Pferde werden fast nur zum Ziehen von Wagen verwendet. Und auch dies nur selten. Die Ochsen ziehen mit den Hörnern am Doppeljoch.

Sehr nothwendig ist die Umzäunung der Grundstücke, weil das Vieh stets frei herumläuft; man macht die Zäune nur von Holz, auf die verschiedenste Weise, und sind sie trotz der Billigkeit des Materials ziemlich kostspielig, da sie nur kurze Zeit dauern.

Die Bodenbearbeitung ist sehr einfach. Man reißt im Frühjahr den Boden mit dem Haken auf. Gegen Ende des Sommers eggt man mit Dornen ackert über Kreuz, eggt wieder und säet dann, und ackert dann das Korn unter; mit Erbsen und Bohnen verfährt man fast ebenso. Zum Kartoffelbau rodet man meist Waldland, was dann ebenso mit dem Haken geackert wird, wie anderer Acker, bleiben aber zu viel Stuken im Lande, so macht man für jede Kartoffel ein Loch, legt dieselbe hinein und bedeckt sie mit Erde: später erfolgt ein mehrfaches Behacken und Anhäufeln. Mais wird wenig gebaut, und ähnlich wie die Kartoffeln.

Die Hauptfrucht ist Waizen und Gerste, Hafer wird fast nur von Deutschen gebaut, Kartoffeln werden ziemlich viel gebaut, dagegen weniger Saubohnen und Erbsen, Vietsbohnen und Mais aber sehr wenig, oft nur als Gemüse.

Alles Getreide wird mit der Sichel geschnitten, und jedem Schnitter sein Stück vorher zugemessen, wobei natürlich viel zertreten wird. Man schneidet etwa in halber Halmhöhe und bindet keine Garben, sondern fährt das geschnittene Getreide lose in runde Einfriedigungen von dreißig bis fünfundvierzig Ellen Durchmesser, wo es gleich von Stuten ausgetreten, durch Werfen gegen den Wind gereinigt und dann unter Dach gebracht wird. Bei dieser Erntemethode ist man den Unbilden des Wetters vielfach ausgesetzt, auch wird viel Korn in dem kurzgetretenen Stroh gelassen, welches meist liegen bleibt und verfault, nur selten wird ein Theil davon zu Viehfutter aufgehoben.

Futtergewächse werden wenig angebaut, nur Honiggras wird in neuerer Zeit viel gezogen, sogar von Chilenen, es scheint stellenweise die einheimischen Pflanzen zu verdrängen. Mit Klee und Luzern sind verschiedene Versuche gemacht, haben aber zu keinem bedeutenden Resultate geführt, theilweis wohl weil sie nicht richtig angefangen wurden.

Digitized by Google

Von Gespinnstpflanzen wird blos von den Colonisten, um dem Llanquihuesee Flachs gebaut, wovon dieselben Leinen zum Hausbedarf fertigen, die Chilenen bauen blos wenig, um die Samen geröstet zu genießen. Andere industrielle Pflanzen werden gar nicht gebaut.

Das Land wird meist ein um das andere Jahr besäet, oft in je drei Jahren zweimal, gedüngt wird gar nicht, und so wird von den meisten Eigenthümern der Boden nach und nach ausgesogen, so daß man bald anfangen muß, noch mehr Waldboden frei zu machen, doch sind die Valdivianer nur schwer zu überzeugen, daß sich ihr Boden je erschöpfen könnte, und nur mehrfache Erfahrung von Mißernten wird sie dazu bringen, das alte System gegen ein neues zu vertauschen. Glücklicher Weise giebt es noch sehr viel Land mit zum Theil nutzlosem Holze bedeckt, welches später in Angriff genommen werden kann.

Von Wichtigkeit ist auch noch die Ernte der Aepfel, von denen meist auf rohe Weise durch Zerschlagen mit Stücken in einem Troge und Auspressen in einem durchlöcherten Ledersacke der Saft gewonnen wird, der dann gegohren unter dem Namen chicha (sprach Tschitscha) das Hauptgetränk bildet, von dem unglaubliche Mengen jährlich gemacht und auch redlich vertilgt werden.

Ein Haupterwerbszweig der Provinz ist die Viehzucht, besonders des Rindviehs. Im Sommer weidet dieses auf den waldfreien Flächen, hier Pampas genannt, und im Winter hauptsächlich im Walde, wo es besonders von den Blättern der quila und des colen lebt, welche ein ausgezeichnetes Futter bilden. Man hat Thiere von allen Farben, und auch mehrfarbige, groß und klein; im Allgemeinen ist das Valdivianer Rindvieh größer als das im Norden Chiles. Es giebt Thiere, welche vollkommen ebenen Rücken und geraden Bauch haben, andere mit Sattelrücken und rundem dicken Bauch, mit großem und kleinen Kopf, kurz, eine bestimmte Rasse existirt nicht. Die größeren Heerden hält man an besonders hierzu bestimmten Orten, und nennt diese Potreros; die Thiere laufen in dem ganzen oft ziemlich großen Grundstück frei umher, und werden blos ein- bis dreimal im Jahre zusammengetrieben, behufs Zählens, Zeichnens ꝛc., mit Ausnahme der Milchkühe, welche während der Sommermonate gemolken werden. Diese Potreros sind meistens durch Schluchten und Flüsse begrenzt, und werden nur, wo diese fehlen, mit Zaun oder Verhau geschlossen; in dem Potrero wohnt meist nur der Kuhhirt. Das Zusammentreiben des Viehes ist sehr mühsam, da die Thiere ziemlich wild sind und nicht gern nach dem Corral gehen, sondern lieber in den Wald laufen; oft braucht man eine Woche oder mehr zu einem solchen Zusammentreiben, Rodeo genannt, und dabei fünf bis sechs Mann, welche mit Hunden die Thiere nach dem Corral, der zum Zählen bestimmten Einfriedigung, treiben;

Digitized by Google

natürlich hat man zu dem Zweck ein ziemliches Stück Land eingefriedigt, welches das Vieh so lange ernähren kann, bis man Alles zusammengetrieben hat, dann wird gezählt, den Bullen die Hörner gestutzt, die jungen Thiere gebrannt, die zum Verkauf oder Fettmachen bestimmten Thiere abgesondert, die Milchkälber eingesperrt, und dann das Vieh wieder losgelassen.

Die Producte der Viehwirthschaft sind Käse und Butter, Zug- und Schlachtvieh. Wenn in Valdivia nicht so viel gestohlen würde, so wäre die Rindviehzucht ein sehr gutes Geschäft, und trotzdem ist es, wenn der Potrero nicht zu offen und der Voguero (Kuhhirt) einigermaßen aufmerksam ist, und der Eigner tüchtig aufpaßt, immer noch ganz lohnend.

Das Valdivianer Rindvieh ist im Allgemeinen mittelmäßiges Milchvieh, liefert aber ausgezeichnete Arbeitsochsen, die ruhig, klug und dauerhaft sind; das Schlachtvieh ist nicht sehr fett, da es nur auf natürlichem Grasboden weidet, und ebenso wie das übrige Rindvieh nie gefüttert wird, hat aber sehr schmackhaftes Fleisch.

Die Pferdezucht wird sehr nachlässig betrieben, und man hält die Stuten hauptsächlich zum Dreschen. Die Valdivianer Pferde stammen von den Andalusiern ab, welche die ersten Spanier einführten, haben sich aber im Laufe der Zeit und in Folge des Klimas sehr verändert. Die Thiere sind ein kleiner Mittelschlag, meist mit kleinem Kopf, dicht bei einanderstehenden Ohren, lebhaften Augen und weiten Nüstern, feinem Hals und Beinen, sanft eingebogenem Rücken und runder Gruppe; sie sind größtentheils sehr fromm, willig und ausdauernd und flink in ihren Bewegungen.

Maulthiere wurden früher viel gezogen, kommen aber jetzt immer mehr außer Gebrauch, da man jetzt mehr Ochsenwagen zum Transport anwendet.

Von Schafen giebt es zwei Gattungen, eine gewöhnliche langwollige Art, und erst in diesem Jahrhundert eingeführte Merinos; die Thiere sind das ganze Jahr hindurch im Freien, und daher ist die Wolle nicht viel werth; man betreibt ihre Zucht mehr des Fleisches als der Wolle wegen, obgleich sich die ärmeren Leute ihre Kleidung hauptsächlich von der Wolle der einheimischen Art weben.

Schweine werden in den waldigen Theilen der Provinz viel gezogen, und variiren die Thiere sehr untereinander, so daß man kaum sagen kann, zu welcher Rasse sie gehören. Sie werden meist ein Jahr alt aufgestellt, und mästen sich dann sehr gut.

Wie aus vorhergehendem ersichtlich ist, hat die Provinz Valdivia ein angenehmes und gesundes Klima; die Einwohner sind gutherzig und friedfertig, und meist freundlich gegen die Fremden, und es lebt schon eine ganze Menge Deutscher im Lande, welche sich alle wohl fühlen, und den neu angekommenen Landsmann gern mit Rath und That unterstützen.

Digitized by Google

Valdivia und Llanquihue sind allen Deutschen zu empfehlen, welche als Handwerker oder Knechte oder kleine Bauern auswandern wollen, und nicht die Absicht haben, in wenigen Jahren sehr reich zu werden, sondern durch redliche Arbeit sich nach und nach eine freie und unabhängige Stellung zu erringen, diese werden sich wohl nur in sehr seltenen Fällen in ihren Erwartungen getäuscht finden. Das Klima ist jedenfalls eins der günstigsten in der Welt, und das Leben unter den Deutschen recht gemüthlich; überhaupt lebt man sehr frei und ungenirt, und wer ruhig lebt, hat selten mit Gericht und Regierung zu thun, so daß man beinahe glauben möchte, daß beide nicht existiren; hier herrscht noch der Grundsatz: wer andern nicht zu nahe tritt, kann sonst thun und lassen, was er will.

Der Hauptnachtheil für die Einwanderung nach Valdivia ist jedenfalls die lange und kostspielige Seereise, wohingegen der Deutsche keine große Reise zu machen hat, um in das Innere der Provinz zu gelangen. Sobald der Weg von Valdivia nach Osorno fertig ist, werden sich alle Verhältnisse bedeutend bessern, und scheint es der Regierung jetzt Ernst damit zu sein. Auch wird es mit dem Viehdiebstahl wohl nicht mehr sehr lange dauern, man denkt ernstlich daran, diesem Krebsschaden, nicht blos Valdivias, sondern des ganzen Südamerikas, gründlich abzuhelfen, und hat sich bei einem Volke erst einmal ein Bedürfniß für so etwas fühlbar gemacht, so lassen Maßregeln dagegen nicht mehr lange auf sich warten.

Tagebuchblätter aus Scheveningen*).

Amsterdam, 22/23. August.

Diese Stadt muß man sehen, wenn man ihr so nahe kommt; denn sie ist nicht blos interessant durch das, was sie enthält, sondern auch, und vielleicht noch mehr, um ihrer selbst willen; obschon auch des Sehenswürdigen in ihr so viel ist, daß zu dessen Besichtigung, man mag sich einrichten wie man will, kein Tag ausreicht. . . . .

Wer aber auch nur über einen verfügt, darf sich zweierlei nicht entgehen lassen: Rembrandts „Nachtrunde" (so heißt's dummer Weise noch immer) im Reichsmuseum, und das ebenso sonderbar benannte Paar „Nilpferde" — denn was haben diese Ungeheuer Aehnliches mit dem edelsten aller

*) Siehe Nr. 35 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Thiere? — im zoologiſchen Garten; ein Wunder der Kunſt, und ein Wunder der Natur. Dem Rembrandt'ſchen Bild gegenüber hängt eines von van der Helſt, um mit ihm zu rivaliſiren. Vergebliche Mühe! Wie van der Helſt können noch mehr Leute malen, auch heute noch, dünkt mich; wie Rembrandt ſeine Schützen und ſeine Tuchmacher (genauer: „Staalmeeſters") gemalt hat, kein zweiter. Die Figuren auf dem Helſt'ſchen Bilde ſehen aus, wie wenn ſie auch alle wohl wüßten, daß ſie eben — gemalt werden ſollen und zu dieſem Zweck mit Hülfe eines guten Schauſpielers ein „lebendes Bild" ſtellten. So glatt raſirt und friſirt, ſo untadelhaft in Haltung und Toilette ſind ſie alle, daß man jeden aus der Geſellſchaft herausnehmen und für ſich allein ſchön finden könnte. Ganz anders die auf dem Rembrandt'ſchen! Da gehören alle zuſammen, und da iſt Alles vollendete Kunſt, weil ungekünſtelt. Anſtatt darüber zu reflectiren, möchte man ſich der luſtigen Geſellſchaft gleich anſchließen. Ein franzöſiſcher Kunſtkritiker hat geſagt: was die ſpecifiſch holländiſchen Maler charakteriſire, auch den belgiſchen gegenüber, ſei, daß ſie lediglich „ſich ſelbſt malten". Das bewahrheitet ſich auch an ihrem unzweifelhaft größten. Die Bemerkung eines andern über die Stabilität des holländiſchen Volkslebens beſtätigt ſich einem am beſten, wenn man aus dem Muſeum heraus über „den Botermarkt" promenirt. Da findet man noch faſt Alles, was Jan Steen gemalt hat. Und in welchem Chaos unter einander! Hier Butter- und Käſehändler, daneben alte Juden mit ditto Eiſen und ſonſtigem Trödel. Hier Bücher, hier Drehorgeln, hier Quackſalberwaaren, hier Früchte, Alles laut angeprieſen; und daneben wieder, ſich ſelbſt anpreiſend: ein ganzer harmloſer Sklavenmarkt, beſtehend aus Allem, was Hund heißt: Pudel, Spitz, Pinſcher, Dachs, Mops ꝛc.; eine wahre Augenweide für Liebhaber à la Hondekoeter und Weenix!

Haag, 26. Auguſt.

Auch ſchön, und — ſauber über alle Beſchreibung; aber längſt nicht ſo intereſſant wie Amſterdam. Wenn man die Galerie mit Potters berühmtem Stier und Rembrandts Anatomie geſehen hat, ſo genügt es, ſich per Pferdebahn die etwas langweilig ſtille Stadt hindurchfahren zu laſſen. So ſieht man auch die meiſten Denkmäler grad' nahe genug.

Der Haager „Boſch" verdient meines Erachtens nicht ganz ſeinen Ruf. Wer den Dresdner großen Garten, oder gar den, freilich einzigartigen, Wilhelmshöher Park kennt, kann ihn ſich ſchenken. Ihn Abends zu beſuchen iſt geradezu unrathſam wegen der vielen Grachten und Sümpfe. Auch den Beſuch von „t'Huis ten Boſch" erkauft man mit einem Gulden, wofür man von einem meiſt unverſchämten Lakaien aus einem Zimmer ins andere gejagt und geſtoßen wird, viel zu theuer.

Digitized by Google

„Niet rooken!“ An jedem Coupé, an jeder Thür, an jedem Postschalter, an jedem Tramway derselbe unhöfliche Imperativ: niet rooken! Ist der Holländer der Rauchwolke so sehr gram? Nichts weniger! der Kutscher raucht, der Conducteur raucht, der Postbeamte, der Hotelier raucht, ja — was schlimmer — der kleinste holländische Bub', der kaum zehnjährige, rookt, und mag mit deshalb so klein bleiben. Nur der Fremdling soll niet rooken — —, vielleicht, damit er dem Eingeborenen seinen Tobak nicht vertheuert.

Antwerpen, 27. August.

Es giebt Städte, die einem gleich beim ersten Anblick wie alte Bekannte vorkommen. Zu ihnen gehört Antwerpen. Es nützt nichts, seinen ehrlichen Namen in Anvers zu verschlechtern; es bleibt „An't Werft“ oder Antwerpen, eine Stadt, so schön wie Frankfurt a/M., an das mich's erinnert, und fast eben so deutsch. — Ich habe heut' viele angeredet, die mein Französisch nicht verstanden; aber keinen, der mir nicht deutsch zu antworten gewußt hätte. Das ist anheimelnd. Und noch Eins! In Antwerpen kann man wieder mit gutem Gewissen ein Glas Bier trinken. So weit man auf dem theuren holländischen Pflaster mit Gulden kommt, so weit hier mit Franken.

28. August.

Und was hier alles zu sehen ist! Die Kathedrale, das Stadthaus, die Bassins mit zahllosen Schiffen, die Jacobs- und die Paulskirche; und dann wieder die Kathedrale. Ja, ich kann mir nicht helfen: mir scheint letztere mit ihren nicht weniger als sieben Langschiffen die schönste aller gothischen Kirchen, selbst den Cölner Dom nicht ausgenommen.

Wenn nur Eins nicht wäre, was mich ebenso in letzterem und in Brüssel gestört hat; ich meine, bemerken zu müssen, wie die Andacht der Gläubigen nicht etwa durch dieses oder jenes vollendete Kunstwerk, etwa durch die Kreuzabnahme von Rubens, sondern je durch das geschmackloseste Madonnenbild, das man in solcher Umgebung für geradezu unmöglich halten sollte, am meisten angeregt wird. Was sag' ich, Bild? Nein, eine aus Holz gesündigte, ich wollt' sagen geschnitzte Figur mit buntesten Kleiderstoffen wie mit Tapeten behängt; faltenlos, und doch unten so breit, daß man einen Reifrock darunter zu vermuthen nicht umhin kann; ihre besondere Würde durch nichts angedeutet, als durch ein ebenso herausgeputztes Kind und die unvermeidliche Krone; und was für eine Krone!

Aber dazu stimmt freilich nur zu gut, was hier an allen Hauptpfeilern in drei bis vier Sprachen — und dies tröstlicher Weise nicht deutsch — zu lesen ist:

Digitized by Google

„Um den vollkommenen Ablaß des Jubeljahres 1875 zu gewinnen, muß man

1) visiter chaque jour pendant 15 jours, die man übrigens beliebig wählen und zusammenaddiren kann, les églises N. Dome, St. Jaques, St. André et St. Paul;
2) il suffit de reciter (!) à chacune des visites 5 Pater et 5 Ave aux Intentions du Souverain Pontife. Les personnes legitimement empêchées de faire ces visites (!) — dies sollte unter einer besonderen Nummer stehen, denn es scheint mir die Hauptsache — peuvent demander à leur confesseur de les commuer en d'autres oeuvres de pieté ou de charité . . . Sapienti sat! Ein Stück Ablaßhandel klassischen Stils!

Auch hier eine Bildergalerie ersten Ranges mit den meisten und besten Bildern von Rubens. Leider fehlt mir für dessen Art der höhere Kunstsinn oder Verstand. Mehr, als das Original, fesselte mich ein armer, weil ohne Arme geborner, Maler, der eben ein großes Bild von Rubens mit den Füßen copirte.

Cöln, 29. August.

Den Schluß meines Reisetagebuchs bilde weder eine Bemerkung über Brüssel, das mir dafür zu groß, noch über die Cölner „internationale Ausstellung", die mir, ich bedaure es sagen zu müssen, zu dürftig und im Arrangement verfehlt erschienen ist, sondern nur eine ganz kleine, für deutsche Reisende meines Schlages charakteristische Anekdote.

Wir sind in einem Coupé erster Classe (denn dieser Zug hat keine zweite) fünf Personen: zwei junge Engländer, die sich fl — — —, ich will sagen: so benehmen, wie wenn sie allein wären, und drei ältere und um so viel bescheidenere Touristen, die erst zurückhaltend, allmählich etwas vertrauter mit einander conversiren. „Et vous êtes de Belge" — fragt mich nahe der deutschen Grenze der von Paris kommende. Non, Monsieur, je suis Allemand. „Na, da hätten wir uns schon längst deutsch unterhalten können; denn, schauen's, ich bin ein Oesterreicher." „Und ich ein Cölner," ließ sich nun der dritte vernehmen, der ebenso gut Englisch sprach, wie Französisch. Oder ist das nicht auch ein Contrast? Zwei Engländer, die sich unter anderm — nicht ahnend, daß man sie verstehe — ihrer Unwissenheit rühmen und streiten, „wer wohl am schlechtesten von ihnen deutsch sprechen könne"; und drei Deutsche, die aus lauter Höflichkeit und weil sie sich auf halb französischem Boden befinden, mit einander französisch parliren, anstatt sich erst so zu versuchen, wie ihnen der Schnabel gewachsen! Ich bin überzeugt, dasselbe ist schon manchen passirt; indessen — mir passirt's doch nicht wieder.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Eriesee. Der Culturkampf in den vereinigten Staaten. — Die Väter unserer republikanischen Verfassung haben es sehr gut gemeint mit der Bestimmung, daß keine Staatskirche anerkannt werden solle. Es war das vor hundert Jahren ein so toleranter Zug, daß wir sie dafür stets in Ehren und Achtung halten müssen. Aber die charakteristische Eigenthümlichkeit der Kirchlichkeit, welche der starrgläubige Puritanismus dem Lande aufgezwängt hat, scheute sich die Consequenzen dieser Bestimmung zu ziehen. Man hat dieser Bestimmung zufolge zwar nicht die anglikanische Kirche als Staatskirche erhalten, dafür aber alle die Dutzende von Sekten als Staatskirchen, die wohl eifersüchtig darüber wachten, daß der Staat nicht in ihr Gebiet eingriff, die aber durch die politischen Leiter des Staates, die aus ihrer Mitte hervorgingen, dafür sorgten, daß sie von Zeit zu Zeit mit Privilegien, welche ein Aufgeben gewisser Staatshoheiten involvirten, ausgestattet wurden oder zu manchen von den Religionsgenossenschaften usurpirten Privilegien schwiegen. Der Congreß ließ und läßt sich von Geistlichen der verschiedensten Sekten vorbeten und die Staatslegislaturen folgten diesen Beispiele. Daß heute ein methodistischer, morgen ein baptistischer, übermorgen ein hochkirchlicher, dann ein römisch-katholischer, schließlich ein jüdischer Geistlicher die Sitzungen einer gesetzgebenden Körperschaft von Mitgliedern aller möglichen Religionsgenossenschaften mit Gebet eröffnet, mag zwar wiederum als ein Zeichen der allerweitestgehenden Toleranz dienen, ist aber sicherlich keine Consequenz der absoluten Trennung von Staat und Kirche, welche nothwendig diese öffentliche Beterei nach allen Tonarten ausschließen muß. Ebenso wurde der strenge, puritanische Sabbath beibehalten, durch Gesetze gegen Uebertreter desselben geschärft und dadurch die Anhänger einer freieren Sonntagsrichtung, gar nicht von den Religionsgenossenschaften zu sprechen, die den Sonntag überhaupt nicht als eine religiöse Weihetag anerkennen, gezwungen, sich den Religionsvorschriften einer andern Sekte zu fügen. Wo blieb und bleibt da die Consequenz einer Nichtanerkennung einer Staatskirche? Früher kannte man außer dem Sonntag keinen anderen gesetzlich kirchlichen Feiertag. Jetzt ist der Weihnachtstag zu einem allgemeinen gesetzlichen Feiertage erhoben und damit das Christenthum zur Staatsreligion gemacht worden. Und noch immer heißt es in unserer Landesverfassung, daß keine Staatskirche und damit auch keine Staatsreligion anerkannt werden darf! Bald wurde den Kirchen Steuerfreiheit gewährt und diese haben nach dem Census von 1870 ein

Digitized by Google

Grundeigenthum im Werthe von 354,483,221 Dollar aufgehäuft, der aber in Wirklichkeit auf wenigstens die doppelte Summe steigt. An diesem colossalen Vermögen haben ungefähr etwas über zwanzig Millionen der Gesammtbewohner Antheil. Der Rest von zwanzig Millionen, der zu keiner Kirche gehört, hat somit die Steuern für das steuerfreie Kircheneigenthum jener zu tragen, wo bleibt da der Grundsatz der allgemeinen Gerechtigkeit und Gleichheit? Unsere öffentlichen Volksschulen endlich sind dem Gesetze nach auch confessionslos. Aber auch da hat sich der specifisch christliche Geist eingeschlichen und das Vorlesen aus der Bibel, Hymnensingen und andere religiöse Uebungen zu einem regelmäßigen, täglichen Gegenstande gemacht. So offen trotzt man kirchlicherseits der wichtigsten und werthvollsten Bestimmung unserer Verfassung und der Verfassungsgrundsatz von der absoluten Trennung von Kirche und Staat, dessen Verletzungen ich noch durch andere Beispiele erläutern könnte, wie z. B., daß jüngst ein Mitglied einer südstaatlichen Legislatur ausgestoßen wurde, weil es nicht an den persönlichen Gott seiner Collegen glaubte, ist damit zum leeren Schall geworden. Dieser Verfassungsgrundsatz stand und steht somit der Machterweiterung der römischen Hierarchie und ihrem Uebergriff ins politische und staatliche Gebiet keineswegs entgegen. Im Gegentheil, sie benutzte ihn, um ungestört und unbemerkt sich auszubreiten, ihre Truppen zu sammeln und zu organisiren. Durch die Errichtung von sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, die aber weiter nichts sind als Institute zur Verdummung und Proselytenmacherei, suchte sie die Hochherzigkeit und den humanen Zug des Amerikaners zu blenden, der sich meistens von dem Schein täuschen läßt, und fast nie auf das Wesen eingeht und dadurch, daß sie seinem kirchlichen Sinn Weihrauch streute, erlangte sie alle nur erdenklichen Vergünstigungen zur eigenen Bereicherung und Ausdehnung. Die Legislaturen schenkten ihr ihre schönsten Plätze in dem theuersten Stadtviertel zur Errichtung von Kathedralen, die ergiebigsten Ländereien zum Bau von Erziehungsanstalten, die unter die Aufsicht und Controlle der Jesuiten gestellt wurden! Und als die Gesuche um Länderschenkungen und Staatsunterstützungen für Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten, die wie Pilze aus der Erde wuchsen, immer unverschämter wurden und um sich ihrer zu erwehren, Verfassungsamendements angenommen wurden, die derartige Dotationen verboten, da scharwenzelten die geschmeidigen und allzeit lippensüßen Schwarzröcke, wo sie einen Vortheil zu erringen hofften, bei den localen Vertretern der Gemeindewesen herum, und suchten den betreffenden Kreis oder die betreffende Stadt, um das auszurauben, was ihnen der Staat versagt hatte. Und so ist denn die katholische Kirche in diesem Lande, welche vor einer Generation noch kaum einen nennenswerthen Halt hier gehabt, die reichste Corporation geworden, obschon die große Mehrzahl ihrer Bekenner zu den ärmsten Leuten im Lande gehören. Ihr

Digitized by Google

steuerfreies Kircheneigenthum allein beträgt über hundert Millionen; vor 25 Jahren betrug dasselbe kaum zehn Millionen und in diesem Vierteljahrhundert hat es sich verzehnfacht! Keine andere Religionsgenossenschaft hat dieses staunende Zahlenverhältniß aufzuweisen und die Welt weiß, wie die römische Hierarchie das Capital zu schätzen und zu handhaben versteht.

Staunenswerth, wie diese Capitalienaufhäufung in todter Hand ist, trotz der dieselbe ausdrücklich beschränkenden Gesetze, so ist sie doch nichts im Vergleich zu der Art und Weise, wie die Jesuiten das katholische Laienelement herabgewürdigt haben. Unter der Maske von „Wohlthätigkeitszwecken" haben sie allüberall zahllose Vereine mit der Etiquette der zahllosen Heiligen der römisch-katholischen Kirche gegründet, welche unter strengerer Controle der Geistlichkeit, wie ein leibeigener Sklave unter der Peitsche seines Meisters stehen.

Es ist eben das Unglück in diesem Lande, daß die allgemeine Weltgeschichte so wenig gelehrt wird, und daß Journalisten an der Spitze unserer anglo-amerikanischen Presse stehen, denen der Erfolg der Partei über alles geht, gleichviel mit welchen Mitteln er erkämpft wird und da dürfen sie nicht auf das kirchenpolitische Gebiet übergehen. Denn einmal auf dieses Gebiet übergegangen, müssen sie für die consequente Durchführung der Trennung der Kirche vom Staate kämpfen und dadurch werden sie nicht blos die Ultramontanen, sondern auch die Orthodoxen im protestantischen Lager vor den Kopf stoßen. Der amerikanische Protestantismus ist aber durchgängig orthodox und ein Angriff auf die Orthodoxie würde einer Zerstörung des Blattes ähnlich sein. Liberale Protestanten vom Schlage des deutschen Protestantenvereins kann man sich hier an den Fingern abzählen und wir Deutschen werden von den Amerikanern gemeiniglich als „Infidels" (Ungläubige) angesehen und bezeichnet. Daher kommt es, daß man amerikanischer Seits entweder kein Verständniß hat oder haben will für den großen, segenschwangern Culturkampf in Deutschland, und die Reihe der Kirchengesetze als Maßregeln der Despotie ausschreit, was natürlich Wasser auf die Mühle der Ultramontanen ist. Daher kam es, daß die Erhebung des New-Yorker Erzbischofs Mc-Closky zum Cardinal mit einem wahren Beifallssturm begrüßt wurde, als ob dem Lande irgend eine nationale Ehre wiederfahren worden sei. Die Jesuiten benutzten diese Stimmung und entfalteten den nur denkbarsten Pomp bei der Investitur des amerikanischen Cardinals. Und die Folgen — Bekehrungen en masse gerade unter den angesehensten und geachtetsten amerikanischen Familien des Landes. Um sich nur vom neuen Cardinal trauen zu lassen, trat sogar die Tochter eines Greeley und der Sohn eines Astor zur katholischen Kirche über! Rom kennt den Reiz seiner Verlockungsmittel. Und wenn man durch diese Ereignisse stutzig gemacht, ein wenig Rundschau hält, so findet man die Convertiten bereits in den einflußreichsten Stellungen. So

Digitized by Google

gehörten General Badeau, der frühere Privatsecretair und Biograph des Präsidenten Grant, die Familie des Generals Sherman, General Sheridan u. s. w. bereits dem Katholicismus an. Was Wunder, wenn nun die römische Hierarchie jetzt hier offen auf dem Kampfplatz tritt und die politische Herrschaft anstrebend den Syllabus zur Landesverfassung machen will? So nämlich läßt sich das officielle Organ des Erzbischofs Purcell von Cincinnati, der „Catholic Telegraph" vernehmen. Und der erste Schritt dazu ist, sich die Schule zu sichern. Denn wem die Jugend gehört, dem gehört die Zukunft. So hat denn der Jesuitismus auf der ganzen Linie unseren öffentlichen Schulen den Krieg erklärt. Dieselben werden von den jesuitischen Kanzeln herab als die „Brutnester aller Laster" verdonnert, als Anstalten, welche noch nichts zu Tage gefördert haben, als „ein gottloses Geschlecht von Dieben und Spitzbuben, die kein Gewissen haben und die nichts gelernt haben, als Land und Leute zu betrügen, ohne sich erwischen zu lassen" als „Pesthöhlen" u. s. w. Ja ein Jesuitenpater in New-York erklärte jüngsthin von der Kanzel herunter, daß er eher einem Hunde die letzte Oelung reichen würde, als einem Katholiken, der seine Kinder in die öffentlichen Schulen schicke! Die Motive zu diesem allgemeinen und fanatischen Angriff auf unsere öffentlichen Schulen sind klar. Denn erstens sind die Schulen überhaupt dem Ultramontanismus ein Gräuel, dann aber erst recht die, über die ihm jeder Einfluß abgeschnitten ist. Das eingewanderte katholische Element hat er zwar in der Hand, Dank der Fürsorge der europäischen Monarchien, welche so väterlich für den Religionsunterricht in den Volksschulen sorgen, aber er muß die hier eingeborene Jugend haben, will er der kommenden Herrschaft sicher sein. Durch Errichtung eigener Schulen hat er diesem Bedürfniß vorgebeugt und nun stellt er das Ansinnen, daß diese seine Pfarrschulen auf öffentliche Kosten erhalten werden sollen! Also Protestanten, Juden und Heiden sollen besteuert werden, um von den Jesuiten ein Geschlecht heranziehen zu lassen, das kein anderes Gesetz, als den Syllabus und keine andere Souveränetät, als den „Unfehlbaren" kennen soll! Was würde man wohl in Spanien sagen, wenn die dortigen Protestanten ein ähnliches Ansinnen an die papstgesegnete Regierung des Tugendrosenknöspleins Alfonso stellte? Und dasselbe Recht, das die Katholiken beanspruchen, müßte dann auch den anderen Secten gewährt werden. Und nun denke man sich alle die Dutzende von Secten auf öffentliche Kosten Sectenschulen errichten. Wer würde dann eine durchweg im gegenseitigen Glaubenshaß genährte Jugend erziehen, die nur ein Despot zu zügeln im Stande wäre, aber keine von der Volkssouveränetät delegirte republikanische Regierung. Und diesen Despoten, der auf den Syllabus und die „Unfehlbarkeit" schwört, hofft die römische Hierarchie uns einst zu geben. Das mag wohl ein weit in die Zukunft hinausreichender Plan sein. Aber arbeitet Rom nicht immer für die Zukunft?

Aus Europa aller Orten zurückgedrängt, geschlagen und vertrieben, sammeln die Jesuiten auf dieser Seite des Oceans ihre Truppen und führen sie im Sturme auf unser confessionsloses Freischulensystem, die weitbewunderte Grundlage, auf der sich unser Republicanismus überhaupt halten kann. Denn mit der Forderung der Theilung des allgemeinen Schulfonds fordern sie die Zerstörung des Systems selbst. Dieser Angriff auf unsere Freischulen hat denn doch den Amerikanern die Augen darüber geöffnet, wohin der Ultramontanismus treibe, zumal er zu einer Zeit kam, da Gladstone seine berühmten „Expostulationen" gegen den Vatican schleuderte, die er lesen und verstehen konnte. Denn alles, was das „Mutterland" angeht, interessirt auch den Amerikaner und britische Literaturerzeugnisse sind auch Gemeingut dieses Landes. Nun tritt zwar die römische Hierarchie noch nicht als eine besonders organisirte politische Partei auf; sie bildet jedoch vermöge ihrer Stärke den bestimmenden Factor in der demokratischen Partei, die sich zu gut neun Zehntel aus Katholiken zusammensetzt. Fast jeder Katholik ist Demokrat und die wenigen Katholiken in der republikanischen Partei werden wohl auch in diesem Jahre von ihr abfallen. Es ist bemerkenswerth, daß kein einziges deutschkatholisches Blatt republikanisch ist und alle die officiellen Organe der Bischöfe und Erzbischöfe machen es jedem Katholiken zur Glaubenspflicht, für die Candidaten der demokratischen Partei zu stimmen. So ist denn von selbst die republikanische Partei in Gegensatz zu dem Ultramontanismus gedrängt worden und ihre Organe, im Lande zumal, haben offen „Krieg gegen Rom" erklärt. Und wie die republikanische Partei schon einmal die Retterin der Union gegenüber den secessionsgelüstigen Sklavenbaronen geworden ist, so wird sie auch jetzt, wo sie fast auf dem Punkte stand, von ihrer Herrschaft abzudanken, wiederum die Retterin der Union gegenüber den freiheitsvernichtenden Plänen des Ultramontanismus werden. Ein Sieg der Demokratie in diesem Herbste wird einen Sieg des Vaticans bedeuten, ein Sieg der republikanischen Partei dagegen einen Sieg im allgemeinen Culturkampf. Hoffen wir daher im Interesse der gesammten Menschheit das letztere.

Aus Berlin. Reise des Kaisers nach Italien. Das Friedenswerk im Orient. — Die politische Lage ist trotz der Herzegowina, trotz der Carlisten und trotz der Stolbergischen Wallfahrer doch im ganzen augenblicklich eine außerordentlich ruhige und zum Frieden gestimmte. Zumal bei uns in Deutschland sind nicht die geringsten Symptome irgend welcher besonderen politischen Erregung bemerkbar. Im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen, wie alljährlich um diese Zeit, die militärischen Uebungen. Allgemein ist die Freude, daß das Wohlbefinden des Kaisers demselben die Gegenwart bei den Manövern in altgewohnter Weise gestattet hat. Wie man wohl

Digitized by Google

weiß, war das Befinden des Kaisers bei seiner jüngsten Abreise nach Schlesien nicht das allerbeste. Als der Kaiser aber am letzten Sonntage hier einige Stunden bis zu seiner Abreise nach Rostock verweilte, da konnte sich Jedermann leicht durch den Augenschein überzeugen, daß zur Zeit auch die leiseste Spur eines Unwohlseins getilgt ist. Wenn, wie zu hoffen ist, die Verhältnisse dauernd so günstig bleiben, so werden wir dann in einigen Wochen den Kaiser die vielbesprochene Reise nach Mailand antreten sehen. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß der Kaiser sowohl wie Fürst Bismarck die allergrößte Geneigtheit zu dieser Reise haben. Gleichwohl ist es heute noch ebensowenig möglich, bestimmt zu sagen, daß diese Reise stattfinden wird, als es vor einem Jahre möglich war, solches mit Sicherheit zu behaupten. Auch wird man dies wohl nicht eher thun können, als bis der für die Reise angesetzte Tag erschienen ist. Denn die Entscheidung über diese Frage hängt ganz allein von dem Votum der Aerzte des Kaisers ab und diese können natürlich dasselbe erst abgeben, wenn die Zeit der Abreise unmittelbar bevorsteht. Glücklicher Weise ist diese so einfache und selbstverständliche Lage der Sache nachgerade so allgemein bekannt geworden, daß man es endlich hat aufgeben müssen, sich in ebenso unfruchtbaren, wie willkürlichen Vermuthungen über die angeblichen politischen Motive eines eventuellen Aufschubes oder einer möglichen gänzlichen Unterlassung der Reise zu ergehen. Wenn die Reise schließlich nicht zu Stande kommen sollte, so weiß nunmehr doch Jedermann, daß daran nicht irgend welche politische Verstimmung die Schuld trägt, sondern daß sehr einfache und unschuldige Gründe zu einem solchen Entschlusse führten.

Selbstverständlich wird deswegen die Reise, wenn sie zu Stande kommt, durchaus nicht ohne politische Folgen sein. Zunächst ist sie an sich und im Zusammenhange mit der Begegnung des Kaisers Franz Joseph und des Königs Victor Emanuel im Frühling dieses Jahres betrachtet, ein für Italien sehr wichtiger Beweis seines wachsenden Ansehens im Kreise der alten europäischen Großmächte. Sodann aber ist sie ein neues unzweifelhaftes Zeugniß dafür, daß Italien innerhalb der Kreise dieser großmächtlichen Politik sich mehr und mehr auf die Seite der drei Kaisermächte stellt, und sich dem früher bei ihm so mächtigen Einfluß der französischen Politik erfolgreich entzieht. Wie wichtig diese Thatsache für Deutschland ist, ist augenfällig und bedarf es hier eines ausdrücklichen Hinweises auf die Fragen, für deren Entscheidung uns die Sympathie Italiens wichtig ist, wohl nicht. Aber auch für die allgemeinen Fragen der europäischen Politik ist diese neue Stellung Italiens von der größten Wichtigkeit, nicht zum wenigsten für die Behandlung der augenblicklich im Vordergrunde stehenden orientalischen Angelegenheiten. Denn wenn schon das Königreich Sardinien als Mitunterzeichner des Pariser Vertrages vom

Digitized by Google

Jahre 1856 fungiren durfte, so muß nothwendiger Weise der Einfluß des Königreiches Italien mit seiner langen der dalmatinischen und türkischen Grenze benachbarten Küste sehr viel schwerer in das Gewicht fallen. Wie man sieht, ist auch der italienische Consul in der Herzegowina nicht minder thätig als seine deutschen, russischen, österreichischen, französischen und englischen Collegen. Es scheint übrigens bisher nicht, als ob die Bemühungen dieser Herren zur Beschwichtigung des Aufstandes von besonderem Erfolge gekrönt wären. Doch wird es räthlich sein, mit dem Urtheile hierüber noch zurückzuhalten. Die Meldungen, welche bisher aus der Herzegowina über die Thätigkeit dieser „Besänftigungsconsuln" zu uns gelangt sind, ergeben noch durchaus kein definitives Resultat ihrer Mission. Aber selbst für den Fall, daß diese Mission des einen oder des anderen Tages für hoffnungslos erklärt werden sollte, so wäre damit die Action der Großmächte in der Herzegowina keineswegs beendigt. Nichts wäre irrthümlicher als eine solche Annahme. Selbstverständlich allerdings werden die Großmächte alsdann die Pacification der Herzegowina der Pforte zunächst allein überlassen und werden sich die Mächte dann darauf beschränken, Serbien und Montenegro in ihrem Kriegseifer zu zügeln. Aber sobald die Dinge erst so weit gediehen sein werden, daß man daran denken darf und daran gehen muß, eine neue Ordnung der Dinge für die Zukunft zu schaffen, so werden die Großmächte mit großem Nachdrucke in der Angelegenheit der Herzegowina das Wort ergreifen.

Augenblicklich spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß am Ende aller Dinge eine alte napoleonische Lieblingsidee, welche Napoleon III. einmal in das Leben rief, und später öfters vergeblich zu verwirklichen trachtete, bei dieser Gelegenheit von neuem, wenn auch nur in beschränktem Maße in die Erscheinung treten wird. Ich meine die alte Congreßidee. Natürlich nicht in dem Sinne, als ob die Großmächte, wie ehedem, zusammentreten wollten, um die Karte von Europa zu revidiren oder um sich als höchster Areopag zur Entscheidung aller europäischen Fragen zu constituiren. Denn selbstverständlich kann und wird es sich heute nur um einen Congreß handeln können, welcher auf ein ganz bestimmtes, möglichst eng begrenztes Programm hin zusammentritt und welcher auch streng alles von sich weist, was außerhalb dieser seiner Sphäre liegt. Aber in dieser eingeschränkten Weise ist der Zusammentritt eines europäischen Großmachtsconcertes zur Beschlußfassung über die künftige Gestaltung der Verhältnisse in der Herzegowina so unwahrscheinlich nicht, zumal wenn man bedenkt, daß der Pariser Congreß vom Jahre 1856 die Grundlage der gegenwärtigen orientalischen Verhältnisse schuf und daß daher den meisten Theilnehmern jenes Congresses ein erneuter Zusammentritt desselben als das nächste und natürlichste Mittel bei jeder orientalischen Action erscheint. Soweit man die Dinge von hier aus beurtheilen

Digitized by Google

kann, ist der Gedanke eines Congresses der Contrahenten des Pariser Vertrages in Sachen der Herzegowina von Rußland angeregt und besonders befürwortet worden. Man sagt, daß diese Art der Friedensstiftung dem Kaiser Alexander selbst ganz besonders am Herzen liege und es ist dies auch durchaus glaubhaft, wenn man bedenkt, daß der Kaiser schon bei einer anderen Gelegenheit das Mittel der internationalen Verständigung zur Durchführung seiner Zwecke in Anwendung gebracht hat. Und wenn es sich damals auch um ein rein humanitäres Ziel handelte, so sollte dasselbe doch ebenso gut wie das heute angestrebte praktisch verwirklicht werden. So wird ihm dieses Mittel heute mindestens ebenso zweckmäßig erscheinen als damals. Aber auch abgesehen von den persönlichen Intentionen und Neigungen Kaiser Alexanders erscheint wohl der russischen Politik überhaupt der Gedanke, einen Theil des Orients unter Mitwirkung der gesammten Großmächte zu reorganisiren, außerordentlich zweckmäßig, weil ein solcher Gestalt gemeinsam unternommenes Reorganisationswerk den Frieden am sichersten zu verbürgen scheint. Und Frieden braucht Rußland nicht minder als Oesterreich und Deutschland, ja wohl noch vielmehr. Rußland ist in Mitten so ungeheurer, eingreifender, innerer Reformen begriffen, daß es eine Gefährdung des eigenen oder des orientalischen Friedens sehr unangenehm empfinden würde. Es ist daher durchaus fehlgegriffen, wenn man der vielfach beliebten Annahme beipflichtet, daß Rußland zur Zeit im Orient irgendwelche agitatorische Thätigkeit entfalte. Damit würde Rußland seine eigenen Interessen empfindlich schädigen, und sein inneres Reformenwerk, an dessen Durchführung ihm zur Zeit alles liegt, beeinträchtigen oder gar in Frage stellen. Rußland will den Frieden und wird sich hüten, ihn durch Aufhetzung der Südslaven zu stören.

Daß Oesterreich ebenfalls die gewichtigsten Gründe hat, einen möglichst dauerhaften Frieden im Orient hergestellt zu sehen, ist allgemein bekannt. Die Deutschen sowohl wie die Magyaren wie auch die Slaven, sind im österreichisch-ungarischen Staate durch den Aufstand in der Herzegowina allesammt unangenehm betroffen. Daß ihre Mißstimmung verschiedene Gründe hat, ändert an der Thatsache des Mißvergnügens natürlich nichts. Der österreichischen Regierung drohen arge Verlegenheiten, wenn es den Mächten nicht alsbald gelingt, an Oesterreichs Grenzen Ordnung und Ruhe zu schaffen. Daher wird Oesterreich dem Gedanken einer gemeinsamen durch die Mächte vorgenommenen Neuconstituirung der Herzegowina sehr zugänglich sein.

Und auch Deutschland wird keine Veranlassung haben, ihm zu widerstreben. Zunächst sind wir in dieser Angelegenheit endlich einmal seit vielen Jahren in der angenehmen Lage, nicht direct und in erster Linie interessirt zu sein. Wir können die Dinge im Orient mit verhältnißmäßig behaglicher Ruhe betrachten, und haben die willkommene Gelegenheit, uns Russen und

Digitized by Google

Oesterreicher durch politische Gefälligkeiten zu verpflichten, die ihnen viel werth sind und die uns nichts kosten. Außerdem wünschen wir den Frieden doch wahrhaftig in allererster Linie. Wenn also die Russen und Oesterreicher ihn auch wünschen und ihn im Orient durch eine Art Congreßwerk befestigen wollen, warum sollten wir ihnen diesen Gefallen nicht thun? Ein solcher Congreß wäre uns in zwei Fällen sehr bedenklich, welche aber beide diesmal nicht vorliegen. Erstens wenn die conferirenden Mächte sich über andere Dinge verbreiten wollten als über die Herzegowina und die unmittelbar mit derselben zusammenhängenden Angelegenheiten, und sodann, wenn ein solches Congreßwerk etwa von Frankreich oder von England angeregt worden wäre, um eine Bresche in die Allianz der drei nordischen Mächte zu legen. Außerdem ist endlich wohl zu beachten, daß die nordischen Mächte selbst schon Frankreich, England und Italien gegenüber erklärt haben, daß sie keinesfalls einseitig ohne sie in den orientalischen Angelegenheiten vorgehen würden und daß das den Westmächten auf Grund des Pariser Vertrages zustehende Recht der Betheiligung bei einer Neuordnung der orientalischen Verhältnisse durchaus nicht in Frage gestellt werden würde. Darin aber liegt schon stillschweigend das Anerkenntniß, daß es nothwendig sei, gemeinsam zusammenzutreten und gemeinsam den Frieden zu stiften.

Zu wünschen wäre nur, daß das bald geschähe. Leider hat es aber den Anschein, als ob wir zunächst noch einen langwierigen, sich unberechenbar fortschleppenden Kampf zwischen den Türken und den Insurgenten zu erleben haben werden. Indeß wird daran nichts zu ändern sein, und man muß sich darein finden. Ich schrieb Ihnen schon neulich, daß man hier für den Winter eine lebhafte orientalische Campagne erwartet, und ich kann diese Mittheilung heute nur bestätigen. Ich fürchte daher, ich werde noch recht oft in die Lage kommen, Ihnen von diesen Dingen berichten zu müssen. Jedenfalls aber werde ich im Interesse Ihrer Leser dafür Sorge tragen, daß meine Berichte nicht gar zu orientalisch werden und daß auch der Occident und die nicht orientalischen Elemente Berlins in ihnen künftig die gebührende Berücksichtigung finden. J.

Literatur.

Notizen. Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen. Von Dr. Karl Hase. Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Was das soeben erschienene Buch des greisen Geschichtsschreibers der christlichen Kirche ganz besonders anziehend auch für ein größeres Publicum macht, das ist wiederum die lebendige und jugendfrische Dar-

Digitized by Google

ſtellung, die die Veröffentlichungen des Verfaſſers vor den meiſten gelehrten Arbeiten in Deutſchland von jeher ausgezeichnet hat. Der Grund dieſer Erſcheinung mag für das erwähnte Werk theils darin liegen, daß es die faſt unmittelbare Wiedergabe des geſprochenen Wortes enthält, indem es nach den Univerſitätsvorleſungen von fleißigen Händen nachgeſchrieben ward, theils darin, daß es die Form der Unterſuchung aufweiſt, welche von Seite zu Seite führt und das Intereſſe des Leſers, indem ſie ihn gleichſam Theil nehmen läßt an der Arbeit, immer wach erhält. Der Verfaſſer ſchließt mit dem Buche für ſich eine Unterſuchung ab, die er hauptſächlich angeregt und gefördert hat. Seit dem Anfang der zwanziger Jahre hat er jedes dritte Jahr die Vorleſungen über dieſen Gegenſtand „das Portal zur Kirchengeſchichte" gehalten, jetzt erſt, da er ſie nicht mehr zu halten gedenkt, hat er ſie der Oeffentlichkeit übergeben, um auch über ſein Scheiden hinaus, was noch lange fernliegen möge, noch einige Jahre eine Gemeinde aufſtrebender Jugend um ſeine geiſtige Kathedra zu verſammeln. Der Inhalt und die Anſchauungen des Buches im Ganzen ſind durch das „Leben Jeſu" ſchon bekannt; es ſollten hier nur weitere, auch nichttheologiſche Leſerkreiſe auf die Geſchichte Jeſu aufmerkſam gemacht werden. — Die Blumen in Sage und Geſchichte. Skizzen von M. v. Strantz. Berlin, Fr. Enslin. Seit der ſchönen Abhandlung Jacob Grimms über Frauennamen aus Blumen iſt die Aeſthetik der Pflanzen vielfach der Stoff eleganter Unterſuchungen geworden, die ſich allmählich aus dem grauen Gebiete der Naturſymbolik auf lichtere Fluren wagten. Mit großem Fleiß ſind die hiſtoriſchen Nachrichten über einzelne Blumen auch in dieſem Buche zuſammengetragen und im Ganzen recht hübſch verarbeitet worden. Nicht immer ſehr geſchmackvoll, beſonders da nicht, wo es galt, Märchen und Sagen zu erzählen, die ſelten frei von Ausſchmückungen ſind. Hier beſonders fehlt es auch an der nöthigen Kritik, da dem Verfaſſer z. B. der Unterſchied zwiſchen dem auf der Tradition beruhenden Volksmärchen und dem aus der Phantaſie Einzelner entſprungenen Kunſtmärchen fremd zu ſein ſcheint. Genaue Quellenangaben, vielleicht am Ende des Buches, würden ſehr zur Brauchbarkeit deſſelben beigetragen haben. Manches Ungehörige, wie die Temperaturverhältniſſe für die Orchideen, hätte in dieſer Ausführlichkeit leicht weggelaſſen werden können. Indeß bietet das Werk des Intereſſanten und Wiſſenswerthen die Fülle, um die beſte Empfehlung zu verdienen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 24. September 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Athanase Coquerel.

Von Wilhelm Lang.

Zu den empfindlichsten Folgen, die für Frankreich der Ausgang des Krieges gehabt hat, gehört die Verkümmerung des protestantischen Elements. Damit ist nicht blos die Lostrennung des Elsaß gemeint, durch welche die Zahl der Protestanten vermindert und an Deutschland diejenige Hochschule zurückgegeben wurde, welche den geistigen Zusammenhang mit dem Mutterlande festgehalten hatte. Viel verhängnißvoller noch sind die Veränderungen, welche in Folge der Aufrichtung der Republik innerhalb der reformirten Kirche selbst vor sich gegangen sind. Die Zerklüftung zwischen der orthodoxen und der liberalen Richtung hat seit dem Jahre 1871 durch die Intervention der Männer der moralischen Ordnung einen unheilbaren Charakter angenommen. Die Republik hat, was das Kaiserreich schonend vermieden hatte, die liberale Minderheit in die Hand der orthodoxen Mehrheit gegeben. Wonach diese lange vergeblich getrachtet hatte, sich in den alleinigen Besitz der anerkannten Kirche zu bringen, dazu haben ihr die conservativen Staatsmänner willig verholfen. Sie sind eben am Werke, die liberale Hälfte — denn so ist nahezu das Zahlenverhältniß — aus der reformirten Kirche auszustoßen. Zu einer Zeit, da der Jesuitismus systematisch der Regierung wie des Volkes sich bemächtigt, ist das kleine, aber bis dahin mit Klugheit und Pietät zusammengehaltene Erbe der Hugenotten im Begriff, in eine officielle Hochkirche und in eine Anzahl gestaltloser Freikirchen auseinanderzufallen. In diesen bedrängten Umständen hat der französische Protestantismus einen seiner begabtesten und hingebendsten Wortführer verloren. Athanase Coquerel ist zwar schon vor eilf Jahren von seinen unduldsamen Glaubensgenossen aus Amt und Würden vertrieben worden, aber er hatte seitdem nicht aufgehört, auf mannigfache Weise mit der Energie eines starken Charakters der Sache seiner Ueberzeugung zu dienen, bis seine Kräfte erschöpft waren.

Ich habe Coquerel als Kanzelredner im Juni 1864 zu Nimes kennen gelernt. Damals stand er, 45 Jahre alt, nicht blos in der Vollkraft seines

Digitized by Google

Wirkens, ſondern auch im Mittelpunkt der Kämpfe des Tages. Sein Name war in Aller Mund. Wenige Wochen zuvor hatte das Pariſer Conſiſtorium die Wiederbeſtätigung ſeiner Wahl zum Suffragangeiſtlichen — eine Stelle, die er ſchon ſeit dem Jahr 1850 bekleidet hatte — verweigert und dies war der Anlaß, daß der Gegenſatz der Parteien, der bisher noch ein literariſcher geweſen war, auf das Feld der Praxis, in die Gemeinden ſelber getragen wurde und hier eine ſtrenge Scheidung in zwei gegneriſche Lager zur Folge hatte. Unter dem friſchen Eindruck dieſes herausfordernden Ereigniſſes traten die alljährlichen Predigerconferenzen in Nimes zuſammen. Ihr Verlauf war das erſte Symptom der eingetretenen Wendung. Noch einmal maßen ſich auf einer gemeinſamen Arena die beiden Richtungen, die That der Guizotſchen Partei in Paris veranlaßte die Liberalen, energiſch ihr gutes Recht zu behaupten, die Orthodoxen — im Süden Frankreich die Minderzahl — unterlagen, und hier zum erſtenmal trennten ſie ſich feierlich von ihren Amtsbrüdern und ſagten ihnen die Gemeinſchaft auf, mit dem Entſchluſſe, künftig geſonderte Conferenzen auf dem Boden des orthodoxen Bekenntniſſes zu halten. Vergebens hatten die Liberalen vor dem erſten verhängnißſchweren Schritte gewarnt. Ich traf in Nimes ein, eben als die Conferenzen geſchloſſen waren. Coquerel war noch in der Hugenottenſtadt, in der er alte Beziehungen hatte, zurückgeblieben und ſollte am nächſten Sonntag noch einmal predigen.

Die köſtlichen Frühſtunden dieſes Sonntags brachte ich in den Ruinen des ſogenannten Dianatempels zu, der, am Fuße des Mont-Cavalier, nahe der berühmten reichſprudelnden Fontaine gelegen, ohne Zweifel ein römiſches Nymphäum war. Der Hauptbau, unter hohen Bäumen verſteckt, iſt eine anſehnliche Halle, durch deren zerbrochene Wölbung der blaue Frühlingshimmel hereinſchien. Die feine Arbeit an den Details läßt noch auf die Pracht ſchließen, mit der einſt dieſe Räume ausgeſtattet waren. Ein mächtiger Feigenbaum hat ſich in der Ecke angeſiedelt und beſchattet das goldgelbe Gemäuer. Rings an den Wänden ſind einzelne Bildwerke aufgeſtellt, die man unter den Trümmern aufgefunden. Eine reizende, kühle Stätte von faſt feierlicher Wirkung; noch bedeutender durch die Erinnerungen, die ſich an die nahe Tour Magne auf der Höhe des Mont-Cavalier knüpfen, wo einſt die verfolgten Hugenotten ihre Wächter aufgeſtellt hatten, wenn ſie ihren Gottesdienſt hielten, der vor den Häſchern der franzöſiſchen Könige verborgen bleiben mußte. Dort im Süden, wo die Erinnerungen an die Dragonaden unter den Nachkommen der Hugenotten noch immer lebendig ſind, hat auch der liberale Proteſtantismus durch die Quälereien ſeiner heutigen Verfolger noch nicht eingeſchüchtert werden können.

Der Temple neuf, die Hauptkirche der Proteſtanten in Nimes, liegt nicht weit von der Fontaine entfernt, in einer engen Gaſſe der Stadt. Der Weg

Digitized by Google

dahin führt an der Maiſon carrée vorüber, jenem anmuthigen ſpätrömiſchen Tempel, einem der beſterhaltenen Denkmäler antiker Kunſt, heute nach mannigfachen Schickſalen in eine Gemäldegallerie und Alterthümerſammlung verwandelt. Es ſtrömte in dichten Schaaren nach der Kirche, um den berühmten Prediger zu hören. Aber auch uns entgegen wallte ein Menſchenſtrom, der eben die Kirche verließ: unmittelbar vor Coquerel hatte Wilhelm Monod gepredigt, bei den Orthodoxen ebenſo angeſehen, wie der andere bei den Liberalen. Es war als ob zwei Weltanſchauungen an einander vorüberzögen, die eine an den Buchſtaben, die andere an den Geiſt der Reformation ſich haltend, aber der eine Tempel, der eben die Orthodoxen entließ und die Liberalen aufnahm, ſchien die eindringlichſte Mahnung, daß auf dem Boden des Proteſtantismus Raum ſei für verſchiedene Richtungen, die ſich gegenſeitig dulden konnten, von denen keine berechtigt wäre, das Monopol für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Mit den erſten Worten hatte das ſchöne, mächtige Organ des Redners die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer gefeſſelt. Er knüpfte an die Worte Jeſu über Salomo und die Könige von Saba an: „Hier iſt mehr denn Salomo“ (Matth. 12, 42), um Jeſus und Salomo, Religion und Wiſſenſchaft in Vergleich zu ſetzen. Die Predigt iſt ſpäter gedruckt worden unter dem Titel: Religion et science; ſie zeigte ſofort, daß Coquerel der rechten Seite der neuen Schule angehörte und das poſitive Element im liberalen Chriſtenthum nachdrücklich betonte. Indem er der Wiſſenſchaft ihr volles Recht ohne Einſchränkung zuſprach, feierte er zugleich die Erhabenheit der Religion über menſchliches Wiſſen. Der Vorwurf war geiſtreich behandelt und doch allgemein verſtändlich; das Geheimniß der Einfachheit beſitzen die Franzoſen ſchon im Kunſtwerk ihrer Sprache. Und dieſe Sprache wußte Coquerel mit Virtuoſität zu handhaben. Die Rede war fein ſchattirt; um das Pathetiſche und wieder das Zarte auszudrücken, waren die Farben ſorgfältig gewählt. Für unſere Begriffe mochte der Vortrag zu viel ſtudirte Rhetorik enthalten, aber wir dürfen die Franzoſen in dieſem Stück nicht nach unſerem Maßſtab meſſen. Eine tiefe Ueberzeugung ſprach aus jedem Wort. Der Gebildete fand ſich ebenſo angeſprochen wie die große Maſſe. Es fehlte nicht an Anſpielungen auf die gegenwärtige Kriſis des Proteſtantismus, aber ſie ergaben ſich ungeſucht aus dem Thema. Die hinreißende Rede hinterließ einen mächtigen Eindruck. Sie war zugleich eine charakteriſtiſche Probe des Evangeliums, das die liberalen Kanzelredner verkündigten.

Die perſönliche Bekanntſchaft Coquerels machte ich im vorigen Jahre zu Paris. Ich lernte in ihm eine ebenſo liebenswürdige, als kraftvoll bewußte Perſönlichkeit kennen. Das agitatoriſche Talent kündigte ſich ſofort an,

Digitized by Google

aber zugleich eine vielseitige Bildung. Damals war er ganz Feuer und Thätigkeit; bereits hatte er angefangen, für die ihm versagte amtliche Stellung einen Ersatz in freien Vorträgen und einer Art von Privatseelsorge zu finden. Seine persönliche Angelegenheit beschäftigte ihn ganz und er war unermüdlich, mir alle Details, alle verborgenen Motive, die bei dem Verfahren des Pariser Consistoriums gegen ihn mitgespielt hatten, vorzutragen, die Broschüren und das polemische Material mir vollständig mitzutheilen. Aber sein persönlicher Fall nahm ihn so doch nur in Anspruch, weil er von principieller Bedeutung war, weil sein Geschick einen Wendepunkt bildete für die Geschicke seiner Kirche. Es erfüllte ihn jene Idealität, welche kämpfenden Parteien eigen ist, die bald am Ziele ihres Ringens zu stehen hoffen, während die Bitterkeit erst dann sich einzustellen pflegt, wenn diese Hoffnungen zerfließen. Voll Anerkennung war er für deutsche Kritik und Wissenschaft, in denen er mächtige Bundesgenossen für den Erfolg seiner Sache erkannte, aber vor allem lag ihm doch an der Tradition der französischen Hugenottenkirche. Den Gedanken einer Trennung wies er damals noch weit ab. Er berief sich auf die legitime Abkunft seiner Richtung von der Kirche der Reformatoren. Ueberhaupt war in ihm ein stark ausgeprägtes national-französisches Element, während andere der neuen Schule kühner und unbedingter auf den Boden der vorgerückten deutschen Wissenschaft sich stellten, aber freilich auch von Anfang über den Erfolg ihrer Propaganda in Frankreich weit kühler und skeptischer urtheilten. Coquerel war stolz, daß die kritischen Fragen, welche die deutsche Wissenschaft aufgeworfen, auf dem Boden der französischen Kirche zuerst zu praktischen Consequenzen führten, zuerst für Predigt und kirchliches Leben fruchtbar gemacht wurden. Und in der That war ja jene Krisis des französischen Protestantismus das Vorspiel der Bewegung, welche bald darauf auch bei uns im Protestantenverein sich zu organisiren versuchte, ein Vorspiel zugleich der Ketzergerichte, welche auch in Deutschland nicht ausbleiben sollten.

Athanase Coquerel ist im Jahre 1820 im Haag geboren, wo sein Vater eine Zeitlang Prediger an der wallonisch-reformirten Gemeinde war. Seine Studien machte er in Genf; von 1843—1848 war er Suffragangeistlicher in Nimes, dann kam er als Aumonier an eines der Pariser Lyceen, und im Jahre 1850 wurde er zum Suffragan des Pfarrers Martin-Paschoud in Paris gewählt. Als Hilfsgeistlicher mußte er alle drei Jahre durch das Presbyterium aufs Neue bestätigt werden. Viermal hatte diese Erneuerung ohne Anstand stattgefunden. Im Jahre 1861 wurde sie dem bereits Verdächtigen nur auf zwei Jahre erneuert, und als im November 1863 Martin-Paschoud die abermalige Bestätigung, und zwar diesmal in definitiver Weise verlangte, kam es zur Katastrophe. Das regelrechteste Ketzergericht, das unser Jahr-

Digitized by Google

hundert gesehen, wurde niedergesetzt; es erklärte Coquerel für schuldig, der Schuldige wurde seiner Stelle entsetzt und seitdem blieb ihm eine amtliche Stellung in der Kirche versagt.

Was die Gründe dieser Maßregel waren, geht aus den Acten der vom Presbyterialrath niedergesetzten Commission hervor, jedoch ohne daß es durch dieselben erschöpft würde. Coquerel gehörte sozusagen schon durch Geburt der liberalen Tradition an. Sein Vater galt Jahrzehnte lang als das Haupt der liberalen Richtung. Aber freilich war diese noch nicht in einen principiellen Kampf mit der modernen Orthodoxie verwickelt, ihre Berechtigung in der Kirche stand um so weniger in Frage, als die Verbindlichkeit des Glaubensbekenntnisses von La Rochelle schon seit Napoleon I. aufgehoben und durch die neue Kirchenverfassung von 1852 nicht wieder hergestellt war. Zu einem ernsteren Kampfe kam es erst, als der ältere Rationalismus durch die Einführung der deutschen Kritik und Philosophie eine tiefere Begründung erhielt, während auch die Orthodoxie das Bedürfniß fühlte, sich mit Anleihen aus dem philosophischen Erwerb des Jahrhunderts neu herauszuputzen. Der Einfluß der Tübinger Schule machte sich etwa vom Ende der funfziger Jahre an bemerkbar, führte aber viel rascher als in Deutschland selbst der Fall war, zu einer schroffen Scheidung der kirchlichen Parteien. Coquerel stand schon als Herausgeber des „Lien", den er als Organ des liberalen Protestantismus von dem Vater überkommen hatte und gemeinsam mit dem jüngeren Bruder Etienne fortführte, mit an der Spitze der Partei; aber es kam noch ein anderes hinzu, was auf ihn speciell den Haß der Pariser Orthodoxie concentrirte. Schon sein Vater hatte einen beständigen kleinen Krieg mit der Oligarchie zu führen gehabt, die von Guizot inspirirt an der Spitze der Pariser Gemeinde stand; ein Krieg, der weniger in den Verschiedenheiten der Lehrmeinung seinen Grund hatte, als vielmehr um die Herrschaft in der Gemeinde sich drehte. Nun war Coquerel, der Sohn, obwohl bloßer Suffragan, doch durch Persönlichkeit und Redegabe bald der beliebteste Prediger, der gesuchteste Seelsorger, durch seinen Vorgang gewann die freisinnige Richtung unter den Laien in Paris zusehends an Boden, und da die Besetzung des Kirchenregiments dem allgemeinen Stimmrecht, d. h. den von drei zu drei Jahren stattfindenden Presbyterialwahlen überlassen ist, so lag die Gefahr nahe, daß die herrschende Partei über kurz oder lang aus dem Sattel gehoben würde. Diese Gefahr steigerte sich, als im Jahr 1860 in Paris die union liberale gegründet wurde, eine Art Protestantenverein, eine Verbindung von Laien, deren vornehmster Zweck es war, eben im Hinblick auf die Wahlen Propaganda für die liberale Meinung zu machen. Von da an war die Guizotsche Partei entschlossen, die Mehrheit, die sie noch besaß, dazu zu benützen, um dauernd die Herrschaft an sich zu fesseln. Zu diesem Zweck durfte außer den

Digitized by Google

bereits angestellten Geistlichen freisinniger Richtung — Coquerel Vater und Martin-Paschoud, die beide schon betagt waren — kein weiterer liberaler Geistlicher ernannt werden. Den unbequemen populären Hilfsgeistlichen aber, der noch nicht definitiv eingesetzt war, galt es zu entfernen. Schon jetzt war Coquerels Loos entschieden, es kam nur noch darauf an, einen geeigneten Vorwand zu finden, und diesen lieferte der tumultuarische Schrecken, welchen Renans Leben Jesu im orthodoxen Lager beider Bekenntnisse verbreitete. Konnte man einen Theil des Anstoßes, den das Buch des liberalen Katholiken erregt hatte, auf die liberalen Protestanten werfen, so glaubte man sich hinreichend gerechtfertigt vor der öffentlichen Meinung, um den lange geplanten Hauptschlag auszuführen. Coquerel schrieb im „Lien" eine Kritik des berühmten Buches, sie war fast in allen Stücken zurückweisend, allein das Inquisitionsgericht fand, daß der evangelische Geistliche für seine Entrüstung die Ausdrücke nicht drastisch genug gewählt hatte. Es machte ihm sogar zum Vorwurf, daß er Renan öffentlich: „Lieber, gelehrter Freund!" angeredet hatte. Auch der publicistische Beistand, den er im „Lien" der neuen kritischen Schule leistete, war ihm ins Wachs gedrückt. Aus sämmtlichen Schriften Coquerels hatte man überdies einige magere Stellen aufzuspüren gewußt, die eine solche Abweichung von der kirchlichen Lehre verriethen, wie sie nicht vereinbar schien mit der Stellung eines Geistlichen. Diese Beschwerden wider die Rechtgläubigkeit Coquerels waren an die Spitze des Gutachtens gestellt, dann wurden noch seine Versündigungen an der Autorität des Presbyterialraths aufgezählt. Aber Jedermann wußte, daß auf diesem zweiten Theile der Anklage der Hauptnachdruck ruhte. Daß er diese Autorität antastete, war sein Verbrechen. Insbesondere wurde er für den Bestand der union liberale moralisch verantwortlich gemacht, und später haben es die Orthodoxen, die Maske abwerfend, geradezu eingestanden, daß der Beschluß vom 26. Februar 1864, durch welchen die Nichtbestätigung Coquerels ausgesprochen wurde, nicht gefaßt worden wäre, wenn er zur Auflösung jenes Protestantenvereins hätte die Hand bieten wollen.

Jahre lang spann sich der erbitterte Kampf um die Gewalt zwischen den beiden Parteien der Pariser Kirche fort. Wobei freilich zu bemerken ist, daß die Liberalen nicht mehr verlangten, als gleiches Recht, verhältnißmäßige Vertretung eines Standpunktes, dem ein so ansehnlicher Theil der Gemeinde anhing, während die Orthodoxen den ausschließlichen Besitz der Kirche beanspruchten. Martin Paschoud, obwohl vom Alter gebeugt, weigerte sich bis zu seinem Tode, einen anderen Suffragan vorzuschlagen, doch jedesmal wies das Presbyterium den Namen Coquerel zurück. Dennoch konnten die Liberalen hoffen, eines Tages, den Prediger ihrer Neigung in das Amt zurückzuführen, dann nämlich, wenn die kirchlichen Wahlen mit der Zeit eine andere Zusammensetzung des

Digitized by Google

Presbyteriums herbeiführten. Der Streit, der sich von Jahr zu Jahr verbitterte, concentrirte sich also vornehmlich auf die periodischen Wahlen zum Presbyterialrath. Kaum jemals sind politische Wahlkämpfe mit solcher Aufbietung aller Kräfte, mit solchen agitatorischen Mitteln durchgeführt worden. Etienne Coquerels polemisches Talent pflegte vornehmlich in diesen Tagen zu glänzen; die pathetische Behauptung des eigenen Rechts wechselte mit wohlgezielten Hieben, der Apell an die Billigkeit mit den spitzigsten Sarcasmen. Und der Erfolg kehrte sichtbar den Liberalen sich zu, trotzdem daß diese fast keine Stütze mehr an liberalen Predigern besaßen. Im Jahre 1862 war ihnen etwa ein Drittel der Stimmen zugefallen. Schon 1865 fehlte ihnen wenig mehr zur Hälfte, und 1868 blieben die Orthodoxen nur mit einer höchst unbedeutenden Mehrheit Sieger. Die Liberalen durften hoffen, durch Geduld ans Ziel zu gelangen. Man konnte fast den Tag berechnen, an welchem das allgemeine Stimmrecht den Orthodoxen die Gewalt aus den Händen winden würde. In dieser Noth griff die herrschende Partei zu verzweifelten Mitteln. Am 20. Mai 1870 erließ das Consistorium (nach dem Vorgang desjenigen von Caen) ein neues Wahlreglement, das in eigenmächtigster Weise das Wahlrecht beschränkte, d. h. an solche Bedingungen knüpfte, welche die liberalen Wähler ausschließen sollten. Aber wer weiß, wie lange noch diese Streitigkeiten unentschieden sich hingezogen hätten, wenn nicht der Krieg dazwischen getreten wäre, der mit einemmal den Orthodoxen eine langersehnte Waffe und zwar die entscheidende in die Hand gedrückt hatte.

Es war der herrschenden Partei selbstverständlich nicht blos um die Behauptung ihrer Macht in der Pariser Kirche zu thun. Das war ein wichtiger aber doch nur einzelner Sprengel, der in keinem Verband mit den 102 übrigen Consistorien stand und keinerlei Autorität auf sie ausübte. Um gründlich das ketzerische Gift auszumerzen, hatten sie schon seit Jahrzehnten den Ruf nach einer souveränen Generalsynode erhoben, angeblich, um der reformirten Kirche zu ihrem verfassungsmäßigen Recht, zu ihrem selbständigen Ausbau zu verhelfen, in Wahrheit um eine neue Autorität in Glaubenssachen aufzurichten und die orthodoxe Mehrheit zur Unterdrückung, unter Umständen zur Ausstoßung der Liberalen zu benutzen. So ungestüm sie aber diesen Ruf erhoben, bei den Juristen des kaiserlichen Staatsraths fanden sie nur taube Ohren. Das Kaiserreich nahm zwar nicht Partei für die Liberalen, aber es hatte auch kein Interesse daran, sie mit gebundenen Händen an ihre Gegner, die orthodoxen Orleanisten auszuliefern. Es war bemüht, die beiden streitenden Parteien in einer Sphäre zu halten, in der sie sich gegenseitig nach Herzenslust befehden konnten, aber es verhalf nicht dazu, daß die eine Partei sich in den Alleinbesitz der Kirche setzte. So lange das Kaiserreich aufrecht stand, war keine Aussicht, die Synode zu erlangen. Mit dem 4. September aber sahen

Digitized by Google

sich die Orthodoxen plötzlich am Ziel ihrer Wünsche. Mehr als irgend eine der politischen Parteien haben aus dem Sturz des Kaiserreichs Nutzen zu ziehen gewußt. Kaum war Thiers am Ruder, so drängten sich die Häupter der Pariser Orthodoxie an ihn und bestürmten ihn wegen der Synode. Guizot selbst fand sich bei ihm ein und versprach Dienst um Gegendienst. Die Orleanisten waren mit einem Male einflußreiche Leute geworden, und schickten sich an, von ihrer Macht Gebrauch zu machen. Es entsprach ganz dem heuchlerischen Charakter der neuen Republik, wenn man mit großen Worten verkündigte, jetzt werde endlich auch der protestantischen Kirche ihr Recht zu Theil, das ihr das Kaiserreich hartnäckig vorenthalten. Als das Cultusministerium am 29. Juli 1871 jenem willkürlichen Wahlreglement des Pariser Consistoriums, aller Proteste ungeachtet, seine Genehmigung ertheilte, war kein Zweifel mehr, was die Liberalen zu gewärtigen hatten. Vergebens protestirten die freisinnigen Consistorien, zumal die im Süden, und verwahrten sich im Voraus gegen die Zerreißung des alten historischen Zusammenhanges der Kirche, welcher die unvermeidliche Folge der Synode sein würde. Am 29. November 1871 erschien das Decret, welches nach mehr als zweihundertjähriger Unterbrechung das Institut der Kreissynoden und der Generalsynode wieder ins Leben rief. Am 6. Juni 1872 wurde die Synode der reformirten Kirche Frankreichs eröffnet.

Wie nun diese Synode wirklich mit Stimmenmehrheit eine für die ganze Kirche verbindliche dogmatische Autorität wieder aufrichtete, wie sie zugleich die kirchlichen Wahlen von einem wirklichen Glaubensbekenntniß abhängig machte, wie die liberalen Consistorien diesen Beschlüssen den Gehorsam verweigerten und die Orthodoxen die Staatsgewalt anriefen, um denselben Geltung zu verschaffen, wie in Folge davon eine beispiellose Verwirrung in der reformirten Kirche einriß, der man nicht anders mehr zu steuern weiß, als daß nun in der That die liberale Hälfte von der orthodoxen gänzlich abgetrennt werden soll, wie also die liberalen Kirchen im Begriff sind, um das Erbe der Väter verkürzt zu werden, und inzwischen von geistlichen und weltlichen Gewalten um die Wette gequält werden, das Alles ist eines der unerquicklichsten Capitel der Geschichte des Protestantismus, auf das, so lehrreich es ist, hier nicht weiter eingegangen werden solle.

Athanase Coquerel war von einer der südlichen Kirchen zur Synode gewählt worden und hat hier mit seinen Freunden das Mögliche versucht, die verhängnißvollen Beschlüsse, welche den historischen französischen Protestantismus zu Grabe trugen, zu hintertreiben. Am 14. Juni führte er in einer großen Rede aus, daß die Mannigfaltigkeit der Meinungen zu allen Zeiten bestanden habe, von göttlichem Rechte sei, und daß speciell in der französischen Kirche der Liberalismus von jeher das Recht der Existenz besessen

Digitized by Google

habe; und als vier Tage darauf Guizot ſeine große Rede hielt, worin er für den Proteſtantismus „dieſelbe Freiheit wie die des Katholicismus" verlangte, trat Coquerel dem greiſen Staatsmann, der ſchon im Jahre 1843 in der Abgeordnetenkammer den Ausſpruch gethan hat, Frankreichs Miſſion ſei es, Vertreter und Vorkämpfer des Katholicismus zu ſein, der Zeitlebens ein Bewunderer der Methode und Disciplin der katholiſchen Kirche, wie ein Vertheidiger der weltlichen Herrſchaft geweſen iſt, mit einer Polemik entgegen, die eine überaus ſtürmiſche Scene zur Folge hatte.

Seit den Beſchlüſſen der Synode war an eine Wiedereinſetzung Coquerels in Paris nicht mehr zu denken. Zu der Veranſtaltung von öffentlichen Vorträgen über Kirchengeſchichte war ihm ſchon früher, unter dem Kaiſerreich, die Erlaubniß verſagt worden. Nur einem geſchloſſenen Kreis von Zuhörern konnte er ſich mittheilen. Vor allem aber fand er, wie wir ſehen, darin Erſatz, daß er eine Art von Privatſeelſorge einrichtete. Das Vertrauen, das er genoß, zeigte ſich darin, daß auch jetzt eine große Anzahl von Familien ihm ihre Kinder als Katechumenen anvertraute. Zuweilen predigte er in Städten, wohin liberale Conſiſtorien ihn riefen. Er verſäumte kein Mittel der Action, und wenn ihm das Wort, ſeine eigentliche Waffe, nur ſelten vergönnt war, griff er um ſo fleißiger zur Feder. Von ſeiner Thätigkeit für den „Lien" abgeſehen, (der ſich während des Krieges in die „Renaiſſance" verwandelte), hat er eine große Anzahl von Schriften geſchrieben. Sie behandeln theils Epiſoden aus der Kirchengeſchichte ſeines Vaterlandes und beruhen auf ſelbſtändigen Quellenſtudien, wie der Précis de l' histoire de l' église reformée de Paris, die Lebensbeſchreibung des Jean Calas (2. Aufl. 1869), Voltaire, lettres inédites sur la tolérance (1863), Les forçats pour la foi (1866), oder ſie hängen unmittelbarer mit den Parteikämpfen des Tages zuſammen und verſuchen in geſchichtlich populären Darſtellungen das Recht des modernen Liberalismus zu erweiſen; es iſt in ihnen weniger auf wiſſenſchaftliche Schärfe abgeſehen, als auf die leitenden Geſichtspunkte und auf die Wirkung für die Gegenwart. Dahin gehören: Des prémières transformations historiques du christianisme (1866), Le catholicisme et le protestantisme dans leur origine et leurs developpements (1864), Historie du Credo (1869), La conscience et la foi (1867). Hierzu kommt noch eine große Anzahl von Predigtvorträgen, von Broſchüren, kleinen Biographien u. ſ. w. und eine Sammlung vermiſchter Aufſätze: Libres études (1868).

Unter dieſen befinden ſich auch einige kunſtgeſchichtliche Studien. Die Kunſt war Coquerels Lieblingsbeſchäftigung, wenn er nicht Theologe war. „Ich habe einen Rath befolgt, den mein Vater oftmals ſeinen Söhnen und Anderen gab. Er wollte, daß jeder gebildete und thätige Menſch neben einem Berufe ſeiner Wahl, der ihm den beherrſchenden Gedanken und die tägliche

Digitized by Google

Arbeit lieferte, zugleich die Neigung zu irgend einem literarischen oder künstlerischen Studium besäße, das ihm zur Erholung diente und seinem von schwereren Obliegenheiten ermüdeten Geist jene Befreiung und Ruhe verschaffte, die aus dem Wechsel der Beschäftigung entspringt." Diese Erholung fand Coquerel in der Beschäftigung mit der Kunstgeschichte. Alljährlich war er gewohnt, seinen Reisemonat zum Besuch irgend einer der europäischen Galerien zu verwenden und mit der Zeit erwarb er sich eine seltene Kenntniß fast sämmtlicher Museen von Madrid bis St. Petersburg, von Stockholm bis Neapel. Früchte dieser Studien sind die Briefe: Des beaux arts en Italie au point de vue réligieux (1857) und Rembrandt et l' individualisme dans l' art (1869). Auch diese Schriften verleugnen übrigens, wie schon die Titel zeigen, den Theologen nicht. Die Beziehungen zwischen Religion und Kunst und namentlich der Einfluß der Reformation auf die Kunst waren Gegenstände, die ihn viel beschäftigten. Und auch in der Kunst war, wie in der Religion, sein letztes Wort: Individualismus, Freiheit.

Coquerel war eine edle, begeisterte Natur. Er war des guten Glaubens, daß der alte hugenottische Individualismus, vertieft durch den Geist der Wissenschaft und gemildert zugleich und bereichert durch die moderne Bildung in der gegenwärtigen Krisis des französischen Protestantismus den Sieg davon tragen werde. Diese Hoffnung sah er selber noch vernichtet, und zu der schroffen, leidenschaftlich französischen Haltung, welche Coquerel und seine Freunde nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges einnahmen, mag wohl vornehmlich das bittere Gefühl mitgewirkt haben, daß ihre Sache eine doppelte Einbuße erlitten hatte: der Protestantismus gegen den Katholicismus, und innerhalb des ersteren wieder die Liberalen gegen die Orthodoxen. Ja sie mußten sich als gute Franzosen sagen, daß das Schicksal des Protestantismus in ihrem Lande eine Bedeutung hatte, die weit über den kleinen Bruchtheil des protestantischen Bekenntnisses hinausreichte. In der That handelte es sich hier um eine Frage der nationalen Bildung. Als eine Anzahl geistvoller, enthusiastischer Gelehrter der Wissenschaft und methodischen Kritik wie sie in Deutschland gepflegt würden, Eingang in ihrem Lande zu verschaffen suchten, schwebte ihnen das Ziel vor, mit diesen aus dem Lande der Reformation geholten Sätzen dem französischen Volke einen Erfolg dafür zu bieten, daß es die Reformation aus seinem Schoße wieder ausgestoßen hatte. Es sollten ihm nachträglich wenigstens gleichsam auf einem abgekürzten Wege, die Früchte der Reformation zu Theil werden. Diese ganze Bewegung ist heute gescheitert. Nur sehr spärliche Wurzeln hatte sie angesetzt, als der Krieg mit seinen Leidenschaften vernichtend darüber hinfuhr. Und heute sieht Frankreich aufs Neue sich zurückgeworfen in das aussichtslose Wechselspiel der alten Extreme: hier die Aufklärung Voltaires, dort die dämonische Herrschaft der Jesuiten.

Digitized by Google

Eine falsche Aufschrift am Hermannsdenkmal.

Seit jüngst das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg geweiht worden, werden von den zahlreichen Wanderern, die zu ihm gezogen sind oder ferner ziehen, auch die Inschriften gelesen, mit welchen es ausgestattet ist. Eine derselben gedenkt denn auch, wie es sich gebührt, dessen, was in den Jahren 1813, 1814 und 1815 von Deutschland gethan und errungen wurde, und hebt vier deutsche Ehrentage aus jenen Jahren hervor; eine derselben ist mit: „Waterloo 18. Juli 1815" bezeichnet. Ist dies die richtige Benennung des folgenreichen schweren Kampfes? die richtige an einem deutschen Denkmal, für Deutschland?

Es ist sehr gewöhnlich und sehr begreiflich, daß Schlachten, die sich über weite Strecken ausgedehnt haben, nach verschiedenen Orten, um die sie sich bewegten, verschieden benannt werden, sei es von den beiden gegnerischen Theilen, oder auch von den Führern zweier verbündeter Hauptheere. So wird der große Sieg, welcher am 13. August 1705 über die Franzosen von Prinz Eugen und Marlborough erfochten wurde, noch jetzt von den Engländern nach dem Dorfe Blenheim, von den Deutschen nach dem Dorfe Höchstädt benannt. Dort hatte Marlboroughs Heer, welches aus dreißigtausend englischen, holländischen, lüneburgischen und hessischen Truppen bestand, im schwersten Kampf gesiegt; bei Höchstädt hatte Eugen mit dem deutschen Heere den Sieg erfochten. Die Schlacht vom 2. Mai 1813 nannte Napoleon, die Erinnerung an Gustav Adolf herbeiziehend, nach dem Städtchen Lützen, die Preußen nach dem Dorfe Groß-Görschen, um welches sie am heißesten gefochten hatten. Jener Name ist dann, doch wohl auch durch Arndts, Schenkendorfs, Rückerts Lieder in den Mund des Volkes gekommen.

So hat denn auch der Entscheidungskampf vom 18. Juni 1815 drei Benennungen gefunden. Die eine „Schlacht von Mont St. Jean" hat Napoleon mit den Seinen gewählt, sie ist aber bald, auch in Frankreich, in Vergessenheit gekommen. Die Entstehung der beiden anderen, „Belle-Alliance" und „Waterloo" zu erkennen und ihre Angemessenheit zu würdigen, muß man sich die Vorgänge jener Zeit vergegenwärtigen, deren sich die meisten der jetzt Lebenden nicht mehr genau erinnern. An der nordöstlichen Grenze von Frankreich standen, auf die anrückenden österreichischen, süddeutschen, russischen Truppenmassen verabredeter Maaßen wartend, zwei nicht vereinigte, aber zu gegenseitiger Unterstützung bestimmte Heere: das preußische, welches in Gewaltmärschen herbeigeeilt war, zählte unter Blücher 116,000 Mann, darunter viele neugebildete Truppen, das andere Heer unter Wellington bestand, nach

Digitized by Google

Abzug von 12,000 Mann Besatzungstruppen, aus 32,000 Engländern, einem starken Drittel des Ganzen, 37,000 Deutschen, nämlich Hannoveranern, Nassauern, Braunschweigern und der englisch-deutschen Legion, endlich aus 25,000 Niederländern. Auch unter diesen Deutschen und Niederländern waren sehr viele unerprobte Regimenter, welche, aber insonderheit die Deutschen, es den Engländern an Muth und Ausdauer großentheils gleichthaten. Beide Heere waren über sehr ausgedehnte Strecken zerstreut; die Schwierigkeit, den Lebensunterhalt zu finden, führte dazu; bei Wellington wirkte mit zu der weitläufigen Aufstellung die Rücksicht auf die Sicherung des Weges zu den englischen Schiffen bei Ostende und Antwerpen und auf die Deckung der nach Gent geflüchteten Bourbons, deren Wiedereinsetzung er, wie die englische Regierung von vorn herein, den Beschlüssen der verbündeten Mächte vorgreifend, bezweckte. Diesen Heeren gegenüber überschritt Napoleon mit einem Heere von 128,000 Mann in überraschender Schnelligkeit die französische Grenze am 15. Juni. Mit seiner Hauptmacht wendete er sich gegen seinen raschesten Gegner, gegen Blücher und die Preußen. Gegen Wellington entsendete er einstweilen Ney mit etwa 20,000 Mann. Aus einer Unterredung mit Wellington am Morgen des 16. Juni hatten Blücher und sein Gneisenau die Zuversicht geschöpft, Wellington werde mit voller Macht zu Hülfe kommen, und in dieser Zuversicht hatten sie an demselben Tage die Schlacht angenommen: in dieser aber fanden sie sich getäuscht. Am folgenden Tage hatte Blücher dem Könige von einer verlorenen Schlacht zu berichten und daß Wellington gegen seine Zusage nicht gekommen sei. Es mag bei jener Unterredung ein starkes Mißverständniß gewaltet haben: Wellingtons Begleiter versichern, er habe nur gesagt, er werde sehen, was er thun könne. Und allerdings seine Truppen standen viel zu zerstreut, als daß er mit voller Macht hätte vorrücken können. Nur sehr allmählich gelang es ihm, während Blücher gegen die französische Hauptmacht schlug, gegen Neys 20,000 Mann bei Quatrebras über 30,000 Mann zusammen zu bringen, und sich dort siegend zu behaupten.

Unterdeß aber hatte das preußische Heer bei Ligny die schwerste Niederlage erlitten. Und nun geschah das in aller Kriegsgeschichte Beispiellose. Blücher und Gneisenau verwarfen den nächstliegenden Gedanken, für ihr geschlagenes, durcheinandergeworfenes Heer Sicherheit und Herstellung durch einen Rückzug ostwärts hinter der Maas oder auch am Rhein zu finden. Sie beschlossen vielmehr, nordwestlich sich zu wenden und durch einen erneuten wuchtigen Angriff in Napoleons Flanke und Rücken, Wellington Hülfe zu bringen, die sie ihm auf den 18. Juni zusagten. Und das preußische Heer leistete, was seine kühnen Führer ihm zumutheten. Auf tief verdorbenen Wegen, erschöpft durch Mangel und unaufhörliche Märsche seit drei Tagen,

by Google

erst auf dem Marsche die durch die Niederlage vom 16. arg gelockerte Ordnung wiederherstellend, rückte es heran, griff nach vier Uhr in den Kampf ein, zog mit wachsender Macht bereits ein Viertel der Truppen, mit welchen Napoleon Wellington angriff auf sich und als noch weitere preußische Truppen herangekommen waren, brachten diese durch den blutigen Sieg bei Plancenoit Schrecken und Auflösung in das französische Heer.

Wellington hatte indeß, während der Waffenruhe, die Napoleon am 17. Juni hatte eintreten lassen, von Quatrebras sich in eine feste Stellung zurückgezogen und in dieser, auf Blüchers zugesagte Hülfe vertrauend, die Schlacht am 18. angenommen. Mit eiserner Ausdauer bestand er sie; sein Heer hatte unter gewaltigen Verlusten bis zur Erschöpfung gefochten, bereits hatte er auszurufen: er wolle die Preußen kämen oder die Nacht. Da bewahrte ihn vor der drohenden Niederlage und dem gefahrvollen Rückzuge durch die Engen des Saignywaldes die durch seine Boten immer dringender erbetene Ankunft der Preußen, die über den Sieg entschied. Wellington ergriff den Augenblick, seinem fast entkräfteten Heere einen allgemeinen Vormarsch anzubefehlen und durch diesen ihm einen Antheil an der Entscheidung zu sichern. Die rastlose Verfolgung des fliehenden feindlichen Heeres, welche dessen Auflösungen vollendete, fiel nur den Preußen zu; Wellington erklärte, sein Heer sei dazu unfähig.

Am späten Abend waren sich die siegreichen Feldherren bei Belle-Alliance begegnet, und hatten über die weitere Bewegung ihrer Heere Anordnung getroffen. Der Meierhof Belle-Alliance, von Alters her nach einem erfreulichen Ehebunde seiner Besitzer so genannt, liegt weithin sichtbar, zwischen den Strichen, wo nördlich Wellingtons aus Engländern, Deutschen und Niederländern zusammengesetztes Heer, südwestlich die Preußen den gemeinsamen Sieg errungen hatten: ein Hauptkampf hatte dort nicht stattgefunden.

Blücher, neidlos und ohne Hintergedanken, wie er war, fand den geeignetsten Namen für die Schlacht in dem Namen des Ortes, wo er und Wellington, des Sieges jetzt gewiß, sich begrüßt hatten, und welcher zugleich bedeutungsvoll daran erinnern sollte, daß in schönem Bunde Wellingtons Ausdauer den Sieg vorbereitet, der Preußen Kühnheit ihn entschieden hatte. Er ließ seinen Wunsch, nach jenem Ort die Schlacht zu benennen, Wellington mittheilen, dieser schwieg dazu. Blücher hielt in einem Tagesbefehl vom 19. Juni den Namen „Schlacht von Belle-Alliance" fest; sein Heer und der Staat, welcher das Heer ausgesendet hatte, ergriff den edel gewählten Namen; ein schöner Platz in Berlin ist mit demselben geschmückt.

Blücher hatte richtig vorausgesehen, als er früh am 19. Juni seinem Freunde Knesebeck eigenhändig schrieb: „Ich denke die bonapartistische Geschichte ist nun wohl ziemlich zu Ende."

Digitized by Google

Für die Heere und die Feldherren blieb nur das verhältnißmäßig Geringe zu thun; die Verhandlungen der Diplomaten begannen und in diese wirksam einzugreifen, war Blücher bekanntlich nicht geeignet und nicht berufen. Er konnte nur noch in einem Schreiben vom 24. Juni den König bitten: die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat. „Dieser Augenblick ist der einzige und letzte um Deutschland gegen Frankreich zu sichern". Wir wissen, daß Blüchers und Deutschlands Wünsche damals unerfüllt blieben, daß wir lernen mußten, nichts von den Fremden zu erwarten; daß aber der rechte Augenblick doch nach 55 Jahren wiederkam und ergriffen wurde.

Wellingtons Stellung war von vorn herein eine ganz andere, als die Blüchers. Er war ebenso sehr berechnender einflußreicher Diplomat, als Feldherr und verfolgte in beiden Eigenschaften einen Zweck, welcher der Blüchers und Deutschlands nicht sein konnte, die Bourbons in das auf Kosten Deutschlands immer stärker gewordene Frankreich wieder einzusetzen. In diesem Sinne war er darauf bedacht, den Sieg, welchen unter seiner Führung 32,000 Engländer, 37,000 Deutsche, 25,000 Niederländer, unter Blücher die Preußen gemeinsam erfochten hatten, für die diplomatischen Verhandlungen möglichst ganz in Englands Wagschale zu werfen. Den von Blücher vorgeschlagenen gemeinsamen Namen verschmähend, nannte er die Schlacht nach dem Orte, wohin er sein Hauptquartier wieder zurückverlegt und den kein Preuße betreten hatte, nach Waterloo. Es war natürlich, daß die Truppen, die er geführt hatte, sich an den Namen hielten, den ihr Feldherr wählte, und mit ihnen die Länder und Staaten, von denen sie ausgeschickt waren, also England, Hannover, Braunschweig, Nassau und die Niederlande, und daß diese Denkmale und Denkmünzen nach ihm genannt haben. Auch die Franzosen haben sich Wellingtons Benennung angeeignet, wie die Bourbons, die ihm, nicht aber Blücher, Dank schuldeten und wie der letzte Napoleon, der lange, ehe er Kaiser wurde, in öffentlicher Rede als eine seiner Lebensaufgaben die revanche pour Waterloo bezeichnete.

Weiterhin verfuhr Wellington in demselben Sinne. Die französischen Gefangenen, die ihm zur Obhut anheimfielen, während Blücher auf Verfolgung des Feindes dachte, waren großentheils von den Preußen, zu einem Theil von Wellingtons deutschen Truppen eingebracht, er ließ sie alle nach England hinüberschaffen, wo sie freilich am besten aufgehoben waren, aber auch die Größe des Sieges eines englischen Feldherrn vor Augen stellten. Aus dem Hauptquartier Waterloo erließ er den ersten Schlachtbericht, der zwar auch der Preußen gedenkt, aber die Entscheidung Wellingtons Schlußangriff beimißt. Von Brüssel aus erging dann ein Bericht an das Hauptquartier der Fürsten in Heidelberg, wo er am 21. Juni eintraf und sofort als Flugblatt

Digitized by Google

veröffentlicht wurde; ein anderer Bericht erging an die englische Regierung, alle in gleichem Sinne: der „brittische Feldherr" habe die Entscheidung durch seinen Angriff bewirkt, die Preußen hätten „rechtzeitigen und redlichen Beistand" geleistet. Daß dieser Beistand und der blutige Kampf um Plancenoit, in welchem die Preußen gegen 7000 Mann an Todten und Verwundeten verloren, Wellington von nahe drohender Niederlage rettete und ihm den letzten Vormarsch erst möglich machte, trat in diesen Berichten nicht ins Licht. Aber in dieser Mangelhaftigkeit wirkten sie auf die öffentliche Meinung; die Bourbons und die russischen wie österreichischen Diplomaten standen warm auf derselben Seite und bald kam aus englischen Blättern das geringschätzige Wort herüber, Blücher und die Preußen hätten die Bälge getreten, Wellington aber und die Engländer, (d. h. das englische Drittel seines Heeres) hätten die Orgel gespielt. Das Umgekehrte wäre das Richtige gewesen, wenn überhaupt ein solches Witzwort passen könnte.

Unter solchen Verhältnissen und Einflüssen kamen die beiden Namen Belle-Alliance und Waterloo auf. Beide werden sich wohl nebeneinander behaupten: der von Blücher edel gewählte, beide Theile gleich anerkennende und der andere von diplomatischer Kunst und einseitigem Hochmuth eingegebene und ihn fortnährende. Deutschland aber, so lange wir die Erinnerung an die Zeit von 1813—1815 festhalten, an der wir uns funfzig Jahre lang gestärkt haben, und mit welcher so viele aufgenährt wurden, die 1870 freudig in Kampf und Tod zogen, wir haben den Namen festzuhalten, den unser Blücher gefunden hat: für uns heißt der Tag des 18. Juni 1815 die Schlacht von Belle-Alliance.

Die neue Leitung des preußischen Schulwesens.

In diesen Tagen vollzieht sich im preußischen Cultusministerium ein bedeutungsvoller Wechsel in der Leitung des höheren Schulwesens. An die Stelle des Geheimen Raths Wiese, welcher länger als zwei Jahrzehnte hindurch mit dieser Leitung betraut war, tritt der Geheime Rath Bonitz und mit gespannter Erwartung sieht namentlich die Lehrerschaft der gymnasialen und realen Unterrichtsanstalten diesem Personenwechsel entgegen, welcher in mehr als einer Beziehung eine Wendung in der Entwickelung des preußischen höheren Unterrichtswesens herbeiführen wird. Und diese Wendung in

Digitized by Google

in Preußen ist zugleich eine deutsche Angelegenheit. Seit lange hat sich Preußen das schöne Vertrauen erworben, daß es im Großen und Ganzen — wenn es auch in manchem Einzelnen von andern, zumal von kleineren deutschen Staaten überflügelt wurde — vor allen europäischen Staaten am schärfsten den Blick auf das höhere Unterrichtswesen gerichtet hielt, am strengsten die Forderungen an seine Jugend stellte, zu ihrem und des Staates Ziele, am meisten voraussichtlich die Bedürfnisse erkannte,am weisesten für die Befriedigung derselben sorgte. Schon lange bevor die gegenwärtigen Verhältnisse im deutschen Reiche eine gewisse Uebereinstimmung der Schuleinrichtungen nothwendig machten, haben die preußischen Schulen für die vielen anderen Staaten das Muster gegeben. Wie viel größer muß heute der preußische Einfluß auf diese Verhältnisse sein! Unwiderstehlich eilt der Zug unserer Zeit auch auf dem Gebiete des Schulwesens zu einer wenigstens in ihren Grundzügen gleichen Gestaltung der höheren Schulen hin. Der Einfluß der Militärberechtigung auf die Bildung unseres Volkes macht die Anlegung eines gleichen Maßes an gewisse Arten und Klassen unserer höheren Schulen zur gebieterischen Nothwendigkeit. Die Freizügigkeit der Bürger durchs ganze Reich, die große Zahl der Reichsbeamten im Heer und Verwaltungsdienst und ihre häufigen Versetzungen, der Ausgleich an Kräften aller Art, der zwischen den einzelnen deutschen Staaten so häufig eintritt — das Alles erfordert nothwendig nicht eine Uniformirung des höheren Schulwesens in den einzelnen deutschen Staaten, wohl aber einen Aufbau derselben auf möglichst einheitlicher Grundlage, nach möglichst einheitlichem Princip. Deshalb ist, was in Preußen auf diesem Gebiete geschieht auch eine deutsche Sache, die Besetzung einer in der preußischen Beamtenhierarchie verhältnißmäßig nicht besonders hervorragenden Stelle ein deutsches Interesse. Denn naturgemäß ist der Einfluß des leitenden Staats auch hier in erster Linie entscheidend, zumal da dieser Einfluß von altem und, wir dürfen wohl sagen, im Ganzen wohlerworbenem Vertrauen unterstützt wird.

Dieses Vertrauen im preußischen Staate theils erhalten, theils neu erworben zu haben, ist nicht am wenigsten das Verdienst desjenigen Mannes, welcher jetzt von den Geschäften zurücktritt. Er ist viel gelobt und viel gescholten worden. Das endgültige Urtheil über sein Wirken werden erst spätere Geschlechter sprechen, welche unbefangenen Blickes überschauen werden, was aus der von ihm gestreuten Saat emporgesprossen und zur Reife gelangt ist. Das Urtheil der Jetztlebenden wird zu leicht durch Parteinahme in persönlichen und sachlichen Fragen, vornehmlich durch die Erinnerungen des unheilvollen Regiments der Raumerschen und Mühlerschen Zeiten verdunkelt und durch die Vermengung von Wieses Namen mit Manchem, woran sicherlich nicht er die Schuld trug. Wurden doch eine Zeit lang die Namen Stiehl und Wiese einträchtlich nebeneinander genannt, als ob das Streben dieser beiden Männer

Digitized by Google

nur so zu identificiren wäre! Vielleicht aber mag der Vorwurf gegen den von seinem Werke Scheidenden erhoben werden, daß er wenig darauf Bedacht genommen zu haben scheint, selbständige Gehilfen für seine Arbeit heranzubilden, sie zur Nachfolge in seinem Amt, zur Fortsetzung seines Werkes zu befähigen. Denn schwer scheint es gewesen zu sein, überhaupt einen geeigneten Nachfolger für den zurücktretenden Geheimen Rath Wiese zu finden und fast gar nicht kamen diejenigen Kreise in Frage, welche naturgemäß den Generalstab im Schulwesen hätten bilden sollen.

Doch Alles das bleibe dahingestellt. Unzweifelhaft hat der Geheime Rath Wiese einen hohen Grad von Kraft und Tüchtigkeit seinem Amte zugewendet, mit unermüdlichem Eifer und voller Hingebung in demselben gewirkt und sein Name wird in der Entwickelungsgeschichte des deutschen höheren Schulwesens sicherlich unvergessen bleiben.

Der berühmte Pädagoge, der den Scheidenden ersetzen wird, tritt in höchst schwierige Verhältnisse, Aufgaben von größter Wichtigkeit erwarten ihn. Zur Orientirung der Leser dieses Blattes wollen wir es versuchen, die gegenwärtige Sachlage möglichst objectiv zu kennzeichnen und die Aufgaben zu nennen, welche dem neuen Leiter des höheren Schulwesens in Preußen zur Aufgabe gestellt sind.

Es handelt sich darum, eine Gestaltung des Schulwesens zu finden, welche den mannigfaltigen Ansprüchen des modernen Lebens und der modernen Wissenschaft nach allen Richtungen hin genügt. Daher müssen zunächst die Bedürfnisse des eigentlichen Bürgerstandes berücksichtigt, d. h. zweckmäßige Schulen (höhere Bürgerschulen oder Mittelschulen) geschaffen werden, welche mit dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre der Schüler abschließen. Es handelt sich dann zweitens um die Vorbildung für die Universitäten, Akademien und die Hochschulen der wissenschaftlichen Technik, sowie um die Ausbildung derjenigen jungen Leute, welche in eine gewerbliche Laufbahn eintreten wollen (um Kaufmann, Landwirth u. s. w. zu werden) und eine höhere Bildung suchen, als ihnen die höhere Bürgerschule gewähren kann.

In Bezug auf die erste dieser beiden Aufgaben, die Herstellung höherer Bürgerschulen ist die Annahme berechtigt, daß über sie der Hauptsache nach unter den Schulmännern vollständige Einigkeit herrscht. Auf der ersten deutschen Realschulmännerversammlung zu Gera im Herbst 1873 wurden die Ansichten über diesen Punkt in folgender Formulirung ausgesprochen: „Für diejenigen Schüler, welche ihre Schulbildung mit dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre abschließen müssen, ist eine besondere Art von Schulen nothwendig, die ihnen eine beschränkte, aber abgeschlossene, daher haltbare und fruchtbare Bildung ins Leben mitgiebt, und an deren Reifezeugniß das Recht, der Militärdienstpflicht als einjähriger Freiwilliger zu genügen, geknüpft ist. Es ist zweck-

Digitized by Google

mäßig, das Lateinische von dem Lehrplan dieser Schulen auszuschließen, soweit nicht besondere Verhältnisse seine Aufnahme in denselben bedingen." Genau in demselben Sinne haben sich, wenn wir nicht irren, alle Stimmen auf der Octoberconferenz, welche der Cultusminister Falk vor etwa zwei Jahren nach Berlin berufen hatte, über die Errichtung solcher Schulen geäußert. Eine Verschiedenheit der Ansichten herrscht nur über einzelne Fragen der Organisation derselben, besonders ob sie im Ganzen neun oder zehn Jahrescurse haben und ob ihnen zwei fremde Sprachen obligatorisch auferlegt bleiben müssen — beides allerdings Fragen von hoher Bedeutung, die aber doch immer nur secundärer Natur sind.

Allein so einstimmig die Ansichten der Schulmänner auch über die Nothwendigkeit der Errichtung derartiger Schulen sind, im Großen und Ganzen ist man über die graue Theorie nicht hinausgekommen. Die Zahl der bis jetzt gegründeten höheren Bürgerschulen ohne Latein ist eine sehr geringe und zunächst, wie wir glauben, allein auf die großen Städte beschränkt geblieben. Sollen Schulen solcher Art aber von wirklicher Bedeutung für Deutschlands nationales Leben werden, sollen sie namentlich der — vielleicht in übertriebenem Maße gehegten — Hoffnung entsprechen, daß sie von den Gymnasien und Realschulen erster Ordnung die ungeeigneten Elemente ablenken, so müssen sie in großer Zahl ins Leben treten und sich besonders auch in den kleineren und mittleren Städten den Boden erobern. Hierauf hinzuwirken halten wir für eine ganz besonders hohe und schöne Aufgabe. Der Organisator, welcher diese Art von Schulen zu wirklich volksthümlichen zu machen versteht, wird zu den größten Wohlthätern des deutschen Volkes gerechnet zu werden verdienen. Denn er wird der Volksbildung in weiten Kreisen eine viel solidere Grundlage schaffen, als sie gegenwärtig hat, und wird wichtige Kreise unseres Volkes, in denen heute an eine über die Volksschule hinausgehende Bildung noch nicht gedacht wird, dieser Bildungsweise gewinnen. Aber die praktischen Schwierigkeiten der Durchführung sind sehr groß, wenn sie auch in der Theorie verhältnißmäßig einfach erscheint. Theoretisch liegen die Schwierigkeiten allein in der Nothwendigkeit einer mannigfachen Gestaltung dieser Schulen, da sie auf die eigenartigen localen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen haben.

Sollen diese Schulen — besonders in kleineren Städten — von vollem Nutzen sein, so müssen sie mit den Gymnasien und Realschulen in organischem Zusammenhang stehn, sodaß der Uebergang aus der mittleren Schule in die höhere auch für 12—14jährige Knaben nicht zu große Schwierigkeiten bereitet. Die Herstellung dieses organischen Zusammenhanges halten wir für die allerschwerste Aufgabe, welche dem Gestalter des künftigen höheren deutschen Schulwesens zufällt. Dem hierbei hervortretenden socialen Bedürfnisse hat die zweite Versammlung der Realschulmänner zu Braunschweig Ausdruck

Digitized by Google

gegeben, als ſie mit überwiegender Mehrheit ausſprach: „Es iſt nothwendig, daß zwiſchen der höheren Bürgerſchule und der Realſchule ein organiſcher Zuſammenhang hergeſtellt werde".

Nicht minder groß ſind die Schwierigkeiten in Bezug auf die Geſtaltung derjenigen Schulen, welche auf Univerſitäten, Akademien und Hochſchulen jeder Art vorbilden ſollen. Das unbeſchränkte Recht auf dieſe Vorbildung haben bekanntlich nur die Gymnaſien, in ſehr beſchränktem Maße haben es die Realſchulen erſter Ordnung durch das Reſcript des Herrn v. Mühler vom 7. Decbr. 1870 erhalten. Nicht gering iſt die Zahl derjenigen, welche der Anſicht ſind, daß die Verleihung dieſer Berechtigung an die Realſchulabiturienten ſchädlich und denſelben daher womöglich wieder zu entziehen iſt. Sehr erklärlich iſt, daß viele Gymnaſialmänner im Ganzen ſehr geneigt ſind, die Erfolge ihrer Schulen für unvergleichlich beſſer zu halten und von der auf einer Realſchule gewonnenen Bildung recht geringſchätzig zu denken. Andererſeits ſind die Vertreter der Realſchule wohl ziemlich einmüthig der Ueberzeugung, daß auf ihren Schulen eine der gymnaſialen Bildung gleichwerthige gewonnen wird oder wenigſtens gewonnen werden kann und daß ſie daher die Pflicht haben, für ihre Schulen die Gleichberechtigung mit den Gymnaſien auch in Bezug auf den Zugang zur Univerſität in Anſpruch zu nehmen. Und wir glauben ſagen zu dürfen, daß trotz der ungünſtigen Lage, in welcher ſich die Realſchulen gegenwärtig im Ganzen befinden, die Zuverſicht der Realſchulmänner zur Leiſtungsfähigkeit ihrer Schulen in hohem Grade geſtiegen iſt.

So ſtehen ſich unter den Fachmännern Anſichten und Behauptungen ſcharf gegenüber und wenig Ausſicht iſt auf eine baldige Einigung unter denſelben. Sehen wir von den Fachmännern ab, ſo ſcheint ſich gegenwärtig die öffentliche Meinung im Ganzen mehr den Gymnaſien zuzuwenden. Univerſitätsprofeſſoren und Provinzialſchulcollegien, die erſteren in der Mehrheit — wenn auch erſichtlich großentheils ohne Sachkenntniß —, die letzteren treten einmüthig für die größere Vorzüglichkeit oder für die geringere Mangelhaftigkeit der gymnaſialen Bildung ein und unter den Zeitungen ſcheinen gerade die gewichtigeren in ihrer Mehrheit gleichfalls derſelben den Vorzug zu geben. Am weiteſten geht in dieſer Beziehung das Organ der gegenwärtig ſtärkſten politiſchen Partei, die „Nationalliberale Correſpondenz", welche von der Realſchule erſter Ordnung nicht anders als mit Schmähungen ſpricht und ſo thut, als ob es nur eines Federſtriches bedürfe, um dieſe Schulen ganz aus der Welt zu ſchaffen. Für den Standpunkt, von welchem aus dieſe Correſpondenz geleitet wird, dürfte es bezeichnend ſein, daß die Hauptſchwierigkeiten in der Löſung der Realſchulfrage von ihr in den Forderungen einiger preußiſcher Miniſter gefunden werden.

So ſcheint ſich denn recht Vieles zu vereinigen, um der ferneren Ent-

Digitized by Google

wickelung der Realschule, ihren Wünschen und Hoffnungen ein recht ungünstiges Prognostikon zu stellen. Tröstlich mag es für ihre Vertreter sein, daß sie in den letzten Jahren bedeutend an Boden im Publicum gewonnen hat. In dem jüngst erschienenen Hefte der Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik von Fleckeisen-Masius (8. Heft des 111. und 112. Bandes) veröffentlicht der Gymnasialdirector Heß in Rendsburg Statistisches aus Preußen. Er findet, daß die Realbildung im Ganzen in bedeutendem Vordringen begriffen ist. Sie hat seit 1868 um etwa 19% gegen früher zugenommen. Die in besserer Lage befindliche Gymnasialbildung hat um etwa 9% gegen früher abgenommen. Von diesen 19% fällt freilich der bei weitem größte Theil den Realschulen niederer Kategorieen (höhere Bürgerschule u. dergl.) zu, aber die Realschulen erster Ordnung haben ihre früheren Procentsätze doch immer noch um fast 6% vermehrt.

In der That liegt die Sache anders, als es auf den ersten Blick erscheint, und zwar deswegen, weil Niemand mehr zu behaupten wagt, daß das Gymnasium in seiner gegenwärtigen Gestalt noch allen berechtigten Anforderungen der Gegenwart an die wissenschaftliche Ausbildung der deutschen Jugend entspricht. Manche glauben, daß es nur geringfügiger Aenderungen im gymnasialen Lehrplan bedürfen würde, um es wieder ganz auf die Höhe zu heben —, daß es keiner Aenderungen bedürfe und doch alleinige Vorschule für alle Studien auf der Universität und den Akademien bleiben könne, behauptet wohl Niemand mehr. Dieselben Stimmen, welche sich am lautesten für die Gymnasien und gegen die Realschulen erheben, lassen es an bitteren Klagen über die Mängel in den Leistungen der von ihnen bevorzugten Schule nicht fehlen. Die Sybel und Peter, die Laas und Jürgen Bona Meyer, die Octoberconferenzen und Directorenconferenzen (besonders die der Provinz Preußen vom Jahre 1865), sie alle warme Freunde der einheitlichen gymnasialen Schule, haben in dieser Beziehung Zeugniß abgelegt, denen zu widersprechen Niemand wagen wird. Es kann als allseitig constatirt gelten, daß, während viele Philologen schon über ungenügende Leistungen der Gymnasialabiturienten auf ihrem Gebiete klagen, auch die besten Abiturienten oft nicht im Stande sind, die einfachsten französischen Exercitien „genügend" zu liefern, das Englische auf den meisten preußischen Gymnasien gar nicht oder doch nur facultativ gelehrt wird und von Kenntnissen in den Naturwissenschaften auf den meisten Gymnasien erst recht nicht die Rede sein kann. Niemand wird heute noch im Ernste zu behaupten wagen, daß die deutsche Nation auf die eben genannten Studien verzichten kann. Wenn es sich daher um die zeitgemäße Gestaltung des höheren Unterrichtswesens in Deutschland handelt, so sollte nicht die Frage gestellt werden: welche Schule leistet mehr — eine Frage, deren richtige objective Beantwortung zudem gewaltige Schwierigkeiten

d by Google

hat —, sondern, wie sie auch in den Octoberconferenzen gestellt war: ist eine der beiden gegenwärtig coordinirten Schularten zu entbehren?

Jedenfalls kann unmöglich daran gedacht werden, dem Gymnasium in seiner gegenwärtigen Gestalt allein die Vorbereitung für alle Studien auf den Hochschulen zu überlassen. Das Gymnasium muß entweder wesentlich ausgestattet werden, damit es künftig die Vorzüge seiner gegenwärtigen Einrichtung mit denen der Realschule vereinige — und falls eine solche Umgestaltung ausführbar sein sollte, so würde dann allerdings lebhaft die Frage erwogen werden müssen, wie die Realschule erster Ordnung am besten beseitigt wird — oder es müssen auch fernerhin neben den Gymnasien andre ihnen coordinirte Schulen bestehen und es bleibt dann die Frage, ob die Realschule erster Ordnung in ihrer gegenwärtigen Gestalt erhalten werden soll oder welche Umgestaltungen ihres Lehrplans nothwendig resp. wünschenswerth werden. Das sind die Fragen, deren Entscheidung dem preußischen Cultusministerium vorliegt und zur dringenden Nothwendigkeit wird. Schon wendeten sich, wie Heß in dem oben citirten Artikel berechnet, von sämmtlichen Realschulabiturienten des Jahres 1874 fast 26 % den Universitätsstudien zu, „ein unverächtlicher Beweis der auch auf diesen Anstalten herrschenden idealen Gesinnung". „Die Zeit der Krisis ist da, daß den Realschulabiturienten entweder das Studium in noch größerem Umfange gestattet werde oder daß eine Reaction gegen ihren ungestümen Andrang stattfinden muß."

Nachdem die Octoberconferenzen das Resultat ergeben hatten, daß die weit überwiegende Zahl der Fachmänner die Construction einer allen nothwendigen Ansprüchen genügenden höheren Schule für unmöglich halte, schien damit zugleich die Existenzfrage der Realschule entschieden zu sein. In neuerer Zeit sind indessen die Freunde der einheitlichen Bildung wieder lebhaft in den Vordergrund getreten und zwar nicht bloß Stimmen wie die der „N. L. C.", sondern auch sehr beachtenswerthe von Schulmännern. Unter allen Gebildeten unsrer Nation wird dieses Auftreten sicherlich warme Sympathie finden und wenig Realschulmänner dürfte es geben, die nicht mit Freuden das Griechische in den Lehrplan ihrer Schulen aufgenommen sehen werden, wenn dabei das Studium der modernen Sprachen und das Verständniß für die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturerkenntniß genügend berücksichtigt werden könnten. Aber vorläufig ist dies Problem nicht gelöst und wir glauben, daß die weit überwiegende Mehrheit aller Schulmänner an der Möglichkeit der baldigen Lösung durchaus zweifelt, wenn auch ein bekannter Universitätsprofessor im Reichslande mit beneidenswerther Sicherheit die Sache für ganz einfach erklärt. Immerhin mag es ein schönes nationales Ideal bleiben, nach der Einheit der wissenschaftlichen Vorbildung für die deutsche Jugend zu streben, ein Ideal, welches des Schweißes der Edelsten höchst werth ist. Aber von

Digitized by Google

den Schulmännern, welche diesem Gegenstande ein ordentliches Stück ernsthaften Nachdenkens zugewendet haben, dürften doch recht viele sehr zweifelhaft sein, ob dieses Ideal sich jemals verwirklichen lassen wird. Die Entwickelung der eigenen Meinung, auf welche Art die hier bezeichneten Aufgaben am besten zu lösen sind, ist nicht die Absicht dieses Artikels. Das Eine aber glauben wir doch andeuten zu sollen, daß wir unsererseits, wenn sich ja einmal in der Zukunft eine einheitliche Schule sollte herstellen lassen, für die nothwendige Vorbedingung derselben die vollständige Aenderung der Methode des gesammten Sprachunterrichts halten. Zu einer solchen Aenderung sind zwar manche Vorschläge gemacht worden; zu ihrer Verwirklichung im Leben der Schule fehlt vorläufig noch fast Alles.

Dies also sind kurz formulirt die ersten Aufgaben:

Die Einführung der höheren Bürgerschule ohne Latein in solchem Umfange, daß sie ein neues, Leben erweckendes Glied des gesammten Unterrichtswesens, ein wesentlicher Factor in unserem nationalen Leben werde.

Die organische Verbindung dieser Schulen mit den übrigen Schulen.

Die Entscheidung über die künftige Gestaltung der Gymnasien und Realschulen in Deutschland.

Hierzu kommen ferner die Aufgaben auf dem Gebiete des höheren Schulwesens für die weibliche Jugend, nicht weniger bedeutend, kaum weniger schwierig, wenn auch die Schwierigkeiten ganz andrer Art sind als die bisher berührten. Es fehlt ja bekanntlich nicht an höheren Töchterschulen in Deutschland; es fehlt auch nicht an der richtigen Erkenntniß, in welcher Weise sie wirken, was sie leisten sollten. Aber es ist nicht genug für die Mädchenbildung geschehen und so hat sie vieler Orten einen zu subalternen Charakter behalten.

Wie sich Bonitz zu diesen Aufgaben, namentlich zur Gymnasialreform und Realschulfrage, stellen will, werden wir bald erfahren. Daß er mit seinem Herzen auf Seite derjenigen Schule steht, an welche seine ganze ehrenvolle Vergangenheit geknüpft war, ist selbstverständlich, entscheidet aber nichts. Aufgaben wie die vorliegenden können nicht nach Wünschen und Neigungen gelöst werden, sondern sind dem unerbittlichen Maße der Dinge unterworfen.

Eine Ueberzeugung wird der hochgestellte Schulmann in sein neues Amt mitnehmen: der Streit über die hier angedeuteten Fragen ist von beiden Seiten mit großer Heftigkeit, oft leidenschaftlich und erbittert geführt worden. Aber unter den Führern beider Parteien giebt es hoffentlich nicht einen einzigen, dem nicht des Vaterlandes Wohl höher stände als die eigne Sache und das Rechtbehalten mit der ausgesprochenen Meinung. Gelingt es den Weg zu finden, auf welchem befriedigende Erfolge zu erwarten sind, so wird es auch sicherlich gelingen, den Streit der Parteien zu schlichten, oder ihn

Digitized by Google

wenigstens seine Bitterkeit und Schärfe zu nehmen. Wir glauben, daß die nächste Zukunft in ziemlich weitem Umfange auf pädagogische Versuche angewiesen ist. Es wird ein hohes Verdienst sein, diese Versuche richtig zu leiten. In mehr als einer Beziehung werden weit gehende Freiheiten gestattet werden müssen. Das Maß derselben zu bestimmen, kann nur der discretionären Gewalt des Ministeriums überlassen sein. In Gewährung und Versagung das Richtige treffen, wird am meisten dazu helfen, aus dem nothwendigen, sicherlich in vielen Beziehungen unerquicklichen Uebergangsstadium in klare und befriedigende Verhältnisse hinüberzuführen. Indem Bonitz jetzt herantritt an die staatsmännische Ausgestaltung seiner pädagogischen Pläne, wird er sicherlich nicht von derjenigen Eigenschaft verlassen werden, welche seine Freunde an ihm stets als eine der edelsten gerühmt haben: die Achtung vor der ehrlichen Meinung anders Denkender. Möge seine Verwaltung den Frieden bringen!

Die deutsche Lehrerschaft aber kann seinen Eintritt in die Geschäfte und die Hoffnungen, die sich an denselben knüpfen, nicht besser begrüßen, als indem sie sich bestrebt, denselben humanen Sinn bei der ferneren Discussion ihrer Streitfragen walten zu lassen. Groß ist die Aufgabe, welche die Zeit dem deutschen Lehrerstande stellt: die Aufbauung der ersten nationalen Schule. Mögen alle Berufenen sich der Größe dieser Aufgabe bewußt bleiben und in diesem Sinne dem neu eintretenden Leiter des preußischen höheren Schulwesens zur Seite stehen. Möge sein Eintritt ein gesegneter, sein Schaffen ein Glück bringendes sein!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stettin. Die „Leipzig". — Der Septembermonat dieses Jahres ist so recht zu einer festlichen Zeit für das deutsche Volk geworden. Eingeläutet von der Sedanfeier sieht er die großen Kaiserparaden in Schlesien und in Mecklenburg, sowie das stolze Flottenmanöver unserer Flotte, welche in diesem Monat zwei große, neue Kriegsschiffe, den „Großen Kurfürst", eine Panzerfregatte und die gedeckte Corvette „Leipzig", die größte ihrer Art, erhalten hat. Die „Leipzig" ist zugleich das erste Schiff unserer Marine, welches infolge der Verfügung über die Benennung der Kriegsschiffe als Corvette den Namen einer deutschen Stadt erhalten hat. Die Ehre, zuerst mit ihrem Namen in der Flotte vertreten zu sein, ist der großen Handelsstadt Mitteldeutschlands zuerkannt worden,

deren echt deutsche Gesinnung und deren hohe mercantile Bedeutung diese Auszeichnung in der That als eine durchaus verdiente erkennen lassen. Deshalb hat auch Stettin nicht geschmollt, obwohl es auch glaubt, Anspruch auf einige Würdigung machen zu dürfen, da auf seinen Werften in der Vorstadt Bredow nämlich, auf den Etablissements der Gesellschaften „Vulcan" und „Müller & Hollberg", zur Zeit nicht weniger als fünf Kriegsschiffe der deutschen Marine im Bau und in der Panzerung begriffen sind, während die „Hansa", welche vor Kurzem erst die Oder verlassen hat, hier ihre Ausrüstung erhalten hat.

Der Stapellauf der „Leipzig", hat für unsere Stadt als Industrieort eine erhebliche Bedeutung und giebt auch unsern übrigen deutschen Brüdern Veranlassung, mit unseren Leistungen ganz zufrieden zu sein. Der hiesige „Vulcan" ist, Dank seiner intelligenten Leitung, nicht nur die größte Schiffsbauanstalt Deutschlands, sondern überhaupt das einzige Privatunternehmen, welches es fertig bekommen hat, auch in Deutschland preiswürdige und streng solid gebaute Kriegsschiffe herzustellen. Drei große Schiffskörper lagen, ihrer Vollendung mehr oder weniger nahe, auf der Werfft, als am 13. d. M. der Herr Marineminister v. Stosch sich zur Taufe des einen einfand. Bisher „Thusnelda" genannt, wurde das schlanke Fahrzeug vom Minister — „auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers als die größte der deutschen Corvetten, welche in fernen Meeren den Ruhm und das Ansehn des deutschen Namens verbreiten soll, ‚Leipzig' getauft." Eine Guillotine, deren Halteseil der Minister kappte, fiel und zerhieb die zwölf Taue, welche die Wippen hielten, auf denen die Last des Schiffes, 30,000 Centner, ruhte. Die Wippen zeigten die Devise:

Allzeit bereit,
Zu des Reiches Herrlichkeit!

Sie flogen herum und das Schiff glitt langsam und majestätisch ins Wasser. Eine gewaltige Kette, deren Glieder durch mäßig dicke Bänder am Ufer befestigt waren, hinderte den Koloß an einer zu stürmischen Bewegung, da die Wucht des Schiffes hinter einander erst alle diese einzelnen Bänder zerreißen mußte, ehe es ins Wasser gelangte. Im Wasser legte es sich etwas stromabwärts und wurde dann von einem Schleppdampfer des „Vulcan" ganz herum geholt. Daneben liegt die Panzerfregatte „Preußen" in der Panzerung, während das Schwesterschiff der „Leipzig", einstweilen Modell A genannt, der Vollendung entgegeneilt und das vierte bereits in den Spanten steht. Die „Leipzig" ist kein eigentliches Panzerschiff, sie hat eisernes Gerüst und innen eine Eisenhaut, während das Aeußere eine Bewehrung durch zwei Lagen von Teak- und Eichenplanken erhalten hat, deren Verbindung unter Vermeidung

Digitized by Google

von Eisen hergestellt ist, um der Kupferhaut des Rumpfes keine Verbindung mit diesem Metall zu gewähren und so übele Folgen der Kupferung der eisernen Schiffe zu vermeiden. Die Maße und Verhältnisse der „Leipzig" sind colossal, ihre Geschwindigkeit soll vierzehn Meilen in der Stunde betragen, und zwölf Sechzehncentimetergeschütze werden aus der Batterie und den Deckverschanzungen herabsehen. Wie der Minister in seinem Taufspruche andeutete, wird die Corvette in fernen Meeren, wahrscheinlich in den chinesisch-indischen Gewässern, stationirt werden, um dort die Schifffahrt und den Handel Deutschlands zu beschirmen. Und wenn wir in Zukunft von ihren Thaten hören werden, so wird uns das stolze Gefühl beseelen: Wir Stettiner haben Pathen gestanden bei der „Leipzig" und bei der „Preußen" und den andern Schiffen, welche dann wohl auch flott einherschwimmen werden; sie alle sind in unserem Hafen erbaut und bewahren einen bleibenden Ruhm der seetüchtigen und gewerbfleißigen Bevölkerung unserer Stadt. K.

Aus Rostock. Die Kaisertage. — Eine schönere und erhebendere Zeit hat unsere Stadt wohl nie erlebt, als die an ihr vorübergegangenen vier Tage, wo der deutsche Kaiser als Gast des Großherzogs in ihren Mauern weilte. Die Bevölkerung war stolz auf diesen Besuch und bot aus eigenem freien Antriebe Alles auf, um durch den Schmuck der Häuser und der Straßen und auf jede andere Weise darzuthun, welchen Werth sie auf die ihr zu Theil gewordene Ehre lege und mit welcher Ehrfurcht, Treue, Dankbarkeit und Liebe sie zu der erhabenen Person des Kaisers Wilhelm aufschaue, des Siegers über die Feinde Deutschlands, des Begründers des neuen deutschen Reiches und des mächtigen Horts seiner Sicherheit und Wohlfahrt. Die Begeisterung, mit welcher die Bewohner unserer Stadt und mit ihnen die aus allen Theilen des Landes herbeigeströmte, auf viele Tausende sich belaufende Menge ihrem Kaiser entgegenjubelten, wird auch in ihm die Ueberzeugung befestigt und besiegelt haben, daß nirgends im großen deutschen Vaterlande die Herzen für Kaiser und Reich lebhafter und wärmer schlagen, als in unserer alten und erinnerungsreichen Hansastadt und in dem mecklenburgischen Volksstamme, welchen sie bei dieser Gelegenheit zu vertreten berufen war.

Der Anlaß, welcher den Kaiser uns zuführte, war in den Manövern des neunten Armeecorps, die nach mehrwöchentlichen Vorübungen der einzelnen Truppentheile in verschiedenen Gegenden des Landes, ihren Abschluß in der nächsten Umgegend Rostocks finden sollten, und in einer in dieselbe Zeit fallende Vereinigung eines deutschen Panzergeschwaders und mehrerer anderer Schiffe der kaiserlichen Marine auf der Warnemünder Rhede gegeben.

Am 17. und 18. September bezog das neunte Armeecorps, aus hanseatischen, schleswig-holsteinischen und mecklenburgischen Truppen, nebst einem

Digitized by Google

hannoverschen Husarenregiment und dem ersten thüringischen Infanterieregiment Nr. 31. zusammengesetzt, in der Stärke von 27 Bataillonen (Infanterieregimenter Nr. 31, 75, 76, 84, 85, 86, 89, 90, Jägerbataillone Nr. 9 und 14, Pionirbataillon Nr. 9), 25 Schwadronen (Dragonerregimenter Nr. 13, 17, 18, Husarenregimenter Nr. 15 und 16) und 17 Batterien (Artillerieregimenter Nr. 9 und 24), unter dem Commando des Generals der Infanterie von Treskow, in Rostock und den umliegenden Gütern und Dörfern Quartier.

Auf Sonntag den 19. September, Nachmittags 5¼ Uhr, war die Ankunft des Kaisers angesetzt. Alles war rechtzeitig zu seinem Empfange bereit. Auf den hohen Thürmen der vier Hauptkirchen waren die Wetterhähne entfernt und an Stelle derselben große Stangen aufgerichtet, an welchem riesige deutsche Flaggen weithin sichtbar wehten. Am Steinthor, welches der Kaiser passiren sollte, war eine reichgeschmückte Ehrenpforte, mit einer Victoria und mit den Büsten des Kaisers, des Kronprinzen und des Großherzog an ihrer Fronte, erbaut. Die ganze Stadt hatte sich in ein wogendes Fahnen- und Flaggenmeer gehüllt, Laubgewinde und Kränze schmückten alle Häuser, venetianische Maste, gleichfalls mit Fahnen und Grün verziert und auf einer Strecke durch Festons miteinander verbunden, bildeten an der dazu geeigneten Stelle einen Laubgang von wunderbarer Schönheit, alle Fenster und selbst die Dächer der Häuser, an welchen der Zug vorübergehen sollte, waren mit einer zahllosen Menge fröhlicher und schaulustiger Gesichter besetzt, die Bürgerschaft, unter ihr die Handwerksämter, Corporationen, Vereine mit Attributen, Insignien und Fahnen, bildete auf dem langen Wege vom Steinthor bis zum Großherzoglichen Palais, der für den Kaiser bestimmten Wohnung, ein vielgliedriges Spalier, hinter welchem eine dichtgedrängte Schaar Einheimischer und Fremder Stellung genommen hatte, auf dem Wege vom Bahnhof bis zum Steinthor war die Jugend des Gymnasiums und der übrigen städtischen Schulen, mit breiten Schärpen in den deutschen Farben geschmückt, ihre Lehrer an der Spitze, zum Empfange aufgestellt. Der Himmel zeigte das reinste Blau und die Herbstsonne sandte ihre warmen Strahlen herab.

Pünctlich zur festgesetzten Stunde fuhr der kaiserliche Zug in den Bahnhof ein, wo der Großherzog des Kaisers wartete. In der Begleitung des Kaisers kamen der Kronprinz, der Prinz Friedrich Karl, der Generalfeldmarschall Moltke, der Kriegsminister General von Kameke, der Chef der Marineverwaltung General von Stosch und viele andere hochgestellte Militairs. Unter dem Geläute aller Glocken und dem brausenden Jubel der Bevölkerung erfolgte darauf der Einzug, voran der Kaiser mit dem Großherzog in einem offenen Wagen. Unter der Ehrenpforte am Steinthor wurde der Kaiser vom Rath und der Bürgervertretung empfangen und Namens der Stadt

Digitized by Google

vom Bürgermeister Dr. Crumbiegel durch eine kurze Ansprache, in welcher die deutsche Gesinnung der Stadt und ihre aufrichtige Treue zu Kaiser und Reich betont wurde, begrüßt. Rath und Bürgervertretung schritten darauf dem kaiserlichen Wagen voran und geleiteten den Kaiser bis zum Palais. Auf dem ganzen Wege pflanzte sich der donnernde Hurrahruf fort, welcher ihn gleich beim Eintritt empfangen hatte, und von den Fenstern herab winkten überall Tücher ihren Gruß und ein Blumenregen aus zarten Händen ergoß sich in den Wagen des Kaisers, welcher nach allen Seiten hin freundlich dankte und von dem warmem Empfange freudig bewegt zu sein schien. Mit begeistertem Hochruf wurde auch der Kronprinz und der erst in einem der letzten Wagen folgende Generalfeldmarschall Graf Moltke empfangen, wogegen der Prinz Friedrich Karl ziemlich unbemerkt blieb, da er statt der Husarenuniform, in welcher er allgemein bekannt ist, eine Infanterie-Uniform trug. Hinter dem letzten Wagen rollte das Spalier sich auf und folgte mit Musik im langen Zuge durch die Stadt. Vor dem Großherzoglichen Palais war eine Ehrenwache vom mecklenburgischen Grenadierregiment mit Fahne und Musik aufgestellt und daneben stand das ganze Offiziercorps der in Rostock cantonnirenden Regimenter.

Im Palais angekommen nahm der Kaiser, dessen rüstiges Aussehen keine Spur von Ermüdung zeigte, die Vorstellung der Behörden entgegen, unter welchen man auch eine Deputation des Engeren Ausschusses von Ritter- und Landschaft und das wegen der Ferien etwas lückenhafte Professorencollegium der Universität bemerkte. Hier war es, wo der Kaiser dem Rath und der Bürgervertretung mit folgenden Worten seinen Dank aussprach: „Ich danke den Herren für den ausgezeichneten Empfang, welcher mir bereitet ist. Ich weiß sehr wohl, daß derselbe nicht meiner Person, sondern der Stellung gilt, welche die Vorsehung mir angewiesen hat. Ich freue mich, daß der Umschwung der Dinge, welcher mit meiner Person zusammenhängt, auch hier so freudig begrüßt wird, und werde den Empfang, welchen ich hier gefunden habe, niemals vergessen."

Abends fand zu Ehren des Kaisers ein großartiger Fackelzug der Bürgerschaft statt, bei welchem mehr als 2000 Wachsfackeln vor demselben nochmals der patriotischen Gesinnung und herzlichen Anhänglichkeit an den Träger der neuen deutschen Kaiserkrone Ausdruck gaben. Anknüpfend an die von dem Redner der Bürgerschaft gesprochenen Worte äußerte sich hier der Kaiser gegen die Deputation der Fackelträger: mit Gottes Hülfe sei ein einiges deutsches Reich geschaffen, in dessen Schutz wir uns augenblicklich wohl fühlten. Zwar seien noch Schwierigkeiten im inneren Ausbau des Reiches zu ebnen, aber sie würden überwunden werden durch die freudige Hingabe von Deutschlands Fürsten, unter denen er Sr. K. H. dem Großherzog besonders zu

Digitized by Google

danken habe, und den Patriotismus der Bevölkerung, der sich in dem heutigen unvergleichlichen Empfang so warm documentirt habe.

Der erste Tag war für die Stimmung der Bürgerschaft entscheidend. Durch die Würde, mit welcher er auftrat, durch seine männliche Gestalt und sein einnehmendes Gesicht, durch die Bescheidenheit, welche aus allen seinen Aeußerungen hervorleuchtete, durch die Freundlichkeit, Herzlichkeit und Ungezwungenheit seines Wesens hatte der Kaiser im Fluge alle Herzen für sich gewonnen. Es wird ihm selbst dieser Eindruck seiner Persönlichkeit nicht verborgen geblieben, vielmehr aus den immer frischen Freuden- und Jubelrufen, welche ihn überall, wo er sich zeigte, auch in den folgenden Tagen begleiteten, stets von Neuem entgegengetreten sein. Während der ganzen Zeit seines Aufenthalts waren die Straßen von Einheimischen und Fremden belebt und alle Welt schien nichts Anderes zu thun zu haben, als sich an der Gegenwart des Kaisers, des Kronprinzen, Moltkes zu freuen, den militärischen Schauspielen sich hinzugeben und in den hiermit nicht ausgefüllten Stunden sich dem Dienste der einquartirten Offiziere und Soldaten zu widmen und mit ihnen die Vergnügungslocale der Stadt zu besuchen. Am Einzugstage waren fast alle Geschäfte geschlossen. Am 20. und am 22. September, den Tagen der großen Parade und der Flottenrevue, hielten sogar die Rostocker Bank und mehrere andere Geldinstitute ihre Geschäftslocale verrammelt und am 22. fuhr der Rostocker Postdampfer „Rostock", welcher eine regelmäßige Verbindung mit Nykjöbing auf Falster vermittelt, mit Genehmigung der Generalpostdirection in Berlin, statt mit der Post nach Nykjöbing, mit schaulustigen Passagieren auf die Rhede von Warnemünde.

Die folgenden Tage brachten des Schönen und Glanzvollen noch Vieles: am Montag eine — freilich sehr in Staub sich hüllende — große Parade des Armeecorps, Abends eine Illumination und ein Concert auf dem Platze vor dem Palais, bei welchem die sämmtlichen Regimentsmusiken des Armeecorps, in einer Stärke von nahezu vierhundert Mann, und eine noch größere Anzahl von Trommlern und Pfeifern mitwirkten, am Mittwoch die große Flottenrevue, zu welcher ein Geschwader von vier Panzerschiffen („König Wilhelm", „Kaiser", „Kronprinz" und „Hansa") und mehrere andere Dampfer, sowie eine Segelfregatte und drei Segelbriggs vor Warnemünde versammelt waren, am Donnerstag ein Corpsmanöver mit markirtem Feind, welchem am Freitag und Sonnabend noch Manöver der beiden Divisionen des Armeecorps gegen einander zwischen Rostock und Doberan sich anschlossen.

Die Illumination der Stadt war so prachtvoll, daß ein von Berlin hierher gesandter Correspondent eines dortigen Blattes darüber bemerkt: von den Rostockern könne auch Berlin noch lernen, was eine Illumination sei, und dann fortfährt: „Der Abend hatte die alterthümliche Stadt in einen

Digitized by Google

einzigen großen Festsaal verwandelt, der von einem Lichtmeer übergossen erschien. Die Riesenthore der Stadt waren mit Guirlanden und Flaggen bis hoch hinauf geschmückt und die Büsten des Kaisers, des Kronprinzen, Moltkes u. a. m. prangten in allen Winkeln, Läden, Fenstern und Thüren, geschmückt mit Eichenlaub und umstrahlt von vielen Kerzen."

Zu den interessantesten Schauspielen gehörte die Flottenbesichtigung. Der Kaiser begab sich zu derselben auf der vor Rostock liegenden Dampfyacht „Grille". Ein Theil der höheren Officiere folgte dem kaiserlichen Schiff auf einem Raddampfer und eine Flotille von zehn großen und kleinen, zum Theil aus Kiel, Swinemünde und Stettin herbeigekommenen Passagierdampfern führte Tausende von Schaulustigen hinterher. Der Kaiser besichtigte zwei der großen Panzerfregatten, den „Kaiser" und den „König Wilhelm" und nahm an Bord der letzteren ein Frühstück ein, bei welchem er auf das Wohl der Flotte ein Glas leerte, worauf der Chef der Admiralität, General von Stosch, mit folgenden Worten erwiederte: „Erlauben Ew. Majestät, daß ich den ersten deutschen Kaiser an Bord einer deutschen Flotte begrüße. Es ist dies ein politisches Ereigniß. Denn in der Flotte werden die Millionen Deutschen, welche über den Erdkreis zerstreut leben, wieder mit dem Vaterlande verbunden. Aber es ist auch ein für die Entwickelung der Marine erfreuliches Ereigniß. Wie die einst kleine Armee unter der Führerschaft ihrer Herrscher glänzende Thaten verrichtet und selbst groß geworden, so gewährt auch die heutige Anwesenheit Ew. Majestät und der Umstand, daß ein Glied des hohen Herrscherhauses zu den Officieren der Marine zählt, der Flotte die Gewißheit, daß auch ihr jene Pflege zu Theil wird, welche ihr eine große Zukunft sichert. Die Marine wird mit demselben Rufe in den Kampf gehen und siegen wie die Armee: Es lebe der Kaiser!" Nach aufgehobener Tafel wurde unter dem Befehl des Contreadmirals Henk, des Commandeurs des Geschwaders, noch ein Manöver mit den vier Panzerschiffen ausgeführt, bei welchem dieselben mehrere Meilen weit in See gingen und gegen einen fingirten Feind ein Gefecht lieferten, woran sich später noch ein Wettrudern von fünfzehn Booten der Marine schloß. Abends war Seitens der Stadt eine Festvorstellung im Stadttheater zu Ehren des Kaisers veranstaltet, zu welchen die Einladungen an viele Herren und Damen der Stadt ergangen waren. Der Kaiser erschien mit den Prinzen um acht Uhr, von lebhaften Hochs der ganzen Versammlung begrüßt, und hielt bis gegen zehn Uhr tapfer aus.

An zwei Tagen der Woche gab der Kaiser ein großes Diner, das eine Mal nach der großen Parade für die höheren Militärs, das andere Mal unter Zuziehung von Civilpersonen. Zu diesem Zwecke war die kaiserliche Küche mit einem großen Personal und allem nöthigen Tafelgeschirr von Berlin

Digitized by Google

nach Rostock übergesiedelt. Bei dem ersteren dieser beiden Diners brachte der Kaiser folgenden Trinkspruch aus:

„Ich trinke auf das Wohl des neunten Armeecorps, das sich heute meine volle Zufriedenheit erworben hat, und da es mecklenburgischer Boden ist, auf dem ich es wiedergesehen, und dem es zum Theil entsprossen ist, so trinke ich zugleich auf das Wohl des Herren dieses Landes und seines Hauses! Ew. Königliche Hoheit haben im Kriege wie im Frieden entschieden zu den Erfolgen der neuen Zeit beigetragen und der heutige Tag hat bewiesen, daß Ew. Königliche Hoheit in treuer Sorgfalt die mühevolle Arbeit fortgesetzt, welche am besten geeignet ist, das von der Armee Errungene auch für die Zukunft zu bewahren."

Der Großherzog erwiederte hierauf:

„Ew. Majestät wollen mir gestatten, meinen Dank auszusprechen für die gnädigste Weise, in welcher Ew. Majestät bei Gelegenheit Ihres Aufenthalts in Mecklenburg meines Hauses und Landes gedacht, eines Landes, das treu zu Kaiser und Reich hält und dessen Bewohner Ew. Majestät in treuer Liebe zugethan sind. Zugleich haben Ew. Majestät mir erlaubt, als Kriegsherr eines Theiles der Truppen, welche das neunte Armeecorps bilden, meinen Dank für das demselben gespendete Lob auszusprechen und diesen Dank im Namen des ganzen Corps zu wiederholen, das keinen anderen Ehrgeiz kennt, als die auf blutigem Felde erworbene Allerhöchste Zufriedenheit sich auch im Frieden durch treue Arbeit zu erhalten. Sr. Majestät dem Kaiser Hurrah!"

Am 23. September Nachmittags verließ uns der Kaiser, um auf Doberan überzusiedeln und von dort aus den weiteren, mit dem heutigen Tage (25. September) zu Ende gehenden Truppenübungen zu folgen. Der Eindruck dieses kaiserlichen Besuches wird sicherlich in Mecklenburg ein nachhaltiger sein und die Hingebung an Kaiser und Reich in die weitesten Kreise verpflanzen. Specielle mecklenburgische Politik wurde natürlich nicht getrieben, aber auch in dieser Richtung wird, wie wir hoffen, der Besuch des Kaisers und die Vorführung des militärischen Schauspiels zu Lande und zu Wasser, welche mit demselben verbunden war, gute Früchte tragen. Indem wir dadurch enger an das große Ganze hinangezogen werden und das Bewußtsein unserer Angehörigkeit an dasselbe sich verstärkt und vertieft, wird auch der ungesunde Particularismus, welcher das Uralte und Ureigene erhalten will, auch wo es mit dem Ganzen nicht im Einklang steht und die nothwendige Einheit der Glieder selbstsüchtig stört, mehr und mehr ausgetrieben werden. Wenn die Gegner des deutschen Reiches ihre Hoffnung darauf gebaut haben mögen, daß die Last der Einquartierung Unzufriedenheit erregen und dadurch die Zahl der Reichsfeinde verstärken werde, so werden sie ihren Irrthum jetzt

Digitized by Google

wohl schon erkannt haben. Freilich war die Last der Einquartierung nicht gering und in einem solchen Maße bisher noch neu. Rostock hatte mehrere Hunderte von Offizieren, darunter eine große Zahl von Generälen, und mehr als 7000 Mann fünf bis sechs Tage lang zu beherbergen; eben so sind manche Güter und Dörfer, namentlich in der nächsten Umgebung Rostocks mit vieler Mannschaft belegt gewesen. Aber fast Keinen hat man darüber klagen hören. Vielmehr kommen von allen Seiten die Nachrichten, daß die Truppen es bei ihren Quartiergebern sehr gut gehabt haben und daß zwischen den Soldaten und ihren Hauswirthen das herzlichste Einvernehmen geherrscht hat. Besonders wird es auch von den bäuerlichen Erbpächtern gerühmt, daß sie es meistens sich schon ein gutes Stück Geld haben kosten lassen, um in der äußeren Ausstattung der Wohnung und des Bettes möglichst nobel aufzutreten, und daß sie auch an der Tafel ihren Gästen das Leben so angenehm wie möglich zu machen bemüht gewesen sind. Nur auf einigen Rittergütern soll der Soldat nicht zufriedengestellt sein, wofür er sich denn mitunter in humoristischer Weise gerächt hat. Auf einem Ritterhofe hinterließen die einquartierten Soldaten, zum Dank für die ungenießbaren Heringe, mit welchen der Hauswirth sie regalirt hatte, eine Guirlande von auf einem Faden gereihten Heringsschwänzen, mit welcher sie beim Abzuge das Haus an der Außenseite aufgeschmückt hatten.

Von der Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzischen Familie, deren Haupt doch auch ein kleiner „Kriegsherr" von einem, wenn auch nur bescheidenen Theile des neunten Armeecorps ist, war kein Mitglied bei dem Manöver anwesend. Der Großherzog verweilt im Seebade zu Biarritz in Frankreich, dessen jüngerer Sohn, Herzog Georg, hat seinen stehenden Wohnsitz in Rußland, und der Erbgroßherzog wird durch irgend einen uns unbekannten Umstand behindert gewesen sein, bei dieser Gelegenheit sein Haus zu repräsentiren.

Aus Berlin. Eine Kundgebung deutscher Politik. Zoll- und Steuerfragen. Literatur. Director Bonnell. — Die allgemeine Weltlage hat in den letzten acht Tagen nur äußerst geringe Veränderungen erfahren. Es ist so ziemlich Alles beim Alten geblieben, namentlich hat die Entwickelung der orientalischen Dinge nach keiner Richtung hin einen Fortschritt gemacht. Ich hätte mir daher sogar ihre Erwähnung füglich ersparen können, wenn nicht anläßlich derselben vor einigen Tagen eine Erklärung der deutschen Regierung im Deutschen Reichsanzeiger erschienen wäre, welche zunächst für die Beurtheilung der deutschen Politik im Oriente von Bedeutung ist und alsdann noch in einer anderen Hinsicht Beachtung verdient. Eigentlich Neues schien die Auslassung des Reichsanzeigers freilich nicht zu enthalten. Jeder-

Digitized by Google

mann weiß und wußte es wohl schon längst, daß Deutschland bei den Vorgängen in der Türkei nicht in erster Linie betheiligt ist und daß seine Politik bei denselben sich auf eine Unterstützung der Wünsche der befreundeten und sachlich unmittelbar interessirten Großmächte beschränkt. Gleichwohl ist es von der höchsten Bedeutung, daß die deutsche Regierung sich bewogen gefunden hat, diese Sätze vor aller Welt zu proclamiren. Und wollte noch Jemand an der Wichtigkeit dieser Thatsache zweifeln, so möchte ich ihn auf die außerordentliche Wirkung hinweisen, welche die Worte der deutschen Regierung in England und Frankreich hervorgebracht haben. Es hat dort einen gewaltigen Eindruck gemacht, daß Deutschland erklären konnte, in seiner Machtstellung durch eine Frage, durch deren bloße Existenz alle anderen Großmächte schwer leiden, so gut wie gar nicht berührt zu sein, und es ist dort sehr nachhaltig empfunden worden, daß Deutschland unumwunden die Absicht aussprach, in den orientalischen Dingen lediglich die Wünsche Oesterreichs und Rußlands unterstützen zu wollen. Man wird nicht im geringsten daran zweifeln dürfen, daß es der deutschen Regierung hiermit vollster und heiligster Ernst ist. Die Sprache unserer Politik ist bekanntlich stets von einer Aufrichtigkeit gewesen, die den Fremden oft schwer begreiflich schien. Sie mochten dann nicht an die Wahrhaftigkeit einer so beispiellos rückhaltlosen Sprache glauben, und meinten besonders klug zu handeln, wenn sie das Gegentheil von dem glaubten, was die deutsche Diplomatie ihnen sagte. So wird es auch heute nicht an weisen Politikern fehlen, welche von den heimlichen Plänen zu erzählen wissen, welche Deutschland bei seiner Unterstützung der orientalischen Politik Oesterreichs und Rußlands verfolge.

Wir wissen dies besser. Zu dem ist uns nicht entgangen, daß die Erklärung des Reichsanzeigers an einer Stelle sich zu einer fast herzlichen Wärme erhebt, welche gegen den sonstigen frostigen amtlichen Stil des Organs lebhaft absticht und deutlich auf die eigenste Autorschaft des Staatsmannes hinweist, der sattsam dafür bekannt ist, daß er ein einmal von ihm öffentlich aufgestelltes Programm auch offen und rückhaltlos durchzuführen entschlossen ist. Es heißt an jener Stelle, die deutsche Politik sei weit davon entfernt, über das Maß deutscher Interessen hinaus eine leitende Stellung zu beanspruchen. Zu den deutschen Interessen gehöre es aber allerdings, daß man Freund seiner Freunde bleibe. Diese Worte sind von sehr weittragender Bedeutung. Vielleicht haben Ihre Leser nicht den Zusammenhang vor Augen gehabt, in dem sie entstanden sein wollen. Sie beziehen sich augenscheinlich auf Oesterreich, das uns in diesem Frühjahr einen sehr werthvollen Freundschaftsdienst geleistet hat, den man ihm hier nicht vergessen hat und den man ihm jetzt mit Zinsen heimzahlt. Als Deutschland am Ausgange des Winters von seinen Feinden im In- und Auslande der beabsichtigten Friedensstörung

Digitized by Google

geziehen wurde, als Englands Staatsmänner sich anschickten, durch ihre „Friedensmediation" Deutschland dauernd mit dem Odium des Störenfriedes zu belasten und Versuch machten, auch Oesterreich zum Anschluß an die gegen Deutschland gerichtete diplomatische Friedensaction zu bewegen, da erklärte Graf Andrassy rundweg, Oesterreich könne sich nicht an England anschließen, denn es sei besser als dieses über Deutschlands friedliche Absichten unterrichtet. Damit fiel die ganze glorreiche Vermittelung Englands in das Wasser. In Berlin aber fühlte man sich wesentlich erleichtert, und wußte dem Grafen Andrassy aufrichtigen Dank für sein zu rechter Zeit gesprochenes offenes Wort. Heute nun ist Oesterreich in schwerer Bedrängniß. Jede Lösung der bosnischen Frage scheint ihm Unheil bringen zu sollen, und wenn Deutschland ihm nicht zur Seite stünde, so wäre es nicht einmal in der Lage, seinen Interessen im Oriente gehörig nachgehen zu können. Und jetzt gerade, wo Graf Andrassy vor den Delegationen steht, Rechenschaft ablegen soll von seiner Politik, und sich zu einem längeren diplomatischen Feldzuge rüstet, da wird ihm von Berlin das tröstliche Wort, daß man dort Freund seiner Freunde ist. Man wird das in Wien heute zu schätzen wissen. Unsere Gegner aber werden anerkennen müssen, daß die deutsche Politik es gut versteht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Solidarität der Interessen der drei Kaisermächte durch ebenso loyale als wirksame Mittel zu befestigen.

Aber noch in einer zweiten, ganz anderen Hinsicht ist die Kundgebung des Reichsanzeigers bedeutsam. Sie wendet sich gegen die Behandlung, welche die neueste Phase der orientalischen Frage in der deutschen Presse erfahren hat und constatirt, daß die Reichspolitik diesen Auslassungen absolut fremd ist und daß seit mehreren Monaten officiöse Mittheilungen von Seiten irgend eines Organes des auswärtigen Amtes an irgend ein öffentliches Blatt überhaupt nicht stattgefunden haben. Ich will Ihre Leser hier nicht mit einer Auseinandersetzung darüber behelligen, was man vor wenigen Monaten mit Recht officiös nannte und was man mit Unrecht dafür hielt. Leider thut ein Theil der deutschen Presse schon mehr als genug dazu, um das Publicum durch vielfach sehr confuse und unzutreffende Auseinandersetzungen über den Begriff der Officiosität zu verwirren und zu langweilen. Aber ich möchte bei dieser Gelegenheit zur Orientirung Ihrer Leser nachdrücklichst auf die absolut feststehende Thatsache hinweisen, daß zur Zeit in keiner Zeitung der Welt sich irgend eine Zeile über äußere Politik findet, welche durch Inspiration eines deutschen Staatsmannes entstanden ist. Es ist daher vollständig müssig, aus der Haltung dieser oder jener Zeitung einen Schluß auf die Intentionen der deutschen Regierung zu ziehen. Unsere auswärtige Politik hat mit Ausnahme gelegentlicher Kundgebungen im Reichsanzeiger vollständig auf die Beihilfe der Publicistik verzichtet. Hätte man sich diese Thatsache

Digitized by Google

ſtets gegenwärtig gehalten, ſo würde manche unnütze Erregung des Publicums vermieden werden, und manches verhängnißvolle Mißverſtändniß unterblieben ſein.

Glücklicher Weiſe übt ſeit einiger Zeit die äußere Politik auf das Publicum überhaupt nicht mehr jene übermächtige Anziehungskraft aus, die in eine allgemeine nervöſe Erregung auszuarten drohte und in einzelnen Köpfen eine jedenfalls ſehr exaltirte Weltanſchauung hervorbrachte. Man iſt ruhiger geworden, theils weil der augenblicklich in der Politik dominirende Orient uns doch zu fern liegt, theils weil die innere Politik nunmehr zu neuem Leben erwacht iſt. Eine lebhafte Agitation der Freihändler und der Schutzzöllner hat ſich entfaltet. Die Thatſache, daß der nächſte Reichstag ſich mit der Berathung einer Börſenſteuer und einer erhöhten Brauſteuer zu beſchäftigen haben wird, hat alle Finanzpolitiker, welche ſich über die Steuerreformfrage hören zu laſſen wünſchen, auf die Beine gebracht. Zollfragen und Steuerfragen werden demnach das Hauptthema der Verhandlungen des nächſten Reichstages bilden. In der Zollfrage iſt augenblicklich das Panier des Freihandels kühn entrollt, während die ſchutzzöllneriſche Agitation mehr im Stillen arbeitet. Im Laufe dieſer Woche tagte hier die Conferenz der Delegirten der deutſchen Seehandelsplätze, welche ſich energiſch für weitere Entwickelung der Geſetzgebung in freihändleriſcher Richtung ausſprach; in Danzig trat eine preußiſche Provinzialverſammlung zuſammen, welche lebhaft die Beſtrebungen der Eiſenproducenten, welche in Abänderung des Reichsgeſetzes vom 1. Juli 1873 eine weitere Verlängerung der Eiſenſchutzzölle auf 3—5 Jahre erzielen wollen, bekämpfte; am 12. October endlich wird hier der ſtändige Ausſchuß des Landesökonomie-Collegiums ſich verſammeln, um zweifelsohne gleichfalls den im Reichstage erwarteten Anträgen der Eiſenſchutzzöllner von vorne herein entgegenzuarbeiten. Allem Anſcheine nach wird es heiß hergehen im Parlament, zumal nicht allein die Zollfragen, ſondern auch die neuen Steuerprojecte lebhafte Debatten veranlaſſen werden, nur mit dem Unterſchiede, daß in den Zollfragen die Majorität des Reichstages zur Regierung ſtehen wird, während in der Steuerfrage die Regierung mindeſtens eine ſehr mächtige Oppoſition vorfinden wird. Der Bundesrath iſt von dieſer Thatſache natürlich unterrichtet. Gleichwohl haben ſeine Ausſchüſſe ſich für die Börſenſteuer und für die Erhöhung der Brauſteuer erklärt, auch glaubt man, daß das Plenum des Bundesrathes dem Votum der Ausſchüſſe folgen werde. Auch ſcheint es endlich, als ob die Einführung der neuen Steuern von den Regierungen auch für den Fall beabſichtigt würde, daß für das Jahr 1876 eine Erhöhung der Matricularbeiträge nicht erforderlich ſein ſollte. Man wünſcht die Einnahmen des Reiches dauernd zu erhöhen, ganz abgeſehen von den größeren oder geringeren Bedürfniſſen der einzelnen Jahre.

Digitized by Google

Die Opposition des Reichstages wird sich voraussichtlich sowohl im einzelnen gegen die beiden Steuern richten, als auch im allgemeinen bei dieser Gelegenheit den Ruf nach einer umfassenden und principiellen Steuerreform erheben.

Ich möchte die Freunde der Historie unter Ihren Lesern bei diesem Anlaß auf ein Buch aufmerksam machen, das die Geschichte der Steuerreform in Preußen behandelt und merkwürdiger Weise gerade in dem Augenblicke erscheint, wo vielleicht die Steuerreform des Reiches vor der Thür steht. Regierungsrath Dr. Dieterici hat soeben nach umfassenden Studien im preußischen Staatsarchive einen werthvollen Beitrag zu der Geschichte der preußischen Steuerreform in den Jahren 1810—1820 erscheinen lassen. Abgesehen von dem hohen historischen Interesse des Gegenstandes ist das Werk auch für den praktischen Politiker von großer Bedeutung, da die Steuergesetzgebung des Jahres 1820 bekanntlich im wesentlichen bis auf den heutigen Tag die Grundlage des preußischen Steuersystems geblieben ist. Für den Historiker bemerke ich, daß Dieterici ein sehr bedeutendes Quellenmaterial zu Tage gefördert hat und daß er bei der Darstellung auf ein freies, selbständiges Referat verzichtend die Quellen selbst in dankenswerther Treue und Vollständigkeit mitgetheilt hat. Wir erhalten auf diese Weise nicht nur eingehende Kenntniß von den großen entscheidenden Documenten, welche die Angelpunkte der gesammten Steuerentwickelung bilden, sondern wir erfreuen uns auch des Genusses Staatsmänner wie W. v. Humboldt, Schön, Hardenberg und Hoffmann selbst zu uns reden zu hören. Die Tendenz des Buches wird gewiß von jedem Historiker wie Politiker gleicher Weise gebilligt werden, denn es hat keine andere als die: „erkennen zu lassen, daß in den Verhandlungen und Erörterungen, denen wir die Reformen unseres inneren Steuersystems verdanken, ein reicher Schatz liegt, dessen Benutzung für die Lösung der Probleme, welche unsere Zeit auf diesem Gebiete hat, nicht minder werthvoll sein dürfte, wie bloße theoretische Erörterungen". Ich sollte meinen, daß die Geschichtswissenschaft dem praktischen Bedürfnisse nicht besser entgegenkommen kann, als auf diese Weise, und daß eine solche historische Darstellung gerade im gegenwärtigen Augenblicke sehr willkommen ist. Mehr zu sagen, erstattet hier der Raum nicht. Ich hoffe aber, daß die fachmännische Kritik in Kürze von dem werthvollen Inhalte der Schrift im einzelnen Kenntniß nehmen wird. Dieselbe ruht fast durchweg auf neuem historischen Material, die Literatur konnte aber der Darstellung dieses Gegenstandes nur wenig Unterstützung gewähren.

Da ich Sie gerade auf ein Werk hingewiesen habe, das eine Seite unseres Staatslebens vom Anfange dieses Jahrhunderts vor Augen stellt, so

Digitized by Google

lassen Sie mich hier auch eines Mannes gedenken, dessen Jugend in jene Zeit fällt, der heute nach langer segensreicher Thätigkeit vom Platze seiner Thätigkeit zurücktritt. Alle Berliner und Viele im In- und Auslande werden mit lebendigster Theilnahme vernommen haben, daß der Director des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums hierselbst, Professor Dr. Bonnell, nachdem er 37 Jahre als Direktor dem Gymnasium vorgestanden hat, dieser Tage im Alter von 74 Jahren sein Amt niedergelegt hat. Director Bonnell ist in weitesten Kreisen gekannt und geschätzt als Pädagog und Gelehrter. Es wäre vollkommen überflüssig, diese Thatsache hier des Weiteren zu erörtern. Dagegen möchte ich in dem Augenblick, in dem ein so allseitig anerkannter Lehrer der Jugend von seiner langen Arbeit zur Ruhe übergeht, die wohl minder allgemein bekannte Thatsache hervorheben, daß vielleicht nie ein Lehrer die dauernde Anhänglichkeit seiner Schüler in so reichem Maaße sich erworben hat, wie der genannte Schulmann. Das Geheimniß dieser Erscheinung hat er selbst unbewußt enthüllt und erklärt an der Stelle seines eben erschienenen Abschiedsprogrammes, in der er aller seiner Schüler gedenkt und von ihnen sagt: „Viele von diesen habe ich seit den ersten Anfängen ihres Besuches unseres Gymnasiums, die meisten viele Stufen hinauf, manche bis nahe an den Abschluß ihrer Laufbahn geleitet.“ Diese schlichten Worte besagen mehr als sie scheinen. Wer die Verhältnisse des Werderschen Gymnasiums gekannt hat, und es sind viele Tausende die sie kennen, der wird sich bei diesen Worten erinnern, daß Director Bonnell ein Pädagog war, der weit hinaus über den eigentlich lehrenden Zweck der Schule, seine Schüler für das Leben zu bilden suchte, und ihnen auch später im Leben selbst stets mit Rath und That zur Seite stand. Diese eine menschliche Grundrichtung seines pädagogischen Wirkens hat ihm die dauernde Verehrung seiner Schüler in so außerordentlichem Maße gesichert. Und außerdem wie sympathisch war seine liebenswürdige, heitere und doch so tiefe Weltbetrachtung den kindlichen Gemüthern! Wer sich einen Begriff davon machen will, der werfe einen Blick auf sein Abschiedsprogramm. Ich glaube nicht, daß sich demselben so leicht etwas Aehnliches an die Seite setzen läßt. Er schildert darin in kurzen Zügen seine Laufbahn als Schüler des Werderschen Gymnasiums und als Director desselben. Die Jugenderinnerungen, die sich an sein Gymnasium knüpfen, wie überhaupt die Eindrücke aus seiner Jugendzeit, der Zeit der Franzosenherrschaft, sind mit solcher Lebendigkeit niedergeschrieben, so liebenswürdig erzählt, so einfach natürlich und doch so tief einsichtig beurtheilt, daß man ohne Weiteres begreift, daß Kinder wie Erwachsene diesem Manne anhangen mußten. Ungern sehen wir ihn scheiden. Wenn einer von den Alten geht, so ist mir immer, als wenn dies Geschlecht sie nicht erreichen würde. Sie erwuchsen in der Zeit bitterster Noth und sie bildeten sich ruhiger, darum

Digitized by Google

hielten sie aus in langer ungeheurer Arbeit. Und am Ende ihres Wirkens erscheint ihnen die Welt in so ruhigem und freundlichem Lichte, und es steht ihnen fest, daß sich alles zum Guten wenden müssen. Könnten wir dereinst glücklicher sein, als wenn wir zu demselben Ende gelangten? J.

Literatur.

Zwei neue Romane. — Wenn Einer, welcher mit den Bildern alter, guter Meister vertraut ist, aber selten Gelegenheit hat, die Werke mitlebender Maler zu sehen, in eine moderne Gemäldeausstellung geräth, so fühlt er sich zunächst ungemüthlich und rathlos. Mit den alten Bekannten verkehrte er so sicher: ihre Eigenheiten störten ihn nicht mehr und er war gewiß, nach jeder Begegnung einen erquickenden oder doch anregenden Eindruck mit nach Hause zu nehmen. Hier dagegen wirkt das Meiste befremdend und verwirrend, allmählich erst entdeckt man hinter Fehlern und Mißgriffen ein hoffnungsvolles Talent, eine bemerkenswerthe Technik oder wenigstens eine achtbare Intention. Kurz, man gewöhnt sich, auf ungestörten Genuß von vornherein zu verzichten und auch denjenigen Bestrebungen der Zeitgenossen eine achtungsvolle Aufmerksamkeit zu widmen, welche von keinem, oder doch nicht dem wünschenswerthen Erfolge gekrönt sind. Mit den Werken unserer modernen Dichter geht es ähnlich, ja ein großer Theil, und nicht der beste, hat noch ein besonderes Recht auf unsere Beachtung, insofern er nämlich wirklich gelesen wird und somit nicht nur des Dichters, sondern auch des Publicums Geschmack und Bildung kennzeichnet. Machen wir uns also mit einem Schriftsteller bekannt, dessen Erzählungen in einem der beliebtesten Unterhaltungsblätter erscheinen und, wie der Verleger sagt, in allen guten Leihbibliotheken vorräthig sind.

Johannes von Dewall, welcher, wie wir aus derselben Quelle erfahren „ein bewegtes Leben in den Kreisen der vornehmen Welt geführt und so ungemein anziehend und anregend aus jenen Sphären zu erzählen weiß", beginnt sein neuestes Werk „Ein Frühlingstraum" (Stuttgart, Hallberger) mit folgendem Erfahrungssatz: „Es giebt in unserm Dasein Augenblicke, welche sich dem Gedächtniß so lebhaft einprägen, daß man sie niemals wieder ver-

Digitized by Google

gißt" —! Dieſe Augenblicke werden ferner mit Bojen und Schifferzeichen verglichen, dann heißen ſie farbige Bilder, drittens helle und dunkle Blumen, viertens Sternbilder, fünftens liebe, traute Bekannte, welche den Dichter nicht nur anlächeln, ſondern auch anduften. So viel über den Stil. Die Charakteriſtik der handelnden Perſonen iſt ebenſo klar wie tief. Natürlich gehören ſie der vornehmen Welt an, in welcher der Dichter ein bewegtes Leben geführt hat, und ebenſo ſelbſtverſtändlich befindet ſich unter ihnen ein Legationsſecretär. Von ihm heißt es unter anderm: „Uebrigens lag ſonſt über ſeiner ganzen Perſönlichkeit ein gewiſſes vornehmes Air ausgegoſſen, und wenn er bisweilen ſich belebte oder lächelte, dann gewann er ſichtlich und konnte ſogar für einen ſchönen Mann gelten. Sein Anzug war von tadelloſer Eleganz und hatte jenen gewiſſen engliſchen Schnitt, den kein Bekleidungskünſtler des Continents völlig nachzuahmen verſteht." Auch jenen gewiſſen vornehmen Geſellſchaftston weiß der Dichter meiſterhaft zu treffen und es kommt ihm dabei beſonders zu ſtatten, daß er wenigſtens zwei fremde Sprachen mit überraſchendem Geſchick beherrſcht. Ausdrücke wie Good evening! — Comment vous portez-vous? — shocking — enfant terrible verwendet er mit ſtaunenswerther Sicherheit, ja zuweilen wagt er ſogar: C'est bien commode und comment allez-vous aujourd'hui?! — Der Inhalt des Romans iſt folgender. Der Erzähler wird als Verwundeter in einem „vornehmen" Hauſe gepflegt, in welchem ſich ein langweiliger Engländer und ein verlebter alter Franzoſe um eine junge Dame bewerben, welche eigentlich Ruſſin iſt. Er verliebt ſich in dieſe und erkältet ſich dabei, gerade als er das junge Mädchen und der Franzoſe die Familie für ſich gewonnen haben, und während er krank iſt, verſchwindet die ganze Geſellſchaft. Dies Alles ſchildert der Verfaſſer auf 139 Seiten, obgleich er allein zwei Zeilen mit den Worten füllt:

„Es klopfte. Ich rief herein.

Frau von Ivernois erſchien im Rahmen der Thüre."

Uebrigens würde er auch in ſeiner Darſtellung kaum ſoweit kommen, wenn er nicht fortwährend einen kleinen, altklugen, franzöſiſchen Backfiſch reden ließe, welcher wiederum in den Erzähler verliebt iſt. Dieſe Figur iſt nicht ganz neu, doch immerhin amüſant, und der Leſer iſt nicht gerade überraſcht, wenn er ſie im zweiten Theile als wohlerzogene, liebenswürdige junge Dame wiederfindet. Um ſo mehr iſt es der Held des Romans, der ſich natürlich ſofort wieder in ſie verliebt. Dies neue Verhältniß iſt ganz anmuthig, aber es muß noch die Probe beſtehen und dazu erſcheint die alte Geliebte als verheirathete Frau und raffinirte Coquette und wirft ſich dem

Digitized by Google

Helden in die Arme. Er besteht die Versuchung glänzend und somit sind alle Ehehindernisse überwunden. Das ist alles. Unerklärt bleibt dabei nur, wie ein solches Buch Leser findet. Man muß sich dabei folgendes vergegenwärtigen. Die meisten Romane dieser Art erscheinen in Tagesblättern oder Wochenschriften, sie werden also stückweise genossen; wenn man den Raum der meisten Feuilletons ansieht, möchte man sagen, schnittweise, wie Cervelatwurst; ferner lesen die Damen, für welche diese Gattung der Poesie besonders bestimmt ist, gewöhnlich eine ganze „Journalmappe" auf ein Mal, sodaß sie also wöchentlich einen ganzen Salat verschiedener Romanfragmente zu sich nehmen. Bedenkt man endlich, daß dieser Lectüre vorwiegend die Stunden nach Tisch gewidmet sind, so wird man begreifen, daß durch die Vermischung der verschiedenen Romanfiguren und -motive ganz unberechenbare Wirkungen hervorgebracht werden, Wirkungen, von denen ein ernsthafter Leser jedenfalls keine Ahnung hat, und daß ein solcher Leser gut thut über derartige Bücher, namentlich wenn sie von Damen gelesen werden, sich jeglichen Urtheils zu enthalten, was denn auch für uns das Beste sein wird.

Es wäre ungerecht, mit diesem Werke Hans Hopfens „Juschu" (Stuttgart, Hallberger) zu vergleichen. Die Geschichte ist einfach, um nicht zu sagen dürftig, aber die Charakterzeichnung des Helden und seiner Umgebung durchaus lebendig und eigenthümlich. Karl Ellhorn, der jugendliche Streber von seltener Begabung und großer Willenskraft, welchen die Eitelkeit schließlich zum gemeinen Egoisten macht, ist eine Figur von überzeugender Wahrheit. Ellhorn ist junger Arzt in Wien und von einem reichen Onkel als Stolz seiner Familie zum Erben eingesetzt. Man verlangt von ihm, daß er eine Jugendliebe, ein Mädchen von zweifelhaftem Rufe, aufgiebt, und dieser Forderung, welche sein Selbstbewußtsein beleidigt, widersetzt er sich, bis er enterbt wird. Sein Aerger wendet sich nun gegen das arme Mädchen, er erinnert sich plötzlich ihrer leichtsinnigen Vergangenheit und mißhandelt sie erbarmungslos, bis die Arme, welche ohne seine Liebe nicht mehr leben kann, sich erschießt. Dann versöhnt er sich mit seiner Familie und will eben zur Verlobung mit einer reichen Erbin fahren, als der Revolver, mit welchem die Geliebte sich getödtet, zufällig in seiner Hand sich entladet und seinem Leben ein Ende macht. Wie man sieht, ist in diesem Revolver die Nemesis etwas auffällig verkörpert und der Verfasser sucht diesen Gedanken noch dazu durch eine ganz überflüssige und störende Mystik besonders hervorzuheben. Doch betrachten wir zunächst die Umgebung des Helden: drei junge Mediciner und einen Schauspieler, dessen Tagebuch die Form der Erzählung giebt. Auch diese Figuren sind lebenswahr und eigenartig, aber die ganze Gesellschaft ist, wie der Held, unreif, ohne festes sittliches Urtheil, selbst der Erzähler schildert sich in seinen Theaterverhältnissen als einen ziemlich schwachen Charakter,

Digitized by Google

dabei ist seine Betrachtungsweise zuweilen recht trivial und schließlich geräth er gar in ein bedenkliches Verhältniß zur Geliebten Ellhorns; geradezu widerwärtig ist es, wie er der Verlassenen ganz treuherzig den Vorschlag macht, ihn bis auf Weiteres als Geliebten anzunehmen. Kurz, der Gesammtton des Bildes ist häßlich und unrein. Es mag sein, daß in diesen jugendlich unklaren Persönlichkeiten ein bestimmter Kreis der modernen und insbesondere der Wiener Gesellschaft recht anschaulich geschildert ist, aber der Dichter muß sich sagen, daß ein Kunstwerk, welches diese Sphäre nicht überragt, weder befreiend noch erhebend wirken kann. Oder hat er absichtlich den Hintergrund so trübe in gebrochenem Lichte gemalt, damit die Figur des jungen Mädchens, dessen Namen die Erzählung trägt, sich in ihrer eigenthümlichen Anmuth davon abheben könne? Allerdings ist diese Juschu eine rührende Gestalt. Leichtsinnig und lustig lebt sie dahin, wie tausend Andere im lustigen Wien. Da hat die scheinbar aufopfernde Treue des jungen Arztes die Tiefen ihres Herzens geöffnet: in demüthiger Dankbarkeit, in tiefer Sehnsucht, gut zu sein und zu bleiben, hat sie ein neues Dasein auf seine Liebe gegründet, und wie sie nun von ihm verlassen ist, sucht sie vergebens noch einmal leichtsinnig und lustig zu sein und es bleibt ihr nichts als der Tod. Merkwürdigerweise ist gerade bei dieser Figur ein eigenthümlicher Fehler in der Darstellung gemacht: die junge Wienerin reflectirt über ihr Schicksal in einer Sprache, welche durch den Verkehr mit den halbgebildeten Medicinern durchaus nicht erklärt werden kann. „Was für Alle gut sein soll, das muß auch für mich gelten. Und was für mich nicht gilt, von dem darf ich denn doch annehmen, daß es auch nicht für Andere gilt. Jeder ist für sich der Repräsentant seiner Gattung.“ Was das arme Mädchen schließlich beweisen will und auch durch ihren Tod erhärtet, ist der alte Satz: Jede Schuld rächt sich auf Erden. Es scheint fast, als ob der Dichter dies vor Allem hervorheben wollte und dadurch veranlaßt wurde, sowohl in diesen Reflexionen wie auch in der mystischen Einführung des Revolvers seine sonst nur allzu realistische Darstellungsweise zu verlassen. Jedenfalls zeigt sich auch in diesen Fehlern das Werk Hopfens als eine ernsthafte, wenn auch im Ganzen nicht gerade erfreuliche Arbeit. C. A.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 1. October 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Hamletfrage.

Von Karl Hebler.

„Hamlet und ein Ende!“ — rufen und preisen jetzt aller Orten die Schüler des Herrn Professor K. Werder in Berlin, und ich meinerseits bin überzeugt, daß auf die Art nimmer ein Ende würde, daß dasselbe aber in der Hauptsache längst greifbar vorliegt. Das Beweisen in solchen Dingen hat zwar seine Grenzen; hier ist aber kein anderer Rath, als zu beweisen so viel und so gut, wie man nun eben kann, und das Mangelnde durch Alles eher, als durch Keckheit oder Unglimpf, ersetzen zu wollen. Hievon abgesehen, wird die Verständigung über unser Drama, wie über so manches Dichterwerk, wohl am meisten durch die Neigung erschwert, irgendwelche Seiten, die der Stoff an sich darbieten mag, wo möglich bisher verborgen gebliebene, gelten zu machen, anstatt sich ausschließlich um diejenige Seite zu bekümmern, von welcher der Dichter den Stoff angesehen hat und hat angesehen wissen wollen; und die braucht man heute bei einem, wenigstens seit hundert Jahren allbekannten, so wirksamen und vieldurchforschten Bühnenstücke vermuthlich nicht erst zu entdecken, sondern wohl eher gegen vermeinte Entdeckungen in Schutz zu nehmen. Eine Erwiederung von mir in diesem Sinne ist schon zu Anfang August 1874 in der zweiten Ausgabe meiner „Aufsätze über Shakespeare“, auf die ersten Veröffentlichungen Herrn Werder's in den „Preußischen Jahrbüchern“ hin, erschienen: ein halbes Jahr nach meiner Antwort hat Herr Werder seine Vorlesungen über Hamlet vollständig und in Buchform herausgegeben, ohne daß er darin auch nur die gröbste der ihm von mir nachgewiesenen Entstellungen meines Textes berichtigt hätte, was sich freilich nicht wohl hätte thun lassen, ohne noch einige weitere Grobheiten zu streichen und den schauspielerischen Abgang einer Vorlesung zu schwächen. Dieses Verhalten des Meisters, um zu schweigen von einem das Publicum väterlich „warnenden“ Schüler, zeigt meinem Leser, daß ich keiner neuen Selbstvertheidigung nach dieser Seite hin bedarf. Ich will aber jetzt, ohne solche Absicht, meine Be-

Digitized by Google

denken gegen die Deutung eines der wichtigsten Monologe durch Herrn Werder etwas weiter ausführen, weil sie mir geeignet dazu scheinen, die ganze Hamletfrage in der Kürze, die einem größern Leserkreise genehm sein mag, und doch zugleich mit der schicklichen Gründlichkeit, darzulegen und zu beantworten.

Das Haupträthsel ist immer dieses: warum der Held seine Aufgabe nicht besser, nicht ohne so unsägliches neues Leid für sich selbst und Andere zu lösen vermag; und man streitet heute namentlich darüber, ob dieses Nichtkönnen ein subjectives, auf einer persönlichen Unzulänglichkeit beruhendes, oder ein objectives, durch die Natur der Aufgabe und die Lage der Dinge erzwungenes, sei. Das Erstere ist die Ansicht Goethe's gewesen; das Zweite ist die Aufstellung Herrn Werder's, unter Vortritt der Herren Klein und Levinstein, wie denn der neueste Hamletkritiker überhaupt mehr neu als Neues sagt.

Der Meinung Goethe's mich anschließend, und nur den Grund jener Unzulänglichkeit etwas anders fassend, habe ich diesen in der mangelhaften Mischung von Blut und Urtheil nachzuweisen versucht, wovon im Stücke selbst die Rede ist. Wie auch die ästhetische Theorie sich damit abfinden mag: ein Naturfehler, ein „Naturmaal", nicht eine sittliche Schuld ist es, was diesen Helden zu Falle bringt, der Nichts verabsäumt, um der Schwäche Herr zu werden. Ich brauche jedoch meine rückhaltlose Anerkennung der geistigen, auch sittlichen, Größe des Prinzen, mein Urtheil über sein Verfahren gegen die Geliebte und die zwei falschen Freunde, sowie noch Anderes, um so weniger zu wiederholen, als dieß zu großem Theile bereits durch meinen Gegner in seiner Weise geschehen ist. Ueberall das beste und entschiedenste Wollen, aber zugleich in der Einen, höchsten, Aufgabe seines Lebens ein unglückseliges persönliches Nichtkönnen des Gewollten; zwar nicht ein gänzliches Nichtkönnen, er vollbringt ja letztlich das Werk, aber er kann's nicht zur rechten Zeit und auf die rechte Art, nicht in dem Sinne, wie er an dem Schauspieler preist: der kann's!

Begreiflich hat Herr Werder nun das Bedürfniß empfunden, zu seinen Gunsten eine noch viel schlagendere Aeußerung des Helden, als die für Goethe sprechenden, aufzubringen, und er hat sie entdeckt gerade an einem Orte, wo wir Andern die bitterste Selbstanklage und mithin ein gewichtiges Zeugniß für die entgegengesetzte Meinung lesen, wenn gleich jene übertrieben ist, und auch nur in dem so eben von mir begrenzten Sinne behauptet werden darf, daß die „Schuld" an dem Helden liege. Ich rede von dem Monolog am Schlusse des zweiten Acts. Nun wohl! es sei hier mein ganzes Spiel auf diese einzige Karte gesetzt! Es wird so vielleicht auf's Kürzeste vorläufig wenigstens Einem Hamlet, dem meinigen oder einem andern, ein Ende gemacht.

Digitized by Google

Der Kunſtgriff Herrn Werder's beſteht darin, die Selbſtanklage des Helden in eine bloße „Klage über ſeine Situation" umzudeuten; Hamlet ſelbſt erkläre uns ja, daß er „Nichts ſagen könne", geſchweige thun, und daß er „ſein Herz mit Worten nur", wie dieſe monologiſchen, „entladen müſſe". Das erklärt er uns freilich, und ich laſſe mir auch das vom Ueberſetzer hinzugefügte „nur" gefallen; aber eine Entſcheidung darüber, ob das Nichtkönnen, beziehungsweiſe Nichts-Beſſeres-können, ein ſubjectives oder ein objectives ſei, auch nur von Hamlet ſelbſt für das Eine oder das Andere gehalten werde, liegt in dieſen Worten nicht; ſogar wenn er ein objectives Nichtkönnen behauptete, verſtände er darunter wohl nur ein Noch-nicht-können, von welchem es ſich denn fragen würde, ob er es nicht als ein ſelbſtverſchuldetes und alſo inſofern doch wieder ſubjectives betrachte. So beſchaffen iſt Herrn Werder's ſtärkſter, von ihm ſelbſt am meiſten betonter, Beweis für ſeine ganze Anſicht, über den einer ſeiner Anhänger hat drucken laſſen: das Ueberſehen jener Stellen ſei „unter ſo vielem Erſtaunlichen das Erſtaunendſte in der Geſchichte der Hamletkritik". Ich ſtaune ebenfalls, aber über etwas Anderes.

Die Entſcheidung liegt erſtlich in der beſchämenden Selbſtvergleichung mit dem Schauſpieler, welchem Hamlet das, was er ſelbſt nicht kann, zutraut zu können. Zweitens darin, daß, ermuntert durch dieſen Spieler und mit deſſen Hülfe, auch er eben jetzt etwas und zwar ſofort recht Bedeutendes zu thun ſieht: die Prüfung und das heißt zugleich Herausforderung des Königs durch das Schauſpiel; ja zu thun bereits begonnen hat: das Schauſpiel iſt ſchon beſtellt. Die Selbſtanklage und Selbſtanſpornung behält dennoch oder vielmehr ebendeswegen, weil er nämlich das Verſäumte jetzt nachholen will, ihren guten Sinn. Und die Ueberzeugung, daß er ſich ſchlecht auf ſeine unabweisbare Aufgabe verſtehe, iſt ihm mit Recht kein Grund, ſich ihr zu entziehen. Hingegen darüber, daß man Etwas nicht kann, was man für objectiv unmöglich erkennt, pflegt man nicht in demſelben Augenblicke, wo man dieſe Einſicht ausſpricht, ſich anzuklagen oder auch nur zu beſchimpfen. Und „pfui d'rüber! d'ran, mein Kopf!" ruft nicht leicht Jemand aus, der weiß, daß er mit ſeinem Kopfe gegen eine Felswand rennen würde; auch die Philoſophie kennt zwar einen Satz: du kannſt, denn du ſollſt, nicht aber, wie Herr Werder will (S. 167): du kannſt nicht, aber ſollſt.

. Wir werden uns die Selbſtanklage um ſo weniger abſtreiten laſſen, wenn wir ſehen, was für Auslegerkünſte Herr Werder beiſpielsweiſe in dem folgenden Falle nöthig findet, um dieſelbe aus dem Text zu ſchaffen. Auch die gröbſten Mißhandlungen (Einſchlagen des Schädels, Ausraufen des Barts, Zwicken an der Naſe u. ſ. w.) würde ich ruhig hinnehmen, ſagt Hamlet, denn

Digitized by Google

es ist nicht anders:
Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle,
Die bitter macht den Druck, sonst hätt' ich längst
Des Himmels Geier gemästet mit dem Aas
Des Sklaven.

Dieß müssen wir nach dem neuen Ausleger (S. 122 ff.) so verstehen: selbst die gröbsten Mißhandlungen würde ich, wenn gezwungen durch objective Nothwendigkeit („um der Noth meiner Sache, um der Pflicht meiner Aufgabe willen"), mir gefallen lassen, nur aus diesem Grunde hege ich Taubenmuth und leide ich an Gallenmangel, oder vielmehr benehme ich mich nur so, als ob dieß der Fall wäre, denn in Wahrheit kostet es mich ungeheure Selbstbeherrschung — sonst hätte ich die Rache längst vollzogen! Ich behaupte, dieß heiße, nicht einen Text auslegen, sondern ihn foltern und strecken, bis daß Maleficant bekennt, was Inquirent hören will; und gerade hier schilt Herr Werder auf die bösen „Kritiker", die sich jenes Nasenzwicken u. s. w. gegen Hamlet selbst erlaubt haben sollen. Der ungequälte Hamlet sagt hier doch ganz unbestreitbar: meine bisherige Unthätigkeit beweist, daß ich den Muth (die „Leber") einer Taube und keine Galle habe, und mir daher sogar das Aeußerste von persönlicher Kränkung bieten lassen würde. Herrn Werder genügt auch dieß nicht, daß alle die von Hamlet aufgezählten Mißhandlungen solche sind, welche wo möglich noch unleidlicher, als die ihm durch den König widerfahrenen, erscheinen, unmittelbare und augenblicklichen Widerstand hervorrufende Angriffe auf die eigene Person; er meint, es sei von neuen Mißhandlungen die Rede, die ertragen zu müssen dem Prinzen aus seiner Lage gegenüber dem Könige entspringen möchte, welcher jenen einmal buchstäblich an der Nase zwicken lassen könnte. Nebenbei scheint unser Ausleger das „denn" vor „es ist nicht anders" übersehen zu haben, wie es auch in der von ihm benutzten Uebersetzung fehlt. Diese Bemerkung wird er mir nicht mit dem Trumpfe stechen wollen, daß es im Original noch genauer heiße: „denn es kann nicht anders sein"; dieß geht nicht auf die „objective Nothwendigkeit", sondern besagt im Gegentheil: wer so geduldig ist, muß eine Taube sein.

Und hiemit könnte ich eigentlich schließen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, alle Gerechtigkeit gegen meinen Gegner zu erfüllen. Dieser aber meint, Hamlet glaube nicht, daß an seinem (Hamlet's) Platze der Schauspieler es besser machen würde, sondern beneide ihn nur um die Bühnenfreiheit, und denke sich seine eigene Rolle ebenso, wie die in dem Trojanerstücke, als eine von demselben nur gespielte. „Der Schauspieler, der kann sagen, von Priams' Tod und Hecuba's Leid, die ihm Nichts sind, — so erschütternd und hinreißend sagen! Hätte der sein Stichwort und seinen Ruf zur Leidenschaft, der würde die Bühne in Thränen ertränken, den Schul-

Digitized by Google

digen zum Wahnwitz treiben u. ſ. w. — weil der in der Freiheit des Schauſpielers, der objectiven, agiren kann! Aber er, Hamlet, kann das nicht! kann kein Spiel, ſondern müßte eine Wirklichkeit aufführen" ꝛc.

Ich gebe zu, das eine und andere einzelne Wort klingt dieſer Deutung günſtig:

> Was iſt ihm Hecuba, was iſt er ihr,
> Daß er um ſie ſoll weinen? Hätte er
> Das Merkwort und den Ruf zur Leidenſchaft
> Wie ich: was würd' er thun? Die Bühn' in Thränen
> Ertränken ꝛc.

Vermuthlich bilden die Ausdrücke „Merk-" oder „Stichwort" und „Bühne" Herrn Werder's hieſige Streitmacht, etwa noch mit dem Hülfscorps der verblüfften Umſtehenden, die er auf bloße Theaterbeſucher deuten wird. Aber „Stichwort (cue)" wird in dem Dutzend Stellen der Shakeſpeare'ſchen Dramen, wo es vorkommt, noch häufiger in einem uneigentlichen, als im eigentlichen, Sinne gebraucht, von irgend einem Aufruf zum Reden oder Handeln (z. B. König Heinrich V., III, 6; Othello, I, 2), und kann auch hier ganz füglich daſſelbe ſein wie der ihm ohnehin zugeſellte „Ruf", d. h. Grund (motive), oder von dieſem höchſtens ſo verſchieden, wie der Grund oder Anlaß zur Kundgebung einer wahren Leidenſchaft vom Grunde zu dieſer ſelbſt. Spricht Hamlet doch zunächſt von ſeinem eigenen Stichwort. Auch reden, ſo viel mir bekannt iſt, die Schauſpieler nicht von Stichwörtern zu — Leidenſchaften. Dafür ſodann, daß auch die „Bühne" wenigſtens nicht einen ernſthaften Antheil des Spielers an der dargeſtellten Handlung ausſchließt, wird Niemand einen Beweis verlangen. Herr Werder ſelbſt bedient ſich in Betreff Hamlet's des Ausdruckes: er müßte eine Wirklichkeit „aufführen".

Vielleicht findet Herr Werder ſeine Annahme, daß Hamlet hier an ein bloßes Spiel denke, um ſo wahrſcheinlicher, da derſelbe ein ſolches aufführen laſſen im Begriff ſtehe. Nein, wahrlich nicht wieder ein bloßes, ſondern höchſt ernſthaftes Spiel! wozu alſo unſere Stelle ebenſo gut ſtimmt, wenn ſie von einer ernſthaften Verſetzung des Spielers in Hamlet's Lage redet. Der Letztere wird zu einem ſo entſcheidenden Schritte ſehr natürlich durch den Gedanken angefeuert, was für ein viel beſſerer Held doch ein Anderer in völlig gleicher Lage wäre; und vermag er nicht ſich in den Andern, den Spieler, zu verwandeln, ſo kann dieſer wenigſtens als ſolcher, ohne aus ſeinem Kreiſe herauszutreten, ihm Hülfe leiſten. Ein Programm des kleinen Schauſpiels kann unſere Stelle ſchon darum nicht heißen, weil dort kein Hamlet auftritt, ſondern nur der wirkliche Hamlet durch den geſpielten König dem wirklichen Könige den Spiegel vorhält.

Hat Herr Werder beſſere Gründe für ſeine Anſicht, als die von mir

aus Gefälligkeit errathenen, so mag er sie vorbringen; sonst werden wohl di nun anzuführenden Gegengründe das Feld behaupten.

Nach der neuen Auslegung sagt offenbar der Hamlet im Drama zu sic selbst: „ein Hamlet im — Drama würde doch ein ganz anderer Kerl sein als ich!“ Und dieß würde, wenn man mir erlauben will, ihm auf einen Augenblick die Einsicht, daß er ein dichterisches Geschöpf ist, zu leihen, um also in den Ohren des Dichters ohne Weiteres, so lauten: „wie Schade, daß mich guten Stoff kein besserer Poet in die Hände bekommen!“ Wo aber wohl Shakespeare im eigenen Namen die Antwort bereit hätte auf den ersten Ausruf: „da bist du sehr im Irrthum, wenn du meinst, mit der Verpflanzung auf die Bühne, als wenn du nicht schon droben ständest, wäre dir geholfen!“ Und auf den zweiten: „was sich aus dir undankbarem Menschen mit deiner Aufgabe, deinen Anlagen und in deinen Umständen machen ließ, das habe ich redlich geleistet, wie die Leute selbst, die dir solche Flausen in den Kopf gesetzt haben, ungebeten mir testiren!“

Aber außerdem, daß unser Held selbst eine Bühnenperson ist, was der Zuschauer nicht vergessen wird — was kann man sich unter einem von Hamlet beneideten bloßen Hamletspieler Kluges denken? Vor Allem ist die lächerliche Vermuthung fernzuhalten, daß der Königssohn seinen Beruf verfehlt zu haben glaube und sich Etwas auf schauspielerische Begabung zu Gut thue. Auch Herr Werder läßt ihn den Spieler nicht wegen seines Berufs im Allgemeinen, sondern nur als Hamletspieler beneiden, weil der sagen dürfte, was ihm, dem wirklichen Hamlet, verwehrt sei. Das könnte nun aber natürlich nicht ein Burbage, nicht ein Hamletspieler im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes sein; gerade der würde uns ja sagen, daß er Nichts sagen könne. Der Spieler müßte einen andern, mehr sagen könnenden, Hamlet darstellen, müßte also seine Rolle erst „creiren“, sie auch als Dichter erst creiren, oder sie sich von einem Dichter creiren lassen. Ich möchte ihm aber nicht rathen, hiefür London, Southwark ....., bei Herrn William Shakespeare anzuklopfen. Denn der hat uns durch Herrn Werder eröffnen lassen, daß sein Held aus objectiven Gründen Nichts sagen könne und dürfe; ein mehr sagender Hamlet würde ihm also erst recht nichtssagend und thöricht vorkommen. Man lasse nicht unbemerkt, daß Gleichheit der Lage für den wirklichen und den gespielten Hamlet von Herrn Werder vorausgesetzt werden muß, nur daß eben auch die Lage dort eine thatsächliche, hier eine bloß angenommene ist; sonst wäre ja der Spieler zwiefach begünstigt und verdankte seinen Vorzug nicht allein seinem Beruf. Da nun weiter der Hamlet des Herrn Werder jene Meinung seines Dichters von der objectiven Unmöglichkeit theilt und eben hier ausspricht, so wird auch er nicht an demselben Orte seinen mit der gleichen Aufgabe belasteten und in der gleichen Lage befindlichen Doppelgänger für günstiger gestellt

Digitized by Google

erklären — als ob man etwas an sich Unmögliches und dafür Anerkanntes nur für etwas auf der Bühne Vorgehendes anzusehen brauchte, um es dennoch möglich zu finden. Offenbar könnte Hamlet ohne allzu große Ungereimtheit seinen Spieler, selbst als solchen, nur dann beneiden, wenn er ihn in Gedanken entweder hinsichtlich der Lage, und zwar schon in der Dichtung, nicht erst auf der Bühne, bevorzugte, oder ihn eine zur Lösung, auch zur realen Lösung, der Aufgabe geschicktere Persönlichkeit darstellen ließe. Es ist aber klar, daß jede dieser beiden Aenderungen genügen würde, auch den wirklichen Hamlet eine befriedigendere Rolle spielen zu lassen. Und so sagt dieser, da er nun einmal den Fehler bei sich selbst findet, mit Recht lieber gerades Weges — ohne den Quergedanken an die freie Bühne, vielmehr mit Absehen von dem unterscheidenden Beruf des Schauspielers —: das ist es, was mir mangelt, die Fähigkeit, so, wie nicht nur dieser Spieler es thut, sondern wie es auch mir zu meinem Zwecke nöthig wäre, das Innere in ein Aeußeres umzusetzen! Ganz gemäß der gewöhnlichsten und zugleich verständigsten Art, zwei Personen in Bezug auf Leistungsfähigkeit mit einander zu vergleichen; man fragt: was würde die eine am Platze der andern thun? und nicht: was würde jene an ihrem andern Platze thun?

Nicht das ist es, was Hamlet in unserm Monolog beklagt, daß er zu handeln, nicht zu spielen hat! Ach nein! sondern daß er gegenüber dem Schauspieler, der seine Sache so ernsthaft nimmt, und also ohne Zweifel noch viel größern Ernst aufbieten würde, wenn es wirklich Ernst gälte, sich selber wie ein bloßer Spieler, ein mit seiner Aufgabe Tändelnder, vorkommt! Und nicht darüber seufzt er, daß er nicht eine „nur geträumte", sondern eine wache Leidenschaft zu bethätigen hat! Ach nein! sondern darüber, daß er sich gestehen muß, er würde neben dem Künstler, wenn dessen Leidenschaft geweckt wäre, als elender „Hans der Träumer" dastehen!

Man mag den Text anfassen, wo man nur will, fast jede Zeile empört sich gegen die Gewaltthat des neuesten Einlegers:

Hamlet beginnt mit der Frage: Ist's nicht erstaunlich (monstrous), daß ein Schauspieler so Großes verrichten konnte? Aber daß ein Schauspieler Spielfreiheit besitzt, während ein reales Menschenkind sich ihrer nicht erfreut, daran ist gar nichts Erstaunliches, nichts Monströses; wohl aber muß dieß in Hamlet's Augen die Ueberlegenheit sein, welche er in seiner eigenen Sache dem ersten besten tüchtigen Schauspieler zuzuerkennen sich gedrungen fühlt.

Es werden von Hamlet auch wirklich mit keinem Worte die Freiheit des Spielers und die eigene Gebundenheit, wohl aber sehr nachdrücklich und ausführlich die Fertigkeit desselben und die eigene Unfertigkeit einander entgegengestellt. Dieß wäre verkehrt, wenn es dem Redenden um jenen und nicht um diesen Gegensatz zu thun wäre, d. h. wenn er sagen wollte, daß seine eigene

Digitized by Google

Noth eine objective sei. Herr Werder hat überhaupt auch immer *seine* liebe Noth damit, Solches, was im Text steht, wegzuschaffen, und hinwieder zu erklären, warum Manches fehlt, was wir Andern gar nicht vermissen. Dieß Beides gilt auch in Betreff der criminalistischen Forderung eines förmlichern Bekenntnisses von dem Verbrecher, als das ihm durch das kleine Schauspiel abgewonnene, welchem wir doch Hamlet nachher nicht Vervollständigung, sondern nur noch praktische Folge zu verschaffen bemüht sehen. Man lasse sich nur nicht in unserm Monolog durch ein von Herrn Werder (S. 119) seltsam betontes Wort der Schlegel'schen *Uebersetzung* einschüchtern: Schuldige, bei einem Schauspiel sitzend . . . haben „sogleich zu ihren Missethaten sich *bekannt*"; denn Hamlet fügt hinzu: „da Mord auch ohne Zunge mit höchst wunderbarem Organ spricht", und hat nur gesagt: „sogleich ihre Missethaten *verrathen*" (proclaim).

Man beachte ferner den Gegensatz zwischen der „bloßen Dichtung (but a fiction)", der nur „geträumten Leidenschaft (a dream of passion)" des Spielers, „um Nichts", „um Hecuba", und dem, was ihm von Hamlet nachher geliehen wird: „dem Motiv und dem Stichwort zu Leidenschaft, welches ich habe (the motive and the cue for passion that J have)." Hier ist von der Vertauschung einer bloßen Rolle, nicht gegen eine zweite, sondern gegen Etwas, das mehr ist als bloße Rolle, die Rede. Unter dem Motiv und Stichwort kann auf Seiten Hamlet's schlechterdings nur das von ihm Erduldete, sammt den darin liegenden Anreizen zu einem entsprechenden Handeln, verstanden werden; der Satz: „hätte er das Motiv . . . welches ich habe" heißt also so viel als: hätte er das Gleiche, wie ich, erduldet. Wenn Herr Werder ebenfalls betont: „*sein* Stichwort und *seinen* Ruf zur Leidenschaft", so kann doch er dieß folgerichtig nur so verstehen: Stichwort und Ruf zum Spiele *seiner Leidenschaft*, als wenn das Relativum (that) auf Leidenschaft ginge, was im Original schon durch das Fehlen des Artikels vor diesem Worte ausgeschlossen ist. Die älteste Ausgabe hat an der Stelle von „das Motiv . . . welches ich habe" genau das so eben von mir dafür Eingesetzte: „meinen Verlust" —

> Was würd' er thun, wenn mein Verlust ihn drückte?
> Sein Vater umgebracht, die Kron' entrissen
> (What would he do and if he had my losse?
> His father murdred, and a Crowne bereft him).

Ueberhaupt sind hier keine Bühnenausdrücke: es heißt nicht, der Spieler würde „die Bühne in Thränen ertränken", sondern, er würde „alle seine Thränen in Blutstropfen verwandeln"; und wo man die Erwähnung der Zuschauer erwarten könnte, ist von „den Umstehenden (the standers by)" die Rede. Um meiner Deutung diese, zwar entbehrliche, Bestätigung zu rauben,

Digitized by Google

müßte Herr Werder entweder bestreiten, daß diese Worte oder gleichbedeutende jemals aus Shakespeare's Feder geflossen seien, oder behaupten, der Dichter habe späterhin nicht bloß die Einkleidung verschönert, sondern auch den Sinn wesentlich geändert. Das Erstere will ich abwarten. Das Zweite würde nichts Geringeres in sich schließen, als daß Hamlet zuerst gemeint habe, der Spieler würde in der gleichen Lage, wie er, „können", nachher aber: durchaus nicht, sondern nur auf der Bühne; der Dichter hätte also erst nachderhand, in einem Winter kritischen Mißvergnügens, die ursprünglich subjective Unmöglichkeit zu einer objectiven erhöht — was ohne Zweifel mehr ist, als mein Gegner zu verfechten Lust hat.

Ich möchte doch auch wissen, was für einen dramatischen Erfolg sich Herr Werder davon verspricht, wenn dereinst auf der Berliner Hofbühne *sein* Hamlet, den Spieler höchlich bewundernd, ausruft: „er würde den Schuldigen zum Wahnwitz treiben!" Der unbefangene Zuschauer kann unter diesem Schuldigen nur einen solchen verstehen, zum mindesten in erster Linie, der sich zu dem Schauspieler ebenso verhielte, wie Claudius zu Hamlet. Wenn nun der Schauspieler ein bloßer Spieler ist und bleibt, so ist es auch sein Partner. Ein großartiger Erfolg: mit seiner Kunst einen armen Komödianten und Collegen verrückt machen!

Die ganze Frage endlich: er, der um Hecuba weint, die ihm Nichts, und der er Nichts ist, was würde er mit *meinem* „Stichwort" thun? sie wäre doch über die Maßen schwach, wenn sie besagte: was würde er thun, wenn er meine Rolle zu — spielen hätte? Je nun, er würde eben auch wieder weinen um Nichts und wieder Nichts, da die Familie Hamlet's ihn so wenig angeht, als die des Priamus. Ganz anders, wenn wir's so verstehen: was würde er erst dann thun, wenn er sich, und zwar ernsthaft, in meinem Falle befände? Hierauf ist nur Eine Antwort möglich, eben die, welche vorliegt, und welche also hinwieder für meine Auffassung der Frage zeugt, da sie mit der andern sich nicht reimt: die Wirkung auf den Spieler selbst wie auf seine Umgebung würde eine noch viel mächtigere sein, er würde „die Bühne in Thränen ertränken" („alle seine Thränen in Blutstropfen verwandeln") u. s. w. Hat Herr Werder die in diesen und den darauf folgenden Worten liegende gewaltige Steigerung nicht bemerkt? Ich wüßte ihm freilich gegen sie nur Eine, und nicht lang vorhaltende, Hülfe: er könnte behaupten, es finde hier eine Selbsttäuschung Hamlet's statt, der natürlich seinen eigenen Fall tragischer nehme, als den fremden. Ja, ja, wenn es nur immerfort darauf ankäme — was Herr Werder billigerweise uns „Dilettanten" überlassen wird — herumschweifend irgend welche Möglichkeiten aufzuspüren, anstatt sich an das zu halten, was der Dichter wirklich sagt oder zu verstehen giebt. Die trojanischen Geschichten haben dem Prinzen gar Nichts an tragischer Wirkung zu wünschen

Digitized by Google

übrig gelassen. „Priamische Schicksale" galten von jeher für ein Aeußerstes von Unglück, und auch Hamlet ist kein solcher Nimmersatt der Tragik, daß er nicht vollauf genug daran hätte, in seinem Hause auch nur ebenso viel Jammer zu finden, wie in dem des Priamus; er gibt mit keiner Sylbe zu verstehen, daß das alte Leid durch das neue noch überboten werde. Aber sich selbst erklärt er für überboten durch den Schauspieler, wenn er sich den in seiner Lage denkt; und aus dieser Vertauschung einer, wie vorher, nur gespielten Rolle gegen eine ernsthafte Lebensaufgabe ergibt sich naturgemäß die fragliche Steigerung.

Ich habe jetzt mit Herrn Werder so heftig um Troja (oder, wie ein Dritter lieber sagen wird, um Hecuba, um Nichts) gestritten, daß ich ihm zum Abschied noch, wie ein Homerischer Held dem andern, ein Geschenk anbieten möchte, unter der einzigen Bedingung, daß er es nachher nicht als eine von mir bezahlte Schuld in sein Buch eintrage. Ich habe hinlänglich bewiesen, daß Hamlet sich den Schauspieler nicht als bloßen Spieler denkt, und nur noch unentschieden gelassen, ob überhaupt nicht mehr als Spieler, oder zugleich als Spieler und ernsthaften Helden. Auch die erstere Annahme wäre derjenigen des Herrn Werder unbedingt vorzuziehen, die Annahme, Hamlet rede von dem Spieler als seinem Ersatzmann in derjenigen Rolle, welche ihm selbst, auf der Weltbühne, zugefallen ist (wo man sich bekannter Aeußerungen Antonio's, Kaufmann von Venedig, I, 2, und Jacques', Wie es euch gefällt, II, 7, erinnern wird) — was würde er thun, wenn er *diese* Rolle zu spielen, wenn er auf *meiner* Bühne zu agiren hätte? Aber ich kann den eigentlichen Sinn der „Bühne" festhalten, ohne ein Wort vom Obigen zu widerrufen. Man kennt jene alten Improvisationen — freilich besser zum Soccus, als zum Cothurn sich eignend — wo die Personen und ihre Charaktere und, mehr oder weniger bestimmt, auch der allgemeine Gang der Handlung vorgezeichnet waren, das Nähere aber den Spielern überlassen blieb. Da mochte nun wohl einmal ein Solcher eine Leidenschaft darzustellen haben, die ihn wirklich erfüllte und die auf eine oder mehrere der mitspielenden Personen Bezug hatte. So könnte auch dem Hamlet — unbeschadet seines Tadels schlechter Improvisationen — eine scenische Behandlung seines Falles vorschweben, wo der Held, aus dem Spiel Ernst machend, dessen Gang selbstthätig mitzubestimmen und durch seine (in Vergleichung mit Hamlet) größere Geschicklichkeit zu einem bessern Ende zu führen vermöchte. Doch, da bin ich unversehens in die Lage eines Menschen gerathen, der ein großes Geschenk zu machen Willens war, und hinterdrein bemerkt, daß es ihn viel wohlfeiler zu stehen kommt, als er Anfangs meinte. Und da Herr Werder doch Nichts von mir will, so werde ich schon darum die Kleinigkeit für mich behalten müssen. Nämlich die zuletzt von mir angebotene Erklärung unterscheidet sich nur wenig

by Google

und für die Hauptfrage gar nicht von der erſtern. Wie eine ernſthafte Begebenheit, die mit Wiſſen der in ſie verflochtenen Perſonen vor Zeugen ſich zuträgt, nur allzu leicht in eine Komödie übergeht: ſo kann ein Stegreifſpiel der vorausgeſetzten Art zum Verwechſeln ähnlich einer Handlung werden, die nur noch im örtlichen Sinne eine ſceniſche bleibt, indem entſprechend, wie der Held, auch die Mitſpielenden und die Zuſchauer ſich in Betheiligte umwandeln.

Ich glaube hiemit, nicht ganz wider den Geſchmack unſeres Dichters, auf eine „ehrliche Manier (an honest method)", zwar eine mehr „geſunde (wholesome)" als „angenehme (sweet)", nur leider ſo wenig „ſchöne (handsome)" als „gekünſtelte (fine)", folgende Sätze aufrecht erhalten zu haben:

Es iſt nicht die Bühnenfreiheit, ſondern der Beſitz von Eigenſchaften, deren Hamlet zur Löſung ſeiner Aufgabe bedürfte, warum er in dem Monolog am Schluſſe des II. Acts den Schauſpieler beneidet. Schon deshalb ſind auch die Selbſtbeſchimpfungen des Prinzen nicht eine „Klage über ſeine Situation", ſondern eine Klage über und wider ſich ſelbſt, nicht zwar wegen üblen oder ſchwachen Wollens, aber wegen eines in ſeiner Perſönlichkeit begründeten Nichtkönnens. Es wird alſo in dem Monolog fälſchlich ein entſcheidendes Selbſtzeugniß Hamlet's für eine objective Unmöglichkeit des ihm aufgegebenen Werkes geſehen. Er iſt ein entſcheidendes Zeugniß, des Helden ſowie auch des Dichters, aber für das gerade Gegentheil der von mir widerlegten Anſicht.

Eine päpſtliche Klage, und vielleicht mehr.

Päpſtliche Klagen mit obligatem Gezeter über die zunehmende Schlechtigkeit der Welt ſind ſeit lange ſo gemein wie Brombeeren, und auch ebenſo ähnlich untereinander. Selbſt für ſeine Anhänger kann es eigentlich nur noch Intereſſe haben zu erfahren, daß der heilige Vater wieder einmal geredet hat und ſich alſo noch leidlich wohl befindet, nicht was; ſo ſehr verſteht ſich der ſtereotype Inhalt ſeiner Lamentationen „über die Bedrängniſſe der Kirche im Allgemeinen und dieſes heiligen Stuhles insbeſondere" von ſelbſt.

Dennoch verdient eine neueſte Kundgebung des mit ſeiner Unfehlbarkeit immer dreiſter und geſchwätziger gewordenen Alten im Vatican auch in weiteren Kreiſen wohl beachtet zu werden. Wir meinen nicht ſeine von Verleum-

Digitized by Google

dungen und Unwahrheiten aller Art strotzende Anrede an die frommen Pilger aus dem Bisthume Laval, in der die alles Maß überschreitende freche Behauptung vorkommt, „daß ein protestantisches Kaiserthum darauf ziele, die katholische Religion nicht allein aus seinen Grenzen, sondern von der ganzen Oberfläche der Erde verschwinden zu lassen, und dazu die gewaltsamsten härtesten und ungerechtesten Mittel in Bewegung setze, die ein unsinniger Fanatismus eingeben könne," sondern — ein Pendant zu derselben — das famose „Rundschreiben des päpstlichen Nuntius an die spanischen Bischöfe", in dem der heilige Vater sich beklagt, daß man ihm in Spanien dieselben Frevel der Intoleranz gegen Andersgläubige zu begehen wehren wolle, die er der deutschen Regierung, sowie freilich auch der Schweiz und Rußland ꝛc., gegen sich und die Seinigen andichtet. Denn das ist doch der langen Rede gemeiner Sinn: „Nicht einmal mehr in Spanien, wo ihre Wiege stand, und wo ihre Schlachtopfer nach Hunderttausenden zählen, soll ich fernerhin das Recht der Inquisition haben!" Welch' rührende Klage!

Als die Paragraphen zwei und drei des Artikels elf im neuen Verfassungsentwurf zuerst bekannt wurden, schüttelten selbst diejenigen, welche dem neuen Königthum allen besten Erfolg gegen das carlistische Banditenthum wünschten, unwillig den Kopf, weil sie der Ueberzeugung waren, daß die darin noch enthaltenen Beschränkungen der Religions- und Gewissensfreiheit die Sympathie aller Gebildeten mit ihm, und namentlich die aller protestantischen Regierungen, wesentlich herabstimmen müsse. Und nun müssen sie erleben, daß ihnen der Papst in deren Bekämpfung quasi secundirt, weil sie ihm — zu tolerant sind. Dies von einem Menschen, der fast in demselben Athemzuge über „die gottlose Intoleranz" flucht, und dessen jesuitisch dressirten Werkzeuge in Deutschland und wo es sonst zeitweise in ihren Kram paßt, sich als kühne Champions der angeblich vom Staate bedrohten „Freiheit der religiösen Ueberzeugung" aufwerfen müssen.

Daß wir nicht zu schwarz sehen, wenn wir dem päpstlichen Stuhle in Beziehung auf Spanien die schlimmsten Absichten zutrauen, bedarf unserer Seits keines Nachweises; so unverhohlen — uns diese Mühe ersparend — spricht sich darüber das Rundschreiben selbst aus. Der in Rede stehende Artikel des Verfassungsentwurfs lautet: „Niemand wird auf dem spanischen Gebiete wegen seiner religiösen Ueberzeugungen, oder wegen der Ausübung seines Cultus beläftigt werden können, vorausgesetzt, daß der christlichen Moral die schuldige Achtung erwiesen wird" —, und schon dies „muß Gegenstand gerechter Sorge und Klage für den heiligen Stuhl sein." Man traut seinen Augen nicht; man fragt unwillkürlich noch einmal: was eigentlich beklagt er? Aber es ist schlechterdings nur die eine Antwort möglich: „das andere Nicht mehr beläftigen dürfen wegen ihrer religiösen Ueberzeugung!"

Digitized by Google

Schon hierin ist zugestanden, daß der Papst in Spanien nichts Geringeres, als Wiederherstellung der Inquisition will. Daß aber ja kein Zweifel darüber aufkommen könne, hat er für gut befunden, sich noch deutlicher darüber auszusprechen. So hören wir weiter: Obschon „keine andern öffentlichen Ceremonien oder Manifestationen geduldet werden, als diejenigen der Staatsreligion" — ein Zusatz zu dem oben citirten Artikel elf des Entwurfs, der die darin zugestandene Cultusfreiheit für Nichtkatholiken principiell beschränkt, beziehungsweise wieder aufhebt —, so kann doch auch dies dem heiligen Stuhle nicht genügen, „weil man nicht begreifen kann, wie die Bischöfe mit Erfolg die Unterstützung und den Schutz der Civilgewalt (!) anrufen und erhoffen könnten gegen die geheimen Umtriebe und Absichten der Personen, welche ein Interesse haben, die Köpfe zu verwirren und die Gewohnheiten der Unvorsichtigen zu verderben, sowie gegen die geheime Presse und die heimtückische Einführung und Verbreitung der schlechten und schädlichen Bücher" —, zu denen bekanntlich noch unter Isabella mit der Tugendrose auch die Bibel gehörte und mit verfolgt wurde.

Bemerkenswerth ist übrigens auch der Ton, in welchem der Papst zur Regierung des seit lange unglücklichsten Volks redet. Für „undiscutirbar soll gelten, daß weder die Regierung, noch die Cortes, noch irgend eine andere Civilgewalt des Reichs das Recht hat, nur irgend einen Artikel des Concordats (von 1851) ohne die Zustimmung des heiligen Stuhls zu verletzen, zu wechseln, oder umzuändern"; wonach sich zu verhalten und „die Einführung des Artikel elf in dem erwähnten Entwurf nicht zu gestatten ist, weil derselbe sonst die so ersehnte Harmonie zwischen dem heiligen Stuhle und der spanischen Regierung gefährden könnte."

Wir können uns denken, daß manche protestantische Leser auch dieses neueste Actenstück der päpstlichen Politik entweder ganz übersehen, oder belächeln. Aber gerad' solche und vor ihrem gedankenlosen Optimismus möchten wir warnen. Empörend mag man die päpstliche Anmaßung, die sich darin kundgiebt, wohl nennen; lächerlich aber doch nur da, wo man gewiß sein darf, daß es bei leeren Drohungen bleibt, und daß alle mitlachen . . . Offen gestanden, wir wissen zur Zeit nicht ein Land, wo man dies könnte, weil fast um keines, in dem nicht der Jesuitismus in den letzten zehn Jahren bedeutsame Fortschritte gemacht hätte. Während die besten Früchte des in Deutschland und in der Schweiz gegen ihn geführten Schlags noch abzuwarten sind, blüht sein Weizen in dem Lande, das einst ihm und jetzt uns das am feindlichsten gesinnte ist, und in dem beiläufig erst eben sein einflußreichstes Organ die zunächst für Spanien geforderte Sache auch schon ohn' alle Scham und Scheu beim rechten Namen genannt hat. „Die Kirche" — schreibt „le Monde" — „kann der äußeren Gewalt nicht entsagen, ohne ihren Ursprung zu ver-

Digitized by Google

leugnen, und ihre kanonische Form ist die Inquisition." Wenn eine solche Sprache im gebildeten Frankreich möglich ist, in dem sich immerhin noch etliche Reminiscenzen von „Aufklärung" vorfinden: was will man von Spanien erwarten, dem nur bigott-katholischen, in dem viele, vielleicht die meisten, eine Consolidirung der öffentlichen Verhältnisse um jeden Preis wünschen?

Oder meint Jemand, auch das sei für uns gleichgültig, wie und mit welchen Opfern sie dazu gelangen? Ich bin nicht genug Politiker, um diese Frage eingehend zu discutiren. Aber soviel ist leicht zu erkennen: wenn Rom darauf ausgeht, einen neuen Krieg heraufzubeschwören — und wer bezweifelt noch, daß es dies thut? — so ist sein Rundschreiben an die spanischen Bischöfe von größter, vielleicht von verhängnißvoller Bedeutung. Denn angenommen, daß ihm in Spanien die Inquisition wieder einzuführen gelingt (und schon hat der Nuntius nach Rom telegraphiren dürfen, daß das spanische Ministerium verspreche, alles Mögliche zu thun, um die Uebereinstimmung mit dem Vatican nicht zu stören!), so sind für die protestantischen Regierungen nur zwei Fälle möglich: entweder sie lassen das Unerhörte geschehen und ermuthigen dadurch die Curie zu immer offensiverem Vorgehen auch sonst; oder sie mischen sich drein, und wir haben den Krieg, vielleicht, und wenn so veranlaßt, fast unzweifelhaft — was unsere aufgeklärten Philister noch immer für schlechthin unmöglich halten — einen Religionskrieg. Und ob nicht die Curie selbst sich dieser Alternative in Spanien getröstet und eben sie intendirt hat?

Bedächten alle Regierungen Europas, die katholischen wie die protestantischen, welche Gefahr ihnen und ihren Völkern aufs Neue von Rom droht, schon längst hätten sie sich zu einem Congreß ad hoc vereinigt, um gemeinsame Maßregeln gegen einen Menschen zu verabreden, der sich als keinen geringeren Feind des öffentlichen Friedens von jeher gezeigt hat und noch zeigt, als einst Napoleon I. und die Internationale. Daß es sich zwischen dem Papst und Spanien nur um einen gleichsam privatrechtlich abgeschlossenen Vertrag handle, der die Contrahenten allein angehe, ist unseres Erachtens eine hinfällige Einwendung. Denn dies eben gälte es völkerrechtlich zu constatiren, daß Concordate, welche die Inquisition gutheißen, in die Kategorie der scandalös-unsittlichen Versprechungen gehören, deren Ausführung nicht nur mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verhindert werden darf, sondern muß. Der Papst fordert in Spanien für sich das Recht, „Andersgläubige zu verfolgen". Das ist nach dem Gewissen der neueren Zeit ein Verbrechen gegen die öffentliche Moral; als ein solches werde es darum auch öffentlich gebrandmarkt und gerichtet. δ.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Die parlamentarische Lage. — Ohne eigentliche vorhergehende todte Saison sind wir in die hochpolitische Landtagszeit hinübergekommen. Unsere Politiker und Publicisten gehen unausgeruht an die Arbeit, und zwar nicht nur, wenn sie zuvor in der Reichsjustizcommission gesessen sind. Die zahlreichen Todesfälle in der Dynastie haben es während des Sommers nicht an Aufregung aller Art fehlen lassen, und selbst abgesehen von dem Wahlkampfe machte sich die Ungewißheit unserer kirchenpolitischen Situation in zahlreichen Pressionsversuchen des Episcopats nach unten wie nach oben geltend. Die Wahlhirtenbriefe, namentlich der bisher immer als gemäßigt angesehenen Kirchenfürsten von Speyer und Würzburg, schufen selbst auf diesem Gebiet eine gewisse Ueberraschung und die schneidende Betonung der „Süddeutschen Presse" von einem „ruere in servitium" gerade der gebildeten und an sich eher antirömisch gesinnten Bischöfe hatte gewiß ihre psychologische Berechtigung.

Der Wahlkampf selbst wurde mit einer sogar hier zu Lande unerhörten Heftigkeit geführt; im allgemeinen muß indeß zugestanden werden, daß der Ton der Publicistik hüben und drüben gegen früher eher eine Linie honetter und anständiger war. Vielleicht hängt diese Erscheinung mit der Gefängnißhaft der Herren Sigl und Mahr und dem Verstummen des mit Dr. Jörg tödtlich verfeindeten Publicisten der „Donauzeitung", Pfarrer Lukas, zusammen. Die liberale Publicistik war wenigstens in der Hauptstadt durchaus im Vortheil, was der von Berlin hierher commandirte Correspondent des „Univers" zugestand.

Auch der Wahlkampf selbst verlief über Erwarten gut. Ohne die Gesinnung des sehr gemäßigten Kaufmanns Rosenberger in Passau und seines radikalen Einflusses für die klericale Sache würde sich der gedachte Wahlkreis gehalten haben und damit wieder Stimmengleichheit in der Kammer erzielt worden sein. Vielleicht haben wir darin eine Nachwirkung des überhaupt beklagenswerthen Abscheidens von Bischof Heinrich von Passau zu erblicken. In anderer Punkt, Bamberg, wurde durch eine höchst willkürliche, die innere Stadt zu Gunsten der klericaldemokratischen Tagelöhner- und Gärtnerbevölkerung todt legende Wahlkreiseintheilung des ultramontanen Bürgermeisters man mit größter Anstrengung kämpfenden Liberalen abermals vorenthalten. Ebenfalls wurde erzielt, daß das Siegesgeschrei auf der Front der Klerikalen und ihrer particularistischen, conservativen, demokratischen und sociali-

Digitized by Google

stischen Halbverbündeten ungleich gedämpfter klang, als man im Frühjahre dieses Jahres zu erwarten berechtigt war.

Seitdem sind nun die Kammern hier zusammengetreten und es hat die große klericale Action begonnen. Die Patrioten nützen ihre Zweistimmenmehrheit mit der vollen Rücksichtslosigkeit und dem vollen Ungeschick einer lange von der Macht entfernt gewesenen und von dem Zufall tracassirten Partei aus. Zunächst das Kammerdirectorium ist gänzlich in ihren Händen; Dr. Jörg hatte im November 1873 die ihm von den Liberalen angebotene Theilung des Directoriums mit dem ausdrücklichen Hinweis auf die Situation dieses Herbstes abgelehnt. Die völlig bedeutungslose dritte und vierte Schriftführerstelle wurde indeß den Liberalen großmüthig angeboten; sie verzichteten aber in richtiger Taktik. Dagegen sind die Ausschüsse mit leidlicher Unparteilichkeit besetzt worden; der klericalen Mehrheit muß selbst daran liegen, daß unter ihrer Domination die technischen Arbeiten erträglich gut erledigt werden. Sie hat zwar gegen früher einige unleugbare Capacitäten aus dem höheren Beamtenstande gewonnen, aber diese sind in den Geschäften neu — und mit ihren alten Koryphäen war, einige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, in dieser Beziehung wahrscheinlich kein Staat zu machen. Mit einer beinahe unschicklichen Eile ist man dann in die den Wählern seit langem versprochene politische Action gegangen. Schon am Tage der Präsidentenwahl stellte der neue II. Kammerpräsident, Oberappellrath Dr. Kurz, den Antrag auf Erlaß einer Adresse an die Krone. Die Adresse selbst ist natürlich längst auf der alten Landshuter Herzogsburg Trausnitz ausgearbeitet worden; die Archivarwohnung dieses interessanten Gebäudes hat seit ihrer Besitznahme durch Herrn Dr. Edmund Jörg manche politische Pläne spinnen und zerrinnen sehen. Der Adreßentwurf wird von seinem Verfasser mit gewohnter Geheimnißkrämerei nur den politischen Freunden gezeigt, was natürlich nicht hindert, daß die liberalen Parteiführer wenigstens die Hauptmomente desselben kennen und das bayerische Ministerum vielleicht den annähernden Wortlaut in Händen hat. Unsere Klericalpatrioten theilen eben mit andern unterdrückten Völkerschaften, wie den Polen und Czechen, die Neigung zur gemüthvollen, gegenseitigen Denunciation bei den herrschenden gegnerischen Parteien. Die Debatte selbst wird schwerlich vor dem 11. oder 12. October beginnen können. Eine Woche Zeit wird Ausschußberathung und Referat immerhin in Anspruch nehmen. Der betreffende Ausschuß ist ganz compromißmäßig aus acht Ultramontanen und sieben Liberalen zusammengesetzt; die Letzteren haben indeß die Wahl in Vorstands- und Schriftführerämter des Ausschusses abgelehnt. Sie wollen in richtigem constitutionellen Tacte überhaupt keine Adresse an die Krone, weil diese selbst der Kammer gegenüber bei der Eröffnung ein bedeutsames und vielleicht auch vieldeutiges Schweigen beobachtet hat.

Digitized by Google

Unterdeß hat eine andere Etappe der klericalpatriotischen Action die völlige Entblößung der genannten Partei zugleich von Gentilezza wie von parlamentarischem Geschick gezeigt. Mit 79 gegen 77 Stimmen setzte dieselbe am 2. October die Annahme eines Antrages durch, welcher für die Vornahme der Wahlprüfungen die Reihenfolge der am 5. Juni erlassenen Wahlkreiseintheilung bestimmt. Erklärtermaßen handelt es sich dabei um die Beseitigung der fünf liberalen Mandate des Wahlkreises München I, gegen welche trotz der auf sie gefallenen imposanten Mehrheit von 228 gegen 56 Stimmen die klericale Partei der Hauptstadt einen Protest mit nicht weniger als dreißig Beilagen eingebracht hat. Man wollte damit für die Adreßdebatte eine sichere Majorität gewinnen, da von der jetzigen Zweistimmenmehrheit eine oder die andere Stimme abfallen könnte. Eine Nebenabsicht mag dabei in der Cassation gerade des hauptstädtischen Votums liegen; die klericale Hofpartei scheint gerade diesem Votum hinsichtlich des moralischen Eindruckes der Wahlergebnisse auf den Landesherrn einen besonderen Einfluß zuzutrauen. Der Act ist natürlich ein reiner Mißbrauch der Gewalt; wie bei jedem leidenschaftlichen Wahlkampfe, zumal in einer großen Stadt, sind hüben und drüben einzelne Ungehörigkeiten vorgekommen, aber unmöglich so viele, um eine Majorität von 228 unter 284 Stimmen beseitigen zu können.

Glücklicherweise brachte die betreffende Debatte den Klericalen eine schwere moralische Niederlage. Der Antragsteller, Rechtsanwalt Horn aus Frankenthal, ein ultramontaner Rheinpfälzer, aber wegen des Mangels an dortigen ultramontanen Wahlkreisen in Unterfranken gewählt, erlitt trotz des übrigens jetzt sehr gemäßigten und sogar etwas verdächtigen Bezirksamtmanns Hauck gewandter Sekundirung durch den liberalen Kammerveteranen Crämer von Doos eine witzige Abfertigung und durch den jetzt wieder vom Präsidentenstuhl in die parlamentarische Arena herabgestiegenen Freiherrn von Stauffenberg eine empfindliche Niederlage. In dem Letzteren hat die liberale Partie überhaupt eine parlamentarische Kraft des ersten Ranges für die Debatte wieder gewonnen; seine eindringlichen Worte riefen am 2. October gleich zu Anfang eine moralische Bewegung in den Reihen der Klericalen hervor, obgleich die wie immer am Anfange einer Session straffe Parteidisciplin die Stimmen mit oder ohne Willen ihrer Eigenthümer zusammenhielt. Ebenso ungeschickt ist der Antrag Horn in seiner praktischen Tragweite. Die schwerfällige Menge der wahrscheinlich durchweg auf die kleinlichsten Quisquilien und Nergeleien hinauslaufenden Beschwerden gegen die Münchener Wahl verlangt doch mindestens eine eingehende Prüfung; und bis diese erfolgt sein kann, sind die Pforten unseres parlamentarischen Janustempels voraussichtlich schon wieder geschlossen und verbirgt Dr. Jörg seinen düster-unförmlichen Charakterkopf unter den Bänken der preußischen Reichstagsultramontanen. Noch eine andere

Digitized by Google

Seite kommt dabei in Betracht. Es ist ein von beiden Parteien erkanntes, wenn auch nicht offiziell eingestandenes Geheimniß, daß die Entscheidung unserer ganzen Situation mehr als jemals seit dem 15. Juli 1870 beim König liegt, und auf diese übrigens jetzt völlig unzugängliche und verschlossene hohe Person kann eine brutale Ungerechtigkeit, wie die durch die Annahme des Antrages Horn schon jetzt angekündigte, sicher nicht zu Gunsten der sich ihr plump aufdrängenden bayerischen Thronerretter wirken.

Einstweilen ist übrigens parlamentarische Pause und den Ultramontanen überhaupt die ohnehin kurz bemessene Zeit bis zur Einberufung des Reichstages unangenehm verkürzt worden. In der mehr erwähnten Sitzung des 2. Octobers schlug der Freiherr von Stauffenberg durch die einfache Bemerkung, man könne doch vor der Debatte über die an die allerhöchste Person zu richtende Adresse aus Rücksicht des einfachsten Anstandes keine andern Landtagsgeschäfte und am allerwenigsten die Berathung des neu eingebrachten Hundesteuergesetzes vornehmen, den Ultramontanen ihren ganzen Zeiteintheilungsplan für die Dauer einer Woche aus der Hand.

Ueber die Stellung der mehr erwähnten obersten Instanz zu den gegenwärtigen Kämpfen ist man bei beiden Parteien, wie schon bemerkt, völlig unsicher. Die klericale Hofpartei und speciell ihr in die Reichsrathskammer hineinreichender Flügel trägt eine große Zuversicht zur Schau und der Reichsrath und Präsident der Centrumsfraction des deutschen Reichstags, Freiherr von Frankenstein gerirt sich bereits als künftiger Premier. Indeß geschieht dies vermuthlich nur, um den an sich nicht leicht in Opposition gegen die Politik des Königs zu bringenden bäuerlichen, kleinbürgerlichen, wie auch büreaukratischen Elementen der klericalen Kammerfraction Muth einzuflößen. Gewisse neuerliche Vorkommnisse, wie die bereits erwähnten bischöflichen Wahlhirtenbriefe und die anläßlich der Wahlen erfolgte Maßregelung des Würzburger Domcapitulars Hohn durch seinen Bischof können den König nach seiner ganzen antiklericalen Richtung an sich nicht für diese Partei günstig gestimmt haben. Andererseits ist der jugendliche Monarch notorisch gegen die vermeintlichen Berliner Centralisationsideen mißtrauischer als jemals und hat die bekannten politischen Ferienartikel gewisser norddeutscher Blätter sehr ernstlich übel genommen. Möchte die national gesinnte Presse jenseits der weißblauen Grenzpfähle jetzt wenigstens den hier bevorstehenden Kämpfen zwar nicht theilnahmslos schweigend — was ihr kein Verständiger zumuthen wird — wohl aber lieber beobachtend und referirend, als rectifizirend zusehen.

Aus Stuttgart. Reichstagswahl. — Die Ergänzungswahl zum Reichstag, die hier an Stelle des verstorbenen Gustav Müller vorzunehmen war, hat nach den mancherlei Festen des Sommers wieder ein Stück poli-

Digitized by Google

tiſcher Arbeit gebracht. Auch in Heilbronn fand am gleichen Tage, dem 23. September, eine Reichstagswahl ſtatt, aber hier war dem nationalen Candidaten, Kreisgerichtsdirektor Huber, kein anderer Bewerber gegenübergeſtellt worden, und ſo verlief dieſe Wahl ohne Kampf, und freilich, in Folge davon, auch unter bedauerlicher Gleichgültigkeit der Wähler. Auch der Wahlkreis Stuttgart iſt der nationalliberalen Partei erhalten geblieben, aber nicht ohne lebhaften Kampf, auf den man von Anfang an nicht gefaßt war. Die deutſche Partei mochte der Meinung ſein, mit der Aufſtellung Julius Hölders, eines Mannes von Gewicht und allgemeinem Anſehen, der bereits dem erſten Reichstag angehört hatte und vor kurzem zum Präſidenten der württembergiſchen Abgeordnetenkammer gewählt worden war, eine Gegencandidatur im Voraus abzuwenden; ein ernſthafter Wahlkampf ſchien ihm um ſo eher erſpart zu ſein, als gerade vom ſpecifiſch württembergiſchen Standpunkt die Verſtärkung unſerer Deputation im Reichstag durch einen ſo erprobten Parlamentarier von hohem Werth iſt. Allein Hölder erfreut ſich als der Führer der nationalen Partei in Württemberg zugleich des ganz beſonderen Haſſes aller Gegner des Reichs, und ſo konnte es nicht überraſchen, daß dieſe zu ganz beſonderen Anſtrengungen ſich herausgefordert fühlten, ſeine Wahl wo nicht zu vereiteln, doch mindeſtens nach Kräften zu erſchweren. Wenn Hölder auch nur mit einem Socialdemokraten zur engeren Wahl gekommen wäre, hätte dies als kleine Schlappe empfunden werden müſſen. Sie iſt uns glücklicherweiſe erſpart worden, da durch die Umtriebe der Gegenpartei zuletzt auch die ſchwer in Bewegung zu ſetzende reichstreue Bürgerſchaft an ihre Pflichten ſich hat erinnern laſſen. Daß die Socialdemokraten ſich ernſtlich bemerkbar machten, war hier eine ganz neue Erſcheinung. Sie haben in Schwaben langſamer als irgendwo Eingang gefunden und man war bisher gewöhnt, ſie ziemlich geringſchätzig anzuſehen. Allein ihre meiſt von norddeutſchen Sendlingen betriebene Agitation hat in den letzten Jahren beträchtlichen Erfolg gehabt, wozu die allgegenwärtige Rührigkeit der Apoſtel ebenſo beitrug, wie die augenblickliche üble Lage der Geſchäfte, und es begreift ſich, daß ihre Propaganda es vornämlich auf die Hauptſtadt und deren nähere Umgebung abgeſehen hatte. Bei den allgemeinen Wahlen im Januar 1874 vereinigten ſie auf ihren Candidaten 2000 Stimmen, diesmal haben ſie es bis zu 3800 Stimmen gebracht, ein Zuwachs, der denn doch dem Bürgerthum Einiges zu denken giebt. Dieſe Zunahme der ſocialiſtiſchen Propaganda iſt das eine Merkmal der jüngſten Reichstagswahl; das andere iſt erfreulicherer Natur: diejenige Oppoſition gegen das Reich, die auf lediglich politiſchen Motiven beruht, iſt im entſchiedenen Rückgang begriffen. Die Volkspartei verläßt, gründlich geſchlagen, das Schlachtfeld, und ihre Niederlage iſt um ſo empfindlicher, als ſie mit großen prahleriſchen Worten ihren Wiedereintritt in die

Action angekündigt und unter Führung von Karl Mayer, dem ehemaligen „Beobachter"-Redacteur, mit allen Mitteln wohlberechneter Agitation denselben in Scene gesetzt hatte. Seit Sedan hatte sich Herr Mayer als grollender Achilleus in seinen Zelten verborgen; sei es nun, daß er den jetzigen Augenblick für besonders geeignet hielt, das Werk Bismarcks zu erschüttern, oder daß ihn blos die Candidatur Hölders reizte, dessen persönliche Verfolgung er sich, als einstiger Jugendfreund, zu seiner Specialität gemacht hat, genug: er erschien unter Trompetenstößen zum erstenmal wieder auf der öffentlichen Bühne, anscheinend mit der triumphirenden Gewißheit, daß die alten Schlagworte vom Militarismus und vom Steuerdruck noch von derselben Wirkung seien, wie vor dem Jahre 1870, da er mit ihnen das Land Württemberg regiert hatte. Freilich nicht alle theilten diese Gewißheit. Es war nicht leicht, einen Candidaten zu finden, der mit mäßiger Aussicht auf Erfolg seinen Namen zu dem Unternehmen hergab. Lange wollte sich Niemand herbeilassen, die Reihe der Durchfallcandidaten der Volkspartei zu vermehren. Zuletzt verfiel man auf einen Abwesenden, von dem man keinen Einwand befürchten mußte, auf einen der persönlichen Trabanten Karl Mayers, den Rechtsanwalt Diefenbach, der im Augenblick auf einer harmlosen Vergnügungsreise in Oberitalien begriffen war. Im öffentlichen Leben war derselbe bis dahin noch nicht hervorgetreten, aber er verehrte, nach einem über die Alpen herübergesandten Schreiben, in der „Frankfurter Zeitung" den Inbegriff der politischen Weisheit, war also gesinnungstüchtig und zuverlässig. Gegen seine Candidatur, die ihn in der lombardischen Ebene überraschte, hatte er um so weniger etwas einzuwenden, als sie ihn keineswegs nöthigte, seine Reise zu unterbrechen, Alles wurde für ihn aufs beste besorgt. Karl Mayer machte sich ein Vergnügen daraus, für ihn sowohl das Wahlprogramm anzufertigen als auch die nöthigen Wählerreisen auszuführen. Diefenbach hatte blos den Namen herzugeben, oder, wie er selber schrieb, er stellte seinen „breiten Buckel" zur Verfügung, „darauf jeder seinen Protest gegen das Gebahren des Reichstags und gegen die militärisch-absolutistischen Allüren des Gegencandidaten schreiben konnte." Dies war ohne Zweifel eine ungewöhnlich burschikose Form für die Aufstellung einer Reichstagscandidatur; ihre wahre Beleuchtung erhielt sie jedoch erst, als bekannt wurde, daß sie mit den Klericalen in aller Form zuvor verabredet worden war. Die Volkspartei ist in Ansehung des guten Zweckes, den es ihr gilt, mit Allianzen niemals wählerisch gewesen. Wie sie früher mit den Agenten des Königs Georg Hand in Hand ging, wie sie eine Zeitlang mit Geldern des Frankfurter Senators Freiherrn von Bernus operirte, so hatte sie seit 1871 blos noch in Anlehnung an die Katholiken ihre Existenz gefristet. Auch bei den Wahlen im Januar 1874 war der ehemalige Reichsregent Becher der gemeinschaftliche

ized by Google

Candidat der Volkspartei und der Ultramontanen. Aber man hatte bisher in einem gewissen Anstandsgefühle diese Allianz mit den Jesuiten verdeckt und von Zeit zu Zeit mit großer Entrüstung abgeleugnet. Von jetzt an ist diese Taktik unmöglich geworden. Denn das „Deutsche Volksblatt", das Organ der Katholiken in Stuttgart, hat — sei es aus Naivetät oder in einer Anwandlung kleiner Bosheit — die Verhandlungen, die zwischen der Volkspartei und den „Freunden des Centrums" gepflogen wurden, haarklein erzählt, Verhandlungen, die eben zur Aufstellung des Herrn Diefenbach geführt hatten. Auch war in das Programm, das die Freunde für den letzteren angefertigt hatten, eine Stelle gegen die Ausnahmsgesetze und gegen den Culturkampf aufgenommen, die in ihrer Fassung ganz so aussah, als wäre sie von einem „Freund des Centrums" in das demokratische Manifest eingefügt worden als Preis für die katholischen Stimmen. Im Uebrigen enthielt dieses Programm eine haarsträubende Schilderung der entsetzlichen Leiden, die in Folge des Militarismus und der Steuerschraube, der Diätenlosigkeit und der Gründerei über das deutsche Volk hereingebrochen sind und für die einzig und allein die nationalliberale Partei verantwortlich gemacht wurde. Der Erfolg zeigt, daß trotz der drastischen und beredten Sprache diese Schilderung nur geringe Wirkung auf die Wähler ausgeübt hat. Es scheint, daß, wer überhaupt der Bearbeitung in diesem Stile zugänglich sich erwies, lieber den Socialdemokraten sich zuwandte, die das Alles noch viel handgreiflicher ausdrücken als Herr Mayer, und auch noch eine viel glänzendere Zukunft in Aussicht zu stellen verstehen, davon abgesehen, daß hinter den Uebertreibungen der Socialdemokraten immer noch ein gewisser Ernst der Ueberzeugung steht, während die gleichen Redensarten bei der Volkspartei nur die Decoration eines theatralischen Possenspieles sind. So kam es denn, daß, während Becher im vorigen Jahre es zu 3420 Stimmen brachte, Diefenbach trotz der angestrengten Agitation nur 2401 Stimmen erhielt. Davon mögen etwa die Hälfte katholische Stimmen sein; die andere Hälfte sind Volksparteiler und sonstige Mißvergnügte verschiedener Schattirungen. Dieser Rückgang der Volkspartei ist für unsere Verhältnisse erheblicher, als es auswärts wohl den Anschein hat. Denn die Volkspartei ist in Württemberg der eigentliche Mittelpunkt der Opposition wider das Reich. Sie besorgte die öffentliche Agitation für alle reichsfeindlichen Elemente; auch für die Ultramontanen, und vor 1870 selbst für die Regierung. Sie lieferte das Arsenal der Waffen, ihre Schlagworte sind lange eine Macht gewesen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß diese Macht gebrochen ist und daß der erste Versuch, die bei Sedan verlorene Herrschaft wieder an sich zu reißen, ein klägliches Ende genommen hat. Herr Diefenbach hat mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit seinen „breiten Buckel" zur Verfügung gestellt: dem breiten Buckel ist das Seinige zu Theil geworden.

Digitized by Google

Aus der Pfalz. Gedanken über Minister Falks Reise. -- Wer unlängst von außerhalb Preußens kommend, gleichzeitig mit dem Minister Falk und noch lange nach ihm in der preußischen Rheinprovinz verweilte, völlig unbetheiligt an den Huldigungen, welche diesem dargebracht wurden und nur auf unbefangene Beobachtung bedacht, aber mit vielen alten und neugewonnenen Bekannten vertraulich verkehrend, der mag wohl dies Zeugniß abgeben, daß jene Huldigungen ebenso aufrichtig und ernst gemeint waren, wie sie überall, und besonders auch zum Schluß, in dem Bezirk von Essen, Mühlheim an der Ruhr und Duisburg, der sich rühmen durfte, den Minister zu seinem Abgeordneten erwählt zu haben, glänzend und sinnig geordnet sich darstellten. Es fehlt in solchen Fällen bekanntlich nie, und hat auch bei dieser Gelegenheit nicht fehlen können, an der Behauptung, daß alles, was geschehen, von unterthänigen Beamten und eigennützigen Strebern gemacht sei, das Volk ganz fern gestanden habe. Und freilich es waren, wie begreiflich auch manche zu finden, welche haßerfüllt zur Seite lauerten und allen ihren Einfluß aufboten, die, welche die Schlüssel des Himmels ihnen anvertraut wähnen, ferne zu halten. Aber die Kraft, die Wehrhaftigkeit des Volkes, des protestantischen wie des katholischen, wie sie in Turn- oder Kriegervereinen und Feuerwehren, in Sängergenossenschaften aus Dörfern und Städten, in Bergknappschaften, Schiffervereinen u. s. w. sich darstellt, hatten sich unverkennbar aus eigenem freiem Antriebe mit dem geistigen Wehrstande, den Lehrern, Richtern, Denkern, mit den Männern der Kunst, mit den Vormännern des Handels und der Gewerbe vereint, um dem Manne dankbare Ehrerbietung zu bezeigen, in welchem sie alle einen besonnenen, klaren, unerschrockenen Vorkämpfer in einem heißen Augenblick des Kampfes um Geistesfreiheit anerkannten. Und um so mehr dürfen diese Huldigungen als aufrichtig gelten, da sie nicht das sacrificium intellectus, das Verzichten auf die Freiheit des eigenen Urtheils, das Schwören auf die Worte des Ministers zur bedingenden Voraussetzung haben.

Der Minister wird nun aber nicht durch die Rheinprovinz gereist sein, um sich huldigen zu lassen, sondern um sich zu belehren für seine schwere Aufgabe. Seinem Scharfblicke wird es auch in der Rheinprovinz nicht entgangen sein, daß Beamte, welche sich durch schönfärberischen Uebereifer empfehlen wollen, schlechte Mitarbeiter sind. Er wird seine Erfahrung von Neuem bestätigt gefunden haben, daß die Ziele, welche zu verfolgen, seine ernste Pflicht ist, nur erreicht werden können, soweit dafür bedeutendere überzeugte Männer klar und fest eintreten, daß diese aber nicht in beliebiger Fülle zu haben sind, und daß, wenn Niemand eine Verwaltungsstelle einnehmen soll, der nicht mit der Energie voller Ueberzeugung für die Kirchenpolitik eintritt, wie es unlängst in den Preußischen Jahrbüchern gefordert wurde, es gar bald

Digitized by Google

in der Rheinprovinz und im ganzen preußischen Staate für viele im Mechanismus der Verwaltung doch unentbehrliche Stellen an den geeigneten Männern fehlen würde, daß man also einstweilen oft mit Männern sich wird genügen lassen müssen, denen zwar jene „Energie voller Ueberzeugung abgeht", welche aber redlich den Gesetzen gehorchen.

Der Minister, welcher sich zu belehren wünschte, hat auch, wie wir nicht zweifeln dürfen, offene Aeußerung kundiger und wahrheitsliebender Männer auf seiner Reise gesucht und gefunden, und dankbar prüfend erwogen. Da mögen denn auch allerdings manche Bedenken über die Zweckmäßigkeit oder auch über die Berechtigung getroffener Maßregeln und Bestimmungen von aufrichtigen Verehrern zu seiner Kunde gekommen sein, wie sie auch ein unbeheiligter und unbefangener Beobachter von durchaus staatsfreundlicher Seite zu vernehmen Gelegenheit genug finden konnte.

Es wird dem Minister unter Anderem nicht verborgen geblieben sein, daß nicht wenige und darunter recht tüchtige Lehrer der Volksschulen und erfahrungsreiche, warme Schulfreunde in dem rasch entstandenen, und an die Stelle des Raumer-Stiehlschen Regulativs vom 3. October 1854 getretenen allgemeinen Schulreglement vom 15. October 1872 einen starken Mißgriff finden, der aus grober Verkennung der wirklichen Zustände unserer Volksschulen hervorgegangen sei. Den nach allen Seiten hin hochgespannten Anforderungen des neuen Reglements an die unterrichtlichen Leistungen seien weder die Jugend in den meisten Schulen, zumal auf dem Lande, noch die große Mehrzahl der Lehrer gewachsen; diese wenigstens nicht für die nächsten Jahrzehnte und bis eine von Grund aus umgestaltete Bildung der Lehrer in den Seminaren durchgedrungen sein werde. Es sei freilich nicht selten versucht, unter anderm auch in dem revolutionären Frankreich von 1793 oder in dem modernen Rußland, die Schulen und ihre Leistungen durch hochgesteigerte Anforderungen zu heben und auf dem Papiere nehme sich das allerdings vortrefflich aus, aber wo die Wirklichkeit den angespannten Forderungen zu entsprechen nicht vermöge, da komme nur ein verworrenes Scheinwesen heraus. Sei es doch nicht anders mit den Versuchen ergangen, die höheren Schulen durch hochgespannte Lehrpläne und Abiturientenprüfungen über die Ziele hinauszuheben, die unter den gegebenen Verhältnissen und nach dem Maße der in ihnen wirklich vorhandenen Kräfte ihnen erreichbar sein könnten. Habe man doch auch bei diesen Anstalten seit länger als einem halben Jahrhundert ärnten zu können vermeint, wo nicht gesäet sei, und durch Verweigerung der Reifezeugnisse und der an diese geknüpften Berechtigungen, Schüler büßen lassen zu dürfen geglaubt, was doch jedenfalls nicht sie allein durch Mangel an Anlagen und Fleiß verschuldet hätten. Und eben während für diese schweren und alten Mißstände Heilung ersehnt und gehofft werde, seien verwandte

Digitized by Google

Uebelstände über die Volksschulen gekommen. In dem Religionsunterricht, so wird ein anderes Bedenken, besonders auch von protestantischer Seite gelautet haben, seien doch gutentheils die sittlichen Anschauungen des Volkes als Halt für das ganze Leben zu begründen. Da dränge sich doch die Frage auf, ob nicht ein gar zu dürftiges Zeitmaß für diesen Gegenstand übrig gelassen sei und ob nicht auch die Anforderungen der Schule rücksichtlich der Dauer und der Stunden mit dem pfarramtlichen Religionsunterricht in sehr üble Collision treten.

Auch ein anderes auf die Volksschule bezügliches Bedenken kann dem Minister von Männern, die ihn verehren, nicht vorenthalten werden, von ihm nicht unerwogen geblieben sein. Es möge wohl eine bedauerliche Nothwendigkeit geworden sein, einem staatsfeindlichen Klerus die Schulaufsicht zu entziehen, wenn auch dadurch ein Verhältniß aufgehoben worden, welches so alt sei, wie die Schule selbst, welches selbst die Herrschaft der französischen Republik und Napoleons im Rheinlande überdauert, Jahrhunderte hindurch der Schule doch einigen Halt im Volke gegeben habe, in welchem so manche friedliche und redliche Geistliche, ob auch oft mit schwachen Kräften, die Schulen gefördert, sie vor Auswüchsen bewahrt hätten. Aber wenn zahlreiche und wackere Lehrer sich durch das Aufsichtsverhältniß gedrückt, gehemmt, in falsche Bahnen gedrängt, geängstigt fühlten, wenn die geistliche Aufsicht nicht selten offenkundig in staatsfeindlichem Sinne geübt wurde und z. B. solch ein Aufseher aussprechen konnte, in der Schule habe „der Preuß" nichts zu befehlen oder ein anderer, nachdem die bürgerliche Verwaltung ein Bild König Friedrich Wilhelms IV. in der Schule aufgehängt hatte, sofort „den Berliner" vor den Schülern von der Wand nahm und ihn bei Seite schob, — da sei es allerdings unvermeidlich geworden, die Aufsicht aus solchen Händen zu nehmen und geeigneteren Männern zu vertrauen, sobald solche mit bedächtig prüfender Wahl zu finden gewesen. Denn es hätte freilich nicht genügen können, zu Aufsehern Männer zu bestellen, bei denen man vor den Mißgriffen ihrer Vorgänger sicher wäre, sondern sie hätten auch geschickt sein müssen, durch glückliches Einwirken auf das innere Leben der Volksschulen, die tief einschneidende Veränderung zu rechtfertigen, und durch wirkliche, unzweifelhafte Erfolge den Gemeinden zu empfehlen. Namentlich jugendliche Lehrer an höheren Schulen, für diese philologisch oder sonst irgendwie vorgebildet, der Volksschule aber seit frühen Knabenjahren fern und durchgängig gleichgültig entgegenstehend, mit deren Zuständen, Bedürfniß und Leistungsfähigkeit nicht vertraut, seien schwerlich die rechten Aufseher für Volksschulen; schwer würden sie eine geachtete Stellung zu den Gemeinden finden, bei den Lehrern durch überlegene Einsicht in die Arbeit der Schule und würdige Haltung die dem Aufseher unentbehrliche Anerkennung erwerben. Seien nun aber die Aufseher wie man

by Google

sie haben müsse, nicht sobald in der erforderlichen Anzahl zu finden, so würde es doch rathsamer gewesen sein, da, wo seitherige Aufseher nothwendig beseitigt werden müssen, bis der rechte Ersatz für sie gefunden sei, vorläufig nur für die äußeren Angelegenheiten der Schulen durch Beamte der Gemeinde sorgen zu lassen, auf eine Schulaufsicht aber, welche auch auf die innere Arbeit der Schule einwirken solle, einstweilen hoffentlich nicht allzulange zu verzichten.

Wieder andere Bedenken werden sich auf das sogenannte Sperrgesetz vom 22. April 1875 bezogen haben, und wenn Freunde und Verehrer gegen dieses Bedenken hegen, so ist es allerdings etwas anderes, als wenn auf dem Landtage offene Gegner das Gesetz anfeinden. Daß der Staat seine Mittel nicht seinen erklärten Feinden zuwenden könne, darüber wird freilich kein Zweifel laut geworden sein, welcher zu beachten wäre. Wohl aber darüber, welche von den seither von der Kirche genossenen Einnahmen als Leistungen aus Staatsmitteln betrachtet werden dürfen, und ob die unter dauernder Verwaltung des Staates stehenden Fonds zu den Staatsmitteln gerechnet werden können, auch wenn sie erweislich nicht vom Staate herrühren. Und ferner darüber, ob es wohl gethan gewesen sei, die über offenkundige staatsfeindliche Bischöfe verhängte Temporaliensperre, auf alle Geistliche ihres Sprengels auszudehnen? Ob für diese nicht an der Regel festzuhalten gewesen wäre, daß jeder für gut gelten müsse, bis das Gegentheil erwiesen sei? Gegen Geistliche, die sich thatsächlich und offenkundig den Staatsgesetzen widersetzten, müßte allerdings die Sperre in ihren rechtsgemäßen Grenzen eintreten. Aber es fehle ja glücklicherweise gar nicht an würdigen gesetzestreuen feindlichen Geistlichen, zumal unter den älteren, die jederzeit und noch heute offenkundig der Obrigkeit unterthan, dem Staate gäben, was des Staates sei. Diesen ihre meist nur mäßigen Einnahmen ganz oder großentheils zu entziehen, bis sie sich ausdrücklich durch eine ihre Amtswirksamkeit in ihren Gemeinden in jetziger Zeit gefährdende Erklärung zu etwas verpflichteten, was sie jederzeit schon durch die That geübt hätten, könne nicht heilsam wirken und müsse auch die Pfarrgemeinden solcher Geistlichen in ihren Begriffen verwirren und erbittern.

Solche Bedenken zu würdigen, ist indessen ein von außen her gereister, den Verhältnissen fern stehender Beobachter nicht berufen. Daß sie aber dem Minister nicht unbekannt geblieben und von ihm geprüft sind, darf auch der fernstehende voraussetzen, und mit dessen zahlreichen Verehrern in der Rheinprovinz erwarten, daß er seine ernste Aufgabe ohne Rast und ohne Hast verfolgen wird.

D. W. Landfermann.

Aus Wien. Die Presse. Die orientalische Frage. Städtisches. — Die Beobachtung datirt nicht erst von gestern, daß hier zu Lande

Digitized by Google

die Presse stetig an Einfluß verliert. Die Schuld trägt sie fast ganz allein. Auch ohne außerordentliche Anlässe würde die hastige Concurrenz, das gegenseitige Ueberbieten sich gerächt haben. Das Zeitungspublicum ist durch die Zeitungen gründlich verdorben; verwöhnt durch die Masse des Lesestoffs, verwöhnt durch das Uebermaß an Würze, meint es immer größere Kraftanstrengung verlangen zu dürfen und immer stärkere Reizungen. Wenn das Blatt — man könnte richtiger sagen: das in losen Bogen ausgegebene Buch — nicht an jedem Morgen eine Sensationsnachricht, eine frappante Combination, ein glänzend geschriebenes Feuilleton und eine Scandalgeschichte aus der vornehmen oder der Coulissenwelt oder doch mindestens eine novellistisch behandelte Gerichtsverhandlung bietet, so ist es „fad". Nun sind außerdem die Zeitungen genöthigt, sich einzuschränken, und der Abonnent sieht sich in seinen Menschenrechten verkürzt, weil er einen halben Bogen Papier weniger bekommt. Das alles trifft freilich nur die eine Seite des Dinges. Aber seitdem die Speculation darniederliegt, ist auch der Durst nach den Neuigkeiten des Tages geringer geworden. Wenn in den „guten Zeiten" die Verwaltungsräthe und solche, die es werden wollten, mit den Frühzügen von ihren Landsitzen nach Wien kamen, stürzten sie auf den letzten Stationen aus den Waggons, um die schon dort angekommenen Morgenblätter zu verschlingen. Eine halbe Stunde später hätten sie dieselben mit Muße im Comptoir lesen können; aber diese halbe Stunde diente bereits dazu, die Stellung zu überlegen, welche den neuen Nachrichten gegenüber eingenommen werden müsse. Gegenwärtig haben die Einen keine Landsitze mehr und die Andern können die Depeschen und das Raisonnement über dieselben erwarten. Endlich ist man seit dem Krach gegen die Blätter streng geworden. Wohl hat er nichts enthüllt, was nicht vorher Jedermann gewußt hätte; jeder Geschäftsmann rechnete ja an den Fingern nach, daß die Abonnementsgelder kaum das von einer Zeitung aufgewendete Papier deckten, daß die Insertionsgebühren das Unternehmen halten und die maskirten Inserate die Unternehmer reich machen mußten; jeder wußte also auch genau, wie viel er auf die Urtheile, namentlich in wirthschaftlichen Angelegenheiten, geben dürfe. Nur ließ man sich das gefallen, so lange die Geschäfte blühten, während man heute über die Kurzsichtigkeit und Unredlichkeit der Zeitungsschreiber schimpft, Gerechte und Ungerechte in die gleiche Verdammniß wirft.

Die Reaction ist im Allgemeinen kaum zu beklagen. Ungesund war der frühere Zustand unter jedem Gesichtspunkte, die Macht der Presse durch nichts gerechtfertigt. Je weniger die in der Journalistik vorhandene Fülle von Talent durch Charakter, Wissen, ja überhaupt nur allgemeine Bildung ergänzt wurde, um so mehr wurde sie gefürchtet und umbuhlt von Regierungen, Vertretungskörpern, moralischen und — unmoralischen Personen aller Art.

Digitized by Google

Die Volksbildung kann nur gewinnen, wenn die Journalistik nicht mehr ein so glänzendes Geschäft ist und daher nicht mehr so viele Schmocks ihrem natürlichen Berufe entzieht, mit alten Kleidern oder „Producten" zu handeln. Niemand wünscht die Zeiten des „Oesterreichischen Beobachters" zurück, aber daß die Bevölkerung ihr Wissen einzig aus den Zeitungen schöpft, ist kaum weniger unerfreulich. Väter heranwachsender Söhne klagen, daß diese die Nationalliteratur nicht mehr kennen, keinen Sinn und keine Zeit übrig haben für das Studium der Geschichte und der Philosophie, an welchem die frühere Generation sich privatim und heimlich kräftigte. In den Schulen werden die jungen Leute überbürdet und außerhalb lesen sie nur noch die Tagesblätter.

Wie wenig die letzteren noch die öffentliche Meinung aussprechen oder leiten, zeigt auch wieder ihr Verhalten gegenüber den Vorgängen im türkischen Reiche. Wer nur die „tonangebenden" — d. h. die am lautesten schreienden — Blätter liest, muß glauben, wir befänden uns in der höchsten Aufregung wegen des Schicksals der türkisch-slavischen Länder und lägen einander in den Haaren um den Fortbestand des Muhamedanismus in Europa. In der That ergötzen wir uns nur an dem officiösen Eifer auf beiden Seiten, welcher alle die längst in das Anekdotenbuch übergegangenen Leistungen militärischer Schönfärberei wieder zu Ehren bringt. Mit der höchsten sittlichen Entrüstung werden alle Nachrichten aus dem einen Lager als Lügen gebrandmarkt und daneben die handgreiflichen Lügen aus dem andern als lautere Wahrheit gepriesen. Unbekümmert berichtet man uns Tag für Tag über entscheidende Schlachten auf denselben Plätzen, auf welchen längst kein Insurgent oder kein Türke mehr zu finden gewesen sein soll und jede nicht wegzuleugnende Schlappe wird zum wohlberechneten strategischen Zuge. Sogar der russische eine Todte ist, wenn auch vervielfältigt, wieder auferstanden: lange Zeit hatten Redifs und Rajah regelmäßig fünf Todte auf „große Verluste" der Gegner und wenn nicht, wie es scheint, dem panslavistischen und dem türkischen Preßbureau selbst der Schwindel zu abgeschmackt gewesen wäre, die ihnen dienstbaren Blätter würden keinen Anstoß daran genommen haben.

In der Hauptsache erfreut sich dagegen die Politik des Grafen Andrassy allgemeiner Zustimmung; daß sie auf die wichtigste Frage keine Antwort ertheilt, genirt ja vorläufig nicht, denn diese Frage wird ihre Lösung heute und morgen noch nicht fordern. Als Ungar und als österreichischer Minister kann er gar nicht anders handeln, als dahin wirken, daß die Unruhen an unserer Südgrenze nicht über diese hinausgreifen. Wir können keinen Krieg brauchen, aus tausend allbekannten Gründen, wir können keinen Zuwachs an halbwilder Bevölkerung brauchen, aber auch keinen südslavischen Staat, stehe er unabhängig da oder in nominellem Lehensverhältniß zur Pforte. Es ist

Digitized by Google

vollkommen richtig, daß Dalmatien ohne ein Hinterland ein stets gefährdeter Besitz für Oesterreich bleibt, und wenn Oesterreich ein wenig mehr Assimilationsfähigkeit besäße, möchte man denjenigen zustimmen, welche die Annexion der Herzegowina predigen. Sie weisen auf die Bukowina hin, die ja innerhalb eines Jahrhunderts leidlich civilisirt und gut österreichisch geworden sei. Aber hundert Jahre von 1775 oder von 1875 an gerechnet, das Oesterreich von damals und das von heute! Schon jetzt vermögen Deutsche und Magyaren sich nur mit äußerster Kraftanstrengung des Slaventhums zu erwehren, macht in Böhmen und Mähren die Slavisirung die bedenklichsten Fortschritte. Und abgesehen von der Nationalität: Oesterreich ist mehr als zur Genüge mit Ländern versorgt, welche zu den Staatsbedürfnissen nichts beitragen, vielmehr von den andern mit fortgeschleppt werden müssen und sollte sich jetzt noch die unter der langen Türkenherrschaft verwilderten Völkerschaften aufladen! Was andrerseits mit einem neuen Vasallenstaate erreicht wäre, hat Professor Springer erst unlängst in diesen Blättern unwiderleglich auseinandergesetzt. Oder ein Großserbien oder Großmontenegro, ein slavisches Piemont? Den Staatsmännern, welche die Kaiserreise nach Dalmatien in Scene gesetzt haben, mag jetzt, etwas spät freilich, wohl klar geworden sein was sie damit angestellt haben, denn der Zusammenhang, welchen der beschränkte Unterthanenverstand gleich anfänglich prophezeite, wird dadurch nicht aufgehoben, daß man im ungarischen Reichstage den Nachweis desselben für illoyal erklärt. Indessen kümmern sie sich wohl wenig um die Consequenzen, der Minister des Aeußern mag sorgen, dazu ist er da!

Nein, wir stehen den Dingen und den Menschen im Norden der Türkei zu nahe, wir haben zu oft das Vergnügen, die exilirten Fürsten und Bojaren in nächster Nähe zu beobachten, die dann gelegentlich wieder als Befreier des Vaterlandes auftreten, als daß wir uns von Heldengesängen und Heldenmärchen die Sinne umnebeln ließen, haben auch zu viel Sorgen im eigenen Hause. Garibaldi ist der richtige Mann für das Londoner Hülfscomité — es fehlte nur noch, daß er selbst sich an die Spitze der Bosniaken stellte und Victor Hugo zum Abfassen der Proclamationen und Armeebefehle mitnähme. Und ebenso wenig werden wir uns, wie vor zwanzig Jahren durch die von Louis Napoleon bezahlten oder decorirten Journalisten, in eine Schwärmerei für das Türkenthum hetzen lassen, dessen innere Ohnmacht wieder einmal so traurig zu Tage tritt.

Allein — angenommen, die Pforte rafft sich endlich auf und schlägt den Aufstand nieder, es herrscht wieder Ruhe über den verwüsteten Landschaften, so müssen wir doch fragen, wie weiland der Protocollführer im Ministerrathe: was dann? Die Anekdote mag hier eingeschaltet werden. Es war im Jahre 1850, Preußen sollte ecrasirt werden, Radetzky war nach Wien berufen wor-

Digitized by Google

den, erklärte sich im Ministerrathe entschieden gegen den Krieg, und schloß, überstimmt, die Verhandlung mit den Worten: „Gut denn, wenn geschehen muß, was nicht geschehen sollte, Krieg, und in vierzehn Tagen sind wir in Berlin.“ Als die Versammlung sich getrennt hatte, fragte Felix Schwarzenberg den Protocollführer, weshalb er bei des Marschalls Worten gelächelt habe. Der wollte mit der Sprache nicht heraus, gestand aber auf des Fürsten Drängen, er habe gedacht, es solle alles so glücklich gehen, das preußische Heer geschlagen, der Prinz von Preußen gefangen, Berlin besetzt werden — und was dann? Schwarzenberg stutzte und sagte endlich: Das zu überlegen werden wir noch Zeit haben. — Nun gehen ja Andrassy, Bismarck und Gortschakoff nicht wie Felix Schwarzenberg cavaliermäßig an eine große Action; sie lassen auch heute schon der Welt verkünden, daß sie dann Garantien, nämlich Reformen fordern werden. Aber wird die Pforte die Reformen durchführen wollen, wird sie es können? Besitzt sie noch die Kraft, mit der Serail- und Paschawirthschaft aufzuräumen? Unsere gründlichsten Kenner des Orients, auch warme Freunde der Türken, bestreiten das auf das entschiedenste.

So werden wir denn die Sorge nicht los, daß uns in diesem Jahre nicht blos die türkischen Zwetschen mangeln werden (für welche die einheimische Ernte einigen Ersatz bietet), sondern daß die südslavischen Schweinezüchter und nitterlichen Hammeldiebe uns trotz alledem die orientalische Frage auf den Leib hetzen werden und damit bestenfalls die abermalige Erhöhung des Militärbudgets. Und uns liegen ohnehin die künftigen Uchatiuskanonen schwer genug auf der Brust, wenn auch die Officiösen den classischen Trost in Bereitschaft haben, daß die Bronzegußkanonen, wenn sie unbrauchbar sein sollten, anderweitige Verwendung finden könnten, während Gußstahl absolut werthlos sei!

Wien war während des verflossenen Sommers sehr still. Fremde kamen wenig und die Wenigen klagten über Mangel an Unterhaltung. Das wegen seiner Theaterliebhaberei verrufene Wien hatte in allem nur zwei Theater, alle übrigen waren ferienhalber geschlossen oder mehr oder weniger „verkracht“. Um so lebendiger wird es jetzt. Noch einmal hat Laube das Stadttheater übernommen, zum letztenmal, wie er sagte; aber er wird es noch öfters übernehmen, wenn es ihm noch öfter gelingt, die Gründer zu neuen Geldopfern zu bewegen. Der Mann vermag viel über Andere, mehr jedoch über sich selbst. Weil Dingelstedt die Oedipustrilogie vorbereitet, brachte Laube noch vorher die Antigone, er, der die Wiederbelebung der Alten unzählige Mal Schwindel und Schrulle genannt hat. Aber Sophokles mußte das Opfer auch büßen, welches Laube seiner Ueberzeugung brachte: zwei Uebersetzungen, die Donnersche und die Wilbrandtsche (in Jamben) gingen friedlich durcheinander, mitunter von Laubes eigenen Zuthaten unterbrochen. Es war

Digitized by Google

ein geradezu unglaublicher Genuß! Nun sind die Meininger da und haben mit ihrer Comparserie zunächst großen Erfolg. Auch die Burg rüstet, der unvermeidliche Mosenthal wird die Neuigkeiten eröffnen und die Oper verspricht ein neues Ballet; die Habitués sollen auch schon sehr schwierig geworden sein, da sie seit mehreren Jahren vergeblich auf eine Neuigkeit warteten!

Aus Berlin. Die Novelle zum deutschen Strafgesetzbuch und die Geschichte der Gegenwart. Reichstag. Kaiserhof. Von der II. Armee 1870. — Ein sehr interessantes Actenstück ist dieser Tage erschienen, eine Vorlage für den Reichstag, bemerkenswerth zunächst für den Juristen, von großem Interesse aber auch für den Politiker und Historiker, und überhaupt für Jeden, welcher es liebt und versteht, die inneren Zusammenhänge der verschiedenen Erscheinungen auf den mannigfachen Gebieten des Staatslebens zu betrachten und insbesondere die bestimmenden Ursachen dieser oder jener Entwickelung aufzusuchen. Der neue Gesetzentwurf, betreffend die Abänderung, beziehungsweise Ergänzung, der Bestimmungen des deutschen Strafgesetzbuches bietet reiches Material zu solchen Untersuchungen. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihre Leser etwa hier auf die dornenvollen Pfade eines Excurses über deutsches Strafrecht zu verleiten gedächte. Ein solches Unterfangen liegt mir sehr fern. Nur einiges Allgemeine, historisch Merkwürdige sei mir hervorzuheben gestattet. Seit geraumer Zeit bekanntlich sind innerhalb und außerhalb des Reichstages von Fachmännern und von Laien lebhafte Ausstellungen gegen das neue, erst kürzlich vereinbarte, allgemeine deutsche Strafgesetzbuch laut geworden. Anfänglich verhallten sie ungehört, wohl weil man Bedenken trug, ein eben erst vollendetes Werk der Umarbeitung zu unterziehen. Als sich dann aber die Berechtigung der erhobenen Klagen mehr und mehr herausstellte, gingen die Bundesregierungen an die schwere Arbeit der Umgestaltung und Ergänzung und haben nach länger, eingehender Thätigkeit in dieser Woche dem Bundesrathe einen Ergänzungsentwurf zum Strafgesetzbuch vorgelegt. Nachdem der Bundesrath über diesen Entwurf befunden haben wird, wird er dem Reichstage zugehen. Die Bedenken, welche zu diesem Ergänzungs- und Abänderungswerke die Veranlassung gaben, waren offenbar zunächst rein juristische. Es fügte sich aber, daß während der Zeit der Umarbeitung Ereignisse von hochpolitischer Bedeutung eintraten. Und diese Ereignisse haben in dem neuen Gesetzentwurfe eine außerordentliche Berücksichtigung gefunden, sie haben den Anlaß zu neuen Strafbestimmungen gegeben, die bisher dem deutschen Rechte fremd waren. Dadurch aber gewinnt dieser Entwurf selbst eine weit über die rein juristische Sphäre hinausreichende, hochpolitische Bedeutung, dadurch wird er zu einem wahrhaft historischem Product, entstanden aus den Bedürfnissen unserer Po-

Digitized by Google

litik und bestimmt, ihnen zu dienen. Ich will hier durchaus nicht die heikle Streitfrage anregen, in wie weit es für die Gesetzgebung angezeigt erscheint, solchen mehr oder minder temporären Bedürfnissen Rechnung zu tragen und in wie weit es für sie geboten ist, denselben gegenüber sich ablehnend zu verhalten. Es genügt mir und ist mir viel wichtiger, hervorzuheben, daß hier überhaupt ein so eminent lebendiger Zusammenhang zwischen der politischen und rechtlichen Entwickelung unseres Staatslebens nachweisbar oder vielmehr sofort ersichtlich ist.

In dem neuen Entwurfe treten uns nämlich deutlich die Einwirkungen dreier historischer Ereignisse entgegen, welche unsere Zeit lebhaft beschäftigt haben und noch beschäftigen: der Kampf mit der römischen Curie, der Attentatsplan des belgischen Kesselschmiedes Duchesne gegen den Fürsten Bismarck und der Proceß gegen den ehemaligen Botschafter Grafen Arnim. Der Kampf mit dem Vaticam hat bekanntlich oftmals deutsche Unterthanen, welche als Geistliche oder als Journalisten dem römischen Interesse dienten, mit dem Strafgesetzbuch in Conflict gebracht, sobald diese Parteigänger der Curie sich dazu hergaben, päpstliche oder sonstige klericale Kundgebungen, welche den feindseligsten Geist gegen Deutschland athmeten, in Deutschland von den Kanzeln herab oder in den Zeitungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Man entsinnt sich in dieser Beziehung der jüngsten Encyclica des Papstes und zahlreicher Hirtenschreiben deutscher Bischöfe, in welchen Deutschlands Herrscher, Regierung und Volksvertreter gleicher Weise heftig angegriffen und rücksichtslos beleidigt wurden. Die bestehenden Strafbestimmungen scheinen zur Sühne dieser Ausschreitungen als unzureichend befunden worden zu sein und unter dem Eindrucke der letztjährigen klericalen Manifestationen, hat man neue Strafbestimmungen aufgestellt, welche ausdrücklich gegen diejenigen gerichtet sind, welche vorsätzlich durch Veröffentlichung von Kundgebungen auswärtiger Regierungen oder geistlicher Oberen zum Ungehorsam gegen die Landesgesetze, die landesherrlichen Verfügungen und die obrigkeitlichen Anordnungen auffordern oder solchen Ungehorsam als lobenswerth oder verdienstlich darstellen. Eine weitere Bestimmung bedroht dann ganz ausdrücklich mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren die Geistlichen und Religionsdiener, welche in Ausübung ihres Berufes Schriftstücke ausgeben und verbreiten, in welchen Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstande einer Verkündigung oder einer Erörterung gemacht sind. Deutlicher kann wohl Veranlassung wie Zweck einer Strafbestimmung nicht ausgesprochen werden. Ebenso ersichtlich ist die Entstehungsgeschichte und das Ziel des Paragraphen, welcher die Strafe bestimmt, die denjenigen treffen soll, welcher sich einem Andern gegenüber zur Begehung eines Verbrechens oder zur Theilnahme an einem Verbrechen

erbietet, so wie denjenigen, welcher ein solches Erbieten annimmt! Hier ist der Fall Duchesne in das Auge gefaßt, oder mit anderen Worten, man hat eine neuerdings in das belgische Strafgesetzbuch aufgenommene Strafbestimmung in das deutsche übertragen. Dieser Thatsache entsprechend hat man auch in die Motive des neuen Gesetzentwurfes die betreffenden Verhandlungen der belgischen Kammern über den Fall Duchesne, den Gesetzentwurf, welcher denselben über diese Materie vorlag, den Commissionsbericht darüber und schließlich den Wortlaut des Entwurfes, wie er aus den Beschlüssen der belgischen Kammern hervorgegangen ist, aufgenommen. Wenn der Reichstag diesem Paragraphen Duchesne des deutschen Strafgesetzbuches seine Zustimmung schenkt, so ist damit die letzte Phase der deutsch-belgischen Controverse des letzten Frühjahrs erledigt. In Folge des damaligen Notenwechsels zwischen der deutschen und der belgischen Regierung fühlte letztere in gerechter Würdigung der anläßlich des Falles Duchesne erhobenen Beschwerden Deutschlands sich bewogen, die bekannte Bestimmung in ihre Gesetzgebung aufzunehmen. Zugleich erwuchs aber für unsere Regierung die Pflicht, das Gleiche zu thun. Sie hat jetzt den entscheidenden Schritt in dieser Richtung gethan, damit eine internationale Pflicht erfüllt und zugleich einen neuen Anstoß zu der weiteren Durchführung des von ihr verfochtenen Principes gegeben. Der neue Entwurf enthält endlich eine Reihe von Strafbestimmungen, welche offenbar aus Veranlassung des Processes gegen den Grafen Arnim entstanden sind. Ausdrücklich wird dort die Strafe fixirt, welche einen Beamten im Dienste des Auswärtigen Amtes trifft, welcher sich eines Ungehorsams gegen die ihm amtlich ertheilten Weisungen schuldig macht, oder durch unwahre Angaben seine Vorgesetzten täuscht, oder die Amtsverschwiegenheit verletzt, oder bei der Aufbewahrung amtlicher Schriftstücke ordnungswidrig verfährt. Bemerkenswerth ist hierbei zweierlei. Erstens, daß die Bestrafung erfolgen soll gleichviel ob das Vergehen im In- oder Auslande begangen worden ist, und zweitens, daß das Vorhandensein der strafbaren Absicht zur Bestrafung nicht erforderlich sein soll. Ich überlasse dem Juristen von Fach die Erörterung über diese jedenfalls sehr bedeutsamen Bestimmungen. Ich will nur thatsächlich bemerken, daß die letzte, die Außerachtlassung des Vorhandenseins der strafbaren Absicht in dem Entwurfe einfach dadurch motivirt wird, daß es in den meisten Fällen unthunlich oder doch sehr schwierig sei, diese Absicht bei einem im Auslande lebenden diplomatischen Agenten nachzuweisen und daß es sich daher im Interesse des Reiches empfohlen habe, von ihrem Erweise oder Nichterweise abzusehen.

Es ist leicht ersichtlich, daß dieser Entwurf, wenn er an den Reichstag gelangt, lebhafte Debatten veranlassen wird, und ebenso augenscheinlich, daß diese Discussionen des pikanten Interesses nicht entbehren werden. Ueber

gitized by Google

sein endgiltiges Schicksal läßt sich natürlich heute, wenige Tage nach seinem Erscheinen, nichts Bestimmtes sagen. Ich sollte indeß meinen, daß diese Vorlage im ganzen eine gute Aufnahme von Seiten des Reichstages zu gewärtigen haben wird. Abgesehen von der natürlichen stets kampfbereiten ultramontanen und socialistischen Opposition dürfte wohl nur von specifisch-juristischer Seite hier und da Einsprache erhoben werden. Die politische Tendenz des Gesetzes wird von nationaler Seite wohl kaum eine Abschwächung erfahren, ebenso wenig wie man seiner Zeit den eminent politischen Charakter der preußischen Kirchengesetze für unvereinbar hielt mit ihrer juristischen Handhabung. Im übrigen haben die Aussichten für die Thätigkeit des Reichstages im Laufe dieser Woche keine Aenderung erfahren. Auch die Zeitungen haben zu ihren bisherigen üblichen Conjecturen über Beginn und Thätigkeit des Parlaments nur eine einzige neue, und zwar die zur Zeit allerunfruchtbarste, hinzufügen können, indem sie nämlich die Frage nach der Dauer des Reichstages aufgeworfen und in der verschiedensten Weise beantwortet haben. Selbstverständlich sind alle diese Erörterungen vollständig müßig. Niemand kann heute wissen, ob es gelingen wird, den Reichstag vor Neujahr zu schließen, oder ob die üblen Collisionen dem preußischen Landtage sich auch in diesem Winter wiederholen werden. Sicher ist, daß die Regierungen die Vorarbeiten möglichst beschleunigen. Gelingt diese Beschleunigung in allen Ressorts, so ist alles Uebrige in Fragen der Dauer der Session lediglich Sache des Reichstages selbst.

Wenn übrigens die Reichsboten bei uns einkehren, so werden sie hoffentlich eine lebhafte Befriedigung über den gastlichen Wohnsitz empfinden, der für diejenigen von ihnen, die sich seiner bedienen wollen, in ihrer unmittelbaren Nähe entstanden ist. Ich schrieb Ihnen schon einmal vor einigen Wochen, daß das große Hôtel am Wilhelmsplatz, genannt „der Kaiserhof" seiner Vollendung entgegengehe. Jetzt ist es vollendet. Ich habe seine Räume durchwandert, seine Küche geprüft und kann aus eigener Erfahrung versichern, daß es sich dort bequem und gut lebt. Gerade für die wohlhabenden oder doch wenigstens besser situirten Junggesellen, und als solche muß man doch unsere Abgeordneten, der überwiegenden Mehrzahl nach, während ihrer parlamentarischen Thätigkeit betrachten, ist eine mehrmontliche Ansiedlung im Kaiserhof sehr rathsam. Gestatten Sie, daß ich dies ein wenig erläutere. Die Hôtelfrage ist ohnehin in Berlin nachgrade eine gradezu dringende geworden. Ich wenigstens habe mich stets schon deswegen gefreut, hier ansässig zu sein, weil ich auf diese Weise der Qual überhoben bin, in einem der hiesigen Hôtels zu wohnen. Der Kaiserhof hat es mir indeß wünschenswerth erscheinen lassen, Berlin als Fremder zu besuchen. Zunächst sind die Wohnzimmer wirklich geräumig, zweckmäßig und theilweise sogar sehr elegant eingerichtet. Sodann aber, und das ist nach meinem Geschmack die Hauptsache, enthält das Hôtel außer den

Speise- und Frühstückſälen und dem Reſtaurant noch eine reſpectable Anzahl von Converſations-, Leſe- und Rauchzimmern. Darin liegt aber der eigentliche Comfort eines Hôteldaſeins, wie ſich Jedermann leicht außerhalb der Grenzen Deutſchlands überzeugen kann. Denn leider ſind wir Deutſchen die Einzigen, welche ſich bisher dieſe Bequemlichkeit verſagt haben. Es handelt ſich hier aber eigentlich doch um mehr als um bloße Bequemlichkeit. Wenn ich zum Beiſpiel an das angenehme geſellige Leben denke, daß ſich im Allgemeinen in jedem Schweizer-Hôtel ſehr bald herſtellt, ſo komme ich doch zu dem Schluß, daß abgeſehen von der im ganzen günſtigen geſelligen Dispoſition, welche alle Schweizer-Reiſenden mit ſich bringen, da ſie nur des Vergnügens halber reiſen, den für die Unterhaltung ſo zweckmäßig eingerichteten Räumlichkeiten des Hôtels ein ſehr großer Theil dieſes ſocialen Wohlbefindens zu danken iſt. Warum ſollten alſo auch nicht in dem kälteren geſchäftigen Berlin die Wärme einer Art von häuslichen Heerdes in einem Gaſthofe zu erzielen ſein? Warum insbeſondere ſollten nicht die Abgeordneten, wenn ſie in größerer Anzahl derartig beiſammen wohnen, die Annehmlichkeiten eines Clublebens, wenn auch nur in loſerer Form, ſich verſchaffen können?

Doch wollen wir ihre Ankunft abwarten und ſie ſelbſt entſcheiden laſſen. Immerhin aber wäre es gut, ſie kämen bald und ſicherten ſich ihr Berliner Heim, denn Berlin tritt nun mit Ernſt an ſeine winterliche Aufgabe und wird bereits von allen Seiten von heimkehrenden Inſaſſen und zuſtrömenden Fremden überfluthet. Beſonders dieſe Woche führte einen gewaltigen Zuzug in die Stadt. Die Manöver waren beendet, die Garniſon rückte wieder ein, die verſchiedenen militäriſchen Centralbildungsanſtalten wurden wieder eröffnet und zogen ein buntes reiches Gemiſch einheimiſcher und fremder Uniformen zu ſich heran. Abgeſehen von dieſer äußeren Manifeſtation der militärwiſſenſchaftlichen Thätigkeit iſt dieſer Tage auch eine rein literariſche von großem Werthe zu Tage getreten. Der zweite Band des ſchon vor längerer Zeit begonnenen Werkes von v. d. Goltz über die II. Armee des Jahres 1870 iſt erſchienen. Er behandelt die Ereigniſſe von der Uebergabe von Metz bis zur Schlacht von Sedan. In der großen Fülle des in dem Buche gebotenen hiſtoriſchen und militäriſchen Materials ſcheinen mir beſonders zwei Serien von Actenſtücken der eingehendſten Beachtung werth. Die eine enthält den authentiſchen Schriftwechſel zwiſchen Moltke und dem Generalſtabschef der II. Armee General von Stiehle, die andere umfaßt eine Anzahl bisher vollkommen unbekannter franzöſiſcher Documente, die ſich auf die Reorganiſation der franzöſiſchen Streitkräfte zur Zeit des Regiments Gambettas beziehen. Sicherlich wird die zeitgenöſſiſche Geſchichtsſchreibung wie auch das Publicum das Buch mit großem Intereſſe ſtudiren. Bleibt doch der Marſch von Metz nach Le Mans, den es behandelt, ſtets eine der denkwürdigſten Epiſoden des großen Krieges.

J.

Digitized by Google

Literatur.

Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt (1772 — 1841). Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben von Hermann Uhde. Hamburg. 1875. — Memoiren von Schauspielern haben einen eigenthümlichen Reiz. Der Leser pflegt sie mit einer Erwartung in die Hand zu nehmen, welche derjenigen sehr ähnlich ist, mit welcher man zum ersten Male hinter die Coulissen tritt. Eine Menge interessanter Enthüllungen scheint bevorzustehen: die geheimnißvolle Welt des Theaters im natürlichen Lichte des Tages, Helden der Bühne und Koryphäen der Kunst und Literatur im gewöhnlichen Hauskleide und alltäglichen Geschäftsverkehr und dasjenige, woran sich bei den meisten Menschen von Jugend auf, ihnen selbst bewußt oder unbewußt, die Phantasie am besten nährte, der magischen Beleuchtung, die es gewöhnlich umgiebt, und der scheinbaren Erhöhung über das Menschliche entzogen. Weil aber auch das Wenige, welches für gewöhnlich und nicht auf dem Wege schriftlicher Mittheilung aus dem Theaterleben ins Publicum dringt, in der Regel pikant genug ist, um nach Mehrerem verlangen zu lassen, so ist selbst ganzen Bänden über solchen Gegenstand von vorn herein ein gewisses Interesse gesichert. In letzter Zeit ist die Zahl von Schriften über das Theater wieder ziemlich vermehrt worden. So hat die Gräfin Plater, vormals Caroline Bauer, der Geschichte ihres Bühnenlebens vor kurzem die „Komödiantenfahrten" folgen lassen, Laube und E. Devrient haben in ihren letzten Schriften uns neue Einblicke in das Leben an einigen der bedeutendsten Bühnen verschafft ꝛc., ja eine der allerjüngsten Publicationen aus der Theaterwelt, die Memoiren des hannöverschen Schauspielers Sontag, zeigen durch ihren marktschreierischen Titel, daß auf eine gewisse kindische Neugier, mit welcher das Publicum solche Veröffentlichungen in die Hand zu nehmen pflegt, sogar von den Autoren derselben gerechnet wird. Indessen ist doch allen derartigen Schriften, mögen sie auch oft genug viel sogenannten Klatsch enthalten, eine cultur- und literarhistorische Bedeutung nicht abzusprechen. Auch den vorliegenden Denkwürdigkeiten von Fr. L. Schmidt — dieselben umfassen zwei ziemlich starke Bände — muß eine solche Bedeutung in mehr als einer Beziehung zugestanden werden, wenn schon sich nicht leugnen läßt, daß es im Wesentlichen nur Einzelnheiten sind, bei welchen der Leser mit besonderem Interesse verweilt und daß der Herausgeber doch wohl etwas zu weit geht, wenn er diese Denkwürdigkeiten mit Ifflands Memoiren und Schröders Biographie auf eine Linie zu stellen geneigt ist. Auch jene anmuthvolle Dar-

Digitized by Google

ſtellung des Erlebten, welche z. B. Caroline Bauers (freilich, wie eben durch die Schmidtſchen Denkwürdigkeiten ſich herausſtellt, nicht immer ganz zuverläſſigen) Mittheilungen zu einer ſo angenehmen Lectüre macht, fehlt dem vorliegenden Buche. Der Grund davon iſt nicht nur die durchaus ernſthafte, ja wohl etwas trockene Natur Schmidts, ſondern auch der Umſtand, daß die vorliegende Erzählung erſt vom Herausgeber aus allerhand Aufzeichnungen Schmidts ſelbſt, ſeines Sohnes, ſowie aus der Correſpondenz des Erſteren, und aus Anderm zu einem Ganzen zuſammengeſtellt werden mußte. Wir wollen mit dem Herausgeber nicht darüber rechten, daß dieſe Zuſammenſtellung hier und da wohl beſſer eine Zuſammenziehung geweſen wäre und daß des Unbedeutenden, wenn auch nicht für den, welcher es erlebte, aber wohl für den heutigen Leſer, der nicht zur Generation der älteren Hamburger gehört, beſonders im zweiten Theile manches enthalten iſt. Wir wollen vielmehr dem Herausgeber, welchem wir ſchon ſo manche andere werthvolle Publication verdanken, auch hier den Dank, der ihm gebührt, nicht vorenthalten: denn des Leſenswerthen enthält ſein Buch ja noch immerhin ſehr Vieles.

Der langjährige und wackere Leiter der Hamburger Bühne, der Schauſpieler und Theaterdirector Friedr. Ludw. Schmidt, war 1772 zu Hannover geboren. Zuerſt zum Kaufmann, dann zum Chirurgen beſtimmt, ging er — natürlich wider Willen und Wiſſen der Eltern — zur Bühne und ward zwanzig Jahre alt bei der Tillyſchen Geſellſchaft in Braunſchweig angeſtellt. Schon in den auf dieſes erſte Engagement folgenden Lehrjahren kam der junge Schauſpieler, der bald ein bewegtes Wanderleben zu führen hatte, in mancherlei intereſſante Verhältniſſe und mit bedeutenden Perſönlichkeiten in Berührung. In Berlin ſah er den großen Schauſpieler Fleck und lernte im perſönlichen Geſpräche mit ihm den Werth eines ausdrucksvollen Minenſpieles ſchätzen, in Stettin als Mitglied der Döbbelinſchen Geſellſchaft war er der Träger der Hauptrolle bei der erſten Aufführung von Zſchokkes Abällino, dem er durch ſein gutes Spiel den Weg über die Bühnen eröffnete und mit deſſen Verfaſſer er in Correſpondenz trat; er kam in Briefwechſel und perſönlichen Verkehr mit Iffland und machte, wiederum in Berlin, einen Beſuch bei J. J. Engel, dem Philoſophen für die Welt, deſſen Lorenz Stark ſoeben von Schmidt dramatiſirt worden war. In der leſenswerthen Schilderung dieſes Beſuches ſteht der dicke alte Herr mit den „gottloſen rothen Backen", wie Engel ſelbſt ſagte, höchſt anſchaulich vor uns. Im Jahre 1796 wurde Schmidt Regiſſeur in Magdeburg. Wenige Jahre darauf trat Schiller mit ſeinen neuen dramatiſchen Werken hervor. Die Wallenſteintragödie ward mit großem Erfolge in Magdeburg geſpielt. Und ſo raſch als möglich führte Schmidt ſeinem Publicum auch die übrigen Stücke Schillers vor. Intereſſant iſt, was er über die Aufnahme und das Verſtändniß des Chors in der Braut von Meſſina von Seiten des Publicums

Digitized by Google

berichtet: „Ah, nun merke ich, die sagen so, was man wohl denkt," äußerte eine Frau aus dem mittleren Bürgerstande über die Personen des Chors und sprach mit dieser naiven Bemerkung in der That einen guten Theil von Schillers Vorwort zu dem Stücke aus. Doch auch Shakespeares Hamlet und Lessings Nathan brachte Schmidt auf die Bühne. Den erstern in Schröders Uebersetzung und mit einigen Abänderungen, denen Goethes Bemerkungen im Wilh. Meister zu Grunde lagen, den letzteren, der vorher nur in Berlin dreimal — dann war das kaltsinnige Publicum weggeblieben — und einmal in Preßburg gespielt worden war, 1801 mit so großem Erfolge, daß von da an die Einbürgerung dieses Stückes auf der Bühne zu datiren ist. Auch mit seinen eigenen, heute freilich ganz verschollenen Stücken hatte Schmidt sehr gute Erfolge: sein Sturm von Magdeburg ward Volks- und Cassenstück. Aber ein wunderliches Völkchen waren doch die Menschen, denen solche Erfolge zu danken waren. Schmidt erzählt von den Schauspielern manche drollige Geschichte. Hier nur eine, die zwar in Wirklichkeit nicht einen seiner Schauspieler betrifft, aber mehr als einen derselben charakterisiren kann. Schmidt erzählt: Als Schiller den Wallenstein auf die weimarische Bühne bringen wollte, war er genöthigt, eine kleine Rolle von einem „Beiläufer" spielen zu lassen, der ein Oesterreicher war. „Spielen Sie, so gut Sie können, sagte Schiller zu ihm, „namentlich aber lassen Sie mir keinen Fuß aus." „Ai, wie werd' i!" antwortete der Oesterreicher und blickte mit Sicherheit auf seine Beine. Als seine Scene nahte, wiederholte Schiller: „Nur keinen Fuß lassen Sie mir aus". „Eh laß' i allens aus, als meine Füß'" sagte jener und trat nun derb darauf ein. — „Guter Schiller", setzt Schmidt zu dieser Anecdote hinzu, und seine Bemerkung gilt noch für heute, „wie viele Füße sind Dir seitdem von manchem Künstler geraubt worden! Ganze Cadaver könntest Du vorfinden." Im Jahre 1806 nahm Schmidt von Magdeburg Abschied und Engagement in Hamburg. Er sah als Schauspieler, Regisseur und Dichter auf eine Zeit rüstigster Schaffenskraft und fröhlicher Werdelust zurück. Doch sollte ihn in Hamburg noch ganz andere Anregung und ein anderes Leben erwarten. Begreiflicher Weise war in Hamburg Schmidts ganzes Interesse zunächst auf eine Person gerichtet — auf Fr. L. Schröder.

Seit 1798 vom Theater zurückgezogen lebte derselbe in dem nahen Rellingen, wie ein Einsiedler. Der Herausgeber theilt in einem bisher ungedruckten Briefe Schröders die Gründe dieser seiner Zurückgezogenheit mit.

„Ein Theil des Senates hat einem französischen und einem englischen Theater gleiche Rechte mit mir gegeben; man macht aus dem französischen eine Art Hoftheater. Das kann ich als Deutscher und als Künstler nicht ertragen." Aus Schröders Leben, wie aus dem der Familie des großen Künstlers, so der bekannten Charlotte Ackermann, von welcher der Hamburger

Digitized by Google

Notiz. Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. — Gar vielfach hat sich seit alten Zeiten eine weit verbreitete Neigung unseres Volkes geäußert: das Allgemeine zu individualisiren, dem Gewöhnlichen tiefere Bedeutung unterzulegen, selbst das Leblose sich beseelt zu denken. Neben anderem verdankt diesem Triebe die alte, schöne Sitte ihren Ursprung, Haus und Geräth mit Inschriften zu zieren, Sprüchen voll ernster oder heiterer Lebensweisheit, die, weil sie beständig vor Augen waren, mitten in der Tagesarbeit doch hin und wieder das Denken oder die Phantasie anregen konnten. Sie sollten gewissermaßen einen gemüthlichen Verkehr des Menschen mit den Gegenständen vermitteln, welche sie schmückten. Letztere sind deshalb meist persönlich gedacht: das Haus, der Stall, die Brücke, die Uhr, der Becher, der Löffel, die Schüssel ebenso, wie Münze und Waffe, die Kirchthür und der Grabstein: sie sprechen. Sie sind die Urkunden alter, oft tiefsinniger Spruchweisheit, die wohl der Beachtung werth ist. Wie trefflich ist, um nur ein Beispiel zu nennen, der Spruch, den im Jahre 1492 die Baumeister des Rathhauses von Wernigerode an ihr Werk setzten: „Einer achts, der andre verlachts, der dritte betrachts, was machts?“ oder „Was bringt in Schulden! Harren und Dulden. Was macht gewinnen? Nicht lange besinnen. Was bringt zu Ehren? Sich wehren“. Die alte Sitte ist eigentlich nie ganz erloschen, besonders in Süddeutschland nicht, aber auch in Norddeutschland kann man seit Jahren schon eine weitere Verbreitung des Brauches wahrnehmen, vor allem wohl seit Riehls Bücher, die zuerst wieder das Interesse auf diese Dinge lenkten, in weitere Kreise gedrungen sind, nicht minder auch durch die Nachahmung alten Geräthes und alter Bauformen. Leider findet man aber meist Bibelsprüche vorherrschend oder, was noch schlimmer ist, schlechte Reimereien ohne Form und Sinn. Deshalb dürfte das uns vorliegende hübsche Büchlein ganz besonders auch die Beachtung der Baumeister und des Kunstgewerbes verdienen, ganz abgesehen von dem Werthe, den es für das Studium unseres Volksgeistes immer behalten wird.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer muß es S. 523 Z. 3 v. u. heißen: „im folgenden Jahre“ statt „im vorigen Jahre“.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 8. October 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Noch einmal die Herzegowina.

Von Anton Springer.

Zahlreiche Gegenreden rief die nüchterne Beurtheilung des Aufstandes in der Herzegowina und in Bosnien, welche in diesem Blatte gegeben wurde, hervor. Sie kamen nicht unerwartet, denn die Sache der Aufständischen ist in weiten Kreisen populär geworden. Auch die gegen jenen Aufsatz gerichteten Argumente überraschten nicht. Sie waren theilweise dieselben, welche der Verfasser des Aufsatzes vor 21 Jahren in einer kleinen Schrift zu Gunsten der Serben ausgesprochen hatte. Ihn trifft auf diese Art der Vorwurf, seine Ansichten verändert zu haben, was er auch nicht leugnet, aber entschuldigt durch die Behauptung: zu geläuterten und verbesserten Ansichten kommt man nur durch Aenderung derselben. Jedenfalls haben die Ereignisse der letzten Wochen das Recht einer nüchternen Beleuchtungsweise bestätig. Es kann jetzt als sichere Thatsache gelten, daß der Aufstand keine innere Kraft besitzt, in demselben Augenblicke zusammenbricht, in welchem ihm die äußere Nahrung entzogen wird. Aus den Reihen der Insurgenten werden keine Memoiren geschrieben werden, denn die edle Schreibkunst findet in der Herzegowina nur wenige Jünger. Aber schon das Wenige, was über die Leitung und über die Ziele des Aufstandes verlautet, stärkt die Ueberzeugung, daß das arme heimische Volk durch Versprechungen fremder Führer hingehalten wurde, daß diese fremden Führer nicht die materiellen Leiden der Landesbewohner zu mildern die Absicht hegten, sondern sie einfach als Werkzeug benutzten, um Hirngespinnsten einer haltlosen Nationalitätspolitik den Schein der Wirklichkeit zu verleihen, daß dieselben endlich, sobald sie Gefahr für ihren werthen Leichnam witterten, die „glorreiche Nation" im Stiche ließen und sich über die österreichische Grenze in Sicherheit brachten. Xaver oder Ignaz Hubmeier heißt einer der Anführer oder „Woiwoden", er ist seines Zeichens Buchdruckergehilfe und conditionirte früher in Laibach. Und da soll man an die unverfälschte Volksstimme, an den unwillkürlichen Aufschrei der unterdrückten bosnischen Menschheit glauben. Eine weitere Thatsache ist die fortdauernd zwei-

Digitized by Google

deutige Haltung Montenegros und Serbiens, die Verächtlichkeit der in Belgrad und Cettinje getriebenen Politik. Achselträgerisch und doppelzüngig spricht der Fürst von Montenegro in demselben Athemzuge den Insurgenten seine Sympathie, der Pforte seine Loyalität, den Ostmächten seine Neutralität aus. Von Montenegro aus werden die Insurgenten heimlich unterstützt und empfangen Zuzug an Mannschaft; als Lohn, daß der Zuzug bis jetzt hintertrieben wurde, wird heimlich in Constantinopel Erweiterung des Grundbesitzes erbeten. Den Unterthanen gegenüber klagt der Fürst über seine Vergewaltigung durch die Großmächte, diesen wieder wird der ungeberdige Sinn der Unterthanen als das Hinderniß weiser Politik entgegengehalten. Doch was thut man nicht zur Sicherung der russischen und österreichischen Pension, ohne welche dieser Zukunftsstaat in wenigen Monaten in Staub zerfallen würde. Montenegro ist Alles erlaubt und verziehen. Eine politische Gemeinschaft, welcher jede Grundlage selbstständiger Existenz abgeht, die durch die Rivalität Oesterreichs und Rußlands zur Selbstüberschätzung förmlich erzogen wurde, und nun allerhand Begierden und Gelüste, aber keine Mittel zu ihrer Befriedigung besitzt, kann nicht die gerade Straße wandeln, ist auf Krumm- und Schleichwege angewiesen. Auch hat Niemand noch Montenegro als ein Glied des europäischen Staatensystems anerkannt, in welchem modernes Völkerrecht gilt. Schärfer in das Gericht muß man mit Serbien gehen, welches ganz andere Ansprüche erhebt, mit constitutionellen Staatsformen prunkt und sich als das Preußen oder Sardinien auf der Balkanhalbinsel rühmen läßt. In das Chaos von Nachrichten, die aus Belgrad in den letzten Wochen herüberkamen, brachte nur ein Standpunkt Klarheit. Man muß absichtliche Zweideutigkeit als die Richtschnur der serbischen Regierung annehmen, und daran festhalten, daß sie, um Zeit zu gewinnen, alle Welt hinter das Licht führen will, dann erst kommt Licht in die Kunde, welche der Telegraph unermüdlich ausströmen läßt. Ristitsch ist der inkarnirte Patriotismus und Liberalismus, Ristitsch ist ein Intrigant und Verräther, Ristitsch ist kriegerisch, er ist friedlich gesinnt, er ist nur das Mundstück der Skuptschina, er beherrscht dieselbe vollständig und dann wieder die Skuptschina hat eine friedliche, nein, sie hat eine kriegerische Adresse beschlossen, nein sie hat beide, eine öffentliche, und eine geheime beschlossen; endlich der Fürst Milan, er stimmt mit Ministerium, mit den Volksvertretern überein, er steht mit ihnen in Widerspruch. So geht es in einem fort. Keine Nachricht, welche nicht nach 24 Stunden in das absolute Gegentheil verwandelt würde. Wer dieses durch die schwankende, unsichere Stellung der serbischen Regierung entschuldigt, vergißt, daß noch andere Beweise absichtlicher Täuschung vorliegen. Alle die Anklagen gegen die Uebergriffe der Pforte, die Gerüchte von Grenzverletzungen, von feindlichen Ueberfällen, von unterstützten Occupationen, die regelmäßig demen-

Digitized by Google

tirt werden mußten, waren offenbar bestimmt, Jemand hinter das Licht zu führen und die öffentliche Meinung vom wahren Sachverhalt abzubringen. Das Benehmen der serbischen Regierung hat hoffentlich die Schwärmer abgekühlt, welche von einem großserbischen Reiche oder, weil die Errichtung eines solchen durch die Eifersucht der andern Stämme würde hintertrieben werden, von dem südslavischen Staatenbunde unter serbischem Primate träumten. Serbien hat im Laufe des letzten Jahrzehnte keinen nennenswerth materiellen Fortschritt, dagegen um so größere politisch-sittliche Rückschritte gemacht. Die Fetzen radicaler, selbst socialistischer Phrasen, in welche sich ein großer Theil der serbischen Jugend hüllt, wirken im Osten ganz anders giftig als bei uns, wo die Fülle der Bewegung jede einseitige Richtung erfolgreich corrigirt. Ueberhaupt, daß diese kleinen slavischen Stämme nur Politik treiben, unter dem politischen Studium wieder ausschließlich Zeitungsleserei und Zeitungsschreiberei verstehen, richtet sie alle zu Grunde. Schon läßt sich statistisch nachweisen, daß z. B. bei den Czechen die literarische Bildung im Rückschritte begriffen ist. Das gleiche Laster ist das Haupthinderniß ernster Cultur bei den südslavischen Stämmen.

Die Ereignisse der letzten Wochen haben klar gemacht, daß keineswegs Serbien nur sein Schwergewicht in die Wagschale zu legen braucht, um eine Entscheidung auf der Balkanhalbinsel herbeizuführen; sie haben weiter die Ueberzeugung geweckt, daß es ausschließlich an den Großmächten liegt, ob der Aufstand sich weiter verbreitet, dauert und die Kräfte der Pforte aufzehrt, oder ob der letzteren die Bewältigung des Widerstandes gelingt. Daß die türkischen Waffen schließlich den Sieg davon tragen werden, ist nicht zweifelhaft. Es wäre aber zu wünschen, daß auch friedliche Mittel, administrative Reformen nicht verschmäht werden, um den Wiederausbruch der Leidenschaft zu hindern. Sie können nur innerhalb der Grenzen der Gemeinde sich halten, auf die Organisation der untersten Stufe des Staatswesens sich einschränken. Sie würden aber selbst in diesem engen Rahmen für längere Zeit genügen, da ein höherer politischer Sinn bei der christlichen Bevölkerung nicht entwickelt ist, ihr Interesse nur den nächsten Kreis des öffentlichen Lebens umspannt. Vollzieht die Pforte die versprochenen Reformen, regelt sie insbesondere die Steuererhebung, so hat sie von den Bewohnern der Herzegowina und Bosniens keine Gefahr zu befürchten. Eine solche würde ihr nur durch die steigende Anarchie und die Verarmung und Entvölkerung der asiatischen Provinzen drohen oder wenn die vorläufig nicht verbundenen christlichen Stämme der Bulgaren und Serben gemeinschaftliche Sache machten. Hören wir einmal, daß sich die Bulgaren wie ein Mann erhoben haben und mit den Nachbarstämmen über Wege und Ziele verständigt, dann mag uns um den Bestand der europäischen Türkei bangen. Nicht früher. Oder doch? Eine schwere Gefahr für die Pforte

Digitized by Google

birgt die ſtetige Einſprache der Großmächte, wie wir ſie abermals in Folge des Aufſtandes der Herzegowina wahrnehmen. Es wäre müßig, jetzt noch unterſuchen zu wollen, ob dieſelbe nöthig war, ob ſie nicht durch einſeitige Theilnahme für die Inſurgenten hervorgerufen wurde. Genug, ſie iſt erfolgt und wir haben nur zu wünſchen, das ſie ſich in dem rechten Maße halte und nicht ſo bald wiederhole. Die Schädigung der Autorität der Pforte wäre noch das geringere Uebel. Vergeſſen wir aber nicht, daß dieſe Einſprachen auch den Weltfrieden bedrohen. Der Gegenſatz der Intereſſen der Großmächte wird ſich hier zunächſt geltend machen und hier zuerſt, mag er ſonſt überall übertüncht werden, nach der Entſcheidung rufen. Dieſe Erwägung ſollte hinreichen, unſere Parteiſtellung zu beſtimmen. Iſt die Sicherung des Weltfriedens wichtiger oder die Zufriedenheit der Bosniaken, und wenn es deren auch Hunderttauſend gäbe?

Neue Beſſerungsanſtalten in England.

Das engliſche Gefängnißweſen hat, neben dem amerikaniſchen, in Deutſchland immer viele Beachtung gefunden, vielleicht am Meiſten der großen Mannigfaltigkeit und der beträchtlichen Menge von Experimenten mit den verſchiedenſten Syſtemen wegen, die es als eine natürliche Folge des Self-governments aufzuweiſen hat. Es wird daher nicht unwillkommen ſein, wenn wir im Folgenden die bedeutenden Reformen beſprechen, die in England in den letzten zwanzig Jahren in der Behandlung jugendlicher Verbrecher und verwahrloſter Kinder Platz gegriffen haben — jedenfalls demjenigen Zweige der Strafjuſtiz, der am directeſten ein allgemein menſchliches Intereſſe berührt, und zugleich eines der wichtigſten politiſchen Intereſſen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die gewöhnlichſte Sorte von Verbrechen, nämlich die, welche gegen das Eigenthum gerichtet ſind, meiſt von gewerbmäßigen Verbrechern begangen wird, die ihre ſchimpfliche Laufbahn ſchon früh betreten haben; würde man alſo dieſer Menſchenclaſſe eine vernünftige Erziehung und dadurch die Möglichkeit, ſich ſpäter ehrlich fortzubringen, geben, ſo wäre das Uebel an der Quelle verſtopft.

Die neuen Anſtalten zur Beſſerung jugendlicher Verbrecher, welche in England ziemlich genau ſeit zwei Decennien ins Leben getreten ſind, zerfallen in drei Hauptclaſſen, die ſich nach dem Grade abſtufen, in welchem der verbrecheriſche Hang bei den jungen Leuten entwickelt iſt. Behalten wir uns den

Digitized by Google

Besprechung der dritten Classe, in der nur verwahrloste und daher starken Versuchungen zur Begehung von Verbrechen ausgesetzte, aber noch nicht abgestrafte Kinder Platz finden, bis nachher vor, so fällt an den beiden anderen Classen zunächst mehreres Gemeinsame auf. Vor allem sind nämlich sowohl die Besserungsschulen (Reformatory Schools) als die concessionirten Industrieschulen (Certified Industrial Schools) vom Staate autorisirt, und staatsrechtlich betrachtet liegt beider Wesen darin, daß die von dem Home Secretary repräsentirte Staatsgewalt den Privaten, welche an der Spitze dieser Anstalten stehen, alle erzieherischen Befugnisse über die darin aufgenommenen Kinder oder jungen Leute überträgt. Der Staat fungirt loco parentis: weil die Eltern oder natürlichen Vormünder ihre Pflichten gegen die unter ihrer Obhut stehenden Kinder schlecht oder gar nicht erfüllen, betraut er andere Personen mit dieser Obhut; denn er hat das directeste Interesse daran, daß die verwahrlosten Kleinen nicht dazu aufwachsen, um die Kerker zu bevölkern und Pestbeulen der menschlichen Gesellschaft zu werden. Selbstredend konnte dieses grundsätzliche Eingreifen des Staates in die elterliche Autorität nur durch eine gesetzgeberische Maßregel begründet werden. Es verstrich eine geraume Zeit, und es wurden manche öffentliche Versammlungen im Lande und Comitésitzungen im Parlamente abgehalten, ehe diese Körperschaft sich von der Unzulänglichkeit der bisherigen Anstalten, die einst vielgerühmte Besserungsanstalt Parkhurst nicht ausgenommen, überzeugte und im Jahre 1854 das Gesetz über die Besserungsschulen erließ. Die Acte betreffs der autorisirten Industrieschulen folgte dann, nachdem das obige Princip von der Durchbrechung der mißbrauchten elterlichen Autorität durch den Staat einmal anerkannt war, wenige Jahre später nach. Und nun zeigte sich sowohl der Gemeinsinn als das Organisationstalent des englischen Volkes in hellem Lichte, indem aller Orten Anstalten sowohl der einen als der anderen Art entstanden und, geschickt und umsichtig geleitet, sich auch allgemeines Vertrauen erwarben: einer der wichtigsten Factoren für die Erreichung ihrer Zwecke, da es ja nur dann möglich werden konnte, die mißleiteten jungen Leute der bürgerlichen Gesellschaft zurückzugeben, sie in bescheidenen, aber ehrenhaften Stellungen unterzubringen, wenn das Publicum in ihnen nicht entlassene Sträflinge, sondern absolvirte Schüler oder Schülerinnen erblickte.

Haben wir hiermit die allgemeinen Aehnlichkeiten der Besserungs- und der Industrieschulen, die Gleichheit ihrer staatsrechtlichen Stellung, den analogen Verlauf ihrer legislatorischen Begründung, ihre gleichmäßige Entstehung durch Privatwohlthätigkeit hervorgehoben, so springen bei näherer Betrachtung die Differenzen noch mehr in die Augen. Und zwar gehen dieselben einfach darauf zurück, daß die Besserungsanstalten für eine ganz andere Classe jugendlicher Personen bestimmt sind, als die Industrieschulen. Wir haben diesen

Digitized by Google

Unterschied schon oben angedeutet; genauer bestimmt er sich dahin, daß in den Besserungsanstalten nur solche Knaben oder Mädchen Aufnahme finden sollen, die schon mindestens vierzehn Tage im Gefängniß waren, indem die mehrjährige Einschließung in das Reformatory als Ergänzung zu der abgekürzten Gefängnißhaft hinzutritt: dagegen sind die Industrieschulen für solche Kinder bestimmt, die auf irgend welchen kleinen Vergehen gegen das Eigenthum ertappt worden und im Allgemeinen sittlich verwahrlost, aber noch nicht im Gefängniß gewesen sind. Auch ist das Altersmaximum bei der Aufnahme verschieden, indem es bei den ersteren Anstalten sechzehn, bei den letzteren nur vierzehn Jahre beträgt; trotzdem ist die Zeitdauer des Aufenthalts dort in der Regel eine längere als hier, weil naturgemäß die Besserung verbrecherischer Kinder mehr Mühe kostet als die Erziehung verwahrloster. Die Einzelheiten betreffs der Verschiedenheit der Einrichtungen, Behandlungsweise und besonders der Disciplin, die sich aus alledem nothwendig ergeben, brauchen hier nicht angeführt zu werden. Bezeichnend ist schon allein der Umstand, daß zwar in beiderlei Anstalten gewöhnlich eine Art von Uniform getragen wird, aber nur die in einem Reformatory Eingeschlossenen bei Ausgängen eines Erlaubnißscheines bedürfen, die Zöglinge der Industrieschulen dagegen fast so ungehindert wie andere junge Leute aus- und eingehen. Dennoch sind bei ihnen Entweichungsversuche sehr selten.

Der Nutzen, den diese Anstalten dem Staate bringen, kann nicht zu hoch angeschlagen werden, und es wäre aus diesem Gesichtspunkte die starke Frequenz, welche besonders die Industrieschulen aufzuweisen haben, mit Freude zu begrüßen als ein Beweis des Vertrauens, das die Localbehörden zu denselben fassen durften. Ja, man könnte es als eine engherzige Maßregel zu beklagen versucht sein, daß die Regierung ihren wöchentlichen Beitrag pro Kopf der Industrieschüler, eben ihrer starken Zunahme wegen, für alle seit 1872 concessionirten Schulen von fünf auf drei und einen halben Schilling herabgesetzt hat. Der Staat, könnte man sagen, macht immer noch ein besseres Geschäft dabei, wenn er die mäßigen Erziehungskosten für diese jungen Leute trägt und sie auf diese Weise zu nützlichen Bürgern heranbildet, als wenn er sie zu sicherheitsgefährlichen Individuen aufwachsen läßt, welche ehrliche Leute in Gefahr und Schaden bringen, eine zahlreiche Criminalpolizei in Athem halten und, hinter Schloß und Riegel gebracht, vielleicht noch auf viel längere Zeit dem Staatssäckel zur Last fallen würden. Andererseits ist aber zunächst nicht zu verkennen, daß hier ein gewisser Conflict der Staats- mit localen Interessen vorliegt. Für den Magistrat einer Stadt mag es höchst wünschenswerth sein, sich auf so bequeme Weise des schlimmsten Proletariats zu entledigen, aber ist es ausführbar, alle die Zehntausende verwahrloster Kinder, die sich in den Straßen der großen Städte Englands umher-

Digitized by Google

treiben, in solchen Schulen unterzubringen und sie dort, mit einem Aufwand von mindestens je zwanzig Pfund (vierhundert Mark) jährlich, der wesentlich aus dem Fiscus bestritten wird, zu unterhalten? Dies wäre eine monströse Idee schon aus finanziellen Gründen. Ferner würde aber ihre Verwirklichung die auch dem Staatsinteresse widersprechende Folge haben, daß damit ein Prämium auf strafbare Vernachlässigung der Kinder gesetzt und die Uebernahme der Elternpflichten durch den Staat, die immer nur eine Ausnahmsmaßregel sein kann, von den meisten Eltern der untersten Stände als etwas Selbstverständliches hingenommen würde. Wie kann nun aber diesen Gefahren, welche die allzustarke Inanspruchnahme der Industrieschulen befürchten läßt und hie und da schon wirklich herbeigeführt hat, wirksam begegnet werden? Augenscheinlich nur dadurch, daß für die zahlreichste Kategorie der uns hier beschäftigenden Menschenclasse, für die verwahrlosten Kinder, auf andere Weise Fürsorge getroffen wird. Es verdient daher die dritte Classe von Anstalten (nach der obigen Eintheilung) ganz besondere Aufmerksamkeit, obschon sie im Verhältniß zu der Nachfrage bisher noch nicht so entwickelt und verbreitet ist, als die beiden anderen.

Vor einigen dreißig Jahren besaß Aberdeen in Schottland, die bekannte Universitätsstadt, einen Sheriff, Watson mit Namen, der es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hatte, der Landplage Herr zu werden, welche die zahlreichen, ohne Unterricht aufwachsenden Kinder der Stadt und Umgegend bereiteten. Jahre lang hatte er zu diesem Zweck die verschiedensten Mittel in Bewegung gesetzt. In die gewöhnlichen Schulen waren diese Kinder nicht zu bringen, sie wollten sie nicht besuchen und konnten es auch nicht gut, da die abgerissenen kleinen Vagabunden nicht mit ehrbaren Bürgerskindern auf einer Bank sitzen durften. Selbst aber durch das Angebot von Verköstigung ließen sie sich nicht gewinnen; nur Kinder aus bemittelteren Familien gingen darauf ein, weil ihre Eltern von der Liberalität des Sheriffs profitiren wollten, der echte Nomade brachte seine Freiheit nicht zum Opfer.

Endlich probierte es Watson mit einem neuen System. Eines schönen Morgens im Jahre 1846 ließ er auf allen Straßen und Plätzen Aberdeens die jugendlichen Vagabunden aufgreifen und nolens volens in ein zu dem Zwecke bereit stehendes Schulzimmer bringen, wo sie den Tag über bleiben mußten und während dieser Zeit Unterricht, so weit dies anging, kräftige Nahrung, und, wenn sie arbeiten wollten, Arbeit erhielten. Man entließ sie mit dem Bemerken, daß sie nach Gefallen wiederkommen oder ausbleiben dürften, daß aber künftig in der Grafschaft Aberdeen keine vagabundirenden Kinder mehr geduldet würden. Der Erfolg dieser Maßregel war so durchschlagend, daß, nachdem diese Art von Schulzwang nur ein halbes Jahr lang bestanden hatte, die Zahl der von der Polizei aufgegriffenen jungen Land-

Digitized by Google

streicher von 345 auf 14 herabsank; im Jahre 1850 war sie noch weiter bis auf 2 gefallen. Die Anzahl der zu Gefängnißstrafen verurtheilten jugendlichen Verbrecher hatte im Jahre 1841 61 betragen; im Jahre 1851 betrug sie nur noch 22.

Wir haben dieses schottische System etwas ausführlicher besprochen, weil es nachher vielfache Nachahmung gefunden hat und weil diese Nachahmungen entschieden hinter dem Original zurückgeblieben sind. Nämlich wo man sonst solche „Tages-Industrieschulen mit Verköstigung" (Day Industrial Feeding Schools) eingeführt hat, z. B. in Edinburgh, in Manchester, in Liverpool, da hat man ein ganz unerläßliches Element, das des obligatorischen Besuches, weggelassen. Die Folge hiervon war, daß die Frequenz hinter den Erwartungen zurückgeblieben und namentlich, daß sie äußerst schwankend ist, daß es in den meisten Fällen unmöglich ist, diese Kinder, deren häusliche Eindrücke die schlimmsten von der Welt sind, an Stetigkeit und Regelmäßigkeit zu gewöhnen. Es erheben sich daher diese neueren Anstalten wenig über die alten Ragged Schools, wie sie besonders in London in größerer Anzahl bestehen, d. h. Elementarschulen, in denen solche Kinder, die wegen ihres bettelhaften Aussehens und ihrer zerfetzten (ragged) Kleidung in den Volksschulen keine Aufnahme finden, unterrichtet werden. Der Schreiber dieser Zeilen wird den Eindruck nie vergessen, den beim Besuch einer solchen Schule diese Bassermannschen Gestalten auf ihn machten; auf den ersten Blick zwar sahen sie noch leidlich genug aus, da sie den Morgen gleich nach dem Eintritt in das Schulhaus einer gründlichen Waschung unterzogen werden, aber bei näherem Zusehen erkannte man, daß sie buchstäblich in Lumpen gehüllt waren. Und dieser Zustand ließ sich beim besten Willen nicht bessern. Mildthätige Damen, berichtete der Lehrer, hatten vor einiger Zeit ihm eine für sämmtliche Schüler ausreichende Anzahl von Jäckchen zur Vertheilung unter dieselben übergeben, aber nichts destoweniger erschienen die Knaben Tags darauf wieder in den alten Lumpen: die gewissenlosen Eltern hatten ihren Kindern die neuen Kleidungsstücke weggenommen, um sie zu verkaufen oder zu verpfänden. Man sieht leicht, daß es bei solchen häuslichen Verhältnissen mit bloßem, noch dazu unregelmäßigen Schulbesuch nicht gethan ist; diese jungen Wilden müssen civilisirt, ihre geistigen und physischen Anlagen und Kräfte müssen unter strammer Leitung ausgebildet werden, damit sie sich später ehrlich ihr Brod verdienen und in der ihnen vom Schicksal angewiesenen Sphäre ihre Pflicht thun können. Dazu ist es aber unerläßlich, daß die Kinder den ganzen Tag über in der Schule bleiben, man mag sie hier beschäftigen wie man will, und daß alle Kinder, die sich in halbwildem Zustande in den großen Städten umhertreiben, und nicht durch irgend ein kleines oder größeres Vergehen oder aus einem sonstigen Grunde für die Industrieschule oder Besserungsanstalt

Digitized by

reif befunden worden ſind, durch die Obrigkeit zum Beſuch ſolcher Schulen, wie die beſprochene in Aberdeen, angehalten werden. Gerade die letztere Forderung, das obligatoriſche Moment, wird gegenwärtig in England von ausgezeichneten Kennern des jugendlichen Verbrecherthums mit großer Entſchiedenheit betont*). Das Parlament, verlangt man, ſolle eine Acte erlaſſen, durch die den localen Schulbehörden die Ermächtigung ertheilt würde, alle vagabundirenden Kinder in eine derartige Schule zu ſchicken; die Eltern ſollen genöthigt werden, ſie zu regelmäßigem Beſuche anzuhalten, ſowie, wenn ſie bemittelt ſind, für die Koſten der verabreichten Nahrung aufzukommen. Hier haben wir den Schulzwang in optima forma, und es läge eine gewiſſe Genugthuung darin, wenn die Engländer neben jenen anderen Einrichtungen, die uns als Muſter dienen können, wirklich auch einen obligatoriſchen Schulunterricht einführen ſollten. Früher hatten ſie ihn als ein Product des deutſchen Polizeiſtaats bezeichnet, das dem Selbſtverwaltungstrieb des freien engliſchen Staatsbürgers unerträglich ſein würde.

Aus dem Grödenthal.

Von R. Merzdorf.

Man mag den Ultramontanen und ihren finſteren Beſtrebungen ſo feindlich gegenüberſtehen, wie man will, ein Verdienſt wird der Tiroler Species der Gattung von dem Naturfreund nicht abgeſprochen werden können: Tirol vor dem Schickſal der Schweiz bewahrt zu haben. Ein Gaſthaus für die ganze Welt, wie die Schweiz, von der ein geiſtreicher Franzoſe ſagt, daß man in ihr viele Deutſche, mehr Amerikaner, unzählige Engländer und hin und wieder einen Schweizer träfe, iſt das „heilige Land" Tirol — Gott ſei Dank — noch nicht geworden. Für denjenigen, welcher der ihm fremd gewordenen Natur wahrhaft näher treten, dem Lärm der Städte, dem geſchäftigen und doch ſo kleinlichen Treiben der Menſchen wahrhaft entfliehen möchte, iſt es ein Troſt zu wiſſen, daß in Tirol eine einſame Seele wirklich noch einſam ſein kann. Stiller traulicher Plätze, abgeſchiedener Thäler, die zugleich dem Sprach- und Culturhiſtoriker wie dem Freunde einer erhabenen Natur reiche

*) Siehe die Verhandlungen des im October 1874 in Glasgow zuſammengetretenen Congreſſes für die Socialwiſſenſchaften.

Digitized by Google

Ausbeute bieten, giebt es dort noch eine große Zahl, wer könnte dasselbe in gleicher Ausdehnung von der Schweiz sagen?

Ein solcher stiller Erdenwinkel, bis vor wenigen Jahren ganz von der Außenwelt abgeschlossen, jetzt langsam in den Kreis des touristischen Lebens gezogen, ist das Grödenthal in Südtirol. Obgleich nur wenige Stunden von einer Hauptverkehrstraße, der Brennerbahn, entfernt, ist es doch noch von dem großen Schwarm der Reisenden verschont geblieben; nicht gar zu häufig wandern Einzelne von der Station Waidbruck thalaufwärts, um nach flüchtigem Einblick entweder wieder hinaus an die Bahn dem sonnigen Bozen zu oder über eins der Joche am Ende des Thales in die Thäler der Gader, des Avisio oder des Cordevole sich zu wenden — und äußerst selten, außer von Engländern, wird das Grödenthal zu längerem Aufenthalt ausersehen.

Und doch bietet gerade dieses Thal dem aufmerksamen Beobachter des Anziehenden so viel, ist hier noch so manches Räthsel zu lösen, daß der Besucher reichlich belohnt wird.

Mir möge es erlaubt sein, im Folgenden einen kurzen Blick auf die sprachlichen und socialen Verhältnisse dieses mir liebgewordenen Erdenwinkels zu werfen.

Das Grödenthal, in seiner ganzen Ausdehnung nur fünf bis sechs Stunden lang, zieht von den Mauern der Sellagruppe in westlicher Richtung zum Eisackthal, wo hart an seinem schluchtartigen Ausgange die berühmte Veste Trostburg, Oswald von Wolkensteins Geburtsstätte, sich erhebt, während von der jenseitigen Höhe Walthers von der Vogelweide angebliche Heimath winkt. Brausend und tobend, mächtige Porphyrblöcke wild überschäumend stürzt der Grödnerbach dem entgegen, der auf der vortrefflichen, 1856 erbauten Poststraße dem Hauptorte des Thales zustrebt. Die ganze Strecke bis St. Ulrich trägt mehr den Charakter einer Schlucht, da die steilen bewaldeten Porphyrgehänge zu beiden Seiten einen Thalboden gar nicht aufkommen lassen. Eigentlich kann auch noch nicht bei St. Ulrich, dessen Häuser freundlich an beiden Seiten des Baches an den Abhängen zerstreut liegen, sondern erst beim letzten Dorfe St. Maria oder Wolkenstein von einem ausgesprochen ebenen Plane die Rede sein. Ebenso erschließt sich der gewaltige Thalhintergrund erst allmählich dem vom Eisackthale Nahenden; dort wo links in der Höhe das Dorf St. Peter ausgebreitet liegt und an der Poststraße das Bräuhaus zu St. Peter dem Durstigen eine freudige Ueberraschung gewährt, erscheint zum ersten Male dem erstaunten Blick der ungeheure Langkofel, der Beherrscher des Thales. Und von nun an entrollt sich allmählich die prächtige Umwallung; die lange Mauer des Meisoles mit den Sellaspitzen schließt festungsähnlich das Thal, rechts entwickelt sich, phantastisch zerrissen, neben dem Hauptgipfel des Langkofel die Zackenreihe seiner kleineren Spitzen, und sein

Digitized by Google

Gefährte, der Plattkofel, links — allerdings erst von St. Christina aus sichtbar — ragen die unerstiegenen, plattengepanzerten Geislerspitzen, der Coll delle Pieres, die Stobia u. s. w. in die Höhe. Während im Süden das Plateau der Seißer Alm steil gegen das Grödenthal abfällt, wird dieses im Norden durch einen nicht gar zu hohen Scheiderücken von dem bei Klausen mündenden Vilnößthal geschieden.

Eines verhältnißmäßig wie geringen Besuches nun auch das eben kurz skizzirte Thal sich zu erfreuen hat, so ist es doch seit langer Zeit ein Gegenstand vielfacher Aufmerksamkeit. Denn die Erzeugnisse der Grödner Industrie, Kinderspielwaaren aus Holz, gehen seit langem in alle Welt und über den Grödner selbst, seinen Ursprung und seine Sprache ist von Berufenen und Unberufenen, Gelehrten und Ungelehrten schon viel gesprochen, geschrieben und gefabelt. Erst in der neuesten Zeit hat die überall siegreiche Methode der modernen Sprachwissenschaft auch hier „etwas mehr Licht" geschafft.

Ehe ich auf das so lange räthselhafte und verkannte Grödnerisch selbst komme, muß über die sprachlichen Verhältnisse des Thales überhaupt ein Wort gesagt werden. In dem kleinen, kaum sechs Stunden langen Thale ringen drei Sprachen um die Herrschaft: Grödnerisch, Italienisch, Deutsch, das ursprüngliche Idiom des eigentlichen Thalbewohners, die Kirchen- und Schulsprache, und die des vom Eisackthal eindringenden deutschen Elementes. Jedoch stehen sie einander nicht gleich. Zunächst nämlich ist der ganze untere Theil des Thales, früher ohne Zweifel auch in grödnerischen Händen, mit den auf der Höhe liegenden Orten Laien und St. Peter, jetzt ganz deutsch. Offenbar hat hier das Deutsche, mächtig vom Eisackthal anschwellend, seine Rivalen besiegt; genau wie im benachbarten Vilnöß, ja wahrscheinlich im ganzen Eisackthale vom Brenner herunter bis Bozen. Das Bräuhaus zu St. Peter, etwa eine Stunde von St. Ulrich, dürfte das letzte deutsche Haus sein. Schon der nächste Ort, dreiviertel Stunden weiter thaleinwärts, am linken Ufer des Baches, Rungaditsch genannt, ist ganz grödnerisch. Von diesem Orte und dem südlich etwas höher gelegen Pufels (italienisch Bulla) an bis zum Ende des Thales spielt das Deutsche erst die dritte Rolle. Verstanden wird es in der Regel, die aber zahlreiche Ausnahmen erleidet. Mußte ich doch sogar einmal Mittags in St. Maria, weil mir das Wort für Mehlspeise (puestl) entfallen, die Hausfrau (l'oma) aber ausgegangen war und weder Wirth noch Magd deutsch verstanden, hungrigen Magens wieder nach St. Ulrich zurückwandern. Die alleinige Sprache des Verkehrs und Umganges, die jeder spricht, jeder versteht, ist durchaus das Grödnerische; nicht einmal die Geistlichen habe ich unter sich italienisch sprechen hören. An zweiter Stelle kommt natürlich die Sprache der Kirche und Schule, das Italienische. Außer etwa den Kindern bis zum sechsten und siebenten Jahre wird auch sie von jedem verstanden;

Digitized by Google

sorgt doch die Geistlichkeit der Diöcese Brixen nach Kräften dafür, das Deutsche nicht über das Italienische Herr werden zu lassen. Daß überhaupt in diesem Theile des Grödenthales deutsch verstanden und gesprochen wird, erklärt sich außer aus der langsamen Einwirkung des äußeren und des Eisackthales wohl nur aus den Handelsbeziehungen Grödens, die das Erlernen der officiellen Sprache Cisleithaniens, der großen modernen Culturſprache unbedingt fordern. Vielleicht kommt dazu, daß Gröden in politischer Beziehung zu dem durchaus deutschen Bezirk Kastelruth eingetheilt ist, woher sich wohl u. A. die deutschen Gemeindeschilder z. B. „Gemeinde St. Christina", „Gemeinde Wolkenstein" begreifen, während es dafür im benachbarten hinteren Enneberg z. B. „commune di Corvara" — „strada per Livinalongo" heißt.

Indessen läßt sich ein gewisser Unterschied in der Vertheilung des Deutschen im hinteren Grödenthal trotz dessen im ganzen durchaus grödnerischen Charakters kaum verkennen. Das Deutsche, das vom Eisackthal herandringt, muß natürlich in den westlichen Ortschaften mehr bemerkbar werden, als in den östlichen, wo das Grödnerische von fremden Einflüssen abgeschlossen sein festes Bollwerk hat. Mit Recht kann man das Sellagebirge, dieses colossale Mauerwerk im Hintergrunde des Thales, in gewisser Weise als Centrum ansehen, von dem ein guter Theil der ladinischen Thäler ausstrahlt, echt ladinisch nahe beim Centrum, nach der Peripherie zu aber sich mehr und mehr verdeutschend oder verwälschend.*)

Für das Grödenthal nun kann ich meine obige Behauptung über die Vertheilung des Deutschen im hintern Thale aus der lebenden Sprache, aus der Sprache des Verkehrs kaum belegen; schwerlich dürften sich da Unterschiede zwischen St. Ulrich und etwa St. Christina finden. Indessen man bedenke die sonderbare Erscheinung, daß auf dem Kirchhof zu St. Ulrich die neuesten Grabschriften, namentlich die der Angesehenern, deutsch, in St. Christina die meisten italienisch abgefaßt sind (nationalgrödnerische sind ungemein selten) und die Erklärung ist doch, glaube ich, die, daß eben der eine Ort dem deutschen Sprachgebiete näher liegt als der andere.

Wie einmal der Streit der drei Sprachen im Grödenthal enden, welche die Oberhand behalten wird, ist schwer zu sagen. Im benachbarten Enneberg hat das Deutsche, vom Pusterthale her eindringend, gesiegt; das Ladinische ist auf die hinteren Thalorte Abbadia, St. Cassian, Corvara und Colfuschg zurückgewiesen und auch hier wird deutsch durchschnittlich mehr verstanden als in Gröden. Dagegen ist in Fassa das Ladinische dem Italienischen, der im Süden benachbarten Culturſprache, unterlegen. Das Grödnerische selbst

*) Man vergleiche in Ascolis unten citirtem Buche S. 332. Der „aspro nodo di monti che sovrasta alle sorgenti dell' Avisio" ist die Sellagruppe.

Digitized by Google

ſcheint vorläufig noch nicht gefährdet; ob aber jemals das Deutſche im Thal größere Erfolge über das Italieniſche erringen wird, ſcheint bei der Macht und dem Eifer der Kirche und der Lauheit der weltlichen Behörden mindeſtens zweifelhaft.

Was iſt aber nun dies Grödneriſche, das dem Deutſchen wie dem Italiener gleich unverſtändlich iſt? Mit ſeinen Ziſchlauten, Palatalen, ſeinen Naſalvocalen und harten Lautgruppen macht es auf den Fremden einen höchſt eigenthümlichen Eindruck. Bekannte Klänge hört er darunter, aber er weiß nicht, was damit anzufangen iſt. Daß früher die allzeit bereiten Rhätier zur Erklärung dieſes Idioms herangezogen wurden, und dieſes kurzweg für rhätiſch ausgegeben, läßt ſich leicht denken; jene konnten eine um ſo paſſendere Rolle ſpielen, als man von ihnen ſelbſt nicht viel wußte. Aber ſie haben kein Glück, die armen Rhätier! Viele „rhätiſche" Ortsnamen in Tirol haben ſich als romaniſche entpuppt und von einem räthiſchen Charakter der grödneriſchen Sprache (mit dem rhätiſchen Urſprung der Gröd̈ner ſelbſt verhält es ſich anders) will heute Niemand mehr etwas wiſſen.

Die landläufige Anſicht der Laien, der Fremden, die ins Thal kommen und mancher Einheimiſcher, die ſich um ihre Sprache bekümmern, iſt, man habe ein „verdorbenes", „verbildetes" Italieniſch vor ſich, einige ganz Weiſe ſprechen auch von einer Miſchung des Italieniſchen und Deutſchen! Sieht man ſo obenhin den Wortſchatz des Grödneriſchen durch, ſo kann man wohl auf dieſe Gedanken kommen. Der Grundſtock des grödneriſchen und italieniſchen (aber nicht weniger des franzöſiſchen oder ſpaniſchen) Lexicons iſt allerdings derſelbe, manche Ausdrücke, namentlich abſtracte, ſind direct dem Italieniſchen entlehnt, und auch deutſcher Wörter findet ſich eine ganze Zahl. Aber das Weſen eines Dialects, einer Sprache beruht vielmehr als auf dem Lexicon auf dem Lautbeſtande und den Lautgeſetzen. Und da zeigt auch nur ein flüchtiger Blick (man denke nur an den weichen italieniſchen Auslaut und vergleiche damit die harten grödneriſchen Auslautsgruppen), daß man ſo wenig das Grödneriſche einen italieniſchen, wie das Provençaliſche einen franzöſiſchen Dialect nennen darf.

Von der Wiſſenſchaft iſt dieſe falſche Anſchauung auch längſt beſeitigt; ich würde gar nicht auf ſie zurückgekommen ſein, wenn ſie nicht bei der leider noch großen Gleichgültigkeit des gebildeten Publicums gegen ſprachliche Verhältniſſe noch weit verbreitet wäre. Selbſt in dem trefflichen Buche*) — trefflich wenigſtens wegen der Materialſammlung, welche die Grundlage der genauen Kenntniß des Grödneriſchen abgiebt — des Curaten Vian finden ſich

*) Zum Studium der rhetoladiniſchen Dialecte in Tirol. Gröden, der Gröd̈ner und ſeine Sprache. Von einem Einheimiſchen. Bozen 1864.

Digitized by Google

S. 45 über diesen Punkt bedenkliche Unklarheiten. Seltsam, daß auch die sichersten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, die in dieser Frage noch dazu einen so beredten Anwalt, wie unser Ludwig Steub ist, gefunden hat, so langsam in die allgemeinere Erkenntniß übergehen.

Die Erwähnung jenes Buches nun führt über zu der modernen wissenschaftlichen Behandlung der Grödner Sprache. Während — wir sehen von Diezens großem Werke über die romanischen Sprachen hier ab — Vian nur das thatsächlich Vorhandene ohne Erklärung, gegen die er sich ausdrücklich verwahrt, giebt, faßt vor ihm Mitterrutzner (Die rhätoladinischen Dialekte in Tirol und ihre Lautbezeichnung. Brixen 1856) und nach ihm Schneller in seinem ausgezeichneten Werke über „die romanischen Volksmundarten in Südtirol" das Verhältniß des Grödnerischen und der verwandten ladinischen Dialekte zu den romanischen Sprachen, zu denen auch sie gehören, näher ins Auge. Leider ist von dem letzgenannten vorzüglichen Werke nur der erste Theil, der die Einleitung giebt und die Lautlehre nebst einem Idioticon umfaßt, 1870 in Gera erschienen; es scheint, als ob wegen des geringen Absatzes der zweite Theil uns noch für lange Zeit, wenn nicht für immer, wird vorenthalten bleiben. Doch geht schon aus dem ersten Bande hervor, daß das Grödnerische nebst seinen Verwandten, die als echt romanische Idiome, also als echte Töchter des Altitalischen von der Wissenschaft längst erkannt sind, zu einer ehemals einigen ladinischen Sprache, die den andern romanischen Sprachen gleichstand, gehörte. Durch die sich einschiebenden Deutschen und Welschen wurden Keile in das Sprachganze getrieben, der Mangel einer Literatur und Schriftsprache begünstigte das Auseinanderfallen, so daß wir heute statt einer siebenten romanischen Sprache nur die an der ganzen Kette der Alpen zerstreuten und versprengten ladinischen Dialekte, durch gemeinsame Merkmale unter sich verbunden und gegen die anderen romanischen Dialekte abgegrenzt, besitzen. Dieses ganze ladinische Gebiet nun ist in neuester Zeit Gegenstand der eingehendsten Untersuchung geworden und zwar von Seiten des größten italienischen Sprachforschers, des feinsten Beobachters der indogermanischen Lautgesetze, G. J. Ascolis in Mailand. In dem ersten Bande des archivio glottologico italiano hat er 1873 seine saggi ladini veröffentlicht. Uns interessiren sie nur, soweit sie auf das Grödnerische Bezug haben.

Die gesammten ladinischen Sprachreste, man könnte sagen die dialektischen Trümmer der zerstörten ladinischen Sprache, zerfallen nach ihm in drei Abtheilungen: eine westliche (bündnerische, lombardo-ladinische), mittlere und östliche (friaulische, venetoladinische). Zur mittleren gehört unser Dialekt und zwar zu deren östlicher Gruppe, die gegenüber der westlichen wieder ein kleineres Ganze bildet. Während die westliche Abart dieser mittleren Gruppe in den

Digitized by Google

Schluchten und Thälern südwestlich von Bozen, im Nonsberg und Sulzberg (Val di Non, Val di Sole) gesprochen wird, herrscht die östliche in den jetzt allmählich dem touristischen Verkehr erschlossenen sogenannten Dolomitthälern etwa mit den Grenzorten, Cembra, Predazzo, Colle di St. Lucia, Cortina, St. Vigil (Mareo), St. Ulrich. Eine verwandte, doch jetzt ganz isolirte Sprachinsel ist das Conielicanische. Besser als nach den Ortschaften läßt sich das Gebiet nach den Flüssen bezeichnen: es umfaßt das Thal des Avisio, des Grödnerbachs, des Gades, des obersten Cordevole, und der Boita. Mittelpunkt des Ganzen ist das Sellagebirge. — Wer einen Begriff davon hat, wie sich literaturlose Sprachen, namentlich im Gebirge oder auf Inseln, wo natürliche Grenzen die anfangs Gleichredenden trennen, zersplittern und differenzieren, wird sich nicht wundern, daß auch in den genannten Thälern, wie ähnlich in den slavischen Theilen der Alpen, trotz aller Uebereinstimmung, durchaus nicht derselbe Dialekt herrscht. Dieselben Ursachen, welche die alte ladinische Sprache auseinandersprengten und lauter kleine ladinische Sprachinseln schufen, wirkten auch in den letzteren weiter und ihr Resultat ist die überaus große Mannigfaltigkeit der Sprachweisen im ladinischen Gebirge. Nicht einmal in demselben Thale ist vollständige Sprachfreiheit vorhanden, wie sich denn im Gebiet des Avisio drei Abstufungen unterscheiden lassen. Nur das kurze Grödenthal bildet eben wegen seiner Kürze eine dialektische Einheit.

Ich kann mir nicht versagen diese ladinische Zersplitterung, zu der sich aus alten und neuen Sprachen eine Menge von Parallelen finden ließen, mit der eines norddeutschen Dialekts, nämlich des Ostfriesischen, zu vergleichen, über die sich der Verfasser des „memoriale linguae Frisicae“ Cadovius Müller, in der „gemeinen Vorrede“ also ausdrückt: „dannenhero sind große und viele dialectus in der alten Ostfriesischen Sprachen gewest, daß fast ein Nachbahr den andern kaum hat verstehen können (eine Uebertreibung wie bei Herodot I. 142) und diese dialectus sind noch auf den heutigen Tag unter dehnen alten Friesen nicht gantz aufgehoben .... Also haben noch die Eylander und zwar ein jehdes Eyland oder insula ihre besonderen dialectus“ und dann folgt die Aufzählung von etwa vierzehn dialektischen Varietäten. Und Weinhold äußert sich in seiner bairischen Grammatik S. 14 dahin, daß wer namentlich im Gebirge nach Abgrenzungen strebe, zuletzt darauf gerathe, nicht die Länder, sondern die Häuser von einander zu sondern.

Für das Grödenthal trifft dies Letztere, wie gesagt, nicht zu, es bildet in sich eine dialektische Einheit. Seine Differenzen aber von den verwandten Dialekten auseinanderzusetzen ist hier natürlich nicht der Platz; es möge nur noch folgendes bemerkt werden. Deutsche Wörter, selbstverständlich in bairisch-tirolischer Lautgestalt, sind in nicht ganz unbedeutendem Grade ins Grö-

Digitized by Google

nerische eingedrungen, z. B. 'l Coaser der Kaiser, 'l mastl das Maß, 'l magon der Magen, 'l graffon der Krapfen, föffel Seffel u. f. w., ja es wurden sogar fremde Speisen, Thiere, Pflanzen u. f. w. einfach mit Hinzufügung des Grödner Artikels auf Deutsch genannt. Manche noch unerklärte Wörter, die weder deutsch noch romanisch sind, mögen wirklich uralt rhätische sein, da ja, obwohl die Frage noch lange nicht gelöst ist, die grödnerische Urbevölkerung, wie die Graubündens, rhätisch gewesen zu sein scheint. Mitterrutzner dürfte nicht Unrecht haben, wenn er unter hundert grödnerischen Wörtern etwa achtzig als romanisch, zehn als deutsch und zehn als rhätisch vermuthet.

Außer den sprachlichen verdienen insbesondere die industriellen und socialen Verhältnisse des Grödnerthals Aufmerksamkeit, aber nicht eine nur beobachtende, sondern eine thätig einschreitende. Energische Abhülfe der in der That großen Uebelstände ist dringend erforderlich und diese fällt naturgemäß weniger dem betrachtenden Culturhistoriker zu als der helfenden Hand der Regierung. Indessen: laissez faire, laissez aller! darüber verarmt das Thal, während der Großindustrielle reich wird.

Dem Fremden, welcher den Hauptort des Thales, St. Ulrich, besucht, werden ohne Zweifel die reinlichen, an den grünen Hängen unterhalb des dunklen Waldes malerisch zerstreuten Häuser, von denen einige stattlich zu nennen sind, den Eindruck des Wohlstandes und der Behaglichkeit machen. Wohl! hier wohnen die Verleger, überhaupt die wohlhabenderen Leute des Thales. Ein ganz anderes Bild bieten schon selbst manche hochgelegene Häuser von St. Ulrich, dann aber die ganzen Ortschaften St. Jakob, St. Christina und St. Maria. Wohl sind auch sie meistens reinlich und freundlich, aber das Gepräge bitterer Armuth ist manchen aufgedrückt. Vor Allem thue man einen Blick in die ärmlichen Behausungen, die sich längst des Baches zwischen Wolkenstein und Plan hinziehen, man achte auf die verarbeiteten, gedrückten Gesichter ihrer Bewohner und der Gedanke an Wohlstand wird spurlos verschwinden, an seine Stelle tritt das beklemmende Gefühl einer kümmerlichen, sorgenvollen Existenz.

Der Grödner ist ein geborner Schnitzler; die kärgliche Natur seines Hochthales hat bei seinem angeborenen Kunstsinn und seiner technischen Fertigkeit ihn seit Jahrhunderten auf das Schnitzen namentlich von Spielwaaren angewiesen; die Erzeugnisse dieser Industrie gehen seit langem durch die ganze Welt. Schade nur, daß die Früchte der Arbeit nicht dem Arbeiter, sondern wenigen Großhändlern in die Hände fallen, welche ohne auf die so nöthige Hebung der einheimischen Erzeugnisse bedacht zu sein, nur auf ihren eigenen Nutzen sinnen.

Denn auch mit der heutigen Kunstfertigkeit und der ganzen grödnerischen Schnitzerei hat es, wie man zu sagen pflegt, seinen Haken. Sachverständige

Digitized by Google

versicherten mir, daß bei der jetzigen Art zu arbeiten von Kunst eigentlich gar nicht, nur von technischer Fertigkeit die Rede sein könne. Der Sohn handhabt das Werkzeug in derselben Weise, wie er es bei Vater und Großvater gesehen hat, und bearbeitet nur dieselben Gegenstände wie sie; diese schnitzten etwa nur Schafe oder nur springende Frösche — wie sollte ihnen also einfallen, etwas anderes zu versuchen? Und eine wie große Schnelligkeit und Geschicklichkeit er auch im Verfertigen der seinem Hause seit Jahrzehnten eigenen Branche an den Tag legen mag, würde man ihn vor eine andere Aufgabe stellen, sollte der Froschschnitzler Schafe schnitzeln, er würde sie nicht oder nur mit großer Mühe zu Stande bringen. Dies erklärt, daß die feinere Industrie, die wirklich vorzüglichen kleineren Kunstwerke, wie wir sie aus Oberammergau und andern Orten kennen, nur langsam im Grödenthale Eingang gefunden haben. Nur im hintersten Thal, namentlich in St. Christina, werden diese feineren Sachen, die größere Sorgfalt erheischen, verfertigt, auch sie aber nicht etwa nach Modellen, sondern nach der einmal vorhandenen Tradition.

Diesem Uebelstande hat die Regierung durch Errichtung einer Zeichen- und Schnitzschule abzuhelfen gesucht, deren jetzt tüchtige Lehrer, namentlich durch Einführung der Meublesschnitzerei und des eigentlichen Kunsthandwerks einen neuen Aufschwung herbeizuführen bestrebt sind. Aber erstens widerstrebt dem conservativ-faulen Sinn des Grödner Schnitzers in der Regel die neue schwierige Methode, nach Vorlagen zu arbeiten (hat doch sein Vater und Großvater auch nur die alte Weise gekannt), und dann — dies ist die Hauptsache — sehen die sogenannten Verleger, welche den Vertrieb der Waaren nach außen besorgen, die neue Art, bei der sie bei weitem nicht so ihre Rechnung finden würden, da es ihnen mehr auf Quantität als Qualität ankommt, durchaus mit ungünstigen Augen an. Wir lassen hier den trefflichen Curaten Vian an unserer Stelle sprechen: „Leider fehlt es von Seite der Verleger an Aneiferung (der Schnitzler, um aus dem alten Schlendrian heraus zu kommen), mit Ausnahme des (jetzt verstorbenen) Herrn Burger, welcher neue, gut gearbeitete Stücke aus andern Gegenden als Muster zur Nachahmung den Arbeitern austheilet, wodurch er die Schnitzkunst in Gröden nicht nur zu verbessern, sondern auch für die Zukunft zum Wohle des Thales zu erhalten trachtet. Wenn die übrigen nur auf eigenen Nutzen bedachten Verleger diesem Beispiele folgen wollten, so wäre dieser Erwerbszweig auch für künftige Generationen sicher gestellt. So aber muß jeder für Gröden wohldenkende Mann für die Zukunft besorgt sein."

Und damit ist der wundeste Fleck, das Verlegerwesen, berührt worden. Früher trugen die Grödner ihre geschnitzten Sachen selbst hinaus in die Welt, wie sie ja noch heute mit anderen Sachen hausiren. Diese Verwerthung der

Digitized by Google

Arbeit ohne Zwischenhändler hat manchen Grödner zum wohlhabenden Mann gemacht. Allmählich aber, als die Schnitzerei im Thale immer größere Dimensionen annahm (jetzt wird, man kann wohl sagen, in jedem Hause geschnitzt), gestalteten sich aus nahe liegenden Gründen die Dinge anders. Die alte grausige Geschichte vom Hammer und Ambos begann. Für einen niedrigen Preis wurde von den Schnitzlern, meistentheils sogenannten kleinen Leuten, die verfertigte Waare an einige wenige Zwischenhändler verkauft, die nun die Waare im Großen versandten und dabei enorme Geschäfte machten, da die Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis eine sehr große ist. Heute nun, zumal seitdem der edeldenkende Herr Burger, ohne Zweifel durch Anlegung der Poststraße u. s. w. der größte Wohlthäter des Thales, gestorben ist, haben die paar Verleger die gesammten armen Schnitzler, die an eine Aenderung ihrer Lage deshalb gar nicht denken können, in der Hand. Jeden Sonnabend wird die Waare, an der die Woche hindurch die ganze Familie, Mann, Frau und Kind, mühsam gearbeitet hat, für einen Spottpreis an den Verleger abgegeben. Wollten einzelne oder mehrere, sich zusammenthuend, ihre Arbeit für sich zu verwerthen suchen, so würde der Verleger im Stande sein, sie alsbald brodlos zu machen. Die Arbeitsentziehung seitens des Verlegers führt die Mittellosigkeit, die Existenzvernichtung einer ganzen Familie herbei. Denn der Großindustrielle braucht die Arbeit des Einzelnen nicht, der arme Schnitzler aber lebt von der Hand in den Mund und muß am Sonnabend verkaufen, um Sonntags essen zu können.

Nur die Regierung oder ein reicher Privatmann, der den Zorn der Verleger nicht zu fürchten braucht, könnten hier helfen. Denn dahin ist doch zu streben, daß, etwa durch gemeinsame Aussendung von Agenten aus ihrer Mitte, die Schnitzler sich von den Zwischenhändlern befreien und selbst die Frucht ihrer Arbeit — denn den kärglich von den Verlegern gezahlten Lohn wird keiner dafür ansehen — ernten können. Ohne bedeutende Geldmittel ist das aber nicht möglich zu machen, da einem derartigen Versuche seitens der Schnitzler sofort Kündigung der Arbeit seitens der Verleger folgen würde; es müßte also dafür gesorgt sein, daß jene bis zur glücklichen Durchführung ihres Unternehmens nicht zu hungern brauchten.

Aber laissez faire, laissez aller! Was schadets, wenn der Schnitzer von St. Christina oder Wolkenstein ein kümmerliches, erbärmliches Leben führt; dem Verleger von St. Ulrich geht es dabei gut. Das ‚son povera; la prego di daremi una piccola moneta; datemi un soldo' wird wohl noch lange nicht im Grödenthal verstummen, um so weniger, als sogar früher wohlhabende Gemeinden wie Pufels jetzt schnitzeln müssen.

Ich will diese Betrachtungen über das interessante Thal nicht schließen, ohne dem etwaigen künftigen Besucher einen praktischen Rath zu ertheilen,

Digitized by Google

den nämlich, sich in St. Ulrich beim „Adler", nicht beim „Rößl" einzuquartieren. Echt grödnerisches Leben, dabei vorzügliche Pflege und so billige Preise, daß ich sie, um nicht eine allgemeine Wallfahrt dahin zu erregen, verschweige, findet man nur im erstgenannten Gasthaus. Dabei setze ich St. Ulrich stillschweigend als Standquartier voraus, keine der andern Ortschaften dürfte sich sonst dafür empfehlen.

Das Niederwalddenkmal.

Von Hermann Lücke.

Bei Ausschreibung der Concurrenz für das Nationaldenkmal auf dem Niederwald, hatte man sich in Bezug auf Form und Charakter des Monuments jeder ausdrücklichen, die Freiheit der künstlerischen Erfindung beschränkenden Vorschrift enthalten; Plastik und Architectur waren in gleicher Weise zum Wettstreit aufgerufen. Die beiden, der großen Aufgabe hinzugefügten Bestimmungen, die Bezeichnung des Ortes, wo das Denkmal errichtet, und die Fixirung der Summe, die dazu verwendet werden sollte (900,000 Mark), fielen jedoch bedeutend genug ins Gewicht, und der Umstand, daß sie von den Künstlern nicht hinreichend waren berücksichtigt worden, trug hauptsächlich die Schuld, daß die Concurrenz so lange ohne entscheidendes Resultat blieb.

Die Bestimmung der Oertlichkeit war für die künstlerische Gestaltung des Monuments natürlich nichts weniger als gleichgültig. Zum Standort desselben hatte man den Leingipfel des Niederwaldes ausersehen, der sich ungefähr auf einem Drittel der Höhe des Bergzuges, 500 Fuß über den Rhein erhebt, dem Einfluß der Nahe gerade gegenüber. Sollte das Denkmal an dieser poetisch gewählten Stelle, wie ohne Weiteres vorauszusetzen war, auf beträchtliche Entfernung wirken und schon vom Rheine aus sichtbar sein, so konnte zunächst eine vorwiegend architectonische Behandlung der Aufgabe viel für sich haben. Mit einem mächtigen Bau, dessen monumentale Bedeutung die ausschmückende Plastik näher hätte charakterisiren müssen, war die hier geforderte Wirkung ohne Zweifel am ersten zu erreichen. Jedenfalls aber war auch dann, wenn der Plastik der Vorrang eingeräumt wurde, eine ansehnliche Entwickelung architectonischer Formen, eine bauliche Anlage von großen Verhältnissen erforderlich, um das Denkmal mit der landschaftlichen Umgebung künstlerisch zu vermitteln und es zugleich imposant aus derselben hervortreten zu lassen.

Digitized by Google

Eine große Zahl der Concurrenzarbeiten bestand aus vorwiegend architectonischen Entwürfen, unter denen es neben manchem Wunderlichen und Barocken an großartig und schön gedachten Compositionen nicht fehlte. Schon bei der ersten und dann auch bei der zweiten engeren Concurrenz wurden die Vorzüge verschiedener Entwürfe dieser Art von der Jury mit lebhafter Auszeichnung anerkannt. Aber die Phantasie der Künstler hatte sich in zu weiten Dimensionen ergangen und Pläne erfunden, deren Verwirklichung die präliminirte Summe der Herstellungskosten, die doch einen bedeutenden Aufwand künstlerischer Mittel gestattete, weit überstiegen hätte. Man sah sich schon deshalb auf die plastischen Arbeiten angewiesen, unter denen, wie bekannt, Schillings Entwurf den Sieg davon trug. Zweimal hat ihn der Künstler einem durchgreifenden, bis an die Grundformen reichenden Umgestaltungsproceß unterworfen und dabei seinem eigenen Werk gegenüber eine geistige Freiheit bekundet, die nicht weniger bedeutend erscheint, als der Ehrgeiz, das Vorzügliche leisten zu wollen. In der Gestalt, in welcher der Entwurf bei der ersten Concurrenz auftrat, war den örtlichen Bedingungen nicht genügend Rechnung getragen, er erschien für die geforderte räumliche Wirkung zu fein und zu reich in den Formen. Die veränderte, fast völlig neue Gestalt, in der er bei der zweiten Concurrenz zur Ausführung in Aussicht genommen wurde, erfuhr später noch verschiedene, bedeutende Modificationen, und der einhellige Beifall, den diese letzte Metamorphose bei den Preisrichtern fand, erhielt in dem Urtheil der weitesten Kreise der Künstlerschaft und des Publicums volle Bestätigung.

Die architectonischen Formen des Denkmals sind einfach, von schönen, man kann sagen, graziösen Verhältnissen, und doch mächtig genug, um in dem weiten, landschaftlichen Bilde wirkungsvoll zur Geltung zu kommen. Zu dem breiten Unterbau, der sich mit dem Rücken an den Felsen lehnt, führen an beiden Seiten hohe, bogenförmige Rampen empor, die vorn mit starken, Kandelaber tragenden Pfeilern abschließen. An der Vorderseite des Unterbaues, in der Mitte desselben, trägt ein niedriges, mäßig vortretendes Postament die Gruppe des Rheins und der Mosel. Zwei hohe Gestalten auf den kräftig vorspringenden Eckpfeilern des Hauptsockels, die geflügelten Genien des Krieges und des Friedens, flankiren das erste, nur wenig zurücktretende Stockwerk des emporsteigenden Baues, das in seiner ganzen Breite mit einem friesförmigen, figurenreichen Relief geschmückt ist. Stufenweise sich verjüngend, durch einfaches Ornament wirksam belebt, durch Simse und Karniesse energisch gegliedert, bildet der Bau in seinem oberen Theile einen Würfel, über dem sich auf einer treppenartigen Krönung der Kaiserthron und vor ihm die Gestalt der Germania erhebt, in einer Größe, die ziemlich ein Drittel der Höhe des ganzen Denkmals beträgt und in der Ausführung

Digitized by Google

auf ungefähr vierzig Fuß berechnet ist. Die mächtig ausladende Basis, die scharf accentuirten Profile und die schlanken Verhältnisse der oberen Partieen des Baues ergeben ein Ganzes, worin sich Kraft und Eleganz auf das Glücklichste verbinden. Von prachtvoller Wirkung sind insbesondere die beiden Eckfiguren an den Flanken des Sockels, die mit den hoch ausgebreiteten Schwingen zu den Linien des architectonischen Profils einen wohlberechneten, brillanten Contrast bilden.

Jene Verschmelzung von Anmuth, Kraft und Größe, die von der Kunst so selten erreicht wird, darf man als einen Grundzug in Schillings Plastik bezeichnen. Jedem Uebermaß abhold, von kleinen künstlerischen Capricen ebenso frei, wie von den Neigungen eines trotzigen und ungestümen Naturells, strebt er vor allem die Linie der Schönheit einzuhalten. Mochte ein Anderer die großartige Aufgabe der Errichtung eines Nationaldenkmals kühner und gewaltiger anfassen, sicher sind die kraftvoll anmuthigen Formen des Schillingschen Entwurfes mit der Würde dieser Aufgabe im Einklang. Glänzend vor allem zeigen sich die Vorzüge seines Stils in der Figur der Germania. Wie diese, die Kaiserkrone in der hoch erhobenen Rechten, majestätisch und graziös zugleich, in stolzer und schwungvoller Haltung sich auf dem Gipfel des Monuments erhebt, ist sie in Wahrheit eine Gestalt von hinreißender Wirkung; in großen Linien sind die energisch bewegten Conturen gehalten, die ihr einen imposanten Eindruck auch für den fernstehenden Betrachter sichern. Ihr am nächsten kommen an Schönheit der Erfindung die beiden Idealfiguren an den Seiten des Unterbaues: der Genius des Krieges, eine jugendliche Heldengestalt in kampfbereiter Stellung, mit der Posaune an den Lippen, die die Völker zu den Waffen ruft; der Genius des Friedens mit dem Oelzweig und dem Füllhorn des Ueberflusses, in seiner leicht bewegten, elastischen Haltung wirkungsvoll contrastirend mit der festen, herausfordernden Stellung des kriegerischen Gesellen. Das Relief, welches den Kaiser inmitten des Heeres darstellt, entfaltet seine große, maßvoll bewegte Gestaltenmenge in überaus klarer und wirksamer Anordnung; die bis zu gewissem Grad malerische Art der Behandlung ist dadurch hinreichend gerechtfertigt, daß sie in den stark aus der Fläche herausgearbeiteten vorderen Figuren und Gruppen und in den dadurch bedingten kräftigen Gegensätzen von Licht und Schatten auch auf die Ferne eine lebendige Wirkung ermöglichte. Der Gruppe auf dem niedrigen Podest am Fuße des Unterbaues liegt ein sehr ansprechender Gedanke zu Grunde, der jedoch, wie mehrfach bemerkt worden, nicht sofort und unmittelbar verständlich wird: der Rhein in der bekannten typischen Gestalt übergiebt der Mosel, einer jugendlichen Flußgöttin, das Wächterhorn. In decorativer Hinsicht, als Belebung der breiten Sockelfläche, ist diese Gruppe durchaus von trefflicher Wirkung; ob

Digitized by Google

eine größere Deutlichkeit des Geberdenausdrucks möglich ist, möchte fraglich erscheinen, das Darreichen und Empfangen spricht sich mit Lebendigkeit aus; vielmehr liegt das Problematische hauptsächlich in dem Symbol des Wächterhorns. In der Höhe des Denkmals, an der Stirnseite des Würfels, der dem Standbild der Germania zur unmittelbaren Basis dient, trug der Entwurf anfangs eine vielzeilige, wenig monumentale Inschrift; an die Stelle derselben ist eine bessere, weil kürzere, getreten, sie lautet einfach: „Dem Andenken der Jahre 1870 und 1871".

Eine Angelegenheit der gesammten Nation ist das große Unternehmen. Neben den Monumenten, die an anderen Orten dem Gedächtniß jener Jahre errichtet wurden und noch errichtet werden sollen, wird das Denkmal auf dem Niederwald national sein im umfassendsten Sinne, für das gesammte Reich das kunstgeschaffene Wahrzeichen seiner neu errungenen Größe, das Reichsmonument schlechthin. Dafür zu sorgen, daß die Ausführung des Werkes ohne Hemmung von Statten gehe, ist Ehrensache der Nation. Nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Regierungsrath Sartorius, Schriftführers im geschäftlichen Ausschuß des Comités für die Errichtung des Denkmals, belief sich Ende August dieses Jahres die Summe der eingegangenen Beiträge auf 406,995 Mark 22 Pf.; mehr als die Hälfte der zur Bestreitung der Herstellungskosten erforderlichen Summe ist sonach noch aufzubringen. Die Ausführung des Entwurfs hat inzwischen bereits ihren Anfang genommen; Professor Schilling arbeitet schon sei längerer Zeit an dem Gußmodell zur Germania, die, wie alle plastischen Theile des Denkmals, in Bronce hergestellt werden soll. Das für die Anlage des Monuments bestimmte Terrain ist, wie uns gleichfalls durch Herrn Sartorius mitgetheilt wurde, bereits erworben und es sollen die baulichen Arbeiten womöglich schon im nächsten Jahre begonnen werden. Daß die Ausführung des Monuments erfüllen wird, was der Entwurf in so glänzender Weise verspricht, dafür bürgt der Name des Meisters.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Niederhessen. Von der Presse. Ein „althessischer Volkskalender." — In der deutschen Presse ist es allmählich still, sehr still geworden über den Regierungsbezirk Cassel, die deutsche Landschaft, die früher als Kurfürstenthum Hessen die Federn so vieler Publicisten und

Digitized by Google

Zeitungsschreiber Jahrzehnte lang in Thätigkeit erhalten hat. Am meisten gab das Kurfürstenthum zu schreiben gerade jetzt vor einem Vierteljahrhundert. Da war sein Fürst, nur von einigen seiner Räthe begleitet, eines schönen Nachts aus der Residenz seiner Väter entflohen, hatte sich in dem bis dahin nur durch seine Spielhölle bekannten Bade Wilhelmsbad bei Hanau nach einer abenteuerlichen Reise niedergelassen und nun hier mit Hülfe der staatsmännischen Adepten Hassenpflug, Vilmar, Ilse u. s. w. jenes Spiel begonnen, das Preußen unter der Leitung Manteuffels verlieren, unter der Bismarcks aber schließlich doch gewinnen sollte. Die damaligen Vorgänge in Kurhessen, durch welche dieses Ländchen die Augen ganz Europas auf sich zog, würden kaum jetzt nach 25 Jahren von der hiesigen Presse erwähnt worden sein, wenn nicht das Organ der hessischen renitenten Pastoren in Melsungen, die „Hessischen Blätter", aus dem Nachlasse des Consistorialrathes und Professors Vilmar eine Erzählung von der Flucht des Kurfürsten von Hessen hätte abdrucken lassen, die außerhalb Hessens, obwohl sie ein ganz interessantes Actenstück für die neuere deutsche Geschichte ist, kaum beachtet zu sein scheint. Bei uns ist dieselbe aber vielfach gelesen und commentirt worden, da Vilmar, wenn auch nicht Falsches schreibt, doch nicht die volle Wahrheit sagt. Denn die Thatsache z. B., daß die damals herrschende Clique den Kurfürsten zu der plötzlichen Abreise aus Cassel am 12. September 1850, besonders durch die ganz falsche Angabe bestimmt hat, der Fürst könne sich nicht mehr auf sein Militär verlassen, namentlich in der Gardekaserne sei ein Aufstand ausgebrochen, verschweigt der fromme Consistorialrath, der sich zu seinen staatsrettenden Thaten durch genau von ihm berichtete Gebete stärkt.

Nachdem unsere Blätter diesen Bericht pflichtschuldigst abgedruckt hatten, schwiegen sie wieder unisono über die Vergangenheit, um sich ausschließlich allein der Gegenwart zuzuwenden. Aber wie geschieht dieses? Wer aus ihnen sich ein Bild von der Stimmung machen wollte, die in Hessen ganze Volksschichten, ich will nicht sagen durchdringt, aber stark afficirt hat, würde dieses nicht können. Es ist überhaupt ein eigenes Ding um die hessische Presse. Wie es heißt: Holsatia non cantat, so könnte es wohl für die Gegenwart auch heißen: Hassia non scribit. Nicht als ob ich damit sagen wollte, es gebe in Hessen nicht Schriftsteller genug, oder es gäbe keine Hessen von einiger journalistischer Befähigung. Das würde Angesichts der Thatsache, daß von Augsburg bis Berlin eine ganze Anzahl Hessen in den Redactionen unserer ersten Zeitungen und Zeitschriften thätig sind, nicht aufrecht zu erhalten sein. Aber wahr ist es doch auch, daß es in Hessen im Allgemeinen an literarisch gebildeten Kräften fehlt, welche sich der in unserer Zeit so wichtigen journalistischen Vertretung der localen und provinziellen Interessen zu widmen geneigt sind. Sieht man von Dr. Fr. Oetker ab, der leider durch Krankheit nur

Digitized by Google

zu oft und andauernd in seiner stets auf die Förderung gemeinnütziger Interessen gerichteten Thätigkeit gehemmt wird, so daß er viele oft Monate lang keine Zeile in die von ihm geleitete „Hessische Morgenzeitung" schreiben kann, so wüßte ich in der That in Hessen jetzt keinen Publicisten zu nennen, welcher sich mit der Besprechung hessischer Verhältnisse ex professo beschäftigte als den Redacteur der „Hessischen Blätter", den Herrn Candidaten der Theologie, W. Hopf, einen Neffen des Consistorialraths Vilmar. Denn die „Hessische Morgenzeitung", die einzige in Hessen erscheinende Zeitung, welche den Anspruch erheben mag, nicht ein reines Local-, sondern ein Provinzialblatt zu sein, zählt, soviel wir wissen, keinen geborenen Hessen unter ihren Redacteuren, und vergleicht man die Nachrichten aus der Provinz, die dieses Blatt bringt, mit denen, welche andere Provinzialblätter in Hannover, Sachsen oder der Rheinprovinz enthalten, so wird man gern eingestehen, daß: Hassia non scribit.

Unwillkürlich wurde mir diese Betrachtung aufgedrängt, als ich den „althessischen Volkskalender auf das Jahr des Heils 1876", der von dem Redacteur der „Hessischen Blätter", Herrn W. Hopf herausgegeben, und wie ich weiß, in unserem Regierungsbezirke sehr stark verbreitet ist, näher ansah. Denn gäbe es in Hessen, so sagte ich mir, eine Publicistik, welche den Strömungen des Volkslebens, soweit dieselbe sich nicht nur auf äußerliche Dinge z. B. auf die nächsten Fragen des Tages, auf Freihandel und Stahlkanonen auf die Interessen, welche vorzugsweise die Bewohner der Städte und die Theaterbesucher u. dgl. beschäftigen, näher nachginge und mit den Bedürfnissen der großen Majorität unseres Volkes, die einmal aus Bewohnern von Dörfern, kleinen Städten und einzelnen Höfen bestehen, einige Fühlung hätte, so würde sie die Existenz dieses althessischen Volkskalenders doch gewiß nicht so gänzlich ignorirt haben, wie dieses bisher geschehen ist. Denn gleichgültig und hochmüthig auf die durch diesen Volkskalender vertretene Partei, als eine durchaus abgethane, herabzusehen, hat die hessische Presse, welche in ihrer großen Mehrzahl der nationalliberalen Partei zugethan ist, gar keine Ursache. Daß die Landbewohner nicht, wie dieses bisher der Fall wohl war, bei den Wahlen zum Reichstage und dem Abgeordnetenhause der von den Städten, namentlich von Cassel, ausgegebenen Parole ohne weiteres mehr folgen, haben schon die letzten Wahlen gezeigt. Und daß bei den nächsten Wahlen Agrarier, Socialdemokraten, Ultramontane und Particularisten in noch nicht gesehener Anzahl auf dem Kampfplatze erscheinen werden, ist eine so unzweifelhafte Wahrheit, daß sie eben nur von solchen verkannt werden kann, welche dauernd besessene Volksgunst gegen die ihnen drohende Gefahr des Verlustes derselben träg und blind zu machen pflegt. Und welchen jüngeren Nachwuchs hat die politische Partei in Hessen aufzuweisen, aus der seit Jahrzehnten die meisten Volksvertreter hervorgegangen sind, und die von selbst in die immer

Digitized by Google

mehr ſich lichtenden Reihen der politiſchen Vertrauensmänner einrücken könnte, ohne daß die Preſſe dieſer Partei ohne Unterlaß dafür zu ſorgen hätte, daß zwiſchen ihr und der Mehrzahl des heſſiſchen Volkes ein wirklicher Contact beſtehe? Und eingeſtehen ſollte es doch auch die Partei, welche ſeit 1866 in Heſſen bei den politiſchen (nicht communalen) Wahlen beſonders zahlreich aus den Urnen hervorgegangen iſt, daß ſie einen guten Theil der Volksgunſt ſchon nur durch Erbſchaft beſitzt, welche unter den veränderten Verhältniſſen ſich aber ſchwerlich auf die dritte Generation erhalten wird. Denn die nationalliberale Partei in Heſſen hat die Erbſchaft der alten großen, conſtitutionellen Partei, welcher, Dank der Regierungskunſt unſeres Kurfürſten, der weitaus größte und beſte Theil unſeres Beamtenſtandes angehörte, ohne großen Widerſpruch zu erfahren, angetreten. Aber wenn die preußiſchen Beamten, welche aus Gründen, die wir hier nicht weiter erörtern wollen, hinfort nicht mehr dieſer Partei angehören, jedenfalls nicht mehr mit der Entſchiedenheit, mit der wir es an der Mehrzahl unſerer früheren heſſiſchen Beamten gewohnt waren, politiſche Farbe bekennen werden, und die Partei ſelbſt Nichts thut, um durch die Preſſe mit einem großen Theil ihrer Wähler die rechte Fühlung zu behalten, wird man doch darauf rechnen können, daß dieſe von anderen ruhigeren Fractionen beſſer bearbeitet, doch noch immer weiter ihre Gunſt auch auf homines novi der Partei in der bisherigen Richtung weiter vererben wird? Und auf die nationalliberale Partei haben es doch wie alle die reichsfeindlichen Parteien im übrigen Deutſchland, ſo auch die heſſiſchen Gegner des deutſchen Reiches zunächſt abgeſehen. Nirgends in Deutſchland an der Spitze der Regierung ſtehend, wenn wir etwa Baden ausnehmen, in Preußen von der allmächtigen Bureaukratie gehaßt, weil ſie dieſelbe in ihrer Herrſchſucht ſtört, und doch wieder die einzige politiſche Partei, welche die gegenwärtige preußiſche Regierung ohne Nebenabſichten principiell unterſtützt, haben die Nationalliberalen die angenehme Aufgabe, als Puffer zwiſchen den ſtaatsfeindlichen Parteien und der Regierung zu dienen. Deshalb greift ſie auch unſer altheſſiſcher Kalender in erſter Linie an. Da er von einem pfäffiſch tüchtig geſchulten Manne, dem die Gabe populär zu ſchreiben nicht ganz verſagt iſt, redigirt war, der Kalendermann außerdem gar keine Rückſicht zu nehmen hat, welche in gewöhnlichen Zeiten Journaliſten bei uns noch immer gegen Collegen zu nehmen gewohnt ſind, ſelbſt wenn ſie ganz anderen politiſchen Parteien angehören, ſo greift er ſie auch gleich auf Leben und Tod an. Er will ihnen jede Bildung bei ſeinen Lehrern entziehen. Hören wir ihn ſelbſt, welche Mittel er u. A. vorſchlägt, um den „Großſtaat“ zu vernichten und „ein deutſches Bundesreich, in dem auch ein freies Heſſen Raum hat“ zu errichten! Nachdem der Kalendermann, der ſchon wiederholt Bekanntſchaft mit dem deutſchen Strafproceßbuch wegen Preßvergehens gemacht hat, es weit von ſich weggeworfen hat, „ge-

Digitized by Google

waltsame Mittel" zum Umsturze der bestehenden staatlichen Ordnung zu empfehlen, fordert er alle „ehrenhaften Hessen" — und es sind deren glücklicher Weise doch noch viele, da er unter den unehrenhaften solche versteht, „welche den schlechten Hunden gleichen, die nach ihrem Herrn beißen, sobald derselbe nicht mehr die Peitsche in der Hand hat" — auf, sich um „unser hessisches und deutsches Volksrecht zum sammeln, soweit dieses Licht uns durch die Gesetze und Ordnungen der jetzt über uns herrschenden Macht noch frei gelassen ist. Und das kann in der mannigfachsten Weise geschehen. Vor Allem dadurch, daß wir uns selbst bei jeder Gelegenheit offen und ohne Menschenfurcht zu dem Recht eines hessischen Volksstammes und eines freien nach seinen Stämmen gegliederten (gehören die Fuldaer, Hanauer, Schaumburger, Schmalkalder auch zu den Stamm-Hessen? Hoffentlich verwilligt auch jeder dieser Volksstämme Herrn Hopf in seinem Zukunftsreiche die ersehnte Stammesfreiheit) deutschen Vaterlandes bekennen, für dieses Recht allenthalben Freunde und Verwandte anwerben und mit denselben zu gegenseitiger Stärkung und weiterer Belehrung in Verkehr und Verbindung bleiben. Da aber, wo diese heilige(!) und unumstößliche Wahrheit bezweifelt, bestritten oder gar beschimpft werden sollte, dürfen wir dies nicht ohne Widerspruch und Zurechtweisung geschehen lassen. Ferner aber gehört zu der Erreichung unseres Zieles, daß wir überall da, wo wir etwas zu sagen haben, keine von den Zeitungen dulden, die unser hessisches Volksrecht schwächen und die zeitweilige Unterdrückung desselben als den Ausbund der Glückseligkeit anpreisen. Das sind vorzugsweise die nationalliberalen Blätter, aber auch sonst alle, welche sich heute der Reichsfreundschaft berühmen und daraus ein Geschäft machen. Sie suchen dem Volke die Augen wieder zuzukleben, wenn die Thatsachen sie ihm endlich geöffnet haben. Sie sind darum schädlich und müssen durch andere ersetzt werden, die das Volk über seine Rechte und Freiheiten wirklich aufklären.

Endlich dürfen wir auch nicht müßig bleiben bei den Wahlen, namentlich bei den Gemeindewahlen und den Reichstagswahlen, die wir vornehmen können, ohne damit den dermaligen Zustand der Dinge als einen Rechtszustand anzuerkennen, was bei den Wahlen zum preußischen Landtage schon anders ist. In die Gemeindevertretung und in den Reichstag müssen wir daher solche Männer schicken, die sich ihren Wählern gegenüber verpflichten, für die wirklichen Interessen derselben einzutreten, nämlich für den Ackerbau und gegen seine verderbliche Steuerüberlastung, für das kleine Gewerbe und die sonstige ehrliche und fleißige Arbeit, im Gegensatze gegen die heute allmächtige Großindustrie und das große Capital. Ueberdies aber müssen wir von unseren Vertretern im Reichstage die ganz bestimmte Erklärung verlangen, dafür wirken zu wollen, daß es anders werde mit den öffentlichen Einrichtungen in Deutschland, daß die erdrückende Militärwirthschaft verschwinde, und wir wieder in Ruhe und

Digitized by Google

Frieden leben können; daß die Bedrängnisse der Kirche und ihrer treuen Diener aufhören und Freiheit der Gewissen und des Gottesdienstes wiederkehre; daß der deutsche Einheitsstaat sich verwandle in ein deutsches Bundesreich, und endlich daß wir keine „Provinz Hessen" (? Regierungsbezirk Cassel) bleiben, sondern ein freies und selbständiges Hessen werden bekommen. Dazu sind aber die Nationalliberalen und sonstigen „Reichsfreunde" überall nicht zu gebrauchen. „Wir dürfen sie deshalb vor allem nicht in den Reichstag wählen."

Soll ich noch fortfahren dieses Programm der „hessischen Föderalisten", wie sich die Gesellschaft selbst nennt, auszuschreiben? Ich denke es wird für sich selbst schon zur Genüge in diesem Auszuge gesprochen haben. Wenn ich aber noch hinzufüge, daß der Kalendermann ein Bild des letzten Kurfürsten von Hessen in Civil, eine Ansicht vom Wilhelmshöher Schlosse und dem zu Stettin, in das die bösen Preußen den Neffen Friedrich Wilhelm III. 1866 in Sicherheit gebracht hatten, bringt, daß derselbe Leute wie Oetker „den Schmand (dialektisch für Rahm) der liberalen Staatsweisheit unseres Heimatlandes nennt und die Wirksamkeit des Abgeordneten „Wehrenpfennig und Consorten" der von „Wachspuppen" vergleicht, daß er die kirchenregimentliche Landesorganisation von 1821 eine „uralte Einrichtung unserer Kirche" nennt, so habe ich doch wohl noch Einiges dazu beigetragen, um das Parfüm zu kennzeichnen, das jenes Programm im Weiteren nun ausduftet. Und doch, man schätzt derartige Elaborate nicht genug! In großen Massen unter das Volk geworfen, „bei dem die Erzeugnisse der gegnerischen Presse nicht mehr geduldet werden sollen", erzeugen sie trotz der Maßlosigkeit und Ungeheuerlichkeit ihrer Forderungen und trotz des Odeurs, der sie umgiebt, doch ihre Wirkung, weil sie sich an die nächsten und primitivsten Forderungen des gemeinen Mannes wenden, niedrigen Leidenschaften desselben aufregen, denselben im günstigsten Falle um den Genuß der Güter bringen, um welchen in den höheren Kreisen unseres Volkes diese verbissenen Particularisten das Herz keines Deutschen bringen können, um den Genuß des Gefühles einem mächtigen, freien, großen nationalen Staate anzugehören, der wohl ein Gegenstand des Hasses, aber nicht mehr der der Verachtung der größten und kleinsten Nationen der Erde sein kann. Daß in dem „althessischen Volkskalender" nichts von dem letzten segensreichen Kriege der Deutschen gegen Frankreich, nichts von den tapferen hessenschen Dreiundachtzigern, auf deren Feldwacht: „König Wilhelm saß ganz heiter" zuerst angestimmt wurde, geschrieben ist, können wir dem Kalendermanne nicht übel nehmen. Er würde ja damit seinem ganzen eigenen Raisonnement ins Gesicht geschlagen haben. Aber die Freude an alledem und was wir seit 1866 geworden sind, wird doch dem gemeinen Manne, der mit der Noth der Zeit zu kämpfen und für die höheren Güter des Lebens an sich nur schwer

Digitized by Google

zugänglich ist, vollkommen vergällt, wenn ihm Dinge eingeredet werden, deren Nothwendigkeit und deren Richtigkeit er nicht beurtheilen kann, und die in ihrem äußeren Thatbestande nur zu sehr den Schein der Wahrheit für sich haben. Jeder Bauer eines hessischen Walddorfes wird dem Kalendermanne Recht geben, wenn er liest: „denn was ist, seitdem wir preußisch wurden, nicht alles schon zu unserem Nachtheil geschehen! Unser leicht zu ertragendes Militair- und Steuerwesen haben wir gegen unvergleichlich viel größere Lasten vertauschen müssen. Unsere musterhafte Justiz- und Verwaltungs- und Medicinaleinrichtungen sind durch andere von weit geringerem Werthe ersetzt worden. Dazu wurde unser Land in dem kurzen Zeitraume von sieben Jahren mit fast 3000 — sage dreitausend — neuen Gesetzen überschwemmt, welche Niemand kennt und Niemand versteht, und in denen sich selbst unsere Rechtskundigen nicht zurecht zu finden wissen. Der Wirren in unserer evangelischen und der katholischen Kirche wurde schon gedacht. Um aber das Maß voll zu machen, so droht auch noch dem letzten Reste unserer bewährten hessischen Einrichtungen, unserer Gemeindeordnung vom 23. October 1834, der Untergang."

Und selbst viele Hessen, die den Standpunkt des Herrn Hopf sonst nicht theilen, werden ihm in diesen Anklagen theilweise zustimmen und durch sie zur Verbreitung von Unbehagen und Unzufriedenheit gedankenlos von Neuem sich angetrieben fühlen. Und von diesen literarischen Angriffen, denen die neue Ordnung der Dinge bei uns ausgesetzt ist, glaubt die liberale Presse Hessens keine Notiz nehmen zu sollen? Daß die Reptilienpresse, welche bei uns, soweit hier zu Lande bekannt geworden, durch zwei Blätter vertreten ist, nicht dazu geeignet ist, dieselben zu pariren, bedarf bei der Art, mit der diese Presse geleitet und der Gattung von Personen, die bei ihr beschäftigt ist, keiner Versicherung. Aber die Presse der liberalen Partei sollte bei uns in besserer Fühlung mit dem Lande bleiben als dieses jetzt hier der Fall ist.

Vor dreißig Jahren erschien in unserem Lande bei Schuster in Hersfeld B. Auerbachs Gevattersmann mit künstlerisch ebenso schlecht ausgeführten Holzschnitten als jetzt der althessische Volkskalender enthält. Damals war bei uns die liberale Partei noch im Aufsteigen begriffen. Sollte sie jetzt nicht doch am Ende im Rückgange begriffen sein? ER.

Aus Berlin. Die friedliche Wendung im Orient. Türkischer Staatsbankerott. Brand des Kaiserhofes. Zum Strafgesetzbuch. — Wir haben eine bewegte Woche hinter uns. Der Sturz und die Neubildung des serbischen Ministerium und der Ausbruch des türkischen Staatsbankerottes haben der orientalischen Frage die längst erwartete, entscheidende Wendung zum Frieden gegeben. Von Serbiens Haltung vor allem hing es in den letzten Tagen ab, ob die Bewegung in den aufständischen

Digitized by Google

türkiſchen Provinzen einen weiteren Fortgang nehmen oder ob dieſelbe ſich einem baldigen Ende zuneigen würde, und wenn Graf Andraſſy jüngſt erklärte, die orientaliſche Frage ſtünde augenblicklich im Brennpunkte, ſo war ſein Auge dabei offenbar auf Serbien gerichtet, wo die Kriegs- und die Friedenspartei mit einander im Kampfe lagen und die Action der geſammten Großmächte für den Frieden wirkte. Der Rücktritt des Miniſteriums Riſtitſch hat den erfreulichen Beweis geliefert, daß die Vorſtellungen der Mächte von Erfolg geweſen ſind, und kaum iſt die Bildung des neuen, liberalen, friedlich geſinnten Miniſteriums Kaljeritſch vollendet, ſo beeilen ſich auch ſchon die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich durch die Abſendung ſpecieller Abgeſandter zur Hochzeit des Fürſten Milan ihre Befriedigung über die neue Wendung der Dinge auszudrücken und zugleich dem neuen Miniſterium einen augenfälligen Beweis ihrer Sympathie zu geben, der daſſelbe zu weiterer Thätigkeit in friedlicher Richtung ermuthigen ſoll.

Dieſe Entſcheidung der Dinge in Serbien würde allein ſchon genügen, das Ende der gegenwärtigen Kriſis herbeizuführen. In derſelben Richtung wirkt aber auch die Einſtellung der Zinszahlung der Türkei. Denn offenbar wird eine ſolche Niederlage der türkiſchen Finanzpolitik der Pforte ferner nicht geſtatten, den Vermittlungsvorſchlägen der Großmächte gegenüber ſich ſo ablehnend zu verhalten wie bisher. Der türkiſche Staatsbankerott wird alſo dem Einfluſſe der großmächtlichen Action bei dem demnächſtigen Friedenswerke in der Herzegowina einen Spielraum gewähren, der dem Umfange und der Nachhaltigkeit der erforderlichen Reformen offenbar zu Gute kommen wird. Abgeſehen von dieſer ganz annehmbaren Wirkung des türkiſchen Bankerotts iſt natürlich derſelbe an und für ſich ein außerordentlich verhängnißvolles Ereigniß. Glücklicherweiſe wird das deutſche Kapital von demſelben nicht ſo herbe betroffen, als das ausländiſche. Die Engländer, die Franzoſen und die Italiener ſind die hauptſächlichſten Beſitzer der türkiſchen Staatsſchuldtitel. Unter den Italienern ſind es merkwürdiger Weiſe vornehmlich die Geiſtlichen, welche ihr Geld in dem genannten Papier angelegt haben. Namentlich die hohe römiſche Geiſtlichkeit hatte von jeher eine ganz beſondere Vorliebe für die unſicheren, aber hohen Zinſen der Papiere der Ungläubigen. Welchen Ausgang dieſe finanzielle türkiſche Kriſis nehmen wird, läßt ſich zur Zeit noch nicht überſehen. Vorläufig herrſcht noch eine wahrhaft chaotiſche Verwirrung an allen Börſen. Nachdem die türkiſche Regierung die Reduction ihrer Zinszahlung angezeigt hatte, beeilte ſich die Ottomaniſche Bank in London dieſer Maßregel rückwirkende Kraft beizulegen und auf Grund derſelben bereits die Auszahlung des in dieſem Monat fälligen Coupons einzuſtellen. Dagegen erklärte die Ottomaniſche Bank in Paris, daß ſie ſich dieſer Auffaſſung nicht anſchließen könne und den Octobercoupon bezahlen werde. Sodann erhob ſich

Digitized by Google

wieder eine Stimme am goldenen Horn. Die Banque impériale in Konstantinopel protestirte formell gegen die ganze Zinsenreduction. Dann sah sich die türkische Regierung selbst wieder veranlaßt zu einer Erläuterung ihres Reductionsbeschlusses, die indessen an der traurigen Thatsache selbst nichts änderte, vielmehr nur die einzelnen Modalitäten der Zahlungsverweigerung systematisirte. Endlich ergriffen denn alle Mächte das Wort und ersuchten durch ihre Botschafter und Gesandten die Pforte um Aufklärung ihres Verfahrens. Die Antworten der türkischen Regierung auf diese auswärtigen Interpellationen sind noch nicht bekannt. Schwerlich wird sie Jemand vermissen, denn thatsächlich ändern auch sie nichts. Auch halten die Mächte wohl die finanzielle Lage der Türkei für hoffnungslos. Die „Times" wenigstens erklärt heute mit süßsaurem Gesichte, die Mächte hätten nach eingehender Erörterung der türkischen Finanzlage keine Veranlassung zu weiteren Vorstellungen bei der Pforte entdecken können. Man wird wohl genugsam von der Fruchtlosigkeit derselben überzeugt sein. Außerdem ist schon allzuviel des Stoffes für die diplomatische Correspondenz mit der Türkei, als daß man ein besonderes Gelüste verspüren sollte, noch das ganze große heikle Thema der türkischen Staatsfinanzen in dieselbe hineinzuziehen. Wenn nicht Alles trügt, so dürfte daher dieser finanzpolitische Depeschenwechsel nur sehr dürftig ausfallen. Uebrigens hat die türkische Katastrophe, wenn auch, wie bemerkt, das deutsche Kapital nur wenig von ihr betroffen worden ist, immerhin im Allgemeinen indirect einen recht ungünstigen Einfluß auf unsere Geld- und Handelsverhältnisse geübt. Unsere wirthschaftliche Lage ist zur Zeit eine so gedrückte, die Stimmung der Handelswelt eine so nervöse, daß jedes widrige Ereigniß, auch das entlegenste, sich in lähmender Weise fühlbar macht. Es kam nun noch hinzu, daß in diesen Tagen die Zahlungseinstellung eines vielgenannten, weltbekannten, internationalen Unternehmens erwartet wurde, und so kam es, daß die Muthlosigkeit in finanziellen Kreisen eine ziemlich allgemeine wurde.

Am letzten Sonntag war die Stimmung eine ganz besonders trübe. Verhängnißvoller Weise wurde dieser Tag auch noch in anderer Beziehung für Berlin ein Trauertag. Das neue Hôtel, der Kaiserhof, von dem ich Ihnen schon mehrfach geschrieben, wurde zum großen Theile ein Raub der Flammen. Berlin empfand dieses Ereigniß als ein großes, Alle gemeinsam berührendes Unglück. Viele Tausende wohnten dem schaurig schönen Schauspiel bei, und Alle gaben in gewiß aufrichtig gemeinten Worten dem tiefen Bedauern Ausdruck, ein so schönes Werk, eine solche Zierde der Stadt, an dem viele Jahre Hunderte von kunstgeübten und gewerbfleißigen Händen gearbeitet, das bei seiner Herstellung die Summe von neun Millionen Mark verschlungen, in wenigen Stunden rettungslos zu Grunde gehen zu sehen.

Digitized by Google

Und es war auch ein überaus trauriger Anblick. Im hellſten Sonnenſchein ſtand das rieſenhafte Gebäude, lichterloh brennend rings um das ganze Dach und im oberſten Stockwerk. Dann fuhr das Feuer durch die Ventilationsſchachte hinab und zerſtörte die eine Seite des Gebäudes vom Dach bis zum Keller. Nur die Umfaſſungsmauern blieben ſtehen. Bei den koloſſalen Dimenſionen des Hauſes war der Anblick des Brandes ein überaus großartiger. Das brennende Dach war beſtändig in undurchdringlichen Rauch gehüllt. Darunter ſchoſſen allſeitig Bündel großer Feuerſtrahlen hervor. Trotzdem blieb der Eindruck des Gebäudes ſo mächtig, daß es ſchien, als würde es dem Feuer nimmermehr gelingen, der Steinmaſſen Herr zu werden. Leider zeigte das rapide Fortſchreiten des Brandes den Irrthum dieſer Meinung und es bedurfte der ganzen Energie unſerer vortrefflichen Feuerwehr, um das Aeußerſte abzuwenden. Mit großer Einſicht und Umſicht hat die Feuerwehr ihren Rettungsplan entworfen und ausgeführt. Nachdem die ganze Südſeite des Hôtels und vor allem der große Speiſeſaal daſelbſt durch die erwähnten Ventilationsſchachte in Brand gerathen war, handelte es ſich vor allem um eins, um die Erhaltung der gewaltigen Eiſenconſtructionen, an denen die Decke des Speiſeſaales hängt und auf denen die Wände der oberen Stockwerke ruhen. Brach dieſe Conſtruction zuſammen, ſo ſtürzten nicht allein die ſämmtlichen auf dieſer Seite beſchäftigten Feuerwehrmänner in die Flammen, ſondern es fiel auch das ganze innere Gebäude auf dieſer Front und es entſtand dann eine Gluth, der muthmaßlich auch die anderen drei Flügel des Hauſes zum Opfer gefallen wären. War doch ſchon ohnedem die Hitze ſo groß, daß das Glas ſchmolz und umherfloß, wie das glühende Zink des Daches. Glücklicher Weiſe widerſtand die Eiſenconſtruction der Gewalt des Feuers. Daß ſie das aber vermochte, iſt nur dem Opfermuthe der Feuerwehr zu danken, welche hier unter wirklich unglaublichen Verhältniſſen und Schwierigkeiten mit größter Kaltblütigkeit und Ruhe ihrem ſchweren Berufe oblag. Hervorzuheben iſt übrigens noch ein Umſtand, der das Rettungswerk ſehr erſchwerte, und deſſen Kenntniß auch von allgemeinem Intereſſe iſt: der außerordentliche Waſſermangel. Die Kräfte der Waſſerleitung erwieſen ſich ſehr bald als leider gänzlich unzureichend. Die ſehnſüchtig erwartete Dampfſpritze konnte anfangs gar nicht benutzt werden, weil es an Waſſer zu ihrer Speiſung fehlte. Später gelang es weit ab im Garten der Deckerſchen Hofbuchdruckerei einen Teich ausfindig zu machen, der zu ihrer Verſorgung ausreichte. Unwillkürlich fragte man ſich, was wohl aus Berlin trotz ſeiner vorzüglichen Feuerwehr werden ſolle, wenn hier einmal ein Brand von äußerſten Dimenſionen ausbricht. Hier wird eine wirklich ausreichende Abhilfe ſchwer zu beſchaffen ſein, denn abgeſehen von allen vielleicht zu beſeitigenden Mängeln der gegenwärtigen Waſſerleitung, bleibt immer in Berlin ein effectiver Waſſer-

Digitized by Google

mangel bestehen, der nur zu heben sein wird, wenn man sich zur Aufnahme ganz unendlich kostspieliger Projecte, wie etwa zu der Heranleitung der Seen der oberen Spree, verstehen will. Bis dahin aber wird die Gefahr stets eine unmittelbare bleiben, daß wirklich große Brände in Berlin sehr leicht ganz ungeahnte Dimensionen annehmen können. Auch bei dem Brande des Kaiserhofes lag diese Gefahr in außerordentlichem Maße vor. Sie wurde nur beseitigt durch die großen Anstrengungen der Löschmannschaften und durch die glücklicher Weise an jenem Tage herrschende vollkommene Windstille, welche die benachbarten Gebäude, die ohnehin mit dem Kaiserhof in keiner unmittelbaren Verbindung stehen, vor dem Brande bewahrte. Ueber die Entstehung des Feuers ist noch nicht viel Sicheres bekannt. Fest steht, daß es unter dem Dache ausbrach, und daß es wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit, nicht aber durch einen Constructionsfehler in den Heizungsleitungen entstanden ist. Letzteres kann schon deßwegen nicht der Fall sein, weil in dem Hôtel noch gar nicht geheizt worden ist. Ebenso unerklärt, wie die Entstehung des Feuers, ist bisher die Thatsache, daß dasselbe so lange unbemerkt unter dem Dache hat fortglimmen und sich verbreiten können. Dies muß aber der Fall gewesen sein, denn als das Feuer überhaupt bemerkt wurde, brach es schon aus vielen Stellen des Daches gleichzeitig heraus. Die Theilnahme des Publicums war, wie gesagt, eine herzliche und allgemeine. Ganz Berlin war zur Stelle. War es doch Sonntag und war doch Jedermann schon ohnedies unterwegs. Der ganze Wilhelmsplatz war mit Menschen bedeckt. Die Berliner gute Gesellschaft war fast vollzählig anwesend. Mehrere Minister und der Feldmarschall Graf Moltke waren zugegen. In der Wilhelmsstraße fuhr eine unabsehbare Wagenreihe unaufhörlich auf und ab, als handele es sich um eine Corsofahrt. Freilich stimmte der traurige Ausdruck der Gesichter wenig zu einem solchen Vergnügen. Menschenleben oder auch nur erheblichere Verletzungen von Menschen sind glücklicher Weise bei dem Unglücke nicht zu beklagen. Jetzt ist der Kaiserhof nun vorläufig eine Ruine. Er wird es nicht allzulange bleiben. Die Besitzer hoffen einen Theil des Hôtels schon in einigen Monaten oder gar Wochen wieder in Betrieb zu setzen. Das ganze Gebäude dürfte aber doch wohl erst nach längerer Zeit dem Verkehre wieder geöffnet werden. Man kann nur auf das Dringendste wünschen, daß die Wiederherstellung sich sobald als möglich vollenden lasse. Der Kaiserhof war eine Zierde Berlins und eine wesentliche Bereicherung seines öffentlichen Lebens. Wir missen ihn ungern und werden uns seiner Wiedererstehung aufrichtig freuen.

Nach dem Vorstehenden werden Sie es begreiflich finden, daß Berlin in diesen Tagen wenig Zeit gefunden hat, sich mit der Politik zu beschäftigen. Unsere Zeitungen haben auch auf dem Gebiete des inneren Staatslebens sich

Digitized by Google

darauf beschränkt, unter allgemeiner Unaufmerksamkeit des Publicums die Novelle zum Strafgesetzbuch zu kritisiren. Wie Ihnen nicht entgangen sein wird, ist diese Kritik im allgemeinen eine recht abfällige gewesen und steht dieselbe oftmals in nicht unerheblichem Widerspruche mit der optimistischen Meinung, die ich kürzlich in diesen Blättern über das muthmaßliche Schicksal des Gesetzes äußerte. Freilich sprach ich nur von der Aufnahme, die die Vorlage im Reichstage finden würde. Was aber im übrigen den Gegensatz meiner Meinung und der jener Blätter anlangt, so möchte ich doch hervorheben, daß die Mißstimmung der Presse hauptsächlich durch die Bestimmungen des Gesetzentwurfes hervorgerufen worden ist, welche sich auf die Presse selbst beziehen. Indem die Zeitungen aber in diesem Puncte, der für sie eine Frage ersten Ranges ist, ihre Unzufriedenheit kundgeben, haben sie offenbar diese Stimmung auch bei der Kritik anderer Theile des Entwurfes vorwalten lassen und auf diese Weise Dinge getadelt, die sie kalten Blutes wohl anders beurtheilt hätten. Es ist diese Praxis ebenso verzeihlich als klug. Außerdem ist doch nicht zu übersehen, daß wir hier erst vor einem Entwurfe im allerersten Stadium stehen, der bisher weder das Plenum des Bundesrathes noch seine Ausschüsse passirt hat. Endlich möchte ich doch darauf hinweisen, daß manche Bestimmungen des Gesetzes, die man heute für ungeheuerlich erklärt, sich bei näherer Erörterung zwischen den gesetzgebenden Factoren als weit annehmbarer darstellen werden. Es gilt dies vor allem von allen den Bestimmungen, welche die eigentliche politische Tendenz des Gesetzes ausmachen und welche den Zweck verfolgen, das Reich gegen innere Feinde sicher zu stellen, so weit dies überhaupt durch Gesetze möglich ist. Natürlich wird es die Reichsvertretung niemals zugeben dürfen, daß sich bei solcher Gelegenheit offenbar reactionäre Bestimmungen in unser Gesetzbuch einschleichen, und wird man dieselben, wo man sie findet, gewiß entfernen. Darüber hinaus aber wird sicherlich die Opposition der nationalen Parteien nicht gehen. Auch würden nur die Ultramontanen von einer solchen Politik Vortheil ziehen. Diese Erkenntniß wird sich hoffentlich in der Presse Bahn brechen, und es werden sich dann wohl bis zur Eröffnung des Parlamentes die Gemüther in so weit beruhigt haben, daß, falls überhaupt der nächste Reichstag schon mit der Strafgesetznovelle sich zu beschäftigen hat, diese Verhandlungen der wünschenswerthen Objectivität nicht entbehren. J.

Literatur.

Goethes Tagebuch. — Vor hundert Jahren. Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter aus den Tagen der Genieperiode. Festgabe zur Säcularfeier von Goethes Eintritt in Weimar. Von Robert Keil. 2 Bände.

Digitized by Google

Leipzig. 1875. Veit & Co. — Daß die Säcularfeier von Goethes Eintritt in Weimar, welche wir nächstens feiern werden, nicht herankommen möchte, ohne zugleich aus den handschriftlichen Schätzen, welche der Dichter hinterlassen, etwas Neues zum Vorschein zu bringen, war eine von Vielen gehegte Hoffnung, die sich wohl auch zur bestimmten Erwartung steigern durfte. In der That ist diese Hoffnung nicht zu Schanden geworden: das vorliegende Buch, welches sich als Festgabe zum siebenten November ankündigt, bringt sogar einen sehr werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur, nämlich den Abdruck des Tagebuches, welches Goethe vom 11. März 1776 bis zum 5. März 1782 in Weimar geführt hat und von welchem früher nur einzelne Notizen durch Riemers Mittheilungen über Goethe und Schölls Ausgabe der Briefe an Frau von Stein, in jüngster Zeit zwar ausführlichere, immerhin aber nur auf die Jahre 76—79 sich erstreckende unvollständige Auszüge durch den weimarischen Archivrath Burckhardt bekannt geworden waren. Dem Herausgeber des vorliegenden Werkes, dessen erster Band das Tagebuch enthält, während der zweite der Geschichte der Corona Schröter gewidmet ist, lag nun zwar auch nicht das Original des Goetheschen Tagebuches vor, denn noch immer wird dasselbe mit vielem Andern unbegreiflicher Weise von der Goetheschen Familie zurückgehalten, jedoch konnte derselbe durch Benutzung des Riemerschen Nachlasses und der Papiere von Goethes ehemaligem Secretär Kräuter zwei mehr oder weniger vollständige Copieen, deren Abweichungen von den Burckhardtschen Auszügen er zugleich angiebt, zum Abdruck bringen. Daß für diese Veröffentlichung dem Herausgeber entschieden Dank gebührt, soll hier sogleich hervorgehoben werden, und da durch dieselbe eine ganze große Menge von Daten aus Goethes Leben und dem seiner Umgebung sicher gestellt, vervollständigt und berichtigt werden, so liegt auf der Hand, welchen Werth man dieser Publication für die Geschichte des Dichters wie des weimarischen Lebens zur Zeit der Genieperiode überhaupt beizumessen hat.

Einen eigenthümlichen Reiz üben alle Aufzeichnungen und Aeußerungen des jungen Goethe auf den heutigen Leser aus. Nirgends sonst in literarischen Denkmälern jener Zeit zeigt sich so die Naivetät des Genies. Und in der wunderbaren Verbindung tiefster Gemüthlichkeit mit hellster Einsicht, heiterer Keckheit mit schonender Milde und Weichheit, welche dem Wesen des jungen Goethe so eigen war, liegt ein besonderer Zauber. Auch das Tagebuch, so kurz die in demselben enthaltenen Aufzeichnungen oft sind, bringt die wunderbare Natur des Dichters zu klarer Anschauung. Theils durch den Inhalt des Mitgetheilten, theils auch durch die Form desselben.

Nur einem verhältnißmäßig geringen Theile des Publicums dürften die bisher gedruckten Fragmente aus dem Tagebuche bekannt geworden sein. Aus diesem Grunde macht mancher Leser, vielleicht nicht ungern, an dieser Stelle

Digitized by Google

mit diesem besten Theile des Keilschen Werkes Bekanntschaft und einige Stellen aus Goethes Aufzeichnungen sind doch wohl am Platze, um zur Lectüre des Ganzen einzuladen.

Zunächst erscheint das Tagebuch in der That als das getreue Spiegelbild der lustigen Zeit von Weimar und jenes unruhvollen geselligen und vielgeschäftigen Treibens, in welches Goethe sich hat ziehen lassen und welches ihm selbst und Andern oft genug übermäßig erschienen ist. Eine Menge von ganz kurzen Notizen über Besuche, Ausflüge, Mahlzeiten, Lustbarkeiten, Sitzungen und Geschäfte füllen demgemäß den größten Theil des Tagebuches. Schon in der Form dieser Aufzeichnungen zeigt sich der rasche Fluß des damaligen Lebens. Sie sind schnell hingeworfen und in Folge von Abkürzungen und Chiffern für die Personalbezeichnungen nicht selten nur schwer verständlich. Immerhin tritt aus den meisten derselben des Dichters Leben deutlich vor Augen. Nicht am wenigsten jene gewaltige Lebenskraft und Lebenslust, die Freude an den Frauen, an der Natur, an dem bunten Wechsel des Lebens. „Bewegung ist mir ewig nöthig", schreibt Goethe einmal und so ist auch von dieser Bewegung das Tagebuch ein sprechendes Zeugniß. Hier einige Notizen, aus denen das bewegte Treiben der Genieperiode und zugleich der Ton des Tagebuches erhellt: ... „Mit Miseln (Mädchen) gekittert." Aug. 76. ... „Abends wütig —." Sept. 76. — „Bis morgens 7 Uhr gemiselt". Oct. 76. — „Den Morgen verlesen, verschwätzt, verzecht". Juli 77. — „Den Morgen bis Nachmittag 3 auf der Jagd. Hesler zu uns, nach Tisch mit den Bauermädels getanzt. Glasern sündlich geschunden. Ausgelassen toll bis gegen 1 Nachts". — Früh in die Ruhl. Dumpf lieber Morgen. Unter den Linden. Hetze über Tisch. Unbehaglichkeit und Aerger. Vermehrt und gereizt durch Mercks Gegenwart. Tanz nach Tische. Den Mädels Schnupftücher gekauft. Zurück nach Eisenach. Mit Schnauz über die Erklärung der Stände. Auf Wartburg". Sept. 77. — „Früh in der Ilm gebadet". Dez. 78. — „Ein toller Tag aus einem ins Andere von früh fünfen ... Iphigenien vorgelesen ꝛc. Aus dem Kleinen ins Große aus dem Großen das Kleine. War diese Zeit her wie das Wasser klar, rein, fröhlich". März 79. — ... „Noch im Mondschein spatzieren gerannt und im Bette die Mönchsbriefe gelesen." Oct. 80. — U. s. w.

Doch neben solchen und ähnlichen Aufzeichnungen, die zunächst mehr Bilder des äußeren Lebens sind, stehen andere eigentliche Stimmungsbilder, die über Goethes Stellung in Weimar, über sein Verhältniß zum Herzog, zu der übrigen Umgebung, über Goethes Streben und Arbeiten an sich und andern sehr viel zu denken geben. Im Anfang noch sehr spärlich, wachsen diese Aufzeichnungen, besonders in den Jahren 1779 und 1780, zu ausführlicheren Betrachtungen an und es ist deutlich zu sehen, wie auf den heitern leichten

Digitized by Google

Frohsinn der ersten Zeit der größere Ernst und oft auch Unmuth, besonders in Folge der amtlichen Stellung des Dichters und den aus ihr erwachsenden Verdrüßlichkeiten folgt. Zwar der Spruch des Psalmisten, den Goethe am ersten Jahrestage seiner Anwesenheit in Weimar in sein Tagebuch einträgt: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst und das Menschenkind, daß du dich sein annimmst", kommt wohl noch aus ganz freudiger, wenn auch ernster Stimmung, aber schon vorher hat sich Goethe das Horazische „Aequam memento" zugerufen und dies Wort ist wohl eben so sehr auf den wachsenden geschäftlichen Verdruß zu beziehen, wie die Notiz „Hunde Humor", die am 6. Dcbr. 1777 zu finden ist, mitten zwischen zwei Tagen, wo Conseil und Referat beim Herzog den Gedanken an eine Galeere, auf der man sich befinde oder auf welcher der Herzog unmögliche Dinge versuche, nahe legten. „Weiter vegetirt in tausend Gedanken an unsere Verhältnisse und unser Schicksal". April 78. „Im Stillen fortgekrabelt. Körperlich gelitten. Fatale Lichter über allerley Verhältnisse". Mitte Juli 78. Und im December gleichen Jahres im Verdruß über Fritsch und Kalb und am Ende auch über sich selbst schreibt Goethe: „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht, wie man aus seinem Haus tritt, geht man auf lauter Koth und weil ich mich nicht um Lumperey kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm." Und so noch anderes mehr, auch aus späterer Zeit. Wie tief aber bei Goethe gerade die Empfindungen gingen, die seine beruflichen Interessen und sein Verhältniß zum Herzog in ihm erweckten, das zeigt das Tagebuch vor allem sehr deutlich insofern, als es über nichts anderes, auch nicht über das Liebesverhältniß zur Stein und zu Corona Schröter, solche eigentliche Herzensergüsse enthält. In der Nähe von Eisenach hat Goethe mit Knebel am 7. Oct. 77 viel geschwätzt „über die Armuth des Hoftreibens" und „überhaupt der Societät" und Tags darauf schreibt er: „Die Kluft zwischen mir und denen Menschen allen fiel mir so groß in die Augen, da kein Vehiculum da war. Ich mußte fort, denn ich war ihnen auch sichtlich zur Last. Ins Herzogs Zimmer! konnts nicht dauern, sah den Mond über dem Schlosse und herauf. Hier nun zum letzten Mal auf der reinen ruhigen Höhe im Rauschen des Herbstwinds. Unten hatte ich heute ein Heimweh nach Weimar, nach meinem Garten, das sich hier schon wieder verliert. … Gern kehr ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht und wills Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier habe ich weit weniger gelitten, als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher und Regen und Wind rückt die Schafe zusammen. — — Regieren!" — „Der Herzog immer sich entwickelnd und wenn sichs bei ihm aufschließt, krachts und das nehmen die Leute

Digitized by Google

immer übel auf." — „Aber auch außer dem Herzog ist Niemand im Werden, die andern sind fertig wie Drechslerpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt." Juli 79. Darin eben lag wohl auch ein Grund des tiefen Interesses, das Goethe an Karl August nahm und vielleicht könnte die große Bedeutung der Persönlichkeit des Herzogs für den Dichter gar nicht besser ausgesprochen werden, als sie diese letztere Stelle des Tagebuches angiebt. Es war schon lange bekannt, daß wesentlich auch zum Zwecke der Heranbildung seines fürstlichen Freundes Goethe mit demselben die berühmte Schweizerreise von 1779 unternommen hat. Der heilsamen Veränderung in des Herzogs Wesen, die nach der Rückkehr nach Weimar Allen wohlthuend auffiel und die Goethe sich zum Verdienste hätte anrechnen können, wenn er ein Anderer gewesen wäre, gedenkt das Tagebuch in bescheidenster Weise. „Jederman ist mit C. A. sehr zufrieden, preist uns nun und die Reise ist ein Meisterstück, eine Epopöe! Das Glück giebt die Titel, die Dinge sind immer dieselben." Aber auch später noch kamen die beiden Freunde „auf ihre alten moralischen Pferde und tournirten was rechts durch" und im April 1780 schreibt Goethe: „Der Herzog wird täglich besser, nur ists ein Uebel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alltagsgang von unten auf zu sehen. Er kommt manchmal dazu, sieht wohl, was fehlt, aber wie ihm zu helfen? Ueber die Mittel macht man sich klare Begriffe wie man glaubt, und es sind doch nur allgemeine!" Welch warmes Interesse blickt aus diesen Zeilen Goethes für seinen Freund! Aber freilich, am Ende blieb es doch wahr, was ersterer 1782 bei Gelegenheit eines Gespräches mit dem Herzog über „einige falsche Ideen, die ihm nicht aus dem Kopf wollten," schreibt: „Jeder Stand hat seinen eigenen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen", — und die ersteren sind nicht zu ändern. — Und gleich tiefe Blicke gewährt das Tagebuch in Goethes eigene Entwickelung. Die thörichte Vorstellung, daß Goethe ein gewissenloser Höfling gewesen, wird nun hoffentlich für immer und überall vernichtet. Weimar war für ihn eine rechte Schule des Lebens, und das Tagebuch spricht es an mehr als einer Stelle aus, wie sichs Goethe mußte „sauer werden lassen." Aber „nemo coronatur nisi qui certaverit ante". Nov. 1777: „Heiliges Schicksal du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über mein Bitten, ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache, ich bat Dich mirs zu lassen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze, laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen. Amen, Ja und Amen winkt der erste Sonnenblick." 14. Nov. — „Acht in d. Haushaltung keinen Ritz zu eng, eine Maus geht durch." — Febr. 1778: „Schöne Aufklärung über mich selbst und unsere Wirthschaft. Stille und Vorahndung der Weisheit. Immer fortwährende

Digitized by Google

Freude an Wirthschaft, Ersparniß, Auskommen. Schöne Ruhe in meinem Hauswesen gegen vorm Jahre. Bestimmteres Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung." — Dez. 78: „Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegscommission. Durch Ruhe und Gewandheit geht doch alles durch." — Jan. 79: „Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das schönste der Gaben wird ihm ekel". — Juli 79: „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Wege abgehen, mein Daseyn ist einmal nicht einfach, nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiege, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzuplumpen." — „Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Caminfeuer. Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel, sollt' ich mir die Hüfte ausrenken". . . Es weiß kein Mensch was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitte ich auch nicht zu lachen, zuschauende Götter! Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beystehen." Besonders lesenswerth ist der stille Rückblick aufs Leben; August 79: „Wie ich besonders in Geheimnissen, dunkeln imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsichtig in göttlichen und menschlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 October getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden". — April. 1780: „Litte Prometheisch". — Mai 80: „Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreis hab ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir. In mir ist noch

Digitized by Google

viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer sich ganz verläugnet ist werth zu herrschen und kann herrschen. . . . Ruckte wieder an der Kriegs-Commissions Repositur. Hab ich das doch in anderthalb Jahren nicht können zu Stande bringen! es wird doch! Und ich will's so sauber schaffen, als wenns die Tauben gelesen hätten. . . . . Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen und gebe Gott, daß ichs verdienen möge, nicht wie es leicht ist, sondern wie ichs wünsche. Was ich trage an mir und Andern sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können. . . . . Alles muß zuletzt auf einen Punkt, aber eherne Geduld, ein steinern Aushalten!" — Aug. 1781: Kriegscommission. Recapitulirte in der Stille was ich bei diesem Departement geschafft. Nun wär mirs nicht bange ein weit größeres in mehrere Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit und Muth verleihe". —

Man kann solche Bekenntnisse, solche Stimmung nicht ohne eine gewisse Bewegung lesen und erwägen. Wie rührend dies Streben, diese Hingebung an seine Pflicht! Und doch hatte Göthe noch andere Pflichten, als die gegen Amt und Hof, Pflichten, die er nur erfüllen konnte, wenn er sich selber angehören durfte; was er ersehnte und wozu ers doch so oft nicht brachte: Jan. 1778. „In stiller Trauer einige Tage beschäftigt um die Scene des Todes (von Christel v. Lasberg), nachher wieder gezwungen zu theatralischem Leichtsinn. Jan. 1782. Abends (d. 24.) war ich sehr müde und hatte den Kopf durch das tausendfache Zeug verwüstet." — Febr. „Mittags bei Hofe und so den ganzen Tag verdorben". — Doch giebt das Tagebuch über Goethes Dichtung auch mancherlei Aufschluß. Die allerdings schon früher bekannte Zeit der Abfassung einzelner Stücke aus jener Periode wird genauer bestimmt; dabei ist sehr bemerkenswerth, wie die schon von Riemer mitgetheilte Notiz, daß Goethe während seines Besuches in Leipzig im Frühjahr 1776 einen Monolog der Stella geschrieben habe, die man bisher für einen Irrthum hielt, weil Stella schon vorher im Druck erschienen, hier ihre Bestätigung erhält. In der That hat Goethe unterm 25. März 1776: „Stellas Monolog" eingetragen. Im Innern des Dichters lebte das Problem des schon erschienenen Stückes fort. Es kam zu einen neuen dichterischen Ausdruck. Vielleicht in Folge des Verhältnisses zur Stein und Corona? — Weiterhin enthält das Tagebuch Notizen über den „Falken", dessen Bruchstücke, wie zu hoffen ist, noch nicht verloren sind, über die Arbeit an den Geschwistern, Iphigenie, Tasso, Egmont, Wilh. Meister, dem herrlichen Elpenor u. A. Doch von dem Allen kann hier nicht weiter die Rede sein; im Ganzen ist indessen in dieser Beziehung mehr schon bekanntes bestätigt, als Neues aufgedeckt.

Digitized by Google

Indessen noch in einem Punkt verdient das Tagebuch besondere Beachtung. Es ist das Verhältniß Goethes zu Frau von Stein. Der Besuche bei ihr, des geistigen Verkehrs mit ihr erwähnt das Tagebuch nur in ganz kurzen Notizen. Aber im December 1781 enthält das Tagebuch noch die Notiz: „Mit Frau von Stein still und vergnügt gelebt." Was auf Grund von Goethes Briefen und Gedichten schon lange vermuthet und von Adolf Stahr erst kürzlich wieder ausführlich begründet worden ist, scheint hier durch eine neue Bestätigung zu erhalten: daß Charlotte von Stein damals das letzte und äußerste Mittel anwendete, Goethe zu fesseln und von Corona Schröter dauernd zu sich hinüberzuziehen.

Doch auch auf diese Verhältnisse näher einzugehen ist hier nicht der Ort und um zu vollständiger Klarheit zu kommen, muß immer noch die Kenntniß anderer Documente, auch die der Papiere Coronas, abgewartet werden. Nicht nur aus diesem Grunde können wir dem zweiten Bande des Keil'schen Werkes, welcher die zusammenhängende Darstellung des Lebens Coronas gibt, einen besonderen Werth nicht zugestehen. Zwar kann man dieser Darstellung, was namentlich anderen neueren Arbeiten ähnlichen Inhalts gegenüber als ein Vorzug gelten mag, Lesbarkeit und eine gewisse Ausrundung der Form nicht absprechen, dafür aber muß man eine Menge von überflüssigen Detail mit in den Kauf nehmen und der anspruchsvolle und fast marktschreierische Ton des Ganzen ist wenig im Geiste derer, welche das Buch zu feiern bestimmt ist. Das Porträt der Corona Schröter ist namentlich was die angemessene Vertheilung von Licht und Schatten anbelangt, nicht sonderlich gelungen. — Uebrigens hat der Herausgeber dem ersten Bande noch einige Briefe (von Oeser an Goethe, von Karl August an Goethe und Andere), sowie das Einsiedelsche Schreiben eines Politikers (von dem schon ein Stück bei Riemer) beigefügt und das Tagebuch mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen. Von der erstgenannten Beigabe war indessen das Beste schon früher gedruckt und die Anmerkungen lassen viel zu wünschen übrig. Daß Lessings Nathan nicht 1780, sondern 1779 erschienen ist, weiß heute doch Jeder und wenn der Herausgeber bei dem Namen „Dronar" durch eine besondere Anmerkung documentirt, daß ihm der Triumph der Empfindsamkeit nicht in den Sinn gekommen ist, so weiß man eigentlich nicht, was man dazu sagen soll. Dergleichen findet sich noch mehr. Unseres Erachtens wäre ein genauer Abdruck der dem Herausgeber vorliegenden Abschriften des Tagebuchs mit Weglassung alles Uebrigen eine bessere Festgabe zum siebenten November gewesen.

— i —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 15. October 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Der jüngste Römerzug.

In einem alten Büchlein, das den Einritt Karls V. in Rom beschreibt, heißt es, daß des Kaisers Ankunft „allerley umblauffenden Practiken halben friden unnd krieg betreffent, etwas zweyfenlich worden und verzogen sey". Fast wollte es in den letzten Wochen scheinen, als sollte sich die ähnliche Sorge, mit der wir der italienischen Reise unseres Kaisers entgegensahen, bestätigen. Aber alle Zweifel, welcher Art sie auch waren, haben sich zum Glück als nichtig erwiesen: in nie gesehenem Festesglanz hat die uralte Hauptstadt der Insubrer den Herrscher des neugeeinigten Deutschlands empfangen.

Schon in den Schulen hat man uns gelehrt, wie verderblich uns einst die Alpenmärsche der Hohenstaufen gewesen sind, und nun haben wir doch nichts gelernt und sehen mit stolzer Freude den ersten Kaiser des neuen Reichs als vielumjauchzten Gast der „tückischen Wälschen". Aber fast fremdartig muthen uns die einst so geläufigen Worte an: an die Stelle des Gefühls, das auf der einen Seite feige Hinterlist, auf der andern rohe Gewaltsamkeit zu sehen sich gewöhnt hatte, ist das Bewußtsein gemeinsamer Interessen und gemeinsamer Ziele getreten, an die Stelle des feindlichen ein verwandtes Volk. Was dem Sprüchwort zum Trotz das gemeinsame Leiden, die particulare Zersplitterung, nicht vermochte: unsere beiden Völker sich nahe zu bringen, das hat die gemeinsame Freude, die nationale Einheit, zu Stande gebracht. Nicht mehr sucht blos der Tourist die Schönheiten des wunderbaren Landes auf, unbekümmert um die Leute, oder der Gelehrte seine Alterthümer, unbekümmert um die Gegenwart, nicht blos Musik und Gesang tönen zu uns herüber, nicht mehr erquickt uns blos die holde Kunst der Renaissance,

Digitized by Google

nein, tiefere und allgemeinere Ideen ziehen herüber und hinüber: religiöser, socialer und politischer Natur. In Wahrheit hat Graf Cavour, indem er dem Gedanken Machiavellis Gestalt gab, ohne doch seine Mittel zu gebrauchen, uns den Weg über die Alpen geebnet.

In ganz anderem Sinne als die Kaiser des alten Reichs können jetzt unsere Herrscher über die Alpen ziehen. Wir gehen nicht nach Italien, um Reiche und Provinzen zu erobern oder zu verlieren, Päpste zu demüthigen oder uns von ihnen demüthigen zu lassen; wir gehen nicht mehr nach Rom, um an den Gräbern der Apostelfürsten zu beten, und nach Canossa gehen wir vollends gar nicht. Die Zeiten, wo eine solche Unterwerfung ein Act politischer Klugheit sein konnte, sind unwiederbringlich verloren und mit ihnen unwiederbringlich die Hauptposition unseres noch immer so mächtigen Gegners. Denn der Kampf besteht ja noch, nur mit andern Waffen haben wir begonnen ihn auszufechten, die im Bunde mit Ausdauer und Energie seine jetzige Phase uns siegreich werden vollenden helfen. Uralt freilich, wie die Weltgeschichte sind seine Wurzeln und viele Geschlechter der Menschen werden ihn noch in neuen Gestalten zu kämpfen haben. Je ferner und schwerer aber der Sieg ist, je heftiger und innerlicher aber der Kampf heute wüthet, um so bedeutungsvoller wird auch die ehrfurchtsvolle und begeisterte Aufnahme unseres Kaisers in Italien sein. Denn es ist nicht allein der Zauber seiner greisen Heldengestalt oder der Glanz der Macht, der dies bewirkt, er erscheint auch als der Verfechter und Vertreter der Politik, welche das Recht des Staates gegenüber den Anmaßungen der Kirche feststellen und sichern will und damit eine Frage lösen, welche früher oder später auch an Italien noch schärfer herantreten wird, als es jetzt den Anschein hat. Daß auch dies Motiv unter den Zurufen der Sympathie mitgewirkt hat, darf man sicher annehmen.

Aber nicht blos diesen Gedanken stellt der Kaiser vor, er erscheint den Italienern auch als der Vertreter des geeinigten deutschen Volkes, von einer Liebe und Verehrung der Seinen getragen, wie sie ohne Gleichen ist in unserer Geschichte. Nie ist es vorgekommen, daß ein deutscher Fürst mit solchem Rechte in dieser Ausdehnung sich der Zustimmung der gesammten Nation erfreuen, somit ein wahrer Repräsentant des Volkes sein konnte. Es war hauptsächlich das Bewußtsein des Gegensatzes zwischen Fürst und Volk, das unsere elenden politischen Verhältnisse in uns großgezogen hatten, jeder Mann von Geist und Herz glaubte der Opposition angehören zu müssen, wozu er allerdings leider in den meisten Fällen berechtigt war; wie reinigende Wetter sind die großen Kriege in diese schwüle Atmosphäre gefahren, sie haben beiderseitig das Verhältniß gebessert. Statt der zahlreichen Zufallsherrscher hat die Nation einen Kaiser nach ihrem Herzen und Willen erhalten. Es ist das

Digitized by Google

erste Mal, daß wir einen solchen Mann, geschmückt mit einer Krone nicht von Papstes Gnaden, sondern von Gnaden der Nation, einem fremden Volke zeigen können, einem Volke, von dem unsere alten Kaiser ihre Kronen sich zwangs- oder bittweise zu holen pflegten.

Man darf wohl sagen, daß es ein welthistorischer Moment war, in dem die beiden ersten Vertreter zweier durch sie in sich und mit einander geeinter Nationen sich die Hand reichten. Die schönen Zeiten diplomatischer Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei sind vorbei, von schriftlichen Abmachungen wird auch diesmal nicht die Rede sein, die Thatsache der Zusammenkunft an und für sich ist schon ein Beweis von der gegenseitigen Sympathie zweier Völker, deren politische wie sociale Interessen auf einander angewiesen sind. Mit dem Danke, den wir den Italienern für den warmen und großartigen Empfang des ersten Mannes unseres Volkes abstatten, mag uns die Hoffnung zu verbinden vergönnt sein, daß durch die Tage von Mailand das uns verknüpfende Band da, wo es locker war, gefestigt und der Erkenntniß der Zusammengehörigkeit auch in Italien selbst ein immer weiteres Gebiet gewonnen worden sei.

Die parlamentarischen Parteien in Italien.

Trotzdem der Besuch des deutschen Kaisers in Mailand die Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt, werden die Gemüther der italienischen Politiker durch innere Fragen fortwährend lebhaft beschäftigt.

Es handelt sich in diesem Augenblick in erster Linie um die Reconstituirung der parlamentarischen Parteien, welche hauptsächlich in Folge der stürmischen Debatten, die durch die Discussion des Sicherheitsgesetzes hervorgerufen waren, einer Art von Zersetzung anheimgefallen sind. Will man die vor nicht langer Zeit eingetretene Auflösung und Spaltung, namentlich der Linken, verstehen, so muß man wenigstens auf die Geschichte des Sicherheitsgesetzes zurückgehen.

Man erinnert sich, welche Phasen der betreffende Gesetzentwurf des Ministeriums, der von allen als die wichtigste Vorlage der verflossenen Session betrachtet wurde, mehrere Monate hindurch mühsam durchlaufen hat, um schließlich in total abgeschwächter Gestalt, seiner ursprünglichen Fassung kaum ähnlich, durchgebracht zu werden — mit einer Majorität von wenigen Stimmen-

Digitized by Google

Das ansehnliche, von Cantelli und Vigliani der Kammer vorgelegte Opus, welches mit allen Beilagen aus der Statistik und vergleichenden Gesetzgebung sechsundsechzig große Quartseiten füllt, war bereits im December 1874 gedruckt. Nach diesem anfänglichen, aus fünfzehn Artikeln bestehenden, Entwurf gedachte sich die Regierung mit außerordentlichen Vollmachten zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit ausrüsten zu lassen, vermöge deren sie nicht nur gegen jeden Verdächtigen in einem beliebigen Theil Italiens Präventivhaft, Zwangswohnsitz und dergleichen Amönitäten ohne Weiteres verfügen, sondern den Ausnahmszustand zwei Jahre hindurch fortdauern lassen konnte. Diese ungeheuerlichen Forderungen fanden sogleich den heftigsten Widerspruch, obwohl damals noch das Brigantenwesen in Sicilien in seiner Blüthe stand. Und zwar kam die Opposition nicht blos von liberaler Seite; auch die Rechte der Kammer und ein namhafter Theil der conservativen Partei in ganz Italien machten gegen das Gesetz die Anwendung auf das ganze Königreich, statt der Beschränkung auf die speciell bedrohten Gegenden, die unklare, aller Willkür der Polizeibeamten Thür und Thor offen lassende Bezeichnung der Verdächtigen, die Dauer der Gültigkeit, die Härte der angedrohten Verfahrungsarten und andere Uebelstände geltend. Dazu kam der einmüthige Widerstand der sicilianischen Abgeordneten und der ganzen ruhigen Bevölkerung auf der Insel, welche die Anwendung außerordentlicher Maßregeln für fruchtlos erklärte, bevor die Verhältnisse Siciliens gründlich studirt und besser gewürdigt seien. Ja bisweilen erhoben die Organe der Camarilla selbst, die „Opinione" voran, ihre warnende oder gar drohende Stimme gegen das Ministerium, falls es auf Durchbringung des Gesetzentwurfes bestehen sollte.

Kurz, von allen Seiten wurde das Sicherheitsgesetz angefochten und zwar mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß, noch lange bevor an die Berathung im Plenum der Kammer gedacht werden konnte, Stimmen gemäßigter Männer hier und da laut wurden, man solle die Discussion um des Friedens willen vertagen.

Inzwischen verlautete, daß die mit der Prüfung des Gesetzentwurfes betraute Commission, deren Vorsitz Depretis führte, der Regierungsvorlage ungünstig sei. Ja, es wurde behauptet, daß der Berichterstatter die Sache zu verschleppen suchte, um wenigstens für die letzte Session die Durchberathung des Entwurfes unmöglich zu machen.

In der That schien zu Anfang Mai Depretis noch immer nicht bereit, seinen Bericht abzustatten. Aber je größer der Widerstand wurde, je ärgerlicher die Hindernisse schienen, um so entschlossener zeigte sich das Ministerium, nicht nachzugeben. Minghetti und seine Collegen hatten schon zuviel Niederlagen erlitten, namentlich im Verlauf der letzten Session, schon zu oft hatten

Digitized by Google

sie die Gesetzentwürfe noch vor der Berathung zurückgezogen, um in einer so wichtigen Frage, wie die der öffentlichen Sicherheit, eine neue Schlappe zu vertragen, oder gar dem Kampfe auszuweichen; zumal ihnen das Bewußtsein nicht fehlte, daß sie, mit oder ohne Erfolg, doch immer ein unpopuläres Ministerium blieben. Allgemein war die Ueberzeugung herrschend, daß sich bei dieser Gelegenheit die Haltbarkeit des gegenwärtigen Regierungssystems erproben müßte.

In dieser Situation ermannte sich das Ministerium zu einem kühnen Wurf. Mitten in die Erregtheit der öffentlichen Meinung, in die drohend aufwallende Opposition der Kammer schleuderte es seine Publicationen der Documente, welche auf das Sicherheitsgesetz Bezug hatten; jene Sammlung von Berichten der Präfecten aus Sicilien und den neapolitanischen Provinzen über Mafia, Camorra, Brigantenthum, sowie der von denselben verlangten Urtheile über das Sicherheitsgesetz, ein umfangreiches Werk, welches sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und, während es von einer Minderzahl triumphirend aufgenommen wurde, bei den Meisten einen Sturm des Unwillens und der Entrüstung hervorrief.

Hierdurch war der nächste Zweck gesichert. Nachdem mit solcher Offenheit die Zustände in Sicilien und im Neapolitanischen dargelegt waren, nachdem bereits die höchsten Regierungsbeamten schonungslos ihren Standpunkt auseinandergesetzt hatten, als es vor aller Welt Augen offenbar wurde, welche unhaltbaren Verhältnisse in den südlichen Provinzen herrschten; nachdem alle Maßnahmen, die zur Bekämpfung der Uebel bisher angewendet waren, in ihrem Complex vorlagen, dazu die Berechnung der Kosten, welche die Aufrechterhaltung der Sicherheit in jenen Gegenden bisher verursacht hatte, — nach Darlegung dieser und ähnlicher Thatsachen und Verhältnisse war es nicht mehr möglich, die Abhülfe für solche Mißstände auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Wer bei dieser Gelegenheit nicht schleunige Hilfleistung befürwortete, machte sich zum Mitschuldigen so trauriger Zustände. Die Kammer mußte, wenn sie sich nicht dem Tadel der ganzen Nation aussetzen wollte, wenigstens in die Berathung des Sicherheitsgesetzes eintreten, noch ehe sie sich auflöste.

Man muß zugestehen, daß mit Ausnahme der wenigen unbedingten Anhänger des Ministeriums, alle Abgeordneten sich ungern auf jene stürmischen Debatten einließen. Ja das Ministerium selbst ging nicht mit freudigem Muthe auf die Discussion ein. Auf allen Seiten trat die unbehagliche Empfindung darüber hervor, daß man über eine unklare, noch nicht spruchreife Sache eine Entscheidung treffen solle. Um sich den Sieg zu sichern, hatte das Ministerium bereits an Stelle des ursprünglichen Gesetzentwurfes eine mildere Fassung in einem einzigen Paragraphen vorgelegt. Es hatte wohl kaum

Digitized by Google

geahnt, wie folgenreich die Kammerverhandlungen für die Zusammensetzung und Stellung der parlamentarischen Parteien überhaupt sein würden.

Die Rechte hätte, wie gesagt, gerne die Discussion vermieden. Die Mehrzahl derselben billigte auch die abgeschwächte Form der Regierungsvorlage nicht. Ja selbst als Pisanelli und andere die wenigen Schärfen, welche das Gesetz in seiner neuen Gestalt noch bewahrte, abgestumpft hatten, so daß es sich nur noch um Maßregeln gegen von der Polizei überwachte, oder bereits mit Verweis bestrafte Individuen handelte, ließ man sich wie mit beladenem Gewissen auf die ziemlich ungefährliche Sache ein. Und zwar that man es nur, um das Ministerium zu retten, welches mit Zusammenfassung aller Kräfte und mit den rücksichtslosesten Mitteln von der Linken bekämpft wurde. Die conservative Partei, welche längst in Angst vor einem radicalen Ministerium geschwebt hatte, schloß sich im Verlauf der Debatte um so fester an Minghetti und seine Collegen an, als Leidenschaftlichkeit und Zügellosigkeit in den Reihen der Linken zunahmen. Aber nur die gemeinsame Negation hielt die Mitglieder der Rechten, welche die verschiedensten Standpunkte der Regierungsvorlage gegenüber einnahmen, zusammen. An einem festen Programm fehlte es der conservativen Partei bei dieser Gelegenheit, wie bei allen früheren. Die Spaltungen traten denn auch, obwohl sie auf die hauptsächliche Abstimmung wenig Einfluß ausübten, schon während der Verhandlungen hervor; so namentlich bei Veranlassung des Gesuchs, welches Lanza und seine nächsten Freunde in Bezug auf die Untersuchung der sogenannten „Enthüllungen" Tajanis gestellt hatten. Die schließliche Ablehnung des Lanzaschen Antrages führte zu einer wochenlangen unerquicklichen Correspondenz zwischen den verschiedenen Gruppen der Rechten, ein Streit, welcher bei den Radicalen Jubel erregte.

Weit wichtiger, einschneidender war der Einfluß der Sicherheitsdebatten auf die Linke. Dieser Partei hatte es von jeher noch mehr an einem festen Programm gefehlt als den Conservativen; staatsmännische Capacitäten, zu denen man Vertrauen fassen konnte, suchte man in ihrer Mitte vergeblich soviel, um aus ihnen ein Ministerium zusammen zu setzen. Dennoch ist der Wunsch, die Zügel der Regierung zu übernehmen, wohl nie so lange und zwar je erfolgloser um so ungeduldiger, von einer parlamentarischen Partei accentuirt worden. Minghetti war bereits bei jeder früheren Gelegenheit schonungslos angegriffen worden; jetzt schien sein Stern im Verbleichen; es galt eine letzte Anstrengung, um ihn vollends zu verdunkeln. Leider war die Anstrengung zu groß und verfehlte ihren Zweck, nach der Lehre von dem „trop de zèle". Der ganze Oppositionsapparat wurde in Bewegung gesetzt: Verunglimpfung des bestehenden Ministeriums, schonungslose Aufdeckung der mangelhaften Administration, die doch nun einmal, wie die Verhältnisse liegen,

Digitized by Google

zu precären und bedenklichen Mitteln greifen muß und deshalb bei billig Denkenden Nachsicht findet; schließlich massenhafte Enthaltung von den Kammer-Sitzungen. Eigenthümlich war diesen erregten Verhandlungen, daß die Sache selbst, die Lage Siciliens, überhaupt des italienischen Südens, ganz zurücktrat vor den allgemeineren Fragen, die zur Sprache kamen. Und wenn, wie in Tajanis „Enthüllungen", die Zustände der Insel eingehend besprochen wurden, so geschah es in der Regel in Form von Rückblicken auf der Vergangenheit angehörige Mißgriffe, in fruchtlosen Recriminationen. Vergeblich hatten die Gemäßigten innerhalb der Partei, namentlich Nicotera und seine Anhänger, vor dem leidenschaftlichen Ton der Debatte gewarnt. Mit jedem Tage wurde die Stimmung gereizter und die Zerfahrenheit in den Reihen der Linken größer. Bei der Hauptabstimmung hielt freilich das Gros der Partei noch zusammen; aber in Bezug auf die Enthaltung von den Sitzungen war die Disciplin nicht mehr durchzuführen. Noch ehe die Kammer auseinander ging, kam es zu gegenseitigen Anklagen zwischen den Gruppen der Linken. Schon wenige Wochen nachher traten die Anzeichen der völligen Auflösung der Partei hervor.

Inzwischen hatten die Anhänger des Ministeriums die Zerfahrenheit der Opposition nicht ohne Geschick benutzt. Ihr Verhalten gegenüber den außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit wurde von den conservativen Organen so dargestellt, als ob die Linke Camorra, Mafia und Brigantenthum in Schutz nehmen wolle, als ob sie leichtfertig genug wäre, alle diese und ähnliche Uebelstände fortwuchern zu lassen, und dem Ministerium die Mittel zur Abhilfe verweigerte. Und in der Hauptsache waren Minghetti, Cantelli und Bigliani siegreich geblieben: ihr Ministerium war wenigstens für weitere sechs Monate gesichert. Das wiederholte die Regierungspresse in allen Tonarten.

Die Linke hatte sich aber auch wirklich in den Augen des Volkes geschadet durch die systematische Opposition gegen das Ministerium, ohne daß sie ein bestimmtes sachliches Princip mit Nachdruck und Energie vertreten hätte. Die hervorstechendsten Züge ihres Verhaltens waren Opposition um der Opposition willen, Bekämpfung des Ministeriums, weil es dies Ministerium ist und Streben nach einer aus ihrer eigenen Mitte gebildeten Regierung gewesen. Die Menge übersah, oder verstand nicht, daß dem Widerstreben gegen das Sicherheitsgesetz nicht blos bei der Linken, sondern bei allen der Regierung nicht blind Ergebenen das richtige Gefühl zu Grunde lag, daß mit äußern Gewaltmaßregeln den Uebelständen in den südlichen Provinzen nicht abgeholfen werden kann, sondern daß man zu tiefgreifenden Reformen schreiten müsse, um die socialen Schäden zu heilen.

So ging die Linke, innerlich gespalten und zerfahren, äußerlich in der Achtung gesunken, aus den Debatten über das Sicherheitsgesetz hervor. Es

Digitized by Google

galt, die Zwischenzeit vor Beginn der neuen Session zu benutzen, um die abtrünnigen Mitglieder wieder zurückzurufen, die schwankenden zu befestigen, wenn möglich alle unter einem gemeinsamen Programme zu vereinigen.

Zu diesem Zwecke sind während des Sommers die verschiedensten Anstrengungen gemacht; wir haben Reden hervorragender Mitglieder der Partei, Zusammenkünfte, Manifeste, Zeitungspolemik u. dergl. erlebt. Bei allen diesen Gelegenheiten ist am auffälligsten der Mangel an staatsmännischer Ueberlegung und Besonnenheit gewesen.

Die Rede Nicoteras in Salerno bei Gelegenheit der Pisacane-Feier eröffnete den Reigen der Programmaufstellungen; hat aber, wenn auch unabsichtlich, wesentlich dazu beigetragen, die Spaltung der Partei zu erweitern. Nicotera ist die bedeutendste Persönlichkeit unter der gemäßigten Gruppe der Linken, und erfreut sich einer allgemeinen Achtung, auch bei seinen politischen Gegnern. Seine Rede liefert aber einen schlagenden Beleg für den so eben hervorgehobenen Mangel an staatsmännischer Fähigkeit bei der Linken. Nicotera befürwortete eine Scheidung des gemäßigten und des radicalen Theils der Partei. Aus der ersteren Gruppe, erörterte er, müsse naturgemäß das neue Ministerium hervorgehen; die Radicalen hätten den Beruf, den Gemäßigten in ihren Bestrebungen, das augenblickliche Ministerium zu stürzen, beizustehen. Er scheint nicht erwogen zu haben, daß es sich mit der Natur und Existenz einer politischen Partei nicht verträgt, aus bloßer Selbstlosigkeit eine andere zu unterstützen und auf jede Theilnahme an der Executive zu verzichten. Die thatsächliche Folge war denn auch die zu erwartende: die Radicalen wiesen das Ansinnen Nicoteras mit Entrüstung zurück und schickten sich an, eine eigene, selbständige Politik zu treiben.

Die späteren Verständigungsversuche führten ebensowenig zu dem erwünschten Resultat. Die Zusammenkunft in Turin sollte die piemontesischen Abgeordneten, welche nicht mit dem gegenwärtigen Ministerium Hand in Hand gehen, zum Anschluß an die Linke bewegen. Es waren kaum zwanzig Personen beisammen und soviel über ihre Berathungen verlautet hat, scheinen diese sich über wesentliche Punkte eines gemeinsamen Programms nicht verständigt zu haben. Jedenfalls wird die bevorstehende Kammersession bald lehren, welche Früchte die Turiner Verhandlungen getragen haben.

Unzweideutig dagegen ist das Ergebniß der Versammlung von dreißig Mitgliedern der Linken, welche am vierten September in Neapel in den Sälen der Associazione del Progresso abgehalten wurde. Den Vorsitz führte Mancini, der neben La Porta eine so hervorragende Rolle bei den das Garantiegesetz betreffenden Interpellationen gespielt hat; Berichterstatter war Nicotera, beide der gemäßigten Gruppe der Linken angehörig. Das Programm, über welches man sich damals einigte, lautet folgermaßen: „Die unterzeichneten Abgeord-

Digitized by Google

neten der constitutionellen Opposition erklären, nach Anhörung des Berichtes von Nicotera, daß sie solidarisch mit all ihren Collegen der parlamentarischen Opposition, im Verlangen nach nationalem Fortschritt es für ihre Pflicht halten, im Parlament ein Programm zu vertreten, welches sich innerhalb der Grenzen der vollen Verwirklichung und gesetzlichen Entwickelung der Institutionen und Garantien hält, die die constitutionelle Monarchie zu befestigen und nach Maßgabe der praktischen Opportunität wichtige moralische, administrative und ökonomische Reformen zu verwirklichen vermögen; auf den Grundlagen eines wirksamen Schutzes der individuellen Freiheit, der Unverfälschtheit der Wahlen, der Unabhängigkeit der Magistratur, der Moralität und Verantwortlichkeit der Verwaltung, der Erweiterung der communalen und provinziellen Freiheiten und der Erleichterung der schwersten Leiden der unteren Klassen, indem wirklich das Gleichgewicht in den Finanzen erreicht und mit solchen Mitteln und unter einem energischen Schutz der nationalen Souverainetät die Einheit des Vaterlandes befestigt wird." In dieser Erklärung ist zunächst auffallend, daß der Ausdruck „Linke" vermieden wird und statt desselben nur von „constitutioneller und parlamentarischer Opposition" die Rede ist. Ferner, sieht man auf den allgemeinen Inhalt des Programms, so fällt in die Augen, daß es, von einigen Phrasen abgesehen, gar nicht abweicht von den Grundsätzen, die seit Jahren von der conservativen Partei vertreten werden. In der That ist denn auch diese Zusammenkunft in Neapel von der ganzen radicalen Presse als der Beginn einer Neubildung einer parlamentarischen Fraction gemäßigter Liberaler im Gegensatz zu den Demokraten aufgefaßt worden. Die bisherige Kammeropposition ist eben in einer Sackgasse angelangt, aus der nur ein offenes „pater peccavi" wieder hinausführt.

Nur der rückhaltslose Anschluß an die bisher der Regierung ergebene Majorität vermag ihr noch einen wesentlichen Einfluß auf die Geschicke des Landes und die Leitung der öffentlichen Meinung zu sichern. Aber, um wenigstens diesen Einfluß noch zu erreichen, ist es bereits hohe Zeit und bedarf es schnellen Eingreifens. Schon bemerkte die „Opinione" spöttelnd in Betreff der Erklärung des Neapolitanischen Programms, daß es der Linken um das Gleichgewicht in den Finanzen zu thun sei: die conservative Partei könne darauf antworten, sie habe den langen Weg zur Erreichung dieses Zweckes allein und angefeindet von der Linken zurücklegen müssen; um das kurze Stück Weges, welches bis zum Ziele noch übrig sei, zu überwinden, gebrauche sie keiner weiteren Begleitung. Aber das staatskluge Blatt setzte hinzu, daß man diese Sprache nicht führen wolle. Sondern, „wenn die Linke sich endlich davon überzeugt hat, daß die Wiederherstellung der Finanzen die erste Bedingung unserer Kraft ist, so werden wir ihren Beistand frohen Herzens annehmen. Es werden ihr neue Gelegenheiten nicht fehlen, um bei Wieder-

Digitized by Google

eröffnung der Kammer ihren guten Willen zu manifestiren. Das wird das beste Mittel sein, um das tiefe Mißtrauen zu zerstreuen, welches eine parlamentarische Partei einflößen muß, welche im Verlauf vieler Jahre nichts als negative Vota gegen Steuern abzugeben gewußt hat." Diese Lection mußte der Linken um so verdienter scheinen, als von Seiten der conservativen Partei immer anerkannt war, daß das italienische Besteuerungssystem ein sehr fehlerhaftes ist. Um aber das unaufschiebbare Gleichgewicht in den Finanzen zu erreichen, konnte man nicht warten, bis ein neues System der Besteuerung an Stelle des alten gesetzt war. Zu einer solchen Reform bedarf es vieler Jahre.

Der schwerste Schlag aber, der die Linke getroffen hat, sind nicht die Anklagen der Conservativen sondern die Discreditirung, mindestens die Gleichgültigkeit, der sie seit der verlorenen Schlacht um das Sicherheitsgesetz bei dem Volk begegnet. Damals war die Kraftanstrengung eine ungeheure; es handelte sich wieder zum ersten Mal seit langer Zeit im Parlament um eine Frage, welche die Theilnahme der Nation in Anspruch nahm, die öffentliche Meinung in ihrer Tiefe aufregte. Und mit was für Waffen kämpfte die Linke bei dieser Gelegenheit!? Eine Fluth von Schmähungen und Verunglimpfungen der politischen Widersacher wurden ins Feld geführt, so daß der positive Kern der Sache ganz verdunkelt wurde und das Mißverständniß leicht verzeihlich war, welches die Herren von der parlamentarischen Opposition der Beschönigung und Beschützung von Brigantenthum und Mafia beschuldigte. Wäre man bei dem Grundsatz fest geblieben, daß das Ministerium mit keinem Sicherheitsgesetz ausgerüstet werden solle, sondern statt dessen die Freiheit aber auch die Verantwortlichkeit für die Wahl der Maßnahmen habe, welche es zum Schutz der öffentlichen Sicherheit und Ordnung für geeignet oder nothwendig hielte, so war man sicher, auch einen Theil der Rechten mit fortzureißen; mochte daraus nun eine Ministerkrisis fließen oder nicht, jedenfalls war damit der liberale Standpunkt gewahrt und das Land erhielt seiner parlamentarischen Linken seine alten Sympathien.

Dagegen legten schon die Communalwahlen, welche der klericalen und conservativen Partei eine so wesentliche Verstärkung zuführten, bald nach dem Schluß der letzten Session Zeugniß dafür ab, daß das populäre Interesse an dem Liberalismus im Sinken sei.

Noch entschiedener zeigt sich die Kälte der öffentlichen Meinung der neuesten Kundgebung der Linken gegenüber. Seit längerer Zeit war mit vielem Geräusch eine Rede angekündigt, welche Depretis, der bisherige parlamentarische Führer der Partei in Stradella halten würde. Bei dieser Gelegenheit sollte das neue Programm, welche die Linke in der bevorstehenden Session vertreten würde, verkündigt werden. Man war in parlamentarischen

Digitized by Google

Kreisen um so gespannter auf die Rede, als Depretis eins der fortgeschritteneren Mitglieder der Partei ist, und man bei ihm auf die Aufstellung entschiedener Grundsätze gefaßt sein mußte. Wie groß ist aber unser Erstaunen, wenn wir in der lange erwarteten Rede selbst, welche nun endlich am 11. October gehalten worden ist, nichts weiter als ein conservatives Programm finden, welches in der gemäßigtsten Form zum Ausdruck gelangt ist. Einen schlagenderen Beweis hätte die Linke nicht liefern können für die von der officiösen und conservativen Presse schon so oft wiederholte Behauptung, daß die Opposition, falls sie an der Fortentwickelung des Staates theilnehmen wolle, selbst conservativ werden müsse. Außerdem ist es auffällig und kein erfreuliches Zeichen für die Productivität und Selbständigkeit des Denkens in den liberalen Kreisen, daß in dieser wie in den früheren Kundgebungen der Partei eigenthümliche Ansichten ganz vermißt werden. Man findet hier nur Vorschläge und Meinungen, die bereits wiederholt von Vertretern aller möglichen Parteifarben ausgegangen sind; wie z. B. die Regierung müsse die klericale Partei überwachen; den Laien die Verwaltung der Kirchengüter übertragen; den öffentlichen Unterricht weltlich, unentgeltlich und obligatorisch machen; ferner müsse das Gleichgewicht in den Finanzen erreicht werden u. dergl. mehr. Es ist dann auch bezeichnend, daß der Telegraph sogleich berichtete, die Rede habe vielen Beifall gefunden, namentlich an der Stelle, wo Depretis seine Anhänglichkeit an die constitutionelle Monarchie versichert und die Erklärung abgegeben habe, daß er die Opposition im constitutionellen Sinne verstände als die Opposition Seiner Majestät. Die „Italie" widmet diesem neuesten Programm der Linken eine boshafte aber nicht ganz unverdiente Kritik. Sie belobt den Redner wegen seines gemäßigten Tons und spricht den Wunsch aus, die ganze Partei möge während der nächsten Session eine ähnliche Haltung beobachten und eingedenk bleiben, daß Zügellosigkeit der Sprache, wie sie z. B. während der Discussion des Sicherheitsgesetzes hervorgetreten wäre, nicht das geeignetste Mittel sei, um zur Regierung zu gelangen. Uebrigens kann sie sich der Frage nicht enthalten, was wohl geschehen wäre, wenn anstatt der vier Collegen eine größere Anzahl von Politikern, auch die Minister, der Rede beigewohnt und eine Debatte über die von Depretis vertretenen Ansichten eröffnet worden wäre? Sie meint, dann würde ein Minister nach dem andern dem Redner erklärt haben, daß die von ihm aufgestellten Meinungen längst von ihnen ausgesprochen seien; kurz er würde von allen Seiten gehört haben, seine Rede enthalte nichts neues.

So vorbereitet, d. h. eigentlich resignirend, von ihrer systematischen Opposition gegen die Regierung absehend, geht die Linke der bevorstehenden Wintersession entgegen. Außerdem ist die Partei gespalten; eine gemäßigte und eine radicale Gruppe haben sich von einander gesondert; dadurch wird

Digitized by Google

das Gewicht der Gesammtheit bei den Abstimmungen an Bedeutung leiden. Am schlimmsten aber ist, daß in der nächsten Session Vorlagen, auf deren liberaleren Inhalt die Linke durch staatsmännische Opposition einen heilsamen Einfluß ausüben konnte, nur wenige zu erwarten sind. Es wird zunächst das lange versprochene und in den Sectionen des Ministeriums vielfach durchgearbeitete Gesetz über die Kinderarbeit in den Fabriken zur Vorlage kommen; den Hauptgegenstand der Verhandlungen werden aber die Handelsverträge bilden. Nun mag die Linke wohl in diesen und anderen ökonomischen Fragen einen freieren, auch einen freihändlerischen Standpunkt vertreten; sie findet aber eigentlich kein Gebiet, auf dem sie vermittelst durchschlagender Erfolge ihr erschüttertes Ansehen wieder heben könnte. Nachdem ihre bisherige Taktik fehlgeschlagen, muß sie entweder mit gekreuzten Armen zusehen, wie das Ministerium mit seiner bisher treuen Majorität Alles macht, oder sie wird, woran sie am klügsten thäte, und wozu augenscheinlich die gemäßigtere Gruppe innerhalb der Partei nach allen bisherigen Kundgebungen entschlossen ist, um sich einen gewissen Theil des Einflusses zu sichern, mit der Regierungspartei zusammen Hand in Hand an dem Ausbau des jungen Staates arbeiten. Bedauernswerth ist, daß viele Talente auf dieser Seite sich verzehren, weil es ihnen an entsprechenden Aufgaben fehlt. Die unruhigsten Elemente dieser seit einigen Jahrzehnten immer auf die größten Probleme angewiesenen Nation, namentlich die aus den südlichen Provinzen stammenden, sind in der Linken abgelagert, finden aber keine Gelegenheit sich auszudehnen, keinen Tummelplatz für ihre Leidenschaften. An den ewigen eintönigen Discussionen über das Gleichgewicht in den Finanzen kann die südliche Lebhaftigkeit keine Befriedigung finden; sie muß erschlaffen und erkalten, wie wir es vor uns sehen. Erst wenn neue größere Aufgaben die Nation wieder beschäftigen werden, und das steht, wenn wir nicht irren, sicher bevor, sobald die sociale Frage auch in diesem Lande ihren ganzen Ernst zeigen wird, kann sich ein frischeres, lebendigeres politisches Leben entwickeln.

Mattigkeit und Unproductivität sind übrigens nicht blos für die liberale Partei, sondern auch für die parlamentarische Rechte charakteristisch. Auch sie ist durch die Monotonie der Verhandlungen, die Kleinlichkeit der Aufgaben des geistigen Schwunges und der Erhebung baar geworden. Dafür liefert einen neuen Beweis die soeben erschienene Broschüre des Abgeordneten, ehemaligen Ministers Rudini, in welcher er sein politisches Programm entwickelt. Was erfahren wir neues dadurch? Daß das finanzielle Gleichgewicht hergestellt werden muß, wird auch hier zum tausendsten Mal erörtert und auf alle die Schwierigkeiten und die Unpopularität verwiesen, welche die conservative Partei durch Bewilligung aller drückenden Steuern und Abgaben erduldet habe. Neben der finanziellen wird besonders die kirchliche Frage berührt und

ausgeführt, daß die Verwaltung der noch in den Händen des Klerus befindlichen geistlichen Güter den Laien übertragen werden müsse. Eine alte Idee, für welche sich auch Depretis in seiner neulichen Rede ausspricht; bei der es jedoch nöthig ist, die besonderen Verhältnisse genau ins Auge zu fassen. Man weiß z. B., daß der Klerus in Deutschland die analoge Maßregel als eine seinen Interessen günstige betrachtet. In Italien dagegen ist die gebildete Welt den Dingen der Kirche und Religion ganz fremd. Sollen nun die Freidenker und Atheisten die Kirchengüter verwalten? oder will man sie der abergläubischen Masse, die keine Rechnung führen, ja kaum lesen und schreiben kann, anvertrauen? Und doch ist dies noch der fruchtbarste, wenigstens der einzige das Nachdenken anregende Gegenstand, den Rudini in seinem Programm berührt.

Vor dieser Kundgebung, d. h. bis vor wenigen Tagen, hat die Rechte ganz geschwiegen. Die Mitglieder der Linken sind wenigstens zusammengekommen, haben Reden gehalten, Manifeste erlassen u. dgl. Von alledem war auf Seiten der ministeriellen Partei keine Spur zu finden. Jetzt kommt endlich dieses Rudinische Opus zum Vorschein, welches uns freilich auch nicht fördert. Ohne Zweifel aber beginnt die Rechte ein wenig mehr Bewegung und Leben zu zeigen: am selben Tage, an welchem Depretis in Stradella sprach, hielt Sambuy eine Rede in Chieri und von Minghetti selbst wird ein Vortrag in Legnago angekündigt.

In wenigen Wochen wird die Kammer wieder zusammentreten. Verstehen die Abgeordneten nicht, Fühlung mit der Nation zu erhalten, oder finden sie keine Gelegenheit dazu, so werden sie sich geistig noch mehr verbrauchen, in der Isolirung vom Volke abstumpfen, und in Italien ein neues Beispiel dafür liefern, wie der Parlamentarismus sich durch den Parlamentarismus aufreibt. Bei den dürren aber wichtigen Gegenständen, die zunächst zur Berathung vorgelegt werden, kommt es auf eine sachgemäße Behandlung an, die nicht das Parteiinteresse in den Vordergrund stellt. Für diese Dinge sollte man sich das englische Parlament zum Muster nehmen. Kommen später Fragen an die Reihe, welche die Theilnahme der ganzen Nation in Anspruch zu nehmen vermögen, so wird die jetzige Kammer die Probe ablegen müssen, ob sie mit der Einsicht und den Gefühlen dieses hochherzigen Volkes Schritt zu halten vermag. Dafür liefern die bisherigen Erfahrungen kein günstiges Prognostikon.

Digitized by Google

Die Gräfin Voß*).

Von Konrad Reichard.

In den Memoiren der Befreiungszeit, gedruckten wie ungedruckten, begegnet man nicht selten dem Namen der Gräfin Voß. Die vertrauliche Neigung, die ihr die Mitglieder des preußischen Königshauses entgegenbrachten, konnte nicht leicht übersehen werden, und auch denen, die dem Hofe fern standen, war die Oberhofmeisterin der Königin Louise eine bekannte Figur. Meistens nicht zu ihren Gunsten. Denn der erste und oberflächliche Eindruck konnte leicht der einer pedantischen, kalten, im todten Formalismus höfischer Ceremonien erstarrten Persönlichkeit sein, zu der die freiere Natürlichkeit der jungen Königin einen lieblichen Gegensatz bot. Sie erschien als der Typus altmonarchischer Repräsentation, als Vertreterin einer Zeitsitte, welche die Weltgeschicke längst überholt hatten.

Seit wenigen Tagen ist uns vergönnt, gerechter zu urtheilen; ihre eigenen Aufzeichnungen, kundig und tactvoll der Oeffentlichkeit übermittelt, geben uns doch ein anderes Bild der alten Dame, die fast drei Menschenalter sah. Neben dem ängstlichen Bestreben, die alten Bräuche aufrecht zu erhalten, in welchen die alte romanische Sitte die fürstliche Hoheit versinnbildlichen wollte, trat doch nicht minder ein heiterer und kluger Sinn hervor, unter der engen Schnürbrust der Etiquette schlug ein treues und großes Herz, das dem Vaterland ergeben war in guten und bösen Tagen und bis in ein Alter hinein, das selbst die kräftigere Theilnahme, die der Mann am Allgemeinen hat, abzustumpfen pflegt. Mitten in einer Gesellschaft, deren sittliche Basis zum mindesten eine schwankende war, hat sie, nicht ohne die herbe Pflicht der Entsagung zu üben, sich ihr Gewissen rein erhalten und nicht minder sich, bei aller Hingabe und Ehrfurcht, die ihr Bedürfniß waren, ein selbständiges Urtheil zu bewahren gewußt und bis an ihren Tod, fern von aller Verbitterung die ein bewegtes Leben zu erzeugen pflegt, den Sinn ruhiger Gerechtigkeit, der das schöne Kennzeichen innerer Harmonie ist. Ebenso achtunggebietend wie liebenswürdig tritt sie uns aus diesen Blättern entgegen und ein Hauch jenes Geistes geht auf uns über, der die hohe Gesellschaft Berlins immer und immer wieder in die Zimmer der Greisin rief. Schon ihr Porträt läßt die Doppelnatur ihres Charakters erkennen: über dem fest geschlossenen Mund

---

*) Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe.' Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voss. Mit einem Porträt in Stahlstich und einer Stammtafel. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1876.

Digitized by Google

und der Nase, deren Linien energisch genug sind, schaut aus den Augen die feine und gütige Schalkheit, die leider immer seltener wird.

So lange fast, wie nach der Bibel des Menschen Leben währt, hat die Gräfin Voß am preußischen Hofe gelebt, nicht weniger als vier Könige einer und derselben Dynastie war ihr zu schauen vergönnt. Indem sie seit ihren Mädchenjahren aus freier Neigung ihr Geschick mit dem des Hofes verflocht, bildete sich ein seltenes persönliches Verhältniß zur preußischen Königsfamilie aus, dessen Wirkungen sich nicht überall sichtbar und klar darstellen lassen, dessen Einfluß aber ihre äußere Stellung bedeutend überragte. Sie sitzt an den Wiegen, wie an den Sterbebetten der Hohenzollern; bald ist es ein schwesterliches, bald ein mütterliches Verhältniß zu den Prinzen und Prinzessinnen, das in schöner Menschlichkeit sich offenbart; die alte Sage von der weißen Frau schien, ihres Grauens entkleidet, in ihr Verwirklichung gefunden zu haben. Selbstlos gab sie ihre ganze Persönlichkeit dem Dienste hin. Wer mag es wissen, ob nicht der Nachklang einer Jugendliebe, die sie nie ganz überwand, hier mitgewirkt hat, ob sie nicht auf Sohn und Enkel einen Theil der Neigung übertrug, die sie dem Vater gegenüber standhaft zu unterdrücken suchte. Jedenfalls eine seltene Stellung, der in neueren Zeiten vielleicht nur das Verhältniß des Baron Stockmar zum englischen Königshause zu vergleichen ist, wobei man hier natürlich die politische Wirksamkeit nicht mit in Rechnung bringen wird. Ihre Persönlichkeit in erster Reihe ist es, welche das Interesse an ihren Denkwürdigkeiten begründet, denn der historische Gewinn im eigentlichen Sinne ist, wie sich voraussehen ließ, kein großer, wenigstens was das Thatsächliche betrifft. Aber es liegt doch ein Wiederschein der Weltgeschicke auf diesen kurzen und abgerissenen Notizen, man durchfliegt rasch eine ungeheuere Entwickelungsepoche. Man braucht nur beispielsweise das Benehmen des Hofes nach dem Unglück von Kunnersdorf mit dem Eindruck zu vergleichen, den die Occupation Berlins durch die Franzosen auf dieselbe Gesellschaft macht, um zu sehen, wie man innerlich gewachsen ist, wie an Stelle des naiven Egoismus der Aristokratie allgemeine und große Gedanken getreten sind: das Gefühl des Vaterlandes und der Begriff der Staatsehre. Es ist die lose Skizze eines Stimmungsbildes, nicht das Stimmungsbild selbst, das wir vor uns haben, wer aber dieses dereinst malen wird, wird jener nicht entbehren können.

Die Pannewitz waren in der Mark und in den Lausitzen angesessen. Von ihnen stammte der preußische Generalmajor Adolf von Pannewitz, ein alter Haudegen im Geschmacke des ersten Friedrich Wilhelm, mit einer großen Stirnschmarre, noch aus der Schlacht bei Malplaquet. Ihm, dem Fünfziger, ward im Jahre 1729 Sophie Marie geboren. Die Kleine zeigte viel Anlagen zu Musik und Tanz und da die Mutter die Zuneigung der Königin

Sophie Dorothee genoß, so war sie bald an dem Platze, für den sie geboren schien: am Hofe. Geringer waren ihre Anlagen für die künftige Oberhofmeisterin, aber Alles will gelernt sein. Als der König Friedrich Wilhelm I. das hübsche Mädchen auf der Treppe in derber Weise küssen will, gibt sie ihm wider alle Etiquette eine weitschallende Ohrfeige. Diese Energie raubte ihr indeß keineswegs die Wohlgewogenheit der Majestät, wie andererseits auch sie die königliche Zärtlichkeit nicht weiter verstimmte. „Der König war nicht sehr groß," schreibt sie später, „aber er sah gut aus und ganz wie das, was er war: nämlich wie ein König." Ja, sie ist vielleicht die Einzige, die uns Züge einer uneigennützigen Freigebigkeit von ihm überliefert hat. Der erste schlesische Krieg führt sie mit dem Vater ins Feldlager nach Olmütz und der Friede wieder nach Berlin, wo sie im Jahre 1743, vierzehn Jahre alt, zur Hof- und Staatsdame bei der verwittweten Königin ernannt ward. Von hier an beginnt ihre eigentliche Laufbahn am Hofe. König Friedrich fragte sie da gelegentlich nach der Gesundheit ihres Vaters. „Es geht ihm besser durch Gottes Gnade". Der König wandte sich um und sagte: „Sie ist noch recht unschuldig, daß sie dabei auch vom lieben Gott spricht". Aber bald war sie nach eigenem Geständniß überglücklich in dem neuen Leben, das sich ihr aufthat. Volle sieben Jahre blieb sie nun am Hofe der Königin Sophie Dorothee, die uns als ebenso vornehm wie gesellig geschildert wird. Der Hof weilte theils in Berlin, theils in Oranienburg, dem Schlosse des Prinzen von Preußen, August Wilhelm, der dort mit einer ungeliebten Gemahlin hauste, ein feiner, geistvoller Mann und mit seinem königlichen Bruder eng befreundet, bis ihm Unglück im Felde dessen Gunst für immer entzog. Der Prinz faßte eine große und tiefe Neigung zu der jungen Hofdame, die damals in erster Blüthe stand, blond und schlank, in rothsammetnem Jagdcostüm, als kecke Reiterin glänzte und an deren Strenge und Sittsamkeit sich doch die Galanterie der glatten Gesellschaft vergebens abmühte, eine Sprödigkeit, über die sich nach der Zeitsitte Gott Amor selbst in zierlichen französischen Versen verwundert beklagen mußte. Die Liebe des Prinzen wuchs zur Leidenschaft, die alle Schranken niederzureißen drohte, und war wenig beflissen verborgen zu bleiben. Obwohl Fräulein von Pannewitz nach ihrer eigenen Angabe niemals die Gebote der strengsten Sittsamkeit und Tugend auch nur einen Augenblick vergaß und die Gefühle des Prinzen nur stumm, wenn auch auf das Innigste erwiederte, so traten diese Verhältnisse doch störend in ihr ganzes Leben, da die Familie sich genöthigt glaubte, sie durch eine Heirath vor den Versuchungen des Prinzen schützen zu müssen. Nachdem mehrere Projecte sich zerschlagen hatten, gewann ein Vetter, der sich schon lange um sie vergeblich beworben, die Zusage der Mutter wie des hartbedrängten Fräuleins. Johann Ernst von Voß hatte die Gunst Friedrichs des Großen durch

Digitized by Google

eine geschickte Führung der Geschäfte am Hofe des polnischen August in Dresden und Warschau erworben und war vor kurzem nach Berlin zurückberufen worden. Seine Cousine brachte ihm die Achtung entgegen, die er verdiente, mehr nicht. Die Trauung ward im Jahre 1751 vollzogen; der Prinz, der zugegen war, stürzte ohnmächtig zu Boden; die unglückliche Braut, der dieser Tag, wie sie schreibt, in jeder Beziehung einer der entsetzlichsten war, die sie je erlebt, gab sich das Wort, ihrer Pflicht getreu zu handeln, und sie hat es in einem Ehestande gehalten, der über vierzig Jahre währte. Seit dem Jahre 1753, wo sie Berlin verließ, hat sie den Prinzen nicht wieder gesehen, der im Jahre 1758, zerfallen mit sich und der Welt, starb, aber ihr Herz hing an ihm bis in die Tage des Alters, ihr Sohn und ihr Enkel trugen seinen Namen und seinen Nachkommen, die zum Throne berufen waren, widmete sie die aufopferndste Treue.

Es kamen traurige Tage für die Heitere, die sie auf dem einsamen Landsitze des Gatten in Mecklenburg verbrachte, wohin man, um dem Schmerz und Zorn des Prinzen zu entgehen, sofort nach der Hochzeit aufbrach. Auch der darauf folgende Aufenthalt in Berlin war trotz der Geburt eines Sohnes kein angenehmer. Der Prinz quälte die Treue mit ungerechten Vorwürfen, der Gatte mit Eifersucht; man durfte es als eine Gunst ansehen, daß der König Herrn von Voß auf seine Bitten im Jahre 1753 als Präsidenten nach Magdeburg versetzte, wo er bis zum Ausgang des siebenjährigen Krieges blieb. Unter tausend Thränen riß sich Frau von Voß von dem geliebten Berlin los. Magdeburg war nie als Vergnügungsort bekannt; das Leben bot wenig Erfreuliches, besonders als beim Beginn des siebenjährigen Krieges die ganze Garnison unter Ferdinand von Braunschweig die Stadt verlassen hatte. Dazu kam der Verlust des ältesten Kindes, das an einem Pflaumenkern erstickte, die ewige Eifersucht des Präsidenten, die jede Geselligkeit fast aufhob. Ein anderes Leben zeigte sich als nach der Schlacht bei Kunnersdorf der königliche Hof gezwungen war, nach Magdeburg zu flüchten, ein Ereigniß, das sich in den beiden folgenden Jahren wiederholte. Der Hof kümmerte sich indeß wenig um das, was geschah; während Friedrich der Große die bittersten Tage seines Lebens durchlitt, amüsirte sich seine braunschweigische Gemahlin nach ihrer Art. Man verbrachte die Zeit harmlos mit Soupers und Diners, gab Concerte, machte kleine Ausflüge, spielte Picket und Triset „war sehr heiter und lachte viel." Das ist der Inhalt fast jeden Tages, kaum daß die Einnahme von Berlin durch die Russen einen vorübergehenden Eindruck macht, den meisten noch in diesen Kreisen, wie es scheint, auf die Schreiberin. Die Königin, schwatzhaft eitel und langweilig, erscheint in einem Lichte, welches die Abneigung ihres Gemahls sehr entschuldigt. „Ich war am Hof, aber ich fand dort die grausamste Langweile", schreibt Frau von Voß einmal, „es war

Digitized by Google

wirklich ein schrecklicher Abend für alle Leute, aber ich glaube, fast Niemand war so verzweifelt, als ich, die nichts auf der Welt so flieht und haßt als die Langeweile". Hier und da wird auch ein Buch gelesen, etwa: „le nouveau spectateur" oder „la nouvelle Heloise", man theilt sich gegenseitig seine Tagebücher mit, man verhandelt über die Liebe, ob sie mehr Wonne als Pein bereite, und dergleichen mehr. Man begreift die Einsamkeit Friedrich des Großen ganz besonders, wenn man dieses harmlose und lustige Treiben beachtet; wie er Niemanden hatte in seiner Familie, Niemanden an seinem Hofe, der, wenn auch nicht mit ihm gedacht, so doch mit ihm gefühlt hätte. Der Wunsch der Königin bewog Friedrich Herrn von Voß zum Hofmarschall seiner Gemahlin zu ernennen; seit dem Hubertusburger Frieden wohnte nun die Familie meist in Berlin, welcher Aufenthalt nur durch Reisen und Herbstausflüge auf die mecklenburgischen Güter unterbrochen ward. Im Jahre 1783 ward Herr von Voß zum Oberstthofmeister der Königin ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete.

Ueber die lange Periode bis zum Tode Friedrichs schweigen unsere Mittheilungen, nur rein persönliche Geschicke werden uns mitgetheilt, Trauerfälle in der Familie und ein unglückliches Verhältniß einer Nichte des Hauses, Julie von Voß, zu dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welches der Tante, die ja Aehnliches erlebt, große Pein machte, das sie aber vergeblich zu ändern bemüht war. Auch als König setzte Friedrich Wilhelm II. seine Bewerbungen fort, obwohl er daneben der Rietz seine unausgesetzten Huldigungen darbrachte. Julie von Voß wurde endlich dem König zur linken Hand angetraut. Als derselbe indeß seine alte Geliebte nicht aufgab, verließ sie Berlin, um sich dann doch wieder mit ihm zu versöhnen. Sie starb plötzlich, nachdem sie einem Sohne das Leben gegeben. Ihr Geschick versöhnte auch Frau von Voß mit ihrem Fehltritt. Weiter enthält das Tagebuch aus diesen Jahren nur noch die Geschichte der Gräfin Dönhoff, einer anderen Geliebten des Königs, deren Loos nicht minder traurig war. Das Urtheil unserer Freundin über diese Dinge ist nicht leichtfertig, aber mild; sie ist weit entfernt von der Härte und dem Stolze, mit denen sich nicht selten mühsam erkämpfte Tugend für ihre Opfer zu entschädigen sucht.

In diese Zeit fällt der Tod ihres Mannes, der während seines Aufenthaltes auf seinen mecklenburgischen Gütern erfolgte, im Jahre 1793. Sie war damals vierundsechszig Jahre alt. Ihr Leben schien abgeschlossen. Ihr war ein Loos geworden, wie vielen anderen; einen besonderen Einfluß hatte sie nie gehabt, etwas Besonderes nie gethan; im Ganzen wenig erhebt sie sich über ihre Umgebung und auf ein tieferes Interesse könnte sie so keinen Anspruch machen.

Doch dies Alles war nur Vorbereitung; erst der letzte Theil ihres Lebens

Digitized by Google

ist der Erinnerung werth. Als der König, eingedenk ihrer Gesinnung gegen seinen Vater und gegen ihn selbst, sie als Oberhofmeisterin für die junge Verlobte seines Kronprinzen an den Hof rief, da folgte sie zögernd, aber nicht ungern dem Rufe, der ihrem Leben einen neuen Gehalt geben sollte. Sie nahm die Sache nicht leicht, wie aus einer Art Selbstinstruction hervorgeht, die sie für sich damals ausgearbeitet haben mag. „Was die äußere Haltung anbetrifft," heißt es da, „so soll eine Oberhofmeisterin ihren Kopf aufrecht halten, gerade gehen, ein leutseliges, aber würdiges Wesen haben und sich anständig verbeugen, nicht wie man jetzt thut, mit dem Kopfe, sondern mit den Knieen sich ehrbar und feierlich herabsenken und langsam und stattlich wieder erheben". Aber sie soll auch „unverzagt und ohne Scheu sagen, was sie für Recht hält", freundlich und ohne Hochmuth gegen die Dienstleute sein und nicht zu streng gegen die Jugend, ihr aufrecht und herzlich die Wahrheit sagen, „aber nicht vergessen, daß auch sie einst jung war und auch die Macht der Liebe gefühlt hat." Heiterkeit soll sie mit Würde vereinen. Diesen Vorschriften ist sie im Guten wie im Schlimmen nachgekommen. Anfangs schien ihr das Hofleben doch ermüdend, aber bald gewöhnte sie sich daran, und die alte Heiterkeit gewann schnell die Oberhand. Auch das Verhältniß zur Kronprinzessin Louise wie zum Kronprinzen selbst gestaltete sich in kurzem zu einem recht herzlichen, obwohl erstere im Anfang sehr zurückhaltend war. Mit ängstlichem Auge verfolgte die Oberhofmeisterin die Bemühungen des allzu liebenswürdigen Louis Ferdinand Eindrücke auf das unerfahrene Herz der Fürstin zu machen, sie athmet auf, als sich das Verhältniß beider Gatten durch gegenseitiges Vertrauen immer mehr festigt, sie nimmt wahren Herzensantheil an allem, was zwischen ihnen und am Hofe vorgeht, sie geht ganz in der Verehrung für die Prinzessin und ihren Gemahl auf. Allüberall ist sie zu finden, immer mit ihren Lieben am Hofe beschäftigt, sie rechnet sich gewissermaßen mit zur Familie. „Wir blieben still unter uns", liest man öfter. Der Tod des Königs ergreift sie auf das Tiefste, nicht minder der seines Sohnes, des Prinzen Louis, vor allem der der Königin Louise, aber auch eine kleine Krankheit des jungen Prinzen Wilhelm nimmt sie sich sehr zu Herzen. In ihrem Zimmer spielen die fürstlichen Kinder, oft kommt der König, um sich über den Tod Louisens auszuweinen oder unter Erinnerungen an die Entschlafene ihr Mahl zu theilen, auch Alexander von Rußland besucht sie öfter, ihr Geburtstag wird wie ein Familienfest gefeiert, während sie ihrerseits wiederum keinen Geburtstag vorübergehen läßt, ohne ihre kleinen Geschenke zu machen. Nicht selten tritt auch die Oberhofmeisterin hervor, sie findet einmal, daß der Kronprinz in den Zimmern seiner Gemahlin „unerlaubt" laut ist, sie tadelt das Lärmen der Prinzen und findet es als eine gerechte Strafe, daß bei einer scherzhaften Balgerei der Prinzen einer sich den Arm verstaucht. „Das kommt von solcher Kinderei". Jeder Verstoß

Digitized by Google

gegen die Etikette wird immer stark empfunden, wenn es nur irgend möglich ist, gerügt. Man sah über diese Schwächen, die ihrem Pflichtgefühl entsprängen, jedoch gern hinweg; sie ward in dieser Hinsicht verzogen und durfte manches wagen, da ihre Herzensgüte unschätzbar schien und ihr Alter ihr Entschuldigung gewährte. Und so kam es, daß ihre Zimmer nie leer wurden von Besuchern, die sich in ihrer Atmosphäre wohlig fühlten. Hatte sie doch durch die rauhen Zeiten der Kriege den Ton der alten guten Gesellschaft mit herübergerettet. Und ihr selbst geschah damit nur ein Gefallen, da sie, wie wir wissen, keine Freundin der Einsamkeit war. Erst an der Schwelle des Todes ward ihr des Treibens zu viel. „Ich hatte heute sehr viele Menschen", schrieb sie. Und am folgenden Tage „Nach Tische und Abends zum Souper Menschen wie immer". Es waren die letzten Worte, die sie ihrem Tagebuche anvertraute.

Man würde jedoch irren, wenn man meinen wollte, sie sei in diesen Dingen gänzlich aufgegangen. Sie hatte eine starke Empfindung für das Vaterland; alle Trübsale der Franzosennoth berühren sie auf das Innerlichste. Die Stimmung des Hofes in Furcht oder Hoffnung spricht sich förmlich eruptiv in ihren Aufzeichnungen aus. Natürlich ist es der Imperator selbst, dem vor allem ihr Haß gilt. „Gott wolle die Erde von diesem Elenden befreien, der die Geißel der Menschheit ist." — „Auch er wird eines Tages untergehen, aber vielleicht zu spät für uns, zu spät für unser geliebtes Deutschland." — „Die heilige Vorsehung hat beschlossen, uns vollkommen zu vernichten; ihre Wege sind nicht unsere Wege." — „Stettin hat sich ergeben und man sagt, Küstrin ebenfalls. Das ist eine wahre Niederträchtigkeit." — „Napoleon ist ein Ungeheuer! Gott wolle ihn vernichten." — „Man spricht von Frieden. Was soll aus uns werden? Barmherziger Gott hilf, ach hilf uns!" So etwa nach der Schlacht von Jena. Und so verfolgt sie die Ereignisse des Krieges weiter, immer kurz, oft treffend, mit bewegter Seele in Liebe und Abneigung. Sie erkennt die Schwäche Alexanders wohl und sie legt ihm bei einem Besuche alle Leiden eindringlich ans Herz, so daß er wiederholt sagt: „Glauben sie mir, ich werde Alles thun, was ich kann." Aber auch die Verzagtheit ihres Königs selbst will ihr nicht in den Sinn. Mit Hohn schreibt die Achtzigjährige: „Die Fürsten vom Rheinbund benehmen sich erbärmlich, wie die nassen Hühner, es ist kläglich mit anzusehen." Wie aber heben sich ihre Hoffnungen im Beginn des Jahres 1813! „Man sagt, die Russen gehen vorwärts; ach wenn man nur bei uns den Entschluß wagte, jetzt auf die rechte Seite überzugehen." Weiter: „Gottlob, endlich Nachrichten vom Könige. Er ist ganz entschlossen und will den Krieg." Und nun die steigende Freude mit jeder neuen Siegesnachricht bis zum Einzug des Königs in Berlin. Der König speist mit dem ganzen Hofe gleich bei der Oberhofmeisterin, am meisten freut sie da der Prinz

Digitized by Google

Wilhelm, „der unglaublich gewachsen ist, sehr gut aussieht und sehr nett ist". Noch im folgenden Jahre ist die Greisin über den Friedensvertrag, den man ihr zugesandt, höchst ungehalten. „Er ist in allem und jeden Punkte einzig zum Vortheil Frankreichs abgeschlossen und hat mich wahrhaft entrüstet". Ein paar Tage vor ihrem Tode schreibt sie noch: „Keine guten Nachrichten! Frankreich will nicht, daß wir unsere Grenzen jenseit des Rheins haben sollen. Dabei nehmen die Bälle und Quadrillen in Wien kein Ende; das ist mehr als traurig, es ist zu arg". So blieb ihre Theilnahme frisch und lebendig bis in das höchste Alter hinein. Aber auch persönlichen Muth hat sie noch in alten Tagen gezeigt. Als sie auf der Flucht des Hofes im Jahre 1807 mit dem General v. Köckritz, von den übrigen abgeschnitten, auf verdächtiges Terrain gerathen war und der General den Muth verlor und meinte, die Franzosen würden sie wohl gefangen nehmen, da sagte die Gräfin ruhig: „Dann haben sie zwei alte Weiber gefangen!"

Am 27. December 1814 ward die Gräfin, als sie Abends die gewohnte Whistpartie machte, von einem Schlaganfall gelähmt. „Ne me trichez pas!" sagte sie noch lächelnd zu ihren Mitspielern, als man sie in ihr Schlafzimmer trug. Nach einigen Tagen ist sie schmerzlos entschlafen, in einem Alter von nahezu 86 Jahren. „Gott sei Dank, von morgen an wachsen die Tage wieder" hatte sie eine Woche zuvor in ihren Aufzeichnungen vermerkt.

Nur mit Vergnügen liest man das Tagebuch der Gräfin Voß; ihre erstaunliche Lebenskraft, ihr fester und heiterer Sinn, ihre freie und treue Hingabe und ihre vaterländische Gesinnung sichern ihr einen Platz auch im Gedächtniß unserer Tage.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wiesbaden. Badeerinnerungen. — „Moralischer sind die ehemaligen Spielbäder geworden, aber sehr viel langweiliger" glaubte ein Kenner bemerken zu dürfen, und er hat nicht Unrecht, was den ersten Eindruck betrifft. Für die wirklichen Heilorte aber, und als solcher kann Wiesbaden neben vielen anderen der mitbetroffenen Bäder sich rühmen, war es nicht schwer nach Aufhebung der Spielerlaubniß, sogar günstigere wirthschaftliche Wandlungen voraus zu sagen. Die Stadt ist in großartigem Verhältniß gewachsen; weit in die Thäler hinein und auf den Gängen des flachen Kessels, in dessen Mitte die alten fontes Mattiaci liegen, reiht sich Wohnhaus an Wohnhaus. Allerdings auch hier ward gegründet und

Digitized by Google

Manches ſteht zunächſt noch leer, aber immer noch kommen täglich neue Zuzügler. Und wer ſind nun die „Verſtändigen“, die jetzt länger, viele ſogar Jahr aus und ein dort zu leben wünſchen. Die letzteren bilden bekanntlich die Kategorie der in den Ruheſtand getretenen Beamten und Offiziere, darunter angeblich an vierzig Excellenzen mit etwa viermal ſoviel unvermählten Töchtern. Die zeitweiligen aber vielfach alljährlichen Beſucher ſind Engländer, Holländer und Ruſſen. Die Deutſchen natürlich nicht minder zahlreich, aber ſie ſind von den eingewanderten Anſäſſigen nicht zu unterſcheiden. Zu allen dieſen Scharen kommen dann noch die Tauſende von Ein- oder beſſer Sonntagsvögeln, die vom Rheingau und vom Main her, inſonderheit von Frankfurt und Mainz, auf den alle Zeit bereiten Verkehrsmitteln herbeiziehen: kurz der Beſuch und damit die genügenden Mittel zur Unterhaltung der ſchönen Anlagen genau in ihrem früheren Glanze ſind vollauf geſichert. Allein es geht noch weit beſſer, der ganze Charakter hat ſich gewandelt und das Gefühl der Behaglichkeit durchdringt Alle, Anſäſſige und Fremde. Die erſteren empfinden mit Genugthuung die nun ſchon ſeit mehreren Jahren in jedem Frühling ſich wiederholende Anweſenheit unſeres kaiſerlichen Herrn, der ſelbſt mit ſichtlichem Wohlgefallen in Wiesbaden weilt. Sie freuen ſich des Gedeihens der Stadt, die ſich mit allerhand großartigen Einrichtungen bereichert, Pferdebahnen zieht und Canäle baut, und empfinden zufrieden eine gewiſſe geſicherte Stabilität der Verhältniſſe. Freilich der echte Naſſauer bleibt, was er iſt; da bleibt immer zu klagen. Es iſt kein ſchlechter Witz, daß ſich einſt die Väter der Stadt an die Wetterwarte des ſtatiſtiſchen Amtes wendeten, um Wiesbaden von der Aufzählung unter den Beobachtungsſtationen entbunden zu ſehen — weil danach das Klima doch nicht ſo außergewöhnlich günſtig erſcheine. Wer entſinnt ſich nicht als eines ähnlichen Curioſum des Schreckensrufes der Weinpflanzer, die um die Strahlen der Abendſonne geizten, welche von den breiten Armen des Rheins auf die Rebenhügel nicht mehr zurückgeſendet werden könnten, wenn die für die Schifffahrt ſo nöthige Einengung des Strombettes ſtattfinden ſollte. Ueber dieſe Eigenthümlichkeiten ließe ſich noch manches ernſthaft reden, doch zunächſt noch von den Fremden, die ſich am Rhein gern wohl ſein laſſen. Der Ruſſe, der früher hervorragend zu bemerken war in der engeren und weiteren Umgebung der grünen Tiſche, ſpielt keine Rolle mehr. Da zeigte ſich wohl dieſer und jener alte Fürſt, der die im Winter begangenen Tafelſünden ſühnt und zu neuen Kräfte ſammelt, oder ältere Damen, die einige Jugendfriſche zurückerwerben möchten, aber ſie verſchwinden und halten nicht ſonderlich zuſammen. „Wir kennen ſie nicht, ſie verkehren nicht bei Hofe“ ſagen ſie manchmal gegenſeitig von einander. Im Uebrigen ſind ſie freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann und vorübergehend lebt es ſich ja auch ganz gut mit ihnen. Zumal der Geſchäftsmann ſieht ſie gern als Kunden.

Digitized by Google

Anders die Engländer; sie haben entschieden in den letzten Jahren in Wiesbaden und Homburg viel mehr festen Fuß gefaßt, und sie verdienen vollauf — das Prädikat der „Verständigen", denn sie wissen, was sie suchen und verstehen, wie überall in der Fremde, sich ein Heim zu bereiten. Es ist unleugbar, daß sie an vielen Orten — in der Schweiz, in Italien — günstig gewirkt haben, um für den Reisenden angenehme Wohnstätten zu bereiten. Auch wir Deutschen ziehen Vortheile daraus — abgesehen allerdings von den Preisen — und würden es noch weit mehr thun, wenn wir Alle beharrlich und etwas anspruchsvoller aufträten. Doch davon ein ander Mal.

Der Engländer schwärmt für den Rhein. „Wir lieben und schätzen ihn mehr, als Ihr es thut", sagte die junge Brittin. Darin liegt vielleicht ein Körnchen Wahres, doch das hängt mit der Verschiedenheit von Ost und West im deutschen Reich zusammen. Auch geht der Deutsche jetzt, wenn er reist, gern ins Weite. Die Nachkommen der keltischen Schwägerin aus Albion dagegen suchen Ruhe und behaglichen Naturgenuß nach den übertriebenen Anstrengungen der Londoner season. Beides fehlt ihnen in dem glänzenden Treiben auf Insel Wight oder in Brighton.

So kommen denn Viele auch ohne Rheumatismus nach Wiesbaden. Schon der Reiz der Schifffahrt, selbst stromaufwärts, lockt sie an den Rhein, dessen Schönheiten ihnen durch zahlreiche Schilderungen von Jugend auf geläufig sind. Und mehr, als man glaubt, verstehen auch sie die sinnige Sprache rheinländischer Lust und Fröhlichkeit. Im Großen und Ganzen ist ihnen die öffentliche Stimmung ja nicht günstig, aber vielfach mit Unrecht. Sonderlinge und Rüpel weisen eben alle Nationen auf und da man heute mit den berühmten Cookschen Billets, die sogenannte Cooks cattle, noch besser wie sonst ohne eine Sylbe der Landessprache zu verstehen, reisen kann, so begegnet man wohl mehr noch wie früher allerhand Leuten, deren Auftreten und Verstöße die ganze Nation in üblen Ruf bringen. Daneben trifft man aber eine gute Zahl gebildeter Engländer, von denen verhältnißmäßig Viele recht gut Deutsch verstehen. Ihre Sympathie mit deutschem Wesen und deutscher Sitte ist aufrichtig und unverhohlen. Aber dessen bedarf es gar nicht einmal um die Vorliebe zu erklären, mit der sie sich z. B. in Wiesbaden auf Monate häuslich niederlassen. Sie wohnen behaglich in den anmuthigen, rings von Grün umgebenen Landhäusern, richten sich ihre tägliche Lebensweise ganz nach ihrer Neigung und Gewohnheit ein und genießen anspruchslos, was der Ort an Reizen bietet. Und man müßte allerdings ein Thor sein, um sich derselben nicht zu freuen. In wenig Minuten, selbst zu Fuß, sind die herrlichen Waldungen erreicht, die sich von den Ausläufern des Taunus über die Höhen des Gebirges erstrecken. Wohlgepflegte Straßen durchziehen dieselben und eine reiche Zahl von Punkten gewährt aus dem Dickicht heraus einen anmu-

Digitized by Google

thigen Blick auf die reich bebaute Gegend. Schon einige hundert Fuß über der Stadt, von der reizenden griechischen Capelle, übersieht man weit hin den Lauf des Rheines und die grünen Ufer mit den zahllosen Ortschaften. Mit Behagen ruht das Auge auf dem goldenen Mainz, dessen ehrwürdige Thürme hell erkennbar sind, während die Stadt sich, zumal gegen Norden, in dem erweiterten Ringe der Befestigungen ausdehnt. Ein Theil des Reizes, den dieser Anblick für den Deutschen gewährt, bleibt dem Fremden allerdings verschlossen. Er ahnt nicht die Fäden geschichtlicher Erinnerungen, welche uns bis in ferne Vorzeit mit diesen Landstrichen und ihrer alten Cultur verknüpfen. Ja, unser Freund, der Britte, äußert bei aller Begeisterung häufig eine rührende Unkenntniß unserer Verhältnisse. „Das Alles habt Ihr seit dem Kriege genommen?“ hieß es, mit einem Hinweis auf das linke Rheinufer. — „Aber ich finde das ganz recht, das mußtet Ihr wieder haben.“ Und im Rheingau, beim Anblick der alten Bauwerke im Thal und auf den Höhen, sind Römer und deutsche Kaiser leicht verwechselt. — Welch ein Genuß, solch ein Ausflug in den Rheingau!

Auf der ganzen Strecke von Biebrich bis Rüdesheim hellblickende Landhäuser inmitten üppigen Grüns und diese Fülle stattlicher Ortschaften, umgeben von den weniger malerischen, aber köstlich gepflegten Rebgeländen, die weit hinaufreichen an dem Hang des waldigen Höhenzuges. Jeder Name erweckt wohlthuende Erinnerungen. Das ist die Heimath des eigentlichen Rheinweines. Und dieses Leben, dieser Verkehr; auf dem Strome die schönen hochgebauten Dampfer, an beiden Ufern doppelte Schienenstränge, auf denen unabläßig die Züge vorüberrollen. Ein besonders schönes Bild gewährt Nachts die Ausschau von Rüdesheim auf die zahllosen Lichter, die sich von dem langgestreckten Bingen in den Wassern spiegeln. Dann fahren die dicht gefüllten Schiffe den Strom wieder nach Mainz hinauf, Spiel und Gesang tönt noch von weit her, über die glitzernde Fläche zurück. Das ist wirklich „ein Leben wie am Rhein.“ Um dieselbe Zeit versammelt sich allabendlich eine zahlreiche Menge bei der Musik im Park von Wiesbaden. An den Hauptschlachttagen des elften Corps, Wörth und Sedan, beschloß stets ein prächtiges Feuerwerk das Concert. Diese Kunst ist hier zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gelangt. Aus allen Büschen rings um den Weiher schießen buntfarbige Feuerstrahlen und besonders schön ist der Anblick, wenn die mächtige Wassersäule des Springbrunnens hellbeleuchtet sich von dem dunkeln Laub der alten Bäume abhebt. Doch hier werden viele Tage zum Fest. Da giebts für die Fremden russische Concerte und, was für die Musik nicht gerade besonders günstig, auch englische. Desto dankbarer genießen die Angehörigen dieser Zunge — denn obgleich ihre Zahl sehr abgenommen, zeigen sich immerhin auch noch viele Amerikaner — die deutschen Weisen und finden Alles

Digitized by Google

delightful, zumal, wie billig. das deutsche Lied, die Wacht am Rhein, nicht vergessen. — Das deutsche Lied, es klingt doch auch ganz anders heute wie vor wenigen Jahren. Und nicht nur wie sonst bei zufälligem Zusammentreffen in der Fremde, gerade an solch einem Verkehrsmittelpunkt der Heimath, werden wir es inne, wie viel besser sich jetzt Deutsche verständigen und kennen lernen.

Aus München. Die Kammerschlacht. — Wie immer zu Anfang einer Landtagscampagne hat sich die klericalpatriotische Disciplin trotz mehrfacher dem erfahrenen Beobachter deutlich erkennbarer innerer Convulsionen äußerlich bewährt. Die auf den Jörgschen Adreßentwurf gewählten Neunundsiebenzig stimmten demselben geschlossen zu, so unbarmherzig Stil, Logik, Inhalt und Ton dieses für einen Mann von dem publicistischen Namen Jörgs wahrhaft überraschend geringen Actenstücks auch von der liberalen Presse, von dem einzigen bei der Debatte auftretenden liberalen Redner, Freiherrn von Stauffenberg, und nicht am wenigsten von den Ministern zerzaust wurden. Von diesen letzteren sprach der geistvolle Lutz am längsten und einschneidendsten. Einzelne seiner Ausführungen waren kleine Kabinetsstücke; leider ließ er seine Beredsamkeit hinsichtlich der politischen Delicatesse um einen Ton zu weit heruntersinken, was er übrigens als natürlichen Effect eines Tones, wie der in dem Adreßentwurfe und der Jörgschen ersten Adreßrede angeschlagene, gleich zu Anfang seiner Entgegnung vorausgesagt hatte. Von den übrigen Mitgliedern des angegriffenen Kabinets sprach der Minister des Auswärtigen, Herr von Pfretzschner, maßvoll, klar und wirksam; die angeblich im Mai dieses Jahres erfolgte Einmischung Rußlands in die deutsche Politik, ein beliebter Paradeschimmel Jörgs, wurde dem Adreßreferenten geradezu unter dem Leibe erschossen. Auch der Minister des Innern v. Pfeufer war sehr glücklich; die nicht eben leichte Aufgabe einer Rechtfertigung seiner Wahlkreiseintheilung löste er mit einem bei seinem heftigen Temperamente und seiner nicht sonderlich rhetorischen Naturanlage geradezu überraschenden Geschick. Desto unglücklicher war leider der Justizminister Dr. von Fäustle. Der an sich ganz berechtigte Gedanke, daß die Vertretung der baierischen und der allgemeinen föderativen Interessen in Berlin dadurch erschwert werde, weil die Centrumsfraction des Reichstages den föderalistischen Gedanken für sich gewissermaßen mit Beschlag belegt und gleichzeitig entstellt habe, gerieth ihm zu dem wahrhaft erstaunlichen Satze, die Centrumsfraction vertrete im Reichstage allein die föderativen Interessen. Es mag zur Signatur der geistigen Physiognomie auf der rechten Seite der Abgeordnetenkammer dienen, daß Jörg seine jetzt mit dem Kammermandate ausgestatteten Parteipublicisten auf den begangenen faux pas erst förmlich

Digitized by Google

aufmerksam machen mußte. An grobperfider Ausnutzung derselben haben sie es dann allerdings nicht fehlen lassen. Auf der liberalen Seite verstand man den Sachverhalt besser.

Sobald Fäustle zu Ende gesprochen hatte, erhob sich der fortschrittliche Abgeordnete Herz Namens der eigenen wie der gesammten liberalen Partei zu einem wohlformulirten Proteste. Leider war Fäustle über seinen Unfall so betroffen, daß er in seiner entschuldigenden Erklärung die Sache beinahe beim Alten ließ. Eine den nächsten Tag in der „Süddeutschen Presse" erschienene Besprechung des Vorfalls hieb ihn freilich unter wenig schmeichelhafter Beleuchtung des begangenen Mißgriffes einigermaßen heraus, wie man vermuthet, im Auftrag der nationalliberalen Parteiführer. Die beste Kritik der Episode lieferte aber ein bekannter Parlamentarier in einem norddeutschen Blatte durch die Bemerkung, Leute von undiplomatischem Naturell seien bei einem Versuche, es nach allen Seiten hin recht zu machen, regelmäßig äußerst unglücklich.

Die bereits erwähnte, am ersten Debattentage gehaltene Rede Stauffenbergs war ein Meisterwerk, vielleicht die beste, die dieser hochbegabte, glänzende und liebenswürdige Parteichef jemals gehalten hat. Jörg wurde nach allen Regeln parlamentarischer Fechterkunst und dabei mit einer gewissen überlegenen und eleganten Heiterkeit abgeführt; er sowohl, wie seine Partei, erlitten an jenem ersten Tage überhaupt eine empfindliche Niederlage. Daß sich der Landshuter Archivar am zweiten Tage einigermaßen aus der Affaire zog, verdankte er Lutz gegenüber dem bereits erwähnten an das Banausische heranstreifenden Ton in der Rede desselben, Stauffenberg gegenüber der übrigens von Jedermann vorausgesehenen äußerst ungentilen Ausnutzung des Umstandes, daß nach ihm, als dem Schlußreferenten, außer den Ministern Niemand mehr das Wort ergreifen durfte und ihm die gröbsten Sophismen also ungerügt durchgehen konnten. Ueberhaupt waren auch die übrigen klericalen Redner des zweiten Debattentages dadurch gewissermaßen gesichert, daß nach einer am ersten Tage abgegebenen motivirten Erklärung Stauffenbergs die Liberalen einfach nicht mehr debattiren wollten. Die Art, in welcher ihre Presse diese Erklärung bespricht, beweist bis zur Evidenz, wie schmerzlich diese geringschätzige Behandlung empfunden worden ist. Die Klericalen boten deshalb auch am zweiten Tage alles auf, um die Liberalen zur Wiederaufnahme der Debatte zu reizen; freilich gelang ihnen dieses nicht nur nicht, sondern sie erlitten dabei einen gründlichen moralischen Echec. Nach dem Pfarrer Rußwurm, Decan, Reichstags- und Landtagsabgeordneten von Amberg in der Oberpfalz, einem plumpen, leidenschaftlichen, und rabulistischen, aber nicht ganz unwirksamen Kammerredner, erhob sich der Regensburger Bezirksgerichtsrath Schels, während der ersten Legislaturperiode des deutschen Reichstags klericales

Digitized by Google

Mitglied desſelben, zu einer wahrhaften Kapuzinade. Dieſelbe gipfelte darin, daß er gewiſſe, übrigens gröblich entſtellte, Angriffe Berliner Witzblätter auf den König in einer geradezu zotenhaften Weiſe anführte. Die Linke verlangte ſofort den Ordnungsruf und zwar geſchickter Weiſe durch einen früheren großdeutſchen Mittelparteiler, den Staatsrath von Schlör; der Präſident Freiherr von Ow verweigerte denſelben aber, weil er wegen des bereits vorher auf beiden Seiten des Hauſes vorhandenen Lärmens nichts gehört hatte. Dem durchaus achtbaren Manne wird dieſes Jeder gern glauben; daß er aber nicht ſofort Herrn Schels die bedenkliche Stelle wiederholen ließ, gehört zu den vielen Ungehörigkeiten ſeiner überhaupt überaus ſchwachen Präſidialführung. Darauf hin erhob ſich die Linke und verließ langſam den Saal.

Zufällig in dem nämlichen Augenblicke warf Herr Schels den Liberalen die Anſtrebung des Einheitsſtaates vor; der eben aus einem Leſezimmer in den Saal getretene Freiherr von Stauffenberg rief zornig, „das iſt der Vorwurf des Landesverrathes!“ und ſtellte die ohne ſein Wiſſen bereits ergangene Aufforderung zur Räumung des Saales noch einmal an ſeine Partei. Aus dieſem Zuſammentreffen iſt die klericale Verſion entſtanden, als ob die Liberalen nur wegen der zweiten Ruchloſigkeit der Schelsſchen Rede den Saal verlaſſen hätten: es iſt das aber einfach unwahr. Den wirklichen Kern der Situation legte ſofort Miniſter v. Pfretzſchner in der Erklärung dar, daß die linke Seite des Hauſes den Saal wegen der in unqualificirbarer Weiſe geſchehenen Hineinziehung des Königs in die Debatte verlaſſen habe. Der Miniſter fügt die zerſchmetternde Bemerkung hinzu, das Miniſterium müſſe freilich im Saale bleiben, aber es thue dies mit der Gluth der Schamröthe im Geſichte und dem Gefühle der tiefſten Empörung. Herr von Ow beging jetzt die weitere Unglaublichkeit, Herrn Schels, der ſelber fragte, ob er einen Ordnungsruf verdient habe, zu verſichern, er habe nichts Tadelnswerthes gehört, anſtatt ihn zu einer wahrheitsgemäßen Erklärung über ſeine vorigen Aeußerungen zu veranlaſſen. Herr Schels ſprach denn auch ruhig und munter weiter, oder vielmehr, er las ſeinen wörtlich aufgeſchriebenen Schmähartikel vollends zu Ende. Erſt nach dem Empfange des Stenogrammes über die anfänglichen Schelsſchen Aeußerungen rief ihn Herr von Ow und jetzt in ſehr würdiger und eindringlicher Weiſe zur Ordnung. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Mehrheit der klericalen Kammerſeite das Schimpfliche und Gefährliche dieſer Epiſode ſo wenig empfand, daß ſie den weiteren Schmähungen des Regensburger Redners vergnügt Beifall klatſchte. Jörg ſaß freilich mit einer wahrhaft verzweifelten Miene da und der Klubpräſident Dr. Freytag äußerte ſpäter, ihm ſei geweſen, als ob ihm die Decke des Saales auf den Kopf falle.

Digitized by Google

Von dem ersten Debattentage her sind noch die Reden der beiden parlamentarischen Neulinge, Domkapitular von Molitor von Speyer und Bezirksgerichtsdirector Kopp von hier, zu erwähnen; der erstere vertheidigte sich gegen die aus seinem Buche „Brennende Fragen" hinsichtlich der von ihm angestrebten Herrschaft der Kirche über den Staat gezogenen Folgerungen des Cultusministers von Lutz jesuitisch aber ziemlich schwach, der letztere wußte mit dem von ihm gesammelten statistischen- und Zahlenmaterial hinsichtlich der bei der Wahlkreiseintheilung begangenen Ungerechtigkeiten so wenig anzufangen, daß ihn Herr von Pfeufer am nächsten Tage, wie bereits erwähnt, mit leichter Mühe abfertigte.

Das Endresultat der Debatte ist bekannt: 79 Stimmen erklärten sich für, 76 gegen den Jörgschen Adreßentwurf. Den Liberalen fehlte eine Stimme; einer ihrer neuen Abgeordneten, der Reichsrath Schackert aus Würzburg war am Morgen des Abstimmungstages gestorben, nachdem er noch den Tag vorher in aufopfernder Pflichttreue bereits halbaufgelöst in der Kammer erschienen war. Die liberale Partei des Landes und speziell des sehr bedrohten Punctes Würzburg hat an dieser hochbegabten, maßvollen und fein angelegten Persönlichkeit einen sehr schweren Verlust erlitten. Es verdient rühmend anerkannt zu werden, daß Herr von Ow mit einer aus dem Herzen kommenden Beredsamkeit das Andenken des sobald geschiedenen Landtaggegners feierte.

Was nun kommen wird, ist absolut unmöglich vorauszusehen. Das Ministerium hat Freitag den 15. in corpore seine Entlassung eingereicht. Die Adresse wird an einem der nächsten Tage dem Könige durch eine Kammerdeputation überreicht werden; das heißt, wenn er dieselbe vorläßt. Zur Zeit verweilt der Monarch bei seiner Mutter in Hohenschwangau, wohin heute, Sonntag, früh der Kabinetsecretär Staatsrath von Eisenhart abgegangen ist. Die constitutionelle Lage ist offenbar außerordentlich schwierig; der bedenkliche Punkt liegt darin, daß das Ministerium ohne eine förmliche Ehrenerklärung für die ihm durch die Kammeradresse angethanenen Beschimpfungen nicht bleiben will und daß diese Erklärung natürlich dem bisherigen Schaukelsystem ein Ende machen würde. Zu einer entschiedenen Schwenkung auf die deutsch-liberale Seite hinüber wird aber der König sehr schwer zu vermögen sein, fast noch schwerer als zu einer solchen auf die ausgesprochen klericale Seite. Die bekannten Berliner Zeitungstactlosigkeiten haben ihn notorisch sehr verstimmt und das Fäustlesche Unglück kann den anwidernden und empörenden Eindruck der Episode Schels zwar nicht verwischen, wohl aber bei perfider Darstellung mildern.

Auf alle Fälle wird die norddeutsche nationalliberale Publicistik wohl daran thun, den Ereignissen mit kühler Besonnenheit gegenüberzutreten. Von einem direct ultramontanen Ministerium kann natürlich keine Rede sein und

Digitized by Google

das noch am eheſten mögliche weißblaue Beamtenkabinet kann dem Reiche zwar nichts nützen, aber auch wenig ſchaden. Für die internen baieriſchen Angelegenheiten wäre auch ein ſolcher Syſtemwechſel freilich ſchon ſehr zu beklagen, aber erſtens werden dadurch das Reich und die norddeutſche Nationalpartei wenigſtens direct nicht berührt und zweitens ſind wir in dieſer Beziehung hier ſchon ſeit Jahren einigermaßen Kummer gewöhnt.

Aus Stuttgart. Die evangeliſche Generalſynode. Staatsrath Goppelt. — Während das Ständehaus in der Prannergaſſe zu München der Schauplatz aufregender Scenen iſt, wie ſie ohne Beiſpiel in den Annalen deutſcher Parlamente ſind, tagt zur Zeit im Saale unſerer Abgeordnetenkammer eine gar fromme, friedliche Verſammlung: ſie iſt der evangeliſchen Landesſynode Württembergs eingeräumt, die hier am 12. October zum zweiten Male zuſammengetreten iſt. Das erſte Mal tagte die Synode im Jahre 1869 und wenn es nach dem Wortlaut des Statuts gegangen wäre, das für die Regel eine vierjährige Periodicität in Ausſicht nimmt, hätte die Nachfolgerin ſchon faſt vor drei Jahren wieder einberufen werden müſſen. Statt deſſen ſind erſt im vorigen Jahre die Neuwahlen vorgenommen worden, und auch nach vollzogener Wahl zeigte die Kirchenbehörde keine Eile, die gewählten Vertreter der Kirche um ſich zu ſehen, wobei freilich hinzugefügt werden muß, daß auch in der öffentlichen Meinung kein lebhaftes Verlangen nach dieſer noch neuen und wenig erprobten parlamentariſchen Verſammlung ſich kundgegeben hat. In der vom Cultusminiſter Geßler verleſenen Eröffnungsrede war der Verzug damit entſchuldigt, daß man in der Zwiſchenzeit erſt von der Kammer die ordnungsmäßige Bewilligung der Koſten der vorläufig octroyirten Landesſynode habe einholen müſſen. Allein der Antwort des Alterspräſidenten war zu entnehmen, daß dieſe Motivirung kaum als eine vollgiltige Entſchuldigung anerkannt wird. Die Wahrheit iſt, daß man mit der erſten Synode, die gewappnet dem Haupte des Herrn von Golther entſprang, Erfahrungen gemacht hat, welche zur Wiederholung des Experimentes nicht eben dringlich einluden. Dieſe erſte Synode hat nicht die rühmlichſten Erinnerungen hinterlaſſen. Ihre wirkliche Bedeutung ſtand in umgekehrtem Verhältniß zu ihrem parlamentariſchen Apparate. Niemand ſah in ihr eine wirkliche Vertretung der Landeskirche. Aus den unteren Repräſentativorganen hervorgegangen, welche ſich allgemeiner Unpopularität erfreuen, auf einem engherzigen Verfahren beruhend, das durchfiltrirte Erzeugniß eines doppelt indirecten Wahlmodus, forderte ſie von Anfang mehr die Ironie heraus als eine ernſtliche Theilnahme. Das ſteigerte ſich, als ihre Verhandlungen mehr und mehr an den Tag brachten, daß ſie einer wirklichen Competenz entbehrte. Je geringer ihre Befugniſſe waren, um ſo größer war die ungeregelte

Digitized by Google

Redeluſt ihrer Mitglieder. So wie die Synodaleinrichtungen zur Zeit beſchaffen ſind, bilden ſie ein unnützes, überflüſſiges Glied unſerer Kirchenverfaſſung, die noch ganz auf den Ordnungen des ſechzehnten Jahrhunderts beruhend, dem Staatsorganismus aufs engſte eingeſchloſſen iſt und für eine conſtitutionelle Vertretung aus der Mitte der Kirchengemeinde keinen Raum hat. Im Grunde war das Bedürfniß einer Aenderung bei dem vorherrſchend conſervativen Charakter unſeres Kirchenweſens auch gar nicht vorhanden; wenigſtens darf geſagt werden, daß der unternommene Verſuch einer Synodalverfaſſung ein lediglich importirtes Gewächs iſt, für das die Vorbedingungen noch durchaus nicht gegeben waren. Ueber den Werth der Synodalverfaſſung an ſich und ihren Vorzug vor dem Conſiſtorialregiment ſoll damit kein Urtheil ausgeſprochen ſein; nur das iſt kein Zweifel, daß die improviſirte Synode mit unſeren noch heute in unverminderter Geltung beſtehenden kirchlichen Einrichtungen lediglich in keinem organiſchen Verhältniſſe ſtand. Erſt als die Synode einmal exiſtirte, regte ſich auch das Bedürfniß, derſelben einen vernünftigen Sinn zu geben und die wirkliche Ueberleitung in ein ganz neues Syſtem kirchlicher Verfaſſung in Angriff zu nehmen. Wenn die Synode einmal beſtand, ſollte ſie auch, anſtatt auf willkürlicher Verordnung, vielmehr auf geſetzlicher Baſis aufgeſtellt werden. Wenn die Spitze der Verfaſſung fertig in die Lüfte ragte, ſollte ihr nachträglich auch ein ſolider Unterbau zu Theil werden. Hierbei kam es vornehmlich darauf an, durch Auseinanderſetzung mit der Staatsgeſetzgebung einen gewiſſen Kreis von Befugniſſen auszuſcheiden, die künftig den kirchlichen Organen überwieſen werden ſollten, und namentlich auch einen Theil des vormals vom Staate eingezogenen Kirchengutes in irgend einer Form wieder in die Hände der Kirche zurückzugeben; denn das zeigte ſich bald, daß von wirklichen Befugniſſen der Kirchenorgane nicht die Rede ſein könne, ſo lange dieſe nicht auch über eine Art von Budget zu verfügen haben. In dieſem Sinne ſind ſchon während der erſten Synode Wünſche und Anträge vor das Kirchenregiment gebracht worden, und dieſes hat auch keineswegs ablehnend dagegen ſich verhalten. Damals, wie im Laufe der Verhandlungen über die Kirchenfrage in der Kammer, hat die Regierung einen Geſetzentwurf in dieſem Sinne zugeſagt. Man weiß auch, daß die Kirchenbehörde in der That ſchon ſeit Jahren mit einem Geſetzentwurfe beſchäftigt iſt, der die Conſtituirung der Kirchengemeinde, im Unterſchiede von der politiſchen Gemeinde, zum Gegenſtand hat und zur Baſis einer Reform des Synodalweſens überhaupt beſtimmt iſt, von dem man ſich Lebensfähigkeit erſt dann verſpricht, wenn es auf jenes Fundament der kirchlichen Gemeinde geſetzt iſt. Allein dieſer Geſetzentwurf hat der gegenwärtigen Synode noch nicht vorgelegt werden können; er iſt, wie die Eröffnungsrede ſagt, „noch in Behandlung“, es haben erſt noch Berathungen mit den verſchiedenen Miniſterien ſtattzufinden,

Digitized by Google

bevor der Entwurf endlich ans Tageslicht und zur öffentlichen Discussion gelangen kann. Es ist begreiflich, daß die Synode selbst, die aus ihrer gegenwärtigen Zwitterstellung erlöst zu werden wünscht, die möglichste Beschleunigung dieses Gesetzgebungswerkes herbeisehnt. Deshalb war es eines ihrer ersten Geschäfte, daß sie die Kirchenbehörde ersuchte, bei der Staatsregierung darauf hinzuwirken, daß der Entwurf nicht ins Unbestimmte verschleppt, vielmehr derart gefördert werde, daß er noch der gegenwärtigen Synode vorgelegt werden kann. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß eine Vertagung der Synode eintritt, während deren das schwierige Werk vollends zur Reife gedeihen kann. Nur soll die Synode nicht geschlossen werden, ohne dasselbe noch erlebt zu haben; durch die bloße Vertagung hofft man einen Druck auf die Regierung auszuüben und die Verschiebung der Vorlage ad Kalendas graecas zu verhindern, eine Befürchtung, die um verzeihlicher ist, als auch der Minister des Innern ein Wort mitzusprechen hat und die gesetzgeberische Unthätigkeit im Ministerium des Herrn Sick nachgerade sprichwörtlich wird. Unter diesen Umständen hat Alles, was der Synode zunächst zur Berathung vorgelegt ist, nur eine untergeordnete Bedeutung. Man kann erhebliche Arbeiten nicht einer Versammlung zuweisen, die noch keine abgegrenzte Competenz besitzt. Die Vorlagen betreffen Besoldungsverhältnisse, die Anfertigung eines neuen Spruchbuches, die Herabsetzung des für die Kinderlehre pflichtigen Lebensalters vom 18. auf das 16. Jahr. Nur eine einzige ist von weiterer Bedeutung und streift in etwas an die Parteikämpfe, die anderswo auf dem Boden der evangelischen Kirche ausgefochten werden: es ist die Vorlage eines neuen Trauformulars, das in Folge des Reichsgesetzes über die Beurkundung der Eheschließung nothwendig geworden ist. Bei dem vermittelnden und weltklugen Charakter, der unserem Kirchenregiment wie unserer Theologenschaft bekanntlich eigen ist, braucht man nicht zu fürchten, daß eine Formel angenommen werde, die nicht im Einklange mit dem Geiste des Reichsgesetzes stünde. Es wird zwar nicht an Gegnern fehlen, welche veraltete Ansprüche der Kirche geltend machen, oder doch zu verstehen geben, daß sie solche Ansprüche gerne aufrecht halten möchten; aber sie werden die Minderheit bilden. Den Ausgang, welchen die Debatte im Schooße der Stuttgarter Diözesansynode — über denselben Gegenstand genommen hat, darf als erfreulicher und durchschlagender Vorgang betrachtet werden. Auch zeigen die bisher vorgenommenen Commissionswahlen ein entschiedenes Uebergewicht der liberalen Richtung, und das ist wohl die am meisten charakteristische Seite, welche die Verhandlungen der Synode bis dahin darbieten. Man weiß, mit welcher Aengstlichkeit man das auswärts blühende Parteiwesen von unserer engen in sich abgeschlossenen Landeskirche ferne zu halten beflissen ist. Unter der Oberfläche regen sich alle anderwärts aufgebrochenen Gegensätze, aber man ist hier mit Glück bemüht

Digitized by Google

gewesen, sie zu verdecken und mittelst einer praktischen Toleranz, die sich doch im Princip nichts vergiebt, auch in dieser Beziehung den „kirchlichen Frieden" des Landes zu wahren. Allein, wenn einmal eine parlamentarische Arena gegeben ist, bringen die Parteigegensätze von selbst ein, mit dem besten Willen lassen sie sich nicht fern halten, und es ist erfreulich, daß in der im Grund zufällig zusammengesetzten, aus keinerlei Art von Wahlkampf hervorgegangenen Verhandlung die freisinnigere Richtung entschieden die Oberhand hat. Nur darf man nicht an disciplinirte Parteien denken, oder unter der liberalen Hälfte gar Anhänger des Protestantenvereins vermuthen. So weit sind wir noch lange nicht. Wie die strengere Seite des Hauses aus Lutheranern und aus Pietisten sich zusammensetzt, so wird auch die mildere Seite aus allerlei, im Ganzen mehr nach rechts als nach links gravitirenden, Elementen gebildet. Die Leitung aber haben großentheils die juristischen Mitglieder der Synode in die Hand genommen, und auch dieser Umstand läßt hoffen, daß die Verhandlungen überhaupt diesmal der Heiterkeit des Publicums weniger Stoff darbieten werden als das erste Mal der Fall war.

In diesen Tagen hatte Württemberg abermals den Verlust einer seiner politischen Notabilitäten, eines zumal um die deutsche Sache hochverdienten Mannes zu beklagen. Adolf Goppelt ist in seiner Vaterstadt Heilbronn, 75 Jahre alt, einer kurzen Krankheit erlegen. Er war der Inhaber eines ausgedehnten Colonialwaarengeschäfts, dem er mit glücklichen Erfolg bis zuletzt vorstand, das ihm aber Zeit genug ließ, auf Gebieten, die weit von seinem Beruf ablagen, sich eine umfassende Bildung zuzueignen.

Im Jahre 1839 wählten ihn seine Mitbürger in die Abgeordnetenkammer, der er bis zum Jahr 1852 und später wieder von 1863—1866 angehörte. Hier nahm er bald bei finanziellen und volkswirthschaftlichen Fragen eine einflußreiche Stellung ein; in politischer Beziehung hielt er sich, ein persönlicher Freund Friedrich Römers, zur liberalen Opposition, und als im März 1848 Römer das liberale Ministerium bildete, trat Goppelt als Chef des Finanzministeriums ein. Er that es sehr wider seine Neigung; seiner zarten, feinfühligen Natur sagte der ausgesetzte Posten wenig zu, der in jenen Tagen besonders dornenvoll war; denn von der Revolution hatte Alles Verminderung der Staatsausgaben erwartet, während der neue Finanzminister genöthigt war, dem Lande die Rechnung für die Revolution in Form eines Deficits von 3 Mill. Gulden vorzulegen. Im Herbst des folgenden Jahres wurde er aus dieser Stellung befreit. Schon damals neigte er Preußen zu, und es waren zum Theil die Verhandlungen, die über den Beitritt zur preußischen Union gepflogen wurden und im Schooße des Ministeriums selbst zu Meinungsverschiedenheiten führten, was den Zusammenbruch des Märzministeriums beschleunigte. Der Gang der Dinge hat ihn dann in seiner preußischen Ge-

Digitized by Google

ſinnung nur beſtärken können, und als ſpäter aus den Trümmern des alten Parteiweſens eine nationale Partei ſich bildete, gehörte er zu ihren Begründer und feſteſten Stützen. Schon ſein verehrter Name war Zierde und Gewinn für die Partei. Aber er hat auch ſelten verſäumt an ihren Berathungen Antheil zu nehmen, und öfters war ihm der Vorſitz übertragen, den er mit der ihm eigenen anmuthigen Sicherheit zu führen pflegte. Im Jahre 1871 folgte er noch einmal dem Rufe ſeiner Mitbürger, ſie im erſten deutſchen Reichstag zu vertreten. Er gehörte hier den Nationaliberalen an; Geſundheitsrückſichten nöthigten ihn, eine Wahl in den zweiten Reichstag auszuſchlagen. Im vorigen Jahre hatte er noch die Freude, den deutſchen Kronprinzen, der zur Inſpection des württembergiſchen Armeecorps einige Tage ſich in Heilbronn aufhielt, als Gaſt in ſeinem Hauſe beherbergen zu dürfen. Goppelt war ein Mann, der einfache bürgerliche Tüchtigkeit mit hoher Begabung und Durchbildung verband. Pünktlich und geregelt im kleinſten, ſtand ſein Geiſt zugleich allen höheren Intereſſen, des Staats wie der Wiſſenſchaft, offen. Sein Haus machte er zu einer Stätte edler Bildung und mannigfacher Kunſtübung. Zu ſeinen näheren Freunden gehörte David Friedrich Strauß, und er ſympathiſirte mit dieſem in den philoſophiſchen wie in den politiſchen Anſichten. Sein Freiſinn hatte zugleich eine vornehme Art, gegen demagogiſche Rohheit beſaß er einen ſtarken Widerwillen. So war er auch nicht zum Redner vor größeren Verſammlungen angelegt; wo er aber im kleineren Kreiſe ſprach, erfreute er durch geiſtreiche, anmuthige Wendungen und treffende Ironie. Er war ein feiner Geiſt und ein allgemein angeſehener Charakter. Die kleine, zierliche, bewegliche Geſtalt mit dem feingeſchnittenen Kopf, aus deſſen Augen ein klarer Verſtand und eine glückliche Lebensphiloſophie blickten, wird noch lange unvergeſſen ſein.

Aus Berlin. Zur Mailandfahrt. Wirthſchaftliches. Theater. — Das lang erwartete Ereigniß iſt endlich eingetreten. Unſer Kaiſer weilt wirklich auf italieniſchem Boden. Von dieſſeit und jenſeit der Alpen ertönen feierliche Kundgebungen, welche der hohen Bedeutung der italieniſchen Fahrt gedenken. Ich darf mich heute der Pflicht für enthoben erachten, mein Schärflein zu denſelben beizutragen, da ich ſchon mehrfach in dieſen Blättern auf die Wichtigkeit der kaiſerlichen Reiſe hinwies. Außerdem iſt es in den Augenblicken, wo die Nachrichten von dem Feſtesjubel ſelbſt hocherfreulichen Inhaltes zahlreich Stunde für Stunde einlaufen, wohl faſt überflüſſig dieſe Ereigniſſe zu erläutern. Sprechen doch die Thatſachen beredter für ſich als dies Worte vermögen. Unſer hauptſtädtiſches Publicum verfolgt den Kaiſer auf ſeiner Reiſe mit geſpannteſtem Intereſſe. Man fühlt ſich hier leichtbegreiflicher Weiſe ganz beſonders glücklich in dem ſo vor aller Welt demonſtrirten

Digitized by Google

Gegensatze zum päpstlichen Rom und in dem so herzlich bekundeten Einvernehmen mit dem italienischen Freunde. Ein deutscher Kaiser in Italien ist überdies für die Phantasie trotz aller Verschiedenheiten der heutigen Mailänder Fahrt und der mittelalterlichen Römerzüge ein so dankbarer anziehender Stoff, daß schon diese rein äußerliche historische Analogie genügt, um das menschliche Gemüth auf die Höhen der philosophischen Geschichtsbetrachtung zu erheben. Aber, wie gesagt, ich will heute nicht in diese erhabenen Regionen hinaufsteigen. Zudem giebt es in der niederen unmittelbaren Sphäre der Gegenwart zu viel des Nothwendigen zu thun. Da hat man zum Beispiel alle Hände voll zu thun um der Welt zu beweisen, daß der Fürst Bismarck wirklich krank ist und lediglich aus diesem Grunde sich der italienischen Reise enthalten hat. Es ist merkwürdig, stets begegnet die Nachricht von einem Uebelbefinden des Reichskanzlers dem Unglauben. Und doch ist nichts unberechtigter als dieses Mißtrauen, zumal in dem heutigen Falle. Der Fürst ist leider wirklich recht unwohl und zur Zeit gänzlich unvermögend, die Strapazen einer solchen Reise zu ertragen. Auch haben Gemüthsbewegungen wohl dazu beigetragen, den Zustand des Reichskanzlers zu verschlimmern. Man wird gut thun, dies getrost zu glauben, denn man wird doch nicht decretiren wollen, daß bei einem Kanzler des deutschen Reiches der deprimirende Einfluß ungünstiger Gemüthsaffectionen auf den Körper unstatthaft und unzulässig sei. Fürst Bismarck hat aber gerade in der letzten Woche in seinem eigenen Hause mehrfaches Unglück erlebt. Zuerst erschoß sich einer seiner alten Diener durch einen unglücklichen Zufall bei dem Reinigen eines Gewehres und sodann erkrankte der Bräutigam seiner Tochter, Graf Eulenburg, am Typhus. Das schlechte Wetter mag auch mitgewirkt haben und so kam es denn, daß das alte Leiden des Fürsten, die Neuralgie, einen für die Reise vollständig unerträglichen Grad erreichte. Noch bis zum letzten Augenblicke hielt sich der Fürst, in der Hoffnung, doch noch die ihm so erwünschte Reise antreten zu können, seine Entschließungen offen. Auch in Baden-Baden in der kaiserlichen Umgebung hoffte man noch bis zum letzten Augenblick den Fürsten eintreffen zu sehen. Der Kaiser hatte ihm brieflich mitgetheilt, wie sehr er sich freuen würde, ihn auf der Reise an seiner Seite zu sehen, und der Reichskanzler hatte sich in seiner Antwort an den Kaiser demselben zur Disposition gestellt. Da kam der Machtspruch des Arztes und die Reise unterblieb. An der politischen Bedeutung des Mailänder Besuches ändert oder mindert dieser Ausfall natürlich nichts. Positive neue Abmachungen werden dort nicht zwischen den Souveränen und Ministern getroffen werden, und selbst wenn es der Fall wäre, so wäre zu solcher Action der Staatssecretär von Bülow zur Stelle. Das ganze Unglück also ist, daß den Italienern das Vergnügen vereitelt worden ist, unseren Reichskanzler persönlich begrüßen und feiern zu

Digitized by Google

können. Gewiß beklagen auch wir dies lebhaft, erkennen darin aber durchaus keine wirkliche politische Calamität.

Abgesehen von der italienischen Reise, hat die Person des Reichskanzlers noch in einer anderen Hinsicht in letzter Zeit lebhaft die Presse beschäftigt. Er sollte plötzlich die wirthschaftliche Frage, den finanziellen Nothstand der Zeit vorzugsweise in das Auge gefaßt haben und wunderbare Pläne durch noch wunderbarere Organe in das Leben zu führen entschlossen sein. In Eisenach auf dem Congresse der Kathedersocialisten erschien Dr. Rudolph Meyer in der Absicht, die Discussion der wirthschaftlichen Frage auf die Tagesordnung der Versammlung zu bringen. Eine Bemerkung desselben, der Kaiser habe sich bereits über einen in dieses Gebiet schlagenden Beschluß des Congresses deutscher Landwirthe Vortrag halten lassen, genügte, um ein ebenso kühnes, wie haltloses Gebäude von Vermuthungen aufzuführen. Es sollte Dr. Meyer ein Agent des Geheimrathes Wagener sein und es sollte in Folge dessen der Versuch Meyers, den Eisenacher Congreß in der Zolltariffrage für die Schutzzöllner in das Feld zu führen, als ein Fühler des Reichskanzlers oder seiner Organe angesehen werden, den man ausgestreckt habe, um sich über den Erfolg einer Regierungspolitik im schutzzöllnerischen Sinne zu vergewissern. Willkührlicher und absurder ist man wohl selten bei Erfindungen auf politischem Gebiete vorgegangen. Die ganze Geschichte ist so abgeschmackt, daß man sie nicht einmal für eine Intrigue der Schutzzöllner halten kann. Und sie ist es auch wirklich nicht. Vielmehr waren es die freihändlerischen und freisinnigen Blätter selbst, welche sich diesen Knecht Ruprecht auferbauten, um nachher vor ihm ein erschreckliches Grauen zu empfinden. An der ganzen Sache ist kein wahres Wort. Die Verbindungen der genannten Persönlichkeiten untereinander sind äußerst fraglich. Die Regierung denkt nicht daran, ihre Tarifpolitik zu ändern und ihren bisherigen freihändlerischen Standpunkt zu verlassen. Und was den Fürsten Bismarck anlangt, so wird es doch wohl Niemand Wunder nehmen, wenn er in einer Zeit, in der die wirthschaftliche Noth in aller Munde ist, sich eingehends und ernsthaft mit dieser Frage beschäftigt. Es müßte vielmehr wunderbar erscheinen, wenn das Gegentheil der Fall wäre. Gewiß wird der Fürst auch bereits daran gedacht haben, seinen theoretischen Erwägungen eine praktische Folge zu geben. Welcher Art aber dieselbe sein wird, weiß zur Zeit Niemand, und am allerwenigsten ist es zu verantworten, wenn Jemand dem Reichskanzler Pläne andichtet, deren Durchführung die bisherige Regierungspolitik auf den Kopf stellen würde. Solche Märchen fristen nur darum ein so langes Leben, weil Niemand in amtlichen Kreisen sich die Mühe giebt, sie zu dementiren. Es ist dies eine alte, und im ganzen sehr gut bewährte Tradition der Regierung, den baaren Unsinn in der Presse ganz unbehindert so lange umherlaufen zu lassen, bis er sich selbst zu Tode

Digitized by Google

gehetzt hat. Freilich hat diese Praxis, wie man sieht, auch ihre Uebelstände. Denn im Vertrauen auf die Geduld und eine negative Haltung der amtlichen Kreise wagen sich diese Allarmnachrichten hervor. Ihre Erfinder verfahren nach dem Satze: „Das Publicum glaubt Alles, was nicht ausdrücklich widerlegt wird. Was unwiderlegt bleibt, ist wahr."

Dieses Treiben ist gerade in der jetzigen Zeit doppelt verwerflich. Unsere Finanzzustände sind so kläglich, daß sie nicht die geringste Erschütterung mehr vertragen. Die Börse gewährte in dieser Woche einen wirklich traurigen Anblick. Bedeutende Fallimente wurden befürchtet. Treten dieselben wirklich ein, so wird der moralische Eindruck derselben noch schlimmer sein als der pecuniäre Verlust. Nicht als ob dabei besondere Uebelstände zu Tage treten werden, sondern einfach deswegen, weil Berlin sich bisher seit der Zeit des großen Krachs im ganzen gut zu halten wußte und keine größere Zahlungseinstellung aufzuweisen hatte. Dieser Nimbus ist dann dahin. Wenn aber in Geldsachen ein guter Glaube, und wenn es auch nur ein Wahnglaube ist, zerstört wird, so reißt gemeinhin eine schreckliche Demoralisation ein. Hoffen wir, daß es dahin nicht kommen wird. Jedenfalls tragen alle diese Verhältdazu bei, die Frage der inneren Politik in sehr unliebsamer Weise zuzuspitzen. Hoffentlich werden sich die Mitglieder des Reichstages nicht von der pessimistischen Stimmung anstecken lassen, in der die Berliner augenblicklich unter dem Drucke der finanziellen Lage die neuen Steuergesetze, die Zolltarifsrage und das Nachtragsgesetz zum Reichsinvalidenfonds discutiren.

Der Zusammentritt des Reichstages ist nunmehr auf den 27. dieses Monats anberaumt worden. Das ist aber auch das einzige Neue, was über den Reichstag zu sagen ist. Alle Gesetzesvorlagen, welche seiner harren, ruhen noch im Schoße des Bundesraths. Zu constatiren ist höchstens noch, daß nach der allgemeinen Ansicht ein Schluß der Reichstagssession vor Neujahr sich nicht ermöglichen lassen wird und daß der Reichstag in Folge dessen den preußischen Landtag, wie im vorigen Jahre, in das Gedränge bringen wird. Wer sich also eines parlamentarischen Mandates erfreut, möge sich nur darauf gefaßt machen, einen geraumen Zeitraum hier zuzubringen. Berlin wird gewiß sein Bestes thun, um den Reichs- und Landboten den Aufenthalt angenehm zu machen. Schon jetzt erfreuen uns die Theater durch vielfache Novitäten. Im Nationaltheater giebt man ein großes historisches Drama von Felix Dahn, „König Roderich", im Schauspielhause ein Trauerspiel von Otto Roquette, „der Feind im Hause", im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater erklingen neue liebliche Walzermelodien von Strauß in seiner neuen Operette „Cagliostro" und im Wallnertheater endlich amüsirt sich allabendlich ein sehr zahlreich anwesendes Publicum in G. von Mosers Lustspiel „der Veilchenfresser". Das Stück ist wirklich recht anmuthig. Ein großer Gehalt

Digitized by Google

von Geist, Tiefe und Feinheit steckt freilich keineswegs darin. Dafür ist es aber überaus lebenswahr erfunden, äußerst geschickt componirt und überaus reich an lustigen, drolligen Situationen. Das Publicum hat fortwährend vollauf Gelegenheit zum Lachen. Die Figuren des Stückes sind wirkliche Typen. Der Lieutenant, der Bursche, der Referendar, die junge Wittwe sind alle in ihrer Sphäre wahrhaft mustergiltig und tummeln sich in dem Stücke in der lustigsten Weise umher. Ich habe übrigens noch niemals auf der Bühne eine Officiersrolle so gut geben sehen, als es dem Darsteller des Veilchenfressers gelang. Dieses Ungethüm ist nämlich ein Lieutenant. Gewöhnlich werden die Officiere auf der Bühne zu argen Zerrbildern gemacht, oder sie werden in völlig ungeschickter, militärisch unmöglicher Weise dargestellt. Beides wurde hier vermieden. Der Veilchenfresser bewegte sich gesellschaftlich und militärisch so richtig, daß er ohne weiteres im Zuschauerraum neben seinen Originalen hätte Platz nehmen können. Zur Aufklärung des erschrecklichen Titels „Veilchenfresser" sei übrigens bemerkt, daß besagter Officier sich diesen Namen lediglich durch seine umfassende Thätigkeit im Spenden von Blumen an liebenswürdige Damen erwirbt. Vegetarianische Gelüste sind ihm fremd. Hoffen wir, daß wir in diesem Winter in den Theatern noch mehrfach durch so lustige Gesellen unterhalten werden, wie durch ihn. J.

Literatur.

Sechzehnte Plenar-Versammlung der historischen Commission bei der königl. baier. Akademie der Wissenschaften. Bericht des Secretariats. München, im October 1875. Die diesjährige Plenarversammlung der historischen Commission wurde in den Tagen vom 30. September bis 2. Oktober abgehalten. An den Sitzungen betheiligten sich der Vorstand der k. k. Akademie der Wissenschaften Reichsrath von Döllinger, der Vicepräsident der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien, Hofrath und Archivdirector Ritter von Arneth, der Director der preußischen Staatsarchive Professor von Sybel aus Berlin, Geheimer Regierungsrath Professor Waitz aus Berlin, der Reichsarchivsdirector Geheimrath von Löher, der Oberbibliothekar Föringer, der Reichsarchivsrath Muffat, der Geheime Cabinetsrath a. D. Freiherr von Liliencron, die Professoren Dümmler aus Halle, Hegel aus Erlangen, Sickel aus Wien, Wattenbach aus Berlin, Wegele aus Würzburg, Weizsäcker aus Straßburg und Kluckhohn von hier, der Reichsarchivsassessor Professor Rockinger und der ständige Secretär der Commission Geheimrath von Giesebrecht, der in Abwesenheit des Vorstands, Geheimen Regierungsrath von Ranke, die Leitung der Verhandlungen übernahm.

Der über die Arbeiten des abgelaufenen Jahrs vom Secretär erstattete Geschäftsbericht zeigte, daß die Unternehmungen, von den Vorständen der Archive und Bibliotheken überall auf das Zuvorkommendste unterstützt, in erwünschtem Fortgang sind. Seit der vorjährigen Plenarversammlung kamen in den Buchhandel folgende neue Publicationen:

Digitized by Google

1) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. XIV. Geschichte der National-Oekonomik von Wilhelm Roscher.
2) Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256—1430. Bd. III.
3) Jahrbücher der deutschen Geschichte. Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich VI. von S. Hirsch. Bd. III. Herausgegeben und vollendet von Harry Breßlau.
4) Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich III. von Ernst Steindorff. Bd. I.
5) Forschungen zur Deutschen Geschichte. Bd. XV.
6) Bayerisches Wörterbuch von J. Andreas Schmeller. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. Karl Frommann. Lieferung XI.
7) Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. I. (Lieferung I—V) und zwei Hefte von Bd. II (Lieferung VI und VII).

Außerdem sind zur Ausgabe fertig:

1) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit Bd. XV. Geschichte der Botanik von Dr. Julius Sachs.
2) Briefe und Akten zur Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. Bd. III. Abth. 1. Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1551. Bearbeitet von August von Druffel.
3) Allgemeine Deutsche Biographie. Lieferung VIII.

Die Berichte, welche im Verlaufe der Verhandlungen von den Leitern der einzelnen Unternehmungen erstattet wurden, stellen noch andere Publicationen in nahe Aussicht.

Im Druck ist das Schlußheft des Schmellerschen Wörterbuchs; die Ausgabe desselben wird nur durch das Register noch etwas verzögert werden, da der Herausgeber Dr. Frommann im Interesse des Publicums dasselbe möglichst erweitern und vervollständigen will. Auch der Registerband zu den Deutschen Weisthümern, welcher die Benutzung dieses reichhaltigen Werks außerordentlich erleichtern wird, ist im Druck begonnen. Es wird in zwei Abtheilungen erscheinen, von denen die eine das Namen- und Sachregister, bearbeitet von Professor R. Schröder in Würzburg, die andere das Wortregister, bearbeitet von Professor Birlinger in Bonn, enthalten wird. Wie die neue Ausgabe des berühmten bayerischen Wörterbuchs, wird auch die von J. Grimm begründete Sammlung der Deutschen Weisthümer im nächsten Jahre voraussichtlich zum Abschluß gelangen.

Auch die Geschichte der Wissenschaften geht ihrer Vollendung entgegen. Nachdem bereits 15 Bände die Presse verlassen haben, werden demnächst die Geschichte der Mathematik, bearbeitet von Professor Gerhardt in Eisleben, und die Geschichte der Geschichtswissenschaft, bearbeitet von Professor Wegele in Würzburg, zur Publication gelangen; die Geschichte der Geologie, der klassischen Philologie und der Medicin werden bald ihnen folgen. Da die Gelehrten, welche früher die Geschichte der Physik und der Kriegswissenschaften übernommen hatten, die Bearbeitung aufgegeben haben, mußten für diese Abtheilungen neue Kräfte gewonnen werden. Die Geschichte der Kriegswissenschaften hat jetzt Generallieutenant Freiherr von Troschke in Berlin übernommen; wegen der Geschichte der Physik schweben noch Verhandlungen, die hoffentlich demnächst zum Abschluß gelangen werden.

Von der großen unter Professor Hegels Leitung herausgegebenen Sammlung der deutschen Städtechroniken ist der zwölfte Band, der erste der Cölnischen Chroniken, im Druck nahezu vollendet und wird in kurzer Frist ausgegeben werden. Derselbe enthält Erzählungen und historische Berichte aus dem 13. bis 15. Jahrhundert: die bekannte Reimchronik von Gottfried Hagen, die Weberschlacht, das sogenannte Neue Buch und eine

Digitized by Google

Anzahl kleinerer historischer Berichte, die unter dem Namen: „Memoriale des 15. Jahrhunderts" zusammengefaßt sind. Vorausgeschickt ist eine allgemeine Einleitung, erstens über die Geschichte und Verfassung der Stadt im Mittelalter, die später weiter fortgesetzt werden wird, und zweitens über die Cölnische Geschichtsschreibung und Literatur. Die historische Bearbeitung ist mit Ausnahme des ersten Theils der Einleitung, welchen Professor Hegel selbst verfaßt hat, von Dr. H. Cardauns in Bonn, die sprachliche von Dr. C. Schröder aus Schwerin und Professor Birlinger in Bonn ausgeführt. Zwei weitere Bände Cölnischer Chroniken, welche Jahrbücher aus dem 14. und 15. Jahrhundert und die Koelhoffsche Chronik von 1499 enthalten sollen, werden schnell dem ersten folgen. Für die bayerischen Städtechroniken liegen zwei fertige Arbeiten vor: Die Regensburger Chronik von Leonhard Widmann (1511—1555), bearbeitet vom Archivssecretär Freiherrn E. von Oefele in Bamberg, und die bis 1400 reichenden Mühldorfer Annalen, bearbeitet vom Archivssecretär Dr. Th. Heigel. Mit diesen Stücken soll verbunden werden, was die Stadt München an historischen Denkwürdigkeiten und chronikartigen Aufzeichnungen aus dem Mitelalter bietet, namentlich die Katzmairsche Denkschrift, mit deren Bearbeitung Reichsarchivsrath Muffat beschäftigt ist. Für die Herausgabe der Lübecker Chroniken ist Professor Mantels in Lübeck unausgesetzt thätig gewesen und hofft den ersten Band bis Ende dieses Jahres druckfertig herstellen zu können. Stadtarchivar Häuselmann in Braunschweig eröffnet für das kommende Jahr auf die Vollendung des zweiten Bandes der Braunschweiger Chroniken Aussicht. Dr. von Bippen in Bremen hat die Neubearbeitung der Chronik von Rynesberg-Schene begonnen.

Von dem umfassenden Unternehmen der Reichstagsakten, welches unter Leitung des Professors Weizsäcker steht, wird der dritte Band in einigen Wochen zum Druck gelangen. Derselbe bezieht sich auf die letzten Jahre K. Wenzels und die Wahl Ruprechts. Der erste Band für die Regierungszeit K. Sigmunds, bearbeitet vom Bibliothekar Dr. Kerler in Erlangen, wird bis Ostern nächsten Jahres zum Druck vollendet werden. Die Fortsetzung der Sigmundschen Abtheilung soll auch in Zukunft neben der Wenzel-Ruprechtschen bearbeitet werden. Die Arbeiten für die Akten K. Friedrichs III. hat Dr. Ebrard in Straßburg fortgeführt. Auch in diesem Jahre sind von den Mitarbeitern mehrere deutsche Archive untersucht worden.

Die Sammlung der Hanserecesse, bearbeitet von Dr. K. Koppmann, wird demnächst um den vierten Band bereichert werden, welcher die Zeit von 1391 bis 1400 umfaßt. Der Druck dieses Bandes ist bereits erheblich vorgeschritten und die Beendigung desselben im künftigen Jahre zu erwarten.

Die Arbeiten für die Wittelsbachsche Correspondenz sind auch in diesem Jahre nach verschiedenen Seiten gefördert worden. Für die ältere pfälzische Abtheilung hat Dr. Fr. von Bezold unter Beihilfe des Professors Kluckhohn die Sammlungen fortgesetzt. Für die Correspondenz des Pfalzgrafen Johann Casimir wurden die Materialien im hiesigen Staatsarchiv, wie Stuttgarter und Darmstädter Archivalien durchgearbeitet; mehr oder minder reiche Ausbeute ergaben auch die Archivconservatorien zu Nürnberg und Würzburg, das städtische Archiv in Frankfurt a. M., das Staatsarchiv zu Marburg, die Archive in Gotha, Weimar, Dresden und Wien, welche sämmtlich Dr. von Bezold in diesem Sommer bereiste. Um mit der Correspondenz Johann Casimirs zum Abschluß zu kommen, wird noch ein längerer Aufenthalt in Dresden und Reisen nach der Schweiz und Frankfurt erforderlich sein. Für die ältere bayerische Abtheilung, welche unter Leitung des Reichsarchivsdirectors Geheimrath von Löher steht, hat Dr. von Druffel die Arbeiten fortgeführt. Von dem dritten Bande ist die erste Abtheilung vollendet; sie ergänzt die Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1551, welche der erste Band enthielt, durch die umfassenderen dort ausgeschlossenen Aktenstücke und beruht zum großen Theil auf den Abschriften und Aus-

Digitized by Google

zügen, welche die Professoren Cornelius und G. Voigt aus norddeutschen Archiven gesammelt hatten und in liberalster Weise zur Benutzung überließen. Für den noch rückständigen zweiten Band und die zweite Abtheilung des dritten Bandes wurden die Sammlungen hier und in Brüssel fortgesetzt; zur Vervollständigung derselben werden im nächsten Jahre noch Forschungen in den Archiven zu Dresden und Wien nöthig werden. Für die jüngere pfälzische und die jüngere bayerische Abtheilung, beide von Professor Cornelius geleitet, konnten die Arbeiten wegen der Amtsgeschäfte des Professors M. Ritter in Bonn und der Gesundheitsverhältnisse des Dr. F. Stieve leider nicht ganz nach Wunsch gefördert werden. Doch wird Professor Ritter den dritten Band der jüngeren pfälzischen Abtheilung im Laufe des nächsten Winters der Presse übergeben, und Dr. Stieve hat die Sammlung für die jüngere bayerische Abtheilung, namentlich auf Reisen nach Düsseldorf und Brüssel, so weit vervollständigt, daß auch der erste Band dieser Abtheilung voraussichtlich im Frühjahr 1876 druckfertig hergestellt sein wird.

Die Jahrbücher der Deutschen Geschichte werden demnächst eine wesentliche Bereicherung erhalten, da Professor Dümmler den Druck der Geschichte Ottos des Großen hat beginnen lassen. Professor B. Simson in Freiberg stellt den Abschluß seiner Geschichte Ludwigs des Frommen für den Anfang des nächsten Jahres in Aussicht. Die Bearbeitung der Geschichte Konrads II. hat Dr. H. Breslau in Berlin übernommen.

Die Zeitschrift: „Forschungen zur Deutschen Geschichte“ wird in der bisherigen Weise fortgesetzt werden. Die Redaction verbleibt in den Händen des Geh. Regierungsraths Waitz, der Professoren Wegele und Dümmler.

Das jüngste Unternehmen der Commission, die Allgemeine Deutsche Biographie, hat im verflossenen Geschäftsjahre einen sehr erfreulichen Anfang genommen. Nicht allein, daß die Theilnahme der Gelehrtenwelt an der Durchführung des Werks den Redactoren, Freiherrn von Liliencron und Professor Wegele, fortwährend auf das Dankenswertheste zur Seite steht und die Liste der Mitarbeiter sich unausgesetzt mehrt, auch das Publicum hat, die Nützlichkeit und nationale Bedeutung des Unternehmens erkennend, dasselbe in günstigster Weise aufgenommen. Nachdem der erste Band (in 5 Lieferungen) und die beiden ersten Lieferungen des zweiten Bandes bereits in den Buchhandel gekommen sind, ist auch der Druck der noch rückständigen Lieferungen des zweiten Bandes jetzt vollendet, so daß dieser Band in Kurzem vollständig vorliegen wird. Der dritte Band wird voraussichtlich bis Ostern, der vierte bis Michaelis 1876 vollendet sein. Da sich jetzt übersehen läßt, welcher Theil des Materials in diesen vier Bänden Platz finden wird, ist auch die gewisse Aussicht gegeben, daß das ganze Werk mit den beabsichtigten 20 Bänden zum Abschluß gelangen wird. Für eine rasche Folge dieser Bände sind alle Maßregeln getroffen.

Uebersieht man die Reihe der ebenso werthvollen wie umfangreichen Publicationen, welche die historische Commission theils bereits veröffentlicht hat, theils in den nächsten Jahren herausgegeben wird, so tritt die Fruchtbarkeit des königlichen Gedankens, welcher die Commission in das Leben rief, in das hellste Licht. Unentbehrliche Werke für die deutsche Geschichtswissenschaft, welche auf andere Weise kaum herzustellen waren, sind durch die hochherzige Liberalität der Könige Bayerns geschaffen worden. Durch die Gründung der historischen Commission wurde München ein Mittelpunkt für die historischen Studien in ganz Deutschland und wird hoffentlich ein solcher auch in der Folge bleiben.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 22. October 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Ein mecklenburgiſcher Landesvater.

Von Julius Wiggers.

I.

Unter den kleinen deutſchen Machthabern aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche im Hochgefühle ihrer Herrſcherwürde bei der Ausübung des Landesregiments keine andere Norm als ihren Willen kannten, glänzt der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin in vorderſter Reihe. Die ſeltene Beharrlichkeit, mit welcher er das, was er für ſein Recht hielt, allen Hinderniſſen zum Trotz durchzuſetzen bemüht war, und die Rückſichtsloſigkeit in der Wahl der Mittel für ſolchen Zweck, laſſen ihn als eine der vollendetſten Typen jener fürſtlichen Perſönlichkeiten erſcheinen, welche damals die Theorie des l'état c'est moi in ihren Duodezſtaaten zur Anwendung brachten. Dieſe Starrheit in der Verfolgung ſeines Zieles iſt freilich das Einzige, was ihn zu einer beachtenswerthen geſchichtlichen Geſtalt macht. Denn darüber ſtimmen alle mecklenburgiſchen Hiſtoriker der Gegenwart mit den Zeugniſſen der Zeitgenoſſen Karl Leopolds überein, daß ſein Charakterbild ſonſt nichts Anziehendes und Feſſelndes hat. Nach der Schilderung, welche der Großherzogliche Geheime Archivrath Liſch, der bekannte mecklenburgiſche Alterthums- und Geſchichtsforſcher, von ihm entwirft, war er ein kalter, jeder Leidenſchaft und Begeiſterung unfähiger Deſpot, ein Tyrann, welcher unbedingten Gehorſam forderte und nie auf Gründe und Gegenvorſtellungen hörte, ſeinen Umgang gern unter geringen und kriechenden Menſchen ſuchte, unruhig und heuchleriſch, habſüchtig und geizig, dabei aber wieder verſchwenderiſch war, wenn es auf die Beförderung ſeiner Pläne ankam. Sein eigener getreuer Anhänger, Freiherr von Eichholz, der ihm längere Zeit als Geſchäftsträger am kaiſerlichen Hofe diente, beſchreibt in nachgelaſſenen Papieren dieſe letztere Eigenthümlichkeit des ſtets geldbedürftigen Fürſten ſehr anſchaulich, wenn er berichtet: „Auf der Reiſe zankte er öfter mit den Poſtillonen um einen Gulden Trinkgeld, als ob damit all ſein Hab und Gut darauf ginge; wenn er

Digitized by Google

aber seine Pläne ausführen wollte, schenkte er mit Vergnügen tausend Ducaten weg." Wie gleichfalls Eichholz berichtet, befolgte der Herzog im Interesse seiner Finanzen den Grundsatz, daß man alte Schulden nicht bezahlen und neue alt werden lassen müsse. Ein anderer Zeitgenosse Karl Leopolds, der Präpositus David Franck zu Sternberg, Verfasser eines bändereichen Werkes „Altes und Neues Mecklenburg", entwirft von Karl Leopold folgende Schilderung: „Er war von der schönsten Leibesgestalt, von ansehnlicher Größe, hellen Augen; doch leuchtete der Grimm aus seiner herrischen Gesichtsbildung hervor, so daß er beim ersten Anblick mehr gefürchtet als geliebt wurde. Von Gemüth war er mißtrauisch, unschlüssig und herrschsüchtig im höchsten Grade, nahm keinen guten Rath an, auch nicht von den größten Potentaten, und suchte den Ruhm der Standhaftigkeit in einem übertriebenen Eigensinn. Er wagte Alles auf einen unrichtigen Begriff von Regalien. Wer ihm darin besser rieth, den hielt er für seinen Feind. Wer von seinen Hofbedienten nicht nach seiner Pfeife tanzen wollte, den prügelte er wie der Polack seinen brummender Bären."

Sein Leben war ausschließlich von der Aufgabe erfüllt, „die ihm von Gott anvertrauten Regalien zu mainteniren," und jede Macht, welche ihm dazu hülfreich werden konnte, Kaiser und Papst, Jesuiten und Pietisten, wurde dazu aufgeboten. Keine Mühe war ihm zu beschwerlich, kein Mittel zu schlecht, um es für diesen Zweck sich dienstbar zu machen. Es war, als wenn alles Heil der Welt lediglich davon abhinge, daß Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin in seinem Lande unumschränkter Herr sei. Die zahllosen Unterhändler, welche er an alle Höfe aussandte, die unermeßlichen Correspondenzen, welche er nach allen möglichen Seiten unterhielt, waren nur auf diesen einen Zweck gerichtet. Ein zahlreiches stehendes Heer, um seinem Herrscherwillen Gehorsam zu verschaffen, und Geld, um die Kosten desselben zu bestreiten, darin gipfelten seine Wünsche und darauf richtete sich seine Sorge Tag und Nacht. Bei dem Allen aber erreichte er nur das Gegentheil dessen, was er erstrebte; durch sein Pochen auf seine landesfürstlichen Rechte brachte er nicht nur das Land in die größte Noth, Armuth und Verwirrung, sondern auch sich selbst um sein landesherrliches Regiment.

Der Darstellung des Verlaufes dieses ruhelosen und verfehlten Lebens sind die nachfolgenden Blätter gewidmet.

Karl Leopold war der zweite Sohn des auf dem Schlosse zu Grabow residirenden Herzogs Friedrich, eines jüngeren Bruders des franzosenfreundlichen, sein Land von Paris aus regierenden Herzogs Christian Louis von Mecklenburg-Schwerin. Er ward am 26. November 1678 geboren. Sein älterer Bruder, Friedrich Wilhelm, succedirte am 21. Juli 1692 in Schwerin, am 26. October 1696 in Güstrow, von welchem letzteren Herzogthum im

Digitized by Google

Jahre 1701, nach einem kleinen mecklenburgischen Bürgerkriege, Mecklenburg-Strelitz als selbstständige Herrschaft abgezweigt wurde. Zwei jüngere Geschwister Karl Leopolds waren: Christian Ludwig, geboren am 26. Mai 1683 und Sophie Luise, geboren am 6. Mai 1685, seit 1708 dritte Gemahlin des Königs Friedrich I. von Preußen. Noch nicht zehn Jahre alt verlor Karl Leopold den Vater. Mit Hülfe zweier Lehrer, des nachmaligen Superintendenten Leumann und des geheimen Kammerraths Varenius leitete nun die Mutter, Christine Wilhelmine, geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, die Erziehung, welche wohl Vieles zu wünschen übrig ließ. „Gott möge es des Herzogs Frau Mutter vergeben", schreibt Eichholz, „daß sie so schlechte Sorge um ihres Sohnes Erziehung getragen". Im dreizehnten Lebensjahre wurde der Prinz, in Begleitung seines Hofmeisters von Koppelow, auf Reisen geschickt und besuchte Holland, England und Frankreich. Nach seiner Rückkehr gerieth er mit seinem älteren Bruder, dem Herzog Friedrich Wilhelm, dadurch in Streit, daß er Ansprüche auf das Herzogthum Mecklenburg-Güstrow erhob. Er begab sich grollend nach Hamburg und von da zu Karl XII. von Schweden nach Polen, und verweilte mehrere Jahre in dessen Hauptquartier. Durch wilde Lust an kriegerischen Abenteuern erwarb er sich hier die besondere Zuneigung des Königs, den er sich in jeder Hinsicht zum Muster nahm. Auf einem gemeinsamen Ausritt wurden beide einmal mit dem militairischen Gefolge unversehens von einer feindlichen Reiterabtheilung angegriffen und zu eiliger Flucht nach verschiedenen Richtungen genöthigt, wobei Karl Leopold in Folge eines Sturzes mit dem Pferde von allen Gefährten getrennt wurde und nur durch einen Glücksfall der Gefangenschaft entging.

Im Jahre 1707 verließ der Prinz das schwedische Heer, nachdem durch einen Vergleich mit dem Bruder seine Einkünfte geregelt waren, und nahm in Doberan seinen Wohnsitz. Am 27. Mai 1708 vermählte er sich mit der achtzehnjährigen Prinzessin Sophie Hedwig, Tochter des Fürsten Heinrich Casimir von Nassau-Diez, Erbstatthalters von Westfriesland. Schon in den ersten Tagen nach der Hochzeit entstand jedoch zwischen beiden Ehegatten ein Zerwürfniß, welches ihnen eine Scheidung wünschenswerth machte. Sie wandten sich deshalb an das königlich schwedische Consistorium zu Greifswald, dessen Erkenntniß vom 2. Juni 1710 die Auflösung der Ehe verfügte und dem Prinzen die Eingehung einer anderweitigen Ehe gestattete, ihn auch von der Verpflichtung freisprach, der geschiedenen Gemahlin den Unterhalt zu reichen. Letztere war indessen mit diesem Erkenntniß nicht zufrieden und beschwerte sich über dasselbe beim Reichshofrath, welcher vorläufig dem Herzog bis zu ausgemachter Sache die Eingehung einer neuen Ehe untersagte. Doch erwartete dieser die weitere Entwickelung des Processes nicht, sondern hob die Prinzessin, als sie seinen Rath, das Haus in Doberan freiwillig zu räumen,

Digitized by

nicht befolgte, in einen Wagen und ließ sie über die Landesgrenze bringen. Sie kehrte in das Vaterhaus nach Leeuwarden zurück und starb im Jahre 1734 auf Schloß Oranienstein in Nassau.

Am 4. August 1713 erschien bei Karl Leopold in Doberan der Kammerdiener Groth, und meldete, daß sein Herr, der regierende Herzog Friedrich Wilhelm, den er nach Schlangenbad begleitet hatte, auf der Rückreise von dort nach Mecklenburg am 31. Juli in Mainz verstorben sei. Da die Ehe Friedrich Wilhelms kinderlos geblieben war, so fiel die Regierung dem Herzog Karl Leopold zu, deren Antritt er durch die Prägung einer Medaille feierte. Zum Regierungssitz erwählte er Rostock und zu seinem ersten Minister nicht lange darauf, nach Verabschiedung des Grafen Horn, den früher in strelitzischen Diensten stehenden, als Ränkeschmied bekannten, Geheimrath von Petkum, dem zwei ähnlich geartete Regierungsräthe, von Schöpfer und Schaper (früher Leibarzt des Herzogs) zur Seite standen.

Im Lande war es schon seit einem Jahrhundert recht bunt hergegangen. Der dreißigjährige, der brandenburgisch-schwedische, dann der nordische Krieg hatten auf Mecklenburg schwer gedrückt. Im nordischen Kriege zogen Schweden, Russen und Dänen zwar nicht als Feinde, aber als ungebetene böse Gäste durch das Land, und rangen hier um den Besitz des im westphälischen Frieden den Schweden überwiesenen befestigten Handelsplatzes Wismar. Dazu gesellten sich bereits unter den letzten Vorgängern Karl Leopolds innere Zerwürfnisse zwischen Landesherrn und Ständen, welche sich hauptsächlich um das Steuermaß drehten und schon den Herzog Friedrich Wilhelm veranlaßt hatten, mit dem König von Preußen den Vertrag vom 31. März 1708 zu schließen, in welchem letzterer versprach, auf Erfordern des Herzogs ein Regiment Dragoner einrücken zu lassen, um die ungehorsame Ritterschaft zur Zahlung eines Jahresbeitrags von 120,000 Thalern für den Unterhalt des stehenden Heeres zu zwingen.

Sowohl um die fremden Bedränger der Einwohner des Landes im Zaume zu halten, als auch um dem Landtage gegenüber sich in eine achtunggebietende Lage zu setzen, ließ Karl Leopold es seine erste Sorge sein, sich mit einer starken Militairmacht zu umgeben. Die Truppen, welche sein Vorgänger in holländischen Dienst gestellt hatte, wurden zurückberufen und durch einige neue Regimenter vermehrt. Zum Hauptstützpunkt seiner Rüstungen hatte der Herzog Rostock ausersehen. Hier erfolgte denn auch bald ein schwerer Zusammenstoß zwischen ihm und der auf ihre vertragsmäßigen Freiheiten stolzen alten Hansastadt.

Nach den Verträgen hatte die Stadt das ausschließliche Besatzungsrecht. Die Stadtschlüssel mußten zwar dem Herzog, so lange er in Rostock war, jeden Abend gebracht werden, sonst aber dem worthabenden Bürgermeister.

Digitized by Google

Als der Herzog nun vorläufig ſiebzig Mann unter Oberſtlieutenant von Hammerſtein in die Stadt einrücken laſſen wollte, verſchloß dieſe die Thore und geſtattete den Einmarſch erſt, nachdem der Führer der Truppen erklärt, daß er dem Herzoge noch nicht geſchworen, und bereit ſei, demnächſt auch der Stadt den Eid zu leiſten. Karl Leopold war hierüber ſehr ungehalten, beſtellte den Oberſt von Schwerin zum Commandanten der Stadt, überwies dieſem die Thorſchlüſſel, und erklärte, als der Rath hiergegen Vorſtellungen machte, die Frage, ob er an die Verträge ſeiner Vorfahren gebunden ſei, für noch keineswegs ausgemacht.

Andere Differenzen traten hinzu. Der Herzog beſtritt der Stadt das Recht zur Erhebung der Acciſe und nahm für ſich das Recht der Jagd in den ſtädtiſchen Waldungen in Anſpruch. Dieſes Jagdrecht machte er thatſächlich geltend, indem er auf ſtädtiſchem Jagdgrund einen Hirſch erlegte und ihn dem worthabenden Bürgermeiſter zum Neujahrsgeſchenk machte. Dieſer aber wies das erlegte Wild vorſichtig zurück und zeigte dem Herzog an, daß er ohne Erlaubniß des Raths in den Stadtwäldern nicht jagen dürfe. Die Antwort des Herzogs war, daß er einen Lieutenant mit zwanzig Dragonern abſandte, um die Stadtjäger an der Ausübung der Jagd zu verhindern.

Jeder dieſer Streitpunkte führte zu einer Beſchwerde des Raths an den Kaiſer und zu einem für den Herzog ungünſtigen Beſcheide. Dieſer aber erbat jetzt von den Juriſtenfacultäten zu Helmſtädt, Halle, Wittenberg und Erfurt Erachten über die Frage, ob die Einleitung einer Criminalunterſuchung gegen den Roſtocker Rath wegen eigenmächtiger Erhebung und Erhöhung der Acciſe zuläſſig ſei, und ob die Rathsmitglieder ſich durch Stellung einer Caution von der perſönlichen Unterſuchung befreien könnten. Die Frage wurde im Sinne des Herzogs beantwortet, worauf dieſer (12. Februar 1715) die drei Bürgermeiſter Stever, Tielke und Beſelin und die Rathsherren Voß und Müller zur Haft bringen, deren Papiere verſiegeln und den Regierungsrath von Schöpfer und Juſtizrath Oertling den übrigen Magiſtratsmitgliedern und den Hundertmännern (den Vertretern der Bürgerſchaft) als Directoren der Stadt vorſtellen ließ. Da die Verhafteten die Rechte der Stadt nicht opfern wollten, wurden ſie nach Schwerin in eine harte Gefangenſchaft geſchleppt und jeder von ihnen abgeſondert bewacht, um ſie an der Abfaſſung einer Beſchwerde zu verhindern. Demnächſt wurden auch ſämmtliche übrigen Mitglieder des Raths, der Syndicus, der Protonotar, und der größte Theil der Hundertmänner, zuſammen achtzig Perſonen, weil ſie die Herausgabe der Stadturkunden verweigerten, unverſehens auf das Rathhaus geholt und hier vom 19. Februar bis zum 8. März 1715 in der ſogenannten blauen Stube eingeſperrt gehalten. Man ſchnitt ihnen alle Verbindung nach außen ab und ſetzte ihnen durch ſtarkes Heizen des großen Kachelofens ſo zu, daß mehrere

unter der Einwirkung der heißen und verpesteten Luft ohnmächtig umsanken. Der Fiscal beantragte eine Strafe von hundert Mark für jeden, weil sie die landesherrlichen Rechte durch eine an den Kaiser gerichtete Beschwerdeschrift verletzt hätten, und bewirkte die Aufzeichnung und Versiegelung ihrer Güter. Auf die Versicherung, daß sie sich wieder stellen würden, wenn die in Aussicht genommenen Vergleichsverhandlungen nicht zum Ziele führten, wurden sie dann zwar einstweilen entlassen, mußten aber, da sie die Ansprüche des Herzogs nicht für berechtigt erkannten, schon nach wenigen Tagen in die Haft zurückkehren. Am 23. März wurden die Rathsmitglieder nach Bützow, der Syndicus Krohn nach Doberan, die Hundertmänner aber in das Rostocker Polizeigefängniß gebracht. In ihre Häuser wurden Soldaten gelegt, welche von den Angehörigen der Verhafteten herrlich bewirthet werden mußten, während die letzteren die erbärmlichste Kost erhielten. Diese Maßnahmen hatten endlich den Erfolg, daß die Rathsmitglieder sich zur Nachgiebigkeit geneigt zeigten. Die Gefangenen wurden einstweilen wieder entlassen und in Doberan mit den von Schwerin und den übrigen Orten dorthin geführten Rathsherren und Bürgern am 10. April eine Verhandlung veranstaltet, bei welcher die herzoglichen Bevollmächtigten im Wege der Güte und mit Hülfe einer glänzenden Bewirthung der Ausgehungerten ihre Vorschläge durchzusetzen suchten. Standhaft wiesen jedoch die Hundertmänner dieselben zurück. Am 4. Mai sperrte man alle wieder in die Rostocker Gefängnisse ein, von wo am 3. Juni sämmtliche Rathsmitglieder und etwa vierzig Hundertmänner in großer Procession nach dem für Hinrichtungen bestimmten sogenannten „Köppelberge" vor der Stadt geführt wurden. Sie selbst und ihre Familien und Freunde konnten nicht anders denken, als daß es ihnen jetzt ans Leben gehen solle, und ein allgemeines Wehklagen entstand. Doch war es nur auf Einschüchterung abgesehen. Vor dem Thore angekommen wurden die Bürgermeister und der Syndicus auf Leiterwagen gesetzt, die übrigen aber genöthigt, zu Fuß den Marsch nach Schwerin anzutreten. Geleitet von 350 Mann Militair langten sie nach dreitägiger Wanderung hier an. Einige hatten sich unterwegs durch die Flucht zu retten gewußt, wofür sie aber dadurch büßen mußten, daß man ihnen zu Rostock Strafeinquartierung bis zu vierzehn Mann ins Haus legte. In Schwerin wurden die Rathspersonen in Isolirzellen gesperrt, die Hundertmänner aber in einem Gewächshause des Schloßgartens gemeinschaftlich untergebracht und hier durch Hitze, Durst, Ungeziefer, Schmutz, pestilentialische Gerüche und schmale Kost auf das Aeußerste gepeinigt und an Leib und Seele mürbe gemacht. Um diesen Qualen zu entgehen, entschlossen sie sich endlich zur Unterzeichnung eines Vertrages, welcher alle Forderungen des Herzogs gewährte, und erlangten dadurch ihre Freiheit (21. August 1715). Doch protestirten die sämmtlichen Rostocker Handwerksämter und die in

Digitized by Google

Rostock zurückgebliebenen Hundertmänner gegen den Vertrag, welcher denn auch auf ihren Betrieb durch kaiserliches Decret vom 26. Mai 1716 für nichtig erklärt wurde.

Gleichzeitig mit den ersten Gewaltmaßregeln gegen Rostock entspannen sich Zerwürfnisse des Herzogs mit der Ritterschaft. Diese stand damals unter der Führung eines von starkem Standesbewußtsein erfüllten und durch das von ihm bekleidete Amt eines hannoverschen Ministers sehr einflußreichen Mannes, des geheimen Rath von Bernstorff auf Wedendorf. In einer Unterredung, welche von Bernstorff als Deputirter der Ritterschaft wegen des Steuerbeitrages der letzteren mit dem Herzog hatte, war derselbe so frei gewesen, darauf hinzuweisen, daß es in der Ritterschaft „wunderliche Köpfe" gebe, die nicht so glatt auf alle Forderungen eingingen. In diesem Ausspruch fand der Herzog eine tödtliche Beleidigung, welche er niemals vergaß. Er sollte aber schon auf dem ersten Landtage die Erfahrung machen, daß das Wort, welches er so übel empfunden, einige Berechtigung hatte. Die Ritterschaft wollte auf Verhandlungen wegen der Steuer sich nicht eher einlassen, als bis ihre alten Privilegien von Neuem bestätigt und für die Lieferungen an die Russen, Dänen und Schweden Zahlung geleistet wäre. Sie wies auf die „diesem unglücklichen Lande" durch den nordischen Krieg zugefügten Drangsale hin, und sprach die Hoffnung aus, der Herzog werde „die wahre Calamität des unter einer so unerträglichen Last zu dem lieben Gott seufzenden armen Landes zu Herzen nehmen." Der Herzog war jedoch über diesen Widerstand sehr entrüstet. Er verwies der Ritterschaft ihr unanständiges Benehmen und behauptete, die Huldigung müsse der Bestätigung der Privilegien vorangehen. Als darauf die Ritterschaft wegen der von Pethum im Auftrage des Herzogs angedrohten Zwangserhebung der Steuer beim Kaiser sich beschwerte, fand der Herzog darin einen neuen Eingriff in sein Recht, und zugleich in der Behauptung der Beschwerdeschrift, er habe die Kornausfuhr verboten, um bei der angedrohten Zwangserhebung recht viel vorzufinden, eine persönliche Beleidigung. Der Streit nahm einen erbitterten Charakter an. Um wenigstens einen Theil der Ritterschaft unschädlich zu machen, forderte der Herzog von seinen diesem Stande angehörigen Hofbeamten und sonstigen abhängigen Personen einen eidlichen Verzicht auf jeden Rechtsstreit mit ihm. Der Bescheid des Reichshofraths auf die Beschwerde der Ritterschaft ging dahin (24. December 1714), daß der Herzog den Ständen mit der Errichtung stehender Truppen nicht beschwerlich fallen, der Erhebung von Reichssteuern sich enthalten und das Erhobene binnen zwei Monaten zurückgeben solle. Der Herzog erließ jetzt den Befehl an die Ritterschaft, von jeder Hufe einen Mann mit einer Schaufel und eine Frauensperson mit einem Gräber nebst Zehrung auf acht Tage zur Schanzarbeit nach Rostock zu schicken,

Digitized by Google

auch bei Verlust der Lehen selbst für einen vierzehntägigen Zeitraum dort zur Landesvertheidigung zu erscheinen. Es fand sich aber Niemand, der diesem Befehle nachkam.

Zu den Regierungsacten, welche die Stimmung noch verschlechterten, gehörte eine am 27. März 1715 vom Herzog erlassene Duellordonanz. Nach derselben sollen die Duellanten, wenn sie von Adel sind, zu zehnjährigem Gefängniß und Verlust der Hälfte ihrer Einkünfte, die nichtadeligen zu zehnjährigem Festungsbau verurtheilt werden. Bei tödtlichem Ausgange des Duells sind die gefallenen Adeligen und ihres Gleichen still zu begraben, die anderen auf dem Platze des Zweikampfes durch unehrliche Leute einzuscharren. Dem adeligen Duellanten, welcher einen Anderen tödtet, soll der Degen zerbrochen und er mit dem Schwerte hingerichtet, auch sein Körper ebenso behandelt werden, wie der des im Duell Gefallenen. Auch werden seine Güter — Lehen oder Allodium — zur Hälfte confiscirt. Dem Duellanten geringeren Standes soll in gleichem Falle erst die rechte Hand abgehauen und er alsdann gehenkt und der Körper so lange am Galgen gelassen werden, bis er abfällt. Die Hälfte des Vermögens wird auch in diesem Falle eingezogen. Die Ritterschaft fand diese Verordnung, ungeachtet des Vorzugs, welchen sie dem adeligen Duellanten vor dem nichtadeligen gab, ihrer Ehre und ihrem auswärtigen Ruhme nachtheilig, und versäumte nicht, sich auch über diesen Gegenstand beim Kaiser zu beschweren.

Um sich für die Durchführung seiner Absichten auf alle Fälle äußeren Beistand zu sichern, suchte Karl Leopold den Kaiser auf seine Seite zu ziehen, indem er ihm als Preis seiner Unterstützung den Uebertritt zur römischen Kirche in Aussicht stellte. Er schrieb (1714) an seinen Geschäftsträger in Wien, Freiherrn von Eichholz, daß er eine Regung in sich spüre, über das römische Bekenntniß nachzudenken, und beauftragte ihn, den Kaiser Karl VI., in seinem Namen allerunterthänigst zu ersuchen, daß er ihm in dieser, sein zeitliches und ewiges Heil betreffenden Sache an die Hand gehen möge. Eichholz hielt es indessen sehr bedenklich, hierauf eher einzugehen, als bis er dem Kaiser ein herzogliches Handschreiben vorzeigen könne. Das Handschreiben erfolgte. Der Kaiser nahm die Eröffnung sehr gnädig auf und verwies den Geschäftsträger wegen des Weiteren an den Reichsvicekanzler. Mit diesem wurde die heimliche Absendung eines gelehrten und „weltgeschickten" Missionars in der Person von Gottfried Bessel, Abt zu Göttweih, verabredet, welcher die weiteren Vorbereitungen für den Uebertritt des Herzogs treffen sollte. In einer Zusammenkunft zu Hamburg zwischen dem dortigen kaiserlichen Gesandten beim niedersächsischen Kreise, dem Abt von Göttweih und dem Freiherrn von Eichholz wurde der Plan genauer festgestellt. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, sollte der Prälat als ein dem Freiherrn von Eichholz befreundeter Graf von Wolfstein, welchen Namen der Kaiser ihn zu diesem Zwecke

Digitized by Google

beigelegt hatte, der ihn begleitende Prior des Klosters aber als des Grafen Intendant in Mecklenburg auftreten. Sie kamen im Sommer 1715 in Rostock an, gerade um die bewegte Zeit, wo der König von Dänemark mit starker Macht über Rostock gegen die Schweden in Wismar vorrückte. Der Herzog ließ den Missionär und seinen Begleiter nach dem Jagdschlosse zu Kraak im Amte Hagenow kommen. Wochenlang brachte hier der Abt jeden Abend zwei Stunden mit dem Herzoge in dessen verschlossenen Cabinet zu. Man gelangte schließlich zu der Aufstellung eines katholischen Glaubensbekenntnisses und des Formulars eines Reverses, durch dessen Unterzeichnung der Herzog sich auf ersteres verpflichten sollte. Dieser versuchte jedoch zur Hinhaltung der Sache folgende, von ihm selbst stilisirte und eigenhändig niedergeschriebene Erklärung an die Stelle jenes Reverses zu setzen: „Die obigen Glaubenspunkte glaube ich unwidersprechlich, unverwirrt und unverletzt zu halten und mein Glaubensbekenntniß öffentlich zu bekennen, sobald der Herr Prälat von Kettewein" — die Schreibung des Herzogs für „Göttweih" — „die mir versprochene noch wenige Scrupel völlig benehmen und Ihre kaiserliche und königliche katholische Majestät es allergnädigst gutfinden werden." Die „Scrupel" bestanden vorzüglich in dem Abendmahlsritus. Der Herzog pflegte um jene Zeit das Abendmahl nach lutherischem Ritus nicht nur fast täglich zu genießen, sondern auch mit eigener Hand sich zu spenden, wozu er sich durch seine Meinung vom landesherrlichen Oberbischofsamt für berechtigt hielt, und er wünschte sich hier für den Fall seines Uebertrittes eine Ausnahmestellung zu bedingen. Er hatte aber auch noch andere Bedingungen, so daß der Prälat anfing, sich über die Einmischung so vieler weltlicher Dinge zu beklagen. Unter Anderem verlangte der Herzog, als Preis seines Uebertritts, die Hand der Erzherzogin Magdalena und mit ihr entweder das Königreich Neapel oder die Souverainetät der österreichischen Niederlande. „Das ist mir ein wunderlicher Herr", äußerte der Prälat gegen Eichholz, und hielt es jetzt an der Zeit, sich zurückzuziehen. Der Herzog gab ihm ein Schreiben an den Kaiser mit, in welchem er diesem dankte, daß er ihm einen so wackeren Mann gesandt, der ihm im Punkte der Religion wesentliche Aufklärungen gegeben habe. Es bestehe aber für ihn noch der eine und der andere Zweifel, den zu überwinden er noch einige Zeit gebrauche.

Indem er sich nach dieser Seite hin so eine gelegentliche Erneuerung der Verhandlung offen hielt, wandte Karl Leopold sich jetzt einer anderen Größe zu, dem russischen Czaren. Die Warnung des Freiherrn von Eichholz vor übereilten Schritten und dessen Rath, seine Hoffnung nach wie vor auf den Kaiser zu setzen, beantwortete er mit der Erklärung, daß er vom kaiserlichen Hofe in Wien nichts mehr hören wolle. Der Czar Peter, der jetzt allgemein in so großer Achtung stehe, sei der Mann, ihm zu helfen. Schon

Digitized by Google

lange unterhalte er nach Moskau Correſpondenz und da werde Eichholz andere Dinge ſehen. Er gedenke ſich mit einer von des Czaren Nichten zu vermählen, da werde er nachher im Stande ſein, „Allen leges vorzuſchreiben“.

In der That war dieſer Plan bereits der Ausführung ganz nahe. Im März 1716 ging der Herzog nach Danzig, ſchloß hier mit dem Czaren einen Allianzvertrag und vermählte ſich am 19. April mit deſſen Nichte, Katharina Iwanowna, der Schweſter der nachmaligen Kaiſerin Anna. Die Trauung wurde im Beiſein des Königs Auguſt von Polen und vieler anderer vornehmer Gäſte durch einen ruſſiſchen Biſchof vollzogen. Glänzende Feſtlichkeiten ſchloſſen ſich an. Im Mai ging das neuvermählte Paar, begleitet vom Czaren und der Czarin, nach Mecklenburg. Hier beſtanden gegen die Heirath des Herzogs manche Bedenken, da man das Greifswalder Eheſcheidungserkenntniß theils überhaupt nicht für zu Recht beſtehend, theils nicht für rechtskräftig geworden anſah. Verſchiedene anonyme Druckſchriften über dieſen Gegenſtand wurden im Lande verbreitet. Eine derſelben wurde auf Befehl Karl Leopolds zu Roſtock auf dem Markte öffentlich verbrannt.

Bei Ankunft des jungen Paares ſandte die Ritterſchaft eine aus dem Landmarſchall von Maltzahn und dem Rittmeiſter von Stralendorff beſtehende Deputation zur Begrüßung der ſämmtlichen fürſtlichen Herrſchaften. Von Karl Leopold wurde dieſelbe empfangen. Auf die erbetene Audienz beim Czaren aber mußten die Deputirten verzichten, da man ihnen ſagte, daß ihr Aufzug nicht feierlich genug ſei.

Während des Aufenthalts des Czaren in Mecklenburg wurden die ſchon im Lande ſtehenden ruſſiſchen Truppen durch zahlreichen, zu Lande und zu Waſſer anlangenden Vorſchub verſtärkt, ſo daß ſich bald eine ruſſiſche Armee von 40,000 Mann verſammelte. Für die Belagerung von Wismar kam dieſer Zuzug, zum Verdruſſe des Czaren, zwar zu ſpät, da die ſchwediſche Beſatzung ſchon am 19. April mit den Dänen capitulirt hatte. Doch bereitete ſich ein Theil der Ruſſen auf einen Einfall in Schweden vor, zu welchem Ende auch Roſtock Transportſchiffe für die Ueberfahrt nach Dänemark ſtellen und 7000 Ruſſen in ſeine Mauern aufnehmen mußte. Zur Ausrüſtung der Expedition mußte Roſtock außer vielen anderen Dingen binnen 24 Stunden 400,000 Pfund Speck liefern, während der Ritterſchaft der Umgegend die Lieferung entſprechender Mengen Roggen, Salz und Grütze auferlegt wurde. Der Landrath von Moltke ſtellte dem Herzog in beweglichen Worten die Härte dieſer Forderungen vor. Dieſer ſprach unter Thränen ſein Bedauern aus, daß er die Macht nicht habe zu helfen, benutzte aber zugleich die Gelegenheit, um ſeinen Wunſch auszuſprechen, daß die Irrungen mit der Ritterſchaft durch einen Vergleich beendigt werden möchten, und gedachte dabei vorwurfsvoll des Bernſtorffſchen Wortes von den wunderlichen Köpfen in der Ritterſchaft

Digitized by Google

Eine aus dem Kammerjunker von Negendanck auf Eggersstorf und dem Hauptmann von Wangelin auf Alt-Schwerin bestehende Deputation, welche gleichfalls um Ermäßigung der auferlegten Lieferungen bitten wollte, wurde vom Herzog an den Czaren gewiesen, bei welchem die beiden Herren aber übel ankamen. Als sie im Vorzimmer den Bescheid auf ihre Anmeldung erwarteten, trat der Czar plötzlich mit den Worten: „wer seid ihr? was wollt ihr?" herein, wies sie erzürnt zurück, ließ sie noch im Schlosse verhaften und dann durch vier Mann in ihren Quartieren bewachen. Auf des Herzogs Verwendung wurden sie zwar kurz vor der Abfahrt des Czaren nach Seeland (14. Juli) in Rostock, wohin sie demnächst gebracht waren, der Haft entlassen; doch brach schon drei Tage später ein, anscheinend im Einverständniß mit Karl Leopold, von den Russen in Scene gesetztes schweres Unwetter über die Ritterschaft los. Der russische Oberbefehlshaber, Fürst Repnin, sandte von Rostock ungefähr funfzig Abtheilungen Grenadiere zu Pferde, jede von zwanzig bis dreißig Mann, auf alle ritterschaftlichen Güter im Lande aus, mit dem Auftrage, die Landräthe, die Landmarschälle, die Deputirten zum Engeren Ausschuß und sonstige angesehene Mitglieder der Ritterschaft nach Rostock in Haft zu bringen. Sie waren sämmtlich beschuldigt, von dem Czaren übel geredet zu haben. Die Mehrzahl hatte jedoch zeitig von dem Anschlage Nachricht erhalten und sich der Verhaftung durch die Flucht entzogen. Doch wurden vier Ritter — von Plessen-Barneckow, von Oertzen-Roggow, von Petersdorf-Hinzenhagen und der schwedische Oberstlieutenant von Bassewitz, welcher als dänischer Kriegsgefangener bei seinem Vater in Walmstorf, sich aufhielt und irrthümlich statt des letzteren ergriffen wurde — gefänglich eingezogen. Jetzt wurde die Flucht der adeligen Gutsbesitzer eine fast allgemeine. Sie setzten sich mit Weib und Kind auf den Wagen und eilten mit Allem, was in der Eile fortzubringen war, über die Landesgrenze nach Wismar, Lübeck, Ratzeburg, Lüneburg, Hamburg, Demmin, Lychen und anderen Orten. Drei Mitglieder des engeren Ausschusses, Landrath von Lehsten auf Dölitz, Landmarschall Levin von Hahn auf Remplin und von Bassewitz auf Walmstorf, setzten in Ratzeburg, unter dem Schutze des Königs Georg von Großbrittanien und des Ministers von Bernstorff, die Functionen jenes ständischen Collegiums fort. In der Ritterschaft herrschte allgemein die Ansicht, daß Alles eine zwischen dem Czaren und dem Herzog abgemachte Sache sei, und die nach Hamburg Geflüchteten forderten in einer Vorstellung an den Kaiser geradezu, daß der Herzog angehalten werde, diejenigen seiner Räthe namhaft zu machen, welche zu dieser Vergewaltigung der Landstände gerathen hätten. Der Herzog suchte dieser Beschuldigung dadurch entgegenzutreten, daß er sich bei dem Czaren für die Freilassung der Verhafteten verwandte, und der letztere war auch seinerseits bemühet, die Verantwortung auf sich allein

Digitized by Google

zu nehmen. Er ließ auf dem niedersächsischen Kreistage zu Braunschweig dem kaiserlichen Bevollmächtigten eine Denkschrift überreichen, in welcher die verhafteten Ritter und ihre Standesgenossen angeklagt wurden, daß sie schon vor seinem Einrücken in Mecklenburg gegen ihn bei den Höfen von England und Dänemark Ränke gesponnen und die Meinung verbreitet hätten, als beabsichtige er im Einverständniß mit dem Herzog die Ritterschaft zu unterdrücken, und daß sie auch nach Schweden geheime Correspondenzen geführt und Alles aufgeboten hätten, um die Uebergabe Wismars vor Ankunft der Russen zu bewirken. Die Denkschrift machte auch der Ritterschaft den Vorwurf, daß sie es an dem schuldigen Respect gegen ihn habe fehlen lassen, auch der neuvermählten Herzogin, seiner Nichte, die pflichtmäßige Gratulation abzustatten versäumt, ja durch ihren Bevollmächtigten in Wien, Generallieutenant von Barner, gegen dieselbe und zu Gunsten der geschiedenen Gemahlin des Herzogs intriguirt habe. Die vier verhafteten Ritter, welche nach einem Verhör vor dem Fürsten Repnin von Rostock nach Güstrow gebracht waren, wurden zwar am 21. September von den Russen wieder freigelassen, dann aber auf Befehl des Herzogs, der sich doch für ihre Freilassung verwandt hatte, wieder verhaftet und im Weißen Collegium zu Rostock, dem damaligen Universitätsgebäude, bis zum 20. October gefangen gehalten, an welchem Tage sie gegen das eidliche Versprechen, sich auf Erfordern jederzeit wieder stellen zu wollen, die Freiheit erlangten.

Während dieser Gewaltmaßregeln gegen die Ritter ging der Herzog auch gegen Rostock mit neuen Bedrohungen vor. Er kündigte nochmals die Absicht an, die Stadt zu befestigen und mit einer starken Besatzung zu versehen, und verlangte von derselben hierzu eine Beihilfe von vier Tonnen Goldes, zu deren Beitreibung den Bürgern Execution in die Häuser gelegt wurde. Er erzwang durch diese Bedrückung wenigstens soviel, daß der vom Kaiser für nichtig erklärte Vergleich von der Stadt nochmals angenommen wurde (1. Aug. 1716).

Im October 1716 kehrte die russische Expedition gegen Schweden aus Dänemark nach Rostock zurück, welches einige tausend Mann Besatzung erhielt, während auf die Güter der Ritterschaft 30,000 Mann vertheilt wurden. Die Kosten dieser Einquartierung wurden auf 261,858 Thlr. monatlich berechnet. Der in Ratzeburg tagende Engere Ausschuß klagt deshalb (18. April 1717): es sei wohl kein Beispiel zu finden, daß ein Regent und gar ein Reichsfürst es jemals gleichgültig und geduldig mit angesehen habe, daß seine getreuen Vasallen und eigenen Landesunterthanen von einem fremden Kriegsvolke dergestalt ausgesogen, ja von Haus und Hof und aus dem Lande gejagt worden, ohne dagegen gehörigen Orts Vorstellung zu erheben und einen Versuch zu machen, sie aus dem Elend zu retten.

Digitized by Google

Es liegt Grund zu der Vermuthung vor, daß zwiſchen dem Czaren und dem Herzog auch Pläne wegen eines Ländertauſches zur Verhandlung kamen. Letzterer ſollte Mecklenburg an Rußland abtreten und dafür durch einen entſprechenden Landſtrich in Polen entſchädigt werden. Indeſſen ſah ſich der Czar durch politiſche Gründe beſtimmt, ſeine Armee aus Mecklenburg zurückzuziehen und den Tauſchplan aufzugeben. Im Juli und Auguſt 1717 rückte die ruſſiſche Armee nach Polen ab, bis auf 3300 Mann — zwei Regimenter Infanterie und zwei Compagnien Grenadiere zu Pferde —, welche Karl Leopold mit Genehmigung des Czaren in eigenen Sold nahm und ſich als einen Theil des Brautſchatzes anrechnen ließ. Seine Truppenmacht ſtieg dadurch auf 11,550 Mann. Außerdem errichtete er noch zwei Bataillone Landmiliz. An der Spitze einer ſolchen Macht glaubte er nun allen ſeinen innern Gegnern gewachſen zu ſein.

Es blieb freilich noch die ſchwere Frage wegen der Mittel zur Erhaltung einer ſo großen Truppenzahl zu löſen. Die Einkünfte aus dem Grundbeſitze und den ordentlichen Steuern reichten dazu bei Weitem nicht aus. Auch die Anwendung des Vererbpachtungsſyſtems, welche er dem (1715) als Kammerdirector in Dienſt genommenen Luben von Wulffen übertrug, brachte nicht die davon erwarteten großen Einnahmen. Der neue Kammerdirector lud den Vorwurf der Unredlichkeit und Beſtechlichkeit auf ſich und wurde ſchon 1719 wieder entlaſſen. Von ſeiner Wirkſamkeit blieb als alleiniges Zeugniß das Erbpachtverhältniß der Abdeckereien übrig. Eben ſo wenig vermochte der Stellenverkauf, welchen der Herzog namentlich mit den Pfarrſtellen in großem Umfange betrieb, das Fehlende zu decken. Da auch die Ritterſchaft das Geforderte nicht bewilligte und die ausgeſchriebenen Steuern nicht zahlte, ſo wurden die Truppen angewieſen, ihre Bedürfniſſe von den ritterſchaftlichen Gütern ſich ſelbſt zu holen. Sie nahmen daher dort ihre Quartiere und hauſten wie in Feindesland, trieben das Vieh haufenweiſe hinweg und verkauften es unter Trommelſchlag in den Städten um ein Spottgeld. In gleicher Weiſe verfuhren ſie mit den Feldfrüchten. Die Güter der größtentheils vertriebenen oder geflohenen Eigenthümer geriethen in tiefen Verfall, welchem der Herzog in ſeinem Intereſſe durch Einſetzung von Gutsverwaltern entgegenzuwirken verſuchte.

Auf die immer dringenderen Beſchwerden, welche deswegen bei dem Kaiſer einliefen, ertheilte dieſer endlich (22. October 1717) dem Kurfürſten von Braunſchweig-Lüneburg (Hannover) und dem Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel das von der Ritterſchaft erbetene Conſervatorium. Dieſelben wurden beauftragt, die landesherrlichen Verträge mit den Ständen wieder in Wirkſamkeit zu ſetzen, die noch im Lande zurückgebliebenen ruſſiſchen Regimenter

Digitized by Google

zum Abzuge anzuhalten und die erzwungenen Steuern an die in Schwerin errichtete „Kreiskaſſe" abzuſtellen.

Karl Leopold ſuchte in einem Circular an die Reichsſtände darzuthun, daß der Kaiſer ſich durch unrichtige Angaben habe täuſchen laſſen. Seine Vaſallen hätten einen faſt unerhörten Ungehorſam bewieſen und ihre Pflichten gegen den Landesherrn gänzlich aus den Augen geſetzt. Unter der Hand wurde aber auch eine Gegenwehr gegen die Reichstruppen vorbereitet. Zelte, Pulverkarren, Granaten wurden angeſchafft. Aus der Umgebung des Herzogs verlautete im März 1718 die Aeußerung, daß der Weg von Mecklenburg nach Hannover nicht weiter ſei als der von Hannover nach Mecklenburg. Es hieß ferner, der Czar werde dem Herzoge Beiſtand leiſten und zu dieſem Zwecke mit Schweden Frieden machen, worauf dann auch ein ſchwediſches Heer in Mecklenburg einrücken und ſich mit des Herzogs Truppen vereinigen werde.

Daneben wünſchte Karl Leopold den Streit mit der Ritterſchaft noch vor Beginn der Reichsexecution zum Abſchluß zu bringen. Gegen die Mitglieder des Engeren Ausſchuſſes in Ratzeburg ließ er eine peinliche Anklage wegen Hochverraths richten, dieſelben auf den 31. Mai 1718 nach Roſtock vorladen, ihre Güter mit Beſchlag belegen und ihre bewegliche Habe verſiegeln. Sodann ſandte er Bevollmächtigte an die Beſitzer ritterſchaftlicher Güter, um von dieſen die Unterſchrift folgender eidlicher Verſicherung zu erlangen: „Ich ſchwöre zu Gott, daß ich an den boshaften, auf eine öffentliche Rebellion abzielenden Schriften und Unternehmungen, welche die in Ratzeburg ſich aufhaltenden ſogenannten Landräthe und Deputirte zum engeren Ausſchuſſe heimlich und öffentlich herausgegeben und verübt haben, keinen Theil nehme noch zu nehmen gedenke". Auch verkündigte er durch einen von den Kanzeln verleſenen und öffentlich angeſchlagenen Erlaß, daß er „gegen die verwegenen und höchſt ſtrafbaren Leute, welche ſo viele falſche und aus bloßer Malice erdichtete Beſchuldigungen" wider ihn ausgeſprengt, den Criminalproceß habe eröffnen laſſen. Die abweſenden Ritter wurden unter Zuſicherung ſicheren Geleites aufgefordert, ſich binnen zwei Monaten in Roſtock zu geſtellen und vor der Regierung den eidlichen Revers zu unterſchreiben.

Einige Ritter leiſteten den verlangten Eid, theils einfach, theils unter gewiſſen Einſchränkungen, andere weigerten ſich dies zu thun. Von den erſteren aber widerriefen auf Anrathen des Engeren Ausſchuſſes demnächſt mehrere ihr eidliches Gelöbniß. Der Engere Ausſchuß ließ jedem geflüchteten Ritter vom 1. Mai 1718 an monatlich 30 Thaler auszahlen und lieh zu dieſem Zwecke Kapitalien an. Er erklärte ferner alle eidlichen Reverſe für null und nichtig und auch ohne ausdrücklichen Widerruf für unverbindlich und wies die in der fürſtlichen Druckſchrift erhobene Beſchuldigung, daß er den Herzog um ſein Landesregiment oder um Ehre, Leib und Leben bringen wolle, als

Digitized by Google

unwahr zurück. Der Herzog antwortete durch einen Erlaß vom 9. Juni 1718. Er warf darin den in Ratzeburg als engerer Ausſchuß tagenden Rittern vor, daß ſie die von ihnen angeſponnene Rebellion aus lauterem Frevel und Bosheit fortſetzten und dadurch, daß ſie den getreuen Vaſallen zum Eidbruch riethen, ſich gelüſten ließen, dieſelben um Leib und Seele zu bringen. Er warnte vor jeder Betheiligung an dem „gewiſſen- und ehrloſen Unternehmen und höchſt ſtrafbarem Betragen dieſer Leute.“ Auch ſchrieb er auf den 21. Juni einen Landtag nach Sternberg aus. In dem Einberufungsſchreiben wurden nur die Gutgeſinnten mit „lieber Getreuer“ angeredet. Die Landmarſchälle von Maltzahn und von Lützow und der Landſyndikus Stever erhielten beſondere Zuſchriften, in welchen ſie für den Fall des Ausbleibens mit Entlaſſung aus ihren Aemtern bedroht wurden. Auf dem Landtage verſuchte der Herzog den Ständen ſtatt des nach Ratzeburg ausgeführten ein neues Landesſiegel aufzudrängen. Der Vorſitzende, Landrath von Moltke, lehnte dieſes neue Siegel anfangs ganz ab und wollte ſich dann nur unter dem Vorbehalte eines Beſchluſſes der Landtagsverſammlung zur Annahme verſtehen. Der Herzog aber drohte jetzt, daß er bei Verweigerung bedingungsloſer Annahme des Siegels alle auf dem Landtage Anweſenden als Rebellen behandeln und ihnen den Criminalproceß machen würde, und ſetzte dadurch ſeinen Willen durch. Die Theilnahme an den Landtagsverhandlungen geſtand er nur den Unterzeichnern des Reverſes zu. Zur weiteren Belebung dieſer Verhandlungen ließ er am 25. Juni an mehreren gedruckten Beſchwerdeſchriften des Engeren Ausſchuſſes eine öffentliche Execution vollziehen. Ein Notar warf dieſe Schriften auf dem Markte zu Sternberg dem Scharfrichter vor die Füße, worauf dieſer ſie, unweit des Prangers, den Flammen überlieferte. Ein gleiches öffentliches Schauſpiel wurde mit eben dieſen Schriften in Roſtock, Güſtrow, Parchim und Schwerin veranſtaltet. In der Hauptſache aber erreichte der Herzog den Zweck ſeiner Einſchüchterungsverſuche nicht: die Forderung einer monatlichen Beihülfe von 27,000 Thalern für die Landesvertheidigung wurde abgelehnt.

Der König Friedrich Wilhelm von Preußen that noch einen vermittelnden Schritt, indem er (Auguſt 1718) Bevollmächtigte nach Ratzeburg und nach Roſtock ſandte, welche dem Engeren Ausſchuß riethen, durch den erſten „Pas“ dem Herzog entgegenzukommen, und letzterem empfahlen, ſeine Forderungen zu ermäßigen. Als auch dies ſich fruchtlos erwies, ſagte der König in einem ſehr ernſt gehaltenen Schreiben an den Herzog ſich von jeder Verantwortlichkeit für die Folgen ſeines Starrſinns los. Er ſchrieb:

„Ich muß zu meiner ſonderbaren mortification vernehmen, daß ich in meiner Hoffnung weit gefehlet, indem Ew. Durchl. nicht allein

Digitized by Google

mit dem wider Dero Noblesse gebrauchten rigueur einen Weg wie den anderen continuiren, ſondern gar auch aus übel ärger machen, die Possessores mit Weib und Kindern ins Elend verjagen, und ſolch Spiel mit dieſen armen Leuten anfahen, dergleichen nicht nur im Reich, ſondern vielleicht auch in einem barbariſchen Lande nicht erhört iſt. Ich habe hierdurch ein für allemal declariren müſſen, daß ich mit Ew. Durchl. gegen den Adel auszuübenden actions nicht das Geringſte will zu thun haben; vielmehr aber, wenn die wider Ew. Durchl. obhandenen ſchweren Begebenheiten anbrechen werden, mich ganz außer dem Spiel halten."

Ein neues kunſthiſtoriſches Buch.

Selbſtanzeige von Anton Springer.

Es mögen zwei Jahre und darüber ſein, daß ich bei meinem verehrten Freunde Hirzel Crowes und Cavalcaſelles Buch über die altniederländiſche Malerei auf dem Tiſche liegen ſah. Daſſelbe war kurz vorher in zweiter Auflage erſchienen und dem ehemaligen Leipziger Bankgenoſſen als Gruß aus der neuen Düſſeldorfer Heimath Crowes geſendet worden. Natürlich blieb das Geſpräch bei dem Buche haften. Der wohlverdiente Erfolg wurde anerkannt, eine rühmende Anzeige in den Blättern des „Neuen Reiches" verſprochen. Warum haben wir nicht ſolche Bücher? fragte ſchließlich mein verehrter Freund und Verleger. Ich hätte darauf antworten können: Wir ſind nicht reich genug, um uns einen ſolchen Luxus zu erlauben. Die kleine Gemeinde der Kunſtforſcher ausgenommen, wie zahlreich iſt ſonſt noch das Publicum, welches ein nachhaltiges Intereſſe an monographiſchen Arbeiten zeigt? Uns fehlen die Dilettanten im guten Sinne des Wortes, an welchen namentlich England, ſonſt auch Italien, ſo reich iſt; Männer, deren äußere Stellung oft fern genug vom Gebiete der Wiſſenſchaft liegt, die in den verſchiedenſten Berufsarten des praktiſchen Lebens glänzen, welche aber ihren Stolz darin finden, in ihren Mußeſtunden mit dem wiſſenſchaftlichen Fachmann zu wetteifern. Sie beſitzen den ganzen Ernſt des letzteren; ſie verſtehen es aber auch, da ihnen die reichſten Mittel zu Gebote ſtehen, das Studium in einen köſtlichen Genuß zu verwandeln. Wenn ſie der alten Kunſt ihr Intereſſe und ihre Muße zuwenden, ſo ſtützen ſie ihre Kenntniß auf die unmittelbar friſche Anſchauung. Sie umgeben ſich mit Proben der alten

Digitized by

Kunstfertigkeit, sie sind begeisterte Sammler, echte Kunstkenner, vielleicht etwas eigensinnig und einseitig: darauf halten sie aber fest, den Gang der Wissenschaft genau zu verfolgen und die Resultate der Forschung sich sorgfältig anzueignen. Zuweilen nehmen sie selbst thätigen Antheil an der letzteren, und es ist oft das Beste, was diese ihnen verdankt. Solche und ähnliche Jeremiaden hätte ich können ertönen lassen. Da ich aber nichts eifriger wünsche, als mich widerlegt zu sehen, so antwortete ich: „Nun gut, wir sollen wenigstens dieses Buch auch haben. Ich will es für die deutschen Kunstfreunde bearbeiten." Das gegebene Versprechen habe ich gehalten; seit einigen Tagen ist die deutsche Ausgabe der Geschichte der altniederländischen Malerei in den Händen der Kunstfreunde. Nun möchte ich auch die andere Zusage erfüllen und Crowes Werk in diesen Blättern anzeigen. Wenn ich es rühmend hervorhebe, so wird man die Wahrhaftigkeit meiner Meinung gern glauben. Ich hätte sonst nicht die Uebersetzung besorgt.

Mit diesem Buche haben bekanntlich Crowe und Cavalcaselle ihre literarische Laufbahn begonnen. Im Jahre 1857 erschien es zuerst unter dem bescheidenen, auch in der zweiten Auflage beibehaltenen Titel: The early flemish painters: Notices of their lives and works. Das Urtheil darüber ließ sich in die Worte etwa zusammenfassen: Es war die Arbeit mehr von Kennern als von Historikern. Der Scharfblick der Verfasser, ihre feine Stilkenntniß, und klares, technisches Verständniß kamen bereits damals zur vollen Geltung. So fanden sie z. B. mit vollkommener Sicherheit die Bilder heraus und sammelten sie zu einer Gruppe, von welcher sich erst viel später herausstellte, daß sie dem Gerard David angehören. Dagegen erschien das Bild der Entwickelung der einzelnen Meister, ihr Zusammenhang unter einander, ihre Abhängigkeit von dem herrschenden Volksthum nicht deutlich genug gezeichnet. Immerhin fand das Buch großen Beifall und, was das Wichtigste war, es stärkte in den Verfassern den Entschluß am ferneren gemeinsamen Wirken.

Sieben Jahre später (1864) lag der erste Band der Geschichte der italienischen Malerei vor, der Anfang eines Werkes, welches für die Wissenschaft eine grundlegende Bedeutung gewann und mit Recht als der neue Vasari begrüßt wurde. Da zeigte sich freilich, mit dem älteren Buche verglichen, ein gewaltiger Fortschritt. Die Größe der Aufgabe schien die Kräfte der Verfasser gesteigert zu haben. Zu den schon früher gerühmten Eigenschaften eines glücklichen Gedächtnisses für technische und stilistische Merkmale, eines scharfen Blickes für den Werth des Einzelwerkes gesellte sich nun eine umsichtige historische Forschung, die sich des gesammten Urkundenschatzes mit energischer Hand bemächtigte und durch eine Reihe trefflicher Combinationen unsere Kenntnisse bereicherte. Jeder neue Band des groß angelegten Werkes offenbarte einen neuen

Digitized by Google

Fortschritt der Verfasser, und übertraf die früheren an umfassendem Ueberblicke des Stoffes, an vornehmer Beherrschung des Gegenstandes. Natürlich kamen die italienischen Studien mittelbar auch der neuen Auflage der Geschichte der niederländischen Malerei zu Gute. Ein anderer Umstand kam hinzu, die letztere einer vollendeten Form zu nähern. Im Jahre 1862—1865 erschien eine französische Uebersetzung des Buches, welche durch den von Pinchart und Ruelens bearbeiteten (364 Seiten starken) Anhang das englische Original weit übertraf. In diesem Anhange hatten die beiden berühmten belgischen Forscher, was sich an urkundlichen Nachrichten über die Eyck'sche Schule erhalten hatte, zusammengetragen und kritisch gesichtet. Besonders verdienstlich war Pincharts Abhandlung: Les historiens de la peinture flamande aux XV. et XVI. siècles. Wie die Kunde von den alten Malern allmählich wuchs, ebenso wie die Irrthümer über dieselben sich rasch verbreiteten, so daß das siebzehnte und vollends achtzehnte Jahrhundert statt der Geschichte nur eine Legende überliefert empfing, ist daselbst vortrefflich auseinandergesetzt. Auch sonst war im letzten Jahrzehnt belgischer Forschertrieb eifrig bemüht, das Dunkel, das über der altheimischen Kunst waltete, aufzuhellen. Wir erfuhren über die äußeren Verhältnisse Rogers van der Weyden, Memlings, Dieric Bouts endlich das Richtige und empfingen manche werthvolle Ergänzung zu unserer Kunde über das Eyck'sche Brüderpaar. Gekrönt wurde die Forschung durch die Entdeckung der Existenz Gerard Davids in Brügge, eines Malers, der bis 1523 im Stil Memlings malte und die altflandrische Schule glorreich abschließt. Wir danken dieselbe einem Landsmanne Crowes, dem in Brügge längst eingebürgerten James Weale, welcher sich den heimischen Kunstgelehrten erfolgreich zur Seite stellt.

Mit tüchtigstem Rüstzeuge ausgestattet, schritten Crowe und Cavalcaselle an die erneuerte Ausgabe ihres Buches. Der Vergleich der beiden Auflagen, obgleich nur fünfzehn Jahre dazwischen liegen, zeigt am besten den großen Fortschritt, welchen die Kunstgeschichte seitdem erzielt, sowie die glänzende Entwickelung, die Crowe und Cavalcaselle persönlich genommen haben. Die Literatur der niederländischen Kunstgeschichte muß ihr Werk abermals an die Spitze stellen. Merkwürdiger Weise besitzt die Heimath der Eyck und Roger kein selbstständiges abgeschlossenes Werk über die Malerschulen des fünfzehnten Jahrhunderts. Im benachbarten Holland suchte jüngst van Vloten dem Mangel einigermaßen abzuhelfen durch seine „Nederlands Schilderkunst van de 14. tot de 18. eeuw". Aber abgesehen davon, daß die altflandrische Schule durch die Nähe der spätern Holländer gedrückt wird, gleichsam nur als Vorbereitung auf die letzteren erscheint, entbehrt der Verfasser des eigenen Urtheils und zeigt sich von fremden Forschern vollkommen abhängig. Der Schein der Gelehrsamkeit, durch die aufdringliche Nennung von Malern dritter und vierter Ordnung

Digitized by Google

hervorgerufen, zerſtiebt, wenn man erwägt, wie bequem die archivaliſche Forſchung das Zuſammenſchleppen von Künſtlernamen gemacht hat. Darüber hat Bloten den Raum für die großen Meiſter eingebüßt, deren Charakteriſtik ihm regelmäßig mißlang.

In Frankreich haben Taine und Michiels (letzterer iſt eigentlich nur ein Halbfranzoſe) über die altniederländiſche Kunſt weitläufig gehandelt. Von dem Feuerwerk mehr oder weniger geiſtreicher Aperçus, welches Taine „philosophie de l'art dans les Pays Bas“ zu nennen beliebt, erwartet Niemand fachmäßige Belehrung, höchſtens pikante Unterhaltung. Die alten Niederländer mögen dem Himmel danken, daß es Taine nicht gefallen hat, an ihnen ſeine Kunſt paradoxer Einfälle zu erproben, wie an den italieniſchen Heroen. Was aber Michiels betrifft, ſo muß man, wenn man ſehr höflich ſein will, über ihn ſo urtheilen: Seine Nichtsnutzigkeit als Kunſtforſcher erreicht beinahe ſeine Erbärmlichkeit als Politiker. Die „histoire de la peinture flamande“, die großen Beifall jenſeits der Vogeſen gefunden hat, enthält nur Phraſen und auch dieſe nicht einmal gut gewählt. In deutſchen Kunſtkreiſen hat in früheren Zeiten die altflandriſche Malerei die höchſte Begeiſterung geweckt. Die Boiſſereeſammlung, ſo lange ſie in Heidelberg war, entzündete bei ſo manchem Beſucher eine wahrhaft heilige Flamme und führte der von romantiſchem Schimmer umfloſſenen altniederländiſchen Kunſt eifrige Bekenner zu. Die erſten Autoritäten auf ihrem Gebiete, deren Votum jeden Zweifel löſte, jeden Streit entſchied, waren deutſche Kunſtgelehrte. Neben Paſſavant hat namentlich Waagen ſich beinahe ununterbrochen mit der Schule Eycks beſchäftigt; ihrem Stifter Hubert war ſeine erſte größere literariſche Arbeit gewidmet. Auch an zuſammenhängenden Schilderungen hat es bei uns nicht gefehlt. Zweimal ſetzte Hotho an, uns die alten Meiſter von Brügge und Gent lebendig zu geſtalten, in Waagens Handbuch, bei Förſter iſt denſelben der entſprechende Raum gegönnt. Alle dieſe Arbeiten entſprechen nicht mehr dem gegenwärtigen Stand der Forſchung, einzelne wie Förſters Geſchichte der deutſchen und niederländiſchen Kunſt ſind auch bezüglich der Methode veraltet. In der letzten Zeit ſind dieſe Studien einigermaßen zurückgetreten. Das jüngere Geſchlecht hat ſich vorzugsweiſe der Erkenntniß der vaterländiſchen Kunſt zugewendet und die lange Geringſchätzung ſühnend auch in der Kunſtforſchung die Verherrlichung des heimiſchen Lebens ſich zum Ziele geſetzt. So bleibt auch uns Crowe allein in der altniederländiſchen Malerei ein Führer und wir dürfen hinzufügen, ein durchaus zuverläſſiger, vortrefflich unterrichteter Führer. Schon die Form, der matter of fact Stil nimmt für ihn ein. Alles perſönliche, ſubjective tritt vollſtändig zurück, auf die Sache ausſchließlich gerichtet erſcheint jedes Wort. So weit eine exacte Methode bei Dingen der Kunſt angewendet werden kann, hat ſie Crowe hier ſowohl, wie in ſeiner Geſchichte der italieniſchen

d by Google

Malerei verwerthet. Freilich wird er nicht selten mit dem Vorwurfe belastet, er sei zu schwerfällig, zu wenig fesselnd, nicht poetisch und geistvoll genug Wenn ich nicht irre, so hat jüngst noch Herr Ambros in Wien, eine seltsame Mischung des Humoristen, Polyhistors und katholischen Mystikers, in seinen „Bunten Blättern" diesen Tadel ausgesprochen. Nun denn, für Backfische und die es werden wollen, schreiben allerdings Crowe und Cavalcaselle nicht und die Fähigkeit, Kunstgeschichte in Sonettenform oder im Feuilletonstil zu lehren, strebt keiner derselben an.

Wir verlangen keine größere Anstrengung und Mühe, als jede andere Wissenschaft anspricht; nicht mehr, aber auch nicht weniger. Daß in dieser Beziehung häufig Nachsicht geübt wurde, zum Theile geübt werden mußte, hat die Entwickelung unserer Wissenschaft nicht wenig aufgehalten. Um auf das Einzelne überzugehen, so bekenne ich offen, daß das erste Kapitel (die Kunst des Mittelalters) am wenigsten befriedigend ausgefallen ist. Hier schöpfen die Verfasser nicht aus dem Vollen und begnügen sich mit bloßen Andeutungen und Beispielen des allmählichen Wachsthums der niederländischen Malerkunst. Diesen Mangel in der deutschen Bearbeitung zu heben, war unmöglich. Die vollständige Antwort auf die Frage: Wie war die niederländische Malerei in der Zeit vor Hubert van Eyck beschaffen? setzt die Lösung einer anderen Frage voraus: Welche Stellung nimmt die Miniaturmalerei in den Niederlanden im vierzehnten Jahrhundert ein? Bekanntlich sind die Hoffnungen, die wir auf Waagen setzten, nicht in Erfüllung gegangen. Dreißig Jahre und darüber hat er sich mit einer Geschichte der Miniaturmalerei beschäftigt. Er brachte aber weder bei Lebzeiten das Werk zum Abschluß, noch hinterließ er so viel geordnetes Material, daß nun ein anderer das Versäumte nachholen könnte. Die ganze Arbeit muß noch einmal gethan, zunächst eine Statistik der vorhandenen illuminirten Bücher gegeben werden. Dann erst folgt ihre kritische Sichtung und historische Einordnung. Ich glaube nicht, daß die Uebung der Miniaturmalerei die ausschließliche Schule der Eyck bildete, denke mir vielmehr die Entwickelung der Tafelmalerei wesentlich von jener getrennt. Um aber diese These zu beweisen, bedarf es weitläufiger Erörterungen und Untersuchungen, die nicht nebenbei bei Gelegenheit einer bloßen Einleitung angestellt werden können. Ich ließ daher das erste Capitel wesentlich unverändert, zumal das unmittelbare auf die Sache Losgehen zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten unserer Autoren gehört. Von den, theilweise scharf eingreifenden Aenderungen, welche ich sonst gemacht, habe ich in der Vorrede zur deutschen Ausgabe Rechenschaft gelegt. Ich berühre sie daher nicht wieder; dagegen möchte ich einige kleine Nachträge liefern, die im Buche selbst keinen Raum mehr fanden. Das Wachsthum eines Buches hört mit dem Drucke nicht auf, einzelne Triebe setzen auch noch nachher an. So war

Digitized by Google

es auch hier der Fall. Gedankenreihen mußten abgebrochen werden und fangen sich nun an zu regen. Thatsachen erlangten eine Bestätigung oder Berichtigung, die nicht rechtzeitig eintraf. Auch jetzt ist ja die Geschichte der altniederländischen Malerei durchaus noch kein abgeschlossenes Blatt. Aus dem Studium z. B. des Nebensächlichen, welches in einzelnen Gemälden so überraschend gleich auftritt, z. B. der Fußteppiche und Wandverkleidungen in verschiedenen Madonnenbildern wird die Detailforschung noch mannigfache wichtige Folgerungen ziehen. Eine genauere Untersuchung wäre wünschenswerth, ob zwischen dem Münchner Lucasbilde und dem Pariser Gemälde der Madonna mit dem Kanzler Rollin nicht doch eine engere Beziehung waltet, als Crowe und Cavalcaselle annehmen. Der Ursprung der Frankfurter Madonna mit der heiligen Cosmas und Damian verlangt eine genauere Prüfung, da sich in der Sammlung Middleton ein Bild gleichen Inhaltes befand, welches ein größeres Anrecht auf Originalität zu besitzen schien. Die Entscheidung darüber muß späteren Tagen vorbehalten bleiben. Anderes kann hier schon abgethan werden. Von dem sonst wenig bekannten Gerrit van Harlem oder Sint Jans besitzt die Wiener Belvederegallerie das einzige, ziemlich sichere Werk. Diesem nun entsprechen nach Crowes brieflicher Versicherung zwei Tafeln im Amsterdamer Museum so vollständig, daß sie nothwendig auf den gleichen Ursprung zurückgeführt werden müssen. Sie führen im Amsterdamer Katalog die Nummern 405 und 406 und schildern das eine die Madonna mit Heiligen in einer überaus sorgfältig und fein gezeichneten gothischen Kirche, das andere die Madonna mit heiligen Frauen in einem geschlossenen Hofe. Der Besitzer der Madonna mit dem Löffel, welche ich Gerard David zuschreibe, ist, wie ich aus dem Kataloge der Pariser Ausstellung zu Gunsten der Elsässer 1874 ersehe, die Herzogin Galliera. Die interessanteste ergänzende Notiz betrifft die köstliche Handzeichnung, welche das Dresdner Cabinet von Jan van Eyck besitzt. Dieselbe gehört zu dem Porträt eines alten Mannes im Wiener Belvedere und darf als Carton, welchen der Künstler vor der Ausführung in Farben entworfen hat, gelten.

Auf der Handzeichnung befinden sich wie über dem Kopfe, so links seitwärts Schriftzüge, welche ich zunächst nicht entziffern konnte. Auf meine Bitte ließ der Repräsentant des berühmten Dornacher Photographen Braun, Herr Oexle in Leipzig, das Blatt namhaft vergrößert photographiren, so daß die seitwärts angebrachte Schrift (funfzehn Zeilen) deutlicher vortrat. Da ergab es sich denn, daß dieselbe in vlämischer Sprache genaue Anweisungen der Farbe des Kopfes enthielt. Die einzelnen entzifferten Worte beziehen sich theils auf Gesichtstheile: Z. 5 van den ouge, Z. 13 Wangen, die Lippen, theils auf das Colorit: Z. 4 purpurachtig, Z. 10 geelachtig, Z. 13 witachtig. Auch die auf der Zeichnung wie auf dem Bilde vortretenden Bartstoppeln

Digitized by Google

werden erwähnt: Z. 14 „die ſtoppelen van den barde". So gewinnt es den Anſchein, als ob Jan van Eyck dem Modell das lange Sitzen hätte erſparen wollen und ſich für die weitere Ausführung die Localfarben notirte. In dieſem Falle wäre die vollkommene Naturwahrheit und unmittelbarſte Lebendigkeit des Porträts doppelt ſtaunenswerth, ja kaum begreiflich. — Für eine Selbſtanzeige habe ich bereits ungebührlich viel Raum in Anſpruch genommen, und dennoch manche Punkte unerwähnt gelaſſen. Im Ganzen denke ich ſo: Wie meine Arbeit ausgefallen iſt, darüber werden Andere das Urtheil ſprechen. Daß ich die Arbeit unternommen, darüber darf ich ſelbſt mir Lob ſpenden. Crowes und Cavalcaſelles Buch auch in unſeren Kreiſen zu verbreiten, erſchien mir eine gute That. Von dieſer aber heißt es:

One good deed, dying tongueless
Slaughters a thousand waiting upon that.

Die Italiener während des Kaiserbeſuchs.

Die Zeit, in der wir leben, iſt mit Recht in Bezug auf den Glanz und den Farbenreichthum der Ereigniſſe, die ſich in kaum zwei Jahrzehnten zuſammengedrängt haben, den blendenden Perioden der Weltgeſchichte an die Seite geſtellt worden. Wir ſind Zuſchauer von Thatſachen geweſen, deren poetiſcher Zauber in uns ähnliche Eindrücke hervorgerufen hat, wie die Märchen unſerer Jugend; und wir haben andere von ſo überwältigender Größe ſich vollziehen ſehen, daß unſer Geiſt einige Zeit gebrauchte, um ſich von ſeinem Staunen zu erholen und über die Wirklichkeit des Erlebten zu beſinnen.

Gerade die hervorragendſten unter dieſen Ereigniſſen ſtehen im Zuſammenhange mit der nationalen Bewegung, die ſich in Italien und Deutſchland vollzogen hat. Die Reihe wurde eröffnet durch jene wunderbare Landung auf Sicilien, welche ein Privatmann mit einem Häuflein Freiwilliger unternahm; ein Wagniß, welches faſt allgemein als ein ſträfliches Abenteuer verdammt wurde, aber zur Folge hatte, daß nach wenigen Wochen das ſchönſte Königreich der Erde dem kühnen Dictator huldigte. Noch lebhafter als durch dieſes Unternehmen iſt die volksthümliche Phantaſie durch das Ergebniß des einen Tages beſchäftigt worden, an welchem ein Kaiſerthum zuſammenbrach und Kaiſer und Heer in Gefangenſchaft geriethen. So wie jenes Wagniß die Einheit Italiens und dieſer Sieg die Einheit Deutſchlands begründete, ſo hat

Digitized by Google

sich neben diesen Begebenheiten keine dritte von so abschließender weltgeschichtlicher Bedeutung zugetragen, wie die Mailänder Zusammenkunft der Monarchen, welche die Einheit der beiden Nationen repräsentiren. Gerade dieser symbolische, für Jedermann verständliche, Charakter des Mailänder Festes wird trotz der politischen Combinationen und Consequenzen, welche sich daran knüpfen mögen, im Andenken der Völker als der wesentlichste haften bleiben.

Sobald einmal die Erfüllung des so lange erwarteten Ereignisses feststand, warf es seine Schatten vor sich her und rief alle diese Erinnerungen an eine Vergangenheit von Jahrtausenden wach, in welcher Herrscher und Völker von Nord und Süd der Alpen sich zu ganz anderen Zwecken als zu Verbrüderung und Bündnissen entgegen gezogen waren. Die Thatsachen, welche diesen Entwickelungsgang der Geschichte bezeichnen, sind in den letzten Wochen so häufig aufgezählt und mit allen nur denkbaren Commentaren begleitet worden, daß wir einen wiederholten Rückblick nach dieser Seite für unfruchtbar halten. Seltener sind im Gegensatz zu dem Schauspiel der Mailänder Tage die Gedanken auf die verwandten Schicksale der beiden Nationen gelenkt, welche, nachdem sie viele Jahrhunderte hindurch künstlich zertheilt und mit der Billigung aller übrigen als Accidenzen geographischer Begriffe behandelt waren, auf ein Mal der hemmenden Fesseln entledigt ein unerwartetes Ansehen behaupten und der politischen Situation ihren Stempel aufdrücken. Jedoch auch hiervon ist bei anderen Gelegenheiten oft genug gesprochen worden, als daß wir dabei verweilen möchten.

Welche Auffassung dagegen das italienische Volk von der Zusammenkunft beherrscht, welche Meinungen die verschiedenen Parteien darüber geäußert und welche Haltung die Presse beobachtet hat, ist vielleicht der Mühe werth, im Zusammenhange zu betrachten. Dadurch wird das augenblickliche Verhältniß der Völker zu einander klarer gestellt und die Erwartungen, welche sich daran für die Zukunft knüpfen lassen, empfangen ein eigenthümliches Licht.

Nicht bloß die Mailänder, sondern die Bewohner von ganz Italien haben diese Tage wie ein Fest betrachtet. Was aber Festfreude und Festjubel in Italien bedeuten, das muß man selbst erlebt haben, um es ganz zu verstehen. Die innige, fast kindliche Hingebung, wie sie hier bei solchen Gelegenheiten hervorzutreten pflegt, beweist, daß Festlichkeiten recht eigentlich ein Lebenselement der Bevölkerung bilden, welche von einer nicht bloß südlichen, sondern durchaus jugendlichen Lebhaftigkeit voll ist. Daß der Kaiser und alle deutschen Besucher hiervon den stärksten Eindruck empfangen haben, hat Jeder in seiner Weise bezeugt. Allerdings hatte aber dieses Fest für die Gesammtheit der Nation eine viel größere Bedeutung, als eine der zahllosen Jubelfeiern, welche hier zu Lande den großen Künstlern, Dichtern oder Staats-

Digitized by Google

männern gewidmet werden, mag sie selbst einem Michel Angelo gelten. Das Gefühl, daß die italienische Einheit durch den Besuch des deutschen Kaisers besiegelt sei, daß das Gebäude, an dem man seit so langer Zeit gearbeitet, durch dies Ereigniß gleichsam gekrönt würde, das Bewußtsein davon hat sich im Verlaufe der Feierlichkeiten mit immer größerer Bestimmtheit ausgesprochen. Die Wärme des Entgegenkommens und der Bewillkommnung der deutschen Gäste muß um so höher angeschlagen werden, als andere Empfindungen, welche zum Theil noch ganz frisch sind, vorher zurückgedrängt werden mußten. Dahin gehört z. B. die Erinnerung an die „Wälsche Tücke", welche auf dem Arminius-Denkmal verewigt ist; eine Unziemlichkeit, die hier sehr unangenehme Eindrücke hervorgerufen hat. Die Kunde davon hatte sich schnell im Volke verbreitet und zu vielen bitteren Bemerkungen Anlaß gegeben. Man rief sich dabei auch den Ausspruch Trochu's wieder ins Gedächtniß, der bekanntlich dem englischen Luxus und der „italienischen Immoralität" die Hauptschuld an dem Unglück Frankreichs beigemessen hatte. Beide Urtheile werden von den Italienern um so tiefer empfunden, als sie sich genau bewußt sind, daß sie sie nicht verdienen, sondern daß das eine wie das andere lediglich auf Unwissenheit und falscher Auffassung eines fremden Volkscharakters beruht; dagegen bilden die rühmenden Lobeserhebungen, welche der Kaiser und Moltke ihrem Benehmen in Mailand gespendet haben, eine um so passendere und verdiente Genugthuung.

Mögen aber auch vergangenes Unrecht und alte Mißverständnisse zu Groll und Verstimmung berechtigt haben, bei dieser Gelegenheit hat wenigstens das Volk als solches — von den politischen Parteien und der Presse werden wir nachher sprechen — mit nicht genug anzuerkennender Selbstüberwindung jede Empfindung unterdrückt, die geeignet gewesen wäre, die Festfreude und feierliche Stimmung zu trüben. Wie innerlich die Theilnahme an dem Ereigniß ist, spricht sich z. B. in den zahlreichen poetischen Ergüssen aus, welche es hervorgerufen. Darunter befindet sich ein in diesen Tagen in Mailand entstandenes Volkslied, in welchem Kaiser Wilhelm unter dem Namen „Barbabianca" als Förderer Italiens besungen wird, im Gegensatz zu „Barbarossa." Es wird darin auch angedeutet, daß er sich für Venedig und Rom nicht habe bezahlen lassen, wie Napoleon Savoyen für die Lombardei nahm.

Die Haltung der italienischen Presse verdient nicht mindere Anerkennung als die des Volkes, wenn man selbstverständlicher Weise den Unterschied nicht aus den Augen verliert, der durch den Beruf der Presse, mitzutheilen und aufzuklären, bedingt wird. Manche Dinge, welche im Volke die Freude zum Schweigen brachte, mußten in den Zeitungen ausführlich entwickelt, unangenehme Erinnerungen wachgerufen werden, wenn das Urtheil des Publicums richtig geleitet werden sollte. Außerdem spiegeln sich aber hier die verschie-

Digitized by Google

denen Parteistandpuncte ab, und indem wir die Haltung der Presse betrachten, charakterisiren wir zugleich die Parteien mit ihren Anschauungen und Bestrebungen dem überwältigenden Ereigniß gegenüber.

Beginnen wir mit der nationalen Presse. Sieht man von wenigen unliebsamen Incidenzfällen ab, die kurz vor der Ankunft des Kaisers in Mailand zur Besprechung kommen mußten, so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Mißton in ihre Spalten eingedrungen ist. Die beiden einzigen Puncte, welche einen Augenblick eine verdrießliche Stimmung aufkommen ließen, waren erstens die Behauptung einiger Blätter, namentlich der „Norddeutschen Allgemeinen", die Wahl Mailands als Ort der Zusammenkunft sei dem deutschen Kaiser und der deutschen Regierung wider Willen aufgedrungen worden; dann das Ausbleiben Bismarcks. Aber selbst in diesen Fällen haben wenigstens die conservativen Blätter einen bewunderungswürdigen Tact gezeigt. Die erstere Anschuldigung war unangenehm, namentlich weil sie in diesem Augenblicke und von Organen, denen eine so hohe Autorität beigemessen zu werden pflegt, wie von der „Norddeutschen Allgemeinen" wiederholt wurde; auch konnte z. B. die „Nazione", das Blatt der Florentiner Consorteria, ihren Aerger darüber nicht ganz unterdrücken. Das Ausbleiben Bismarcks, welches bekanntlich vielfach mit dieser Wahl Mailands in Verbindung gebracht ist, haben die conservativen Zeitungen mit demselben Zartgefühl behandelt. Obwohl aus allen Urtheilen die Ueberzeugung durchblickte, daß außer den Gesundheitsrücksichten noch andere Gründe den Entschluß des Reichskanzlers hervorgerufen hätten, so hat doch kein Organ der conservativen Partei die Unschicklichkeit begangen, die Krankheit des Reichskanzlers an sich zu leugnen. So leicht tröstete man sich freilich nicht, wie es das Volk gethan hat, welches schließlich sagte: „kommt er nicht, weil er durchaus nach Rom gehen wollte, nun, um so besser!" Der natürliche Instinct des Volkes fühlte heraus, wie großen Werth die Wahl Roms gehabt hätte; es verkannte aber ebenso wenig, daß selbst aus der Ablehnung des Reichskanzlers im politischen Sinne Capital gemacht werden konnte.

Die demokratische Partei hat beide Dinge mit großem Eifer in ihrem Interesse ausgebeutet. Sie hat einerseits als selbstverständlich angenommen, daß allein der italienischen Regierung die Schuld an der Wahl Mailands zufalle und ihr dies zum Vorwurf gemacht, weil dadurch eine Gelegenheit versäumt sei, die Anerkennung Roms als Hauptstadt zu besiegeln und mittelbar die Consolidirung des jungen Königreichs zu fördern. Sie hat andererseits ohne Einschränkung behauptet, daß Bismarck nur deshalb ausgeblieben sei, weil er nicht nach Mailand gehen wollte. Die demokratische Presse, welche in dem Rufe steht, die Sympathien für Deutschland zu übertreiben und mit der deutschen Gesandschaft allzu intime Beziehungen zu

Digitized by Google

unterhalten, wird von der Regierungspartei scharf überwacht. Bekanntlich überwiegen unter der letzteren trotz der vorherrschenden politischen Strömung die französischen Sympathien. Die officiösen Blätter unterließen also nicht, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, daß die Opposition das Ausbleiben des Reichskanzlers in ihrem Sinne so auszubeuten suche, als ob er nur ihr dadurch hätte einen Gefallen erweisen wollen, indem er auf diese Weise dem Ministerium Minghetti einen Hieb versetzte. Beiläufig übrigens, wenn dies die Absicht war, so hat der Hieb gesessen. Weit aufgebrachter als über die angedeutete Interpretation von Bismarcks Verhalten äußerte sich die „Opinione" über das Gerücht, wonach die Linke beabsichtige, dem Reichskanzler in Mailand eine Adresse zu überreichen, indem das officiöse Blatt behauptete, ein solcher Act implicire eine unschickliche Hineinziehung des Auslandes in innere Parteiverhältnisse.

Sehen wir von diesen beiden kleinen Gefechten ab, welche noch vor der Ankunft des Kaisers geliefert waren, so ist von der nationalen Presse, mag sie nun conservativer oder demokratischer Färbung sein, während der Festzeit mit ganz verschwindenden Ausnahmen die Empfehlung des Mailänder „Secolo" befolgt worden, diese einzigen Tage als eine Art von Treuga Dei zu betrachten und während derselben allen Zwist und Hader, jeden ungeweihten Laut zu unterdrücken. Einen zarten poetischen Ausdruck fand diese Stimmung selbst in dem hochofficiösen „Fanfulla", der bei der Römischen Camarilla eine ähnliche Autorität genießt, wie ehemals der „Figaro" in den imperialistischen Kreisen von Paris. In seinem Hauptartikel vom 21. October stellte er in Märchenform Barbarossas Erwachen so dar, als ob er nach seinem langen Schlafe bei dem Kanonendonner Sadowas die Ohren gespitzt, bei der Kaiserhuldigung in Versailles die Glieder gereckt, aber erst, als von „Abreise" und „Italien" die Rede gewesen, aufgesprungen sei: woran sich einige feine, Versöhnung und Frieden athmende Betrachtungen knüpften.

Das Friedensbedürfniß, welches in Italien so tief gefühlt wird, fand bei dieser Gelegenheit einen wahrhaft kindlichen Ausdruck in dem vielfach ausgesprochenen Wunsch, der bisweilen die Form einer Nachricht annahm, Italien möchte als Friedensvermittler zwischen Deutschland und Frankreich auftreten.

Anders klingt freilich die Sprache, welche einige ultraradicale Blätter geführt haben. Von diesen wurden störende Parallelen gezogen. Sie erinnerten z. B. an alles Leid, welches die deutschen Kaiser in früheren Jahrhunderten Mailand zugefügt; so namentlich die Römische „Capitale". Oder es wurde hervorgehoben, daß es noch nicht lange her sei, daß derselbe Kaiser, der jetzt als Gast komme, durch seinen Gesandten seine Mißbilligung der

Digitized by Google

Acte habe aussprechen lassen, durch welche die italienische Einheit begründet worden sei.

Weit giftiger aber ist der von den klericalen Organen eingehaltene Ton. Eine freundliche Haltung war von Seiten der klericalen Partei selbstverständlich nicht zu erwarten. Daß dieselbe aber in ihrem Eifer und in ihrer Verstörung sogar Gebete anordnen würde, um den verderblichen Einfluß abzuwenden, den des deutschen Kaisers Anwesenheit in Italien auf die Kirche ausüben könnte, hätte man doch nicht gedacht. Was einer solchen Stimmung entsprechend die ultramontane Presse leistete, läßt sich vermuthen. Der Kaiser Wilhelm und die deutsche Nation sind mit Geifer überschüttet worden; es hat schlimme Prophezeihungen geregnet; an versteckten Ermahnungen, die an den Kaiser gerichtet worden, sich mit dem Papst auszusöhnen, hat es auch nicht gefehlt, obwohl die vielleicht von den Klericalen geflissentlich verbreitete Nachricht, der Erzbischof von Mailand solle dem Kaiser einen eigenhändigen Brief des Papstes überreichen, von den Hauptblättern des Ultramontanismus ostensibel dementirt wurde. In dieser Richtung wurden unter andern von der „Unita cattolica," der „Voce della Verita," dem „Osservatore Romano", der Florentinischen „Armonia" und ähnlichen Blättern Betrachtungen wie die folgende angestellt, welche die geheimsten Wünsche dieser Partei verrathen: Kaiser Wilhelm träte in dieselben Räume ein, in denen einst Kaiser Ferdinand von Oesterreich, der abdankte, gewohnt habe; in demselben Mailänder Schlosse habe auch Napoleon III. logirt, der auf Wilhelmshöhe und in Chislehurst geendigt habe u. dgl. m. Natürlich sahen sie alle in der Monarchenzusammenkunft ein Symptom dafür, daß die Kirchenpolitik der italienischen Regierung eine entschiedene, oder wie sie zu sagen pflegen, gottlosere Richtung nehmen würde. Im Allgemeinen hat die klericale Presse trotz ihrer feindlichen Tour oder vielleicht in Folge desselben dazu beigetragen, die Bedeutung des Ereignisses zu heben; jedenfalls hat sie nicht vermocht, es nur im entferntesten zu trüben. Einige ihrer Betrachtungen können allen Parteien und Richtungen Nutzen bringen. Dahin gehören die über Vergänglichkeit und Veränderlichkeit menschlicher Neigungen und Bündnisse. Gerade die Intensität des Festjubels schließt die Gefahr in sich, daß man seine Bedeutung überschätzt, und vergißt, was namentlich von dem Benehmen des heißblütigen Südländers zu halten ist. Die klericalen Blätter haben daran erinnert, daß vor noch nicht zehn Jahren in Italien Niemand hätte wagen dürfen, das heute übliche Feldgeschrei: „Vivano i Tedeschi," ungestraft auszurufen. Damals hätte die Parole geheißen: „Morte ai Tedeschi!" Und im Jahre 1865 habe der deutsche Kaiser in Gastein auf den Frieden getoastet; und doch sei im folgenden Jahre der Krieg mit Oesterreich ausgebrochen. Und 1867 sei bei der Zusammenkunft der Kaiser in Paris „Frieden" das Thema des Gesprächs gewesen, und

Digitized by Google

doch sei der Krieg mit Frankreich schon 1870 gefolgt. Aber bis zu den hieraus gezogenen Schlußfolgerungen wollen wir die Ausführungen dieser schwarzen Blätter nicht begleiten, sondern an dem Eindruck festhalten, daß in dieser Begegnung zweier durch verwandte Schicksale ausgezeichneten Herrscher mehr liegt als in den gewöhnlichen Monarchenzusammenkünften, an denen die letzten Jahre so reich waren. Alle die ein wenig nachgedacht haben über das Charakteristische der politischen Lage Europa's können nur mit dem Kaiser den innigen Wunsch theilen, und mit ihm an seine Erfüllung glauben, daß die Alliance Deutschlands und Italiens in sich die größte Friedensbürgschaft trägt, und daß, wenn sie zerrisse, das Unheil unabsehbar wäre.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Das Wort des Königs. — König Ludwig hat gehandelt und die ultramontanen Hoffnungen sind in Nichts versunken. Der Sieg ist Herrn Jörg in dem Augenblicke aus der Hand gegangen, in welchem er ihn am festesten zu halten wähnte. Die am 19. d. M. auf dem einsamen Linderhofe gefaßten Entschlüsse haben dem Ministerium vorläufig die Existenz gerettet und die Portefeuillehoffnungen manches klericalen Führers wohl für immer vereitelt. Mit diesem Monarchen können die betreffenden Persönlichkeiten als solche nicht mehr rechnen; das steht seit dem erwähnten Entscheidungstage fest. Die von dem Könige hinsichtlich des in der Adreßdebatte angeschlagenen Tones erlassene Rüge ist der einzige Punkt, an dem die Entschließung Sr. Majestät etwas über die constitutionellen Grenzen hinausgeht; eine solche Rüge wäre eigentlich Sache des Präsidenten gewesen. Freilich hat dieser wohlwollende und nicht unbegabte, aber äußerst schwache Mann sein Amt so ungenügend versehen, daß ihm dabei ein höherer Mund wohl zu Hülfe kommen durfte. Herr von Ow wird nach eigenen Aeußerungen sein Amt niederlegen; er ist dazu moralisch genöthigt; denn die mehrerwähnte Rüge traf ihn objectiv und war sogar subjectiv auf ihn gemünzt. Vorher wird er sich während der ersten Tage seiner vorläufigen Geschäftsführung noch der Kammer gegenüber hinsichtlich eines andern Punktes zu verantworten haben. In dem officiellen Kammersitzungsberichte sind die den König betreffenden Worte der Schelsschen Rede nur durch Punkte angedeutet; eine Note erklärt die betreffenden Worte als auf Präsidialbefehl aus dem Berichte gestrichen. Herr von Ow ist dabei von einem anerkennenswerthen Gefühle geleitet worden, aber er hat sich in der Form abermals versehen. Nicht ihm, sondern

Digitized by

nur der gesammten Kammer stand ein Beschluß über die Radirung der betreffenden Stellen zu, wie zum Ueberflusse ein Präcedenzfall aus dem Jahre 1848 hinsichtlich einer ebenfalls gestrichenen Aeußerung über König Ludwig I. beweist. Wenigstens die liberale Partei der Abgeordnetenkammer wird dieses Verfahren nach Neujahr entschieden moniren.

Abgesehen von der mehrerwähnten Rüge des Kammertones bewegt sich die königliche Entschließung vollständig und absolut innerhalb der Grenzen des bei uns bestehenden monarchisch-constitutionellen Rechtszustandes. Der König betont gegenüber den unpassend vorgetragenen Wünschen der Mehrheitsadresse sein ausschließliches verfassungsmäßiges Recht hinsichtlich der Ernennung der Minister, die Hervorhebung der „sehr namhaften Minorität" gegen die Adresse, deutet aber zugleich an, daß neben den später hervorgehobenen Verdiensten der Minister und der allerhöchsten Zufriedenheit mit denselben auch die sechsundsiebzig „Nein" gegen die neunundsiebzig „Ja" in die Wagschale gefallen sind. Das ist neben dem monarchischen das constitutionelle Moment des entscheidenden Vorgangs. Man würde dem Könige gewiß mit der Annahme großes Unrecht thun, daß er jemals auf eine directe Verfassungswidrigkeit, ein sogenanntes budgetloses Regiment ꝛc. eingehen würde; die gelegentlichen bezüglichen Andeutungen eines hier neu begründeten liberalen Blattes würden ihn gewiß in hohem Grade verstimmen, wenn dieselben überhaupt zu seiner Kenntniß gelangten. Aber der König wird den ihm nach der Verfassung verbliebenen Theil seiner Prärogative kräftig zu Gunsten des bisherigen Systems und der Erhaltung des Friedens mit dem deutschen Reiche anwenden und damit thut er gewiß recht. Aus diesem Entschlusse und dieser Anschauungsweise wird sich wohl auch der weitere Verlauf der Krise entnehmen lassen. Man wird zunächst die Wirkung der auf allerhöchsten Befehl im ganzen Lande verbreiteten königlichen Handschreiben abwarten und in dieser Erwartung die Kammer nach dem Schlusse der Reichstagssession wieder zusammentreten lassen. Gelingt es dann den „Extremen", die Neunundsiebzigermajorität zu Entschlüssen wie Steuerverweigerung fortzureißen, dann wird allerdings aufgelöst werden müssen. Das Resultat der etwaigen Neuwahlen dürfte indessen die bezüglichen ultramontanen Hoffnungen kaum rechtfertigen; es ist bei richtiger Taktik des Ministeriums und der liberalen Partei doch kaum anders möglich, als daß die noch annähernd „patriotischen" Elemente der Jörgschen Coalition sich unter dem fortdauernden Eindrucke des neulichen königlichen Entschlusses von den bisherigen Fractionsgenossen trennen. In dieser Situation kann die Bildung einer freilich numerisch nicht bedeutenden neuen „Mittelpartei", in welcher wohl auch die bekannten sieben „Umgefallenen", wenigstens zum Theil, wieder auf dem Kammerparquet erscheinen würden, ein bedeutender Moment werden; es ist bekannt, daß ein Theil des Ministeriums, vor

Digitized by Google

allem aber der König selbst eine solche „versöhnliche" Richtung in der Kammer dringend vertreten zu sehen wünscht. Ein anderes, für die Neuwahlen zu Gunsten der Regierung in Betracht kommendes Moment entzieht sich aus taktischen Gründen vorläufig einer anderen Erwähnung als derjenigen, daß es sich vollständig loyal im Rahmen unserer Constitution hält. Wird freilich dann das Ministerium doch noch geschlagen, dann muß es zurücktreten; wenigstens ist das die Ansicht aller wirklich in Betracht kommenden baierischen Politiker und Publicisten. In diesem Falle würde dann das von Dr. Jörg in seiner Adresse mit ziemlich deutlich durchschimmernden Hintergedanken verlangte „parteilose" Ministerium an das Ruder kommen müssen, denn von einem auch nur gemäßigten klericalen Kabinete kann unter König Ludwig II. nach der am 19. October getroffenen Entscheidung wohl nicht mehr die Rede sein. Damit ist es denn freilich wohl auch um die Realisirung der soeben erwähnten Jörgschen Hintergedanken so ziemlich gethan.

Ueber die Genesis der königlichen Entscheidung ist man in den eingeweihteren Kreisen jetzt ziemlich genau unterrichtet. Der König ließ sich die Sitzungsberichte jeden Tag nach seinem jeweiligen Aufenthalte senden und beauftragte außerdem seinen Generaladjutanten, den commandirenden General Frhrn. v. d. Tann den Sitzungen beizuwohnen und nachträglich Bericht zu erstatten. Die Lectüre der Stenogramme entschied; die Schelsschen Unsläthereien und wohl fast noch mehr die allgemein Rußwurmsche Rüpelhaftigkeit konnten nicht anders als die Wagschale zu Ungunsten der Klericalen sinken lassen, und die mit großem Geschick, wenn auch etwas zu ausführlich von Herrn v. Lutz geübte Verlesung der früheren Jörgschen Aeußerungen hinsichtlich der Neugestaltung Deutschlands trug wohl auch das ihrige bei. Herr Jörg hat durch kein nachträgliches Sophisma die Thatsache wegräumen können, daß er zur Zeit des deutschen Fürstentages von 1863 den deutschen Dynastien ungleich größere Opfer als die jetzt für das kleindeutsche Reich von ihnen gebrachten zu Gunsten eines großdeutsch-österreichischen Kaiserthums auferlegen wollte und dabei von den Mittelstaaten, und speciell von Baiern, geradezu despectirlich sprach. Endlich mag auch die überaus ungeschickte und unschickliche Vertheidigung des Bischofs von Haneberg hinsichtlich der Oggersheimer Affaire viel gewirkt haben; der Bischof hat in derselben nach einer Reihe wenig stichhaltiger staatskirchenrechtlicher Ausführungen beinahe mit dürren Worten gesagt, daß König Ludwig II. bei seinen beiden Vorgängern in die Schule gehen möge, ehe er über Fragen baierischer Kirchenpolitik und baierischen Kirchenstaatsrechtes entscheiden wolle.

Auf klericaler Seite ist man natürlich äußerst niedergeschlagen. Es war ein Anblick, den sich mancher nicht mit Aussichten auf lange Lebensdauer gesegnete Mann nicht um vierzehn Tage seines Lebens hätte abkaufen lassen,

Herrn Dr. Jörg bei Verlesung des königlichen Erlasses zuerst mit den Zähnen knirschen, dann grimmig auflachen und endlich in eine dumpfe Niedergeschlagenheit verfallen zu sehen. Die klericale Presse ist vorläufig unerwartet vorsichtig; sie handelt darin offenbar nach ausgegebener Parole und beschäftigt sich nur damit, in richtiger Taktik die einzelnen unvorsichtig triumphirenden Aeußerungen der liberalen Blätter als Hinderungsgründe für die vom Könige gewünschte Versöhnung anzuführen. Im Ganzen hält sich indeß auch die liberale Presse zurück, was ihr sowohl, wie der befreundeten norddeutschen Publicistik dringend zu rathen ist. Immerhin kommen natürlich auf klericaler Seite einige Wuthausbrüche vor, wenn unsere einheimischen Blätter auch nicht, wie die Berliner „Germania", den König persönlich angreifen. Gegenseitige Vorwürfe sind im klericalen Lager bisher nur sehr vereinzelt gefallen, doch hört man in der „Donauzeitung" bereits das entfernte Rollen des von dem Pfarrer Lukas über seinen unglücklichen Todfeind Jörg heraufbeschworenen Gewitters. Auch auf seinen Berliner Empfang wird sich der Verfasser des famosen Adreßentwurfs nicht sonderlich zu freuen brauchen; gewisse schon vor der letzten Niederlage gefallene Aeußerungen Windthorsts hinsichtlich der politischen Befähigung Jörgs und der baierischen Klericalen überhaupt lassen bestimmt darauf schließen.

Aus Berlin. Rückkehr des Kaisers. Steindenkmal. Reichstag. Eisenbahnfrage. Aus Rom. — Die Mailänder Festwoche ist vorüber. Sie ist glanzvoller und schöner verlaufen, als selbst die kühnsten Hoffnungen es erwarten durften. Italienischer Enthusiasmus, italienische Sonne und italienisches Gepränge leisten auf dem Gebiete der Festlichkeiten doch ein Erkleckliches mehr als wir in unserem kalten Norden zu Stande bringen. Wir empfinden bei solchen Gelegenheiten zwar wahrlich nicht minder tief, aber wir verstehen es doch keineswegs, unseren Empfindungen einen solchen hinreißenden und doch so graziösen Ausdruck zu geben, wie die Italiener, die darin vielleicht alle ihre romanischen Schwesternationen übertreffen. Jetzt weilt unser Kaiser wieder bei uns. Die Ankunft auf dem Anhalter Bahnhofe bei naßkaltem regnerischen Wetter wird ihn nach den lichtvollen mailänder Tagen nicht sonderlich angemuthet haben. Und doch freut sich Jedermann herzlich, ihn wieder hier zu haben und allgemein war das Bedauern, als die Kunde laut wurde, daß das Befinden des Kaisers ihm nicht gestatte, den Reichstag in Person zu eröffnen. Glücklicher Weise stellte es sich sehr bald heraus, daß der Gesundheitszustand des Kaisers keineswegs zu ernsteren Befürchtungen Anlaß giebt, sondern daß es nur die Strapazen der Reise gewesen sind, welche ihm ein wenig Schonung und Zurückhaltung zur Pflicht gemacht haben. Natürlich ist nun auch die Einweihung des Denkmals für

Digitized by Google

den Freiherrn von Stein ohne den Kaiser vor sich gegangen. Der Kronprinz vertrat seine Stelle. Die Feier war eine glänzende und überaus würdige. Leider war das Wetter trübe und kalt. Außer dem Kronprinzen und seiner Gemahlin wohnten der Prinz Karl, der Prinz Friedrich Karl, fast alle Minister, Feldmarschall Graf Moltke, außerordentlich viele Mitglieder des Reichstages und des Landtages und zahlreiche Vertreter der Stadt und der Universität der Enthüllung bei. Professor Gneist hielt die Festrede, in der er der Bedeutung Steins in schwungvollen und kernigen Worten gedachte. Die an den Dönhofsplatz angrenzenden Straßen hatten ein festliches Gewand angelegt. Die Zuschauer waren zahlreich herbeigeströmt und verfolgten die Feierlichkeit mit andächtigem und lebhaftem Verständniß.

Unmittelbar an diese Gedächtnißfeier dieses unseren großen Vorkämpfers der deutschen parlamentarischen Freiheit wird sich die Eröffnung der diesjährigen Reichstagssession schließen. Ehe diese Blätter die Presse verlassen haben werden, wird bereits die Thronrede im ganzen Lande bekannt sein und werden auch wohl schon einige Berichte über die ersten Sitzungen vorliegen. Heute harrt noch alle Welt in ungewisser Erwartung der kommenden Dinge. Nur einiges Wenige ist neuerdings über die zukünftigen Arbeiten des Parlamentes bekannt geworden. Vor allen Dingen liegen wenigstens einzelne Theile des sehnlichst erwarteten Etats fertig im Drucke vor. Begierig richtet sich der Blick bei dem Durchblättern der Vorlage vor allem auf den Abschnitt, der dem preußischen Reichsmilitärcontingent, d. h. dem Reichsheere mit Ausschluß Baierns und Württembergs, oder mit einem Worte dem Reichsmilitäretat gewidmet ist. Man findet hier eine Mehrforderung von circa sieben Millionen Mark, welche in der Hauptsache durch die Kosten für die Naturalverpflegung der Armee motivirt ist. Die vielfach in der Presse besprochene Ersetzung des Bezirkscommandeurs durch active Stabsoffiziere ist keineswegs, wie sich nunmehr herausstellt, in dem erwarteten Umfange beabsichtigt worden. Eine solche Ersetzung soll nur in 50 von 275 Fällen vorgenommen werden, mithin fällt diese Neuorganisation finanziell nicht so schwer in das Gewicht als man befürchtete. Der ebenfalls vorliegende Etat für das auswärtige Amt enthält keine bemerkenswerthen Abänderungen. Es wurden darin Gelder gefordert für den Bau des Botschaftshôtels in Wien und Constantinopel, für den Ausbau des Palastes Cafarelli in Rom, für die Erweiterungsbauten des Berliner auswärtigen Amtes und für die Errichtung eines Krankenhauses in Constantinopel. Doch sind dies alles Positionen, welche seit lange erwartet wurden und auch finanziell nicht von zu großem Belange sind. Die nächsten Tage werden uns sicherlich die noch fehlenden Theile des Etats bringen. Gleichzeitig werden wohl die Entwürfe zur Einführung der Börsensteuer erscheinen. Der Bundesrath hat diese Vorlage bereits genehmigt und wird ihr Erscheinen

Digitized by Google

gewiß beschleunigen, da die Mitglieder des Reichstages den größten Werth darauf legen, diese Gesetzentwürfe im Zusammenhange mit dem Etat zu berathen. Darüber hinaus aber liegt die legislatorische Arbeit des Reichstages noch ziemlich im Dunkeln. Wahrscheinlich wird auch vor der Hand an der Aufhellung dieser ferneren Zukunft wenig gelegen sein, denn allem Anschein nach, wird die finanzielle und wirthschaftliche Frage gleich bei dem Beginne der Session in so großartigen Dimensionen auftreten und die Debatte so vollständig in Anspruch nehmen, daß man Mühe haben wird, den Etat und die Steuervorlagen zu erledigen. Nach wie vor scheint es, daß die Angelegenheit der Eisenzölle zum Ausgangspunkte des Kampfes über die Fragen der allgemeinen Finanzpolitik gemacht werden wird. An welchem Punkte der Etatsberathung oder der Discussion über die Steuervorlagen ein solcher Antrag auf Prorogation der Eisenzölle von den Schutzzöllnern eingebracht werden wird, läßt sich zur Zeit natürlich noch nicht sagen. Auch ist dies wohl ziemlich gleichgiltig. Jedenfalls ist aber leicht ersichtlich, daß bei der Debatte über einen solchen Antrag ein außerordentlicher Zündstoff für die politische Erregung herbeigeschafft werden kann. Denn von der Eisenzollfrage führt der Weg unmittelbar in jedes Gebiet des wirthschaftlichen Lebens und es kann nicht fehlen, daß dann die ganze wirthschaftliche Noth der Zeit, die ganze bisherige Finanz- und Wirthschaftspolitik, sowie viele Vorschläge für deren künftige Gestaltung zur Erörterung kommen werden. Die Chancen der Schutzzöllner im Reichstage dürften übrigens nicht zu unterschätzen sein. Wenigstens behaupten sie sowohl im freiconservativen, wie im nationalliberalen, als auch im fortschrittlichen Lager einflußreiche und thätige Verbündete zu haben. Ich kann zur Zeit nicht beurtheilen, in wie weit diese Behauptungen begründet sind. Dennoch gebe ich sie hier wieder, denn sie treten vielfach und zuversichtlich auf und ich habe jedenfalls die Pflicht, sie als Symptome der gegenwärtigen Lage zu registriren. Es scheint mir außerdem, als ob von derselben Seite ein heftiger Angriff gegen unsere gesammte Bankgesetzgebung und Münzreform vorbereitet werde. Doch scheint hierbei noch kein fester Plan vorzuliegen. Wenigstens hört man noch nichts von positiven Voranstalten dazu. Man begnügt sich vielmehr bis jetzt damit, allerlei pessimistische Gerüchte auszustreuen. Man erklärt die Durchführung der reinen Goldwährung für unmöglich, man weissagt die Rückkehr zur gemischten oder gar auch als letztes Schreckgespenst, den Uebergang zur Papierwährung. Das sind offenbar alles blinde Schüsse, aber sie lassen doch die Richtung erkennen, die das Gefecht nehmen soll. Merkwürdiger Weise wird nun mitten in diese allgemeine Aufregung und Verwirrung noch ein weiterer sehr bedenklicher Zankapfel hineingeworfen.

Seit einigen Tagen discutiren alle Blätter die inhaltsschwere Frage des

Digitized by Google

Ankaufes der Privatbahnen durch das Reich und auch der Ausschuß des deutschen Handelstages hat diese Operation bereits für eine Forderung der Zeit und für eine nothwendige Voraussetzung einer rationellen Gesetzgebung auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens erklärt. Das ist jedenfalls eine sehr energische Kundgebung, die, wenn sich ihr das Plenum des deutschen Handelstages anschließt, dieser hochwichtigen Frage sehr wohl eine entscheidende Wendung geben könnte. Die Frage selbst ist bekanntlich keineswegs neu und bereits vielfach und eingehend erörtert worden. Ueberraschend aber ist, wie gesagt, daß sie gerade jetzt mit solchem Eifer in den Vordergrund gedrängt wird. Es scheint mir die Vermuthung nahe zu liegen, daß irgend eine der streitenden Parteien sich ihrer in dem bevorstehenden Kampfe als Actionsmittel bedienen will. Wer das aber thun will und zu welchem Zwecke, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Daß man die Frage selbst jetzt schon wirklich auf gesetzgeberischem Wege entscheiden sollte, halte ich für unwahrscheinlich. Eine dahin zielende Gesetzesvorlage existirt augenblicklich noch keinesfalls. Wenn die Regierung dieses ganze Project jetzt neu angeregt haben sollte, so könnte sie dabei, abgesehen von dem strategisch-militärischen Zwecke, den sie bei der Erwerbung der Eisenbahnen verfolgt, nur von dem Motive geleitet sein, durch die Beschaffung von zahlreichen vom Staate garantirten Eisenbahnpapieren dem in der gegenwärtigen Krisis nothleidenden Privatpublicum eine Gelegenheit zur Anlage seines Besitzes zu geben. Auf diese Weise würde das Eisenbahnproject allerdings als Actionsmittel bei der Verhandlung über die wirthschaftliche Frage sehr gut zu verwenden sein. Ich muß mich aber wohl näher auslassen über diesen von mir ohne weiteres vorausgesetzten Zusammenhang des Ankaufes der Eisenbahnen durch den Staat mit der Creirung solcher garantirten Staatseisenbahnpapiere. Die letztere ist ganz nothwendiger Weise die Folge des ersten. Mit baarem Gelde läßt sich der Ankauf nicht bewerkstelligen, da man die hierzu erforderliche Summe auf circa fünf Milliarden Mark schätzt. Es würde also nichts übrigbleiben, als die Actien der Privatbahnen mit einem Stempel des Staates zu versehen, welcher den Actionären einen Zins garantirt in der Höhe, wie er in dem betreffenden zwischen der Regierung und der Eisenbahngesellschaft abgeschlossenen Kaufvertrage festgesetzt worden ist. In der Regel würde dieser Zins nach der augenblicklich herrschenden Meinung oder vielmehr auf Grund der damaligen durchschnittlichen Rentabilität der Eisenbahnen $3^1/_2$ bis 4 Procent betragen. Doch würde natürlich bei einigen sich noch besonders gut rentirenden Bahnen dieser Procentsatz erheblich überschritten werden müssen. Inwieweit die Eisenbahngesellschaften geneigt sein werden, auf ein derartiges Project einzugehen, läßt sich heute natürlich noch nicht sagen. Die Börse nahm die ersten Gerüchte über diesen Plan sehr beifällig auf und ließ auf dieselben

by Google

hin alle Eisenbahnpapiere im Course steigen. Doch ist dieser Barometer weder für die politische noch auch für die wirthschaftliche Wetterprophezeihung von wirklich maßgebender Bedeutung. Klarer wird man erst sehen können, wenn man sich im Reichstage über die Frage geäußert haben wird.

Aus dieser Bemerkung, wie aus vielen anderen, werden Sie ersehen haben, daß man hier vielfach dem Reichstage mit dem Verlangen eines Kranken nach dem Arzte entgegensieht, von dem man die Heilung eines Uebels erwartet. Und andere, welche weniger auf die parlamentarische als auf die gouvernementale Initiation vertrauen, ersehnen darum nicht weniger den Zusammentritt des Reichtages, weil sie glauben, daß die Regierung bei dieser Gelegenheit ihrerseits mit Vorschlägen zur Abhülfe der Uebelstände hervortreten wird. Sei es nun aber, daß Regierung oder Parlament die Action eröffnet, in beiden Fällen wird sich dem Gedeihen des Werk ein großes Hinderniß in den Weg stellen, das ist die Haltung der ultramontanen Partei, welche ohne Rücksicht auf die Bedeutung der wirthschaftlichen Frage an sich dieselbe lediglich aus dem Gesichtspuncte behandeln wird, der Regierung, welche Stellung dieselbe auch einnehme, Opposition zu machen. Durch diese leider fast sicher zu erwartende Thatsache wird die heilsame Thätigkeit des Parlamentes sehr bedauerliche Einschränkungen und vielleicht sogar eine sehr bedenkliche Verschiebung ihrer Zielpuncte erfahren. Die Folgen werden traurig genug sein. Wir haben schon oft unter dieser ultramontanen Politik gelitten, welche alle Fragen nur im Hinblick auf das klericale Interesse, ohne unbefangene Würdigung der einschlagenden thatsächlichen Momente behandelt, und wir werden doppelt und dreifach unter ihr leiden, wenn sie es unternimmt, die Entscheidung über die Grundbedingungen unseres wirthschaftlichen Lebens zu verfälschen. Natürlich wird man diese Art der ultramontanen Nationalökonomie lebhaft bekämpfen und es wird somit an parlamentarischen Sträußen mit den Klericalen nicht fehlen, obgleich das kirchenpolitische Gebiet in dieser Reichstagssession nur wenig oder vielleicht auch gar nicht berührt werden soll. Man hört von einem Gesetzentwurf über das Verbot der Processionen und Wallfahrten außerhalb der Kirchen, welches vom Cultusministerium für den Reichstag vorbereitet wird. Dabei soll es diesmal im Reichstag, wenn es überhaupt zu der Berathung dieses Entwurfes kommt, sein Bewenden haben.

Dagegen wird der nächste preußische Landtag wahrscheinlich wieder in größerem Umfange mit kirchenpolitischen Vorlagen beschäftigt werden. Es wird ihm ein Gesetzentwurf über die staatliche Verwaltung des Diöcesanvermögens zugehen, welcher diese Materie entsprechend dem bereits erlassenen Gesetze über die Verwaltung des katholischen Kirchengemeindevermögens regelt. Außerdem gedenkt man der wichtigen Frage der Säcularisirung der Kirchhöfe

Digitized by Google

näher zu treten. Uebrigens glaubt man hier nicht, daß der Vatican oder die deutschen Bischöfe den Kampf mit der früheren Energie fortführen werden. Im Gegentheil hält man einen baldigen Rückzug der Ultramontanen für wahrscheinlich. Kein geringerer als der Papst selbst soll diese nachgiebige Tendenz verfechten. Der Grund dieser veränderten Stimmung in Rom soll in der bedrohlichen Haltung liegen, welche neuerdings die amerikanische Regierung dem ultramontanen Vordringen im Gebiete der Union entgegengesetzt hat. Seitdem ist die Aufmerksamkeit der Jesuiten vorzugsweise auf Amerika gelenkt und wünschen die Väter Jesu augenblicklich keine Verschärfung des deutschen Kirchenstreites. Man sagt, daß auch einige deutsche Bischöfe sehr bereitwillig auf diese Wünsche eingegangen seien und ihrerseits den Vatican um Instructionen für die Anbahnung eines friedlichen Verhältnisses zur deutschen Regierung angegangen hätten. Cardinal Antonelli habe darauf dieses Gesuch allen deutschen Bischöfen mitgetheilt und sie um ein Gutachten über die Frage ersucht, ob ein modus vivendi mit der deutschen Regierung herzustellen sei. Unsere Regierung wird sich nicht sonderlich um den Ausfall dieses bischöflichen Enquête kümmern. Sie wird ruhig ihm durch ihn bisherige Gesetzgebung, vorgezeichneten Weg weiter gehen. Aber immerhin ist dieser Umschlag der Stimmung in den vaticanischen Kreisen von großer Bedeutung, und wenn auch römische Friedensversicherungen sehr vorsichtig aufzunehmen sind, so wird doch immerhin die Einstellung der klericalen Agitation an sich schon ein sehr erfreuliches Ereigniß sein. J.

Literatur.

Aus den Papieren des Ministers Theodor von Schön. Anhang zum ersten Theil. Zweiter Band. Berlin, Franz Duncker. — In erfreulicher Weise mehrt sich von Tag zu Tag die Literatur der Befreiungskriege, und ganz besonders sind es die vorbereitenden Zeiten, über die wir durch Publicationen, die theils schon vorliegen, theils in kurzem zu erwarten sind, neues Licht erhalten. Ranke wird uns demnächst aus Hardenbergs Aufzeichnungen das ihm wichtig scheinende mittheilen, von Max Lehmann erscheint ein Buch über Knesebeck und Schön. Dieterici hat uns schätzenswerthe Blicke in die Finanzpolitik der Epoche thun lassen, die Denkwürdigkeiten der Gräfin Voß haben allerlei Interessantes über die Tage von Königsberg gebracht und aus den Papieren Schöns ist soeben ein zweiter Band der Oeffentlichkeit übergeben worden. Wir haben gelegentlich einer Besprechung

Digitized by Google

des ersten Bandes vor einer unkritischen Benutzung der Schönschen Denkwürdigkeiten, in denen wir ein Product der Verbitterung des Alters sahen, gewarnt und diese Warnung durch eine eingehende Kritik des Urtheils über Stein erwiesen*). Obwohl diese Besprechung vielfach Widerspruch zu Gunsten Schöns erfuhr, wir selbst deshalb, von Alexander Jung z. B., als „leichtfertige Publicisten" bezeichnet wurden, so glaubten wir doch auf eine Entgegnung um so eher verzichten zu können, als der Widerspruch sich einzig gegen unsere Resultate richtete, die Beweise dafür aber klüglich umging. Auch die jetzige Publication bestätigt nur unser Urtheil, vor allem die Annahme, daß der Schön der Jugend in seinen Gesinnungen und Ansichten ein ganz anderer gewesen sein muß, als ihn die Denkwürdigkeiten des ersten Bandes zeigen. Sein Urtheil über Stein hat vielfache Wandelungen erfahren, ehe es zu jener grellen Verzerrung gelangte, die wir besprachen. Ein ganz anderes Bild geben uns die ersten Stein betreffenden Notizen, welche sich in Schöns Aufzeichnungen finden, die er gegen das Ende des Jahres 1808 täglich zu machen pflegte. Stein hatte Schön damals zum Finanzminister vorgeschlagen, „Steins Vorschlag ist das Ehrenvollste, das mir begegnen kann. Der König wollte mich nicht und zugleich bat ich Stein, seinen Vorschlag zurückzunehmen. Ohne Stein ging es mit mir nicht. Ich wäre lächerlich geworden" schrieb er. Er gehörte in jener Zeit zu den Wenigen in höheren Stellungen, welche entschieden für den gefallenen Stein Partei nahmen, obwohl er durchaus nicht blind gegen seine Schwächen war und vor allem mit Recht den Fall Steins aus seiner Nachgiebigkeit gegen die unbedeutenden Menschen herleitete, die an seiner Stellung schon lange gerüttelt hatten. Stein, der dem schwachen Ministerium der Beyme, Dohna und Altenstein in Schön eine Stütze geben wollte, suchte zwischen ihm und Dohna zu vermitteln. „Der brave Mann" bot alles auf, Schön zur Unterstützung des neuen Polizeiministers zu bewegen. „Noch niemals hatte ein Minister die Popularität, die Stein hat. Es ist Ein Eifer für ihn. Gott stehe uns bei! Er will, daß ich Dohnan beistehe, weil er es will, will ich es thun", heißt es da, und als Stein abreiste, sah Schön lange dem Wagen nach. „Er nimmt viel mit, die Anhänglichkeit aller rechtlichen Menschen". Stein sandte ihm seinen Abschied. „Er enthält Alles und der große Mann geht seiner würdig fort". Besonders auch in Steins Abwesenheit nahm er sich seiner an: die Verehrung für Stein beherrschte ihn ganz und gar. Er bedauerte es tief, daß von allen großen Steinschen Ansichten nicht mehr die Rede ist. Man habe diesem zur Last gelegt, er sei nicht verschwiegen genug gewesen, er habe aber wohl schweigen können und sich eigentlich Niemandem ganz geöffnet, am meisten noch ihm und auch ihm bei weitem nicht

*) Vgl. Im Neuen Reich J. 1875 Bd. I, S. 732 ff.

Digitized by Google

ganz, doch es sei der Würde des großen Mannes entgegen, ihn gegen solches „Wurmvolk" noch vertheidigen zu wollen. Niemals habe er das Vertrauen gehabt, im Gegentheil habe man ihn stets gefürchtet. Schön empfindet das thörichte Benehmen Altensteins gegen Stein beinahe persönlich; sein Urtheil über die leitenden Personen erscheint vielfach durch ihr Verhältniß zu Stein bestimmt. Und wo er Stein tadelt ist es nur, daß er seine Kraft nicht immer habe wirken lassen. In der That, dies kurze gleichzeitige Tagebuchfragment giebt ein frischeres und treueres Bild von dem Verhältniß der beiden Männer. Ueberall in den Memoiren erscheint Stein, wie hier, als der einzige Mann in der großen und kleinen Gesellschaft, der Napoleon damals Schach bieten konnte. Der eminente Haß des Kaisers wird uns so erst verständlich. Wir meinen, daß dies Zeugniß des unmittelbaren Eindruckes, den Stein auf Schön machte, von bei weitem größerer Wichtigkeit ist, als die spätere von Gedächtnißfehlern erfüllte, von beleidigter Eitelkeit dictirte Darstellung. Der Ton der letzteren klingt in unserem Bande übrigens in einigen Briefen an Gervinus wider, was um so auffälliger ist, als Schön noch später, im Jahre 1851, eine Uebersetzung der Schrift Uwarows über Stein und Pozzo di Borgo bevorwortete, die über Stein doch viel gerechter und verständiger urtheilt als die „Erinnerungen". Sonst ist Stein betreffend nur noch ein Promemoria desselben von 1807 und ein Brief vom 26. December 1808 mitgetheilt. Auch in Bezug auf andere, wie z. B. Scharnhorst, bietet unser Fragment den früher besprochenen entgegengesetzte Ansichten. Vielleicht finden wir den wahren Schlüssel zur Genesis dieser sich so sehr widersprechenden Urtheile in einem der späteren Bände, die uns der Herausgeber, dessen Wege freilich unerforschlich sind, glücklicherweise und leider, in Aussicht gestellt hat und für die auch die Mittheilung des Abschieds Steins, „für die es auch jetzt noch nicht Zeit ist", und weiterer Briefe desselben verheißen wird.

Wir sagten: glücklicherweise, denn es sind doch wichtigere Dinge, die hier zu Tage gefördert werden, als Ludmillas ewige Varnhageniaden. Auch der vorliegende Band enthält interessantes Material genug: neben den erwähnten Notizen vor allem ein Convolut Altensteinischer Briefe aus dem Sommer 1807, das die Rathlosigkeit und Erbärmlichkeit unserer Lage classisch darlegt, neben Briefen von Schön selbst Briefe von Klewitz, Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Scheffner, Varnhagen — wo wäre er nicht? — und Gervinus, dazu Actenstücke, wie das Publicandum über die obersten Staatsbehörden vom December 1808 und den berühmten Immediatbericht von 1807, endlich noch einen ausführlichen Auszug aus Lauderdales „Political Oeconomy", mit welcher Arbeit Schön den Schmerz um den Tod seiner Frau zu überwinden suchte.

Wir sagten aber auch: leider. Denn, was die Herausgabe selbst anlangt,

Digitized by Google

ſo iſt ſie, wie ſchon im erſten Bande, geradezu erbärmlich, ohne alle Ordnung, ohne alles Verſtändniß, und wir können nur unſer Bedauern wiederholen, daß die Veröffentlichung hiſtoriſch ſo werthvoller Dinge in ſo gar unfähigen Händen liegt. Man wird bis zum Ende der Publication warten müſſen, um dann für ſich an die Ordnung dieſes unter einander geworfenen Privatarchivs, in dem alles wie Kraut und Rüben liegt, gehen zu können. Man hat oft die Empfindung, als habe der Herausgeber die Abkürzungen ſelbſt nicht verſtanden, ſonſt würde er ſie, die heute keinen Sinn mehr haben, ja nicht einmal conſequent durchgeführt ſind, ſelbſt ergänzt haben, was in den meiſten Fällen noch dazu nicht einmal ſchwer war. Unter dem N . . . . . z. B. iſt offenbar, wie aus S. 64 hervorgeht, Nagler zu verſtehen, an anderen Stellen deſſelben Fragments iſt der Name wieder ausgeſchrieben. Kürzungen wie u: für „und", Hrbg für „Hardenberg" nehmen ſich ſchlecht aus in einem ſo elegant ausgeſtatteten Buch, ſollen ſie aber eine Akribie der Herausgabe bedeuten, ſo müßte man mit demſelben Rechte jeden Dintenkleks, jedes durchſtrichene Wort mit nachbilden. Daß der Brief Schöns S. 257 vor den Brief auf S. 255 zu ſtellen war und ſich auch, wenigſtens was das Jahr betrifft und den Monat, datiren ließ, war ebenfalls nicht zu ſchwierig einzuſehen. Für „hauptherabwürdigend" auf S. 64 wird wohl: „überhaupt herabwürdigend" zu leſen ſein. Dies nur obenhin: den ſchlimmſten Eindruck macht das Untereinanderwürfeln aller Zeiten, aller Materien. Indeſſen immerhin müſſen wir dankbar hinnehmen, was die Götter uns zu ſchenken belieben, oft das Schlechte in guter Form und das Gute in ſchlechter.

Rd.

„Italia" und „das Schweizerland". Prachtwerke im Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart. — Das ſchöne Illuſtrationswerk über Italien, zu dem der thätige Verleger eine Reihe von namhaften Künſtlern und Schriftſtellern vereinigt hat, nähert ſich ſeinem Abſchluß; mit der nächſtfolgenden 27. Lieferung wird das Ganze vollendet vorliegen. Die raſch auf einander folgenden Hefte ſind mit ſteigendem Intereſſe in die Hand genommen worden, das Werk hat den beſten Erfolg gehabt und verdient ihn um der glücklichen Anlage, wie um der gediegenen Ausführung willen, die alsbald zum Muſter für ähnliche Unternehmungen gedient haben. Die Illuſtrationen, theils größere Blätter, theils kleinere Darſtellungen, ſind ſämmtlich in Holzſchnitt (von A. Cloß) ausgeführt. Sie geben zuſammen ein Bild von den Reizen des ſchönen Landes von den Alpen bis nach Sicilien, wie es in ſolcher Reichhaltigkeit und Vollſtändigkeit ſicher noch nicht exiſtirte. Man findet hier nicht blos die allbekannten Veduten von Landſchaften und merkwürdigen Gebäuden. ſondern die Künſtler, die zum Theil ihre Studien ſpeciell für den Zweck

Digitized by Google

dieſer Publication an Ort und Stelle machten, haben mit Fleiß auch unbekanntere, entlegene Gegenden aufgeſucht oder ſchon bekannten neue Seiten für ihr Skizzenbuch abgewonnen. Der Ausführung in Holzſchnitt iſt eine gewiſſe kühne, freie Behandlungsweiſe eigen, die allerdings auch ihre Gefahren hat. Man findet einzelne Bilder, in denen die Detailausführung gar zu oberflächlich gerathen iſt, andere, die allzuſehr auf maleriſchen, farbigen Effect, wenn das Wort beim Holzſchnitt erlaubt iſt, berechnet ſind. Dadurch wird zuweilen die einheitliche Wirkung geſtört, oder es iſt beiſpielsweiſe, um eine gewiſſe Stimmung zu erzielen, die Luft ſo ſchwer behandelt, daß man einen nordiſchen Himmel, nicht den heſperiſchen, vor ſich zu haben glaubt. Auch die Genrebilder leiden zum Theil unter dem Mangel an ſorgfältiger Ausführung. Doch das ſind Ausnahmen.

Bei vielen, zumal der größeren Blätter iſt zwar durch die Tendenz auf die Stimmung eine ſehr glückliche Wirkung erzielt, im Großen und Ganzen iſt die künſtleriſche Ausſtattung nur zu loben; die Landſchaften von Lindemann-Frommel, G. Cloß, Hertel, Kanoldt, die originellen phantaſtiſchen Darſtellungen aus dem Süden von Dill, die Marinen von Schönleber, die Architecturen von Bauernfeind und vieles andere ſind ſehr erfreuliche Leiſtungen, welche die Illuſtration auf eine höhere Stufe der Kunſt erheben, als man für dieſen Zweck bisher für erforderlich hielt. Der glückliche Erfolg hat den Verleger ermuthigt, ſofort ein Unternehmen ähnlicher Art anzureihen: eine Darſtellung des Schweizerlandes, wovon das erſte Probeheft ausgegeben iſt. Auch hierfür ſind eine Reihe namhafter Künſtler gewonnen, darunter mehrere, die ſich ſchon bei der „Italia“ hervorgethan haben. Von den anderen neuen wie die die Thiermaler Braith und Zügel, die Genremaler Vautier, Meyerheim, Häberlin, die Landſchafter Leu, Roux, Rieſſtahl, Arthur Calame. Auch von Alexander Calame, dem berühmten Vater des letzteren kommt eine Anzahl nachgelaſſener Zeichnungen, die der Sohn auf Holz gezeichnet hat, zur Verwendung. Den Text ſchreibt Woldemar Kaden, der für die „Italia“ die glänzenden Schilderungen von Rom und Unteritalien geliefert hat. Auch dieſem Werke wird ſich raſch die Gunſt des Publicums zuwenden, zumal wenn, wie es den Anſchein hat, die bei der „Italia“ gemachten Erfahrungen verwerthet und die oben berührte Genialität des Holzſchneiders in etwas gezügelt wird. L.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 29. October 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Ein mecklenburgischer Landesvater.

Von Julius Wiggers.

II.

Endlich setzten die Executionstruppen sich in Bewegung. Der Herzog ließ noch durch den Justizrath Tielke den Regierungen von Hannover und Wolfenbüttel anzeigen, daß er bereits seine vollständige Unterwerfung durch einen besonderen Gesandten in Wien habe erklären lassen, und daß es also eines Zwanges dazu nicht mehr bedürfe. Allein die Truppen — zwölf Bataillone und zwanzig Schwadronen Braunschweig-Lüneburger und 1600 Mann Wolfenbüttler — rückten, unter dem Befehl des General von Bülow am 25., 26. und 27. Februar 1719 an drei Punkten, bei Artlenburg, Zollenspieker und Boizenburg, über die Elbe. Ein Officier des Herzogs, der beauftragt war, den General von der am 21. Februar nach Wien abgegangenen Erklärung der Unterwerfung in Kenntniß zu setzen und ihn um vorläufige Sistirung des Marsches zu bitten, kehrte mit abschlägiger Antwort zurück. Eben so wenig wirkte eine am 27. Februar vom Herzog erlassene öffentliche Anzeige, daß alle Vasallen wieder in ihre Güter eingesetzt seien, und daß, wie der Herzog schon dem Kaiser zugesichert habe, alle russischen Truppen aus seinem Dienste entlassen werden sollten.

Die anfangs vom Herzog beabsichtigte gewaltsame Abwehr des Einmarsches wurde durch diese diplomatischen Schritte etwas aufgehalten und griff daher nicht rechtzeitig ein. Ein herzogliches Truppencorps von 8000 Mann, unter dem Generalmajor Curt Christoph von Schwerin, dem späteren preußischen Feldmarschall, kam zu spät, um die Wegnahme des Boizenburger Zolles zu verhindern, nahm dann aber in Wittenburg Stellung, um die anrückenden Lüneburger zu erwarten. Doch traf hier vom Herzog, der sich mit seinen Ministern von Rostock nach Demmin in Pommern begeben hatte, der Befehl zum Rückzug ein. Als General von Schwerin am 5. März diesem Befehle nachkommen wollte, fand er den auf seiner Rückzugslinie liegenden

Digitized by Google

Paß zu Walsmühlen, den er um Mitternacht erreichte, ſchon von den Gegnern, dem Delleurſchen Infanterieregiment, beſetzt und die Brücke abgeworfen. Er verlangte, daß man ihn ſeinen Marſch fortſetzen laſſe, und erbot ſich, den nächſtcommandirenden Officier als Geißel zu ſtellen, um ſein friedliches Verhalten zu verbürgen. Dies wurde jedoch mit Entſchiedenheit verweigert und im nächſten Augenblick krachte eine Salve, welche an der Seite des Generals von Schwerin einen Unterofficier und vier Mann vom Tillyſchen Regiment niederſtreckte. Nun wurde auch von den Mecklenburgern gefeuert. Das angegriffene Regiment führte zwei Kanonen gegen die Brücke und die Grenadiere bewarfen den Feind auch mit Handgranaten. Nach einſtündigem Gefecht, in welchem das lüneburgiſche Regiment alle Stabsofficiere, die Fahne und den größten Theil der Mannſchaft eingebüßt hatte, zog der Reſt ſich zurück. Jetzt überſchritt der mecklenburgiſche General mit aller ſeiner Infanterie und dem Leibregiment zu Pferde die wiederhergeſtellte Brücke und mit Tagesanbruch folgte auch der Train nach, von einem Dragonerregiment gedeckt. Inzwiſchen hatte der Feind acht Schwadronen Cavallerie herbeigezogen, mit welchen er nochmals angriff. Doch wurde auch dieſer Angriff zurückgewieſen. Der General von Schwerin blieb, wie er dem Herzog berichtet, „ungefähr zwei Stunden auf dem champ de bataille victorieusement beſtehen“ und ſetzte dann den Marſch auf Schwerin fort, welches er um 11 Uhr Vormittags erreichte. Das halb zufällig entſtandene Gefecht koſtete dem Delleurſchen Regiment allein einen Oberſtlieutenant, ſechs Unterofficiere und gegen hundert Gemeine an Todten; neun Officiere, darunter der Oberſt Delleur ſelbſt, ſechs Unterofficiere und ſechsundzwanzig Gemeine wurden verwundet und theilweiſe gefangen. Auch die Lüneburgiſche Cavallerie und das Infanterieregiment Belling hatte eine Anzahl Todter, Verwundeter und Gefangener; unter den Verwundeten befanden ſich die Oberſtlieutenants Walter und Pauli von der Cavallerie.

In Schwerin wurde eine Beſatzung von 120 Mann zurückgelaſſen, welche aber am 11. März aus der Stadt und dann durch hineingeworfene Bomben auch aus dem Schloſſe vertrieben wurde. Das Hauptcorps der Mecklenburger zog ſich an die Pommerſche Grenze nach Malchin, wo die demſelben angehörenden ruſſiſchen Regimenter noch eine Zeit lang übel hauſten. Am 4. und 5. April verließen endlich die Ruſſen Mecklenburg und zogen durch Pommern nach Polen ab. Die mecklenburgiſchen Regimenter löſten ſich auf. Der General von Schwerin trat in preußiſchen Dienſt, in welchem er, von Friedrich II. zum Feldmarſchall und in den Grafenſtand erhoben, am 3. Mai 1757, in der Schlacht bei Prag, mit der Fahne in der Hand, den Heldentod ſtarb.

Die Executionstruppen wurden nun über Mecklenburg vertheilt, und eine

Digitized by Google

Commission begann (22. Juni 1719) ihre Arbeit, die Ordnung wieder herzustellen. Sie erließ eine Aufforderung an alle geflüchteten Ritter zur Rückkehr auf ihre Güter. Die ritterschaftliche Partei ergriff jetzt die Gelegenheit, sich für die erduldeten Ungerechtigkeiten zu rächen und namentlich an denjenigen Dienern des Herzogs, welche sich als Gutsverwalter hatten gebrauchen lassen, Vergeltung zu üben. Auf ihren Betrieb wurden dieselben in Untersuchung gezogen. Einige wurden ins Stockhaus gebracht, „wo man," wie ein Bericht es ausdrückt, „ihnen frohe Tage zu machen vergaß". Die Verwaltung der herzoglichen Domainen ging auf die Commission über, welche auf deren Einkünfte die zu leistenden Entschädigungen anwies. Dagegen behielt der Herzog die Regierungsgewalt in Civilsachen und in kirchlichen Angelegenheiten, wiewohl ihm thatsächlich die Macht fehlte, die Ausführung seiner Befehle zu erzwingen. Er erwählte jetzt zu seiner Residenz die kleine, in der südwestlichen Spitze des Landes an der Elbe gelegene Festung Dömitz, wo er noch eine schwache Garnison unterhielt. Hierher verlegte er auch den Sitz der Regierung. Mißmuthig über den von seiner „rebellischen" Ritterschaft errungenen Erfolg, machte er dafür seine bisherigen Räthe verantwortlich und umgab sich mit neuen Rathgebern. Der Minister von Petkum, welcher sich den Titel „Reichshofrath" zu verschaffen gewußt hatte, nahm (1720) freiwillig seinen Abschied. Die vertrautesten Diener des Herzogs wurden für die nächste Zeit, außer dem Freiherrn von Eichholz, der auf seinem Posten in Wien verblieb, der Geheimrath Hermann Christian von Wolfradt und der geheime Secretär David Scharf, welcher letztere im Auftrage des Herzogs im Januar 1720 nach Regensburg ging.

Zur nachdrücklicheren Betreibung seiner Sache in Wien hielt Karl Leopold es für dienlich, in Person dorthin zu gehen. Er machte sich in Begleitung seiner Gemahlin auf die Reise und kam am 1. Juni 1720 in Wien an. Nach einigem Warten erreichte er beim Kaiser die erbetene Audienz und deutete sich dessen Aeußerungen sehr günstig, mußte aber doch schließlich erkennen, daß die an die Reise geknüpften Hoffnungen unerfüllt bleiben würden und trat daher in aller Stille am 17. November 1720 die Rückreise nach Dömitz an. Sein Geschäftsträger in Wien, Freiherr von Eichholz, nahm bald darauf (3. Januar 1721) seine Entlassung.

Gegen Ende des Jahres 1721 gab Herzog Karl Leopold seinen Wohnsitz in Dömitz auf und ließ sich außerhalb seines Landes und des deutschen Reiches, in Danzig, nieder.

Hauptsächlich waren es wohl Erwägungen politischer Art, welche ihn zu diesem Wechsel bestimmten, gewiß aber wirkten dazu auch verschiedene Vorgänge in seiner nächsten Umgebung mit, deren geheimnißvolles Dunkel noch durch die Forschung nicht hat ganz aufgehellt werden können.

Digitized by Google

Gegen die beiden vertrauten Diener, von Wolfradt und Scharf, hatte ſich am Hofe des Herzogs ein Ungewitter zuſammengezogen, welches beide ſchon längere Zeit vor deſſen Ausbruch in unbeſtimmter Ahnung kommen ſahen. Scharf bat ſchon am 20. März 1721 von Regensburg aus den Herzog, derſelbe möge ſeinen Verleumdern keinen Glauben ſchenken, und ihm ſo viel Geld ſchicken, daß er wenigſtens ſeine Rückreiſe beſtreiten könne. Am 15. Auguſt ſchrieb Wolfradt an Scharf: „Der Abgang des Reichshofraths von Petkum gehört zu den myſteriöſen und hieroglyphiſchen Sachen . . . Da ich auf Gott und ein honettes Betrages mein Facit gemacht, ſo wird, was auch arrivirt, zu meinem Beſten ausſchlagen.“ Die trüben Ahnungen beider ſollten ſich nur zu bald erfüllen.

Wenige Monate ſpäter erfolgte die Verhaftung von Wolfradts, der ſchon unter Herzog Friedrich Wilhelm ein höheres Staatsamt bekleidet hatte, von Karl Leopold gleich nach ſeiner Rückkehr von Wien zum Kanzler erhoben war und allgemein den Ruf eines pflichtgetreuen Mannes genoß. Er wurde, wie es ſcheint, beſchuldigt, für den nach Pommern berufenen Superintendenten von Krakevitz ohne Wiſſen des Herzogs in deſſen Namen ein Entlaſſungsdecret ausgefertigt zu haben. Bald darauf wurde auch Scharf in Haft genommen, unter der Anklage, daß er das Haupt einer Verſchwörung ſei, welche den Herzog mit ſeinem ganzen Hofſtaate mittelſt einer Pulvermine habe in die Luft ſprengen wollen.

Ueber die Art der Entdeckung dieſer Verſchwörung ging folgendes Gerücht: Ein in die Feſtung kommender Soldat verlor bei der Thorwache einen verſiegelten Brief, welchen die Schildwache fand und an den Unterofficier der Wache ablieferte. Der Soldat gewahrte bald ſeinen Verluſt, kehrte um und bot dem Unterofficier für die Rückgabe des Briefes eine gute Belohnung. Hieraus ſchöpfte der Unterofficier Verdacht und überbrachte den Brief dem Herzog, welcher aus demſelben eine Verſchwörung erſah und ſogleich eine Unterſuchung anordnete. Mehrere Soldaten legten das Geſtändniß ab, daß ſie für jeden von ihnen beſorgten Brief einen Ducaten erhielten.

Thatſächlich iſt, daß zwei Musketiere, Caspar Eickhoff und Heinrich Gilſen am 15. December 1721 von einem Kriegsgericht unter dem Vorſitz des Oberſt von Tilly als Hochverräther verurtheilt wurden. Sie wurden am 19. December enthauptet und geviertheilt und die Theile zu allgemeinem Abſcheu an der Landſtraße auf Pfähle geſteckt. Gegen Scharf wurde die Unterſuchung noch fortgeſetzt und als weiterer Mitſchuldiger auch der Bürgermeiſter der Stadt Dömitz, Braſch, zur Haft gebracht. Der Commandant der Feſtung, Oberſt Bugenhagen, hielt es für gerathen, die Flucht zu ergreifen.

Der Herzog fühlte ſich jetzt in Dömitz nicht mehr ſicher. Er verließ

Digitized by Google

die Stadt und reiste unter dem Namen eines Oberst Bischof nach Danzig, wo er am 24. December 1721 ankam. Die Leitung der Regierungsgeschäfte in Dömitz hatte er dem Rath von Bremen und dem Archivar Burmeister übertragen. Seine Reisebegleitung bestand aus seiner Gemahlin nebst seiner am 18. December 1718 zu Rostock geborenen Tochter und dem Rath Wolf. Außerdem aber führte er auch die Gattin des in Untersuchungshaft zu Dömitz zurückgebliebenen Kanzlers von Wolfradt als Geliebte mit sich. Dieselbe war eine natürliche Tochter seines Bruders und Vorgängers in der Regierung Friedrich Wilhelm. Sie hatte mit Karl Leopold einen Sohn, der im Volksmunde den Namen „Manken" (Männchen) führte. Sie selbst wurde am Hofe kurzweg „die gnädige Frau" genannt. Die Herzogin fand sich in dieser Gesellschaft nicht an ihrer Stelle und ging mit ihrer Tochter von Danzig sogleich weiter nach Rußland. Beide sahen Mecklenburg nicht wieder. Die Prinzessin, Elisabeth Katharina Christina, nahm im Jahre 1732 die griechische Confession und von der russischen Kaiserin, ihrer Tante, den Namen Anna an. Am 14. Juli 1739 wurde sie mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig vermählt. Nach dem Tode der Kaiserin Anna († 28. October 1740) übernahm sie die Vormundschaft und Regentschaft für ihren Sohn Iwan (geboren 20. August 1740), den die Kaiserin Anna zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte. Doch wurde Iwan am 6. December 1741 durch eine Verschwörung vom Throne verdrängt, auf welchen jetzt die Kaiserin Elisabeth gelangte. Die Mutter Iwans, Karl Leopolds Tochter, wurde mit ihrem Gemahl in lebenslänglicher Gefangenschaft gehalten und starb am 14. April 1746.

Die Untersuchung in Dömitz nahm nach der Abreise des Herzogs ihren Fortgang. Scharf, welcher am 10. und 20. December 1721 einer grausamen Folter unterworfen wurde, indem man ihm brennenden Schwefel auf den Leib goß und ihm einen Schwefelkranz auf dem Haupt anzündete, blieb dennoch fest. Ohne daß man von ihm ein Geständniß zu erpressen vermochte, wurde er zum Tode durch das Rad verurtheilt. Er starb aber noch vor der Publication des Erkenntnisses an den Folgen der erduldeten Marter, nach Anderen eines freiwilligen Hungertodes. Auf Anfrage von Dömitz aus entschied Karl Leopold (8. December 1722), der todte Körper solle durch den Scharfrichter vor ein peinliches Halsgericht gebracht, hier das Urtheil publicirt und an dem Leichnam vollzogen, der Kopf aber auf einen Pfahl an der Landstraße gesteckt werden.

Auch der Bürgermeister Brasch starb im Gefängnisse an den Folgen der Folter und wurde unter dem Galgen begraben. Seine Frau aber wurde gebrandmarkt, öffentlich gestäupt und des Landes verwiesen.

Ueber den Kanzler von Wolfradt wurde am 29. Mai 1722 zu Danzig durch ein daselbst von dem Herzog eingesetztes Gericht, bestehend aus dem

Digitized by Google

Rostocker Professor der Rechte und Consistorialrath Dr. Jacob Carmon und dem herzoglichen Kanzleirath Dr. Christian David Schröder, das Todesurtheil gesprochen und von Karl Leopold unterzeichnet. Im August ging Schröder im Auftrage des Herzogs nach Dömitz, um das Urtheil vollstrecken zu lassen. Wolfradt hörte dessen Verkündigung mit Gelassenheit an und erbat nur als eine Gnade, daß die Hinrichtung nicht, wie beabsichtigt war, in seinem Zimmer, sondern öffentlich vollzogen werde. In seiner Ansprache an die Umstehenden, welche er vom Blutgerüst hielt, betheuerte er noch seine Unschuld, und wurde dann enthauptet.

Wenn man auch nicht so weit gehen will, wie dies von Seiten einzelner Historiker geschieht, daß man die ganze Verschwörung für eine Erdichtung Karl Leopolds hält, so war doch der Verdacht gegen alle diese Opfer der Justiz ein anscheinend völlig unbegründeter und jedenfalls wurden die gesetzlichen Formen der Rechtsprechung nicht eingehalten. Ein besonders trübes Licht wirft auf den ganzen Vorgang das Verhältniß des Herzogs zu der Frau seines hingerichteten Kanzlers. Karl Leopolds Name kam durch diese Blutthaten weit und breit in den übelsten Ruf und noch sieben Jahre später zählt ein an die mecklenburgischen Landstände gerichtetes kaiserliches Manifest (vom 17. Januar 1729) dieselben im Einzelnen mit berechtigtem Unwillen und Abscheu auf. Es heißt in dem Schriftstück, daß Herzog Karl Leopold, nach eingegangenen glaubwürdigem Berichte, „ein entsetzliches Blutgericht und zwar anfangs selbst, nachher aber von außerhalb der Grenzen des Reichs, von Danzig aus, dirigiret, hierunter die peinliche Halsgerichtsordnung und kundbare Reichsobservanz, vornämlich in Bestellung des Criminalgerichts und Verführung des Processes aus den Augen gesetzt, und besonders wider den Geheimrath Wolfradt, vermittelst der Decollation, hiernächst den Geheimen Secretär Scharf, durch mehrmalige Tortur, mit dabei gebrauchtem, ihm auf den Leib gegossenen brennenden Schwefel, auch auf dem Haupte angesteckten Schwefelkranz, und nach dessen hierauf im Gefängniß erfolgten Tode, anstatt des ihm zuerkannten Rades, durch Viertheilung des im Gefängniß einige Wochen lang gelegenen Körpers, Aufsteckung und Festmachung der vier Theile und des Kopfes außerhalb der Stadt auf unterschiedene Pfähle, auch Köpfung und Viertheilung zweier dabei mit eingeflochtenen Musketiere, imgleichen gegen den vor der Execution verstorbenen Bürgermeister Brasch in Dömitz, durch Ausschleppung und Begrabung des Körpers unter dem Galgen, wie nicht weniger gegen dessen Eheweib, vermittelst der Brandmarkung, Staupenschlags und ewiger Landesverweisung, ausgeübt, solchergestalt hierüber eine sonderbare Beeiferung vornehmer Reichsstände erweckt, daneben noch zuletzt, wie er hiervon Niemanden als Gott dereinst Rede und Antwort zu geben habe, ohne Scheu vorgerebet."

Digitized by Google

„Von der Zeit an," bemerkt Franck, „schauderte Allen die Haut, wenn sie von Dömitz hörten; Niemand reiste gern dahin, um der zerstückten Menschen willen, die dort an den Straßen hingen, dergleichen in Mecklenburg nie erhört war."

Danzig bot für Karl Leopold den Vortheil, daß er Rußland näher war. Er erwirkte auch (Februar 1722) ein Verwendungsschreiben des Czaren an den Kaiser und fuhr daneben selbst fleißig fort, an letzteren lange Vorstellungen zu richten.

In Danzig nahm er auch die Verhandlungen mit dem Abt von Göttweih wegen seines Uebertritts zur römischen Kirche wieder auf. Mit der Vermittlung dieser Verhandlungen wurde Christian Paulßen, sein damaliger Agent in Wien, beauftragt. Paulßen hatte früher als herzoglicher Commissar das Gut des Oberstlieutenant von Bassewitz, Klein-Walmstorf, nebst den Gütern einiger anderer geflüchteter Ritter verwaltet. Nach dem Umschwunge der Dinge durch die Execution ward er deswegen in Untersuchung gezogen und drittehalb Jahre lang in harter Haft gehalten, ohne daß man jedoch ihm etwas Strafbares nachzuweisen vermochte. Von 1724 bis 1726 besorgte er des Herzogs Angelegenheiten in Wien. Von bitterem Haß gegen die Ritterschaft durch seine Erlebnisse erfüllt, war er ganz der Mann Karl Leopolds. In seinen Berichten an diesen bezeichnete er dessen Gegenpartei nur als die „boshaften Junker" und als „gewissenlose und gottlose Unterthanen". Paulßen nun machte mit dem Abt von Göttweih den Plan, daß dieser den Reichsvicekanzler, Grafen von Schönborn, seinen sehr guten Freund, ins Vertrauen ziehen und diesen bestimmen sollte, sich beim Kaiser dringend für Karl Leopold zu verwenden, wogegen dieser sich dem Kaiser unterwerfen und das römisch-katholische Glaubensbekenntniß annehmen würde. Auch mit dem kaiserlichen Beichtvater, dem Jesuiten Tonnemann, wurden Verbindungen angeknüpft. Später schickte der Herzog dem Hauptmann Paulßen noch einen zweiten Unterhändler zu Hülfe. Dies war der schon aus dem Verfahren gegen Wolfradt bekannte Dr. Christian David Schröder, früher Advocat zu Güstrow, seit 1715 in mancherlei Aufträgen des Herzogs beschäftigt und von diesem durch Verleihung des Hofrathstitels geehrt. Er war dem Herzog auf dessen Befehl nach Danzig gefolgt. Derselbe ernannte ihn (1. Mai 1723) zum Kanzleirath und machte zu dessen besonderer Aufgabe die „Aufrechthaltung seiner fürstlichen Hoheit und unschätzbaren Regalien". Im Januar 1726 ging er in des Herzogs Auftrag nach Wien. Er war ein träger sinnlicher Mensch, der fast weiter nichts that als essen, Bitterbrunnen trinken und sich an den Reizen einer Haushälterin freuen, die er sofort angenommen hatte. Außer mehreren Bedienten, die er schon mitgebracht, nahm er in Wien noch drei Lakaien an, die immer Essen herbeischleppen mußten. Während Schröder

Digitized by Google

beauftragt geweſen zu ſein ſcheint, Paulßen zu überwachen, hatte der Herzog jenem wieder einen Diener, Namens Hartrich, mitgegeben, welcher unter Paulßens Aufſicht heimlich eine Tagebuch über Schröders Lebensweiſe führen mußte. Der Inhalt des ſo erwachſenen und noch vorhandenen Tagebuches war nicht eben geeignet, den Kanzleirath bei dem Herzoge zu empfehlen. Vom April 1726 an warf dieſer ihm beſtändig ſein „erbärmliches Negotium" vor und forderte entweder Ergebniſſe oder Rückkehr, worauf Schröder wieder nach Danzig ging. Aber auch Paulßen erreichte nichts, da der Herzog ſich nicht entſchließen konnte, auf die in Wien verlangte Wiedereinräumung des Kloſters Doberan an den Benedictinerorden einzugehen. Im December 1726 verließ auch Paulßen Wien. Am 27. April 1730 machte der Herzog ihn zu ſeinem Kammerrath.

Um dieſelbe Zeit, wo Karl Leopold den Uebertritt zur römiſchen Kirche in Ausſicht ſtellte und dadurch die Jeſuiten zu Bundesgenoſſen zu gewinnen ſuchte, bemühte er ſich in ganz entgegengeſetzter Richtung um den Beiſtand der neuen Partei in der lutheriſchen Kirche, der Pietiſten, welche in Mecklenburg bis dahin noch nicht Fuß gefaßt hatte. Er knüpfte zu dieſem Zwecke mit dem Haupte der Partei, Auguſt Hermann Francke zu Halle, (Januar 1726) einen Briefwechſel an und bat um Rath und Hülfe in Sachen des Kirchenweſens in Mecklenburg. Francke ſandte ihm einige Bücher (19. Januar 1726) und verſprach, er werde alles Mögliche zur Erweckung des Herzogs und zur Beſſerung der Zuſtände ſeines Landes thun. Er verhehlte ihm aber auch nicht, daß wohl vieles über ſein Land gekommenes Mißgeſchick ausgeblieben ſein würde, wenn er den Herrn um Rath gefragt hätte. Er ſandte ihm auch (9. März 1726) einen befreundeten Candidaten Johann Heinrich Callenberg, mit welchem der Herzog alles zur Verbeſſerung des Kirchenweſens Nöthige überlegen könne. Callenberg (der ſpätere Profeſſor in Halle und Begründer der Judenbekehrungsanſtalt) war mehrere Wochen bei dem Herzog in Danzig und beſprach mit ihm hauptſächlich die Wiedergeburt. Er berichtete dann an Francke, welcher dem Herzog rieth, Callenberg in ſeinem Lande reiſen zu laſſen, damit er deſſen kirchlichen Zuſtand kennen lerne und einen Reformplan entwerfen könne. Einige tüchtige Geiſtliche ſei er zu empfehlen im Stande. Dagegen müſſe er es ablehnen, einen „klugen und recht chriſtlichen Miniſter" zu empfehlen, wie der Herzog gewünſcht habe, da dieſes nicht in ſein Fach ſchlage. Doch ſei er bereit, über dieſen Punkt mit zwei gottſeligen, ihm bekannten Grafen zu ſprechen. Den gewünſchten Vorſchuß an Geld aber zu verſchaffen, ſei er außer Stande. Am 27. Juni 1726 ſchrieb Francke weiter, daß er mit Graf Heinrich XXIV. Reuß und Graf Henkel über die Sache geredet und daß dieſe ihm den in öffentlichen Geſchäften wohlerfahrenen Kanzleirath Cellarius in Greiz, der ihnen in einer Vormundſchaftsſache zur Seite ſtehe, auf etwa drei Monate als Rathgeber in Regierungsangelegenheiten

d by Google

überlaſſen wollten. Am 7. Auguſt 1726 meldete Francke noch, daß er außer Cellarius auch den Magiſter Johann Liborius Zimmermann ſenden würde, den der Herzog als Hofprediger, auch als Profeſſor der Theologie in Roſtock, gebrauchen könne. Callenberg übernahm deren Ausrüſtung und Inſtruction und beide traten die beſchwerliche Reiſe nach Danzig an, um ſich dem Herzoge vorzuſtellen, kehrten aber ſehr wenig befriedigt und ohne irgend ein Ergebniß der Unterredung wieder nach Halle zurück.

Nach Franckes Tode (8. Juni 1727) ſetzte ſich noch eine Zeit lang eine Correſpondenz zwiſchen Karl Leopold und dem Grafen Reuß fort, welcher letztere mit dem Herzoge ſchon 1699 in Paris und 1706 zu Altranſtädt perſönlich bekannt geworden war. Karl Leopold bat den Grafen um eine in Danzig zu veranſtaltende Unterredung. Graf Reuß antwortete (7. November 1727) in ſehr ernſtem Tone. Er forderte unbedingte Unterwerfung unter die kaiſerlichen Befehle und eine fromme verſöhnliche Geſinnung des Herzogs gegen ſeine Unterthanen. Er gab zu verſtehen, daß bei des Herzogs Denkweiſe jede Reform des Kirchenweſens in Mecklenburg unnütz und die Ueberlaſſung eines ſo treuen und brauchbaren Mannes wie Cellarius unverantwortlich ſein würde. Was eine perſönliche Beſprechung mit dem Herzog, die er ohnehin nicht ermöglichen könne, nützen ſollte, begreife er nicht. Inzwiſchen hatte der Herzog auch mit Callenberg wieder angeknüpft. Um recht geheim zu gehen, ließ er alle dieſe Briefe durch ſeinen Kammerdiener Pfiſter überbringen, zum Theil auch ſchreiben. Callenberg äußerte in einem Briefe an den Herzog vom 8. November 1727, daß er eigentlich noch gar nicht wiſſe, was der Herzog wolle, worauf dieſer in einem von ihm entworfenen, aber von Pfiſter ausgefertigten ſchwülſtigen Schreiben antwortete: „das Reich Gottes befördern". Zugleich bot er Callenberg eine Stelle als Conſiſtorialrath an, mit demſelben Gehalte, den er in Halle bekomme, und nach Herſtellung der Ordnung im Lande mit 500 Thaler ohne die Accidenzien. Callenberg lehnte ab. Graf Reuß ſchrieb noch mehrmals in dem früheren Sinne, der letzte Brief iſt vom 13. April 1728. Karl Leopold gab der Anſicht Beifall, daß man ſeine Wege „dem Willen Gottes conform" einrichten müſſe, ſetzte dann aber dem Grafen umſtändlich auseinander, daß er in ſeinem politiſchen Verhalten das Recht ganz auf ſeiner Seite habe. Graf Reuß überließ ihn jetzt ſeinem Schickſale.

Je zurückhaltender Karl Leopold in dieſen theologiſchen Verhandlungen ſich über die Ritterſchaft äußerte, deſto freier ſprach er ſich über dieſelbe in den politiſchen Schriftſtücken aus. In einem Schreiben an den Kaiſer vom 1. December 1722 klagte er die Edelleute an, daß ſie ihre Vaſallenpflicht verletzt, ſich als Empörer von ihm losgeſagt und ſich von ihren Gütern weg unter die lüneburgiſche Protection begeben hätten, wo ſie dann mit Geld-

Digitized by Google

mitteln zu weiterer Stärkung und Anfeuerung ihrer rebelliſchen Pläne verſehen ſeien. „Wonächſt es mit ihrer vergalleten Bosheit ſoweit gekommen, daß ſie mich verläſtert, ich hätte gefährliche Machinationen wider das Reich.“

Da die Verwirrung im Lande ſtieg und die eine Regierung immer das verbot, was die andere verordnete, ſo hielt der Reichshofrath es für angemeſſen, die Regierungsgewalt Karl Leopolds zu ſuspendiren und ſeinen Bruder Chriſtian Ludwig proviſoriſch als Adminiſtrator einzuſetzen (11. Mai 1728). Ein kaiſerliches Manifeſt an die Ritterſchaft vom 17. Januar 1729 begründete dieſen Schritt. Herzog Karl Leopold habe ſich ſeit geraumer Zeit an dem Kaiſer mit höchſt verletzenden Ausdrücken vergriffen, deſſen oberſtrichterliches Amt beleidigt, die von ihm wiederholt geforderte Unterwerfung eine „unmöglichſte Unmöglichkeit“ genannt, in einem Schreiben an die Commiſſion vom 19. December 1727 dem Kaiſer den Bruch der von ihm beſchworenen Wahlcapitulation in vermeſſener Weiſe vorgerückt und die Commiſſion durch den Vorwurf des Landfriedensbruches gröblich beleidigt. Das Gerichtsweſen im Lande habe er zerrüttet, in Dömitz „einen reichskundigen großen unverantwortlichen Exceß der Criminalrechtspflege ausgeübt“, und ſeit vielen Jahren einen völligen Stillſtand der Rechtſprechung zum äußerſter Ruin vieler nothleidender Unterthanen bewirkt. Aus einem gegen ſeine Ritterſchaft erbitzten Gemüth habe er zu erkennen gegeben, daß er in ſein Land nur zurückkehren wolle, wenn er die Mittel habe, Rache zu üben. Weiter wird ihm die Vertheilung anzüglicher Druckſchriften auf dem Reichsconvent zu Regensburg vorgeworfen. Durch ein Schreiben vom 4. Februar 1728 mit vielen, die kaiſerliche Autorität verletzenden Ausdrücken ſei ſeine Renitenz auf den höchſten Grad geſtiegen, ſo daß jetzt nichts übrig bleibe, als die proviſoriſche Uebertragung der Regierungsgewalt auf den Nächſtberechtigten. Im Falle weiterer Widerſetzlichkeit würden noch ſchärfere Mittel zur Anwendung kommen.

Die Erbitterung Karl Leopolds wurde hierdurch nur noch geſteigert und kehrte ſich jetzt auch gegen ſeinen Bruder. In einem offenen Briefe (17. December 1728) warf er dieſem vor, daß er, in ſeinen Jagdbegierden ganz verblendet, ſich nicht entblödet habe, ſich an ihm, ſeinem rechtmäßigen Landesfürſten, kecklichſt zu vergreifen, ſeine entwichenen Diener an ſich zu ziehen und mit den europäiſchen Edelleuten und den gewaltthätigen braunſchweigiſchen Häuſern gemeinſame Sache zu machen. Bei ſtrengſter Ahndung an Ehre und Gütern, Leib und Leben werde allen Geiſtlichen, Bürgern, Bauern und übrigen Unterthanen unterſagt, ſich den unter landesväterlichem Deckmantel betriebenen ſtrafbaren Unternehmungen ſeines Bruders zu fügen und deſſen Befehle zu befolgen.

Mit der Einſetzung des Adminiſtrators waren aber auch die beiden

Digitized by Google

Executionsmächte wenig zufrieden. Sie erklärten (22. April 1729), daß es gegen die Reichsgeſetze ſei, einen Reichsſtand ohne Vorwiſſen der Mitſtände der Regierung zu entſetzen, und wollten jedenfalls ihr Kriegsvolk nicht eher zurückziehen, als bis ihnen die Koſten der Execution erſtattet ſeien. Auch die Geſandten Frankreichs, Schwedens und Dänemarks erhoben in Wien in gleichem Sinne Vorſtellungen.

Bei dieſer Geſtaltung der Dinge hielt Karl Leopold den Zeitpunkt für gekommen, um im Lande ſelbſt den Kampf gegen ſeine Widerſacher fortzuſetzen. Es ſtand gerade die zweihundertjährige Jubelfeier der Uebereichung der Augsburgiſchen Confeſſion nahe bevor. Der Herzog ließ ſich dieſe Gelegenheit nicht entgehen, um für den 25. Juni 1730 eine Feier vorzuſchreiben, bei welcher im Feſtgebet auch ſeiner Sache gedacht wurde. Der anfängliche Entwurf dieſes Gebets wurde auf ſeinen Befehl von dem Superintendenten Engelke zu Parchim umgearbeitet, um die darin enthaltenen Anſpielungen dem allgemeinen Verſtändniß noch etwas näher zu rücken. „Beſonders flehen wir dich, barmherziger Gott und Vater, im Namen Jeſu Chriſti an“ — ſo ſollte von allen Kanzeln des Landes gebetet werden — „für unſern gnädigſten Landesfürſten und Herrn, Herrn Karl Leopold, regierenden Herzog zu Mecklenburg, unſeren gnädigſten Fürſten und Herrn. Wie Du, mein Gott, Sr. hochfürſtlichen Gnaden mit reicher Erkenntniß Deiner allein ſeligmachenden Wahrheit erfüllt haſt, alſo heilige, vollbereite, kräftige und gründe Sie in derſelben mächtiglich. Wie Du bisher gnädig geweſen Deinem Geſalbten, alſo breite ferner Deine Gnade in dem allerreichſten Maße über Ihn aus. Erfülle alle ſeine Anſchläge und gieb Ihm was ſein Herz wünſchet. Sei Du ſein Schutz und Schirm in den großen Nöthen, die ihn getroffen haben ꝛc.“

Anfangs Juni 1730 ſtieg Herzog Karl Leopold mit der „gnädigen Frau“, dem Kanzleirath Schröder und deſſen Gattin in Danzig zu Schiffe, um nach faſt neunjähriger Abweſenheit in ſein Land zurückzukehren. Er landete an der pommerſchen Küſte auf dem Dars, unweit der mecklenburgiſchen Grenze, und begab ſich von da, um unerkannt zu bleiben, auf Umwegen nach Schwerin. Hier langte die Geſellſchaft, alle vier Perſonen in einem Wagen, am 8. Juni an. Der Wagen fuhr auf das Schloß, hinter ihm wurden ſogleich die Zugbrücken aufgezogen. Schon vor ſeiner Abreiſe von Danzig hatte der Herzog in aller Stille verſchiedene militäriſche Anordnungen getroffen und namentlich die Offiziere angewieſen, die Landmiliz nach Schwerin einzuziehen. Einige dieſer Offiziere, wie der Generalmajor von Vietinghoff und der Lieutenant Hollandt, wurden zur Verhinderung der Ausführung jenes Befehls verhaftet; doch fand er in Schwerin Alles genügend vorbereitet.

Begreiflich rief die Rückkehr des Herzogs bei den Gegnern große Beſtürzung hervor, zumal da das Gerücht ging, daß er ſich mit dem Kaiſer

Digitized by Google

ausgeſöhnt habe und mit deſſen Wiſſen zurückgekehrt ſei, und daß die Executionstruppen bald abrücken würden. Viele Ritter packten ein und verließen ihre Güter — „vor Angſt ihres böſen Gewiſſens", wie Karl Leopold in einem Schreiben an den König von England dies deutete.

In Schwerin richtete derſelbe ſich ganz militäriſch ein. Die Zugbrücken um das Schloß blieben Tag und Nacht aufgezogen, die Wachen wurden ſtark beſetzt, auch wurde eine Schwadron Dragoner errichtet und mit Pferden der herzoglichen Pächter beritten gemacht. Aus Dömitz wurden, unter dem Vorwande, daß ſie dem Herzoge für eine in Friedrichsmoor zu veranſtaltende Jagd zum Schutz dienen ſollten, einige Truppen in die Nähe Schwerin gezogen, welche auf dem Marſche kleine Abtheilungen der Lüneburger aus den Dörfern Banzkow und Goldenſtedt herauswarfen. Der in der Nähe commandirende braunſchweigiſche Major von Sommerlat rückte nun mit 260 Mann zu Fuß und ſechzig Reitern gegen dieſe Truppe vor. Der herzogliche Befehlshaber, Hauptmann de Lisle, verſtärkte ſich durch einige aus Schwerin herangezogene Feldſtücke und bot daneben die ganze Crivitzer Bürgerſchaft unter Führung des Bürgermeiſters Suckow, eine Anzahl Förſter und Jäger und etwa 400 mit Forken und Senſen bewaffnete Bauern zu ſeiner Unterſtützung auf. Doch wurde die ganze Schaar am 22. Juni in die Flucht geſchlagen und gefangen. Der Bürgermeiſter Suckow von Crivitz, der Amtsſchreiber Warncke von Grabow und zwei Dorfſchulzen wurden nach Roſtock in Haft gebracht und die Stadt Crivitz zur Strafe mit einer Compagnie Infanterie belegt. Am Tage nach dieſem Gefecht fragte Karl Leopold durch einen Trompeter an, wie man es habe wagen können, ihn in ſeinem Jagdvergnügen zu ſtören.

Chriſtian Ludwig hielt ſich durch Rückſichten der Höflichkeit verpflichtet, ſeinen Bruder wegen der Rückkehr nach Mecklenburg zu beglückwünſchen. Das Schreiben wurde durch einen märkiſchen Edelmann, von Winterfeldt, überbracht. Karl Leopold gab dieſem eine Antwort unter folgender Aufſchrift mit: „Antwort auf das von Winterfeldt eingereichte Schreiben, ſo er an ſeinen Principal, welcher ihn abgeſchickt, zu übergeben hat". In dem Briefe wurde gerügt, daß Chriſtian Ludwig auch nicht die geringſte Reue wegen des von ihm, der doch nur apanagirter Prinz ſei, verübten ſiegelbrüchigen Mißverhaltens und übriger ſchwerſter Vergehungen ausdrücke.

Die Ritterſchaft übte die Courtoiſie, ſich zu entſchuldigen, daß ſie nicht zur Beglückwünſchung Deputirte ſchickte, worauf ihr umgehend geantwortet wurde, daß ihre Gründe dafür nicht ſtichhaltig ſeien.

Den Reichsſtänden zeigte Karl Leopold ſeine Rückkehr durch Rundſchreiben vom 3. Juli mit dem Bemerken an: er habe dadurch den nach Hülfe und Rettung ſehnlichſt ſeufzenden und ganz erſchöpften Unterthanen Troſt und Muth erwecken wollen. An den Reichstag ließ er (12. Auguſt) ſchreiben: „Der

widerſpenſtige Adel hat ſich aufs Neue feſt verbunden und über 40,000 Gulden zuſammengebracht, um ſeine boshaften Abſichten gegen des regierenden Herzogs Durchlaucht auszuführen," wogegen eine kaiſerliche Mittheilung an den Reichstag (15. Auguſt) den Grundſatz aufſtellte, man dürfe das Gut und Blut der Mecklenburger nicht einem ſo unbeſonnenen Menſchen, wie Herzog Karl Leopold ſei, überlaſſen.

Straßburg und Metz.*)

Der Schluß des erſten Theiles der Darſtellung des Krieges durch das Generalſtabswerk liegt vor uns. Das neunte Heft behandelt die Ereigniſſe auf den Nebenkriegsſchauplätzen, ſowie die Entwickelung der Verhältniſſe vor Metz nebſt der Schlacht von Noiſſeville und ſchließt mit einer Ueberſicht des geſammten Krieges bis in die erſten Tage des September.

Dem Stadium verhältnißmäßiger Ruhe, welches nach dem mächtigen Schlage an der Maas für die deutſche Hauptarmee bei ihrem Vormarſche gegen die Seine eintrat, entſpricht naturgemäß auch in der Anordnung des Werkes die Betrachtung der abſeits der großen Entſcheidungen vollzogenen Maßnahmen.

Seit dem erſten Hefte iſt der franzöſiſchen Flotte und ihres anfänglich ſo bedrohlichen Auftretens keine Erwähnung gethan. Die Aufmerkſamkeit, welche dieſer Abſchnitt erweckt, iſt um ſo geſpannter, als es bisher keine gründliche, geſchweige authentiſche Darlegung aller jener Verhältniſſe gab, welche die Unternehmungen des Feindes zur See ſo unerheblich und ungefährlich gemacht haben. Von deutſcher Seite war Alles geſchehen, um einer Schädigung oder Betretung des Landesgebietes aus dieſer Richtung mit den noch verwendbaren Streitmitteln entgegenzutreten.

Der ganze Küſtenſtrich an beiden nordiſchen Meeren, ſowie die Landesgrenze gegen den ſich erſt im Laufe der Ereigniſſe in Lothringen für die Neutralität erklärenden Nachbarn war unter einheitlichen Befehl geſtellt und in geſonderte Abſchnitte getheilt. Dem gleichen Befehl waren auch die rückwärts ſtehenden Landwehrtruppen nebſt der mecklenburgiſchen Diviſion untergeben. Die Nordſeeküſte befand ſich durch die weit hinausreichenden Watten einiger-

*) Der deutſch-franzöſiſche Krieg, redigirt von der kriegsgeſchichtlichen Abtheilung des großen Generalſtabes. Heft 9.

Digitized by Google

maßen gesichert und an den gefährdeten Einbruchsstellen war die Entfernung der Seezeichen vorgenommen. An der Emsmündung und bei Wilhelmshaven wurden die zum Theil erst in den Anfängen begriffenen Befestigungen schleunigst ausgebaut, so daß der Kriegshafen Anfangs August durch eine beträchtliche Zahl schwerer Geschütze nach der See hin vertheidigt wurde. Die Einfahrten waren mit Torpedos gesperrt und eine Abtheilung der Flotte lag draußen dampf- und kampfbereit, um auch die Weser und Elbe zu schützen. Einzelne schnellfahrende Schiffe versahen den Vorpostendienst zur See und eine Reihe von Küstenwachen, welche untereinander mit den Aufstellungspunkten der Truppen durch den Draht verbunden waren, sollten die Nachrichten ergänzen. Bei dieser Gelegenheit werden der „freiwilligen Küstenwacht", die sich zum Theil aus der Bevölkerung der Hansestädte gebildet hatte, anerkennende Worte. Da dieser Hülfskörper lediglich dem bestimmt ausgesprochenen Zweck — Unterstützung der Landwehr im Beobachtungdienst — gewidmet war und damit einen eng begrenzten Wirkungskreis hatte, mußte ja die Laufbahn der kleinen Schaar zweifelsohne allen den Uebelständen entgehen, welche einem Aufgebot soldatisch noch nicht geschulter Kräfte zu jeder Zeit, trotz der so lange darüber verbreiteten Selbsttäuschung, angehaftet haben.

An der Ostsee, deren Küsten für flache Schiffe viel zugänglicher sind als die der Nordsee, waren die während der Friedensjahre in Angriff genommenen Befestigungen bei Düppel, Sonderburg und Kiel, sowie die übrigen Hafenfestungen bis hinauf nach Danzig, Pillau und Memel bereits vollendet und mit genügender Ausrüstung versehen. Die Küstenbewachung war in ähnlicher Weise wie an der Nordsee geregelt. Nach dem bereits im nordamerikanischen Kriege gegebenen Vorbilde ward eine Anzahl gemietheter Dampfer für den Transport und Beobachtungsdienst verwendet. Daß die beiden Gruppen unserer Flotte in der Nord- und Ostsee dem Gegner auf hoher See nicht gewachsen sein würden, war man sich ja wohl bewußt. Dennoch fanden die einzelnen vorgeschobenen Fahrzeuge Gelegenheit zu mehreren ganz ansehnlichen Wagestücken, welche sämmtlich gut verliefen und die Franzosen in Respect hielten. Die feindliche Flotte, unter Bouët-Willaumez, befand sich seit dem 30. Juli auf der Rhede von Kopenhagen. In Folge der Weisung, die Ostseehäfen zu blokiren, verließ das Geschwader seine Aufstellung am 5. August und erschien vor dem Kieler Hafen. Nach einer bis in die Höhe von Rügen ausgeführten Erkundungsfahrt kehrte dasselbe aber zur Insel Langeland zurück. Wenige Tage darauf dehnte sich eine ähnliche Unternehmung sogar bis vor Kolberg aus.

Inzwischen hatte der französische Admiral Mittheilung bekommen, daß eine Landung nicht mehr beabsichtigt würde. Somit stand die Aufrechthaltung der Blokade als Hauptaufgabe für die Flotte fest. Daneben dachte man noch

Digitized by Google

an die Beschießung der Küstenfestungen, so besonders an Danzig und Kolberg. Am 15. August wurde die letzte Blokadeerklärung und zwar in Kiel abgegeben. In die folgenden Tage, während deren das Geschwader auch vor Danzig erschien, fallen einzelne kecke Unternehmungen der „Nymphe", von letzterem Orte aus, und der „Grille" von Rügen her. Sie beunruhigten die französischen Schiffe, ohne daß diese sie zu erreichen vermochten. Selbst bis an die Kjögebucht auf Seeland, wohin die Hauptmasse der Flotte ihren Standort verlegt hatte, wagten sich die deutschen Schiffe heran. Als gegen Ende August dem Geschwader verschärfte Verhaltungsregeln gegenüber den Küstenstädten zugingen, hinderte der nordische Freund, das früh eintretende stürmische Wetter, weitere Unternehmungen.

Seit Mitte August war auch in der Nordsee ein französisches Geschwader unter Fourchon erschienen. Dasselbe schickte von Helgoland aus eine Blokadeerklärung für sämmtliche Häfen bis zur Eidermündung. Die Maßregeln zur Aufrechthaltung der Blokade bestanden indeß nur in dem überraschenden Auftreten einzelner Schnellfahrer an den Flußmündungen meist bei Nacht. Sobald sich ein solcher der Jahde näherte, ging ihm der Panzer „Arminius" entgegen und bewirkte seine Umkehr in der Richtung auf Helgoland.

Da indessen die Fahrgeschwindigkeit dieser Schiffe dem „Arminius" überlegen war, so lag in diesem Verhalten lediglich eine Kriegslist, um jenen zur Verfolgung zu verleiten und in ein ungünstiges Gefecht zu verwickeln, in welches die übrigen deutschen Schiffe dann hätten eingreifen müssen. Durch das vorsichtige Zurückhalten der diesseitigen Flotte nahm dann der Krieg in der Nordsee eine ebenso unthätige Gestalt an wie in der Ostsee.

Das schlechte Wetter störte die Gegner hier noch weit heftiger und erschwerte vor allen Dingen das Einnehmen der zugeführten Vorräthe auf hoher See. Als dann am 3. September am ganzen deutschen Strand ein Viktoriaschießen das Fallen der großen Entscheidung im Westen verkündete, schwand jede Besorgniß vor weiterer Gefährdung der deutschen Häfen durch die feindliche Flotte.

Die zum Schutze der Küste zurückgehaltenen Divisionen waren schon vorher, um die Mitte des August, der Feldarmee nach Frankreich nachgesendet worden, indem man acht schlesische Landwehrbataillone für ausreichend hielt, um in Verbindung mit den Ersatztruppen die Seegrenze zu sichern.

Bei ihrem schnellen Vorschreiten nach dem Innern von Frankreich hatte das deutsche Heer den Vaubanschen Festungsgürtel hinter sich gelassen, welcher ebenso wenig wie im Jahre 1814 das Eindringen aufzuhalten vermochte. Im letzteren Jahre hatten die einzelnen festen Plätze indeß den Marsch nicht unerheblich verzögert und z. B. bei der schlesischen Armee vorübergehend eine Theilung der Kräfte veranlaßt, deren üble Folgen auch auf

Digitized by Google

die späteren Unglückstage nicht ganz ohne Einfluß blieben. Auch diesmal hatte man an verschiedenen Orten, so bei Verdun, Toul und Diedenhofen vergebens versucht, durch schnellen Handstreich in den Besitz zu gelangen, doch war dadurch wenigstens kein Zeitverlust eingetreten. Nachdem aber gegen Ende August die Verbindungslinie des Heeres mit der Heimath so lang geworden waren, gebot der Schutz derselben dringend gegen einzelne Plätze mit entschiedenem Angriff vorzugehen.

Schon nach der Schlacht von Wörth ward deshalb die badische Division gegen Straßburg vorgeschoben und als in Folge der geschilderten Verhältnisse an der Küste mehr Truppen verwendbar wurden, konnte man an eine ernste Berennung dieses alten Ausfallthores nach Deutschland denken. „Die Wichtigkeit von Straßburg als Hauptstadt des Elsaß, seine Lage an der Hauptverbindungslinie Süddeutschlands mit Frankreich, namentlich aber die im deutschen Volke fortlebende Erinnerung an den einst zu Ludwig XIV. Zeit erlittenen Verlust, waren mächtige Beweggründe . . . zur Wiedereroberung dieses Waffenplatzes, wenn möglich durch schnellen gewaltsamen Angriff, andernfalls durch förmliche Belagerung.“ Für eine solche bot sich nur die Nordwestfront geeignet dar, weil auf den übrigen Seiten die Ueberschwemmung und andere Bodenverhältnisse das Vorgehen mit Laufgräben erschwerten. Während sich im Laufe des Monats August das Belagerungscorps durch die Ankunft der Gardelandwehrdivision und von Truppen der Besatzungen von Rastadt und Mainz verstärkte, dachte der General Werder daran, die Schwierigkeiten einer längeren Belagerung durch eine rasche Beschießung der Stadt vermeiden zu können. Man rechnete dabei auf die Einwirkung der Bevölkerung gegen den Commandanten, während auch Anzeichen vorlagen, daß die Truppen des Vertheidigers in ihrer Disciplin locker wurden. Der Leiter des Ingenieurangriffes, General Schulz, sprach sich entschieden gegen ein solches Unternehmen aus, doch der Wunsch, die Truppen möglichst bald wieder der Feldarmee nachführen zu können, überwog und man schritt am 22. August Abends zu einer Beschießung aus 54 schweren Geschützen in Verbindung mit denen der vereinigten Feldartillerie.

Am 26. August früh wurde das Feuer eingestellt und die Festung zum zweiten Male zur Uebergabe aufgefordert. Nach der Ablehnung seitens des General Uhrich wurde das Feuer gegen Abend wieder aufgenommen und die inzwischen bereits angeordneten Maßregeln für den förmlichen Angriff traten in Wirksamkeit.

Unter dem Schutze der Batterie ward die Infanterie näher an die Festung herangeschoben und ein Theil der ersteren konnte auch während des Beginnes der wirklichen Belagerung an denselben Stellen thätig bleiben. Wenn auch das bisher eingeschlagene Verfahren einen Erfolg nicht erreicht hatte, so war doch der Entschluß zu diesem Versuch nicht ungerechtfertigt und außer der

Google

verschossenen Munition nichts verloren. Jedenfalls ist es durchaus richtig, wenn das Werk es betont, daß die Verluste und Zerstörungen, welche das Bombardement verursachte, bei weitem nicht so erheblich waren, als die Opfer und Leiden, welche Straßburg im Laufe der Belagerung noch erdulden sollte. Nichtsdestoweniger ist die Festigkeit des Commandanten durchaus anerkennenswerth, und es wäre ein für alle Folgezeit bedenkliches Beispiel gewesen, wenn die Feste sich auf diesem Wege ergeben hätte. Die Schilderung der weiteren Belagerung ist übrigens einem späteren Abschnitte des Werkes vorbehalten geblieben.

Der nächstfolgende behandelt die rückwärtigen Verbindungen des Heeres und beginnt mit der Aufzählung der den einzelnen Armeen für ihre Nachschübe an Truppenersatz und Verpflegung zugewiesenen Eisenbahnlinien und Straßen. Dieselben waren zum Theil durch die kleinen Plätze von Bitsch, Pfalzburg, sowie durch Toul gesperrt. Zunächst sind nun abermals zwei vergebliche Versuche, die ersteren beiden Punkte durch Beschießung in unseren Besitz zu bringen, zu verzeichnen. Diese Mißerfolge dürfen keineswegs überraschen, denn einmal sind sie verschwindend klein gegenüber den Leistungen der Feldarmee und andererseits kennzeichnet sich gerade das energische Vorgehen dieser durch die anfängliche Nichtbeachtung solcher Hindernisse. Im übrigen hatte man bei Ausbruch des Feldzuges weder auf einen ausgedehnten Festungskrieg gerechnet, noch war die Herstellung eines so zahlreichen Belagerungstrains bei der gewaltigen Arbeit für die übrige Organisation nach 1866 durchweg beendet. Schließlich konnte das nöthige Material am allerwenigsten jetzt schon auf den viel beanspruchten Eisenbahnen herangeführt sein.

Der Festlegung der Verbindungslinien für die vormarschirenden Truppenkörper entspricht die Vertheilung der Etappenbesatzungen auf denselben, die Anlage nachgeschobener Magazine, die Regelung der Telegraphenverbindung und ihres Anschlusses an die Feldleitungen und dergleichen. Die detaillirte Darlegung dieser Verhältnisse ist durchaus lehrreich und fesselnd. Das ganze Gebiet der hier nöthigen Anordnungen bildet einen Theil der bedeutenden Arbeitslast des General-Quartiermeisters, im Gegensatz zu den nach vorne gerichteten Aufgaben des Chefs des Generalstabes. Schon im August traten in den occupirten Landestheilen bereits die Militärgouvernements und sonstigen Verwaltungsbehörden ins Leben.

Der Punct, an welchem gleichzeitig mit der Schlacht bei Sedan eine Entscheidung durch Kampf stattfand, war Metz mit der eingeschlossenen Feldarmee. Schon am 19. August war die Absperrung der Festung ringsum vollzogen und die Verstärkung der besetzten Linien durch Feldwerke begonnen worden. Die Vorposten wurden sofort in unmittelbare Nähe der feindlichen vorgeschoben und laut Befehl des Prinz Friedrich Karl, sollte durch das Auf-

Digitized by Google

treten der Patrouillen „die überlegene Ausbildung unserer Truppen im Felddienst und im Schießen dem Feinde gegenüber zur Geltung gebracht werden.“ Beständige Beobachtungsposten auf günstigen Punkten wurden errichtet und zum Theil in das Telegraphennetz gezogen. Hinter den vorderen Linien standen einzelne Corps geschlossen im Bivouac, bereit nach den von einem Durchbruchsversuch bedrohten Puncten zu marschieren. Die Mosel, welche die Aufstellung theilte, war ober- und unterhalb mehrfach überbrückt. Die größte Gefahr für die deutschen Truppen bildete indeß die Nothwendigkeit auf dem blutgetränkten Boden dreier Schlachtfelder zu lagern, während die Ortschaften noch dicht belegt waren mit den zahlreichen Verwundeten aus jenen Tagen. Es war zunächst nicht möglich, trotz der sofortigen Bemühungen des Oberbefehlshabers das Heer gegen diese Uebelstände und gegen die eintretende schlechte Witterung genügend zu sichern, da die Eisenbahnen für den sonstigen Nachschub in Anspruch genommen waren. Manchen Abtheilungen kamen daher die erbeuteten Zelte sehr zu Statten, während andererseits schon zu diesem Zeitpunkte die „Liebesgaben“ ihre Hülfe zu leisten begannen, wie rühmend erwähnt wird.

Während der ersten Tage nach der Schlacht am 18. August war die französische Armee in Metz lediglich mit ihrer eigenen Wiederausrüstung beschäftigt. Ab und zu traten kleinere Truppenkörper demonstrirend auf, doch blieb dies ohne Folgen. Dennoch zeigte sich die Absicht der Franzosen, unsere Linien zu durchbrechen immer deutlicher. Bazaine glaubte an eine Schwächung der deutschen Armeen und wollte auf Diedenhofen stoßen. Von dem Marsche Mac Mahons wußte er zu dieser Zeit noch nichts.

Am 26. August in der Frühe begannen die französischen Vortruppen auf dem rechten Moselufer ein Feuergefecht mit den gegenüberstehenden Abtheilungen des ersten preußischen Armeecorps und schritten zur Besetzung des Dorfes Noisseville, welches diesseits nur mit einer Compagnie zur Beobachtung besetzt gewesen war. Die Corps der Metzer Armee vollzogen in den Morgenstunden den Uebergang über die Mosel und ihren Aufmarsch auf dem rechten Ufer, doch war der letztere nicht vor Mittag beendet. Um diese Zeit hatte Bazaine seine Unterführer zu einer Besprechung im Schlosse Grimont versammelt und hierbei hatte der Artilleriegeneral Soleille erklärt, die vorhandene Munition reiche nur für eine große Schlacht, die Lage der Armee würde daher nach einer solchen unter allen Umständen bedenklich sein. Die anwesenden Corpsführer, unter ihnen Frossard, Bourbaki und Canrobert, sowie der Marschall Le Boeuf traten dieser Ansicht bei und der letztere betonte zudem, wie die Erhaltung der Armee der beste Dienst sei, den man dem Lande erweisen könne. Bazaine sprach seine eigene Meinung nicht aus, gab aber um vier Uhr Nachmittags den Befehl zum Rückmarsch in die bis-

herigen Aufstellungen und sandte dem Kriegsminister eine bezügliche Depesche, worin er dringend wünscht, etwas über die Stimmung des Volkes zu erfahren.

Gegen Abend befahl denn auch der Prinz Friedrich Karl den in der Gefechtsstellung bereiten Truppen und den von den Seiten herangezogenen Verstärkungen die Rückkehr in ihre Lager.

Die Nordostfront der Einschließung, welche schon vorher der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Befehlshabers gewesen war, wurde durch neue Truppenvertheilung stärker besetzt. Auch versprach die von Saarbrücken heranmarschirende mecklenburgische Division einen Zuwachs. Auf dem linken Moselufer dagegen waren die Kräfte durch die bekannte Entsendung von zwei Armeecorps auf Damvillers — zur Zeit des Rechtsabmarsches der deutschen Hauptarmee — geschwächt. Diese Corps traten indeß am 28. August bereits wieder zur Einschließungsarmee zurück. Am 29. und 30. August mehrten sich die Anzeichen eines neuen Ausfalls. Französische Stäbe recognoscirten die Stellungen des ersten Armeecorps und eine Vermehrung der Bivouacfeuer deutete auf eine Truppenversammlung am Fort St. Julien, nordöstlich Metz. Erst um 4 Uhr Nachmittags am 31. begann der Angriff in der Richtung auf Noisseville. Der Verlauf des Kampfes ist bekannt. Die überlegenen Massen des Feindes drängten die Einschließungslinie über dieses Dorf hinaus zurück und behaupteten sich während der Nacht in der Stellung. Die bedeutenden Verluste, welche das deutsche Feuer, zumal das der Artillerie, verursachte, brachten den Angriff zum Stocken und das neue Vorgehen der diesseitigen Truppen warf in den Vormittagsstunden des nächsten Tages den Feind wieder hinter seine Befestigungen zurück. Somit hatten „die Deutschen, welche in allen bisherigen Schlachten dieses Krieges als Angreifer aufgetreten waren", nun zum ersten Male Gelegenheit gehabt, „die Vorzüge einer gut ausgebildeten Infanterie und die Ueberlegenheit ihrer Artillerie im Vertheidigungskampfe zur Geltung zu bringen."

In der Darstellung des letztbesprochenen Abschnittes giebt das Werk gewissermaßen sein Votum in dem Proceß gegen Bazaine ab, soweit es sich um Feststellung des Thatbestandes handelt. Bazaine sendet also am 19. eine Depesche an Mac Mahon, deren etwas dunkele Fassung diesen glauben machte, die Rheinarmee marschiere schon — am 22., zur Zeit des Eintreffens der Depesche — auf Montmedy. Bazaine hatte also das Streben der Deutschen ihn an Metz zu fesseln, noch nicht verstanden, wie er ja auch während der Schlacht am 18. noch das Gegentheil annahm. Daß er die unmittelbar drohende Einschließung nicht voraussah, zeugt von Gedankenlosigkeit und schlechten Nachrichten.

Denn am 20. schreibt Bazaine noch: ich will Sie von meinem Marsch

Digitized by Google

nach Norden benachrichtigen, wenn ich einen solchen überhaupt antreten kann, ohne die Sicherheit der Armee zu gefährden. Diese Depesche wollte übrigens Mac Mahon nicht gelesen haben. Am 29. August erhielt Bazaine eine Depesche aus Diedenhofen, wonach die Armee von Chalons am 27. die Maas erreicht habe. Eine bald darauf eingehende ältere Mittheilung Mac Mahons schien dies zu bestätigen. Bekanntlich wurde dem Angeklagten im Proceß vorgehalten, daß er schon am 23. von dem Marsch der Ersatzarmee Nachricht gehabt. Doch ist diese Behauptung nicht erwiesen worden. Die am 29. eintreffenden Mittheilungen gaben dann den Ausschlag für den Zeitpunkt und die Richtung des Ausfalles am 31. Der Entschluß zu einem solchen Versuch mußte sich ja unter allen Umständen von selbst aufdrängen. Was die Richtung betrifft — rechtes Moselufer auf Diedenhofen — so sind allerdings die Angaben des Marschalls in seiner Broschüre, und vor Gericht, theils sich widersprechend, theils überhaupt nicht folgerichtig, doch seine strategischen Erwägungen waren ja vorher schon häufig irrthümlich und unklar gewesen.

Die kritische Schlußbetrachtung des Werkes nennt als die für den Durchbruch selbst geeignetste Richtung diejenige Moselaufwärts nach Südost, gegen die Verbindungen der deutschen Heere mit der Heimath. Dort war die Bodengestaltung günstig und ein Seitencorps konnte den deutschen Truppen vom linken Ufer den Moselübergang wehren. Allein es ist ja vollkommen begreiflich, wie der Anziehungspunkt ausgesprochenerweise im Norden bei der anmarschierenden Armee von Chalons war. Dieses in beiden französischen Armeen gegenseitig wirkende Moment drängte demnach beide zum endlichen Zusammenbruch.

Vielfach und mit Recht sind die vorbereitenden Maßregeln zum Ausfall getadelt worden. Derselbe konnte erst Nachmittags um 4 Uhr beginnen, weil die Truppen vom linken Ufer nicht eher die Mosel überschritten hatten. Aber auch ein nächtlicher Uebergang wäre vielleicht bei den Deutschen nicht ungehört geblieben. Die energische Ausführung des ersten Angriffs am 31. indeß ließ keine Zweifel mehr über die feste Absicht des Gegners durchzubrechen. Somit scheiterte das Unternehmen an dem noch energischeren Widerstande der Ostpreußen, daneben vielleicht an der Unfähigkeit der französischen Oberleitung, aber nicht an ihrem bösen Willen. Und wenn der Durchbruch diesmal nicht gelang, so ward die Aussicht darauf nach dem Eintreffen der Nachricht von Sedan und unter zunehmendem Mangel bei den eigenen Truppen gewiß nicht günstiger.

Was die tactischen Erfahrungen betrifft, so zeigte sich in der Schlacht von Noisseville, wie bei dem Durchbruch der Vertheidigungslinie an einer

Digitized by Google

Stelle die Einwirkung der anderen Theile derselben gegen seine Flanke dem Angreifer sehr bald gefährlich wird.

Der Schluß des ersten Theiles faßt alles bis zum September geleistete in kurzen Worten zusammen. Der einzelnen Aufgaben, wie sie vom Beginn des Krieges an nach einander für die Heeresleitung in den verschiedenen Lagen entstanden, wird übersichtlich gedacht. In ihren großen Zügen sind sie Jedem gegenwärtig, allein wir thun gut, wenn wir uns durchdringen lassen von der Ueberzeugung, wie sehr alles Mühe und Arbeit gewesen und wie der richtige Tact der Heeresleitung und die unverwüstliche Tüchtigkeit der Truppen wechselseitig zusammenwirken mußten, um die Erfolge zu sichern, welche durch ihren Glanz uns leicht die aufgewendete Mühe vergessen machen könnten.

Volle fünf Jahre seit den Ereignissen sind somit vergangen, ehe die Darstellung des Krieges gegen das kaiserliche Frankreich zu Ende geführt wurde. Dennoch fällt es dem Fernerstehenden wohl schwer sich Rechenschaft zu geben, welches Product zahlreicher Arbeitskräfte diese abgerundete Form der geschichtlichen Wiedergabe birgt. Um die Schwierigkeit und den Zeitbedarf der Arbeit zu ermessen, genügt es, allein der hundertfachen Quellen zu gedenken, welche ergänzt, ausgeglichen und zusammengestellt werden müssen, um nur die Umrisse des Gesammtbildes erkennen zu lassen. Die Gefechtsberichte, unter dem frischen, aber auch unruhigen Eindrucke des Erlebten geschrieben, rühren vielfach schon nicht mehr von den Persönlichkeiten her, die bei den Ereignissen hauptsächlich mitgewirkt haben. Diese sind getroffen oder zur Füllung der gerissenen Lücken an andere Stellen berufen. Die Begebenheiten bei den neben einander kämpfenden Truppentheilen erscheinen beiden verschieden und finden sich so in den Berichten widersprechend aufgeführt. Und doch soll und muß die Geschichte des Krieges neben der klaren Gesammtdarstellung gerade jedem einzelnen Regiment unanfechtbar seine Leistungen und Schicksale vor Augen führen. In diesem endlos verschlungenen Gewebe die Fäden zu verfolgen, zusammenzufassen und die Zeichnung des Bildes in seinem ganzen Umfange auf einer übersichtlichen Fläche erscheinen zu machen, das ist die Aufgabe für die endgültige, häufig durch neue Nachforschungen unterbrochene Festlegung des Wortlautes. Wie sehr dieser letztere bedeutungsvoll geworden für die Schriftsprache des Heeres, die bei aller Knappheit und Klarheit der Form doch an einer Ueberfülle unnöthiger und barbarischer Fremdwörter litt, kann nicht genug der Beachtung empfohlen werden. Auch die Amts- und wahrlich nicht minder die Zeitungssprache könnte dort lernen.

Was schließlich den sachlichen Inhalt des Werkes betrifft, so gewinnt seine Herstellung dadurch doppelten Werth und Wichtigkeit, daß es offenbar immer die einzige aus den Quellen gearbeitete Geschichte bleiben wird, da für

Digitized by Google

Frankreich eine solche ganz unausführbar war. Desto größeres Interesse hat für die außerdeutsche Leserwelt die französische Ausgabe des Werkes und es darf hervorgehoben werden, daß dieselbe unleugbar eine der am meisten sinngetreuen Uebertragungen bildet, welche unsere Nachbarn von deutschen Schriften gefertigt haben.

Die Reichspost und die Sonderrechte.

Zu Neujahr sollen zwei große Thatsachen ins Leben treten, die auf die Postsonderrechte der südlichen Königreiche nicht ohne Einfluß bleiben können. Die eine dieser Thatsachen ist das volle Wirksamwerden des allgemeinen Postvereins, die andere die Einführung der Reichswährung. Der allgemeine Postverein läßt so viele Schranken für den Verkehr von Land zu Land fallen, daß das Verlangen nach noch größerer Einigung des deutschen Postwesens unwillkürlich bedeutend wachsen und zunehmen muß. Der allgemeine Postverein will den Sonderfortschritt in den Vereinsländern und den Ländergruppen der Vereins überall nicht hemmen, er gewährt dem Einzelleben und der Einzelentwickelung alle mögliche Freiheit. Die Einführung der Reichswährung fortan macht mit dem Aufhören des Unterschiedes zwischen Thaler- und Guldenländern einer Ungleichheit ein Ende, die auch im Postverkehr nur zu fühlbar war. Das volle Wirksamwerden des allgemeinen Postvereins bringt die Frage, wie das deutsche Postwesen weiter zu gestalten, voraussichtlich von außen heran, das Inkrafttreten der Reichswährung muß eine innere Nöthigung abgeben, die deutschen Postzustände einheitlich fortzubilden.

Ueber Natur und Bedeutung der Sonderrechte im neuen Reiche ist schon viel, vielleicht zu viel gehandelt worden. Jedes Staatswesen, und sei es noch so klein, weist Sonderverhältnisse auf, die Sondervorschriften und Einrichtungen bedingen. Solche staatliche Ausnahmen mögen unter allen Umständen unliebsam sein, sie sind drum nicht ohne Weiteres staatsnachtheilig, staatsgefährdend. Die deutschen Sonderrechte wurden treffend „sehr fühlbare Beeinträchtigungen des Bundesstaatsgedankens“ (R. von Mohl) genannt; sind sie deshalb das große Uebel, das man aus ihnen so häufig macht? Das Reich und seine Entwickelung haben unter der Einwirkung der Sonderrechte nicht oder doch so gut wie nicht gelitten. Um die Sonderrechte recht zu beurtheilen, um sie richtig aufzufassen, muß man sie im Lichte der Ereignisse, die sie entstehen ließen, betrachten. Die Frage lag damals nicht so, ob ein

Digitized by Google

Reich mit Sonderrechten oder ohne Sonderrechte, sondern ob ein Reich mit Sonderrechten oder — kein Reich gegründet werden sollte. Wer wäre über die Beantwortung dieser Frage heute im Zweifel? Für ihre Träger haben sich die Sonderrechte nichts weniger als unbedingt vortheilhaft gezeigt. Bald nach dem Inslebentreten des neuen Zustandes der Dinge machte Freiherr von Stauffenberg im Münchener Abgeordnetenhause auf die Nachtheile aufmerksam, die Baiern aus seiner Landespost erwachsen. Selbstredend steht den Berechtigten ausschließlich die Entscheidung über die Sonderrechte zu. „Jedes Sonderrecht kann einzig und allein durch den Verzicht des Berechtigten beseitigt werden" (Laband). Es liegt jedoch nicht im Wesen der Sonderrechte, unbeweglich, unveränderlich zu sein. Dies wird häufig übersehen oder es wird wenigstens nicht zur Genüge gewürdigt. Ein theilweiser Verzicht auf ein Sonderrecht ist rechtlich sehr wohl denkbar, falls er nur auch thatsächlich als verwirklichungsfähig sich darstellt. Der öffentlichen Meinung, die das Große liebt und lieben soll, mag ein solcher theilweiser Verzicht freilich unbefriedigend oder vielleicht sogar kleinlich erscheinen. Es fragt sich indessen, ob nicht auch hier eine Abschlagszahlung mit Dank anzunehmen wäre, sodann fragt sich namentlich, ob der Theilerfolg nicht zugleich das augenblicklich Erreichbare und das augenblicklich Nothwendige einschließen würde.

Die Postsonderrechte der südlichen Königreiche befassen wesentlich den inneren Landesverkehr, sie berühren insbesondere nicht den Einheitscharakter des Reiches nach außen. Die Gründung des allgemeinen Postvereins ward nicht blos von der Reichspostverwaltung angeregt und eingeleitet, sie wurde auch von ihr in Vertretung der Reichsregierung allein vollzogen. Die nachfolgende Zustimmung des Reichstages verlieh dem allgemeinen Postvertrage die reichsgesetzliche Kraft und Gültigkeit. So große, finanziell so bedeutsame Neuerungen, wie in den Berner Vereinbarungen vom 9. October 1874 enthalten sind, sie wurden vom Reiche ohne die Sondervertretung und Betheiligung der südlichen Königreiche verhandelt und festgesetzt. Der zweifelhafte Werth der Postsonderrechte mußte dadurch so recht allgemein zum Bewußtsein kommen. Die Nachtheile, welche die Postsonderrechte für das Reich mit sich bringen, liegen nicht auf dem internationalen Gebiete.

Die bewegende Frage bildet, inwiefern die Nation die Postsonderrechte nach innen schädigen, und da scheint in einer an sich geringfügigen Sache eine nationale Schädigung gefunden werden zu müssen. Wir meinen die Nichtzulassung der verschiedenen Postwerthzeichen in den drei deutschen Postgebieten. Man überschreite die Reichspostgrenze und die Reichspostwerthzeichen sind in Baiern oder Württemberg nicht zu verwenden; was schlimmer, wer in begreiflichem Irrthume handelt, unterliegt für Briefe dem Strafporto, Postkarten bleiben unbefördert. Dieser Mißstand ist offenkundig, die Klagen müssen

immer ſtärker werden, von den Unzuträglichkeiten für den Betrieb ganz zu ſchweigen. Vielleicht wendet man ein, der gegenwärtige Zuſtand des deutſchen Poſtweſens ſei gegen den früheren um ſo vieles vollkommener, daß die eine Unvollkommenheit, die Niemand in Abrede ſtellen kann, ſchon zu ertragen ſei, zumal ſie werde ertragen werden müſſen. Die Nation braucht aber heute am wenigſten rückwärts zu bleiben, wo es ihre eigenſten Bedürfniſſe und Anliegen gilt. Und warum ſollte die unleugbare Unvollkommenheit ertragen werden müſſen? Was hinderte denn das Reich, rechtlich betrachtet, die baieriſchen und württembergiſchen Poſtwerthzeichen ohne Weiteres im Reichspoſtgebiete verwendbar zu erklären und darin zuzulaſſen? Ein ſolches Vorgehen wäre außergewöhnlich, es wäre unſeres Dafürhaltens politiſch entſchieden zu widerrathen, rechtlich unzuläſſig erſchiene es nicht. Weshalb ſollte die gegenſeitige Zulaſſung der Poſtwerthzeichen in den deutſchen Poſtgebieten aber auch nicht regelrecht angeſtrebt und in geordneter Weiſe angebahnt werden? Wenn etwa das eine der Königreiche den Theilverzicht auf ſein Poſtſonderrecht, welcher die gegenſeitige Zulaſſung der Poſtwerthzeichen unzweifelhaft bedingt, nicht alsbald leiſten wollte, ſollte das Reich die Neuerung nicht vorerſt mit dem anderen Königreiche verſuchen? Eher oder ſpäter werden die unausbleiblich günſtigen Erfahrungen das widerſtrebende Königreich überführen und bekehren. An eine Vorausſetzung ſchiene die Verwirklichung des Gedankens freilich geknüpft zu ſein. Die Verwendung der Reichszeichen wird die der baieriſchen und württembergiſchen Zeichen erheblich überſteigen, ſo daß den beiden Landespoſtverwaltungen ein angeſichts ihrer ſonſtigen Geldlage doppelt bemerkenswerther Ausfall droht. Dieſen Fehlbetrag müßte das Reich den beiden Königreichen erſetzen, es müßte ihren Landespoſtverwaltungen eine baare Summe zur Entſchädigung gewähren, wie dies mehrfach von Seiten des Reiches in ähnlichen Verhältniſſen geſchehen iſt. Eine vollkommen ſichere Berechnung des Ausfalles für Baiern und Württemberg dürfte überall unmöglich ſein, doch ließe ſich gewiß eine Summe greifen, die der Wirklichkeit nahe kommt. Das Reich wird da am wenigſten kargen wollen, wo das nationale Intereſſe ſo klar in Frage ſteht. Die Entſchädigungsſumme muß natürlich im Reichshaushalte erſcheinen, ſie könnte auf einige Jahre oder auch alljährlich feſtgeſetzt werden. Für die gegenſeitige Zulaſſung der Poſtwerthzeichen ſelbſt dürfte eine reichsgeſetzliche Anordnung erforderlich, aber auch genügend ſein. Es iſt anerkanntes Reichsrecht, daß beim Aufgeben von Sonderrechten die Zuſtimmung der berechtigten Bundesſtaaten zu den betreffenden Bundesrathsbeſchlüſſen ausreicht, dies muß beim theilweiſen Verzicht auf ein Sonderrecht ebenſo ſein. Für den allgemeinen Poſtverein tritt die Neuerung wohl ohne Weiteres in Kraft, es bedarf nur einer Anzeige an das internationale Bureau des Vereins.

Digitized by Google

Die Neuerung kann wie gesagt unbefriedigend oder vielleicht sogar kleinlich erscheinen, zumal sie die eigentlichen Schwierigkeiten, die die Postsonderrechte dem Reiche bereiten, eher noch zu vermehren im Stande ist. Der letzte Gesichtspunkt gerade scheint aber ganz aus dem Spiele bleiben zu sollen. Bei Erwägung der Frage entscheidet allein, ob die Neuerung dem nationalen Bedürfnisse gerecht wird, ob sie der gegenwärtigen Schädigung der Nation wirklich abhilft, und das dürfte der Fall sein. Gewährt die Einführung der Reichswährung den Deutschen die langersehnte Wohlthat im ganzen Reiche eine Münze und eine Rechnung zu haben, so ist es eine so gut wie selbstverständliche Forderung, die Postwerthzeichen im ganzen Reiche Geltung erlangen zu lassen. Die äußere Verschiedenheit der Zeichen wird gewiß vielfach Anstoß geben, sie kann, wie so manche äußere Ungleichheit, hingenommen werden, die der inneren Einheitlichkeit und Einheit der deutschen Staaten keinen Abbruch thut. Für den Betrieb dürfte die Verschiedenheit der Zeichen zudem ohne merkliche Nachtheile sein. Die Reichspostverwaltung mußte bis unlängst mit Groschen- und Kreuzermarken hantieren und da kam noch die Münzungleichheit hinzu. Die einheitlichen Formen sind überall nicht zu sehr zu betonen. Je größer im Reiche die Einheit in Sein und Wesen, je mehr ist es geboten, der Vielheit in der Erscheinung namentlich da nicht entgegenzuwirken, wo dieselbe auf beachtenswerthen Gründen beruht.

Die Neuerung wird vom Reichsstandpunkte und im Reichsinteresse angeregt. Es liegt nahe vom sonderrechtlichen Standpunkte der Königreiche aus und in ihrem sonderrechtlichen Interesse ebenfalls an die Weiterentwickelung der gegenwärtigen Postzustände zu denken. Freiherr von Stauffenberg stellte sich auf den Standpunkt, wenn er einen baierischen Bevollmächtigten beim Reichsgeneralpostamte wünschte, um Baiern von dem Nachtheile zu befreien, die reglementarischen Bestimmungen des Reiches wohl oder übel annehmen zu müssen. Würde diese Einrichtung aber nicht das Sonderrecht Baierns vermehren, da sie ihm eine Einwirkung auf die Reichspostverwaltung vermittelte, von der nicht die Rede sein kann? An die Vermehrung der Sonderrechte ist eben so wenig zu denken wie an ihre unfreiwillige Abschwächung oder Beseitigung. Die Annäherung der südlichen Landesposten an die Reichspost schiene umgekehrt nur durch Entsendung von Reichspostbevollmächtigten zu bewirken zu sein, die die beiden Landesverwaltungen ähnlich überwachten, wie dies seit langer Zeit durch die Reichsbevollmächtigten für Zölle und Steuern rücksichtlich der Landeszollverwaltungen geschieht. Auf dieser Grundlage wäre eine größere Einheitlichkeit der drei deutschen Postverwaltungen herbeizuführen, mit der mancherlei Besonderheiten durchaus verträglich blieben. Doch das ist eine Frage, die von den beiden Königreichen selbst gezeitigt und zum Austrage gebracht werden muß. Vom Reichsstandpunkte und im Reichs-

Digitized by Google

intereſſe iſt zunächſt die Beſeitigung der Schranken für den Gebrauch der Poſtwerthzeichen geboten. Dieſe Forderung iſt Namens des Reiches zu erheben und, weil ſie ebenſo leicht erfüllbar wie in ſich wohlbegründet erſcheint, dürfte auf ihre Verwirklichung um ſo ſicherer für die nächſte Zukunft zu hoffen ſein.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Die katholiſche Preſſe in Württemberg. — Württemberg hatte bisher den Ruhm, ein katholiſches Organ zu beſitzen, deſſen Ton und Haltung merklich abſtach von denen der übrigen katholiſchen Preſſe unſeres Vaterlandes; ungefähr wie auch in dem biſchöflichen Palaſt unſerer Diöceſe trotz der bekannten Unterwerfung unter das Vaticanum noch immer eine merklich andere Luft weht als in den anderen Biſchofſitzen. Beides ſtand in einem gewiſſen Zuſammenhange: man war gewohnt, das in Stuttgart erſcheinende „Deutſche Volksblatt" als das Organ des Biſchofs Hefele zu bezeichnen. Zuweilen wird es wirklich mit Einſendungen aus der Biſchofsſtadt beehrt; es vertrat eine gemäßigte, ſtaatsfreundliche Richtung und war bemüht, dem berühmten kirchlichen Frieden des Landes zu dienen. Zwar in der Politik pflegte es ſich an den „Beobachter", das Organ der vorgeſchrittenen Demokratie zu halten und mit ihm gemeinſame Sache zu machen, aber die Streitigkeiten innerhalb des Katholicismus wurden mit großer Vorſicht und Mäßigung erörtert, die üblichen Schimpfwörter auf die Altkatholiken ſuchte man hier vergebens, ja man konnte ſelbſt über den preußiſchen Kirchenconflict vor nicht gar langer Zeit hier Stimmen von ſeltener Unparteilichkeit begegnen, die der römiſchen Partei überaus unbequem waren. Freilich hat es dem „Deutſchen Volksblatt" nicht an offenen und mehr noch an heimlichen Gegnern unter den Katholiken des Landes gefehlt, auch konnte es ſich immer nur einer ſehr mäßigen Verbreitung erfreuen; es ſcheint, daß gerade ſeine anſtändige und verſöhnliche Sprache nur dazu gedient hat, ihm die Gunſt der katholiſchen Leſer mehr und mehr zu entfremden. Seine Verbreitung diente ſo zugleich zum Maßſtab für den Einfluß, den der Biſchof in ſeiner Diöceſe beſaß. Die Autorität des Herrn Hefele war nicht im Stande, ein Blatt, das ſeine Geſinnung ausſprach, über dem Waſſer zu halten, obwohl es das einzige täglich erſcheinende katholiſche Organ in Württemberg war. Es war zur Vertheidigung der katholiſchen Intereſſen im Jahre 1848 durch einen Privatmann ins Leben gerufen worden, zu einer Zeit, da der Eifer für die katholiſchen Intereſſen

Digitized by Google

auch hier zu Lande in größeren Schwung gebracht wurde, und die damaligen Patrone dachten schwerlich daran, daß sie eines Tages in eine Art von Opposition zu dem apostolischen Stuhl gerathen würden. Trotz beträchtlicher Opfer setzte der Eigenthümer sein Unternehmen unverdrossen fort, bis ihn um Mitte vorigen Jahres das Deficit sowohl, als der wachsende Undank, nämlich die wachsende Opposition von ultramontaner Seite, bewogen, die Publication einzustellen. Der Hauptredacteur Josef Bucher ging damals zur „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg über. Nach kurzer Pause ließ sich dann der Eigenthümer noch einmal zu einem Versuche bewegen, allein obwohl das Blatt von da an ein gereizteres Temperament und bereits eine merkliche Neigung zu derjenigen Auffassung der katholischen Interessen verrieth, wie sie im übrigen Theil der katholischen Presse herrscht, so wollte es ihm dennoch auch jetzt nicht gelingen, besseren Fuß zu fassen. Und so trat denn die Krisis ein, welche definitiv über Sein oder Nichtsein und, wenn es am Leben bleiben sollte, über seine künftige Richtung entscheiden mußte. Es schien nur ein Mittel möglich, es am Leben zu erhalten, wenn es nämlich aus Privathänden in die Hände einer katholischen Association kam, welche die Mehrheit der Katholiken hinter sich hatte. Daß es aber damit gänzlich in die vaticanischen Gewässer übergeleitet wird, ist unschwer vorauszusehen, und die Katholikenversammlung, die am 18. October zu Eßlingen gehalten wurde, warf in dieser Beziehung bereits verständliche Schatten voraus. Diese Versammlung war von katholischen Notabilitäten eigens zu dem Zwecke berufen, um über das Schicksal des „Deutschen Volksblattes" zu berathen; man beschloß, um sich ein tägliches Organ zu erhalten, die Bildung einer Actiengesellschaft, welche von dem Eigenthümer das Blatt erwerben soll, zugleich mit zwei anderen in demselben Besitz befindlichen, jedoch gut rentirenden katholischen Organen: dem „Sonntagsblatt" und dem „Katholischen Kalender". Das sieht aus wie eine finanzielle Operation, um diese confessionellen Preßerzeugnisse fortzusetzen, bedeutet aber zugleich eine Frontveränderung der katholischen Presse unseres Landes, durch welche der Bischof Hefele noch mehr als bisher in seiner Diöcese isolirt wird. Entschiedene Ultramontane waren es, welche die Versammlung einberufen hatten und auf ihr den Ton angaben; darunter der Bankdirector Probst, der früher dem Centrum angehörte, und Graf Bissingen-Nippenburg, der ihm gegenwärtig angehört. Der letztere ließ die Gelegenheit nicht vorbeigehen, über die seitherige „servile" Haltung des „Deutschen Volksblattes" sein entschiedenstes Mißfallen auszudrücken. Zwar war auch ein Vertreter des Rottenburger Domcapitels anwesend, der zum Frieden mahnte und der Meinung war, das Blatt sollte auch in Zukunft mit dem Landesbischof eine moralische Fühlung behalten und vor Allem darauf bedacht sein, die so ausnahmsweise glücklichen Zustände unserer Diöcese auch fernerhin zu erhalten. Allein das war eine schier altmodische

Digitized by Google

Tonart, die auf die Versammlung keinen Eindruck machte. Von Seiten der Centrumsleute wurde entgegnet, die Zustände in Württemberg seien im Vergleich zu den andern Ländern, in welchen der Culturkampf tobt, allerdings verhältnißmäßig leidlich, und sozusagen einigermaßen friedlich zu nennen, aber in Zeiten, wie die jetzigen, komme es auf die Principien an und da gelte es Farbe zu bekennen. Aus dieser Sprache läßt sich schließen, wie der „Aufsichtsrath" inskünftige die Aufgabe der katholischen Presse in Württemberg verstehen wird. Als Symptom in der lange Geschichte des Culturkampfs ist diese Wendung nicht ohne Interesse. Sie zeigt, daß der „kirchliche Friede", die Politik des vorsichtigen Lavirens auch in Württemberg lediglich keine Stütze mehr hat als die Person des gegenwärtigen Bischofs. Und dieser erntet nun die Früchte seiner Halbheit. Es beginnt einsam um ihn zu werden. Noch während er den Bischofsstab in der Hand hält, sieht er über seine Diöcese die Netze der vaticanischen Partei fest und fester gezogen, mit der er in seltsamer Verblendung gerade zu dem Zwecke seinen Frieden gemacht hat, um ihren Einfluß von seiner Diöcese fernzuhalten. Mit welchen Empfindungen mag er heute auf das sacrificium intellectus zurückblicken, das er nach schwerem Kampfe in bester Absicht, aber vergeblich gebracht hat?

Aus der Schweiz. Allerlei Herbsteindrücke. — Die Wanderung deutscher Stämme durch die Schweiz ist alljährlich in der Zunahme begriffen. Zwar erheben sie sich über die Schneegrenze seltener und in geringerer Zahl als die Engländer, desto mehr aber verbreiten sie sich durch die Thäler und jetzt in den herbstlichen Tagen steigen sie in Schaaren hernieder zu den Seen, vor allen zu den blauen Wassern des Léman. Für den Britten bildet das Reisen, soweit damit noch die Ueberwindung besonderer Hindernisse geboten ist, gewissermaßen einen Theil der nationalen Erziehung.

Es ist wohl unleugbar, daß ebenso wie die Landessitte der gründlichen Ausbildung aller körperlichen Leistungen, auch die Bewährung von Muth und Ausdauer bei der Zurücklegung abenteuerlicher Wege und bei der Besteigung unzugänglicher Alpenhöhen dazu beiträgt, dem Volksthum der Insel jenen persönlich energischen Charakter zu sichern, welcher der Erziehung der Völker des Festlandes durch die Heerespflicht Aller in Etwas die Waage halten kann.

Neben diesen Gletscherwanderern giebt es denn allerdings auch eine recht erhebliche Anzahl friedlicher Leute aus jenem Lande, welche die große Heerstraße nicht verlassen und breit und behaglich in den Gasthäusern niederfallen, aber die überwiegende Menge der Bewohner dieser Stätten bilden die Deutschen. Nichtsdestoweniger empfindet man immer noch, wie vielfach die Einrichtungen in denselben auf die Gewohnheiten Jener berechnet sind und wie gewisse Annehmlichkeiten besonders für sie vorbereitet scheinen. Von einzelnen Dingen

Digitized by Google

ziehen dann freilich auch die Uebrigen Vortheile, so ist es ja nicht zu unterschätzen, daß man z. B. in jedem kleinen Gebirgsdorf einen guten Thee erhält. Und andererseits läßt der Deutsche gern einmal von seiner häuslichen Gewöhnung, aber einen Umstand möchten wir besonders rügend hervorheben, weil er gar zu häufig wiederkehrt. Ueberall in den Gasthäusern findet sich eine reichhaltige Auswahl englischer und französischer Journale, denen sich erst im Laufe der letzten Jahre ziemlich regelmäßig die Kölnische Zeitung beigesellt hat. Damit ist aber auch Alles gethan. Eine der anderen deutschen Zeitungen oder überhaupt mehr als eine derselben findet sich äußerst selten. Nun ist es richtig, der Deutsche, der meist in kurz bemessenen Wochen Erholung von Amts- und Berufsgeschäften sucht, ist unterwegs kein überaus eifriger Zeitungsleser. Er bleibt nicht während der schönsten Tageszeit still sitzen, sondern er rührt sich und steigt ins Land hinaus, aber dann kommt ein Regentag und der Mangel macht sich empfindlich. Aus Gutmüthigkeit und der Abwechselung halber greift er auch zu den fremden Blättern und murrt höchstens in sich hinein einige Worte des Unwillens über diese Geringschätzung seiner Nation. Eine solche ist es aber in der That und man möchte sagen, daß es eine Pflicht unserer reisenden Landsleute sei, mit allem Nachdruck eine sorgsamere Berücksichtigung auf diesem, wie auf anderem Gebiete zu fordern. Und lediglich Zahn um Zahn gerechnet, wie das doch wohl im Gasthause nicht mehr wie billig ist, haben wir genügenden Grund etwas anspruchsvoller aufzutreten. Es wäre vielleicht ganz ergötzlich, eine Statistik des Verkehrs der verschiedenen Nationen auf Reisen aufzustellen. Die einfache Beobachtung zeigt die Curvenlinie am höchsten steigend bei den Deutschen, jedenfalls um sachlich zu reden, in dem Rubrum des Getränkes, worin wir nun einmal, wie in so manchem Guten den Andern „über" sind.

Wie gesagt, der bewegte Uebelstand hat sich bereits etwas gebessert, aber es bleibt noch Mehreres zu fordern.

Die Millionen, welche der Schweiz alljährlich durch die Fremden zugeführt werden, haben sicherlich einen erheblichen Antheil an der ungemein lebhaften Entwickelung der Verkehrsanstalten und an der stetig wachsenden Ausdehnung vieler Orte. Besonders überraschend sind die Veränderungen, die Lausanne in den letzten Jahren erfahren hat. Nahezu der ganze Abhang von der Stadt zu dem Hafenorte Ouchy ist mit großartigen Gebäuden bedeckt. Leider haben sich zwischen die anmuthigen Villen ganze Straßenreihen casernenartiger Häuser eingedrängt und häufig rauben die Neubauten den bisher vorhandenen jeglichen Reiz der bisherigen Lage. So ist das Theater, von dessen Terrasse sich noch im vergangenen Jahre ein entzückender Blick darbot, jetzt gänzlich maskirt. Desto prächtiger erscheint die Stadt, wenn man sich ihr auf dem See von dem gegenüberliegenden Evian nähert. Auch

Digitized by Google

der Schiffahrtsverkehr in Ouchy hat sich so gehoben, daß man es unternahm, zu der Zahl der Schweizer Bergbahnen eine neue zu fügen, deren Construction äußerst interessant erscheint. Ein doppelter Schienenstrang steigt in gerader Linie vom Ufer zu dem jetzigen Bahnhof von Lausanne auf, betritt unter diesem einen Tunnel und verschwindet oberhalb sogleich in einen neuen, welcher unter dem ganzen auf dem Montbenon gelegenen Stadttheil fortfährt und erst in dem Thale des Flon am jenseitigen Rande des Rückens mündet. Die Herstellung desselben bereitet erhebliche Schwierigkeiten, da der Berg aus losem erdigen Gestein besteht und mehrere auf dem Hange gelegene Häuser zeigten in Folge dessen so bedenkliche Risse, daß dieselben abgetragen werden mußten. Zur Stützung des Erdreichs sind daher an der Mündung des Tunnels starke stufenförmige sich erhebende Bekleidungsmauern aufgeführt. Noch merkwürdiger sind die Verwandlungen, die mit dem Thalbett des Flon vorgenommen sind. Der Grad Pont, welcher die ganze Senkung durchsetzt, ist um die Höhe seiner unteren Bogenreihe vollständig eingeschüttet worden und dieses schöne Bauwerk, an dem Bädecker mit Recht die antike Großartigkeit der Verhältnisse rühmt, hat einen guten Theil seines Aussehens eingebüßt. Mit dem Stockwerk der Brücke sind natürlich auch die sämmtlichen im Grunde gelegenen Häuser verschwunden und auf dem so entstandenen Planum soll der Bahnhof des neuen Unternehmens errichtet werden. In denselben wird an dem nördlichen Thalrande entlang eine neue Bahn aus dem Hinterlande — von Echallens her — einmünden. Die Triebkraft für die Drahtseilstrecke nach Ouchy hinab soll die Wasserleitung bieten, welche von dem in der Nähe der Freiburger Eisenbahn liegenden Lac de Bré zur Stadt geführt ist und wegen deren Anlage gegenwärtig fast sämmtliche Straßen aufgewühlt werden. Um dem Becken des kleinen Sees eine genügende Wassermenge zu gewähren, hat man sogar ein nordwärts strömendes Flüßchen dem Rheingebiet, welchem es angehört, entwendet und dasselbe durch die welligen Höhen, die die Wasserscheide bilden, in den Bereich des Rhonegebiets geführt. Die ganze Anlage zeugt entschieden von dem Unternehmungsgeist und dem Geschick der Ingenieure, und es überrascht, daß die ganze Arbeit mit einem Kapital von nur fünf Millionen hergestellt werden soll. Noch mehr überrascht der Entschluß zur Durchführung der schwierigen Aufgabe, Angesichts der peinlichen Geldlage, in welche verschiedene Schweizer Institute und Bahnen sich durch zahlreiche neue Concurrenzbauten und sonstige Verhältnisse gesetzt sehen. So hat sich die Nord-Ost-Schweiz — die Gegend von Solothurn-Biel — mit einem vielleicht zu dichten Schienennetze bedeckt. Auch die Rhonethalbahn im Wallis gedeiht immer noch nicht besser und an die endliche Weiterführung derselben über Sitten hinaus, geschweige durch den Simplon, ist zunächst gar nicht zu denken.

Digitized by Google

Einen recht empfindlichen Gegensatz zu dem reichen Verkehrsleben am Nordufer des Genfer Sees bildet der Anblick des gegenüberliegenden savoyischen Ufers. In Bouveret endigt die Abzweigung der Rhonebahn. Von dort über Thonon nach Genf führt kaum eine Landstraße. Kaum, kann man mit Recht sagen, denn die stark betriebenen Steinbrüche von La Meillerie, dem bekannten Schauplatz der Katastrophe von Rousseaus Julie, sperren die Chaussee an mehreren Stellen. Bis in die Nacht hinein dröhnt der Krach der Sprengminen weit über den See hinüber und ganze Felswände, vorher von einem halbkreisförmig aus- und eingeführten Stollen durchstochen, stürzen mit Getöse an den See herab und bedecken die ganze Straße. Die einsame Postkutsche, die dann des Weges kommt, muß ruhig eine Fähre besteigen und jenseits der Trümmerstätte ihren Aufgang auf die Straße wieder suchen. Die schwarzen Kalksteine belasten dann die breiten flachen Kähne, welche mit ihren graziös geschnittenen lateinischen Segeln über den Wasserspiegel gleiten und drüben an dem reichen Gestade, das sich, jetzt beinah rings in seiner ganzen Ausdehnung bebaut, von Vevey bis Chillon erstreckt, neue Uferdämme in den See hinausschieben helfen. Dort wo jedes Fleckchen Land mit Gärten und üppigen Weinpflanzungen bedeckt ist, findet sich natürlich kein Platz für einen Steinbruch.

Trotz des viel geringeren Anbaues bietet die savoyische Küste ein äußerst anmuthiges Bild. Die hohen steilen Hänge, welche von dem Stock der Dent d'Oche zum See abfallen, sind mit dichtem hochstämmigen Laubwald bedeckt. Nur wenige schnell ansteigende Thäler führen auf die oberen Terrassen des Gebirges. Die Mehrzahl der Dörfer liegt hart am See und hat sich mühsam an die Bergwand gedrängt. Erst gegen Evian wird die Abdachung flacher und da mehren sich in reicher Folge die Ortschaften in Mitten einer strotzenden Vegetation, welche sie dem Auge fast entzieht. Hier, wie auch drüben bei Montreux erreichen die Nuß- und Kastanienbäume eine Höhe und Fülle, wie sie nicht einmal an den italienischen Seen uns begegnet. Die Weinreben sind nicht in den einförmigen Reihen an Stöcken gepflanzt, sondern sie ranken sich an den Aesten alter eingegrabener Baumstämme hoch hinauf, ein Bild herrlicher Fruchtbarkeit!

Evian ist ein kleines stilles Städtchen, im Sommer von einigen hundert Badegästen seiner unschuldigen Quelle, fast ausschließlich Franzosen, besucht, deren Hauptvergnügen hier wie auch anderswo, die Jagd auf allerhand Gethier, häufig oben an den Felsen auf Raubvögel, bildet.

Der Blick auf die Schweizer Küste gegen Norden hat begreiflicherweise nicht halb den Reiz, wie der umgekehrte. Das Hinterland ist wenig bewohnt und stellenweise etwas unwirthlich. Nur in dem Gebiet der bei Thonon mündenden Dranse liegt eine Anzahl Orte. Die landschaftlichen Reize dieses Gebirges

Digitized by Google

ſind mit Unrecht wenig geſchätzt. Zumal das Seitenthal, welches nach Notre Dame d'Abondance führt, bietet eigenthümliche Schönheiten. Eine ſeltene Fülle von Gewäſſern ſtrömt von allen Seiten der Tiefe zu. Weit lohnender noch iſt ein Marſch das Dranſethal ganz hinauf und über ziemlich ſchwierige Päſſe in der Richtung auf den Montblanc nach Samoëns und Sixt und dann hinab in das Arvethal nach Servoz oder Chamounix. Zumal Sixt iſt berühmt durch die Menge ſeiner Waſſerfälle, die in den Keſſel des Hochthales niederſtürzen. Ein nicht ungefährlicher Pfad führt auch von Sixt über den Col de Sogerou in ein Seitenthal der Rhone, welches gegenüber Bex mündet.

Das ganze Chablais iſt in Folge dieſer Verhältniſſe entſchieden nach Norden und auf die Schweiz hingewieſen und gehört durch ſeine Natur zu ihr. Wohl iſt es zu bedauern, daß Napoleon ſein Verſprechen, es an dieſe heraus zu geben, nicht zu halten wagte. Doch die Zierde aller débarcadères in Frankreich, der Gensd'armes mit dem gelbweißen Bandelier, den Treſſen-Epauletten und dem eckigen Hute ſteht nun einmal auch an der Landungsbrücke von Evian und wird wohl vorläufig dort bleiben. Im Volke hört man es häufig ausſprechen, wie die Leute mit Bedauern nach der Schweiz hinüberblicken, die ſo Manches und jedenfalls Eiſenbahn und Verkehr vor ihnen voraus hat. Was übrigens ein Merkmal der letzteren, den Hôtelbau, betrifft, ſo ſcheint dieſer in der Schweiz gegenwärtig einen Ruhepunkt erreicht zu haben, es mehren ſich nur noch die Wohnſtätten für bleibende Einwanderer. Die Gaſthofſpeculation ſcheint vielfach üble Erfahrungen zu machen, ſo mag die Regina Montium mit ihren Rieſenhôtels und der Rigizweigbahn, ebenſo wie die neu eröffnete Bahn vom Zuger See hinauf, nicht ſonderlich gedeihen. Auch manches bedauerliche Opfer erheiſchen die neuen Verhältniſſe. Selbſt im Bernſchen, wo die alten landſäſſigen Familien noch am meiſten in Kraft und Beſtehen ſind, ſtrauchelt dieſer und jener. So kam jüngſt das Schloß Spiez am Thuner See, altes Eigenthum der Erlachs, der Sieger von Laupen, unter den Hammer und dabei wurden werthvolle Alterthümer und Handſchriften — auch aus den Burgunderkriegen — in alle Winde verſchleudert. Der Beſitzer hatte nicht geruht, bis auch er ein großes Hôtel für viele Hunderttauſende errichtet. Es fiel und er mit ihm.

Aus Berlin. Thronrede. Reichstag. Strousberg. Theater. — Das Ereigniß der vergangenen Woche war die Thronrede zur Eröffnung des deutſchen Reichstages. Wohl ſelten iſt in friedlichen Zeiten ein ſolches Actenſtück Gegenſtand eines ſo eingehenden und ſorgfältig erwägenden Intereſſes geweſen. Zu Zeiten, wo die friedliche Entwickelung im Ganzen geſichert iſt, erwartet ſonſt Niemand durch ſolche Auslaſſungen von allerhöchſter

Digitized by Google

Stelle besondere Aufklärungen zu erhalten und Niemand bedarf auch ihrer. Und doch waren diesmal die Worte der Thronrede, welche der friedlichen Lage der Welt gedachten, von ganz besonderer Wirkung, denn sie zeugten von einer solchen Kraft und Gewalt der inneren Ueberzeugung, daß sie auch den zu überführen vermochten, der ihnen Unglauben entgegenzusetzen geneigt war und daß sie auch dem ein werthvolles Unterpfand wurden, der ohnehin desselben Glaubens lebte. Es will allerdings etwas bedeuten, wenn vom deutschen Throne herab das Wort sich vernehmen läßt, daß zur Zeit jede Veranlassung zu einer Störung des europäischen Friedens fehlt und daß seit zwanzig Jahren vor Entstehung des neuen deutschen Reiches nach menschlichem Ermessen der Frieden niemals so gesichert erschienen ist wie heute und seit einem Jahre. Und wenn dann weiter gesagt wird, daß die Gewähr dieses Friedens in dem festen Willen liegt, in dem der deutsche Kaiser sich geeint weiß mit den ihm befreundeten Monarchen und wenn ferner der auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Wünsche und Interessen der Völker Erwähnung gethan wird, so erkennt man, daß diese in der Thronrede ausgedrückte Ueberzeugung von der Dauerhaftigkeit des Friedens auf einer eben so breiten wie soliden Grundlage ruht. Es erscheint somit sehr begreiflich, daß diese Kundgebung der Thronrede im In- und Auslande die allerbedeutendste Erwägung gefunden und die größte Befriedigung erregt hat. Es waren aber nicht diese der auswärtigen Politik gewidmeten Worte allein, welche das allgemeine Interesse erregt haben. Besonders wir im Inlande erwarteten von der Thronrede einen Aufschluß über die Stellung der Regierung zu der Frage, die uns zu Hause augenblicklich am empfindlichsten berührt, zur wirthschaftlichen Frage. Die Regierung hat diesen Aufschluß gegeben und er hat befriedigt oder verstimmt, je nachdem die Stellung der Parteien in dieser Angelegenheit ist. Die Thronrede gedenkt einmal direct des herrschenden wirthschaftlichen Nothstandes, indem sie eine Stagnation in Handel und Gewerbe constatirt und indem sie hinzufügt, daß die Regierung außer Stande sei, diesem Uebel, das übrigens auch in andern Ländern herrsche, abzuhelfen. Die Thronrede berührt die wirthschaftliche Frage aber schon vorher in indirecter Weise, indem sie mit unverkennbarer Befriedigung des Standes der neuen Bank- und Münzgesetzgebung gedenkt, und somit nicht undeutlich die Meinung der Regierung über diese Acte der Gesetzgebung ausdrückt, welche so vielfach für die Ausbreitung und Vermehrung der herrschenden wirthschaftlichen Uebelstände verantwortlich gemacht worden sind. Aus dieser directen und indirecten Kundgebung über die finanzielle Lage des Landes kann man zunächst mit voller Sicherheit zweierlei entnehmen. Erstens daß die Regierung nicht daran denkt, die gegenwärtige Krise durch irgend welche Staatshilfe in Form von Schutzzöllen oder sonst irgendwie zu beschwören und zweitens, daß die Regierung

Digitized by Google

von der Heilsamkeit ihrer Bank- und Münzgesetzgebung überzeugt ist und keineswegs der Ansicht ist, daß durch dieselbe eine Verschärfung des wirthschaftlichen Nothstandes herbeigeführt worden ist, woraus mit Nothwendigkeit folgt, daß die Regierung auf dem betretenen Pfade fortzufahren gedenkt und daß sie sich in dem Verfolg ihrer Reform nicht durch Mißstände aufhalten lassen wird, welche sie, so schwer sie auch augenblicklich auf uns lasten mögen, doch ihrer ganzen Natur nach für lediglich vorübergehend hält. Diese Folgerungen darf man als sicher zu ziehende annehmen. Es ergiebt sich somit, daß alle Gerüchte über eine angebliche schutzzöllnerische Neigung des Reichskanzlers, über eine Differenz desselben mit dem Finanzminister, über eine Erschütterung der Position des letzteren und über eine bevorstehende Suspendirung der Bankgesetzgebung durch die Thatsachen auf das schärfste widerlegt worden sind, denn man wird doch wohl nicht annehmen wollen, daß der Reichskanzler sich im Gegensatz befinde zu den Anschauungen der Thronrede oder daß der Finanzminister sich nicht vor Beginn der Reichstagssession des Einverständnisses mit dem nach der Reichsverfassung allein verantwortlichen Reichskanzler versichert hätte. Jedenfalls hat diese Klarstellung der Anschauungen der Regierung, man mag sonst über dieselben denken wie man will, außerordentlich segensreich gewirkt. Die Nebel sind gewichen und das Schlachtfeld liegt frei da. Die schutzzöllnerische Opposition des Reichstages wird nicht säumen, es zu betreten. Der Muth der Eisen- und Stahlindustriellen ist noch keineswegs gebrochen. Noch in diesen Tagen berühmten sie sich, daß ihre Agitation für Verlängerung der Eisenzölle durchaus nicht vergeblich gewesen sei. Ich habe aber nicht in Erfahrung bringen können, wo die Erfolge dieser Agitation zu suchen seien. Warten wir also ab.

Der Reichstag hat bis jetzt sich fast nur mit der Erledigung von Formalien beschäftigt. Die Wahl der Präsidenten, der Schriftführer war sein Hauptgeschäft. Leider wurde diese seine erste Amtshandlung durch die Säumigkeit seiner Mitglieder verzögert. Der Reichstag war in seiner ersten Sitzung wieder einmal beschlußunfähig. Dieses Verhalten der Abgeordneten hat in der Presse bereits die schärfste Verurtheilung erfahren und es erscheint um so beklagenswerther, wenn man bedenkt, daß die zur Beschlußfähigkeit erforderliche Anzahl von Abgeordneten in Berlin versammelt war, daß einige Abgeordnete es nur nicht für angezeigt gehalten hatten, in der Sitzung zu erscheinen, respective in ihr bis zum Schlusse auszuharren. Derartige Vorkommnisse müssen allerdings das Ansehen der Reichsvertretung empfindlich schädigen. Als der Reichstag in den nächsten Sitzungen seine Beschlußfähigkeit erlangt hatte, erledigte er in Kürze eine wichtige Angelegenheit. Er verlängerte das Mandat der Mitglieder der Reichsjustizcommission für die Dauer dieser Session und schuf somit die Vorbedingung für die möglichst beschleunigte Her-

Digitized by Google

ſtellung der großen, lang erwarteten, organiſchen Juſtizgeſetze. Die nächſte Woche wird den Reichstag dann in die Berathung mehrerer der ihm vorgelegten Geſetzentwürfe hineinführen. Die einzelnen Tagesordnungen ſtehen noch nicht feſt. Sie ſehen, daß der Reichstag bisher noch nicht allzuſehr unſer Intereſſe in Anſpruch genommen hat.

Deſto mehr haben die Vorgänge auf dem Geldmarkte uns erregt. Dieſe Woche brachte uns ein Ereigniß, das ich Ihnen ſchon mehrfach andeutete, das ſchon ſeit zwei Jahrzehnten zu unzähligen Malen als unvermeidlich verkündet wurde und das doch bisher ſtets den Eintritt in die Wirklichkeit zu vermeiden wußte, den Concurs über das Vermögen des großen Unternehmers Dr. Strousberg. Geſtatten Sie, daß ich hier in wenigen Worten dieſes immerhin ſehr merkwürdigen Mannes gedenke, deſſen raſtloſes Wirken jetzt vorerſt zum Stillſtand verurtheilt iſt. Der Name Strousberg iſt faſt zur Mythe geworden und das zu verſchiedenen Zeiten in verſchiedenem Sinne. Ausgangs der ſechziger Jahre, als er im Zenith ſeiner Erfolge ſtand, galt er für den Typus der alles bezwingenden induſtriellen Kraft. Nichts ſchien ſo wunderbar und abenteuerlich, als daß man es ihm nicht zugetraut hätte. In ſeiner Hand ſchienen die unglaublichſten Projecte greifbare und durchführbare Geſtalt anzunehmen. Als dann aber das Scheitern der rumäniſchen Eiſenbahnunternehmungen ſeinen erſten Sturz herbeiführte, als er nach einer Zeit kurzer Raſt abermals eine Reihe der großartigſten und verwickeltſten Projecte heraufführte, da war der Glaube an ſeine magiſche Geſtaltungskraft trotz ſeiner augenſcheinlichen Leiſtungen dahin, Mißtrauen trat ihm allerorten entgegen, er mochte beginnen was er wollte, er war und blieb den Leuten der Typus der irrlichternden Speculationsſucht. Beide Anſchauungen ſind in dieſer Ausſchließlichkeit falſch. Beide ſind ſie richtig, wenn man ſie combinirt. Zu allen Zeiten war in Strousberg das ſchaffende wie das zerſtörende Element thätig, niemals das eine ohne das andere. Heute, nach ſeinem zweiten Sturze, laſtet natürlich die Ungunſt der öffentlichen Meinung auf ihm in verſtärktem Maße und ſicherlich wird auch der Verlauf des Concurſes Vieles zu Tage fördern, was dieſe ungünſtige Anſchauung ſtützt. Und doch, da ich heute über ihn ſchreibe, fühle ich mich gedrungen, dieſer allgemeinen Meinung entgegen, Einiges für ihn zu ſagen, und dies um ſo mehr, als dieſes für ihn zu Sagende mir zugleich als dasjenige erſcheint, was dieſen Mann aus dem Reiche der gewöhnlichen Finanzcapacitäten heraushebt und ihm ein höheres Intereſſe ſichert, gleichviel was ſein Handeln im Einzelnen geweſen ſein mag. Anzuerkennen iſt nämlich doch jedenfalls der raſtloſe Schaffenstrieb dieſes Mannes. Und dieſer Drang zur Thätigkeit an ſich, dieſes Streben etwas zu leiſten und zu arbeiten war allerdings wohl das Hauptmotiv ſeines ganzen Handelns. Er arbeitete, weil er nicht anders konnte, wie die Ameiſe

und die Biene aus einem inneren Trieb heraus, und so paradox es demjenigen erscheinen mag, der die einschlägigen Verhältnisse nie gekannt hat, es bleibt doch wahr, Geldgier, Sucht nach Reichthum, ja selbst der nothwendige Erwerbssinn waren diesem Manne fremd. Er hatte auch absolut keine sogenannten Passionen, die ihm das Sammeln großer Reichthümer nothwendig gemacht hätten.

Er lebte eigentlich auch nur für seine Familie. Und wenn er so gewaltig und zuweilen so wüst hineingriff in das Getriebe der wirthschaftlichen Unternehmungen, so war es eben nur der rastlose Thätigkeitstrieb, der ihn nicht ruhen ließ. Ich bemerke übrigens, daß ich ihn nicht gekannt habe, und daß Alles, was ich über ihn weiß, aus den Kreisen seiner geborenen und gewordenen Gegner stammt. Das Vorstehende wie das Folgende ist also das Urtheil dieser seiner Gegner, welche zur Schönfärberei gewiß keine Veranlassung haben, die aber die eigentliche Bedeutung und das eigentliche Wesen ihres Feindes in vieljährigem Kampfe deutlich erkannt haben und keineswegs in den Ton einzustimmen gesonnen sind, der jetzt im allgemeinen über den Gefallenen laut wird. Ich muß dem entsprechend noch ein weiteres anscheinendes Paradoxon über Strousberg aussprechen. Er, der große Geldmann, war ein ungeschickter und im Grunde vielleicht gar kein Financier. Er war ein großer Unternehmer, er erkannte mit wunderbarer Genialität das Terrain, auf dem sich ein Unternehmen in das Werk setzen ließ, er berechnete mit außerordentlicher Sicherheit die Prosperität der Anlage, er täuschte sich auch selten in den Kosten der Durchführung, aber er täuschte sich fast jedesmal in der Berechnung der Kosten, welche ihm die Beschaffung der hierzu nothwendigen Geldmittel verursachte. Dazu kam ein zweiter sehr verhängnißvoller Fehler. Er unternahm zu Vieles zu gleicher Zeit. Fast alle seine Unternehmungen waren von Hause aus gesund und auf richtigen Voraussetzungen basirt, sie wurden aber schlecht, weil, wie bemerkt, das zu ihrer Durchführung nothwendige Geld von vorn herein fehlte, und weil durch die fast wahnwitzige Complicirung der Anlagen und Vermehrung der Engagements der Geldmangel immer drückender und die Uebersicht und die Berechnung des Ganzen immer schwieriger und schließlich unmöglich wurde. Wenn man andererseits die unglaublich platten und plumpen Projecte der eigentlichen Gründungszeit mit den Unternehmungen Strousbergs vergleicht, so sieht man sofort, daß hier ein Vergleich eigentlich gar nicht statthaft ist. Dort waren Männer, die lediglich auf übermäßigen Gewinn, ohne irgend welche Berücksichtigung des Unternehmens selbst abzielten, hier sind Anlagen, denen großartige Gedanken zu Grunde lagen und die wirkliches Gedeihen ergeben hätten, wenn sie nicht durch die eben erwähnten Fehler in der Durchführung aufgehalten worden wären. Aus diesen Hauptfehlern ergeben sich auch ohne

Google

weiteres alle die übrigen zahlreichen Gebrechen der Strousbergschen Unternehmungen und alle die berechtigten Vorwürfe, die man gegen den Mann erhebt. Es war eine fast tragische Nothwendigkeit, daß dieser Mann durch die Ueberstürzung und wahnsinnige Hast seines Handelns sein Werk verdarb und daß die sich häufenden Verlegenheiten ihn tiefer und tiefer hineinzogen in das Verhängniß. Mögen die Dinge, die die gerichtliche Verhandlung zu Tage fördern wird, beschaffen sein, wie sie wollen, sie werden wohl den Beweis eines fürchterlichen Sturzes erbringen können, aber sie werden die Thatsache nicht berühren können, daß die Thätigkeit dieses Mannes ursprünglich ihrer ganzen Natur nach auf das Tüchtige und auf die Arbeit selbst gerichtet war. Berlin selbst ist verhältnißmäßig bei den Verlusten nur gering betheiligt und das einzige härter betroffene Bankhaus eröffnet ganz ruhig seine Liquidation ohne andere Häuser in Mitleidenschaft zu ziehen.

Sie sehen, allzu heiter sieht es in Berlin zur Zeit nicht aus. Das dachte ich am letzten Sonntagabend auch und beschloß, mich durch die Muse des königlichen Schauspielhauses, wenn nicht erheitern, so doch erheben und erbauen zu lassen und wandelte in den Faust. Das war aber durchaus kein glücklicher Gedanke. Ueber die Schauspieler will ich nichts sagen. Die thaten ihr Bestes. Döring gab trotz seiner vorgerückten Jahre den Mephistopheles ganz vortrefflich, Berndal gelang der Faust ganz gut und Fräulein Meyer war nicht nur ein liebliches Gretchen, sondern auch eine gute tragische Schauspielerin, der besonders die herzerschütternden Klagen vor der mater dolorosa und in der Nacht des Kerkers vortrefflich gelangen. Aber die Ausstattung und Inscenirung des Stückes! Es war, als ob man den Zweck verfolgte, durch die absolute Negation jeder scenischen Illusion die bekannten Leistungen unserer ehemaligen Meininger Gäste auf diesem Gebiete in das hellste Licht zu setzen. Ich wenigstens habe an jenem Abende eine wahrhafte Sehnsucht nach jener kleinen kunstverständigen Bühne empfunden. Was hätten die Meininger in dieser Hinsicht aus dem Faust gemacht! Und hier? Fausts Arbeitszimmer war eines der wüstesten Gemächer, die sich erdenken lassen. Zwei große Flaschen, von der Form der Petroleumsbehälter verzierten seinen Arbeitstisch. Eine gräßliche Küchenlampe flackerte darauf hin und her in schrecklichem Gegensatze zu den Worten Fausts, der aus dem freundlichen Schein der Lampe eine Beruhigung des Gemüthes gewinnt. Der Arbeitsstuhl Fausts bleibt besser unbeschrieben. Die Scene zwischen Faust und Mephistopheles war wegen Lärmes hinter der Bühne sehr schwer verständlich.

Man hatte hinter der Bühne das Zaubergemälde etablirt, dessen Anschauen Faust der Sinnenwelt entrücken soll. Ich finde es allerdings sehr begreiflich, daß Faust bei diesem Anblick die Augen sofort schloß. In der Wand öffnete sich nämlich ein unregelmäßiges Viereck, vor dessen hell-

erleuchtetem Hintergrunde ein total ſchmutziger Gazevorhang ſichtbar wurde, und unter dieſer reizenden Verhüllung wurde nun ein halb oder ganz vergilbtes Leinewandgemälde vorbeigezogen, auf dem die Umriſſe einiger verblichener und verzeichneter weiblicher Geſtalten dem entſetzten Auge preisgegeben wurden. Mehr will ich nicht erwähnen. Ich könnte noch mancherlei anführen. Aber ich glaube dies genügt, um die Art zu charakteriſiren, in der hier unſer erſtes deutſches Dichterwerk behandelt wird, während Gounods Fauſt und ſonſtige moderne Schöpfungen ſich der ſchönſten Ausſtattung zu erfreuen haben. Ganz in der Ordnung ſcheint mir das doch wohl nicht zu ſein. J.

Literatur.

Erinnerungen und Leben der Malerin Louiſe Seidler. Aus handſchriftlichem Nachlaß zuſammengeſtellt und bearbeitet von H. Uhde. Zweite Auflage. W. Hertz. Berlin 1875. — Daß die höchſt anmuthige Selbſtbiographie der im Jahre 1786 zu Jena geborenen und 1866 zu Weimar verſtorbenen Malerin Louiſe Seidler, welche H. Uhde zu Anfang des vorigen Jahres herausgegeben hatte, den Beifall des Publicums finden werde, den ſie in der That gefunden hat, wurde ſchon beim erſten Erſcheinen des Buches ausgeſprochen. Wenn wir hier der neuen Auflage deſſelben mit einigen Worten Erwähnung thun, ſo geſchieht es aus dem Grunde, weil das Buch in dieſen Blättern früher noch keine Beſprechung gefunden hat und weil der Herausgeber das Material für die zweite Auflage beſonders auch durch die Benutzung der Tagebücher des Malers J. C. Schinz, des treuen Freundes der Seidler, weſentlich vermehren konnte. Louiſe Seidler war keine beſonders hervorragende Künſtlernatur. An ſchöpferiſchem Talent wie an techniſcher Fertigkeit ſtand ſie hinter vielen zurück, die zu ihrer Zeit nach demſelben Ziele ſtrebten wie ſie und ſogar noch weniger von äußeren Umſtänden begünſtigt waren, als ſie. Aber wenn es wahr iſt, daß nicht allein die glänzende Leiſtung, ſondern ebenſowohl das Bewußtſein unabläſſigen Strebens und die ſelbſtloſe reine Begeiſterung das wahre Glück des Künſtlers ausmachen, ſo hat Louiſe Seidler dieſes Glück wie wenig Andere genießen dürfen: bis in das hohe Alter erfüllte die liebenswürdige, innige, hingebende und aufopferungsvolle Künſtlerin die weihevollſte Begeiſterung für ihren Beruf. Im alten idylliſchen Jena und in Gotha verbrachte Louiſe Seidler ihre Jugend. Die Zeit der Schlacht bei Jena und die nächſten Jahre brachten ihrem Herzen das erſte hohe Glück und das erſte große Leid: Liebe und Tod des Geliebten. In Folge davon ſchien das Leben des Lebens für ſie abgeſchloſſen; da kam ſie nach Dresden, ſah die

Digitized by Google

Gemäldegallerie, eine neue Welt ging ihr auf und die Kunst legte sich erbarmend an ihr Herz. Fortan war Louise Seidlers ganzes Leben der Malerei gewidmet. Schon in Dresden erfreute sie sich der fördernden Theilnahme Goethes, die ihr erhalten blieb, als sie später in München und seit 1818 ihre weitere Ausbildung in Italien suchte. Für Goethes liebevolle Theilnahme an jedem aufrichtigen Streben und seine Bereitwilligkeit, jede Tüchtigkeit anzuerkennen und zu heben, sind Louise Seidlers Erzählungen und die mitgetheilten Briefe Goethes (in der zweiten Auflage vier neue) schöne Documente. Sehr anmuthig erzählt die Künstlerin den Verkehr mit Freunden, Lehrern, Mitstrebenden, auch ihre Schilderungen des Lebens in Rom und Italien überhaupt sind durchaus ansprechend und immer sagt sich der Leser dabei: viele haben mehr erlebt und gesehen, auch tiefer geblickt, aber gewiß haben nur wenige so innig empfunden und so glücklich genossen. Als Louise Seidler 1823 nach Deutschland zurückkehren mußte, nahm sie ihren Aufenthalt in Weimar und blieb auch dort noch in den freundschaftlichen Beziehungen zu den alten Freunden, unter denen sich die bedeutendsten Persönlichkeiten der Kunstwelt und der Literatur befanden und sie fand daselbst eine wenn auch bescheidene doch schöne und befriedigende künstlerische Wirksamkeit. Gegen das Ende ihres Lebens erblindete die treffliche Künstlerin; in ihrem eigentlichen Berufe gehemmt, ward sie zur Schriftstellerin und lebte nun ganz der Erinnerung, „dem einzigen Paradiese, aus welchem wir nicht vertrieben werden können". Die Frucht dieses letzten Theiles ihres Lebens ist das vorliegende hübsche Buch, welches hiermit den Lesern bestens empfohlen sei, ein schönes Künstlerlebensbild und eine liebliche Erinnerung an die alten Zeiten von Jena und Weimar.

— i —

Notizen. Die Geschichten des Herodot. Deutsch von Dr. Heinrich Stein. 2 Bde. Oldenburg, F. Schmidt. Der kundige Herausgeber Herodots hat es unternommen, seinen Autor einem Leserkreise vorzuführen, dem der griechische Text unzugänglich oder doch nicht mehr so geläufig ist, daß der Genuß die Mühe überwiegt. Es war nicht die Absicht des Uebersetzers strebsamen Secundanern ein Aequivalent für die bei weitem handlicheren Unterstützungen „Tafel, Osiander und Schwabs" zu bieten, sein Streben ging danach, auch den Eindruck der herodoteischen Form wirksam zu machen. Und man darf sagen, daß ihm dies, indem er zu den archaistischen Wendungen der alten Chronisten griff, vor allem auch, soweit thunlich, zur Sprache Luthers, recht wohl gelungen ist, wenn man auch hie und da weniges anders wünscht. So übersetzt Stein in dem berühmten Gespräche zwischen Krösos und Solon: „ich weiß, daß alles Göttliche erfüllt ist von Eifersucht". Dieses „alles Göttliche" giebt keine klare Anschauung im Deutschen. Wir

Digitized by Google

haben für dies το θεῖον πᾶν einen Ausdruck, der die neutrale Unbestimmtheit des griechischen Wortes vollkommen wiedergiebt: die Gottheit. In dem Briefe des Amasis an Polykrates ist dann auch dieses Wort gebraucht, welches das πᾶν, das in der zweiten Stelle des griechischen Textes allerdings fehlt, auch mit in sich schließt. Wenn auch die Arbeit für sich selbst spricht, so wäre dem Publicum, für welches das Buch berechnet ist, eine kurze literarhistorische Einleitung gewiß willkommen gewesen. — Die deutschen Mundarten im Liede. Leipzig, Brockhaus. Es war eine hübsche Idee des ungenannten Sammlers die Dialecte des neugeeinigten Reichs und was mit ihnen zusammenhängt, räumlich oder zeitlich Geschiedenes, wie es sich in gebundener Form offenbart hat, in geschmackvoller Zusammenstellung dem Publicum, dem Firmenichs Buch zu umfangreich und gründlich ist, darzubieten. Nur ist zu beklagen, daß die Mundart Berlins und die sämmtlichen Dialecte des Königreichs Sachsen, die doch eigenthümlich genug sind, keinen Platz gefunden haben, umsomehr als es sich laut der Vorrede um die Zusammenstellung der Dialecte vor allem handelte. Es ist dies ein nicht recht erklärlicher Mangel, dem eine zweite Auflage, wie sie vorauszusehen ist, wohl abhelfen wird. — Oberitalien. Rom und Mittelitalien. Von Gsell Fels. Leipzig, Bibliographisches Institut. In zweiter Auflage liegen die bekannten Reisebücher uns vor. Das Publicum wird es willkommen heißen, daß der starke, früher in keiner modernen Tasche unterzubringende, Band über Oberitalien in zwei leichter zu handhabende Abtheilungen gespalten worden ist. Die Bände, welche Rom und Mittelitalien begreifen, haben vielfache Verbesserungen erfahren; vor allem durch eine größere Fülle von brauchbaren Stadtplänen, sowie auch durch ein vollständiges Straßenregister von Rom. Leider ist der Kartendruck nicht immer ganz scharf und bestimmt. Die in demselben Verlage erscheinende dritte Auflage von Meyers Conversationslexicon ist bis zum Artikel „Eleganz" weitergediehen. Das ausgezeichnete Werk bedarf nicht erst unserer Empfehlung.

Berichtigung.

Die „Nord. Allg. Zeitung" ersucht uns die in voriger Nummer S. 706 aufgestellte, sie betreffende Behauptung wegen der Wahl Mailands als Ort der Monarchenzusammenkunft als unrichtig zu bezeichnen. D. R.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 5. November 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Ein mecklenburgischer Landesvater.

Von Julius Wiggers.

III.

Bemerkenswerth ist, daß Karl Leopold doch noch immer in der Bevölkerung eine große Partei für sich hatte. Auf seiner Seite stand der größte Theil der Geistlichen. Diese verehrten in ihm den Hort des rechtgläubigen Lutherthums, der unter der Einwirkung jesuitischer Umtriebe leide. Von seinen Verhandlungen mit den Jesuiten und andererseits mit den Pietisten wußten sie ja nichts. Sie kannten ihn nur als einen Fürsten, der seiner Kirchengemeinschaft treu ergeben sei und dies unter Anderem durch die Einführung der auf seinen Befehl, in Anlaß des Reformationsfestes von 1717, von den Superintendenten ausgearbeiteten Erklärung des lutherischen Katechismus bewiesen habe. Daß die Bauern für den Herzog sich bewaffneten, erklärt sich wohl mehr aus ihrer Abhängigkeit von den Beamten als aus besonderer Hingebung an die Person Karl Leopolds. Sie thaten was ihnen von ihren Vorgesetzten befohlen wurde. Großen Anhang hatte Karl Leopold in den Städten. Das Corps der Landschaft (der Städte) bot ihm bei seiner Rückkehr ein freiwilliges Geschenk von 25,000 Thalern an. In Bützow unterschrieben die Bürger mit dem Rath an der Spitze; im Ganzen 105 Personen, eine Erklärung, daß sie allezeit auf Befehl des Herzogs Karl Leopold sich mit Ober- und Untergewehr stellen würden. Diese Ergebenheit wurzelt in der uralten Rivalität der Ritterschaft und der Städte. Die letzteren, als die weniger steuerkräftigen, fanden in den nie ruhenden Streitigkeiten wegen des Steuerquantums und des Steuermodus bei den Herzögen Schutz gegen die Ritterschaft. Dazu kam, daß durch die starke Militärmacht Karl Leopolds die Städte im Allgemeinen wenig litten, der Druck vielmehr fast ausschließlich die Ritterschaft traf, während die Verpflegung der Executionstruppen vorzugsweise den Städten zur Last fiel. Die Städte begrüßten daher in Karl Leopold den Befreier von dieser Last und machten sich durch den Eifer, mit

Digitized by Google

welchem sie für diesen Partei ergriffen, bei der Gegenpartei sehr mißliebig. In Rostock befanden sich deswegen gleichzeitig, außer dem Bürgermeister Suckow von Crivitz, die Bürgermeister Gerber von Bützow, Rossow von Gadebusch, Mester von Sternberg und Acidalius von Grabow nebst den Sternberger Stadtsprechern in Untersuchungshaft.

Am 28. October 1732 übertrug der Kaiser dem Herzog Christian Ludwig die Regierung des Landes als seinem Commissarius. Damit wurde der bisherigen Commission ein Ende gemacht und dem Herzog Christian Ludwig eine weniger anfechtbare Stellung gegeben, womit auch die vom Reichstag erhobenen staatsrechtlichen Bedenken sich erledigten. Die Kosten der Commission wurden zu 789,856 Thlr. für Hannover und 268,755 Thlr. für Braunschweig bestimmt. Nach Befriedigung dieser Forderung sollten die Commissionstruppen Mecklenburg verlassen und von Christian Ludwig zum Schutze seiner Regierung Truppen von bisher nicht betheiligten Regierungen in Sold genommen werden.

In Karl Leopold loderte durch diese Wendung neue Erbitterung auf und er lehnte sich nochmals mit aller Kraft gegen seine Verdrängung von der Regierung auf. Er befahl (29. April 1733) den Magistraten von Parchim und acht anderen Städten, den Bürgern unter Androhung schärfster Ahndung die Befolgung seiner Verordnungen zur Pflicht zu machen. In einem Erlaß vom 13. Mai 1733 erklärte er seinen Bruder für eine „schändliche Mißgeburt" des uralten Fürstenhauses, der sich vor allen Reichsfürsten zum Greuel und Spectakel und gegen seinen regierenden Bruder und Landesherrn zum Verräther und Rebellen gemacht habe. An die Stadt Güstrow schrieb er, daß Niemand Gott und Belial zugleich dienen könne, und daß sein Bruder Christian Ludwig nicht mehr Recht habe, den dortigen Rath als „liebe Getreue" anzureden, als wenn der Satan selbst sich anmaßen wollte, aufrichtigen Gotteskindern ein solches Prädicat zu geben.

Die Prediger standen zum großen Theil auch jetzt noch auf Karl Leopolds Seite, weigerten sich, die von Christian Ludwig ihnen zugehenden Schreiben anzunehmen und zu erbrechen und verlasen dagegen willig die Verordnungen Karl Leopolds von den Kanzeln, obwohl ein kaiserlicher Befehl vom 28. April 1733 ihnen dies untersagte. Auch die am 11. August verfügte Beschlagnahme ihrer Besoldungen änderte hieran nichts, da sie meinten, der Kaiser habe den protestantischen Geistlichen nichts zu sagen. Die Superintendenten Engelke zu Parchim und Schaper zu Güstrow und der Präpositus des Stiftes Bützow, Zernotitzky zu Neuenkirchen, wurden wegen Ungehorsams gegen die kaiserlichen Befehle mit einer Execution von je einem Corporal und acht Mann belegt. Dem Corporal mußten täglich 1 Thlr., jedem Gemeinen 16 Gr. Gebühren gezahlt werden. Man mußte endlich

Digitized by Google

einen Compromiß machen und sich an dem Versprechen der Superintendenten genügen lassen, daß die Verordnungen keines der beiden streitenden Theile von der Kanzel verlesen werden sollten.

Da es sich mit dem Abmarsch der Lüneburger noch etwas verzögerte, so beschloß Karl Leopold jetzt einen großen Schlag auszuführen. Er erließ (7. September 1733) ein allgemeines Aufgebot. Alle männlichen Einwohner des Landes von achtzehn bis sechzig Jahren sollten sich „mit bestens aufzubringender Armatur" ohne Säumen nach den von den herzoglichen Befehlshabern ihnen anzuweisenden Plätzen begeben und dort deren Befehle ausrichten. Am nächsten Sonntage (13. September) wurde von den Kanzeln in Schwerin ein von Karl Leopold verfaßtes Kriegsgebet verlesen. „Du wolleſt unsere Feinde in die Hände deines Volkes Israel geben, daß sie mit ihrer Macht und Reisigen zu Schanden werden. Gieb ihnen ein erschrocken und verzagtes Herz, schlage sie nieder mit dem Schwerte derer, die dich lieben." Es sammelten sich in Schwerin vierhundert bewaffte Bürger, zu ihnen stießen vierhundert Bauern, mit aufgerichteten geschärften Sensen und langen Heugabeln, unter ihren Schreibern, Vögten und Schulzen. Auch aus vielen andern Städten marschirten die Bürger nach Schwerin. In Dömitz setzten sich einige Compagnien Militär, mit ihnen etwa fünfhundert Bauern, gleichfalls nach Schwerin in Marsch. In Neustadt stießen sie auf den Major von Sommerlat, der ihnen den Durchzug verweigerte. Es kam am 17. September zu einem hitzigen Gefecht mit grobem und kleinem Geschütz. Die Kugeln pfiffen durch das Schloß, in welchem die Gemahlin und die Kinder Christian Ludwigs wohnten. Die Truppen Karl Leopolds wurden endlich zurückgetrieben und zersprengt. Sie verloren in diesem Gefecht an Todten fünfzig Bauern und fünf Soldaten, an Verwundeten zwei Officiere, dreizehn Gemeine, zwei Jäger und vierzehn Bauern; zwanzig Bauern wurden gefangen.

Am 19. September sandte Karl Leopold den General von Tilly mit einigen Schwadronen Cavallerie, einem Bataillon Infanterie und zweitausend Bürgern und Bauern gegen Neustadt. Auf dem Marsche stießen noch weitere achthundert Freischärler dazu. Im östlichen Theile des Landes sammelte Keding, einer von Karl Leopolds Befehlshabern, ein Landsturmcorps von viertausend Mann, mit welchen er Güstrow von drei Seiten angriff und mit Sturm nahm. Die Lüneburgische Besatzung zog sich, dreihundert Mann stark, in das Schloß zurück, wo sie den Angriff, an welchem auch die Güstrower Bürger sich betheiligten, bis zur Ankunft neuer Truppen aus Hannover aushielt. Mit diesen vereinigt zersprengte sie dann das Kedingsche Corps gänzlich und stellte in diesem Theile des Landes die Autorität des Kaisers wieder her. In der Stadt Neubuckow wurde von den Lüneburgern der Pastor

Digitized by Google

Lüders aufgegriffen, welcher den Bürgern und Bauern als Anführer mit Säbel und Pistolen vorangeritten war. Er wurde nach Rostock gebracht und in die Wache geworfen, wo ihn die Soldaten so jämmerlich zerschlugen, daß er starb. General von Tilly vermochte gleichfalls nichts auszurichten und mußte auf dem Rückzuge nach Schwerin in der Lewitz mit dem größten Theil seines Corps sich gefangen geben. Er wurde mit seinem Adjutanten Reusner und anderen Officieren nach Ratzeburg in Haft gebracht. Bei den hier angestellten Verhören glaubte man Beweise zu finden, daß Karl Leopold in einem geheimen Bündniß mit Frankreich stehe, und hielt sich dadurch für berechtigt, die Officiere nicht als Kriegsgefangene zu behandeln, sondern ihnen wegen Landesverraths den Proceß zu machen. Nach mehrjähriger Untersuchung wurde von Tilly zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt (6. März 1736), aber vom Kaiser zu zweijähriger Haft begnadigt, deren Ablauf er jedoch nicht erlebte. Auch die übrigen Officiere erlitten Freiheitsstrafen von verschiedener Dauer. Für die nicht als Officiere oder Rädelsführer an der Rebellion Betheiligten hatte Christian Ludwig von Barth in Pommern aus, wohin er sich geflüchtet hatte, am 26. September 1733 eine Amnestie erlassen. Am 23. October hielt er mit einer Escorte von funfzig Dragonern unter Kanonendonner einen feierlichen Siegeseinzug in Rostock.

Kurz vorher (17. October) waren auch preußische Truppen unter dem Befehl des General von Schwerin in das Land eingerückt, um den preußischen Einfluß bei der Ordnung der mecklenburgischen Angelegenheiten zur Geltung zu bringen. Es waren zwei Regimenter Cavallerie (das Regiment Prinz von Preußen unter Oberst von Wrech und das Regiment Leibcarabiniers unter Generalmajor Graf Truchseß-Waldburg) und das Infanterieregiment von Kröcher. Sie besetzten Parchim und Güstrow. Dies bewirkte, daß endlich die hannoverschen und braunschweigischen Truppen, unter Zurücklassung kleiner Besatzungen zur Sicherung des Abtrages der aus der Execution erwachsenen Schuld, aus dem Lande abzogen, worauf auch die Preußen Mecklenburg wieder verließen. Unterdessen hatte Christian Ludwig mit dem Herzog von Holstein-Gottorp und dem Fürsten von Schwarzburg Verträge abgeschlossen, nach welchen ein holsteinisches Infanterieregiment von achthundert Mann und zwölfhundert Schwarzburger, Infanterie und Artillerie, zu seiner Verfügung gestellt wurden. Am 29. Januar 1735 rückten die Schwarzburger unter Oberst von Diepenbrock und an demselben Tage auch die Holsteiner unter General von Platen, der den Oberbefehl über das Ganze führte, in die Gegend von Schwerin, und schlugen ihr Hauptquartier in Wittenförden auf. Karl Leopold hielt neue Schriftstücke zum Empfang dieser Truppen bereit. Ein Erlaß, welcher den Predigern zwecks Verlesung von den Kanzeln zugefertigt wurde, begann mit den Worten: „Unser zu allen

vermaledeieten empöreriſchen Widerſetzlichkeiten und Vorgreifungen verhalsſtarrigte apanagirte Bruder hat von Neuem ſich erfrechet" ꝛc.

Die Truppen hatten den Befehl, Stadt und Schloß Schwerin dem Herzog Karl Leopold abzunehmen. Man verſuchte es zuerſt in Güte. Am 3. Februar wurde ein holſteiniſcher Sergeant und ein Regimentstambour mit einem Notar abgeſchickt, um dem Commandanten von Stadt und Schloß den kaiſerlichen Befehl zur Uebergabe zu überbringen. Karl Leopold ließ ſie aber nicht ein, ſondern ſtellte ihnen durch zwei Notare, die Senatoren Oelkers und Stemwede, eine Proteſtſchrift zu, mit dem an den General gerichteten Erſuchen, deswegen an den Kaiſer ſchreiben zu wollen. Das Schreiben des Generals brachte der Sergeant unerbrochen zurück. Am 4. Februar wurde der Schwarzburgiſche Hauptmann von Münchhauſen, wiederum mit einem Regimentstambour und einem Notar, abgeſchickt, um vom Commandanten die Uebergabe zu fordern. Karl Leopold ließ den Hauptmann durch einen Adjutanten abholen und in einem ſorgſam verſchloſſenen Wagen auf das Schloß führen, wo er ſich ſelbſt ihm als den Commandanten vorſtellte. Der Hauptmann richtete daher an ihn die Aufforderung, die Thore zu öffnen, wofern nicht der Commandant und alle Uebrigen, welche Gegenwehr leiſten würden, ſich alles Widrige und die in dem kaiſerlichen Patent verhängten Strafen zuziehen wollten. Karl Leopold antwortete: ein ſolches Verfahren ſei gegen alle Reichsgrundgeſetze. Die Annahme des kaiſerlichen Mandats verweigerte er.

Die Truppen ſchritten nun zum Angriff. Man fuhr eine Batterie auf. Noch ehe dieſelbe gefeuert hatte, wurde ſie mit Kanonenſchüſſen aus der Stadt begrüßt. Man kanonirte nun von beiden Seiten zwei Tage lang. Am 7. Februar Morgens 9 Uhr erſchien ein Trompeter vom Schloſſe mit einem Schreiben der Regierung, in welchem dieſe um Sendung eines Officiers bat. Der General erklärte, daß er mit einer Regierungsbehörde in Schwerin nichts zu thun habe, aber auf perſönliches Begehren des Herzogs den Officier ſchicken würde. Auch wurde dem zurückkehrenden Trompeter der Auftrag gegeben, die Einſtellung des Schießens aus der Domkirche zu fordern, da ſonſt der General ſeine Geſchütze auf die Kirche richten müſſe. Der Trompeter brachte darauf ein Schreiben Karl Leopolds mit der Aufforderung zur Sendung eines Officiers. Jetzt wurde der Schwarzburgiſche Major von Uhden nach Schwerin geſchickt und in gleicher Weiſe wie ſein Vorgänger nach dem Schloſſe gebracht, wo ihn der Major von Bülow beim Herzog einführte. Zwiſchen beiden entſpann ſich nun folgendes Geſpräch:

Karl Leopold: Wer hat Ihren Truppen den Befehl ertheilt, Schwerin zu beſchießen?

Major von Uhden: Se. Majeſtät der Kaiſer.

Digitized by Google

Karl Leopold: Das darf der Kaiser nicht thun, es läuft gegen alle Reichsgesetze. (Er zeigte hierauf dem Major den Ryswickschen Frieden.)

Major: Das geht mich nichts an.

Karl Leopold: Was wollen Sie denn haben?

Major: Die Stadt und das Schloß.

Nach längerem Hin- und Herreden verlangte Karl Leopold einen Waffenstillstand, um eine Staffette nach Berlin schicken und die Vermittlung des Königs von Preußen anrufen zu können. Auch wollte er an die Herren der Truppen nach Holstein und Schwarzburg schreiben. Der Officier beharrte jedoch auf seiner Forderung und erinnerte an die Folgen, welche im Weigerungsfalle den Commandanten treffen würden. Karl Leopold: „Der Commandant bin ich selbst". Er fragte dann: wessen Truppen sie denn eigentlich seien und wem sie geschworen hätten. Antwort: „kaiserliche Truppen und wir haben auch dem kaiserlichen Commissarius geschworen." Da begann Karl Leopold höhnisch zu lachen und meinte, sie wären Reichshofrathstruppen. Weil kein großer Herr sich habe in die Sache mischen wollen, hätten kleine Herren solches gethan und für das Geld, welches das Haus Hannover gegeben, zwei Regimenter geworben. Am besten wäre es, wenn diese Truppen in seinen Dienst träten. Er wollte die Gelder an Hannover erstatten und die verpfändeten Aemter einlösen. Antwort: „wir haben dem Kaiser geschworen, dem werden wir treu dienen und verlangen nicht nach einem anderen Herrn." Nochmals um eine bestimmte Entschließung ersucht, erwiederte der Herzog: „Nein! Sie sollen sobald nicht hereinkommen." Mit diesem Bescheid kehrte der Officier zurück.

Das Kanonieren fing wieder an. Am 9. Februar Morgens war der Zugang in die Stadt freigelegt. Die Holsteiner und Schwarzburger drangen ein und trieben des Herzogs Truppen am Pfaffenteich entlang gegen das Schloß zurück. Etwas später marschirte das ganze Corps auf dem Markte auf. Hier erschien der herzogliche Adjutant Drechsler und verlangte freien Abzug der Wagen und Handpferde des Herzogs, was mit dem Vorbehalt einer Untersuchung der Wagen zugestanden wurde. Eine halbe Stunde später erschien derselbe Adjutant noch einmal und forderte Namens des Herzogs freien Abzug für dreißig Reiter, was der General jedoch abschlug. Um ein Uhr Nachmittags kam er zum dritten Male und zeigte an, daß der Herzog schon zu Wasser abgegangen sei.

Jetzt wurde der Stabsadjutant von Lehsten mit einem Tambour vor das Schloß geschickt. Es erfolgte die Capitulation der Besatzung. Den Offizieren wurde ihr Eigenthum gelassen und ihnen gegen ihr Ehrenwort vergönnt, frei in der Stadt mit ihren Degen herumzugehen. Das Schloß wurde noch denselben Abend durch hundert Mann von beiden Infanterieregimentern

Digitized by Google

besetzt. Die Garnison, welche kriegsgefangen wurde, bestand aus 263 Mann Infanterie und Cavallerie und funfzig Artilleristen, einbegriffen 116 Mann, welche von Dömitz während des Angriffes zu Hülfe gerückt waren. Auf Seiten der Reichstruppen waren bei der Beschießung acht Holsteiner und elf Schwarzburger verwundet, aber Niemand getödtet worden; auf herzoglicher Seite fiel der Lieutenant de Bois von der Artillerie durch einen Schuß, als er am 9. beim Mühlenthor mit gezogenem Degen sich dem Einmarsch widersetzte.

Karl Leopold hatte sich am 9. Februar 1735 Mittags zu Wasser vom Schlosse zu Schwerin entfernt, war in Rabensteinfeld zu Pferde gestiegen und schlug von da den Weg nach Wismar ein. In der Vorstadt angekommen, hielt er vor einer Mühle und ließ dorthin aus der Stadt eine Kutsche holen, um möglichst unbemerkt hineinzugelangen.

Seine Begleitung bildete wieder die „gnädige Frau" und der Rath Wolf. Sein früherer Vertrauter, der Kanzleirath Schröder, war schon vor mehr als drei Jahren in Schwerin einem dunklen Verhängniß erlegen, nachdem ihn noch am 8. März 1731 der Papst in den Grafenstand erhoben und zum Ritter vom goldenen Sporn ernannt hatte. Eines Vormittags, im Herbst des genannten Jahres, hatte Karl Leopold auf dem Schweriner Schlosse eine heftige Scene mit ihm. Der Herzog richtete seinen Kanzleirath mit Schlägen so jämmerlich zu, daß er nicht ohne fremde Hülfe die Treppe hinunterkommen konnte. Als er endlich mit Mühe in seine Wohnung geleitet war, erhielt er vom Herzog den Befehl, am Nachmittage mit ihm nach dem Werder auf die Jagd zu reisen. Abends verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß Schröder bei diesem Ritt vom Pferde gestürzt sei und das Genick gebrochen habe. Er wurde als Leiche in die Stadt gebracht. Nach Einigen soll sich am Körper auch eine Schußwunde gefunden haben. Der Leichnam wurde auf Befehl des Herzogs in das Archivzimmer getragen, die Glocken wurden geläutet und es hieß, daß ihm ein standesmäßiges Leichenbegängniß zu Theil werden solle. Doch als man seine Papiere durchsucht hatte und darunter verfängliche Schriften gefunden haben wollte, wurde die Beerdigung in aller Stille beschafft.

In Wismar wurde noch einmal der alte Plan wegen des Uebertritts zur römisch-katholischen Kirche wieder hervorgesucht. Derselbe war nie ganz ganz aufgegeben und noch kurz vor Karl Leopolds Abreise von Danzig mit frischen Kräften aufgenommen. Anlaß dazu gab die dort gemachte Bekanntschaft mit einem französischen Abenteurer, der sich François d'Antragues, Duc de Falari nannte und sich für einen Schwestersohn der Gräfin Montmorency, der Gemahlin des früher regierenden Herzogs Christian Louis von Mecklenburg-Schwerin, ausgab. Dieser Franzose wußte dem Herzog Karl Leopold

Digitized by Google

einflußreiche Verbindungen in Rom vorzuspiegeln und diesen zu bestimmen, ihn mit einer Mission dorthin zu betrauen, für welche der Kanzleirath Schröder, der diesen Versuch eifrig empfohlen hatte, eine Instruction ausarbeitete. Am 4. December 1730 ging der Duc von Schwerin nach Rom ab, wohin bereits der Entwurf eines Vertrages vorausgegangen und durch einen Cardinal dem Papst Clemens XII. vorgelegt war, der sich mit demselben einverstanden erklärte. Die Punctationen lauteten: 1) Der Papst bewilligt dem Herzog und seinen Vasallen, Unterthanen und Dienern, die zur römisch-katholischen Kirche übertreten, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. 2) Er gewährt dem Herzog die Hülfsmittel zur Werbung von Truppen, um sich gegen die hannoverschen und wolfenbüttler Truppen zu vertheidigen. 3) Der Herzog verpflichtet sich, das evangelisch-lutherische Consistorium aufzuheben und ein katholisches an die Stelle zu setzen, auch ein katholisches Bisthum in Schwerin wieder aufzurichten und anständig zu dotiren. An dem Faden der so eingeleiteten Intrigue spann auch der päpstliche Nuntius in Wien mit. Als Unterhändler desselben erschien im December 1731 der Weihbischof von Hildesheim, Freiherr von Twickel, unter dem Namen eines Herrn von Nienborg in Schwerin. Der Herzog begehrte von ihm Eröffnungen über das falarische Project. Der Prälat konnte über die Aussichten dieses Projectes nichts mittheilen. Doch war eine bleibende Folge seines Besuches die Gründung einer katholischen Gemeinde in Schwerin. Der im Auftrage Twickels am 13. Juni 1732 nach Schwerin gekommene Jesuit Karl Burchardins stellte auf einer geheimen Reise nach Rom diese Gemeinde als „nordische Mission" unmittelbar unter den Jesuitengeneral und verschaffte ihr den kaiserlichen Schutz, eine Kirche, Oeffentlichkeit des Gottesdienstes und eine Schule.

Der Duc de Falari kehrte erst nach Jahren von Rom zurück. Denn auf der Rückreise im Sommer 1731 hatte er in Nürnberg mit den Behörden wegen Schulden und Ausschweifungen einen ernsten Conflict, welcher ihm eine sechsjährige Gefangenschaft eintrug und verbrachte dann auf der Weiterreise in Leipzig noch drei Monate im Schuldgefängniß. Von Erfolgen seiner Sendung konnte natürlich nicht die Rede sein. In Wismar, wohin er sich begab, suchte er den Herzog Karl Leopold für verschiedene neue Pläne zu gewinnen; da ihm dies nicht glückte, verrieth er dem Herzog Christian Ludwig den beabsichtigten Religionswechsel Karl Leopolds und bat sich als Lohn für diese Mittheilung hundert Gulden aus, die er aber nicht erhielt. Darauf ging er nochmals nach Wismar und legte dem Herzog Karl Leopold den Plan einer Allianz mit Frankreich, Spanien und Rußland vor, auf welchen dieser jetzt auch so weit einging, daß er den Duc (9. Mai 1739) mit politischen Aufträgen an seine Tochter Anna nach Rußland sandte und ihm ein Schreiben an den Grafen Ostermann mitgab. In Rußland aber, wo man den Duc

Digitized by Google

ſchon kennen mochte, machte man mit ihm kurzen Prozeß. Die Kaiſerin ließ ihn nach Nowgorod bringen und ſchrieb am 12. Auguſt 1739 an Karl Leopold: „ſie habe hinſichtlich des ſchändlichen Falari ſolche mesures nehmen laſſen, daß er keine Gelegenheit weiter haben werde, Böſes zu thun.“ Karl Leopold erklärte ſich damit ganz einverſtanden und bat, „Ihre Majeſtät wolle ein eclatantes Exempel an dem ſchändlichen Falari ſtatuiren.“ Im September 1739 wurde Falari „fürs Erſte“ abgeführt und man hörte ſeitdem von ihm nicht mehr.

Ein Mann ganz anderer Art, welchen Karl Leopold um dieſe Zeit für ſeine auswärtigen Angelegenheiten zu gewinnen wußte, war der bekannte Satyriker Chriſtian Ludwig Liscow, geboren zu Wittenburg in Mecklenburg am 26. April 1701. Er trat im October 1735 als Secretair in des Herzogs Dienſte und ging 1736 mit einem geheimen Auftrage deſſelben nach Frankreich, deſſen Feindſchaft gegen Oeſterreich Karl Leopold für ſich auszubeuten gedachte. Der Agent wurde jedoch in Verſailles vom Cardinal Fleury in einer Weiſe aufgenommen, die jede Ausſicht des Gelingens der Miſſion ausſchloß. Empört darüber, daß der Herzog ihn einer Saumſeligkeit im Dienſt und einer Veruntreuung an dem kärglich zugemeſſenen, für die Rückreiſe nicht ausreichenden Reiſegelde zu beſchuldigen ſchien, kehrte Liscow gar nicht nach Wismar zurück, ſondern nahm von Hamburg aus (19. April 1737) ſeinen Abſchied.

In Wismar beſchäftigte der Herzog ſich ziemlich viel mit den Angelegenheiten der Landeskirche, indem er darin noch ein recht wirkſames Mittel fand, die Regierung ſeines Bruders zu beunruhigen. Seit 1735 ließ er keinen der von ihm ernannten Superintendenten von ſeiner Seite. Einen derſelben, Dr. Georg Friedrich Stieber, welcher ſich von ihm entfernt hatte und nun von Chriſtian Ludwig zur Erfüllung ſeiner Amtspflichten angehalten wurde, entließ er deshalb aus ſeinem Amte. Die Verſuche der Gegner, ihn in ſeinem Amte zu ſchützen, ſcheiterten an dem Gehorſam der Geiſtlichen gegen Karl Leopolds Befehle. Eine große Anzahl neu erwählter Prediger wartete in Folge dieſer Zuſtände vergeblich auf Ordination und Einführung. Andererſeits drängten ſich hier und da Candidaten eigenmächtig als Prediger auf.

Zur Aufhülfe ſeiner Finanzen und zur Gewinnung der Mittel für neue Unternehmungen gegen ſeinen Bruder, beſchäftigte Karl Leopold ſich in Wismar auch mit der Goldmacherkunſt. Seine Anſchläge gegen Chriſtian Ludwig nahmen jetzt einen ſehr bösartigen Charakter an. Im Jahre 1739 erſtattete der letztere dem Kaiſer Bericht über eine gegen ihn und ſeine ganze Familie gerichtete Verſchwörung. Der Kaiſer forderte ihn auf, die Unterſuchung wegen dieſes „böſen und vor Gott und Menſchen abſcheulichen Vorhabens,“ wo nöthig mit Anwendung der Tortur, fortzuſetzen und zu ſeiner und des Landes Sicherheit

Digitiz

ſolche Veranſtaltungen zu treffen, daß dergleichen gefährliche Emiſſionen des Herzogs Karl Leopold keine Rottirung anſpinnen könnten.

Zu Anfang des Jahres 1741 begab Karl Leopold ſich nach der Feſtung Dömitz, welche von den Gegnern nicht hatte genommen werden können und daher noch immer eine ihm gehorchende Garniſon hatte, und nahm hier ſeinen Wohnſitz. Die „gnädige Frau" blieb in Wismar zurück, wo ſie ein Verhältniß mit einem Andern angeknüpft hatte. Die Einwirkungen des zunehmenden Alters machten ſich bei Karl Leopold jetzt bemerkbar. Ohne ſeine Anſprüche aufzugeben, verfolgte er ſie doch nicht mehr mit dem früheren Eifer. Gegen Ende des Jahres 1744 hatte er den Schmerz, daß unter ſeinem Namen eine Schrift veröffentlicht und im Lande verbreitet wurde, welche Friedensvorſchläge zur Beruhigung des Landes enthielt, die ſeinen Abſichten ganz entſchieden widerſprachen. Er bezeichnete entrüſtet in einem Erlaß vom 13. Januar 1745 den Verfaſſer als den „criminellſten Falſarius."

In ſeinen letzten Lebensjahren war er ein ſehr eifriger Beſucher der Kirche. Nach dem Zeugniſſe eines Zeitgenoſſen hatte er in Schwerin nur ſelten, in Wismar aber gar nicht am Gottesdienſte Theil genommen.

Die bedrängten Vermögensumſtände des Herzogs gaben Anlaß zu einer Geldſammlung für ihn unter den Geiſtlichen der Landeskirche, welche in den Predigerſynoden bei verſchloſſenen Thüren und als unverbrüchliches Geheimniß betrieben wurde. Die Paſtoren der Parchimſchen Superintendentur brachten 569 Thlr. 36 Schill. zuſammen, welche der Superintendent Jacob Bernhard Polchow nebſt einer Liſte der Beitragenden am 11. April 1747 dem Herzog zu Dömitz perſönlich überreichte. Die beiden Dömitzer Paſtoren ſtehen auf der Liſte jeder mit vier Ducaten verzeichnet, der Superintendent ſelbſt mit funfzig Thlr. Die Betheiligung in den übrigen Kirchenkreiſen war eine ſehr verſchiedene, und einige Kreiſe ſchloſſen ſich ganz davon aus.

Ein ſchmerzhaftes Uebel ſetzte einige Monate ſpäter dem Leben des Herzogs Karl Leopold ein Ziel. Er ſtarb am 28. November 1747, 69 Jahre und zwei Tage alt. Seine Leiche wurde am 31. Januar 1749 in aller Stille zu Doberan beigeſetzt. Das Land wurde durch ſeinen Tod von einem Feinde ſeiner Ruhe und ſeiner gedeihlichen geiſtigen wie materiellen Entwickelung erlöſt, welcher länger als ein Menſchenalter es auf das Schwerſte bedrängt und niedergedrückt hatte.

Digitized by Google

Die Tschechen von gestern und heute.

Seit fünfzehn Jahren wird über die sogenannte tschechische Frage allenthalben gesprochen und geschrieben, ohne daß die Menge unklarer Anschauungen sich auch nur zu mindern scheint. Unsere complicirten Verhältnisse sind dem Deutschen „im Reiche" wenig geläufig und auch in Böhmen selbst bekommt er sie nicht immer im rechten Lichte zu sehen. Wie oft war ich in unsern Bädern Zeuge, daß sich verkappte Tschechen, deren es natürlich nicht wenige giebt, deutschen Besuchern näherten, um ihnen die Dinge so darzustellen, wie es ihnen eben opportun erschien. Dazu kommen dann noch die verwirrenden Machinationen jener Blätter, die sich der deutschen Sprache bedienen, um die Deutschen zu verunglimpfen, deutsches Leben und Streben mit Hohn und Spott zu überschütten. Hier zu Lande würdigt man diese Blätter natürlich nach Gebühr, der Deutsche aber, der sie hier oder dort zu Gesicht bekommt, nimmt aus Unkenntniß der Verhältnisse oft für baare Münze, was sie schreiben. Und so mag der Versuch einer Aufklärung, wie ihn die folgenden Seiten bieten, nicht überflüssig erscheinen.

Die tschechische Bewegung zeigte sich im Anfang als eine rein literarische. Als solche entwickelte sie sich im Beginn der dreißiger Jahre und manifestirte sich in der liebevollen Pflege, welche einzelne Kreise der tschechischen Sprache angedeihen ließen, welche bis dahin über Gebühr vernachlässigt worden war. Es erschienen in rascher Folge tschechische Sprachlehren und Wörterbücher, Uebersetzungen ursprünglich deutsch geschriebener Geschichtswerke, zuletzt tschechische Theaterstücke, die freilich zumeist Bearbeitungen deutscher und französischer Bühnenstücke waren, und tschechische Zeitschriften, welche sich unter dem Drucke vormärzlicher Censurverhältnisse selbstverständlich nur mit Belletristik befaßten. Jungmann schrieb sein Lexicon, Nejedly seine Sprachlehre, Konetschny trat in Nejedlys Fußstapfen und der Dolmetsch Aller an der Prager Carolo-Ferdinandea wurde Professor Kaubek, welcher den Lehrstuhl der böhmischen Sprache inne hatte, der namentlich den künftigen Beamten zu gute kam, da die Gleichberechtigung der beiden Landessprachen schon damals im Princip bestand und Niemand als Beamter angestellt wurde, der nicht durch ein akademisches Zeugniß nachzuweisen vermochte, daß er sich das Böhmische angeeignet habe. Außerhalb des Hörsaals, in welchem Professor Kaubeck das Tschechische als obligaten Gegenstand für Juristen tradirte, hörte man damals kein tschechisches Wort an der Prager Universität. Gegen das Ende der dreißiger Jahre erschien Palazkys Geschichte

Digitized by Google

Böhmens im tschechischen Text, nachdem sie ursprünglich deutsch auf Kosten des Landes herausgegeben worden war. Um dieselbe Zeit versuchten sich Tyl und Klicpera auf dramatischem Gebiete. Die Tschechen hatten damals nur ein Sonntagstheater. In demselben Hause, in welchem täglich am Abend deutsch gespielt wurde, arrangirte man an Sonn- und Feiertagen um vier Uhr Nachmittags tschechische Vorstellungen, an welchen sich neben denjenigen Mitgliedern des deutschen Theaters, die des Böhmischen mächtig waren, zumeist Dilettanten, darunter vornehmlich Studenten, betheiligten. Im Anfang der vierziger Jahre kam eine gewisse Organisation in die Bewegung und die ersten Spuren der Absonderung der Tschechen von den Deutschen, eines demonstrativen Zusammentretens der ersteren zu festen, abgeschlossenen Gruppen, und feindseligen Plänkeleien gegen die Deutschen wurden sichtbar. Die Wlastenzi, wie sich die tschechischen Patrioten nannten, vermieden jedes deutsche Wort, arrangirten Tanzkränzchen, von welchen sie die deutsche Gesellschaft ausschlossen, suchten sich allmählich auch in der Tracht von den letzteren abzusondern, liebten ganz besonders langes Haar zu tragen und schlossen sich zu Theaterdilettantenvereinen und literarischen Coterien zusammen. Der tschechische Humor trieb im „Däumling" seine ersten Blüthen und die Censur sorgte dafür, daß dieselben harmloser Natur waren. Das belletristische Wochenblatt „Blüthen" erhielt bald einen Concurrenten in einem nach einem böhmischen Dichter und Sänger zubenannten Blatte. Die Idee, sich in Theatersachen von den Deutschen zu emancipiren, tauchte auf — ein selbstständiges tschechisches Theater schwebte den Wlastenzen als die höchste nationale Errungenschaft vor, als sie noch nicht mit politischen Zielen herauszurücken wagten. Dabei wurde ein fast abgöttischer Cultus mit der sogenannten königinhofer Handschrift getrieben, einer Sammlung alttschechischer Gedichte, welche der Bibliothekar des Prager Museums, Hanka, im Thurmknopfe der königinhofer Kirche gefunden haben wollte, deren Echtheit jedoch vielfach angezweifelt worden ist. Wie es nun immer in dieser Richtung mit ihnen bestellt sein mag, so viel ist sicher: die Gedichte athmen einen ausgesprochen deutschfeindlichen Geist. „Fremde ziehn in langem Zuge, Deutsche sind es, Sachsenvolk" — heißt es beispielsweise in einem „Benesch" überschriebenen Gedichte — „vom Görlitzer Waldgebirge nahen sie dem böhmschen Gau. Weh, sie brannten Alles nieder, raubten Gold und Silberhort, trieben uns die Heerde fort." Benesch aber ruft das Volk zusammen auf den Sachsenschwarm. „Rache den Verderbern", ruft er, „Rach' am Sachsenvolk!" Aber man ließ es bei der tendenziös gefärbten Polemik der königinhofer Handschrift gegen die Deutschen nicht bewenden — man plänkelte bald auch auf der Bühne gegen sie. Mikowez, ein jugendlicher Schriftsteller, der deutsche Bildung in sich aufgenommen hatte und ursprünglich auch deutsch schrieb wie Palazky, ließ ein Stück auf der

Digitized by Google

böhmischen Bühne aufführen, welches er gleichfalls in deutscher Sprache concipirt und dann mühevoll ins Böhmische übersetzt hatte. Das Ende der Przchemisliden hieß es. In diesem Stücke werden nun in einer Kraftscene die Deutschen von den Tschechen von der Bühne verdrängt. Kleine Ursachen, große Wirkungen: diese unter freudigem Halloh der Zuschauer in Scene gesetzte Verjagung der Deutschen wurde zum nationalen Feldgeschrei erhoben. Das „Hinaus mit den Deutschen" wurde von diesem Augenblick der Refrain, der überall hindurchklang, mochten die Tschechen was immer sinnen und unternehmen. Das mit den Worten: Hei slovane! beginnende Nationallied, gleichsam die tschechische Marseillaise, giebt dieser Tendenz den prägnantesten Ausdruck.

So kam das Jahr 1848 heran. Sofort bemächtigten sich die Tschechen der Bewegung und groteske Gestalten traten in den Vordergrund. Ein simpler Bierwirth, Namens Peter Faster, gerirte sich als Volkstribun und wurde auch der böhmische Herzog genannt. Er kleidete sich höchst abenteuerlich und war so gleichsam die Personification des Hanges der Tschechen nach schauspielerischer Entfaltung, welcher Hang in späteren Jahren in der mit großer Verve betriebenen Veranstaltung öffentlicher Aufzüge, Meetings und Fahnenweihen eine so charakteristische Bethätigung fand. Faster spielte bei den Deputationen, die an das kaiserliche Hoflager gingen, eine hervorragende Rolle, während seine Gesinnungsgenossen daheim ein bewaffnetes Corps organisirten, das sich Svornoß (Eintracht) nannte und ganz sonderbare Elemente in seinen Reihen vereinte. Die Deutschen in Prag sahen sich bald majorisirt und aus allen Comités, in welchen sie ursprünglich eine wenigstens nominelle Vertretung gehabt, hinausescamotirt. Der Pole Strohbach wurde zum Bürgermeister von Prag gewählt, die Majorität des in Wien zusammengetretenen Reichstages war slavisch und hob zuerst den Polen Strohbach und später den Tschechen Smolka aufs Schild. In Prag versammelte sich der Slavencongreß der in deutscher Sprache verhandeln mußte, weil das Sprachengewirr so groß war, daß einer den andern nicht verstand. Der Kanonendonner machte im Juni dem Congreß ein jähes Ende, der böhmische Herzog wanderte ins Hradschiner Gefängniß, die „Eintracht" wurde aufgelöst, einzelne bei dem Prager Juniaufstande compromittirte Elemente flüchteten nach Wien und diese Stadt erlebte das wunderbare Schauspiel, tschechische Koryphäen wie Mikowez mit der schwarzrothgoldenen Kokarde geschmückt in ihren Straßen umherwandeln zu sehen. Die Schmiegsamkeit der Tschechen erhielt so eine neue drastische Illustration. Aber sie trat bald in noch brillanterer Beleuchtung zu Tag — im Wiener Reichsrath wie in der Bureaukratie, wie in der Prager Gemeindestube. Im Reichsrath schmiegten sich die Tschechen an die reactionäre Tendenzen verfolgende Regierung, in der Bureaukratie thaten sie Alles, was

Digitized by Google

man von ihnen verlangte, und geberdeten sich ebenso als willfährige Handlanger der Reaction, wie ihre Wortführer im Parlament die Pionniere dieser Reaction waren. Im October 1848 unversöhnlich gegen die Ungarn, wurden sie in Kremsier die Todtengräber des constitutionellen Regimes. Schadenfroh zog Palazky vor Kremsier mit den Worten ab: jetzt haben wir Alle nichts. Das sauve qui peut wurde zur Parole auf der ganzen Linie, der Wolf kroch in den Schafspelz und wurde Opportunitätsmensch. Die Tschechen, welche eben noch so tapfer die Zähne gezeigt hatten, metamorphosirten sich über Nacht in gefügige Beamte, die sich ein Vergnügen daraus machten, die Ungarn und die Polen zu disciplinren, und den Deutschen nach Thunlichkeit das Leben sauer zu machen. Die schmiegsamen Tschechen waren überall obenauf. Friedrich Thun repräsentirte Oesterreich beim Kaiser von Rußland, Leo Thun saß warm im Wiener Cabinet, Helfert, der frommem Einflusse seine Carrière verdankte, bahnte den Jiretscheks den Weg, die später unter Hohenwart eine Rolle zu spielen berufen waren. Clam-Martinitz administrirte Westgalizien. Und in der Prager Gemeindestube verleugnete der geschmeidige Bürgermeister Wanka, der auf Strohbach gefolgt war, seine tschechischen Antecedentien, während sich alles um ihn mäuschenstill verhielt, nachdem es kurz zuvor noch den Mund voll genommen hatte. Rieger, der mittlerweile Palazkys Schwiegersohn geworden war, zog sich nach Paris und später als Redacteur des tschechischen Conversationslexicons in das literarische Stillleben zurück. Mochte er immerhin unter sein Porträt schreiben: „Ergeben wir uns nicht" — es war das nur eine bittere Selbstironisirung, denn man hatte sich eben auf der ganzen Linie ergeben. Palazky „machte" wieder Geschichte, Mikowez gab ein harmloses, belletristisches Blatt heraus, der unheimliche Swornosshauptmann Villani baute friedlich den Kohl auf seinem erheiratheten Gütchen, Peter Faster wurde Kaffeewirth. Ein paar Männer, die etwas zu weit gegangen waren, wie Sladkovsky, Wawra, Sabina, saßen im Kerker.

Das Nationaltheater wurde wieder aus dem Winkel hervorgeholt und zur Haupt- und Staatsaction aufgeputzt. Im ganzen Lande wurde für dasselbe gesammelt und endlich ein Baugrund acquirirt. In jeder anderen Richtung war das Leben im tschechischen Lager erstorben. Die tschechischen Blätter gingen eines nach dem andern ein, auch das deutschgeschriebene Tschechenblatt, die „Union", der Vorläufer der heutigen „Politik", segnete das Zeitliche, der Belagerungszustand hatte ihr den Rest gegeben. Ihre Redacteure und Mitarbeiter zerstoben in alle Winde. Polt übersiedelte nach Agram, Gabler ging nach Serbien, Smetana nahm eine Erzieherstelle in Holstein an. Während die deutschschreibenden Tschechen so glücklich waren, ihr Heil in der Ferne suchen zu können, verkümmerte Havlitschek in dem kleinen tiroler Städtchen, in welchem man ihn internirt hatte. Gebrochen kehrte der charakterfeste

Digitized by Google

Journalist endlich nach Prag zurück, um daselbst zu sterben. Auch der excommunicirte Smetana kam als ein dem Tode Geweihter zurück.

Jahr um Jahr verrann und stiller immer wurde es da, wo es vordem so überlaut und herausfordernd zugegangen war. Den politischen Blättern folgten zuletzt auch die humoristischen ins Grab, in den Bürgerressourcen, dem tschechischen Hauptquartier, ballte man die Faust stumm grollend in der Tasche, in der Gemeindestube herrschte unbeschränkt die Mittelpartei, welche viele tschechische Ueberläufer in ihre Reihen aufgenommen hatte.

So kam das Jahr 1859 heran und brachte die großen Ereignisse in Italien, brachte im Spätherbst in Prag die Schillerfeier, bei welcher die Tschechen mitthaten. Aber schon im Bankettsaale kam es zu Reibungen, doch war dies nur ein mattes Geplänkel gegen den Krieg im Großen, den die Tschechen sofort von Neuem den Deutschen erklärten, sobald ihnen die Zeitereignisse wieder freiere Hand gaben. Das Octoberpatent weckte die scheinbar Todten zu einem neuen, fieberhaften Leben. Aufläufe, bei welchen der Polizeidirector die Tactlosigkeit beging, vermeintliche Excedenten mit eigener Hand zu arretiren, nachdem er bereits früher so unklug gewesen, zu äußern, in Jahr und Tag werde es keinen Tschechen mehr in Prag geben, fanden statt, das Patent vom Februar wurde perhorrescirt und dafür das im ersten Augenblick sehr frostig begrüßte vom October auf den Schild gehoben und Palazky erklärte jedem, der es hören wollte, daß man den weiteren Reichsrath annehme, den engeren jedoch verwerfe. Das Februargesetz, welches dem Octoberpatente auf dem Fuß gefolgt war, hatte nämlich neben dem weiteren Reichsrathe, an welchem die Ungarn participiren sollten, einen engeren constituirt, an dem sich nur die sogenannten Erbländer — das heutige Cisleithanien — betheiligen sollten. Hart schlugen im Landtage die Völker auf einander, Beschicken oder Nichtbeschicken: das war die Frage. Die Tschechen waren für die Nichtbeschickung. Cardinal Schwarzenberg, der später, fanatischen Rathgebern sein Ohr leihend, mit den Tschechen gemeinschaftliche Sache machte, nahm damals noch eine vermittelnde, versöhnliche Stellung ein, und seiner Intervention wars zu danken, daß die Tschechen nach Wien gingen.

Daheim aber liefen sie Sturm gegen die Verschanzungen der Deutschen. Die Gleichberechtigung im Munde gingen sie mit rücksichtsloser Entschiedenheit auf die Alleinherrschaft los. Zuerst vertrieben sie die Deutschen aus dem Gewerbeverein, darauf aus der Gemeindestube. Mit gleißnerischen Phrasen lockten sie charakterschwache Deutsche ins Garn, die mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Wo die Lockung nicht verfing, mußte die Drohung aushelfen. Mancher Feigling wurde auf diese Art geworben, mancher Ehrgeizige, den es gelüstete, eine Rolle zu spielen, geködert. Sobald man im Gemeinderathe die Majorität hatte, ging es an die Tschechisirung der Schule. Ein

Digitized by Google

willfähriger Beamtenkörper, der von allen deutschen Elementen purificirt worden war, lieh seine Unterstützung zur Ausführung aller Maßregeln, die auf die Tschechisirung der Stadt hinzielten, die nun wieder einen tschechischen Bürgermeister hatte. Das Tschechische wurde als Amtssprache eingeführt, den Bedürfnissen der 70,000 Deutschen, welche Prag bewohnten, in keiner Weise Rechnung getragen. Während mit großem Aufwande eine höhere tschechische Töchterschule gegründet wurde, überließ man den Deutschen die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder. Ein Arzt, Namens Hamernik, der sich von jeher durch seine Excentricitäten ausgezeichnet hatte, verstieg sich in offener Gemeindestube zu der grotesken Behauptung, daß es in Prag gar keine deutschen Kinder gebe.

Tschechische Journale schossen wie Pilze nach dem Regen aus der Erde heraus und bekämpften Alles, was deutsch war, mit Berserkerwuth. Greger, der sich bis dahin friedlich in einer deutschböhmischen Stadt für eine Advocatencarrière vorbereitet hatte, gründete die „Nationalblätter", deren Mitarbeiter später Sladkowsky wurde. Der Krieg, welchen das von diesen Männern geleitete Blatt den Deutschen erklärte, war ein ehrlicher, offener — die Deutschen wußten es eben, daß sie es hier mit ausgesprochenen Feinden zu thun hatten. Aber zwei Jahre später trat ein Mann in die politische Arena, der die Deutschen durch die Maske der Deutschfreundlichkeit zu sich herüber zu ziehen suchte. Skreyschowsky hieß der Mann, der die deutsche Sprache zu Hilfe nahm, um unter den Deutschen für die tschechische Idee Propaganda zu machen. Mephistophelisch wie sein Aussehen, war die Rolle, die der ehemalige Finanzbeamte spielte. Er hat unendlich viel Böses gestiftet, man kann ihn den bösen Genius der Tschechen nennen. Er hat in der von ihm begründeten Zeitung der Allianz der Tschechen mit dem Feudaladel und den Pfaffen das Wort geredet, er hat die Geldmacherei vertreten, die zu so allgemeiner Verarmung des böhmischen Landvolkes führte, er war der Patron der Prager Börse, die so viel Wohlstand verschlungen und ganze Classen der Bevölkerung dem langsamen Erwerbe abspenstig gemacht und demoralisirt hat, er hat endlich in seinem Blatte einen Ton eingeführt, wie man ihn vorher sich nicht denken kann.

Das Wüthen der tschechischen Blätter gegen die Deutschen regte die tschechische Bevölkerung auf und führte zu mannigfachen Excessen. Der Deutsche fühlte sich factisch nicht sicher in Prag und anderen tschechischen Orten, sah sich allenthalben Insulten ausgesetzt und an seinen Gliedern und in seinem Eigenthum bedroht. Wem nur der Hut eingedrückt wurde, wenn er harmlos seines Weges ging, der konnte noch froh sein. Wem die Fenster eingeworfen wurden, konnte sich beim Pöbel bedanken, daß ihm nicht das Haus demolirt ward. Deutsche Studenten wurden auf öffentlichen Promenaden von Fanatikern über Bergabhänge herabgeworfen, das deutsche Theater wurde angegriffen und

Digitized by Google

als sich die Deutschen aus ihrer Lethargie aufrafften und der böhmischen „Ressource" ein deutsches Casino entgegenstellten, richtete sich die Wuth des fanatisirten Pöbels gegen dieses und mehr als einmal flogen Steine, von wild johlenden Massen geschleudert, in die Fenster des deutschen Hauses. Die Situation gestaltete sich für die Deutschen um so bedrohlicher, als die Tschechen die Arbeiter auf ihrer Seite hatten und dieselben gut zu bearbeiten verstanden, noch mehr als die Polizei unter Belcredi der Gemeinde überantwortet wurde und daher in tschechische Hände kam. Daß unter solchen Umständen die Deutschen in Prag, die sich überall majorisirt, terrorisirt und jeglichen Schutzes baar sahen, keinen heißeren Wunsch hatten, als den, der Stadt, wenn nur irgend möglich, den Rücken zu kehren, das versteht sich von selbst. In diese Zeit des Schreckens und der Angst fällt die Decimirung der deutschen Bevölkerung Prags durch die Auswanderung, deren Ziel zumeist Wien war.

Von Seite der Regierung wurde ein ganz falscher Weg eingeschlagen, der von den Tschechen mit solcher Verve in Scene gesetzten Agitation entgegenzutreten. Den Redacteuren der nationalen Blätter wurde der Proceß gemacht und den Verurtheilten der Kranz des Märtyrerthums auf das Haupt gedrückt. Die aus dem Gefängniß Entlassenen wurden im Triumphzuge abgeholt und Kränze flogen ihnen zu, was wieder neue Processe gegen die Kranzwerfer zur Folge hatte. Während die Gerichte arbeiteten und mit dieser Arbeit nichts anderes erzielten, als daß die Aufregung immer wach erhalten wurde, und daß die Journale sich durch Strohmänner zu salviren suchten, vollzog sich in den höheren Regierungssphären eine verhängnißvolle Wendung, die den Tschechen sehr zu Statten kam. Eingeschüchtert durch den Austritt der Tschechen aus dem Reichsrathe, wurde der sogenannte Ausgleich zum Losungswort erhoben. Graf Belcredi sollte der Prophet und Verkünder der neuen Wunderlehre werden, von welcher man sich Großes versprach. Das neue Evangelium, dessen Prolog die Sistirung der Verfassung bildete, fand jedoch wenig gläubige Ohren außerhalb des tschechischen Lagers. Die Ausgleichsmänner wurden zu Predigern in der Wüste, sobald sie es versuchten, mit ihrem Wort an die Deutschen heranzukommen, die sich vollständig klar darüber waren, was sie vom Ausgleich zu erwarten hatten. Vergewaltigung deutschen Geistes und Wesens, Herabdrückung des Deutschen zum rechtlosen Heloten: das wäre das Ende vom Liede gewesen. Der wackere Mann, der damals nach Belcredischen Noten auf der Ausgleichsschalmei spielte, ist seither im Irrenhause gestorben. Leider war sein Beispiel nicht abschreckend genug — als sechs Jahre später Graf Hohenwart in Belcredis Fußtapfen trat und eine neue Ausgleichsära zu inauguriren versuchte, spielte der tschechische Hofrath Neupauer die verschollene Melodie die einst der Stadthaltereirath Grimm hatte erklingen lassen,

Digitized by Google

von Neuem, machte mit dieser Vergangenheitsmusik jedoch dasselbe Fiasko wie sein Vorgänger.

Maßlos war die Wuth der Tschechen, als der geplante Ausgleich in die Brüche ging und der Traum von der tschechischen Oberherrlichkeit im Lande Böhmen und darüber hinaus, in Mähren und Schlesien, in Nichts zerfloß. Revanche für Pavia war die Losung fortan. Der Kaiser kommt nach Prag — die Tschechen gehen ihm aus dem Weg, obwohl sich erst kurz zuvor ein Ordensregen über sie herniedergesenkt hatte. Belcredis letzte That war gewesen, seine Schützlinge in eine Fluth von Orden zu untertauchen. Die Wallfahrt nach Moskau wurde in demonstrativer Weise in Scene gesetzt. Unter Vorantritt Palazkys und Riegers wanderte das malcontente Tschechien nach Rußland, um dort seinen Schmerzensschrei zu Väterchens Ohr gelangen zu lassen. Derselbe Schmerzensschrei wurde demselben Rieger dem Prinzen Napoleon ins Ohr geflüstert, als dieser auf einer Reise Prag streifte. Auch dem Kaiser Napoleon wurde er in Form eines Memorandum zu Gehör gebracht. Die Agitation arbeitete mit Dampf. Ein Meeting jagte das andere, die Husaren hatten in Prag und rings im Lande, soweit tschechisch gesprochen wurde, nichts anderes zu thun, als die Massen auseinander zu treiben, welche von Fanatikern unermüdlich haranguirt wurden. Und selbst in rein deutschen Bezirken versuchte man es von tschechischer Seite mit Wühlereien, da es überall, in den Beamtenkörpern feudaler Gutsbesitzer, bei den Bahnen und in den Fabriken tschechische Elemente gab, die zusammenhielten, dem Prager Agitationsclub Ordre parirten und ihm durch Votirung von Adressen zu Hilfe kamen, für welche die Schlagwörter in Prag ausgegeben wurden, für welche man selbst die Blankette von Prag bezog. Hußfahrten wurden in Scene gesetzt — wenn man nicht nach Constanz ging, so promenirte man doch wenigstens in Prag nach dem Bethlehemsplatz und zog in Procession an dem Hause vorüber, in welchem Huß gewohnt hatte. Unter Entfaltung alles erdenklichen Pompes wurde die Grundsteinlegung zum tschechischen Nationaltheater gefeiert. Ueberhaupt brachte jeder Sonntag sein Fest — die Deutschen sollten nicht zur Ruhe kommen. In hellen Haufen, abenteuerlich herausgeputzt, unter Vorantritt von weißgekleideten Jungfrauen und von Musikchören höchst zweifelhafter Harmonie, zog man allsonntäglich vor der zu einem Altar umgewandelten Wenzelsstatue auf dem Roßmarkte auf, die Einweihung dieser oder jener Vereinsfahne zum Vorwande der Straßendemonstration nehmend, deren Spitze sich gegen die deutsche Bevölkerung Prags kehrte. Mit wunderbarer Präcision arbeitete der über das ganze Land verbreitete Agitationsapparat, welcher in den sogenannten Bezirkssecretären unermüdlich thätige Werkzeuge hatte, die im Bearbeiten der Wähler, im Fabricieren von Adressen, im Einberufen von Meetings Fabelhaftes leisteten. Wurde von

Digitized by Google

Regierungswegen ein Versuch gemacht, dem provokatorischen Treiben entgegenzutreten, so scheiterte derselbe schon im Vorbereitungsstadium an der Unzuverlässigkeit der Beamten, unter denen sich viele tschechische Elemente fanden, die jeden geheimen Erlaß, sobald er durch ihre Hände ging, an die große Glocke hingen.

Mittlerweile waren Geschwornengerichte für Preßdelicte eingeführt worden und man wiegte sich eine Zeit lang in dem Wahne, den wilden Aufreizungen der tschechischen Blätter durch die Geschworenen ein Paroli biegen zu können. Die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Die Prager Jury war so mit tschechischen Elementen gesättigt, daß man es bald aufgeben mußte, an ihre Wahrsprüche zu appelliren. Immer unerquicklicher und für die Deutschen geradezu unerträglich gestalteten sich die Verhältnisse in Böhmen, als ein neuer Versuch, einen Ausgleich in Scene zu setzen, der Verwirrung die Krone aufsetzte. Hohenwart kam ans Ruder und man machte in Wien nicht übel Miene, über die Deutschen hinwegzugehen. Die sogenannten Fundamentalartikel, bestimmt, die Deutschen in Böhmen für alle Zeit mundtodt zu machen, wurden formulirt und hatten alle Aussicht, in Wien sanctionirt zu werden. Da brachte der Uebermuth die Tschechen zum Fall. An ihrem brüsken Verlangen, daß sich das übrige Oesterreich ihren Anschauungen unterordnen, ihrem Willen beugen, nach ihrer Façon selig werden müsse, scheiterte der von den Feudalcavalieren im Verein mit den Frommen und den Nationalen schlau genug ausgesonnene Plan. Das „allzuscharf macht schartig" kam wieder einmal zu Ehren — die Fundamentalartikel zerbröckelten den Tschechen in der Hand, als sie dieselben schon festzuhalten und den durch sie rathlos gewordenen Deutschen als die einzig giltigen Gesetzestafeln entgegenhalten zu können glaubten. Die zweite und hoffentlich letzte Ausgleichsära war vorüber, die Jesuiten des Ausgleichs schlichen sich lautlos aus dem Lande. Statt das selbstverschuldete Unglück würdevoll zu tragen, geberdeten sich die Tschechen höchst maßlos. Wenn sie nicht die Herren der Situation sein konnten, wollten sie gar nicht mehr mitthun. Dem schon längst vollzogenen Austritt aus dem Wiener Reichsrathe folgte nun auch der aus dem Prager Landtage, nachdem schon vor Jahren eine sogenannte Declaration erlassen worden war, in welcher die Tschechen ihre maßlosen Forderungen präcisirt hatten. Wohl schreckte anfänglich selbst Palazky vor dem Strike der tschechischen Landtagsdeputirten zurück — er konnte sich, wie er sagte, einen böhmischen Landtag ohne Betheiligung der tschechischen Deputirten gar nicht denken. Bald aber besann er sich anders — kam es ihm doch auf einen Widerspruch mit sich selbst mehr oder weniger nicht an. Er wurde der hartnäckigste Verfechter der Passivitätspolitik — „nur über meine Leiche sollen die Tschechen in den Landtag gehen", rief er im Club seinen Landsleuten zu, die sich in feindseligen Demonstrationen

Digitized by Google

gegen die Deutschen überboten, welche er eine aggressive Räubernation genannt hatte. Noch einmal begann der gemeinschaftliche Sturmlauf gegen die Stellungen der Deutschen — noch einmal vergaßen Jung- und Alttschechen ihren inneren Hader, um vereint die Deutschen in der Front anzugreifen. Noch einmal wurde die alte Taktik aus der Rumpelkammer vorgezogen, welche, so oft eine Wahlcampagne in Aussicht stand, den Juden, die es im Ganzen und Großen mit den Deutschen hielten, schön that und sie durch Schmeicheleien und Versprechungen zu gewinnen suchte. Noch einmal versuchte man es mit Aufläufen und Meetings, um den Deutschen Angst einzujagen und mit der Terrorisirung der Wähler auf dem Lande. Massendeputationen erschienen bei den Großgrundbesitzern, um ihnen vorzuschreiben, wie sie zu wählen hätten. Der sogenannte Chabrus, der künstlich Stimmen züchten sollte, begann zu fungiren und hatte natürlich einen deutschen Gegenchabrus zur Folge. Wie man früher bei Städtewahlen das Stimmenverhältniß durch Verleihung von Ehrenbürgerrechten, mit welchen das Wahlrecht verbunden war, zu corrigiren versucht hatte, so suchte man jetzt in der Wählergruppe des Großgrundbesitzes durch Abtretungen, Theilungen und Scheinverkäufe das Stimmenverhältniß zu seinem Vortheile zu reguliren.

Aber der Liebe Müh' war umsonst. Die Majorität fiel den Deutschen zu und die letzte Heldenthat, welche die Tschechen vollführten, bestand in der Verdrängung der Deutschen aus der Gemeindestube. Aber damit hatten sie auch ihren letzten Trumpf ausgespielt. Fortan erlitten sie Schlappe über Schlappe, eine empfindlicher als die andere. Die Arbeiter versagten den Gehorsam und ließen sich nicht mehr zu Demonstrationen, zu Aufzügen und Meetings mißbrauchen. Die Sammlungen für das Nationaltheater geriethen ins Stocken, zuletzt stockte selbst der Bau, weil aus dem citronenartig ausgepreßten Volke nichts mehr herauszuziehen war. Deutsches Geld, welches die Sparkasse hergab, mußte den Retter in der Noth spielen. Eine literarische Koryphäe, die sich lange Jahre auf den Demokraten und nationalen Märtyrer hinausgespielt hatte, entpuppte sich als Werkzeug der Geheimpolizei und einer andern literarischen Sommität wurde der Mantel der Originalität erbarmungslos von den Schultern gerissen. Die eigenen Leute riefen dem Manne haarscharf nach, daß er seinen literarischen Ruhm auf Anleihen hin begründet habe, die er von den Deutschen genommen. Dazu kam das Unglück, welches dem Hauptfaiseur der Tschechen begegnete, den man gegen seinen Willen anhielt, die Agitation, die er en gros betrieben, auf den Nagel zu hängen, und sich anderthalb Jahre einem beschaulichen Leben hinzugeben. Dazu gesellte sich endlich der wirthschaftliche Zusammenbruch, der die tschechischen Matadore, die sich als so schlechte Berather des Volkes in finanzieller Richtung erwiesen hatten, discreditirte. Und als ob an den kleinen Schicksalsschlägen

Digitized by Google

noch nicht genug wäre, stellte sich zuletzt der Krieg Aller gegen Alle ein. Die Jungtschechen frondirten gegen die Alttschechen, schüttelten die ihnen längst verhaßte Führerschaft Palazkys ab, schrieben die Action auf ihre Fahnen und nun ist der Secessionskrieg in vollem Zuge. Mit geradezu blutigem Haß bekämpfen sich die beiden tschechischen Parteien, bedrohen einander mit dem Strick, schlagen auf einander schon auf offener Straße los, so daß im Augenblick nicht abzusehen ist, wie dieser Bürgerkrieg, dem der Deutsche nicht ohne Behagen zusieht, enden wird. Das duobus litigantibus tertius gaudet bewährt sich hier im vollsten Maße. Der Deutsche hat keine Ursache, dem Einen oder dem Andern der beiden Kämpfer den Sieg zu wünschen. Alt- oder Jungtscheche: sie hassen beide den Deutschen und dieser ist keinen Augenblick sicher, daß sie von ihrem kleinlichen Hader ablassen und sich wieder gegen ihn kehren. Nicht in der Lage nach allen Antecedentien mit einem oder dem andern Theile zu sympathisiren, kann der Deutsche nur wünschen, daß sich beide stammverwandte Gegner so lange wie möglich in den Haaren liegen.

Etwas Anderes wäre es, wenn im tschechischen Volke selbst eine Strömung wahrnehmbar würde, die zur Versöhnlichkeit drängte. Möglich, daß die jungtschechische Bewegung eine solche Strömung anbahnt, wenigstens scheint man im jungtschechischen Lager geneigt, den reellen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Man fängt an, sich des mythischen böhmischen Staatsrechtes, mit welchem die Alttschechen der Welt noch Sand in die Augen zu streuen glauben, zu schämen und stellt sich auf praktischen Boden. Läßt man aber diesen gelten, findet man sich in den Gedanken, daß in Böhmen zwei Millionen Deutsche wohnen, die sich nicht hinwegescamotiren lassen, daß diese zwei Millionen ein Fortschrittsvolk sind, das sich von Pfaffen nicht gängeln, vom Adel nicht ins Schlepptau nehmen läßt, so ist auch die Möglichkeit eines friedlichen und freundschaftlichen Nebeneinanderlebens der beiden Nationen gegeben. Wer mehr als ein solches Nebeneinanderleben, mehr als einen gesunden modus vivendi anstrebt, ist ein Utopist. Und das tschechische Volk brauchte sich nur von einigen fanatischen Starrköpfen zu emancipiren, um zu dieser Lösung zu kommen. Und insofern als die jungtschechische Bewegung den Sturz der Götzen auf ihre Fahnen geschrieben hat, kann man ihr ein verjüngendes reformatorisches, die alten Sünden gleichsam tilgendes Moment nicht absprechen. Indem sie an die Stelle des blinden Autoritätsglaubens etwas setzt, was nach Vernunft aussieht, indem sie den alten, eingewurzelten Aberglauben, der irrlichtartig das Volk in den Sumpf führte, über Bord wirft und den lebendigen Gedanken der Massen dem starren sic volo, sic jubeo einer kleinen, bornirten, in Vorurtheilen befangenen Clique substituirt, öffnet sie den Blick in eine Zukunft, die nicht ganz hoffnungslos ist. Erstarkt das Jungtschechenthum, reinigt es sich nur halbwegs von den Schlacken blindesten Deutschenhasses, wie

Digitized by Google

er den Alttschechen eigen ist, so kann der Deutsche mit der Zeit zu einer Einigung mit einem Element kommen, das jetzt noch im Flusse, in der Gährung begriffen ist und keine rechte Consistenz hat. Es ist jedenfalls ein Element, das sich nicht in ewigem Widerspruche aufreibt wie das Alttschechenthum, das heute dieses, morgen jenes Staatsrecht proclamirt, das heute allen praktischen Interessen den Krieg erklärt und morgen für die Vermehrung der Handelskammern sich echauffirt, das liberal mit Worten, feudal, klerical und reactionär im Herzen, in der That und in allen seinen Connexionen ist. Wenn die armen aber ehrlichen Leute, die Leute mit dem praktischen Blicke und der reinen Hand, die an der Spitze der Jungtschechen marschiren, zu allen Zeiten ein entscheidendes Wort hätten mitreden dürfen, wenn sie nicht von den Rücksichtslosen niedergeschrieen worden wären: wahrlich es stünde so übel nicht.

Ein altkatholischer Angriff auf Häckel.

Von Karl Posner.

Als vor nunmehr einem Jahre Ernst Häckel, der rüstige Vorkämpfer des Darwinismus in Deutschland, seine „Antropogenie" herausgab, schüttelten viele der besonneneren Zoologen den Kopf über den Ungestüm, mit welchem der Verfasser die Theologen und Schulphilosophen angriff, und gar Mancher meinte, er ginge im Eifer des Streites etwas zu weit, wenn er die herrschende Philosophie noch z. B. des Festhaltens an verrotteten teleologischen Principien beschuldigte; einen Kampf gegen Windmühlen, ein Streiten gegen selbstgemachte Phantome nannte man dies Vorgehen, welches jener Wissenschaft doch zu wenig frische Lebensthätigkeit, zu wenig Aufschwung und Fortschritt zutrauen heiße. Allein, — die so sprachen, dachten zu gut von der theologisch angehauchten Philosophie, wie sie immer noch manchen Lehrstuhl beherrscht. Gerade die jüngste Vergangenheit hat Häckel doch Recht gegeben, — wir haben in der Geschichte des Kampfes um den Darwinismus ein Literaturprodukt zu verzeichnen, welches alle die von Häckel der Katheder-Philosophie gemachten Vorwürfe glänzend rechtfertigt. „Häckelogonie"*) ist der, wie der Verfasser selbst zugiebt „etwas burleske" Titel, unter welchem der bekannte altkatholische Philosoph, Professor Michelis, einen „akademischen Protest gegen Häckels

*) Häckelogonie. Ein akademischer Protest gegen Häckels Anthropogenie von Dr. Fr. Michelis, Professor der Philosophie. Bonn, 1875.

Digitized by Google

Anthropogenie" in die Welt geschleudert hat. Es ließe sich zunächst billig darüber rechten, inwieweit es sich überhaupt geziemt, einer Sache von so gewaltigem Ernste, einem Manne von so tief einschneidender Bedeutung in „burlesker" Weise nahezutreten; indeß, — Michelis hat dies selbst gefühlt, — schon auf S. 2 lenkt er in das Fahrwasser der ernsten Betrachtung ein und nur von Zeit zu Zeit erinnert eine Wendung daran, daß der Plan des Buches ihm „in der übermüthigen Stimmung kam, in die ihn die erste Lesung von Häckels Anthropogenie versetzte." In welche Stimmung sich wohl Häckel nach der ersten Lesung der Häckelogenie versetzt gefühlt haben mag?!

Bevor wir uns nun zu der eigentlichen Frage wenden, ob und inwieweit es möglich und nöthig ist, die der Häckelogenie zu Grunde liegenden Ansichten überhaupt einer Kritik zu unterziehen, müssen wir zunächst an einem concreten Falle das Verfahren des Verfassers darlegen; es wird uns dies die beste und unwiderlegbarste Grundlage für eine kritische Beurtheilung liefern.

Professor Michelis bezweckt nichts Geringeres, als an die Stelle der von Häckel vertretenen mechanisch-monistischen Weltanschauung eine neue, rein „ideale" zu setzen. Zu diesem Ende bedarf es also einer Umstürzung aller der, zumal zoologischen, Thatsachen, auf denen das Häckelsche Gebäude errichtet ist. Ein Beispiel mag zeigen, in welcher Weise das geschieht.

Einer der Hauptbeweise gegen die teleologische Naturanschauung und für die Descendenzlehre ist bekanntlich die Existenz der sogenannten rudimentären Organe, d. h. solcher Körpertheile, die ohne irgend welche physiologische Bedeutung, ohne Function, ohne Zweck also bestehen. Ihr Vorhandensein erklärt sich in einfachster Weise durch eine Wechselwirkung der Anpassung und Vererbung, jener beiden Factoren also, die überhaupt als fortschrittliches und conservatives Princip den ganzen Kampf ums Dasein, die gesammte Entwickelung also der Organismen beherrschen und reguliren. Es liegt auf der Hand, daß bei Gewöhnung an eine veränderte Lebensweise gewisse Organe, die früher ihre vollständige Bestimmung hatten, geradezu überflüssig werden können; sie verkümmern alsdann durch Nichtgebrauch und erben in dieser „rudimentären" Weise fort, — ein unverkennbares Zeugniß für die Verwandtschaft der betreffenden Thiere. Daß auch der Mensch von derartigen Ueberbleibseln aus der Organisation seiner Vorfahren ein reichlich zugemessenes Theil überkommen hat, ist ja bekannt; und unter diesen das berühmteste ist wohl der sogenannte processus vermiformis, der wurmförmige Fortsatz des Blinddarms. Es ist dieses Organ ein Ueberrest des bei Pflanzenfressern sehr hoch entwickelten blindsackförmigen Darmanhanges, der bei diesen die Function hat, den eingeführten Speisemassen ein so langes Verweilen im Darmkanal zu ermöglichen, wie es, nach einfachen physiologischen Gesetzen, bei vegetabilischer Nahrung der Fall sein muß. Der Fleischfresser, dessen Verdauung bedeutend

Digitized by Google

rascher vor sich geht, bedarf, wie überhaupt keines so langen Darmkanals, so ganz besonders dieses Sackes nicht und trägt also an seinem auch kaum angedeuteten Blinddarme nur einen wenige Centimeter langen und ganz dünnen „wurmförmigen Fortsatz", der nicht nur keinen Nutzen, sondern sogar, um Häckels drastische Aeußerung zu wiederholen, die schädliche Fähigkeit hat, bei etwa hineingelangten Kirschkernen oder dergleichen zu den gefährlichsten Entzündungen Anlaß zu geben. Daß die Wiederkäuer als ganz exquisite Pflanzenfresser dieses Organ in einer besonders hohen Entwickelung besitzen, bedarf kaum der Andeutung.

Was macht nun Professor Michelis mit diesem Organ, welches, wie man denken sollte, aufs schlagendste für die Descendenztheorie und gegen jede andere Naturanschauung Zeugniß ablegt? Wären ihm die einfachen Thatsachen der vergleichenden Anatomie, auf die sich unsere obigen kurzen Andeutungen stützten, geläufig gewesen — er hätte wohl kaum einen auch nur anscheinend vernünftigen Ausweg finden können. Indeß — zum Glück für ihn war dem nicht so! Er freute sich, zu wissen, daß Mensch und Affe nur das Rudiment, die Wiederkäuer hingegen einen vortrefflich ausgebildeten Blindsack haben, und ohne zu fragen, wo sonst vielleicht unter den Säugern etwas darauf Bezügliches vorkäme, machte er die herrliche Entdeckung, daß er nun mehr Häckel mit seinen eigenen Waffen schlagen könne. Wie sollten denn, fragte er, die Menschen resp. Affen von den Wiederkäuern ihren processus vermiformis ererbt haben, da doch nach Häckels eigenem Stammbaume Wiederkäuer und Menschen in gar keinem Descendenzverhältniß stehen? An diesem schönen Schluß ist nun Alles richtig, bis auf die Prämisse. Eine Vererbung des in Rede stehenden Organs von den Wiederkäuern auf die Menschen zu behaupten, ist Niemand, am wenigsten Häckel, eingefallen; nur daß beide, Wiederkäuer und Mensch es von gemeinsamen Stammvätern — den Ursäugern etwa — ererbt und die einen, als Pflanzenfresser stark ausgebildet, die andern, bei Fleischnahrung, verkümmert überkommen haben, das ist Häckels, und in diesem Falle wenigstens wohl fast aller Zoologen übereinstimmende Ansicht; eine Ansicht, die durchweg mit Thatsachen der vergleichenden Anatomie zu erhärten ist und für den Menschen speciell dadurch gestützt wird, daß die nächsten jetzt lebenden Verwandten unserer dereinstigen Vorfahren, die Halbaffen, sich heut noch eines ganz schön ausgebildeten Blindsackes erfreuen.

Wo bleibt nun die Opposition? Auf Unkenntniß der Thatsachen gebaut, stürzt sie mit deren Klarstellung unaufhaltsam zusammen, und in Schutt zerfällt auch der künstliche Neubau, den Michelis an die Stelle der Darwinistischen Ansichten setzen wollte.

Man wird indeß begierig sein, zu erfahren, worin denn nun eigentlich jener Neubau bestand Nun, natürlich in einer Durchführung der sogenannten

Digitized by Google

„idealen" Naturanschauung. „Darin, sagt er Seite 49, suche ich Nichts weiter, als daß in diesem Theile eine Andeutung auf die Beziehung des menschlichen Organismus auch zu den Wiederkäuern (Hufthieren) gegeben ist". Es soll nämlich darauf hinweisen, daß der Mensch über den Wiederkäuern und Raubthieren steht, was er besonders dadurch documentirt, daß er statt der vier Gehfüße der ersteren oder der vier Greifextremitäten der letzteren je zwei Geh-, zwei Greifwerkzeuge besitzt. Daraus, daß auch der Affe dieses rudimentäre Organ habe, sehe man, „daß eben der Affe, wie der Mensch, vom Begriff des Raubthieres aus, aber mit wesentlicher Beziehung auf die Wiederkäuer zu verstehen ist. Mit anderen Worten: im Raubthier schlägt der Typus des Säugethieres über den idealen Typus der thierischen Organisation, der im Menschen liegt, hinüber, wie der pflanzenfressende Wiederkäuer noch unter demselben bleibt. Der Affe, obwohl an den Typus der Raubthiere sich anschließend, (wovon später noch mehr! Ref.) ist wesentlich wieder Pflanzenfresser, während der Mensch über diesen Differenzen steht." Das also ist die neue „ideale" Auffassung der Natur.

Wir haben oben versprochen, durch das Verfolgen eines concreten Falles eine Grundlage für die kritische Beurtheilung zu liefern und hoffen, dies Versprechen eingelöst zu haben. Die Michelissche Methode liegt nun zu Tage. Wir sahen den Verfasser seine negirende Kritik auf Grund falscher Prämissen, auf Grund ungenügend erfaßter und unvollständig bekannter Thatsachen ausüben; wir sahen ihn dann eine eigene Erklärung in die Luft bauen, die schon aus diesem Grunde unzulässig erscheint, denn wer heutzutage über Fragen, wie diese, philosophiren will, der muß zunächst wenigstens documentiren, daß er in allem Factischen völlig bewandert ist, daß er das Naturreich im Ganzen und in allen Einzelheiten durchdrungen und erfaßt hat. Aus diesem Grunde schon kann und muß die heutige Naturwissenschaft es ablehnen, in die Discussion derartiger Themata mit solchen einzutreten, denen die thatsächlichen Kenntnisse mangeln, — sie hat heutzutage wahrhaftig besseres zu thun! — aus diesem Grunde schon sind wir im Stande, eine kritische Widerlegung des Michelisschen Pamphlets für unnöthig zu erklären; zumal wir noch in kurzen Worten eine Reihe anderer, ganz ähnlicher Fälle später durchgehen werden.

Aber wir gehen noch einen Schritt weiter! Für unnöthig nicht nur, sondern sogar für unmöglich erklären wir eine wissenschaftliche Widerlegung. Denn nicht nur der bei dem Verfasser trotz oder vielleicht wegen seines Altkatholicismus stark ausgeprägte positive Kirchenglaube schneidet eigentlich jede Discussion über die hier zu erörternden Fragen sofort ab — auch seine Specialansichten sind derart, daß es dem nüchternen Geiste des Naturforschers nicht einmal gelingt, deren wirklichen, gedanklichen Kern herauszufinden und also den geeigneten Angriffspunct zu erfassen. Schon in den oben citirten

Digitized by Google

Sätzen fand sich gar Manches, was für die Naturwissenschaft eben einfach keinen Sinn giebt. Diese sogenannte Idee, die dem Weltbau im Ganzen und seinen Theilen zu Grunde liegen soll, woher soll man sie erkennen? Und gar, wo bleibt die Logik, wenn Michelis immer von einer aufsteigenden Entwickelung redet, die „einen Kampf um die vollkommene Form repräsentirt" (Seite 21) und dabei, wie er immer wieder betont, doch nur „ideal" verstanden werden soll? Wir sehen weder, wo Michelis seine „Idee" herninmt, noch wie er sie beweist, noch worin sie eigentlich besteht.

Nur, damit man uns nicht zum Vorwurf mache, leichtfertig auf ein einziges Beispiel hier unser Urtheil ausgesprochen zu haben, vergönne man uns noch ganz im Kurzen eine kleine Blumenlese Michelisscher Kenntnisse zuzufügen.

Die von Huxley zuerst aufgestellte, von Häckel und vielen anderen Zoologen adoptirte Eintheilung der Säugethiere, die sich auf hier nicht näher zu besprechendem Verhältnisse der Eihäute gründet, ist nicht gerade leicht zu verstehen; wenigstens erfordert sie ein gewisses Maaß von Vorkenntnissen, ohne welche unfehlbar eine chaotische Verwirrung eintreten muß. Im Kopf unseres gelehrten Philosophen, ist eine solche denn auch im vollsten Maße vorhanden. Auf Seite 7 springt er freilich mit Deciduaten und Indeciduaten, mit Zono- und Diskoplacentalen um, als wären das alte Bekannte von ihm; aber auf Seite 49 enthüllt sich, wie flüchtig diese Bekanntschaft ist! Daselbst werden nämlich in aller Naivetät die Raubthiere zu den Diskoplacentalen gestellt, — daher schreibt sich auch die in Michelis Einbildung existirende Uebereinstimmung der Affen und Raubthiere — während jeder Student weiß, daß sie zonoplacental sind; zum Ersatz sind aber die Wiederkäuer zonoplacental! Es ergeht an Herrn Professor Michelis die bescheidene Bitte, sich doch einmal bei dem nächsten Schlächter eine Kuhtracht zeigen zu lassen; er wird sich dann vielleicht durch den Augenschein überzeugen, daß die Placenta der Kühe keineswegs gürtel- sondern, wie bei allen Indeciduaten, zottenförmig ist, und in einer etwaigen zweiten Auflage seines in der That recht „akademisch", d. h. im Studirzimmer, ohne die Unterlage realer Thatsachen entstandenen Protestes wenigstens diesen Schnitzer ausmerzen!

Auf Seite 18 wird Häckel vorgeworfen, er habe bei Besprechung der Kiemenlurche und der bei ihnen sich vollziehenden Umwandlung der Kiemen- in Lungenathmung die bei den Lungenschnecken sich findende gleiche Umwandlung ignorirt. Das meint Michelis, hätte „denn doch" nicht geschehen dürfen! „Denn doch"! und dieser kathedermäßigen Abkanzelung bedient sich Michelis bei einer Sache, für die er augenscheinlich auch nicht das mindeste Verständniß hat. Daß die Schneckenlungen umgewandelte Mantelhöhlen, die Wirbelthierlungen umgewandelte Schwimmblasen sind, ist ihm unbekannt, sonst

Googl

hätte ihm diese Herbeiziehung im Traume nicht beikommen können. Und trotzdem: „Denn doch"!

Mit besonderem Nachdruck wird Seite 14 betont, daß in der Anthropogenie die Gliederthierentwickelung nicht zur Sprache gekommen sei. Häckel leitet bekanntlich die Wirbelthiere von gewissen Würmern ab und betrachtet die Gliederthiere nur als einen Seitenzweig der Würmer, der mit der aufsteigenden Entwickelungsreihe gar Nichts zu thun hat. Nun ist ja ganz klar, daß alle diese Stammbäume nur der provisorische, graphische Ausdruck unserer Kenntnisse sind, und Häckel selbst ist der Erste, dieses zuzugeben, und, falls etwas Anderes erwiesen wird, dieses an die Stelle seiner Ansichten treten zu lassen; er selbst sagt, daß er „weiter Nichts beansprucht, als den ersten Versuch gemacht, und zu weiteren, besseren Versuchen angeregt zu haben". Aber selbstverständlich muß eine Kritik gegen Häckel rein wissenschaftlich sein, und bis etwa, was ja immerhin nicht undenkbar, durch eine solche, auf Grund neuer Thatsachen, ein engerer Anschluß der Wirbelthiere an die Anthropoden nachgewiesen sein wird, mag sich Professor Michelis mit der Versicherung zufrieden geben, daß das Reich der Gliederthiere keineswegs „außer Häckels Gesichtskreis fällt", sondern daß der berühmte Jenenser Zoolog seine gewichtigen und von vielen anderen Gelehrten getheilten Gründe hatte, die Wirbelthierentwickelung so und nicht anders abzuleiten.

Daß auf Seite 34 zum wievielsten Mal wohl? — an das Rind die dringende Aufforderung ergeht, sich gefälligst vor unsern sichtlichen Augen zum handgreiflichen Beweise der Darwinschen Theorie in einen Löwen zu verwandeln, wird bei der uns bekannten Denkart des Verfassers Niemanden mehr Wunder nehmen; aber der Stoßseufzer ist wohl berechtigt: wann endlich wird man aufhören, die Wissenschaft mit Einwänden und Fragen zu belästigen, die doch nun wirklich oft genug erledigt worden sind!

Auch der auf Seite 23 aus „Pflanzenzellen" bestehende Ascidienmantel sei als Zeugniß für des Verfassers anatomisches Verständniß erwähnt.

Zum Schluß noch ein paar Kleinigkeiten:

„Dezidua" und „Plazenta" zu schreiben, ist, wenn auch nicht gerade falsch, doch entschieden geschmacklos und das Auge beleidigend. Was würden die Historiker sagen, wenn in einer halbwegs wissenschaftlichen Schrift von „Zizero" und „Zäsar" die Rede wäre?

In einer Anmerkung zu Seite 62, die über das Verhältniß Platos zu Aristoteles allerlei ganz Interessantes mittheilt, ist von „Katheden" und „Hypothenusen" die Rede. Es sei zugegeben, daß das Druckfehler sind, aber es giebt gewisse Druckfehler, die eben um keinen Preis vorkommen dürfen; und die „Hypothenuse" wenigstens, die man in den Erstlingsheften aller Schulknaben trifft, gehört zu diesen. Ganz bestimmt kein Druckfehler aber ist das

Digitized by Google

„Zwergfell" welches uns viermal (Seite 13, Seite 40 und Seite 62) begegnet. So möge denn Herr Professor Michelis bei dieser Gelegenheit lernen, was Jemand, der über zoologische Fragen sich vernehmen läßt, freilich längst wissen müßte, daß der in Rede stehende Muskel seinen Namen keineswegs irgend einem mysteriösen Zusammenhang mit Zwergen, sondern — „merkt's ihr Quintaner!" — einfach dem Umstand verdankt, daß er „zwerch", d. h. querüber, à travers, durch die Leibeshöhle gespannt ist!!

Wir können zum Schluß kommen. Daß eine Schrift, deren Verfasser so klägliche Lapsus begeht, außerhalb der wissenschaftlichen Discussion steht, wird man uns nach alledem wohl zugeben. Und wenn uns Professor Michelis zehnmal versichert, nicht um die Thatsache, sondern um die Erfassung der Thatsache im Denken handle es sich — wo soll diese Erfassung herkommen, wenn eben die thatsächliche Unterlage fehlt? So kann die moderne Zoologie denn mit gutem Gewissen über diesen Angriff zur Tagesordnung übergehen.

Die Absicht, die Vertheidigung zu einem Panegyricus Häckels und seiner Schule zu gestalten — wie es von anderer Seite jüngst geschehen ist — hat uns fern gelegen. Im Gegentheil können wir uns eines gewissen Bedenkens nicht erwehren, ob nicht am Ende doch Häckel einen Theil der Schuld an diesem Angriffe sich selbst zuzuschreiben hat. Abgesehen davon, daß vielleicht in seinen Werken, die ja doch populär sein sollen, die ganze neue Lehre überhaupt zu früh, und deshalb „tumultuarisch und unvollständig in das Publicum sprang" — auch die Art und Weise seiner Darstellung bietet, leider! der Kritik Anhaltspunkte genug. Er ist gar zu geneigt, das Wahrscheinliche als wahr, die Hypothese als Gesetz zu bezeichnen, und gar Viele lassen sich durch diese etwas turbulente Art von seinen gesammten Lehren überhaupt zurückschrecken oder gar zur Opposition reizen. Wäre er, und auch einige seiner Nachfolger, etwas weniger stürmisch, etwas zurückhaltender und vorsichtiger gewesen — was sie unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung ganz wohl gekonnt hätten — wir hätten das deprimirende Schauspiel eines Michelisschen Angriffs schwerlich erlebt. Bei aller Bewunderung, die jeder unbefangen Denkende dem großartigen und umfassenden Wirken und Streben Häckels entgegenbringen muß, wäre es doch jedenfalls erwünscht, wenn er es künftig vermöchte, durch noch größere Ruhe und Zurückhaltung solchen Angriffen von vornherein die Spitze abzubrechen!

Indeß, für uns handelt es sich hierbei um die Persönlichkeit Häckels überhaupt weniger, nur Herr Professor Michelis verkörpert sich in ihm den Attentäter „auf die Wahrheit der Offenbarung, auf die Grundlage der Religion und auf die Bedingung der Sittlichkeit". Die Naturwissenschaft aber kann sich darüber hinwegsetzen mit der Erwägung, daß nichts lauter für ihre Größe

Digitized by Google

und Bedeutung Zeugniß ablegt, als derartige von der philosophirenden Orthodoxie, gleichviel welcher Confession, eingegebene Angriffe, und daß keine große Reform, keine gewaltige Umwälzung geschehen kann, ohne solche hervorzurufen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Von den Sammlungen. — In unserer Reichshauptstadt ist in der letzten Zeit viel Neues und Gutes entstanden und Jeder findet darunter Etwas, das seinem Bedürfniß und Geschmack entspricht. Auch ich gedachte Ihnen nach einem kurzen Besuch in Berlin von neuen Schätzen zu berichten, welche gar Vielen zur Freude und zum Nutzen gereichen könnten, nämlich von dem Zuwachs der königlichen Museen, und es wäre viel Rühmliches davon zu sagen. Mit Stolz kann die Verwaltung dieser schönen Sammlungen auf die Erwerbungen der letzten Jahre blicken: nicht allein die Gemäldegallerie hat durch die von Kennern und Laien bewunderte Sammlung Suermondt einen neuen Glanz erhalten, alle Abtheilungen sind erfreulicher Weise bereichert, vor allem auch die beiden, welche mich besonders fesselten, das Antiquarium und das Münzcabinet. Allein ich muß leider gestehen, daß sich mir bei der Betrachtung dieser Herrlichkeiten ein lebhaftes Gefühl des Bedauerns vordrängte.

Im Münzcabinet ist die griechische Abtheilung um die Hälfte des früheren Bestandes vermehrt, und während es sich durch die Vollständigkeit seiner Serien schon lange auszeichnete, hat es jetzt — besonders durch den Ankauf der Sammlungen Fox und Prokesch-Osten — eine imponirende Fülle von Pracht- und Schaustücken griechischer Numismatik erhalten. Die vortreffliche Verwaltung hat dafür gesorgt, daß die schönsten Exemplare dem Publicum zu bequemster Betrachtung ausgelegt sind, und man wird nicht satt, diese kleinen Kunstwerke zu bewundern, welche so frisch und unverändert erhalten sind, wie kaum eine andere Gattung der antiken Monumente. An ihnen kann man die gesetzmäßige Entwickelung der Formenbildung in ununterbrochenem Flusse verfolgen: hier die naiven, derben Gestalten der älteren Kunst, dort die vollendete Schönheit der Blüthezeit und die elegante Anmuth und prägnante Charakteristik der Alexandriner. Aus ihnen weht unmittelbar der Hauch des antiken Geistes und mitten im hyperboräischen Barbarenlande sehen wir hier mit eigenen Augen immer gleich neu und kräftig ausgeprägt den Stempel hellenischer Schönheit.

Digitized by Google

Gehen wir hinüber zum Antiquarium, so werden wir in ähnlicher Weise überrascht: mit dem vollen Zauber der unmittelbaren Nachahmung eines längst verschollenen Volkslebens treten uns die neu erworbenen Terracotten entgegen und der zarte Hauch ihrer feingestimmten Farben verleiht den zierlichen Formen einen Schein der Neuheit, eine einschmeichelnde Ueberzeugungskraft auch für den Laien, welchen wir sonst an der antiken Plastik nicht kannten. Auch die vortreffliche Sammlung griechischer Vasen hat vielfache Bereicherung erfahren: attische Lekythoi mit vollem Farbenschmuck in ungewöhnlicher Größe, Tafeln und Gefäße aus alter und bester Zeit sind neu erworben. Was könnten wir Werthvolleres für unsern Norden gewinnen als diese Erzeugnisse des alten Kunsthandwerks, dem in die Wiege mitgegeben war, was wir jetzt mühsam erstreben. Hier sprudelt eine überreiche Quelle der künstlerischen Anschauung, nach der wir doch so sehnlich verlangen. Man sollte denken, kein Gebäude könnte schön, geräumig und vor allem licht genug sein, um diese Schätze aufzunehmen und dem Beschauer so genußreich und fruchtbar als möglich zu machen. Allein wie ist es in Wirklichkeit?

Wenn man das herrliche Treppenhaus und die großen schönen Säle des Museums durchwandert hat, öffnet sich eine enge Pforte und eine dunkle Treppe führt in die Unterwelt hinab. Mit Schaudern taucht der Wanderer in die Finsterniß. Unten empfängt ihn eine Höhle, von spärlichen Flammen erhellt, rechts und links öffnen sich weite Gänge, aber vergebens strebt er nach dem Sonnenlicht. Dort unten herrscht ewige Dämmerung, denn die hellenische Kunst ist in den Keller verbannt. Verzweifelnd wendet er sich zum Fenster: er sieht nur die schmutzige Straße und das rastlose Menschentreiben der Weltstadt und ununterbrochen ertönt das dumpfe Gerassel der Wagen. Dazu bedrückt die Brust eine dumpfe, feuchte Luft. Und in dieser Umgebung soll sich der Geist dem Zauber der Schönheit erschließen! Was hilft da alles Bemühen und alle Liebenswürdigkeit der Vorsteher und Beamten? Mag die Vasensammlung noch so reich an merkwürdigen Studien sein: wenn die Sonne nicht einmal mit ungewöhnlicher Kraft den norddeutschen Octobernebel durchbricht, ist die Hälfte der zierlichen Gefäße nicht sichtbar: was in den engen Räumen dem Lichte nicht unmittelbar zugewandt werden kann, verschwindet in der Dämmerung und überall giebt es versteckte Winkel, in welche niemals ein Strahl des freundlichen Tages eindringt. Und diese Beleuchtung ist für Gegenstände gewählt, welche mehr als alle anderen des Lichtes bedürfen, einfarbige Vasen mit feinster Zeichnung, dunkle Bronzen, Münzen, welche man sonst mit dem Vergrößerungsglase betrachtet! Und werden diese zarten Sachen auf die Dauer die Feuchtigkeit ertragen? Sind deßhalb die Terracotten mit ihrem lieblichen Farbenschimmer aus einer tausendjährigen Todesnacht emporgestiegen, um hier in stygischer Dämmerung zu verblassen? Man steht hier

einem so seltsamen Factum gegenüber, daß man nicht weiß, ob man lachen oder schelten soll. Die Museumsverwaltung kann freilich nicht angeklagt werden, denn ihr sind diese Räume zugewiesen. Aber mit der Klage richten wir unsere Bitte um Hülfe an das Cultusministerium, welches doch nicht so sehr durch den Culturkampf in Anspruch genommen sein kann, daß es keine Zeit hätte, hier gegen die Finsterniß zu kämpfen. Und wir setzen vor allem unsere Hoffnung auf den Protector des Museums, den Kronprinzen des deutschen Reiches. Wenn er hier Hülfe schaffen könnte, würden ihm nicht allein die Berliner dankbar sein, sondern Alle, welche Kunst und Alterthum lieben und auch in diesem Gebiete auf die kräftig aufblühende Reichshauptstadt ihre Gedanken und Hoffnungen richten. C. A.

Aus Berlin. Die Rede des Kaisers und die allgemeine Lage. Reichstag. — Die vornehmste Stelle unter den Ereignissen der letzten Woche beansprucht entschieden die Kundgebung unseres Kaisers über die politische Lage bei dem Empfange des Präsidenten des Reichstages am letzten Sonntag. Schon um deßwillen ist diese Aeußerung von höchster Bedeutung, weil nach den bei uns herrschenden politischen Bräuchen das Staatsoberhaupt sehr selten persönlich das Wort ergreift. Aber, auch abgesehen von diesem Umstande, verdienen wohl die kaiserlichen Worte die höchste Beachtung, denn sie berühren alle wichtigen, zur Zeit ihrer Erledigung harrenden politischen Fragen. Vier Puncte sind es besonders, die in der Rede des Kaisers hervorgehoben werden und die das allgemeine Interesse angehen. Zwei derselben stehen im Kreise der äußeren und zwei in dem der inneren Politik. Der Kaiser gedenkt des freundschaftlichen Verhältnisses zum Königreiche Italien, der orientalischen Frage, und vorher bei Besprechung der inneren Lage erwähnt er der Budgetberathung des Reichstages und der demselben vorzulegenden Novelle zum Strafgesetzbuche. Anknüpfend an den Mailänder Besuch hebt der Kaiser die Wichtigkeit des Freundschaftsbündnisses mit dem italienischen Königreiche hervor. Es ist das zweite Mal seit kurzem, daß unseres italienischen Nachbarn von allerhöchster Stelle in so herzlicher und bedeutungsvoller Weise gedacht wird. Die Thronrede widmete diesem Thema bereits einige inhaltsschwere Worte, und nachdem derselben nunmehr dieser mündliche Commentar in so unumwundener Weise vom Kaiser selbst gegeben worden ist, werden die Politiker des In- und Auslandes wohl thun, das freundschaftliche Verhältniß zwischen Italien und dem deutschen Reich gleich dem Dreikaiserbündniß als eine der wesentlichsten Grundlagen der gegenwärtigen und künftigen politischen Gestaltung Europas anzuerkennen. Noch wichtiger fast im gegenwärtigen Augenblick ist die Aeußerung des Kaisers über die orientalische Frage. Im Hinblick auf dieselbe bemerkt er, daß die europäische Lage eine eminent friedliche sei. Es

bestünden zwar Differenzen der Auffassung, aber es unterläge keinem Zweifel, daß dieselben eine friedliche Ausgleichung finden würden. Diese Erörterung der orientalischen Frage ist gerade im gegenwärtigen Augenblicke sehr bemerkenswerth. Zunächst muß man sich gegenwärtig halten, daß nach den seiner Zeit amtlich bekannt gewordenen Erklärungen der deutschen Regierung die orientalische Frage als solche den Interessen des deutschen Reiches fern liegt, sie nicht unmittelbar berührt, und daß es daher ganz besondere Umstände sein müssen, welche den Kaiser veranlassen, ihrer den Präsidenten des deutschen Reichstages gegenüber Erwähnung zu thun. Man erkennt diese Umstände sehr leicht, wenn man die in der letzten Woche eingetretene wichtige Phase in der Entwickelung der orientalischen Frage in das Auge faßt. Es ist erst wenige Tage her, daß die bekannte Kundgebung des russischen Regierungsanzeigers, welche der Sympathieen Rußlands mit der slavischen Bevölkerung der aufständischen türkischen Provinzen gedachte und die Nothwendigkeit der wirklichen Durchführung der von der Pforte verheißenen Reformen hervorhob, die Welt erregte. Ich glaube allerdings nicht, daß diese Erregung gerechtfertigt war: Wir wenigstens in Deutschland hatten gewiß keinen Grund, uns in Unruhe zu versetzen. Aber von erheblichster Wichtigkeit war diese russische Manifestation darum doch. Denn im Grunde bedeutet sie wohl nichts anderes und nichts Geringeres, als die Ankündigung, daß Rußland auf dem Wege fortzufahren gedenkt, den es im Orient seit dem Krimkriege und seit dem Pariser Vertrage aufgeben mußte. Im Jahre 1870 hat Rußland schon den ersten einleitenden Schritt auf diesem Wege gethan, indem es sich von der Klausel des Pariser Vertrages, die seine Machtentfaltung auf dem schwarzen Meere einengte, lossagte. Jetzt bereitet es offenbar den zweiten vor. Welcher Art derselbe sein wird, weiß heute noch Niemand. Daß er direct nach Constantinopel führen sollte, scheint allerdings wohl wenig glaublich und existiren solche Pläne wohl zur Zeit nur in der erhitzten Phantasie der Engländer und Franzosen. Immerhin aber scheint es unfraglich, daß Rußland sich der slavischen Bevölkerung der Türkei näher stellen wird, als es den Engländern und Franzosen lieb ist und immer unzweifelhafter wird es, daß auf Antrieb und Anregung Rußlands diese slavischen Bevölkerungen zu staatlichen Existenzen gelangen werden, deren Creirung an sich schon dem Bestande der Türkei und damit dem Interesse der Westmächte gefährlich sein wird. Trotz dieses activen Verhaltens Rußlands erklären die kaiserlichen Worte den europäischen Frieden für gesichert. Und wahrlich mit gutem Grunde. Denn daran denkt wohl Rußland selbst zur Zeit am allerwenigsten, seine orientalischen Pläne im Wege des Krieges durchzuführen. Vielmehr wird man auch hier von der ganz sichern Voraussetzung ausgehen müssen, daß über alles, was jetzt im Orient vor sich geht und noch in nächster Zeit vor sich gehen soll, von seiten der drei Kaiser-

Google

mächte bestimmte Abrede und Vereinbarung getroffen worden ist. Wie aber dieses Bündniß der drei Kaisermächte den Frieden zu seinem Zweck und zu seiner Voraussetzung hat, so werden auch die einzelnen im Hinblick auf eine specielle Frage festgesetzten Vereinbarungen nur auf friedlichem Wege durchgesetzt werden und liegt den Mächten gewiß jede andere Realisirung derselben vollständig fern. Sie entsinnen sich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit die Ansicht aussprach, daß es ein Lieblingsgedanke des Kaisers Alexander und der russischen Politik sei, die orientalische Frage vermittelst eines Congresses oder einer Conferenz neu zu ordnen. Wenn mich nicht alles trügt, so stehen wir bereits der Ankündigung eines solchen Ereignisses außerordentlich nahe. Man weiß, daß Graf Andrassy bereits auf Aufforderung Deutschlands und Rußlands ein Memoire über die Frage der von den Mächten für die türkischen Reformen zu leistenden Garantieen ausarbeitet. Ist diese Denkschrift erst fertig, so ist bis zu ihrer Vorlegung an die Unterzeichner des Pariser Vertrages doch ein nicht allzugroßer Schritt und der Congreß oder die Conferenz ist fertig. Der Umstand übrigens, daß ein österreichischer Staatsmann trotz des Vorwaltens der russischen Action in der orientalischen Frage das geplante Reorganisationswerk praktisch einleitet, ist ein überaus deutlicher Beweis des guten Einvernehmens der nordischen Mächte und ein weiteres, ganz unwiderlegliches Argument für die friedliche Lage Europas. Und wenn nun noch die kaiserlichen Worte diese friedliche Gestaltung ausdrücklich betonen, so muß wohl die Logik der Thatsachen wie das Vertrauen in die Einsicht des Monarchen die Friedenszuversicht in gleicher Weise befestigen. Freilich werden die Westmächte und ihre Preßorgane sich nur sehr ungern zu dieser Einsicht bequemen. Sie verlieren auch bei dieser friedlichen Umgestaltung der orientalischen Verhältnisse sehr viel und werden es sich daher eifrigst angelegen sein lassen, jede Action der Nordmächte und speciell Rußlands als den Keim einer kriegerischen Verwickelung darzustellen. Dem gegenüber wäre nur immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Allianz der Nordmächte keineswegs jemals die absolute Erhaltung des status quo im Orient oder sonst wo auf ihre Fahne geschrieben hat, sondern daß sie stets der nothwendigen Fortentwickelung der Völkerinteressen, allerdings auf friedlichem Wege, das Wort geredet hat. Wenn sie jetzt also dem russischen Einfluß im Orient eine Erweiterung gestatten sollte, so thut sie das ganz gewiß in der doppelten Erkenntniß, daß dieser Fortschritt unvermeidlich ist und daß seine friedliche Durchführung unendlich vielen anderen Uebeln vorbeugt. Sie erhält also den Frieden, indem sie das Neue, absolut Nothwendige zur rechten Stunde selbst schafft, statt es im Gegensatze zu fremden Interessen gewaltsam emporkommen zu lassen. Wir verdenken es den Engländern und Franzosen wahrlich nicht, daß sie die russische Politik mit äußerstem Mißvergnügen betrachten. Es ist gewiß für sie uner-

Digitized by Google

freulich, daß die einstigen Ergebnisse des Krimkrieges so rettungslos zu Grunde gehen, zumal ein Ersatz für den schwindenden Einfluß der Westmächte im Orient schwerlich zu finden sein wird. Denn wenn die Engländer mit einer Occupation Aegyptens drohen, so glauben sie wohl selbst nicht an die heilsame Wirkung einer solchen Maßregel, ganz abgesehen von der Möglichkeit ihrer Durchführung. Den Franzosen aber kommt die gegenwärtige orientalische Krisis noch ganz besonders ungelegen. Nicht allein, daß sie dieselbe in einer militärischen Lage vorfindet, die ihnen nicht gestattet, wirksam in das europäische Concert einzugreifen, sondern die orientalische Politik wird ihnen noch dadurch ganz speciell unangenehm, daß die Nordmächte es so meisterlich verstanden haben, Frankreich zu verhindern, mittelst des bloßen diplomatischen Hineinredens in die orientalischen Dinge die europäische Großmacht von ehedem zu spielen. Frankreich möchte so gern, wie kürzlich Jemand treffend sagte, an der Springstange der orientalischen Frage in die hochpolitische europäische Arena hüpfen. Aber man sorgt dafür, daß diese Springstange nirgends wirksam angesetzt werden kann.

Unter diesen Umständen wird man gewiß die Klugheit der Organe des Herzogs von Decazes aufrichtig anerkennen müssen, welche stets die Miene annehmen, als ob ihr Leiter in dem Geheimnisse der hohen Politik sei und als ob Alles mit und vermöge seiner Zustimmung geschehe. Andererseits hat diese Sprache noch das Gute, daß auch sie der Erhaltung des Friedens jedenfalls nicht hinderlich ist, da sie die Divergenzen zwischen den Interessen der Westmächte und denen der Nordmächte nach Möglichkeit ignorirt. Die Rede unseres Kaisers hat diese Divergenzen offenbar im Sinne an der Stelle, wo sie der entgegenstehenden Gesichtspunkte in der bosnischen Frage gedenkt und die friedliche Ausgleichung derselben für gesichert erklärt.

Auf dem Gebiete der inneren Politik sind es natürlich die Arbeiten des Reichstages, welche die kaiserliche Rede erörtert, und zwar namentlich das Budget und die Strafrechtsnovelle. Der Kaiser hofft, das Budget vor Neujahr festgestellt zu sehen, ein Wunsch, der wohl berechtigte Aussicht auf Erfüllung hat. Wenigstens nimmt man allgemein an, daß selbst im Falle der Verlängerung der Reichstagssession über Neujahr hinaus das Budget bis Weihnachten erledigt sein wird. Seit wenigen Tagen liegt das gesammte Reichsbudget in allen seinen Theilen vor. Bemerkenswerth ist vor allem der § 2 des Etatsgesetzes, welcher den Reichskanzler ermächtigt, zur vorübergehenden Verstärkung des ordentlichen Betriebsfonds der Reichshauptkasse Schatzscheine bis zum Betrage von 24 Millionen Mark und behufs Beschaffung eines Betriebsfonds zur Durchführung der Münzreform Schatzscheine bis zum Betrage von fünfzig Millionen Mark auszugeben. Es läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen, welche Aufnahme dieser Theil des Etatsgesetzes im Reichstage finden wird.

Digitized by Google

Jedenfalls ist ersichtlich, daß seine Discussion zu einer Erörterung der gesammten Finanzlage und Bank- und Münzgesetzgebung führen wird. Bezüglich der Strafrechtsnovelle, bemerkt die kaiserliche Rede nach einem Hinweis auf die große Milde des neueren Strafrechtes an sich, daß man der sachlichen Discussion entgegensehen müsse. Und gewiß scheint jede positive Meinungsäußerung über diese Materie heute noch ebenso verfrüht wie vor vier Wochen, da bis zum heutigen Tage der Strafgesetzentwurf sich noch im Schoße des Justizausschusses des Bundesrathes befindet. Uebrigens glaubt man in parlamentarischen Kreisen, daß die Strafrechtsnovelle, wenn sie überhaupt noch in dieser Session an den Reichstag gelangt, erst nach Neujahr zur Verhandlung kommen wird. Es ist also für alle Factoren der Gesetzgebung noch hinreichende Zeit, um ihre Stellung zu dieser Frage auf das sorgsamste zu überlegen.

Die bisherigen Arbeiten des Reichstages betrafen, wie auch der Kaiser bemerkt, nur Vorlagen von geringerer Bedeutung, unter denen am bemerkenswerthesten sind, das Gesetz, betreffend das Verhältniß der Post zu den Eisenbahnen, das Gesetz über die Hülfskassen und das über die neue Concursordnung. Sämmtlich hat sie der Reichstag an die betreffenden Commissionen verwiesen. Die Debatten des Hauses waren zwar keineswegs ohne Interesse, allein man merkte sehr bald, daß die Parteien die Zeit zu größerer Kraftentfaltung und eigentlichen Abmessung ihrer Machtsphären noch nicht für gekommen erachteten. Daher kam es, daß die vielfachen Excursionen der einzelnen Redner auf die verschiedenen Gebiete der brennenden Tagesfragen ohne Nachfolge der Parteigenossen blieben und daß nicht einmal eine entscheidende Aeußerung laut wurde. Auch die Interpellation des Abgeordneten von Minnigerode über den Stand der Eisenbahntarifreform und der Eisenbahngesetzgebung wird, wenn sie nicht durch ganz unvorhergesehene Zwischenfälle unterbrochen wird, kaum ein lebhafteres Tempo in die Debatten bringen. Es ist eigentlich nicht einmal recht abzusehen, was der Interpellant bezweckt. Die Antwort, die ihm der Regierungscommissar ertheilen wird, kann ihm unmöglich neue Aufschlüsse bringen. Man weiß ja doch allerseits, daß die Commission zur Untersuchung der Eisenbahntariffrage ihr Gutachten noch nicht abgegeben hat und ebenso bekannt ist, daß das Reichseisenbahngesetz in seinem Werden durch Competenzbedenken aller Art aufgehalten wird, deren Beseitigung vor allem eine Kräftigung des Reichseisenbahnamtes erheischen würde, als der Institution, welcher die einheitliche Handhabung des Eisenbahnwesens im Gegensatze zu den Competenzen der Einzelstaaten obliegt. Das ist alles so bekannt, daß es eine Interpellation darüber wahrlich nicht zu bedürfen scheint.

In diesen Tagen hat der Bundesrath dem Reichstage die lang erwartete Antwort auf den Antrag Hoverbecks, betreffend die Abänderung des Artikels 31

Digitized by Google

der Verfassung zugehen lassen. Die Antwort ist ablehnend ausgefallen. Es handelt sich bekanntlich um den Antrag, auf dem Wege der Abänderung der Verfassung die Möglichkeit auszuschließen, daß ein Abgeordneter während der Dauer der Sitzungsperiode ohne Genehmigung des Reichstages verhaftet wird. Die Motive, die den Bundesrath bei seiner Ablehnung geleitet haben, sind bereits in extenso publicirt und allerorten bekannt. Ich wiederhole sie daher hier nicht und bemerke nur, daß die Angelegenheit noch keineswegs erledigt ist, sondern daß der ehemalige Antrag Hoverbeck als Antrag Hoffmann bereits von neuem im Reichstage eingebracht worden ist. Unter den sonstigen neuesten parlamentarischen Ereignissen ist die Erklärung zu verzeichnen, welche der Vorstand der Centrumsfraction in der „Germania" veröffentlicht hat. Derselbe verwahrt sich darin gegen die Behauptung, daß die Centrumsfraction eine Berechtigung zu etwaigen Verhandlungen über einen Ausgleich des kirchenpolitischen Conflictes besitze. Uebrigens sei auch der Fraction von solchen Verhandlungen nichts bekannt. Daß diese Erklärung wirklich so kriegerisch gemeint ist als sie klingt, möchte ich bezweifeln, denn die Expectorationen der ultramontanen Blätter lauten sonst gar nicht so sehr kampflustig. Vielmehr predigen sie alle den Grundsatz, daß man abwarten und zusehen müsse, wo sich der Staat eine Blöße geben werde. Eine solche Maxime zeugt aber doch nicht gerade von Zuversicht und Vertrauen in die eigene Stärke.

Endlich habe ich an dieser Stelle wenigstens mit einem Worte des großen Verlustes zu gedenken, der den Reichstag jüngst durch den Tod Robert von Mohls betroffen hat. Mohl war am letzten Donnerstag noch in der Sitzung des Reichstages anwesend. In der folgenden Nacht ging er sanft aus der Ruhe des Schlafes in die des Todes über. Der Reichstag ehrte vermöge seiner demokratischen Tradition sein Andenken wie das jedes anderen Volksvertreters nur durch Erheben von den Sitzen. Eine andere Form der Anerkennung ist nicht zulässig, wäre sie es, so hätte wohl der breiteste Strom der parlamentarischen Beredtsamkeit sich ergießen müssen, um die hohen wissenschaftlichen und politischen Verdienste des Dahingeschiedenen zu rühmen. Jetzt gehört er der Geschichte an und sie wird seiner nicht vergessen. J.

Literatur.

Geschichte der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche. Von Dr. Heinrich Heppe. Berlin, Wilh. Hertz. — Auf dem inneren Umschlage dieses Buches, auf gleicher Höhe mit seinem Titel zur Linken, finden wir Reuters Geschichte der religiösen Aufklärung angezeigt, ein Buch, dessen in No. 33. dieser Zeitschrift gedacht worden. So äußerlich dies zu sein scheint, so ist es doch wohl ebenso wenig zufällig, wie daß beide Bücher denselben Verleger gefunden haben; denn wie wenn sich ihre Verfasser verabredet hätten,

Digitized by Google

ist das eine eine werthvolle Ergänzung des andern. Das Reutersche Buch zeigt, daß es um die Einheit der kirchlichen Lehre im Mittelalter durchaus nicht so bestellt war, wie uns Rom mit seinem „Semper ubique ab omnibus“ glauben machen will, insofern eine Reihe bedeutendster Lehrer in der katholischen Kirche vom officiellen Dogma derselben weit abwich; das Heppesche Buch zeigt uns noch drastischer, daß auch die neuere Geschichte des Katholicismus von dessen prätendirter Einheit in der Lehre nichts weiß, sowie daß nur die raffinirteste Grausamkeit der Hierarchie ihm einen gewissen, für viele so blendenden Schein von Einheit und Unterwerfung Aller unter dieselbe Autorität anzuquälen vermocht hat. Wie und um welchen Preis, erfahren wir auf Grund eingehender Detailforschungen aus seiner „Geschichte der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche“.

Von größter und allgemeiner Bedeutung ist hier vor Allem, was wir von Heppe hinsichtlich des Auftretens dieser religiösen Richtung und ihre Verbreitung constatirt sehen. Denn drängt sich jedem Geschichtsforscher gelegentlich die Frage auf, wie es bei der im sechszehnten Jahrhundert allgemein empfundenen Verkommenheit der katholischen Kirche zu erklären sei, daß sich gleichwohl ganze Länder und Völker gegen den auf Erneuerung des religiösen Sinnes drängenden Zug ihrer Zeit zu verschließen vermocht haben, so sehen wir von Heppe evident nachgewiesen, daß die Frage in dieser Form gar nicht berechtigt ist, insofern auch die quietistische Mystik auf nichts Geringeres, als auf eine gründliche Reform des religiösen Lebens ausging, und genau um dieselbe Zeit in der romanischen Welt — namentlich in Spanien und Frankreich —, wie der Protestantismus mehr in der germanischen, seine Eroberungen machte. Um die Bedeutung und Tragweite dieser Thatsache zu verstehen, muß man sich freilich zuerst über das innerste Wesen der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche klar werden; und auch dazu finden wir im Heppeschen Buche die sicherste Anleitung. Mit Recht wird hervorgehoben, daß schon in der von alten Quietisten geforderten Innerlichkeit des religiösen Lebens, das sich weit über die kirchlichen Anforderungen an dasselbe erheben soll, eine Opposition lag. Denn die katholische Hierarchie kann principiell nicht zugestehen, daß man über ihre consilia hinausgehen könne, wieviel weniger, daß es eine Stufe der religiösen Erhebung gebe, auf der es ihrer vermittelnden Thätigkeit nicht mehr bedürfte. Sucht das religiöse Individuum eine solche durch selbstgewählte Mittel, gleichviel worin diese bestehen: ob in strengerer Ascese, in einer neuen Gebetspraxis, oder worin sonst, so setzt dieß voraus, daß von ihm die herkömmlichen Mittel der Kirche für nicht ausreichend befunden worden . . . Aber nicht minder interessant ist zu erfahren, wie lange nicht nur der Quietismus als solcher, sondern auch der officielle Katholicismus über dessen Bedeutung und Verhältniß zu ihm sich zu täuschen vermocht hat. Was jenen betrifft, so

Digitized by Google

gehört dies freilich mit zur geschichtlichen Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung und zu dem, was ihn vom Protestantismus — vielmehr, als diese und jene Heterodoxie der Lehre — unterscheidet. Während beide eine subjectiv-innerliche und um so viel höhere Form der Frömmigkeit, als die objectiv-kirchliche, thatsächlich sind, so weiß sich doch der Quietismus nicht als solche, weil er sich von der Grundvoraussetzung des Katholicismus: „extra ecclesiam nulla est salus“ noch nicht frei zu machen gewußt hat. Was aber diesen und die Hierarchie betrifft, so begreift sich auch deren lange Zeit freundliches Verhalten zum Quietismus nur auf die eben angedeutete Weise. Der Katholicismus ist zuerst gleichsam stolz darauf, auch auf seinem Gebiete eine Generation entstehen zu sehen, die es mit der von den Evangelischen betonten Innerlichkeit des religiösen Lebens ebenso ernst nimmt, wie diese, oder sie gar überbietet; und einige derselben heilig zu sprechen, erschien darum keine schlechte Reclame! (Seite 59.) Bis die Hierarchie zu ihrem Schrecken mit einem Male wahrnimmt, daß ihr diese, ihre besten Söhne, über den Kopf wachsen. Ebenso bald freilich kann nun das Schicksal des Quietismus nach der Consequenz des hierarchischen Systems für entschieden gehalten worden. Er tastet — wissentlich oder nicht — so gut, wie der Jansenismus, die Omnipotenz der allein alles Heil vermittelnden Hierarchie an; folglich ist er („was bedürfen wir weiter Zeugniß?“) des Todes schuldig.

Gleichwohl war es nicht ganz leicht, diese Sentenz zu vollstrecken. Denn einmal hatte sich die Kirche durch ihre Approbation (beziehungsweise Canonisation) der bedeutendsten literarischen Vertreter der quietistischen Mystik gleichsam die Hände gebunden; wo blieb ihre Unfehlbarkeit, wenn sie heute verdammte, was sie gestern gelobt hatte? Zum andern gaben auch die praktischen Vertreter dieser Richtung zu einem disciplinarischen Verfahren gegen sie nicht den geringsten Anlaß. Im Gegentheil, wo sie ihren Einfluß geltend machen, wie namentlich in Hunderten von Klöstern, da ist dies gleichbedeutend mit einer Hebung des religiös-sittlichen Lebens, ohne irgend eine Seele dem katholischen Dogma zu entfremden; ja es gelingt ihnen statt dessen hin und wieder, so gut wie den Jesuiten, und nur durch bessere Mittel, als diesen, dem Protestantismus Terrain abzugewinnen. — Grund genug, um der quietistischen Bewegung die Sympathie vieler eifrigster Kirchenoberen bis zum heiligen Stuhle hinauf zuzuwenden.

Durch welcherlei Mittel und Machinationen die Hierarchie trotz aller dieser Schwierigkeiten ihr Ziel: die gänzliche Ausrottung des Quietismus, zu erreichen gewußt hat, ist nun der — wenn er nicht aktenmäßig belegt wäre — schier unglaubliche Inhalt des Heppeschen Buches. Molinos, bisher ein Günstling des ihm selbst geistesverwandten Papstes Innocenz XI., mußte nach feierlichem Widerruf im Kerker verschwinden und verkommen. Lacombe, dem

Digitized by Google

man nichts Widerrufliches nachweisen konnte, ward so lange festgehalten und mißhandelt, bis er wahnsinnig darüber wurde. Am gewissenlosesten aber abgehetzt ward Frau von Guyon, deren Geschichte uns von Heppe hier zum ersten Male ausführlich erzählt wird. Ins Detail der gehässigen Intriguen gegen sie näher einzugehen ist unmöglich; nur soviel, daß einzelne Bosheiten, als deren Urheber hier berühmte Kirchenlichter erscheinen, von so geradezu diabolischem Charakter sind, daß selbst ein Shakespeare im Darstellen ähnlicher für seine Tragödien von diesen leibhaftigen Teufeln noch hätte lernen können, und daß man darüber das Maß von Irrthum, von dem die excentrische Frömmigkeit der Frau von Guyon keineswegs freizusprechen ist, fast gänzlich übersieht. Im Allgemeinen ist das Verfahren des Jesuitismus — denn dieser ist in richtigem Instinct der eigentliche Todfeind des Quietismus — gegen seine Schlachtopfer nach Heppes ganz zutreffender Darstellung je dasselbe: um den einzelnen Quietisten zu discreditiren, wird dessen Lehre verdächtigt; um die Lehre zu verdächtigen, wird die Persönlichkeit discreditirt; das Wie aber? ist nahezu gleichgültig: Lüge, Verläumdung, Unterschlagung, Raub, Fälschung (ganze Briefe z. B. werden als solche, die Frau von Guyon geschrieben habe, mit Hülfe eines ihre Handschrift nachahmenden Schreibers erdichtet) das Alles muß ad majorem Dei gloriam der Inquisition helfen.

Was aber den Widerwillen des damaligen Papstes gegen solche Schurkereien betraf, so galt es, denselben durch die Allgewalt des französischen Souveräns zu paralysiren und zu überwinden. Aus der Heppeschen Darstellung wird es unzweifelhaft, daß der Proceß gegen den frommen Fenelon, den ein noch halbwegs unabhängiges Gericht bereits freigesprochen hatte, lediglich auf Befehl des damals ganz vom Jesuiten La Chaise und von der Maintenon abhängigen Ludwigs XIV., wieder aufgenommen und, während der Papst selbst darüber trauerte und klagte, zu dessen Ungunsten entschieden wurde. Auf die französischen Hoftheologen fällt bei dieser Gelegenheit ein Licht, dessen Bedeutung für die Folgezeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Uns wenigstens ist es so, als sähen wir hier schon den hundert Jahre später ausbrechenden Bankerott des französischen Staates als einen unausweichlichen indicirt; sowie andererseits feststeht, daß der hierarchische Katholicismus durch sein Verhalten gegen die quietistische Mystik, in der zum dritten Male (wie vorher im Protestantismus und im Jansenismus) sein Gewissen aufschrie, Niemanden mehr beschädigt hat, als sich selbst. J.

Notizen. Die Pioniere Frankreichs in der neuen Welt von Franz Parkmann. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung. Mit einem einleitenden Vorwort von Friedrich Kapp. Stuttgart, Auerbach. Die Fülle landschaftlicher Schilderung und die genaue Kenntniß des Indianerlebens gewährt den Darstellungen des amerikanischen Historikers, der hier zum

Digitized by Google

ersten Mal vor ein deutsches Publicum tritt, einen eigenen Reiz. Die Gegenden am Lorenzo und an den großen Seen, das Leben der ersten Ansiedler etwa bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ist mit einer Lebendigkeit und Farbenpracht gemalt, die an manchen Stellen nahezu künstlerisch ist. Ob die historische Darstellung nicht hier und da ihre Grenzen überschreite, ist eine andere Frage, die wir hier nicht erörtern, jedenfalls ist das Buch der Lectüre in hohem Grade werth, und wir hegen die Hoffnung, daß noch andere Werke des Verfassers uns auf diesem Wege zugänglich gemacht werden. Weniger begreift man, wie dieselbe Verlagshandlung Bayard Taylors Geschichte von Deutschland in Uebersetzung bieten konnte. Das Buch Taylors hat unbestreitbare Verdienste um die allgemeine Bildung in Amerika, da es aber aus ein paar allgemein zugänglichen deutschen Quellen compilirt ist, so kann seine Bedeutung an und für sich für die cisatlantischen Deutschen nur eine sehr mäßige sein, während die transatlantischen Deutschen hoffentlich der eigenen Quellen ihrer historischen Bildung nicht vergessen werden. — Geschichte der neuesten Zeit 1815—1871. Von Constantin Bulle 1. Bd. Von 1815—1848. Bremen, Credner. Die populär geschriebene Geschichte, die uns vorliegt, ist so kurz und knapp gefaßt, wie kaum irgend eine des bedeutungsvollen Zeitraums. So weit wir sehen, solid gearbeitet, hilft sie wirklich einem Bedürfniß ab. Vornehmlich auch höheren Schulen dürfte sie als brauchbares Lehrbuch empfohlen werden. — Werden und Vergehen von Carus Sterne. Berlin, Bornträger, bietet auf darwinistischer Grundlage eine geistreich und fesselnd geschriebene Darstellung der Entwickelung des Weltganzen, die einen leichtfaßlichen Ueberblick über den momentanen Stand der Forschung gewährt. — Alexander von Humboldts Leben und Wirken, Reisen und Wissen. Von Hermann Klencke. Fortgesetzt von Kühne und Hintze. Siebente, sehr verbesserte, illustrirte Auflage. Leipzig, Spamer. Die altbekannte, von Humboldt selbst lobend gewürdigte Arbeit Klenkes erscheint hier in einem völlig neuen Gewande, welches sie hauptsächlich den neuen Publicationen über den großen Gelehrten verdankt, außer den neuen Briefsammlungen hauptsächlich der von Bruhns redigirten wissenschaftlichen Biographie. Besonders sind die amerikanischen und asiatischen Reisen ausführlicher dargestellt, auch ist der Kosmos im Auszug gemeinfaßlich wiedergegeben und so ein Lesebuch für Alt und Jung geschaffen worden, welches durch theilweise ganz vorzügliche Illustrationen — wir heben nur die meisterhaften Darstellungen der Pflanzenformen hervor — noch einen ganz besonderen Werth gewinnt.

Berichtigung. In Nr. 45, S. 730, Z. 7 v. u. lies: „empörerischen“. D. R.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 12. November 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Italienische Fragen.

Der Besuch des deutschen Kaisers in Mailand macht auch in der Beziehung eine erfreuliche Ausnahme von den gewöhnlichen Zusammenkünften von Monarchen, als er nicht den üblichen Schwarm von Gerüchten über politische Abmachungen, Pläne und Combinationen im Gefolge hat. Die Situation ist in der That so klar, die Gemeinsamkeit der Interessen Deutschlands und Italiens, soweit sie besteht, so handgreiflich, daß nicht einmal die auswärtige Presse, selbst nicht die französische, das bei anderen Gelegenheiten der Art immer hervortretende Mißtrauen hat durchblicken lassen oder aus der Mailänder Begegnung Consequenzen gezogen hat, welche sich auf eine Veränderung im zukünftigen Verhalten der beiden zunächst betheiligten Staaten zu einander oder zum übrigen Europa beziehen.

Noch viel weniger hat sich die italienische Presse auf müssige Conjecturen eingelassen. Diejenige Auffassung des bedeutsamen Ereignisses, welche von Anfang an vorherrschte, hat sich im Verlauf nur befestigt, daß nämlich der Besuch Kaiser Wilhelms vorzugsweise als die äußere Besiegelung eines bereits bestehenden thatsächlichen Verhältnisses zu betrachten sei. Die Erwartung, daß die klericalen Bestrebungen energischer bekämpft werden würden, fließt mit Naturnothwendigkeit aus den gegebenen Umständen. Die Rede Minghettis in Cologna Veneta zerstreut die Zweifel, welche über diesen Punct noch bestehen konnten, vollends. Auch hatte sich längst alle Welt gesagt, daß ein so ostensibler Schritt wie die Kaiserreise nach Mailand erst unternommen werden konnte, nachdem das Mißtrauen, mit welchem man früher in Berlin die Kirchenpolitik der italienischen Regierung angesehen hatte, beseitigt war. Daraus folgt aber keineswegs, daß der Kampf in Italien fortan auf denselben Gebieten oder mit denselben Mitteln geführt werden sollte wie in Deutschland. Wer dies noch angenommen hatte, sieht jetzt seine Ansichten durch dieselbe Rede Minghettis in Cologna widerlegt. Der augenblickliche Ministerpräsident weist auch heute noch jede Zumuthung einer directen Einmischung des Staats

Digitized by Google

in die Angelegenheiten der Kirche zurück; erklärt vielmehr, das Bestreben der Regierung werde dahin gerichtet sein, den Laien die Wege zu ebnen und die Waffen in die Hand zu geben, damit sie ihrerseits selbständig sich den berechtigten Einfluß erobern. Damit gesteht Minghetti nicht viel mehr zu, als daß „Placet" und „Exequatur" nicht ausreichen, um das Ansehen des Staates der Kirche gegenüber zu wahren und daß zunächst der Versuch mit der Verwaltung der Kirchengüter durch die Laien gemacht werden soll, um bessere Früchte zu erzielen.

Ein wesentlicher Einfluß auf den Gang der Begebenheiten ist der Mailänder Zusammenkunft nur in einer einzigen Beziehung zugestanden worden, nämlich in Betreff der Friedensaussichten. Aber auch dies ist nun so zu verstehen, daß das Ereigniß an sich durch seine bloße Vollziehung die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens belebt; neue Abmachungen zu bestimmten Zwecken braucht Niemand vorauszusetzen in einem Fall, wo das Einverständniß in den Hauptsachen längst hergestellt sein muß. Der einfache Sinn des Volkes faßt das Sachverhältniß so auf, daß es sich hier nicht um eine der gewöhnlichen Monarchenzusammenkünfte handelt, welche häufig nur Vorboten des Krieges sind, sondern daß diesmal zwei Herrscher im wirklichen Interesse ihrer Länder darauf bedacht sind, kriegerische Verwickelungen, soweit es in ihrer Macht steht, zu verhindern. Diese Ansicht ist mit soviel Maß und vernünftigen Einschränkungen ausgesprochen worden, daß man bei dieser Gelegenheit versucht sein möchte zu glauben, was man in anderen Beziehungen für eine gewagte Annahme halten würde, daß nämlich die Völker gescheidter geworden sind, und sich von übertriebenen Vorstellungen über die Macht, den Einfluß und guten Willen Einzelner in den politischen Verhältnissen immer mehr befreien.

So wenig Nahrung aber auch die Conjecturalpolitik in der Mailänder Zusammenkunft gefunden hat, so haben es doch die politischen Parteien keineswegs daran fehlen lassen, das Ereigniß in ihrem Interesse auszubeuten. Unglücklich ist in dieser Beziehung die Opposition gewesen, da sie es nicht vermocht hat, aus der Abwesenheit Bismarcks soviel Capital zu schlagen, als sie gehofft hatte. Denn so empfindlich auch das Ausbleiben des Reichskanzlers für Minghetti gewesen sein mag, so ist doch die Bedeutung der Kaiserreise dadurch nicht merklich vermindert worden, und der Eindruck derselben ist ganz unverändert geblieben. Daß aber die Verständigung zwischen Berlin und Rom auch mit dem augenblicklichen italienischen Ministerium Fortschritte machen kann, beweist die ganze Geschichte der Allianz, und die Erhebung der Gesandtschaften zu Botschafterposten ist ein neuer Beleg dafür. Man würde aber wohl zu weit gehen, wenn man aus der augenblicklich zwischen Berlin und der gemäßigten Partei bestehenden Intimität auf ein

Digitized by

Erkalten des Intereſſes ſchließen wollte, welches die deutſche Regierung immer den Beſtrebungen der italieniſchen Demokraten gezeigt hat. Wir für unſern Theil haben nie daran geglaubt, daß Herbert von Bismarck die Aeußerung gethan habe, er werde ſeinem Vater berichten, daß „nur die gemäßigte Partei in Italien regieren könne“. Unzweifelhaft iſt aber, daß dieſes Dictum in den Kreiſen der Oppoſition eine ungeheure Verſtimmung, ja Entrüſtung hervorgerufen hat, zumal in dieſem Augenblick die Parteien ſich ſchroffer denn je gegenüberſtehen und ſich wie vor einer Hauptſchlacht gruppiren und einander ſcharf ins Auge ſehen. Das Dementi, nicht der junge Bismarck, ſondern Graf Launay habe die betreffenden Worte geſprochen und den Sohn des Reichskanzlers gebeten, ſeinem Vater in ſolchem Sinne zu berichten, hat den urſprünglichen Eindruck um ſo weniger zerſtört, als ſpäter an dem Factum von conſervativer Seite feſtgehalten iſt, indem man nun zugab, die Aeußerung ſei nicht officiell, ſondern nur privatim gethan. Wäre dieſe letztere Verſion wirklich die richtige, woran wir aber, wie geſagt, nicht glauben können, ſo würde daraus doch immer noch kein Rückſchluß auf die Meinung des Reichskanzlers ſelbſt gezogen werden können. Dieſen kann unmöglich eine Partei, welche mehr als irgend eine andere, ja mehr als irgend eine in Deutſchland ſelbſt, ſeiner Politik zugejauchzt und die Intereſſen derſelben nach ihren Kräften gefördert hat, in einem Augenblick fallen laſſen, wo ihre Actien ſchlecht ſtehen.

Unleugbar hat nämlich die conſervative Partei, oder wie ſie genannt ſein will, die gemäßigte, ſeit einigen Wochen an Einfluß bedeutend zugenommen. Theilweiſe iſt dies Ergebniß den Fortſchritten der deutſchen Allianz ſelbſt zuzuſchreiben. Wäre Kaiſer Wilhelm nicht nach Italien gekommen, ſo würde ein weiterer ungedeckter Poſten im Schuldbuche des Miniſteriums Minghetti ſtehen; alle Welt würde die Kirchenpolitik deſſelben dafür verantwortlich gemacht haben. Nun iſt er aber wirklich dageweſen, und Minghetti verſäumt es nicht, ſich deſſen in ſeiner jüngſten Rede beſonders zu rühmen. Ferner iſt Graf Launay zum Botſchafter erhoben; ein Ereigniß, welches man hier zu Lande wie die äußere Bekräftigung der Großmachtsſtellung Italiens anſieht. Und das Heer, welches ſo viel Lobeserhebungen in Mailand geerntet hat, dieſe ſo entſchieden populäre Inſtitution, iſt doch auch eine Schöpfung Ricottis, eines Mannes aus den Reihen der gemäßigten Partei. Solche Betrachtungen drängen ſich allen auf und führen zu Anſchauungen, welche dem jetzigen Miniſterium günſtig ſind. Noch vortheilhafter aber iſt Minghettis Poſition geworden, ſeit ſich herausgeſtellt hat, daß das Gleichgewicht in den Finanzen für 1876 erreicht iſt, oder mit leichter Mühe erreicht werden kann. Die conſervative Partei wird nicht müde zu wiederholen, daß dies Ergebniß die Frucht ihrer Mühen, ihrer Aufopferung und Conſequenz iſt; während die

Digitized by Google

Linke in der Kammer fast jede neue Steuer bekämpft habe. „Wie hätte aber Italiens Einfluß gesichert, sein Ansehen gekräftigt werden können, ohne die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts? Die Oppositionspartei hat sich wohl in ihrem Element befunden, so lange es galt, die Einheit Italiens durch Aussetzung der Person unter Lebensgefahr zu erobern. Seit es aber gilt, das in Besitz genommene Haus auszubauen und zu ordnen, zeigt sie sich ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen." So argumentiren die Conservativen und ein großer Theil der Nation denkt wie sie; zumal die demokratische Partei Erfolge seit längerer Zeit nicht mehr aufzuweisen hat und durch eine geräuschvolle Polemik den Mangel an eigenen, selbständigen Ideen nicht ersetzen kann. Nichtsdestoweniger ist zu erwarten, daß sich die Sympathieen der Nation schnell wieder jener Gruppe von Männern zuwenden werden, die mit Garibaldi und Mazzini an dem Einheitswerk gearbeitet haben, sobald sie nur einen Gegenstand ergreifen, der das Interesse der Massen zu packen vermag. Minghetti wendet sich daher wohl mit allzugroßer Siegesgewißheit gegen die Bestrebungen der Opposition, das Ministerium an sich zu reißen. Schon spricht man davon, die religiöse Frage würde bald wieder innerhalb der Kammer zur Besprechung kommen. Sind die Demokraten im Stande, einen Weg zu finden, der vor den Gefahren der klericalen Uebergriffe sichert, ohne neue Erschütterungen hervorzurufen, so könnten sie wohl ihr ersehntes Ziel erreichen, und sich den Genuß all der von den Conservativen schwer errungenen Erfolge zu Nutze machen. So ist das Verhältniß der Parteien zu einander; irgend eine unvorhergesehene Wendung der Dinge kann die Wagschale zu Gunsten der Entschiedeneren hinabdrücken. Mit dieser Situation müssen alle rechnen, die ein Interesse an der italienischen Politik haben.

Ein Resumé der Bestrebungen und Erfolge der gemäßigten Partei bis auf den heutigen Tag hat Minghetti neulich seinen Wählern in Cologna gegeben. Seine sehr geschickt abgefaßte Rede hat, obwohl schon vorher über ihren Inhalt soviel verlautet hatte, einen ungeheuren Eindruck gemacht. Das jetzige Ministerium und seine Partei können eben eine gewisse Summe von fertigen Thatsachen, deren Verdienst ihnen Niemand streitig machen darf, aufweisen. Dem gegenüber hilft es nichts, wenn die demokratischen Blätter, z. B. das „Diritto", versichern, die oppositionelle Partei sei sich doch bewußt, das Vertrauen des Volkes zu besitzen; und sie habe ihre Zeit während der Parlamentsferien nicht verloren, sondern werde dem jetzigen Ministerium in compacter Masse entgegentreten. Es frägt sich nur, mit welchen neuen Waffen der Kampf geführt werden wird?

Minghettis Rede hat den günstigen Eindruck, den der berichtigte Voranschlag für das Budget von 1876 bereits hervorgerufen hatte, noch erhöht. Wenn man den furchtbaren Druck der Steuern vergessen könnte, so müßte

Digitized by Google

man den Aufschwung der italienischen Finanzen mit ungetheilter Bewunderung betrachten. Vor noch nicht langer Zeit betrug das Deficit mehr als zweihundert Millionen; schon im nächsten Jahre kann, wie gesagt, das Gleichgewicht erreicht werden. Italien würde nur dem Vorgang anderer Staaten folgen, wenn es die 27 Millionen, welche für den Bau von Eisenbahnen ins nächstjährige Budget gesetzt sind, in eine Anleihe verwandelte und nur die Zinsen unter die jährlichen Ausgaben aufnähme. Dadurch würde das noch vorausgesehene Deficit von 16 Millionen mehr als gedeckt werden. Freilich verhehlt sich Minghetti selbst nicht, daß noch andere Ausgaben drohen, z. B. die Tiberregulirung, für welche man sich Garibaldi gegenüber verpflichtet hat; die Erhöhung der Beamtengehälter u. a. dergl. Jetzt kommt eine neue unerwartete Auflage dazu. Nachdem nämlich die Erhebung der Berliner Gesandtschaft zu einer Botschaft erfolgt ist, wird man kaum umhin können, der diplomatischen Vertretung wenigstens in Paris, London, Wien, vielleicht auch Petersburg und Constantinopel einen entsprechenden Charakter zu verleihen. Der noch ungeahnten Bedürfnisse, die sich noch im Verlaufe des nächsten Jahres ergeben können, wäre es unbillig zu gedenken. Aber entspräche auch alles schließlich der Vorherberechnung; rosig könnte man doch die Lage der italienischen Finanzen nicht nennen. Noch fehlt viel, um ihnen Stabilität zu versprechen, wenn man auch immer von dem beispiellosen Steuerdruck absieht. Minghetti selbst gedenkt der Höhe der schwebenden Schuld. Damit ist aber die Lage der Finanzen noch nicht annähernd charakterisirt. Das Mißverhältniß in der Vertheilung der Ausgaben tritt dagegen sogleich hervor, sobald man nur einen flüchtigen Blick auf die Hauptposten wirft. Unter den 1300 Millionen, welche der italienische Staatshaushalt kostet, werden allein 525 auf die Zinsen der Schuld verwendet und von dem Rest kommen auf das Militärwesen mehr als 200. Die Ausgaben, welche die Steuerkraft des Landes zu erhöhen geeignet wären — wir vermeiden absichtlich den Ausdruck „productive Ausgaben", weil unter diese auch die für das Heer und ähnliche Institute gemachten gerechnet werden könnten — sind außerordentlich gering. Die unbedeutende Summe von 157 Millionen muß für alle Fachministerien außer Krieg, Finanzen, einem Theil der öffentlichen Arbeiten, genügen. Das ist ein ungesundes Verhältniß, welches um so bedenklicher wird, wenn man erwägt, daß manche Steuern an sich zu drückend, ja ungerecht sind, um dauernd aufrecht erhalten werden zu können, andere zu hoch sind.

Der Finanzminister hofft freilich auf eine Steigerung der Einnahmen aus den neuen Handelsverträgen. Möglich, daß er sich in seinen Berechnungen nicht täuscht; es würde sich aber in dieser Beziehung, wie er selbst zugiebt, um höchstens 10 bis 15 Millionen handeln. Die Principien, welche bei Erneuerung dieser Verträge befolgt werden, sind in der letzten Zeit viel-

Digitized by Google

sach angegriffen worden. Namentlich Stuart Montgomery hat der italienischen Regierung vorgeworfen, sie habe die Grundsätze des Freihandels verlassen und sich dem Schutzzollsystem zugewendet. Darüber hat sich eine lange Polemik entsponnen, in der Luzzatti selbst, der die Oberleitung der betreffenden Unterhandlungen führt, das Wort ergriffen hat. Es ist eben der Timescorrespondent, der dergleichen Behauptungen aufgestellt hat, und was in den Spalten des Londoner Weltblattes steht und im Cobdenclub besprochen wird, läßt diejenigen nicht ruhen, welche es angeht. Daher steigen jetzt die Minister selbst in die Arena hinab und widerlegen die Anschuldigungen der Manchesterpartei. Die Mühe ist ihnen leicht gemacht, denn die Angriffe Montgomerys beruhen zum Theil, wie sich kürzlich herausgestellt hat, auf mangelhafter Kenntniß der italienischen Sprache; und auch, wo dieser Factor nicht in Betracht kommt, fällt es nicht schwer, dem Timescorrespondenten Mißverständnisse nachzuweisen. Nein, die italienische Regierung befolgt keine Schutzzollpolitik. Wenn sie aus fiscalischen Gründen genöthigt ist, Steuern aufrecht zu erhalten, deren Schädlichkeit sie selbst einsieht und für deren Abschaffung sie mit Ungeduld den passenden Augenblick erwartet, so fällt das nicht ins Gewicht. Was aber die bei den Unterhandlungen über die neuen Verträge befolgten Grundsätze betrifft, so äußert sich Minghetti selbst, nachdem schon sein College Finali auf dem Turiner Congreß das Wort in dieser Angelegenheit ergriffen vor seinen Wählern in folgender Weise: „Wenn unsere Producenten von der Regierung verlangen und erwarten, daß sie die in den früheren Verträgen begangenen und durch die Erfahrung erwiesenen Irrthümer corrigire, daß sie die Tarife besser ausgleiche und vereinfache, daß sie auch Rücksicht nehme auf die Auflagen, welche unsere Industrie der freien Concurrenz gegenüber niederdrücken, so haben sie Recht, und ich hoffe, daß die Regierung sie in ihren Erwartungen nicht täuschen wird. Wenn sie aber statt dessen verlangten, es sollten durch übertriebene Zölle unnatürliche Industrieen geschaffen oder entwickelt werden, — und hierin besteht doch in Wahrheit das Wesen des Schutzzollsystems — so trage ich kein Bedenken, sie zu enttäuschen. Die Stimme der Consumenten, welche die Gesammtheit der Bevölkerung vertreten, hat ein Recht, gehört zu werden." Diese Principien wird jeder billigen müssen, der nicht blind auf die Theorien einer Schule schwört. Uebrigens ist der definitive Abschluß der Handelsverträge, über welche augenblicklich Unterhandlungen gepflogen werden, vor dem nächsten Januar nicht zu erwarten. Die größten Schwierigkeiten ergeben sich, wenn man den theilweise entgegengesetzten Aussprüchen der beiden unnatürlich zusammengeschweißten Reichshälften Oesterreichs genügen will. Die Interessen, welche Transleithanien für den Absatz seiner Rohproducte verfolgt, stimmen keineswegs mit denen zusammen, die diesseits der Leitha aus einem ziemlich hoch entwickelten Zustande der Industrie fließen.

Digitized by Google

Hieraus erklärt sich, daß, nachdem jetzt die Periode der vorläufigen Unterhandlungen abgeschlossen ist, in Betreff Oesterreichs noch viele unerledigte Posten übrig bleiben, während die Verständigung mit Frankreich und der Schweiz, von sehr wenigen Puncten abgesehen, als vollständig betrachtet werden kann.

So schlecht aber auch die Vorwürfe zutreffen, welche gegen die bei Abschluß der neuen Handelsverträge befolgten Principien gerichtet sind, und so wenig man berechtigt ist, einer volkswirthschaftlichlichen Autorität wie Minghetti die Einsicht in die klarsten, einfachsten Verhältnisse abzustreiten, welchen im vorliegenden Falle Rechnung getragen werden muß, so ist doch die Volkswirthschaftspolitik der italienischen Regierung im Allgemeinen nur aus dem finanziellen Nothstande erklärlich. Sonst müßte man sie ungeheuerlich, unbegreiflich finden. Minghetti gesteht selbst zu, der Eingangszoll auf Getreide und der Ausgangszoll auf Wein müßten abgeschafft werden, sobald der Zustand der Finanzen es nur irgend erlaube. Das seien Reformen, welche die Wissenschaft an die Hand giebt. Ohne Zweifel. Aber sind etwa die Transitzölle für die auf den Eisenbahnen beförderten Waaren vernünftiger? Oder die hohe Geschäftssteuer? Wird nicht das bischen Unternehmungssinn, welches sich im Lande regt, durch diese vollends entmuthigt und niedergedrückt? Und was hat man etwa erreicht durch das Eintrittsgeld in die Museen und Kunstmonumente? Zunächst, daß man sich mit Schmach bedeckt hat. Dann aber einen ökonomischen Nachtheil. Denn der Ertrag dieser sauberen Steuer erweist sich als so kläglich, daß er in gar keinem Verhältnisse zu dem indirecten Erfolg derselben steht. Die Monate August und September haben 45 Tausend Franken Einnahme ergeben, miteingerechnet die für den Tempel von Paestum, das Amphitheater von Puteoli und das Lionardosche Abendmahl eingeheimsten Summen. In diesen letzteren Fällen, in denen nicht einmal erhebliche Erhaltungskosten in Betracht kommen, scheint die Taxe besonders ungehörig. Nun müssen aber von dem Ertrage die Kosten abgezogen werden, welche aus der Vermehrung des Beamtenpersonals erwachsen sind. Indem man also im günstigsten Falle (da der Monat September durch den großen Fremdenverkehr einer der einträglichsten sein wird) 3—4 Hunderttausend Franken jährlich gewinnt, zieht man sich erstens den kleineren Nachtheil zu, daß die Fremden um ebensoviel als sie Eintrittsgeld zahlen müssen, weniger verzehren und zweitens den größeren, daß sie verstimmt werden und sich an den hauptsächlich in Betracht kommenden Orten weniger lange aufhalten, abgesehen davon, daß diese abnorme Einrichtung für diejenigen, welche nur nach Italien kommen, um seine Kunstschätze zu sehen, eben keine Aufmunterung enthält sich zu beeilen. Wir sprechen gar nicht davon, welch' ein geistiges Kapital sich das Land der Kunst auf diese Weise entzieht, indem es die Gefühle der Dankbarkeit und

Digitized by Google

Pietät, welche ihm alle Besucher seiner Museen und Monumente schulden, durch solche Chicanen hinabstimmt. Kurz, von allen Seiten betrachtet, es ist eine ökonomisch und politisch unzweckmäßige Einrichtung, welche überdies die natürliche Folge gehabt hat, daß die Kunstschätze an den Tagen, wo sie nur für Geld gesehen werden können, weniger Beschauer anziehen.

Hiermit ist aber die Zahl der tadelnswerthen Steuern keineswegs erschöpft. Nicht nur die Grundsteuer ist ungleichmäßig vertheilt, sondern die Consumtionssteuer ist zu ausschließlich nach fiscalischen Rücksichten bemessen; ohne daß man die eigenthümlichen socialen Verhältniße der Gemeinden hinlänglich berücksichtigt hätte. In Folge dessen droht den Finanzen einiger Municipien der Ruin, während durch eine billigere Rücksicht auf die besondere Lage mancher Städte, wie z. B. von Neapel, Rom, Florenz das materielle Aufblühen derselben unterstützt und folglich ihre Steuerkraft erhöht würde. Bei Neapel kommt namentlich das hülflose Proletariat in Betracht, welches unter bourbonischem Régime gar keine Abgaben zahlte. Die jetzige Regierung ist freilich nicht ganz ohne Schonung verfahren, der bisher niedrig bemessene Consumtionszoll in der südlichen Hauptstadt konnte bisher auch mit großer Milde eingetrieben werden. Seit aber die neuen Pauschquanta eingeführt sind, fällt auf Neapel eine so hohe Summe, daß sich der Municipalrath weigerte, die Selbstverwaltung des Consumtionszolles fortzuführen. Die Regierung nimmt also die Sache selbst in die Hand; die Folge wird aber sein, daß die nothwendigsten Lebensmittel für die zahlreiche fast beschäftigungslose Bevölkerung Neapels (man rechnet gegen Hunderttausend solcher Proletarier dort) ansehnlich vertheuert werden. Eine andere Bewandniß hat es mit Rom, welches durch den plötzlichen Uebergang aus einer patriarchischen Theokratie in die Hauptstadt eines großen Reiches seine Finanzen ruinirt gesehen hat. Und wiederum verschieden ist das Verhältniß von Florenz, welches einen wunderbaren Aufschwung genommen hatte, so lange es Sitz der Regierung war und damals für gemeinnützige Zwecke sich mit Schulden zu überladen kein Bedenken trug, während ihm durch Verlegung der Residenz nach Rom die productiven Kräfte entzogen sind, welche die Herstellung seiner Finanzen ermöglicht hätten. Nun ist auch Florenz ein erhöhtes Pauschquantum für die Consumtionssteuer auferlegt, obwohl seine Steuerkraft voraussichtlich noch bedeutend verringert werden wird durch die Uebersiedelung vieler Regierungsbeamten, die bis jetzt dort zurückgeblieben sind (z. B. die ganze Finanzverwaltung des Staates). Man veranschlagt ihre Zahl mit Familien auf einige Tausend also wohlhabender Einwohner, welche der Bevölkerung von Florenz, die kaum zunimmt, entzogen würden, sobald es als nothwendig betrachtet würde, sie nach Rom überzuführen. Dieser Moment sollte, wie bisher angenommen war, nach einigen Jahren eintreten. Seit kurzer Zeit

Digitized by Google

verbreitet ſich aber das Gerücht, daß die betreffende Maßregel ſchon im nächſten Jahre zur Ausführung kommen würde. Dieſer Verluſt wird die Florentiner Finanzen um ſo ſchwerer treffen, als ſie nicht wie die Römiſchen auf Verbeſſerung durch den ſteigenden Reichthum der Bevölkerung und Hebung des Verkehrs rechnen können. Aber alle Vorwürfe, welche man auf das Beſteuerungsſyſtem und die Volkswirthſchaftspolitik der italieniſchen Regierung häufen könnte, werden durch die bittere Noth der Staatsfinanzen widerlegt. Um die Feſtigkeit des Staates zu begründen und ſein Anſehen zu erhöhen, mußte Italien an die Erfüllung ſeiner finanziellen Verpflichtungen denken. Es verdient immerhin Bewunderung, daß man unter den ſchwierigſten Verhältniſſen ſchon jetzt bis an das Gleichgewicht im Budget gelangt iſt. Aber von dem weiten Wege, den man zur feſten Begründung der Finanzen zu machen hat, iſt bis dahin nur eine kleine Strecke, mag ſie auch die ſchwierigſte ſein, zurückgelegt worden. Dies können die Freunde Italiens nicht oft genug wiederholen, wenn das Siegesgeſchrei über den erreichten Erfolg zu laut wird. So lange die Steuerkraft des Landes in ſo übertriebener Weiſe angeſpannt bleibt, ohne daß Mittel zu ihrer Hebung angewendet werden, kann man in die Dauerhaftigkeit des Gleichgewichts in den Finanzen kein Vertrauen ſetzen. Wird doch ſogar behauptet, daß die Finanzpolitik der jetzigen Regierung an manchen Orten und in manchen Beziehungen den Wohlſtand untergraben hat.

Dieſe Behauptung tritt am Beſtimmteſten auf, ſo oft die Frage der „Freihäfen“ zur Sprache kommt. Seit einem halben Jahre iſt kein Gegenſtand ſo dauerhaft auf der Tagesordnung der Preſſe geblieben, als der Verfall des italieniſchen Handels, ſpeciell des Genueſiſchen, was beinahe daſſelbe ſagt, da Genua die übrigen Handelsplätze, ſelbſt Livorno und Meſſina bedeutend überragt. Wer alle Zeitſchriftenartikel mit der Ueberſchrift „I porti franchi“ oder „I punti franchi“, welche in dieſem Jahre gedruckt ſind, zählen wollte, würde zu einer hübſchen Summe gelangen. Müßte er ſie leſen, ſo würde er ſich davon überzeugen, daß der Handel Genuas zurückgeht, daß aber der Grund dafür keineswegs allein in der Aufhebung des Freihafens zu ſuchen iſt. Die Frage wird noch lebhafter werden, ſobald die Berathungen der liguriſchen Abgeordneten, welche Caſtagnola zu dieſem Zwecke nach Genua berufen hat, ihre Früchte tragen. Aber ſchon heute liegt ein hinlängliches Material zur Beurtheilung vor, aus welchem folgt, daß Genua allerdings durch Aufhebung der Freihafenſtellung gelitten hat; aber noch mehr, wie es ſcheint, durch die Folgen der Börſenſpeculation, der ſich ſeine Capitaliſten ſeit einigen Jahren hingegeben haben und durch welche 1873 auch dort eine Geldkriſis eingetreten iſt. Die Capitalien haben ſo theils eine andere Verwendung erhalten, als im Handel, wo ſie früher die paſſendſte Anlage fanden, theils ſind ſie völlig zu

Digitized by Google

Grunde gegangen. Es erklärt sich dadurch bis zu einem gewissen Grade die Erscheinung, daß die Genuesen, welche als die kühnsten Seefahrer berühmt sind, in den asiatischen Meeren z. B. selten angetroffen werden, während dort andere Nationen für ihren Handel die Hauptabsatzstätten haben. Aber nur theilweise ist diese Erscheinung so zu erklären. Wenn nämlich die italienischen Schiffe sich nicht weit hinauswagen, so befolgen sie nur in ihrer Weise die ängstlich vorsichtigen Principien, welche auf allen Gebieten des industriellen und mercantilen Lebens bei dem Volke, welches ehemals die Entdecker für neue Welttheile lieferte, seit längerer Zeit hervortreten. Es fehlt hier überall an Unternehmungssinn und auch an Vertrauen. Ihren eigenen Landsleuten gegenüber zeigen die Italiener noch immer ein Mißtrauen, welches an die Periode erinnert, wo sie durch das Interesse ihrer Despoten gegeneinander aufgestachelt und in künstlicher Rivaltät erhalten wurden. Und der Dauerhaftigkeit ihrer politischen Zustände, die sie neu geschaffen, geben sie gleichfalls ein Mißtrauensvotum, wenn sie Fremden allein überlassen, in Industrie und Handel neue Unternehmungen zu gründen. Einer weisen Volkswirthschaftspolitik eröffnet sich nach dieser Seite hin in Italien ein unermeßliches Gebiet der Wirksamkeit, um den schlummernden Unternehmungssinn zu wecken und den erwachten zu stärken. Venedigs Handel ist seit langer Zeit durch den von Triest absorbirt; es gilt, dasselbe Ergebniß auf einer andern Seite zu verhüten, so lange es noch Zeit ist. Der Nebenbuhler Genuas ist Marseille. Schon ist es mit Händen zu greifen, daß der bedeutende Zwischenhandel von der östlichen Schweiz her seinen Weg ausschließlich über Marseille nehmen wird, wenn nicht die entschiedensten Anstrengungen gemacht werden, um die mercantilen Einrichtungen Genuas auf dasselbe Niveau zu erheben, welches sie in der französischen Handelsstadt einnehmen. Der Mont Cenistunnel, welcher Genua mehr als Marseille an Genf angenähert hat, ist keineswegs im Stande gewesen, den Weg der Waaren zu verändern. Freilich sind von den in Betracht kommenden Bahnen, sowohl den schweizerischen, als den französischen, Tarife eingeführt worden, welche dem Handel von Marseille entschieden günstig, dem genuesischen ungünstig sind. Man ist jetzt mit Verhandlungen über eine Aenderung dieser Tarife im Interesse Italiens beschäftigt. Aber schon fängt man an zu fürchten, daß, wenn man auch in dieser Beziehung seine Wünsche erreichte, sogar nach Vollendung der Gotthardbahn das Verhältniß zu Gunsten Marseilles fortbestehen würde. Und zwar nicht bloß wegen des Verlustes des Freihafens, sondern weil die Hafeneinrichtungen in Marseille einen solchen Grad der Vorzüglichkeit erlangt haben, daß die Concurrenz für Genua sehr schwer sein wird, auch in Fällen, wo die geographische Lage ihm besondere Vortheile zu gewähren scheint. Die französische Handelsstadt hat keine Kosten gescheut, um ihren Hafen mit Benutzung aller Erfahrungen

Digitized by Google

der Neuzeit zu verbessern und zu erweitern; in Genua kann man sich nicht entschließen, einen Plan zu adoptiren, nach welchem der Hafen zu schützen und zu vergrößern wäre. Das Mißverhältniß zwischen beiden Städten besteht seit kaum zwanzig Jahren. Früher betrug die Ausdehnung, auf der große Seeschiffe an beiden Orten anlanden konnten, nur 2500 Meter. Inzwischen hat Marseille den Tiefgang seiner Häfen und andere Verhältnisse so verbessern lassen, daß dort auf 8500 Meter Länge die Schiffe einen vorzüglichen Schutz finden, während in Genua die Ausdehnung nur 3000 Meter beträgt, wo die Schiffe vor Bord liegen können; und selbst auf dieser Strecke sind sie nicht vor den Verwüstungen des Meeres sicher, welche der Scirocco mit sich bringt. Außerdem fehlt es in Genua an allen den Einrichtungen die die Schnelligkeit des Waarentransportes befördern. In dieser Beziehung wird die Ungunst der augenblicklichen Verhältnisse ohne Zweifel vermehrt durch die Rigorosität der Zollbeamten. Wenn also aus fiscalischen und politischen Gründen die Wiedereinführung des Freihafensystems unthunlich scheint, so ließe sich doch durch die Art der Zollerhebung dem Handel manche Erleichterung verschaffen. Darauf wird man zuvörderst seine Aufmerksamkeit richten, um Genua wieder aufzurichten. Das Nächste soll der Ausbau des Hafens sein, dem man eine Ausdehnung von 12,000 Metern geben und den man gegen die hohe See schützen will. Aber stärker und nachhaltiger als diese und ähnliche Palliativmittel muß die Anregung zu selbständigen Unternehmungen, die Ermuthigung Etwas daranzusetzen, Etwas zu wagen, um Gewinn davonzutragen, hier wie auf allen verwandten Gebieten in Italien wirken; und in dieser Beziehung könnte auch die Regierung wohl mit der Zeit ihrer Volkswirthschaftspolitik eine Richtung geben, welche geeignet wäre, die Productivkräfte des Landes zu heben.

Land Lippe.

Wenn auch das Fürstenthum Lippe immerhin ein wesentlicher Theil des Reiches ist — auf einem Areal von 21 Geviertmeilen nährt es gegen 112,000 Einwohner — so erfreut es sich doch bei weitem noch nicht jener Vortheile, welche diese Stellung zu bedingen scheint. Immer noch ringt es seit einer Reihe von Jahren umsonst nach geordneten Zuständen in seinem Innern. Da nun diese Lage der Dinge in der Tagespresse nur selten und fragmentarisch besprochen wird, so mag ein Versuch, die Verhältnisse des Landes darzustellen, wie sie allmählich geworden sind, nicht unwillkommen sein.

Digitized by Google

Im Jahre 1836 hatte Fürst Leopold, ein Sohn der edlen Fürstin Pauline, mit den Vertretern des Landes, die aus sieben Rittern und sieben Abgeordneten der Städte bestanden, eine neue Verfassung vereinbart, welche auch dem Bauernstande eine Vertretung durch weitere sieben Deputirte einräumte und bei aller Mangelhaftigkeit dennoch sehr segensvoll auf die Entwickelung des Landes gewirkt hat, da unter ihr eine Anzahl wichtiger Gesetze erlassen wurden, von denen wir nur an das Ablösungsgesetz, an die Städte- und Landgemeindenordnung erinnern wollen. Freilich war das weniger das Verdienst der Verfassung selbst, als vielmehr das des wirklich wohlmeinenden Fürsten und seiner verständigen Berather. Jene an und für sich bot durchaus keine Garantie gegen etwaige absolutistische Gelüste seitens der Regierung und ihrer Vertreter. Vor Allem erregte diejenige ihrer Bestimmungen, welche in Angelegenheiten der Gesetzgebung eine Abstimmung nach Curien erlaubte, die Unzufriedenheit der Bevölkerung, da es hierdurch der Majorität der die Adelscurie bildenden sieben Rittern möglich war, jedes fortschrittliche Gesetz zu überstimmen. Dem Bestreben des Landes, eine den Zeitverhältnissen Rechnung tragende Revision der Verfassung und des damit in unmittelbarer Verbindung stehenden Wahlgesetzes zu erlangen, kam die Revolution von 1848 zu Hülfe. Mit leichter Mühe wurde die ganze Verfassung über den Haufen geworfen; die Ritter leisteten freiwillig Verzicht auf die ihnen von Alters her zustehenden Privilegien bezüglich der Betheiligung bei der Gesetzgebung und gaben ihre Einwilligung zu einem auf breitester Grundlage ruhenden Wahlgesetze. Der Fürst verlieh dem Landtage das Recht der entscheidenden Stimme bei allen gesetzgeberischen Angelegenheiten.

Dem ersten nach diesem freisinnigen Wahlmodus im Frühjahr 1849 gewählten Landtage, dem anzugehören auch der Schreiber dieses die Ehre hatte, wurden gleich bei seinem Zusammentritte die allerwichtigsten Gesetzentwürfe zur Berathung und Beschlußfassung vorgelegt. Fast alle kamen zu Stande und wurden als Gesetze publicirt. Eine Ausnahme fand aber hinsichtlich des proponirten Verfassungsgesetzes statt. Die Majorität des Landtags mußte diesem Entwurfe aus wohlberechtigten Motiven ihre Genehmigung versagen und so blieb demnach die bisherige Verfassung mit ihren gesetzlichen Modificationen in Kraft. Der constituirende Landtag, wie er mit Recht genannt ward, tagte mit verschiedenen Unterbrechungen fort, befand sich aber gerade nicht in Berathung, als am 1. Januar 1851 Fürst Leopold plötzlich und unerwartet das Zeitliche segnete. Der älteste Prinz Paul Friedrich Emil Leopold, der noch an demselben Tage die Regierung antrat, berief verfassungsmäßig auf den 22. Januar den Landtag zur Huldigung nach Detmold. Sämmtliche Abgeordnete, 25 an Zahl, erschienen, während der Fürst, auf der Brautschau begriffen, sich durch seine Räthe vertreten ließ, ein Verstoß gegen

Digitized by Google

die Achtung vor der Volksvertretung, der ihm sehr übel genommen wurde. Der von der Verfassung vorgeschriebene Huldigungseid hat folgenden Wortlaut: „Ich schwöre zu Gott, daß ich dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn P. F. E. Leopold, unserem regierenden gnädigsten Landesherrn, treu, hold, gehorsam und gewärtig sein will, so wahr mir Gott helfe". Der Regierungsdirector von Meien erklärte vor Abnahme dieses Eides im höchsten Auftrage, den versammelten Landtagsabgeordneten, daß des Fürsten Durchlaucht das Regiment in dem nämlichen Geiste führen wolle, welcher den in Gott ruhenden Fürsten zum Heile des Landes geleitet habe, und daß Höchstderselbe in Beziehung auf die Landtagsverhältnisse, unter Bezugnahme auf den Landtagsabschied vom 13. August v. J. die Verfassungsurkunde von 1836 mit den späteren gesetzlichen Modificationen zur Richtschnur zu nehmen, so wie alle wohlbegründeten Rechte und Freiheiten im Lande mit ernster Gerechtigkeit schützen zu wollen verspreche. Fünf Abgeordnete, die Herren Althoff, Hausmann, Kulemann, Echterling und Hagemann trugen Bedenken, den Eid zu leisten und traten auch davon zurück, die übrigen 20 Abgeordneten, denen die im höchsten Auftrag gegebenen Zusicherungen genügten, leisteten dagegen den Eid. Die nächste Folge dieser Eidesverweigerung war das Ausschreiben von fünf Neuwahlen und die weitere ein Majoritätsbeschluß des Landtags, nach welchem jene fünf Eidesverweigerer so lange nicht Mitglieder des Landtages sein könnten, als sie auf ihrer Weigerung beharrten.

Anscheinend willig fügte sich der junge Fürst in die neuen Verhältnisse, er regierte auch in Gemeinschaft mit der Volksvertretung länger als zwei Jahre zur völligen Zufriedenheit des Landes. Da auf einmal wurde dem Landtage angesonnen, die Genehmigung zur Wiederherstellung des vormärzlichen Zustandes in seinem ganzen Umfange, d. h. ohne die gesetzliche Modificationen, zu ertheilen. Der Landtag, obwohl zu billigen Aenderungen bereit, lehnte dieses Ansinnen mit Entschiedenheit ab. Hinter dem Fürsten stand der Ritter von Stietencron, der zum äußersten Schritte trieb. Jener zögerte lange, gab aber endlich dem Drängen nach. Der Landtag wurde aufgelöst und die unveränderte Verfassung von 1836 wieder hergestellt. Sämmtliche Mitglieder der Regierung, um ihre Meinung befragt, hatten sich gegen diese Maßregel erklärt und dennoch beging der äußerst schwache Director von Meien die feige That, das betreffende Fürstliche Decret zu gegenzeichnen.

An dieses Ereigniß reihete sich von nun an eine ganze Kette reactionärer Maßregeln. Die Reaction kannte keine Grenzen. Ich will nur einiges wenige anführen. So veranlaßte der Ritter von Stietencron den Fürsten zur Gründung einer neuen höchsten Verwaltungsbehörde, des Kabinetsministeriums, welcher die ausgedehntesten Befugnisse ertheilt wurden. Wie überflüssig, ja wie schädlich diese Behörde war, hat sich im Laufe der Zeit klar herausgestellt.

Digitized by Google

Derselbe von Stietencron setzte auch die Ernennung des Oldenburgischen Staatsraths a. D. L. Dr. Hannibal Fischer zum Cabinetsminister durch, „Flottenfischers", dessen Namen von der deutschen Nation mit Verachtung genannt ward. Fischer begann seine Thätigkeit damit, eine ganze Reihe von Gesetzen, die aus der Landtagsperiode herrührten, ohne Weiteres zu beseitigen. Er griff weiter in die Verwaltungsmaschine des Landes ein, wie es ihm gut dünkte, behandelte treue, im Dienste ergraute Beamte wie Schulbuben und lieh allem Gesindel sein Ohr, das sich bei ihm einzuschmeicheln verstand. Am liebsten würde er natürlich, als ächter Autokrat, ohne Landtag so fort gewirthschaftet haben; da das aber nicht möglich war, so schrieb er nach dem Wahlgesetze von 1836 Landtagswahlen aus und da sich die Bevölkerung in ihrer überwiegenden Majorität weigerte, in diesem Sinne zu wählen, so decretirte er die Annahme der Minorität. Die Städte Blomberg und Horn enthielten sich gänzlich der Wahl. Andere Wahlkreise wurden durch Strafandrohungen zur Wahl von Deputirten, die Fischer genehm waren — unbeliebten Personen wurde die fürstliche Genehmigung zum Eintritt in den Landtag versagt — gezwungen. Mit einem also geschaffenen Landtage konnte natürlich Fischer machen, was er wollte; er gab zu allem, was er vorschlug, seine Genehmigung. Noch jetzt muß einem die Zornesröthe in das Gesicht treten, wenn man aus den Landtagsprotocollen der damaligen Zeit liest, bis zu welchem Grade der Selbsterniederung sich „Deutsche Männer" treiben ließen. Doch genug von dieser Fischerschen „Aera". Nachdem er in Coburg wegen Beleidigung des Herzogs von Sachsen Coburg-Gotha verhaftet worden, entließ ihn 1856 der Fürst mit Pension aus dem diesseitigen Staatsdienste.

Die Bewohner des Lippeschen Fürstenthums athmeten eine Zeit lang auf, freilich nur um noch größeren Uebelständen entgegenzugehen. Der Ritter von Stietencron, noch immer der beliebte Rathgeber des Fürsten, präsentirte diesem zu Fischers Nachfolger einen jungen preußischen Beamten, den bei der Regierung in Coblenz fungirenden Assessor von Oheimb, Besitzer eines Rittergutes im Kreise Minden und eines andern im Fürstenthum Bückeburg. Kaum war dieser ächte preußische Vollblutjunker und Kreuzzeitungsritter in sein neues Amt eingetreten, so begann eine neue Epoche der Lippeschen Reactionszeit, nur mit dem Unterschiede, daß von Oheimb den Schwerpunkt der retrograden Maßregeln von dem politischen auf das kirchliche und religiöse Gebiet verlegte. Dem „frommen" Manne waren die in den Schulen und beim öffentlichen Gottesdienste gebräuchlichen freisinnigen Religionslehr- und Gesangbücher ein Gräuel und anstatt ihrer führte er den Heidelberger Katechismus und ein von seinen geistlichen Handlangern zusammengetragenes Gesangbuch mit sechshundert „unverfälschten" Kernliedern ein. Die ganze Bevölkerung mit Ausnahme weniger dem modernen Pietismus huldigender Pastoren, Lehrer und von diesen

Digitized by Google

ins Schlepptau genommenen Betbrüder lehnte sich gegen diesen neuen Act der Vergewaltigung auf und gaben ihren Ansichten und Gefühlen in einer an den Fürsten gerichteten, mit vielen Tausenden von Unterschriften bedeckten Petition Ausdruck. Die cabinetsministerielle Antwort verwies die Petenten auf die Beschränktheit des Unterthanenverstandes und damit hatte es sein Bewenden. Daß übrigens von Oheimb consequent und systematisch verfuhr, beweist die Besetzung einflußreicher geistlicher Stellen mit Ausländern seiner Schablone. Zum Generalsuperintendenten ernannte er den hessischen Pfarrer Koppen, zum ersten Pastor an der reformirten Kirche in Detmold den preußischen Pfarrer Werdelmann, zum Consistorialrath und Chef des Volksschulwesens den rheinbaierischen Pastor Thelemann, zum Seminardirector den hessischen Pastor Credé und zum Regierungspräsidenten und Chef des Consistoriums den preußischen Referendar de la Croix. In seiner Absicht lag es auch, das aus dem Jahre 1849 stammende, auf freisinnigen Ideen basirte Volksschulgesetz zu beseitigen und durch ein neues zu ersetzen. Glücklicher Weise legte dagegen der inzwischen etwas freisinniger gewordene Landtag sein Veto ein und v. Oheimb mußte sich damit begnügen, daß einige ihm besonders verhaßte Paragraphen mit Genehmigung des Landtages aufgehoben wurden. Der pietistisch-reactionären Partei schwoll unter so bewandten Umständen außerordentlich der Kamm — sie feierte einen Sieg nach dem andern, unter andern auch den, daß die regierende Fürstin sich ihr in die Arme warf. Dagegen gelang ihr es nicht, den Fürsten in ihre Gewalt zu bekommen, so viel Mühe auch angewendet wurde. Der Minister von Oheimb, von seinen glänzenden Erfolgen berauscht, wagte am Ende seiner Wirksamkeit noch einen bedeutungsvollen Wurf, der schon lange vorbereitet worden war, und man muß sagen, daß er keine bessere Zeit dazu hätte wählen können. Ich meine die Verwandlung des Domaniums in fürstliches Fideicommisgut. Es verhielt sich damit also. Das Domanialgut bestand in Forsten und Domänen, die einen Werth von fünf bis sechs Millionen Thalern repräsentirten, außerdem in einer Menge von Naturalgefällen, oder dafür aufgenommenen Freikaufsgeldern. Aus den Einkünften desselben wurden seit Altersher zunächst die Regierungskosten bestritten, das Uebrige diente zu Ausgaben für die fürstliche Hofhaltung. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts bewilligten die damaligen Stände dem Landesherrn einen Zuschuß aus Landesmitteln, die Grundsteuer, welche nach und nach zu zwölf sogenannten Simplen anwuchs. Daß der seitherige Staatshaushalt nicht mehr für die neuen Zeitverhältnisse paßte, war zwar allgemein anerkannt, aber ebenso sehr erkannte man auch, daß eine Auseinandersetzung zwischen dem Fürsten und dem Lande nur auf Grund einer Theilung des Grundeigenthums, Domanialgut genannt, erstrebt werden dürfe. Der Minister von Oheimb hielt diesen Modus aber für das fürstliche Haus für nicht ersprießlich, er hatte

Digitized by Google

sich als einzige Aufgabe gestellt, das ganze Domanium der fürstlichen Familie zu erwerben, um dadurch diese vor allen Wechselfällen sicher zu stellen. Und siehe da, er sah sein Werk gelingen! Das Land protestirte zwar, aber die Majorität des Landtages, elf gegen acht Stimmen, entschied sich für die Abtretung des ganzen Domanialgutes an das fürstliche Haus. So ist es gekommen, daß der Fürst reich und das Land arm ist! In allen Schichten herrscht über diese Abtretung die größte Unzufriedenheit, sie ist fast die einzige Ursache, daß alle Versuche, den gestörten Frieden zwischen Fürst und Volk wieder herzustellen bislang fehlgeschlagen sind.

Nachdem von Oheimb dieses Werk vollbracht, hielt er es für gerathen, den Lippeschen Staatsdienst zu quittiren, sich auf sein Landgut Holzhausen bei Minden zurückzuziehen und sich zum Landrath des Kreises wählen zu lassen. Das Grollen des Volkes mochte ihm doch wohl seinen Aufenthalt in Detmold verleiden.

Der Fürst ernannte zu seinem Nachfolger den zweitältesten Rath in der Regierung, Geh. Oberregierungsrath Heldman, dessen Antecedentien einen Minister hoffen ließen, der in bessere Bahnen einlenken werde. War er doch 1848 wegen seiner Freisinnigkeit, Offenheit und Tüchtigkeit ins Regierungs-Collegium berufen worden und hatte sich in jeder Weise bewährt. Leider wurde das Volk bitter in seiner Hoffnung getäuscht. Heldman schien die Wichtigkeit seines Berufes nicht zu kennen, denn er ließ den Staatswagen in den ausgefahrenen Gleisen fortrollen, wie es nun einmal gehen wollte. Es läßt sich nicht ein einziger Versuch von ihm verzeichnen, um auf bessere Pfade einzulenken, im Gegentheil bemühte er sich, die Forderungen des Volks möglichst unschädlich zu machen. Ihm gebührt sogar das Verdienst, gegen die auf eigenem Grund und Boden die Jagd ausübenden Bauern Reichsmilitär aufgeboten zu haben. (Belagerung des Ellernkrugs am 25. September 1871 durch eine Compagnie des 6. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 55.) Sehr fruchtbar zeigte sich Heldman in Steuerprojecten, um das drohende Gespenst eines Deficits im Budget zu decken. Aber hierbei erlahmte endlich sein Streben. Ein Theil der Landtagsboten trat aus dem Landtage aus und machte diesen beschlußunfähig, die Steuergesetz-Entwürfe blieben liegen und Heldman — ließ sich pensioniren.

Jetzt war guter Rath theuer. Es war Niemand zu finden, der das Steuerruder des Lippischen Staats führen wollte. Da erbarmte sich noch einmal Fürst Bismarck, der gegen den Landesdirector des Fürstenthums Waldeck, v. Flottwell, den Wunsch aussprach, er möge doch noch einen Versuch machen, den Lippischen Staatskarren zurechtzurücken. Diesem Wunsche konnte v. Flottwell nicht widerstehen, er nahm den verlassenen Ministerposten an. Ostern 1872 wurde er in sein Amt eingeführt. Er erließ ein Programm,

Digitized by Google

welches recht ſchön lautete und worin er die Forderung aufſtellt, daß jede Partei große Opfer bringen müſſe, wenn es zum Frieden kommen ſolle. Wie v. Flottwell das verſtanden, zeigte bald das Wahlausſchreiben an diejenigen Bezirke, deren Abgeordnete ihr Mandat freiwillig niedergelegt hatten. Die Antwort der Wahlkreiſe war eine entſchieden verneinende, denn ſie wählten lauter Männer, die das Mandat nur unter der Bedingung annahmen, daß ſie es gleich wieder niederlegen könnten. Das Volk wollte nun einmal das Zuſtandekommen eines nach dem octroyirten Wahlgeſetze gewählten Landtages verhindern und v. Flottwell, in Gemeinſchaft mit einer kleinen Schaar Anhänger, wollte durchaus nochmals einen Landtag nach der Schablone von 1836, um durch dieſen das neue dem preußiſchen Dreiclaſſenwahlſyſtem nachgebildete Wahlgeſetz durchzubringen. An einen Vertrag zwiſchen beiden Parteien, der Regierungspartei und dem Volke, iſt alſo durchaus nicht zu denken. Das letztere verlangt das allein Richtige, daß derjenige, der den Conflict heraufbeſchworen, auch den Riß heilen müſſe.

Um zum Schluß zu kommen, will ich nur kurz noch erwähnen, daß das Volk von Lippe trotz aller dagegen laut gewordenen Abmahnungen den Vertreter ſeiner Rechte, Syndicus Hausmann in Horn, mit ungeheuerer Majorität (10,000 gegen circa 4,000 Stimmen) zweimal zum Reichstagsabgeordneten gewählt hat, ferner, daß v. Flottwell am 1. April dieſes Jahres als Regierungspräſident in Marienwerder in den preußiſchen Staatsdienſt zurückgetreten iſt, und daß das ganze Lippiſche Land ſeitdem durch die drei Regierungsräthe Meyer, Rohdewald, Hoffmann verwaltet wird. Ob der Fürſt keinen Miniſter bekommen kann, oder ob er es einmal ohne einen ſolchen verſuchen will, wiſſen die Götter. So viel aber ſteht feſt, daß der jetzige Zuſtand nicht ewig fortdauern kann.

Geographiſche Rückblicke.

Von J. Löwenberg.

Die letzten Wochen waren ungewöhnlich reich an Vorkommniſſen, die für die geographiſchen Disciplinen von hoher Bedeutſamkeit waren. Im Laufe des letzten Vierteljahres haben nicht weniger als zehn wiſſenſchaftliche Verſammlungen dieſer Richtung ſtattgefunden.

Es iſt ſelbſtverſtändlich unthunlich, hier die Ergebniſſe aller dieſer gelehrten Concile ſpecificiren zu wollen. Theilweiſe iſt von ihnen, wie von

Digitized by Google

dem geographischen Congreß in Paris, von Kundigen und Unkundigen schon bis zum Ueberdruß berichtet worden, von den meisten aber sind bisher kaum einige Protocolle bekannt geworden. Nur von zweien möge hier etwas ausführlicher die Rede sein, weil sie voraussetzlich das Interesse eines großen Theils der Leser für sich haben möchten.

Es ist sicher manchem noch erinnerlich, daß am 3. Januar d. J. der Verein für die deutschen Nordpolfahrer in Bremen den Entwurf eines Planes für die Fortsetzung der deutschen Polarforschung nebst Motiven dem Bundesrathe überreichte mit dem Antrage, der Bundesrath möge den Plan durch eine Commission von Fachmännern in Verbindung mit wissenschaftlichen Autoritäten prüfen lassen und nach Genehmigung desselben die Bewilligung der damals für zwei Dampfer, die an der ostgrönländischen Küste nach Norden gehen sollten, veranschlagten Kosten von ca. 900,000 Mark aus Reichsmitteln bewirken. Die Angelegenheit wurde an die Ausschüsse für See- und für Rechnungswesen verwiesen, und auf deren Bericht beschlossen, den Reichskanzler zu ersuchen, die Frage über die Aussendung einer deutschen Polarexpedition, sowie über die Modalitäten und die Zeit derselben nach ihrer wissenschaftlichen Seite, durch eine von Reichswegen zu bestellende Commission prüfen zu lassen. Die Bremer Eingabe fand ziemlich allgemeine Billigung. Seitens der namhaftesten geographischen Gesellschaften waren Unterstützungen zugesagt, auch die Presse und, wie es schien, die kaiserliche Admiralität waren für die Fortsetzung der deutschen Polarforschung.

Anfangs September ist nun die Commission zur Berathung der Polarfrage vom Reichskanzleramt ernannt, zum 4. October nach Berlin berufen worden und unter dem Vorsitz des Geheimen Ober-Regierungsraths Dr. von Möller zusammengetreten. In betheiligten Kreisen praktischer Seemänner sind gleich Anfangs Klagen darüber laut geworden, daß man bei der Auswahl der Mitglieder verabsäumt habe, auch solche Männer zu berufen, welche sich speciell mit den geographischen Polarreisen beschäftigt haben, man sah darin, wo nicht eine persönliche, so doch eine sachliche Zurücksetzung. Andererseits aber kam es von Hause aus gar nicht darauf an, von praktischen Seefahrern zu hören, ob, wo und wie man einige Meilen weiter nordwärts als bisher vordringen könnte, sondern zu prüfen, welche physikalische Aufgaben Polarexpeditionen für die Aufklärung noch dunkler Punkte der kosmischen Physik zu lösen haben. Der Werth einer durch glücklichen Zufall erreichten höheren Breite müsse zurücktreten gegen die Erkenntniß der Natur physikalischer Phänomene. Diese Ansicht wurde von Dove bereits vor mehr als einem Vierteljahrhundert, seit geraumer Zeit auch von Neumayer („Geographische Probleme innerhalb der Polarzonen") auf das nachdrücklichste ausgesprochen. Selbst Weyprecht sprach für diese Ansicht in der Versammlung der deutschen Naturforscher und

Digitized by Google

Aerzte in Graz. Er wies nach, daß bis jetzt trotz der großen Ausgaben für Polarreisen durch sie doch nur sehr wenig geleistet worden sei, daß wir z. B. noch sehr wenig wissen von der Ablenkung der Magnetnadel im Norden, von dem Nordlicht, von der Flora und Fauna jener Gegenden, ja daß wir heute noch von dem ganzen Wirken der Natur dort nicht viel mehr wissen als vor zwanzig und mehr Jahren. Der Grund davon sei, daß bis jetzt der Hauptzweck der Nordpolexpeditionen nur der geographische, räumliche Vorstoß nach Norden gewesen, daß man stets nach derselben Richtung und stets in vereinzelten Expeditionen vorgegangen sei, so daß es an vergleichenden Beobachtungen für physikalische Zwecke fehlte. Vereinzelte Beobachtungen — und er gab Beispiele — so interessant sie auch immer seien, sind für die Wissenschaft nutzlos. Es müsse bei arctischen Expeditionen Princip werden, die Bestrebungen, nur möglichst hohe Breiten zu erreichen, aufzugeben, dagegen verschiedene Expeditionen in kleinen Dimensionen abzusenden, Beobachtungsstationen zu gleichartigen und gleichzeitigen physikalischen Beobachtungen zu errichten. In dieser Weise würde man bei geringen Kosten große Resultate gewinnen. Grönland, Spitzbergen, Sibirien, Nordamerika sollten mit einem Gürtel solcher Stationen verbunden werden, wo mit gleichen Instrumenten, nach gleichen Instructionen beobachtet werden müßte. Auch bei Polarexpeditionen sei mit dem Princip der alten Tradition zu brechen.

Die Commission hat sich auch fast einstimmig gegen die bisherige Aufgabe der Polarexpeditionen, möglichst hohe Breiten zu erreichen, gegen die arctischen Wettrennen zum Pol, ausgesprochen. Dagegen befürwortete sie mit ausführlicher Begründung die Einrichtung von physikalischen Beobachtungsstationen auf Reichskosten. Sie will keine einzelne Entdeckungsexpedition, sie empfiehlt ein System von möglichst internationalen Beobachtungsexpeditionen.

Die ganze Polarzone solle in 3—4 bestimmt begränzte Beobachtungsgebiete getheilt werden: 1) von Nordamerika bis zur Westküste von Grönland, 2) von der Ostküste Grönlands etwa bis Nowaja Semlija, 3) von hier ostwärts an der Nordküste Asiens, endlich 4) im Norden der Beringsstraße. Die deutsche Expedition hätte im Anschluß an die zweite deutsche Nordpolexpedition das zweite Gebiet zu ihrem Forschungsfelde. Das ist eine scharf begränzte, in sich abgeschlossene Aufgabe, deren Erledigung, selbst wenn keine Anschlüsse gleicher Arbeiten von Osten und Westen einträfen, in befriedigender Weise zu erwarten ist. Die Commission befürwortet demnach schließlich, 1) im Jahre 1877 eine solche Beobachtungsexpedition abzusenden, 2) sofort eine technische Commission von arctischen Reisenden und Fachgelehrten zu ernennen, welche die bisher allgemein entwickelten Grundzüge prüfen, verbessern und vervollständigen soll, welche die Ausrüstung, Wahl der Instrumente, Instructionen ꝛc. ꝛc. zu besorgen, und endlich 3) durch internationale Verein-

Digitize Google

barung zu erwirken hat, daß auch England, Amerika, Rußland in gleicher Weiſe vorgehe, damit correſpondirende, gleichartige und gleichwerthige Reſultate erzielt würden.

So möge denn die Expedition, welche das deutſche Reich wahrſcheinlich abſenden wird, nicht nach dem Ruhme geizen, einige Meilen weiter nordwärts gekommen zu ſein, als ihre Vorgängerinnen, ſondern es als ihre weſentliche Aufgabe betrachten, Materialien zu ſchaffen, zur beſſeren Erkenntniß der kosmiſchen Phyſik! Jedenfalls iſt die richtigere Erkenntniß der eigentlichen Aufgabe ſchon Fortſchritt und Gewinn.

Und wie die Schwärmerei für Polarreiſen iſt auch der heroiſche Uebereifer der Deutſchen für Reiſen in Afrika durch die neueſten Vorgänge an der Loangoküſte etwas kühler und in beſonnenere Erwägung geleitet worden.

Bekanntlich hatte die Güßfeldtſche Expedition, die von der Loangoküſte im Weſten in das Innere Afrikas eindringen ſollte, wie hoffnungsreich ſie auch anfing, nicht den entſprechenden Erfolg. Am 25. Juli 1873 betrat Güßfeldt mit ſeinen wackeren Genoſſen die Loangoküſte, vor einigen Wochen iſt er krank und erſchöpft wieder heimgekehrt. Nicht eigene Fehler, oder Mangel an Muth, ſondern die vis major im unwiderſtehlichſten Sinne des Wortes zwang ihn zur Rückkehr. Der Vorſtand der deutſchen afrikaniſchen Geſellſchaft berief die Delegirten der geographiſchen Geſellſchaften zu berathender Verſammlung. Dr. Güßfeldt zeichnete hier in kurzen, präciſen Zügen den Verlauf der Expedition und ihres Mißgeſchickes, wie ihn die Tagesblätter mehr oder minder ausführlich wiedergegeben haben. Daran ſchloß der Vorſitzende die Verleſung eines Schreibens der Mitglieder der Expedition, in welchem dieſe die Darſtellung des Dr. Güßfeldt beſtätigen und betonen, unter keinem andern Führer als unter dem wackern Manne, der ſie bisher geführt, an der Expedition ferner Theil nehmen zu wollen.

Ueber die zeitherige wiſſenſchaftliche Ausbeute der Expedition gaben Sachverſtändige Gutachten ab. Das übereinſtimmende Urtheil ging dahin, daß die Expedition ſehr ſchätzbare, zum Theil vorzügliche Reſultate ergeben hat.

Eine Ueberſicht des Vermögensſtandes ergab folgendes. Bis zum Mai d. J. wurden verausgabt

für die Expedition des Dr. Güßfeldt . . .	162,371	Mark
„ „ „ „ Majors von Homeyer	49,516	„
„ „ „ „ Dr. Lenz	9,800	„
zur Dispoſition vorhanden	85,000	„

und ſo wurden ſchließlich unter anderen folgende Hauptreſolutionen einſtimmig angenommen:

Digitized by Google

Die Aufhebung der Station Chinxoxo zu genehmigen, da sie ihre Aufgabe, wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen, erfüllt habe und nun bedeutungslos geworden sei, die Loangoküste als Expeditionsbasis aufzugeben und die beiden noch in Thätigkeit befindlichen Expeditionen des Major von Homeyer und Dr. Lenz auch ferner zu stützen.

Demgemäß wurde dem Vorstande zur Auflösung der Station Chinxoxo ein unbegrenzter Credit und für die beiden Expeditionen von Lenz und Homeyer für das nächste Jahr 45,000 Mark bewilligt.

Nicht ohne Besorgniß haben wir diese Summen angeführt, weil sie leicht geeignet sind, einige Mißstimmung bei uns zu erwecken, die wir noch nicht gewöhnt sind, große Summen für dergleichen Unternehmungen zu verwenden. Geographische Entdeckungs- und Forschungsreisen, sei es zu Lande oder auf dem Meere, in der heißen oder kalten Zone, kosten in der Regel viel, daher sie auch meist auf Kosten des Staates oder reicher Institute und Vereine ausgeführt werden. Der Ausnahmen sind nur wenige. Wir erinnern daher zur beruhigenden Vergleichung an die Kosten einiger solcher Unternehmungen.

Als Franklin in den arctischen Eiswüsten verschollen war, wurden allein in den ersten fünf Jahren neunzehn Expeditionen mit einunddreißig Schiffen und einem Kostenaufwande von über einer Million Pfund Sterling für die Franklinsucher ausgerüstet. Livingstones Reisen in Afrika dauerten vierunddreißig Jahre, was dieselben gekostet haben mögen, ist schwerlich zu bestimmen, doch hat er in einem einzigen Jahre zur Bestreitung seiner Reisekosten von der englischen Regierung 11,000 Pfund Sterling (über 70,000 Thaler) erhalten, und er wird wohl Hunderttausende von Thalern nöthig gehabt haben. Die Burkeschen Expeditionen durch die dürren und heißen Gebiete Australiens in den Jahren 1860 und 1861 kosteten über 600,000 Thaler. Von der Deckens Reise in Ostafrika soll über 300,000 Thaler gekostet haben. Die Kosten der neuesten russischen Expedition zur Erforschung des Amu-Daria sind auf 100,000 Rubel veranschlagt. Rohlfs Reise in die Lybische Wüste kostete an 30,000 Thaler. Carsten Niebuhrs Reise kostete 20,000 Thaler. Baikies Nigerexpedition erforderten in zwei Jahren 19,000 Zechinen. Wilsons Reisen in Syrien und Palästina consumirten schon in den ersten Monaten 20,000 Thaler. Nachtigals sechsjährige Reisen kosteten mit Inbegriff der königlichen Geschenke für den Sultan von Bornu 12,000 Thaler, wobei freilich zu beachten, daß Nachtigal, da er wegen Verspätung der Geldsendungen von Europa sehr oft Anleihen zu 150—200 Procent aufnehmen mußte, höchstens 3000 bis 3500 Thaler wirklich verwendet hat.

Deutsche reisen aber noch immer am billigsten. Barth gebrauchte für seine erfolgreichen sechsjährigen Reisen nur 10,000 Thaler. Radde für seine fünf Jahre dauernde Reise in Ostasien nur 3813 Rubel. Rohlfs brauchte

Digitized by Google

auf seiner Reise nach Marocco und Tuat, die anderthalb Jahre dauerte, nur 600 Thaler. Von dem hochverdienten Burckhardt endlich erzählt man sich, daß er auf seiner Reise nach Nubien, auf der er 800 Wegestunden zurückgelegt und die wichtigsten Forschungen gemacht hat, nur zwei Marienthaler mitgenommen und doch noch einen davon wieder zurückgebracht habe!

Nun dergleichen verlangen wohl unsere deutschen Mäcene und Förderer der geographischen Forschungsreisen nicht. Die Deutschen sind in den letzten Jahren in der Opferwilligkeit für wissenschaftliche Reisezwecke ehren- und dankenswerth und schnell fortgeschritten. Als in den fünfziger Jahren König Friedrich Wilhelm IV. zu Barths Reisekosten 1000 Thaler spendete, galt dies als eine ganz außerordentliche königliche Hochherzigkeit. Nicht lange, und das deutsche Volk spendete zur Aufklärung des Schicksals Eduard Vogels 20,000 Thaler und jetzt ist die Spendung noch bei weitem größerer Opfer nationale Anforderung, nationale Pflicht geworden.

Zwei Briefe zur Geschichte der Messiade.

Mitgetheilt von K. Niemeyer.

Durch die Güte des emeritirten Herrn Prediger Niemeyer in Wernigerode bin ich in den Besitz zweier Briefe gekommen, welche meines Wissens bisher nicht veröffentlicht sind und für Freunde unserer classischen Literatur und ihrer Geschichte von Interesse sein werden. Der erste, von Klopstock an den Pastor Christian Niemeyer in Dedeleben, dem Verfasser des deutschen Plutarch, gerichtet, lautet:

Sie haben mir, mein wertheſter Herr Niemeyer, durch Ihren Brief und die Zeichnung von Friedeburg, keine kleine Freude gemacht, aber auch zugleich, in Ihrer Unschuld, an eine sehr alte Wunde gerührt. Denn dort liegt mein Bruder begraben, dessen ich in meiner Ode „der Abschied“ erwähne. Ich wußte damals (in meinem zwölften Jahre) so wenig vom Schmerze, daß ich an dem Schmerze, den meine Eltern zuweilen hatten, keinen Antheil nehmen konte, wie gern ich auch wolte. Ich machte mir auch wohl Vorwürfe wegen meines Nichtantheils; und doch konte ich nicht dazu kommen. Aber da dieſer sehr geliebte Bruder starb, da lernte ich den Schmerz recht von Grunde aus kennen. —

Meine vielen Leibesübungen in Friedeburg sind wahrscheinlich eine von den Ursachen, warum ich ein so hohes Alter erreicht habe . . . . .

Digitized by Google

Sie wiſſen wie jezt nicht wenige brave Männer über die Religion denken. Sie kennen vermutlich einige davon. Sie ſcheinen mir der Mann zu ſein, der mir genau ſagen kan, und wird, was vor einen Eindruck der Meſſias auf dieſe macht. Sie urtheilen, ohne daß ich es Ihnen zu ſagen brauche, wie wichtig mir das ſeyn müſſe. Jene Abweichung von der Religion hat auch ſehr ſonderbare Urteile vom Meſſias veranlaßt, wie ich noch öfter leſe als höre; denn man erklärt ſich gegen mich nur ſelten darüber . . . . . Sie ſind vermuthlich ein Verwandter meines Freundes Niemeyer, der die Aufſicht über das Pädagogium hat. Grüßen Sie ihn auf das freundſchaftlichſte von mir.

Der Ihrige

Hamburg d. 19 May 1801.

Klopſtock.

Der Empfänger ſchickte dieſen Brief an A. H. Niemeyer, Director der Franckeſchen Stiftungen, und dieſer antwortete:

Ich ſchicke Ihnen, m. w. F. hiebey das Schreiben unſres theuren Vater Klopſtock zurück. Es hat mir doppelte Freude gemacht. Es war mir ein Zeichen ſeiner Lebenskraft und ſeines mir immer ſo heiligen Andenkens.

Sie wünſchen meine Meinung über die Stelle des Briefes, wo der ehrwürdige Veteran fragt: „was manche brave Männer, die freyer über die Religion denken, itzt zu dem Meſſias ſagen, und welchen Eindruck er auf dieſe macht?“

Mich dünkt, ich habe Klopſtock, eh er die neue Ausgabe in eignem Verlag veranſtaltete, einmal ſelbſt ausführlich hierüber geſchrieben. Denn an mir ſelbſt konnte ich die Verſchiedenheit des Eindrucks bemerken, den der Meſſias auf mich gemacht hatte, als ich noch kindlich an der Religion meiner Väter hing, ohne darüber zu raiſonniren, und hernach, als ich eine gelehrte Bildung bekam, meine Theologie ſtudirte, und bekannt ward mit dem, was andre darüber gedacht hatten.

In jener früheren Periode würkte freylich alles ſo auf mich, wie eine Wunderwelt auf Kinder würkt. Mir war im Meſſias nichts Mythologie. Ich ſah in der Glaubenslehre meiner Kirche, ja die Engel auf und abſteigen und ſo war ich mit dieſen wunderbaren Weſen vertraut. Die ſtrenge Verſöhnungslehre war mir ſo gewiß, daß ichs als Knabe ſchon mit dem gelehrteſten Socinianer aufgenommen hätte. Denn man dünkt ſich kräftiger, je weniger man weiß. Damals alſo erfüllten mich die Stellen, wo die härteſten Ideen der Schule im Meſſias ausgedrückt ſind, wo der Erlöſer das berühmte:

der ich Gott bin wie Du

Digitized by Google

was er nie gesagt hat (wohl aber der Vater ist größer als ich und „der du allein wahrer Gott bist") aussprach, wo er am Kreuz fühlt „daß Gott noch nicht versöhnt sey „und nun von der Anstrengung mehr des Blutes fleußt" — diese Stellen erfüllten mich mit einem heiligen Schauer. Ich war von dem Bedürfniß eines fremden Verdienstes, um meine eigne arme nakte Tugend zu decken, so überzeugt, daß ich noch i. J. 1776 in einer Ode sagte

Es geh unter der Tag, leuchte mir nicht,
Wo je der Wahn mich täuscht
Rein mir selbst zu sein
In eigner Tugend Gewande u. s. w.

Dies alles, ich gestehe es Ihnen, und würde es unserm Klopstock eben so offen gestehen, hat sich geändert. Ich habe zu deutlich aus der Geschichte der Lehre (einem vormals fast ganz versäumten Studium!) gelernt, woher eine Menge dieser dogmatischen Ideen gekommen sind, und wie Jesus selbst die künstliche Satisfactionstheorie (ein Wort, das erst Anselm und Abälard unter den Scholastikern gebrauchte) nie gelehrt hat.

Seitdem haben viele Stellen des Messias keinen Eindruck mehr auf mich machen können; einige möchte ich, aus warmer Verehrung gegen Dichter und Gedicht, ganz austilgen können, weil sie mir zu stark contrastiren mit dem, was ich von dem Gott der Liebe glauben muß. Die eigentliche Bluttheologie scheint mir zu sehr aus dem Tempel Jerusalems, und selbst in diesem Tempel sang ein Dichter, der weiter war als sein Zeitalter

„Opferblut gefällt dir nicht
Was dir gefällt ist ein demuthvolles Herz.

Aber dies schwächt meine Ehrfurcht und meine Liebe zu dem unsterblichen Gedicht nicht. Ich danke ihm zu viel selige Stunden; es hat zu oft meinen Geist zu den reinsten Freuden erhoben. Noch itzt erfüllt es mich stellenweise mit ähnlichen Gefühlen. Von seinem Sprach und poetischem Werth sag ich hier gar nichts. Das alles kann nur schnöder Undank und Dünkel verkennen.

Darf ich von mir auf andre schließen, so möchte dies wohl die Geschichte vieler seyn, auf die als Männer von 50, der Messias einen andern Eindruck machen muß, als auf Jünglinge von 20 Jahren und bei der Lage der Theologie wie sie vor 30 Jahren war.

Wenn Sie Klopstock schreiben, so denken Sie auf den schönsten und wahrsten Ausdruck der Ihm von mir alles sagt, was Achtung, Liebe und Dankbarkeit heißt.

D. J.

(ohne Datum) Niemeyer.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Das Ehegesetz in der Generalsynode. — Die Verhandlungen unserer evangelischen Landessynode haben kaum dazu dienen können, dieser noch jungen Einrichtung die Sympathieen in höherem Maße zuzuwenden, als dies ihren Vorgängern gelungen ist. Unsere Dunkelmänner haben sich starrer und unbelehrbarer gezeigt, als man erwartet hatte, und wenn man auch für die ungeheuerlichen Meinungen und Wünsche einer Minderheit nicht die ganze Synode verantwortlich machen darf, so fällt doch durch die Hartnäckigkeit und Redseligkeit, mit der jene Anschauungen verfochten wurden, ein übles Licht auf das ganze Institut, das ihnen die Möglichkeit offenen Hervortretens gewährte. Und so ganz ungefährlich war diese Partei trotz ihrer Minderheit nicht. Noch sind diese Parteien noch zu wenig abgegrenzt und disciplinirt, als daß nicht das Zünglein mehrmals hinüber und herüber schwankte; einmal gelang es sogar eine knappe Mehrheit für einen höchst compromittirenden Antrag zu gewinnen, was freilich eine solche Erregung der Gemüther im ganzen Lande zur Folge hatte, daß die Synode, erschrocken über ihren eigenen Beschluß, denselben ohne Verzug zurücknahm. Im Ganzen war doch der Ausfall der Verhandlungen unberechenbar, die Synode ein bedenkliches Experiment, und die Möglichkeit ist keineswegs ausgeschlossen, daß künftig in ihr die extreme Richtung in viel stärkerer Weise vertreten sein werde.

Dies ist sogar wahrscheinlich. Denn die Pfarrgemeinderathwahlen, aus welchen die Bezirkssynoden und durch einen nochmaligen Filtrirungsproceß die Generalsynoden hervorgehen, sind bis jetzt noch immer spöttische Minoritätswahlen gewesen; dies war selbst bei der jüngsten Wahl der Fall, die während der Session der Synode, also bei einigermaßen erhöhtem Interesse an den kirchlichen Angelegenheiten stattfand. Die Minderheit aber, die ihr kirchliches Wahlrecht ausübt, gehört durchaus der streng kirchlichen oder der pietistischen Richtung an, und es ist schon denkbar, daß von dieser Seite künftig die Auswahl der in die Synode zu berufenden Männer noch viel sorgfältiger getroffen werden wird. Es hat sich auf der Synode ein unerwartet lebhafter Kampf verschiedener Richtungen entwickelt, und es ist die extreme Partei, welche im Allgemeinen Ursache hat über den Ausgang mißvergnügt zu sein. Eine Zusammensetzung wie die gegenwärtige, genügt ihren Ansprüchen bei weitem nicht.

Dieser öffentliche Kampf der Meinungen ist übrigens das erwünschteste Ergebniß der jüngsten Session. Er ist um so erfreulicher, als in Württemberg bis jetzt in der evangelischen Kirche nicht minder als in der katholischen ein schwächliches Vertuschungssystem mit großem Glück aufrecht gehalten wurde,

Digitized by Google

und er hat um so größeren Eindruck gemacht, je weniger man bei der Zusammensetzung der Synode darauf gefaßt war. Wenn man während der Synode von einer „liberalen" Seite des Hauses gesprochen hat, so darf man hierbei nicht etwa an den Protestantenverein denken, der noch immer in Württemberg blos insgeheim Anhänger besitzt und gegen den sich gerade „liberale" Redner verwahren zu müssen glaubten. Allein trotzdem, daß im Grunde blos das positiv kirchliche Bekenntniß auf der Synode vertreten ist, haben sich doch, sobald es an die Berathung des Gesetzes über die kirchliche Trauung ging, — und dies war der einzige erhebliche Gegenstand der Berathungen — sofort drei Parteien von einander gesondert: eine äußerste Linke, welche die juristischen und staatlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellte, als maßgebend auch für die kirchliche Behandlung, eine äußerste Rechte, welche die Zeit für gekommen erachtete, nunmehr dem staatlichen Eherecht ein eigenes kirchliches Eherecht an die Seite oder vielmehr gegenüberstellen, endlich ein Centrum von überwiegender Stärke, das im Anschluß an die Kirchenbehörde zwar die Consequenzen aus der Reichsgesetzgebung ungeschmälert zog, aber doch auf eine möglichst schonende Ueberführung in das neue Recht bedacht war und darum die Aenderung der bisher geltenden Bräuche auf das Unerläßlichste beschränkt wissen wollte. In der Regel war die Stellung die, daß Linke und Centrum zusammenhielten gegen die äußerste Rechte, und es ist so im Ganzen aus den Berathungen ein Ehegesetz hervorgegangen, gegen das sich vom staatlichen Standpunkt kaum etwas einwenden läßt. Es wäre zwar ohne Zweifel erwünscht gewesen, wenn in der Trauungsformel, wie die Linke beantragte, der Ausdruck des Geistlichen: „Ich bestätige ꝛc." durch einen minder mißverständlichen ersetzt worden wäre. Indessen ist dieser Ausdruck ja auch in Baden beibehalten, und man hat sich für denselben auf die Autorität angesehener Kirchenrechtslehrer berufen können. Im Uebrigen ist durch anderweitige Aenderungen im Trauformular kein Zweifel darüber gelassen, daß die rechtmäßige Verwirklichung der Ehe durch den Civilact unzweideutig von der Kirche anerkannt und vorausgesetzt wird.

Ein Capitel, das besonders zu unerschöpflichen Debatten und zahllosen Verbesserungsversuchen einlud, war das der kirchlichen Ehehindernisse. Hier kam namentlich das Bestreben der extremen Partei zu Tage, die kirchliche Trauung als eine Art Prämie für besonders kirchliche Gesinnung zu reserviren, und mit ausgedachter Casuistik möglichst viele Fälle aufzustellen, in denen die Trauung, wenn auch die Ehe bürgerlich geschlossen, von Seiten der Kirche zu verweigern sei.

Das Kirchenregiment hatte sich in seiner Vorlage darauf beschränkt, von dem Grundsatz, daß für jede bürgerlich geschlossene Ehe auch die kirchliche Trauung zulässig sei, zwei selbstverständliche Ausnahmen zu statuiren; die

Digitized by Google

Commission war aber so unvorsichtig, zwei weitere Fälle hinzuzufügen, in denen die kirchliche Trauung zu versagen sei, und damit öffnete sie selbst die Pforte, durch welche die Orthodoxen den ganzen Plunder unserer alten Ehehindernisse wieder einzuführen gedachten. Ihre Anträge wurden der Reihe nach abgeworfen, es blieb bei den von der Commission empfohlenen Ausnahmsfällen, und im Ganzen ist so von dem Recht der Kirche, ihrerseits die Bedingungen kirchlicher Einsegnung der Ehen festzusetzen kein unbescheidener Gebrauch gemacht worden; zumal der oben schon berührte Kapffsche Antrag, welcher in Fällen „besonders schweren Aegernisses" in ganz unbestimmter Weise das subjective Ermessen der einzelnen Geistlichen zum Richter hatte machen wollen, zwar angenommen, aber dieser Beschluß in aller Form wieder zurückgenommen wurde. Ebenso scheiterten auch alle Anträge, welche dahin zielten, für die Unterlassung der kirchlichen Trauung besondere kirchliche Strafen, oder für nachträglich zur Kirche reuevoll sich zurückwendende Paare besondere Kirchenbußen und solenne Reueacte anzuordnen. Im Ganzen sind also die Beschlüsse nicht unbefriedigend ausgefallen, aber die Debatten haben gleichwohl einen peinlichen Eindruck zurückgelassen. Man hatte erwartet, daß die Kirche mit mehr Würde und geringerem Widerstand und Widerwillen sich in die neue Lage schicken würde. Die extremen Eiferer haben eine kleine aber noch immer mächtige Partei hinter sich, und allzusehr hat man ihren Wahn großgezogen, daß sie die eigentliche, privilegirte Vertreterin der Kirche sei. Es wird einer energischen Sammlung der freisinnigen Elemente bedürfen, um ihren verderblichen Einfluß auf unser Kirchenwesen gründlich zu brechen. Und wenn man nach wie vor das Kreuz vor dem Protestantenverein schlägt und die Gegensätze, nachdem sie kaum angefangen sich auszusprechen, nachträglich wieder wohlwollend zudecken und verkleistern will, so wird es schlechterdings nicht gelingen, unter der evangelischen Bevölkerung dasjenige lebendige Interesse für die kirchlichen Dinge aufzuwecken, das die Grundbedingung für eine gedeihliche Wirksamkeit der synodalen Organe ist.

Aus Berlin. Pro nihilo. Reichstag. — Die Broschüre des Grafen Arnim „Pro nihilo" hat in den letzten Tagen die Berliner fast ausschließlich beschäftigt. Freilich war sie im Originale nur sehr selten anzutreffen. In der ersten Zeit nach ihrem Erscheinen schlummerte die Schrift ganz friedlich im Schatten der hiesigen Buchhandlungen, und Niemand störte diese Ruhe, da das Publicum nichts von dem sensationellen Inhalte dieser literarischen Production ahnte und vielleicht auch nicht einmal die Buchhändler eine genaue Kenntniß ihres gefährlichen Besitzes hatten. Da wurde ein kurzer Auszug des Pamphlets in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht und gleichzeitig erschien ein bekannter Führer der Ultramontanen im Reichs-

Digitized by Google

tage und vertheilte mit freigebiger Hand die pikante Waare. Natürlich begann sofort ein allgemeines Sturmlaufen auf die Buchhandlungen, das aber im ganzen nur geringe Ergebnisse lieferte, da die vorhandenen Bestände der Broschüre nur einen sehr geringen Theil des vorhandenen Bedürfnisses decken konnten. Und als nun von Zürich, dem Geburtsort des Werkchens, größere Vorräthe herbeigeschafft werden sollten und zum Theil schon herbeigeschafft waren, da trat die Staatsanwaltschaft und die Rathskammer des Berliner Stadtgerichts dazwischen und sprachen die Acht über die Broschüre aus. Sie wurde mit Beschlag belegt und verboten und zahllose Bestellungen und Aufträge zu ihrem Bezug blieben unausgeführt. Inzwischen hatten nun allerdings die Zeitungen genügend dafür gesorgt, daß das Publicum erfahre, um was es sich hier handle, und Jedermann, der die zahlreichen und ziemlich vollständigen Auszüge der Broschüre gelesen hat, welche die Zeitungen veröffentlichten, kennt und weiß genug von dem Inhalte der Schrift, um über sie und ihren Verfasser zu urtheilen. Als den Verfasser bezeichnet man natürlich einstimmig den Grafen Arnim selbst. Das Verdammungsurtheil ist ein ausnahmsloses und allgemeines. Man hat hier allerseits das sehr wohl begründete und recht unangenehme Gefühl, daß die deutsche Streitschriftenliteratur um ein Erzeugniß bereichert worden ist, dem gegenüber La Marmoras und Anderer Leistungen auf diesem Gebiete als harmlose Spielereien erscheinen. Denn in solcher Stellung hat wohl noch Niemand solche Geheimnisse der Staatsleitung in so rücksichtsloser Weise auf die Straße geworfen, wie Graf Arnim. Und wohl auch noch niemals hat ein Pamphletist in so gründlicher Weise sein Ziel verfehlt, wie dieser ehemalige Botschafter. Er wollte seinen Gegner schädigen, indem er zu zeigen vermeinte, daß er ihn pro nihilo aus Amt und Stellung gebracht. Und indem er zum Erweise dieser Thatsache seine diplomatische Schreibmappe ausschüttete, lieferte er uns eine Reihe vollwichtiger Beweise des Gegentheils. Er that an der Hand ganz unzweifelhafter Actenstücke unwiderleglich dar, daß Fürst Bismarck gar nicht anders handeln konnte und durfte, als er gehandelt hat. Es ist schwer begreiflich, daß nicht dem Grafen Arnim selbst bei der letzten Lecture seines Opus diese Erkenntniß zu Sinne gekommen ist und daß er nicht noch im letzten Augenblick das ganze Machwerk hat einstampfen lassen. Nur arge Verblendung, hervorgerufen durch verhängnißvolle Selbstüberschätzung und das alles beherrschende Streben, den Gegner moralisch todt zu machen, kann den Grafen die Zweischneidigkeit seines Verfahrens und seiner Argumente haben übersehen lassen. Er hätte sonst einsehen müssen, daß er selbst sich durch seine Handlungsweise noch einmal mit dem Vergehen belastete, um dessentwillen er bereits von dem Gerichte verurtheilt und von der öffentlichen Meinung scharf getadelt worden war. Denn jedes Kind kann sich jetzt die Frage beantworten, wie es

Digitized by Google

mit den Beamtentugenden des Mannes ausgesehen hat, welcher kein Bedenken trägt, die intimsten Vorgänge, die sich während seiner diplomatischen Thätigkeit ereigneten, Dinge, die ihm nur vermöge seiner ganz besonderen Vertrauensstellung mitgetheilt wurden, zu ganz persönlichen Zwecken der Oeffentlichkeit preiszugeben. Ein solches Verfahren wird gewiß mit Recht mit dem härtesten Vorwurfe zu belegen sein. Und so ist es dem Grafen auch jüngst ergangen. Man hat ihn hart verurtheilt.

Gleichwohl ist es natürlich, daß unbeschadet der unbedingten Berechtigung dieses Verdammungsurtheils sich bei der Betrachtung der ganzen Laufbahn und des endlichen Niederganges dieses Mannes manch milderer Gedanke einstellt. Pflegt dies doch stets der Fall zu sein, wenn wir eine verhängnißvolle menschliche Entwickelung im ganzen überschauen. Denn sobald wir den unglückseligen leitenden Gedanken erkennen, der den Menschen erfaßte und ihn unaufhaltsam dem Verhängniß entgegentrieb, da verschwindet Liebe wie Haß und wir denken nur an die furchtbare Macht der Gemüthskräfte, und an die Tragik des Geschickes. Und wenn man auch gewiß überzeugt ist, daß dem Grafen Arnim durchaus das Zeug zu einem tragischen Helden fehlt, tragisch bleibt es deshalb doch, daß ein reich begabter Mann, der mit den besten Aussichten auf eine glänzende und große Laufbahn seinen Weg antritt und fast schon sein Ziel erreicht hatte, dem Untergange verfällt, weil er, besessen von dem bösem Geiste der Selbstüberhebung und Eitelkeit, den Maßstab verlor für die Erkenntniß der Menschen und Dinge, weil er sich mit Allem in Widerspruch setzte, was ihn fördern wollte und sollte, bis er endlich nach jähem Sturze in dumpfer Verzweiflung sich selbst und seinen Ruf auslöscht im Gedächtniß derer, für die er einst wirken wollte und deren Anerkennung sein Ziel war. Der sonst so triviale Satz, daß Jedermann an seinen Fehlern zu Grunde geht, tritt uns hier mit einer außerordentlich ernsten Großartigkeit entgegen. Man kann es in den Correspondenzen des Grafen mit einer erschütternden Deutlichkeit gewahr werden, wie sein Grundgebrechen, seine Selbstüberhebung, zu einem Ungethüm wird, das er sich zu seiner eigenen Vernichtung groß zieht. Man sieht es fast auf jeder Seite seiner Briefe, wie diese Selbstüberhebung ihm den wirklichen Zustand der Dinge entstellt und verhüllt, ihn auf falsche Bahnen bringt, in ihm willkürliche Gedanken erzeugt, die wiederum in ihm Gestalt gewinnen und ihn zu neuen unrichtigen Handlungen veranlassen, die abermals seine Lage verschlechtern und ihn mit Menschen in Conflict bringen, die nicht daran gedacht haben, ihm entgegen zu handeln. Schließlich gelangt er zu einer Gemüthsstimmung, die gleicher Weise aus Ueberhebung und Unfähigkeit, den selbst geschaffenen Schwierigkeiten zu begegnen, sich zusammensetzend unvermeidlich eine Verderben bringende ist. Er glaubt sich stets in den Zustand der Abwehr versetzt. Er denkt und schreibt eigentlich so wie

Digitized by Google

Jemand, der unter dem Banne des sogenannten Verfolgungswahnsinn steht, und wie ein solcher geht er umher in dem qualvollen Dunst des von eigener Hand entfachten Brandes. Soll ich ihn aber nicht mit dem Maßstabe des Psychiatrikers messen, so möchte ich über sein Leben nur die weltbekannten tiefen Worte schreiben: „Es giebt Naturen, denen keine Lage des Lebens genug thut und die keiner gewachsen sind. Daraus entsteht der Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Und wenn hier noch viel mehr verzehrt wird, als ein genußloses Leben, so wird die Wahrheit dieses Wortes nur um so ergreifender sein.

Anders und weniger mild urtheilt der Politiker und vor allem der Wahrer der Gesetze. Unbekümmert um alle psychologische Erklärungen der Handlungen des Grafen wird er natürlich dieselben lediglich in Rücksicht auf das allgemeine politische und rechtliche Interesse zu prüfen haben. Und, wie ich schon andeutete', dürfte das Resultat dieser Prüfung sehr ungünstig ausfallen. Es liegt auf der Hand, daß Graf Arnim sich durch die Publication seiner Broschüre zunächst aus folgendem Grunde strafbar gemacht hat. Graf Arnim ist als einstweilen in den Ruhestand versetzter Reichsbeamter noch Beamter des Auswärtigen Amtes und als solcher dessen amtlicher Aufsicht und Disciplinargewalt unterworfen. Folglich findet § 11 des Gesetzes betreffend die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten auf ihn Anwendung. Der Paragraph erklärt, daß ein Reichsbeamter über die vermöge seines Amtes ihm bekannt gewordenen Angelegenheiten, deren Geheimhaltung ihrer Natur nach erforderlich oder von seinem Vorgesetzten vorgeschrieben ist, Verschwiegenheit zu beobachten hat, auch nachdem das Dienstverhältniß aufgelöst worden ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Graf Arnim sich gegen die Bestimmung dieses Paragraphen vergangen hat und nach den Traditionen des preußischen Beamtenstandes kann es kaum zweifelhaft sein, daß man gegen den Grafen auf dem Wege des Disciplinarverfahrens vorgehen wird. Aber es scheint, daß man auch hierüber hinaus die Handlungsweise des Grafen Arnim in juristische Erwägung gezogen hat. Wenigstens sagt man, daß die Erhebung einer Anklage wegen Majestätsbeleidigung und wegen Beleidigung des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes gegen den Grafen in Aussicht genommen sei. Es liegen sogar schon Nachrichten vor, nach denen die Anklage bereits erhoben sein soll. Jedenfalls aber werden bei einer solchen erhebliche juristische Einreden zu bekämpfen sein. Namentlich wird es zur Durchführung einer solchen Anklage des strict erbrachten Beweises bedürfen, daß Graf Arnim der wirkliche Verfasser der Broschüre ist, was bei aller objectiven Richtigkeit juristisch doch nicht ganz leicht festzustellen ist. Auch hört und liest man, daß die Frage zur Erwägung gelangt sei, ob die Veröffentlichung der in der Broschüre enthaltenen

Digitized by Google

diplomatischen Actenstücke nach § 92 des Strafgesetzbuches das Verbrechen des Landesverrathes involvire. Der erwähnte Paragraph bedroht denjenigen mit schwerer Strafe, welcher vorsätzlich Actenstücke, von denen er weiß, daß deren Geheimhaltung einer anderen Regierung gegenüber für das Wohl des deutschen Reiches oder eines Bundesstaates erforderlich ist, dieser Regierung mittheilt oder öffentlich bekannt macht. Selbstverständlich wird die Entscheidung darüber, ob ein solches criminelles Vorgehen hier statthaft ist, der gerichtlichen Entscheidung vorbehalten bleiben. Ich wollte hier nur die Richtungen andeuten, welche möglicher Weise das gerichtliche Verfahren einschlagen kann.

Unsere sonstigen inneren politischen Angelegenheiten haben in den letzten Tagen der öffentlichen Meinung kein hervorragendes Interesse geboten. Der Reichstag hat sich einige Tage Ferien machen müssen, da er den ihm bisher vorliegenden Stoff zur Gesetzgebung an die Commissionen gewiesen hat und zu weiterer Thätigkeit in den Plenarsitzungen keine Vorlagen in das Haus gebracht werden konnten. Natürlich ist die Unterbrechung der Sitzungen lebhaft beklagt worden und fehlt es nicht an Vorschlägen und Anträgen zur künftigen Abhülfe solcher Uebelstände. Doch ist die Stimmung keineswegs eine erregte, da man allerseits weiß, daß die Berathung der Etats im Bundesrathe unvermeidliche Verzögerungen herbeiführte und daß ein frühzeitigerer Beginn der Etatsarbeiten nicht zu ermöglichen ist, wenn nicht vorher eine ganze Reihe anderer Verhältnisse sowohl in Preußen wie in den anderen Bundesstaaten eine Abänderung erfährt. Es wird sich das sicherlich zeigen, sobald ein auf frühzeitigere Einbringung der Etats und der sonstigen Vorlagen gerichteter Antrag im Hause eingebracht sein wird, wozu, wie es scheint, die Ultramontanen eine starke Neigung verspüren.

Literatur.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Johannes Scherr. Fünfte Auflage. 2 Bde. Stuttgart, Conradi. — Die schätzbare Fähigkeit der Compilation ist eine menschliche Gabe von so ausgedehnter Verbreitung, daß es uns an Allgemeinen Welt- und Literaturgeschichten weder jetzt fehlt, noch jemals fehlen wird. Nicht minder mag der honette Trieb, sich immer an die größten Aufgaben zu wagen, seine Berechtigung haben, wenn er auch ganz besonders in den Schwachen mächtig zu sein pflegt. Der bekannte Mönch, der Gott auf den Knien dafür dankte, daß er Leute geschaffen, welche sich mit der Verfertigung von Wörterbüchern befaßten, hat unsere volle Zustimmung, er würde sie auch haben, wenn er die Welthistoriker und Literaturgeschichtsschreiber mit in sein Gebet eingeschlossen hätte. Wenn solche Bücher bescheiden

Digitized by Google

und besonnen abgefaßt sind, soll ihnen ihre Existenz nicht verkümmert, ihre Nützlichkeit für den Schul- und vielleicht auch für den Hausgebrauch nicht aberkannt werden. Indem in ihnen das Thatsächliche die Reflexion zu überwiegen pflegt, liefern sie der geistigen Entwickelung mehr stoffliche als formale Elemente, und auch die ausgesprochenen Urtheile haften selten tiefer, da sie meist auf den allgemeinsten Voraussetzungen beruhen und sich eben nicht vordrängen. Ihr Werth, wie ihr Nutzen liegt in ihrem stofflichen Inhalt, in der Pietät gegen das Factische, in der nicht urtheilslosen, aber mehr objectiven Ueberlieferung des Denkstoffs. Bei weitem anders steht es mit denjenigen Lehr- und Lesebüchern auf diesem Gebiete, in welchen das Urtheil und die Betrachtung den Stoff überwiegt, die in der Hauptsache subjectiv verfahren. Sie verdienen insofern eine größere Beachtung, als sie im günstigsten Falle zu einer unselbständigen Einseitigkeit, zu einem leeren Nachschwatzen fremder Meinungen zu verführen geeignet sind. Werden diese noch dazu unter der Scheinhülle stupender Gelehrsamkeit, in kecker und rücksichtsloser Sprache vorgetragen, so können sie ihre Wirkung auf ein gewisses Publicum, dem das Neue und Blendende über das Wahre geht, nicht verfehlen. Um so mehr ist es Pflicht, auch derjenigen Presse, die derartige Compilationen gewöhnlich nicht beachtet, vor ihnen zu warnen.

Ganz besonders tritt dieser rohe Subjectivismus in der Allgemeinen Geschichte der Literatur von Johannes Scherr hervor, die eben in fünfter Auflage erschienen vor uns liegt. Wenn in Deutschland ein Buch, das zu einem großen Theil aus Noten und Anmerkungen besteht, also voraussichtlich ein gelehrtes Buch, fünf Auflagen erlebt, so muß es etwas ganz besonderes sein. Denn wenn wir auch im Auslande als eine gelehrte Nation betrachtet werden, durch das Kaufen gelehrter Bücher haben wir es gewiß nicht bewiesen. Aber es ist vielleicht gar kein gelehrtes Buch? Nun den äußeren Apparat hat es wenigstens vollständig. An Noten fehlt es so wenig, als hätte es einer unserer „Katheder linge" geschrieben, um mit Herrn Scherr selbst zu reden. Da ist eine reiche Quellenliteratur, da sind Auszüge in lateinischer, griechischer, provençalischer, altfranzösischer, neufranzösischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, altenglischer, neuenglischer Sprache, und diese keineswegs immer von Uebersetzungen begleitet, da sind Anmerkungen über alles mögliche, darunter sehr lehrreiche, wie die, welche den Leser belehrt, daß Rojas folgende acht Gattungen von Schauspielern und Schauspielertruppen aufzählt: Bululu, Naque, Gangarilla, Cambaleo, Garnacha, Boxiganga, Farandula, Compañia — beiläufig eine recht hübsche Uebung zum Schnellnachsprechen etwa wie „Constantinopolitanischer Dudelsackpfeifergeselle". Und nicht einmal soviel wird sich der Leser, auch der „wirklich und wahrhaft Gebildete oder nach wirklicher und wahrhafter Bildung Strebende" bei diesen Lauten denken

Digitized by Google

können, wenn er nicht ein fermer Spanier ist. Man sieht, daß der Verfasser wenigstens recht leidliche Sprachkenntnisse bei seinem Publicum voraussetzt. Und doch wollte er nicht „ein staubtrockenes, die Geistesöde hinter den Mantelfalten hochgelehrtthuender Grandezza versteckendes Kompendium für Fachleute mühsäligst zusammenstoppeln, sondern vielmehr ein Buch schreiben, ein lesbares Buch, welches allen wirklich und wahrhaft Gebildeten oder nach wirklicher und wahrhafter Bildung Strebenden die Universalgeschichte der Literatur nahe zu bringen vermöchte."

Also ein „lesbares Buch"! Fragen wir, wie er diesen Zweck erreicht hat und betrachten wir zunächst die äußerliche, rein formale Seite: die Sprache. Man muß sich hüten, selbst in den Scherrschen Bombast zu verfallen, wenn man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Sie ist unlogisch und daher phrasenhaft, oder auch umgekehrt, phrasenhaft und daher unlogisch. Sie ist voller Schrullen und Schwulst und ihre Keckheit ändert daran nichts. Hier ist keine Rücksicht zu nehmen auf Flüchtigkeiten, Druckfehler oder Uebereilungen, weder in der Sache noch in der Form, denn in einer fünften Auflage darf von solchen nicht die Rede sein. Man begreift nicht, wie Jemand die Prosa Lessings und Forsters loben und doch also schreiben kann, am allerwenigsten Jemand, der sich bewußt und mit Selbstgefühl zum Vermittler des Schönen macht, der gewissermaßen ein Lehrer der Nation sein will. Soll man den Stil allgemein charakterisiren, so könnte man ihn vielleicht als eine Abart der sogenannten poetischen Prosa bezeichnen, welche sich bekanntlich vorherrschend der Bilder zu bedienen pflegt, um sich verständlich zu machen, ein Bestreben, welches freilich nicht immer gelingt. Der Gebrauch der Bilder mag am rechten Orte als Würze nicht abzuweisen sein, die Würze selbst aber im Uebermaß geboten, verdirbt nur die Speisen. Wir geben nur einige Beispiele aus vielen, wie sie uns eben auffallen. Man höre z. B. wie Scherr die Lyrik Lenaus charakterisirt. „Aus dunkeln Regionen philosophischer Probleme läßt der Dichter plötzlich wunderschöne Liederschwärme auftauchen" sagt er, „die stolz und anmuthig zugleich über die räthselhaften Tiefen dahingleiten, fernhinblitzende Gedankenperlen im Schnabel tragend." Das mag recht schön klingen, ist aber doch gelinde gesagt: Unsinn. Lieder tragen Perlen im Schnabel! Was denn nicht noch? Ein andermal sind die Lieder wieder die Perlen selbst, sie blitzen da aber nicht, sie funkeln blos. „Die gottvolle Trunkenheit eines mit der Weltseele sich innig eins wissenden Pantheisten" heißt es von Hafis „wirft da funkelnde Liederperlen mit vollen Händen aus". Ueber viele Partien von Gibbons Geschichte ist die Ironie „hingebreitet wie ein feines Goldfädennetz". Das „Gewühl" des Kampfes ist einmal „granithart". Aus den „Rhythmen Catulls klingt das Schwirren der Pfeile Apolls. In seinem beißenden Spott macht sich noch ein republikanischer Brustton hörbar,

Digitized by Google

welcher gegen den ſervilen Fiſtelton der Dichter der Kaiſerzeit wohlthuend abſticht". Aus dem Schachte des alten Volksgeſanges holt Shakeſpeare die Goldbarren, aus welchen er ſich ſeine Sprache prägt. Dieſe compacte Maſſe wird auf der nächſten Zeile gleich lebendig; ſie „toſt einher" wie ein Bergſtrom, ſie koſt wie ſummende Bienen, ſie klingelt, ſie „dröhnt einher" ſie tönt und „unterbreitet" zuletzt noch irgend etwas. Es iſt eine förmliche Bilderflucht, um pathologiſch zu reden. Es ſcheint uns dies nicht beſonders geſchmackvoll und iſt auch nicht ganz ungefährlich, wie wir ſahen. Aber auch da, wo die Sprache ſich in gewöhnlicheren Geleiſen bewegt, iſt nicht alles wie es ſein ſoll. „Wie Wiſſenden wohlbekannt", heißt es „iſt die theatraliſche Kunſt des Alterthums aus dem Gottesdienſt hervorgegangen", Unwiſſenden dürfte dies allerdings nicht wohlbekannt ſein. Von etwas „echteſtem", von etwas „bleibendſtem" in einer Literatur kann man ebenſowenig reden. Was echt iſt, iſt eben echt, was bleibt, bleibt eben. Daß etwas mehr bleibt, als ein anderes, welches einfach bleibt, iſt nicht gut denkbar. Wenn wir von dem Gedichte des Lucan leſen, daß die „Wahl des Stoffes den Mangel wahrer Epik zeigt", ſo iſt dies auch unklar. Was heißt das: Lucan hatte keine Epik? Zum Verſtändniß kommt man hier auch erſt auf Umwegen. Doch genug hiervon. Wir ſind nicht pedantiſch gegen ſprachliche Neubildungen eingenommen, wir haben nichts dagegen, wenn ein geiſtreicher Schriftſteller das bildſame Material hie und da umprägt, wir wollen Ausdrücke wie „gläublig", „knechtſchaffen" im Stil der Komödie gelten laſſen, weniger gern ſchon ſehen wir die Einführung von „Verlederung" und „ſtumpfnüſtrig" in die hochdeutſche Schriftſprache, gegen ſo grauenhafte Wortbildungen aber, wie „Machenſchaft", „Rückwärtſer", „Rückwärtſereiperiode" müſſen ſich „alle wirklich und wahrhaft Gebildeten" doch verwahren. Auch hoffen wir, daß ſich das Verbum „echoen" ich echoe etwas, du echoeſt etwas u. ſ. w. nicht über die Grenzen unſeres Buches verirrt. Ebenſo wenig ſagt man: „ich blitze etwas hervor." Das iſt alles recht originell, aber hübſch iſt es wahrlich nicht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mit Vorliebe Urtheile in ähnlichem Stil citirt werden. So Fortlages Wort über die Bilderpracht der hebräiſchen Poeſie, „deren Farben ſich der Phantaſie einätzen und darin lange fortglühen gleich den brennenden Tinten der Glasmalereien unſerer gothiſchen Dome" und ſeine Phraſen über Oſſian, „deſſen Worte uns umwehen wie rothe Flammen und wie weiche Flöten (!) welche die ganze Seele ſchmelzen, dahinfließen"; ſo wird gelegentlich Ovids ein Citat gebracht, nach welchem in deſſen ars amandi „die Gemeinheit in tauſend ſchimmernde Leuchtkugeln des Witzes und des Scherzes zerplatzt"; ſo ſagt Börne von Byron mit Recht, daß er „auf der Flöte donnre", ſo wird Jean Pauls Unſinn über Herder beifällig citirt: „er ſei kein Dichter geweſen, ſondern ein indiſch griechiſches Epos, von

Digitized by Google

irgend einem reinſten Gotte gedichtet" und Herders Wort wieder über Jean Paul daß „in demſelben die heiligen drei Könige zuſammt wohnten und der Stern immer über ſeinem Haupte gehe". Daß Klarheit ein weſentlicher Vorzug aller dieſer Anführungen iſt, wird man nicht behaupten wollen, ſie charakteriſiren faſt durchgängig mehr diejenigen, von denen ſie ausgingen, als das was ſie ſchildern wollen.

In Einklang mit dieſem Stil des Verfaſſers ſteht ſeine Vorliebe für alles Superlativiſche in der Sprache wie im Urtheil. „Einen liebenswürdigeren Myſtiker als Dſchelalledin Rumi hat die Erde nie getragen". „Die moderne Geſchichtsſchreibung hat nichts Glänzenderes hervorgebracht, als Michelets Schilderung der Jeanne d'Arc und des Lawſchwindels". Buckle war „unbedingt der freieſte Menſch, der bislang in England geathmet hat". „Meiſterhafteres kennt die culturgeſchichtliche Literatur nicht", als ſein Buch. Gottfrieds Triſtan iſt „ein tadelloſes Gedicht". Das Lied von der Schlacht bei Koſſowo darf ſich neben die Epik aller Nationen ſtellen. Homer und die Nibelungen enthalten keine ſchönere Stelle als die Geſchichte von dem waſſertragenden Mädchen, obwohl es früher von Homer hieß, daß er nur von Goethe und Shakeſpeare in ihren glücklichſten Momenten erreicht wurde. Rouſſeaus Confeſſions wiegen hundert pſychologiſche Syſteme auf. Wir laſſen den Sinn dieſer Sätze ganz außer Acht, wir wollten nur die Sucht zu übertreiben, die das ganze Buch kennzeichnet, an einigen Beiſpielen darlegen.

Man würde indeß arg im Irrthum ſein, wenn man meinen wollte, allenthalben herrſche die dichteriſche Sprache vor; aus den ſublimen Regionen des „Ewigjungen, Ewigwahren und Ewigſchönen" liebt es der Verfaſſer uns bisweilen die Erde zu zeigen und dies nicht ſelten recht irdiſch. Zwiſchen den „Gedankenperlen", „Blüthen", „Blumen", „Leuchtkugeln" zeigen ſich die „Schandbuben", „Schufte", „Schurken", „Metzen" und dergleichen; die „Schwammigkeit aufgedonnerter Leidenſchaft", die „breitmäulige" Dummheit, Bornirtheit, Erbärmlichkeit, Tyrannei, welche Worte unmöglich zu vermeiden ſind, wenn ein Mann von „Geiſt Herz und Ernſt" von der „lieben Menſchheit" ſpricht, „welche oben aus Selbſtſucht, mitten aus Feigheit und unten aus Gemeinheit zuſammengeſetzt iſt."

Soviel — vielleicht allzuviel ſchon — von der Sprache des Buches, des „lesbaren Buches". Jedenfalls hat Jemand, der ſo ſchreibt, nicht das Recht, Leſſings Stil zu loben und die Lohenſtein und Ziegler der Phraſen und des Schwulſtes zu zeihen.

Wenden wir uns nun zum Inhalt des Werkes, ſo wird es genügen, aus den zahlloſen einige ganz beſonders auffallende Urtheile anzuführen. Das Buch behandelt erſt die orientaliſche Literatur — dieſe im weiteſten Sinne genommen — Chineſen und Aegypter mit eingeſchloſſen, obwohl letztere, da ſie

Digitized by Google

zu den Völkern gehören, die, „wie die Azteken in Mexiko und die Inkas (!) in Peru nur literarische Bruchstücke hinterließen", nach dem in der Einleitung dargelegten Plane eigentlich außerhalb des Bereichs der Betrachtung fallen. Der mexikanische Geschichtsschreiber und das Drama der Ketschuas, Ollanta, haben doch mindestens ebensoviel Anspruch auf die Aufmerksamkeit des Literarhistorikers, als das epische Fragment Pentaurs. Nachdem der Orient auf 75 Seiten abgethan ist, folgt die antike Literatur auf etwa 60 Seiten, während Spanien z. B. einen bei weitem größeren Raum einnimmt. Der Verfasser giebt zu, daß die Behandlung „knapp" ist. Und warum? Weil das Buch „für alle wirklich und wahrhaft Gebildete u. s. w." geschrieben ist. Wir wollen den mit einer in diesem Buch nicht gewöhnlichen Schüchternheit vorgebrachten Kalauer, daß „der Monotheismus der Hebräer der hebräischen Poesie den Charakter der Monotonie verliehen hat" übergehen und wenden uns gleich zur altclassischen Literatur. „Weniger mit den homerischen Gesängen Vertraute sind etwa auf folgende vortretende Glanzstellen aufmerksam zu machen" heißt es da gleich. (Folgen zwölf Zeilen Glanzstellen.) Wir meinen, daß solche, welche auf Hektor und Andromache, auf Nausikaa, auf Penelope erst aufmerksam gemacht werden müssen, überhaupt Homer nicht lesen sollen. Wenn Scherr sagt, man sollte meinen, daß sich die Entwickelung der griechischen Tragödie, da sie in dem historischen Zeitalter vor sich ging, leicht nachweisen lassen müsse, so ist dies auch unklar. Man sollte das eben nicht meinen, wenn man eine Ahnung von der Mangelhaftigkeit aller historischen Ueberlieferung, besonders des Alterthums hat. Wenn Aristophanes, „obwohl ein „Nummereinsmann von Dichter" und „hoher Aufschwünge fähig", mit einem Anflug von Tadel ein Conservativer und Orthodoxer genannt wird, so muß jeder, der die Verhältnisse nicht kennend einen modernen Sinn damit zu verbinden geneigt sein wird, eine völlig falsche Vorstellung erhalten. Damit aber der antike Kreuzzeitungsmann, dessen Komödien doch nicht so „ausgebeint" sind wie die des Antiphanes und Alexis (von Thurion." Es heißt übrigens classisch Thurioi.) wieder rehabilitirt werde, so „stellt" er sich natürlich blos so. Da es aber doch zu sinnlos wäre ihn einen Demokraten zu nennen, so soll er wenigstens gar nichts sein: ein Skeptiker. Die Sophisten werden nur begreiflich, „wenn man sie mit den advocatischen und publicistischen Rabulisten unserer eigenen Zeit vergleicht. Denn wie diese hatten es auch jene in der grundsatz-, ehr- und schamlosen Wortjonglerie und Redecharlatanerie glücklich so weit gebracht, daß sie heute in den Koth traten, was sie gestern zu den Sternen erhoben hatten". Das Echauffement des Verfassers erreicht seinen Höhepunct in dem Urtheil über Aeschines, von dem der wißbegierige Leser nichts erfährt als folgendes: „ein begabter Schuft, so ein Mensch, der, falls er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gelebt hätte, ohne Zweifel den um den eisernen Stier

Digitized by Google

des Erfolgsrechts hertosenden Kankan der liberalen und reformjüdlichen Realservilen mitgetanzt haben würde." Hier geht dem Verfasser selbst der Athem aus. Er kann nicht weiter schreiben. Er macht sechs . . . . . ! Der Leser aber erscheint uns so klug wie zuvor. Ueber „Rom" erfahren wir, daß die „vom Hofe an die Poeten ertheilten Gnadengeschenke das Vorbild abgaben für die modernen Hofdichterpensionen und Lobhudlerabfütterungen," daß „die Hofluft dem Drama nicht günstig" sei. Ueber Vergils Aeneis, die durch die „erzwungene (!)" Beziehung auf August „getrübt" ist, wird vornehm abgesprochen, mit seinen Eklogen hat er einen „Fehler" begangen, den er wahrscheinlich nicht einmal durch den „Kräuterklos" (Moretum) „gesühnt" hat. Catull ist „zu satirisch, um für einen wahren Lyriker zu gelten". Rom ist eine „Welträuberhöhle", der „Grundstock des Römerthums war und blieb die Rohheit", und Herr Scherr freut sich, daß der „schulzopfige Aberglaube an die Römergröße mehr und mehr als solcher erkannt wird". Sueton ist edler in Gesinnung und Ausdruck als Florus, Eutropius und Ammianus. Was mag Herr Scherr von dem letzteren, bekanntlich einem der vorzüglichsten Geschichtsschreiber der Römer, wohl gelesen haben, um ihn mit Florus und Eutrop in einen Topf zu werfen, Sueton über ihn zu stellen! Wenn die Briefe des jüngeren Plinius „polyhistorisch" genannt werden, so liegt wohl eine Verwechselung mit dem Onkel vor. Die Pliniusbriefe behandeln Ereignisse des täglichen Lebens, juristische und literarische Materien; den Eindruck eines Polyhistors empfängt aus der Lectüre wohl Niemand. Daß solche Irrungen aber bei Scherr vorkommen können, beweist der Umstand, daß er in einer gelehrten Note einmal einen unbedeutenden sächsischen Mönch des neunten Jahrhunderts, den Poeta Saxo, mit dem berühmten Geschichtsschreiber der Dänen im zwölften Jahrhundert, Saxo Grammaticus, verwechselt. Auf die Antike folgen die romanischen Völker, Moldauwallachen und Rhätoromanen nicht zu vergessen. Die Marseillaise wird „für alle Zeit jedes Mannesherz höher schlagen machen." Machiavells Mandragola ist die bedeutendste Komödie der italischen Literatur, er selbst ist ein gewiegter Demokrat, sein Fürst „das Buch für Republikaner". So ungefähr sagen wir andern auch, nur mit etwas anderem Sinne. Es folgen die germanischen Nationen, dann die slavischen Länder, endlich Ungarn und Neugriechenland. Auch hier nur ein paar Beispiele. In der shakespearischen Stelle zwischen Macduff und dem König heißt es nicht mit Scherr: „Und er hat keine Kinder", sondern wie Ludwig Dessoir richtig betonte: „er hat keine Kinder", er weiß nicht, was es sagen will Kinder haben. Der Name der Belgier wird von „balgen" abgeleitet. Wenn auch ein ? dabei steht, so werden doch Schlüsse daraus gezogen; Cats Schilderung seiner Liebe ist doch an den Schlußversen scherzhaft zu nehmen. Er sagt: Ich würde für sie gern gestorben sein, aber der Bankerott ihres

Digitized by Google

Vaters hat alle Liebe zu ihr genommen. Den Charakter des Schriftstellers als einer Krämerseele danach beurtheilen zu wollen, ist doch nicht freundlich; van Aistema (es ist kein Druckfehler, wie das Register ergiebt) heißt der Geschichtsschreiber nicht ‚sondern van Aizema; Krasinskis Iridion wird neben Goethes Faust gestellt. Dazu kommen noch zahllose Verzeichnisse leerer Namen, mit denen auch der wahrhaft Gebildete doch nichts anzufangen weiß, der Skalden, Troubadours, kymrischen Barden und was weiß ich sonst, alles das trotz der Knappheit der Abfassung, so gelehrt wie nur irgendwo. Was sind solche Namensverzeichnisse, bei denen sich Niemand etwas denken kann, anderes, als „Mantelfalten hochgelehrtthuender Grandezza"? Und nicht einmal sehr geschickt drapirte. Aus dem uns näher liegenden Bereich der deutschen Literatur sei folgendes beispielsweise hervorgehoben. Ludwig der Fromme heißt durchweg der „Frömmler". Der Mönch Otfried wirft natürlich „hämische" Seitenblicke auf das Volkslied. Von dem Minnesänger Regenbogen, der ein Schmidt war, heißt es, er sei den höfischen Poeten „übrigens an Gemüth und Verstand überlegen" gewesen. Regenbogen dem Walter von der Vogelweide und Nithart! Natürlich, weil er ein sogenannter Mann aus dem Volke war! Luther hatte „keinen schöpferischen Geist", nur die „ordinärste theologische Bildung" seiner Zeit; er hat an Aberglauben „mit den Dümmsten seiner Zeit redlich gewetteifert". Er war „theologisch verbohrt und verbissen", hatte ein „knechtschaffenes Gepredige", in seinem „engen Schädel" fand Huttens Gedanke keinen Raum. Er ist „an Fürstenfürchtigkeit von keinem Deutschen übertroffen worden, was doch viel sagen will" u. s. w.; er gebraucht „grobianische Ausdrücke", meint Herr Scherr tadelnd. Seine Bibelübersetzung hat die Nation „verjudet". Man braucht weder die Theologie noch die Politik Luthers zu billigen, und wird sich doch noch lange nicht in dieser Weise über einen weltbewegenden Mann, der aus unserem Volke hervorging, aussprechen. Goethes Tasso hat „ein Hofmann für Höfe geschrieben. Es ist ein widerlich serviles Product durch und durch, das siebenfach destillirte Hofräthethum in fünffüßigen Jamben, das Hohelied der Bedientenhaftigkeit". Und der dies schrieb, hat die Stirn, das „stupide Urtheil" des Franzosen Lemercier zu citiren, der über Goethes Faust schreibt: „Lisez les aventures de Faust qui se voue au démon et tombe des régions sublimes de la métaphysique dans le lit d'une paysanne, qu'il pousse à la potence pour crime d'infanticide et de meurtre d'une mère"! Chamisso hat „in seinem Schloß Boncourt seine Bekehrung vom Adel zum Volk in innigen Herzenstönen" ausgesprochen. Uhlands Königssöhne und Ritter muß indeß auch Scherr lieben, seiner „versunkenen Kirche" bringt auch er Sympathie entgegen. Wir übergehen die Urtheile über Niebuhr, Häusser, dessen „Professorendünkel alle Gerechtigkeit und Humanität verläugnet", über

Digitized by Google

Ranke; wundern uns, daß Platen noch glimpflich wegkommt, bedauern, daß wir „für Schöpfungen wie Hellers „Ahasverus" kein Herz und kein Ohr haben, machen uns Gedanken, ob Reuter oder Hebel mehr Antheil an der Ewigkeit hat und lassen uns dann eine lange poetische Mahnung Hamerlings hinter die Ohren schreiben: voranzuwallen „die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn."

Die Grundgedanken des Buches sind, wie man aus diesen Beispielen schon sehen wird, nicht literarischer, sondern ganz anderer Natur. Wenn wir lesen, daß wir in einem „Polizeistaat" leben, daß wir „guten Deutschen vor der Pedanterie, falls sie mit der gehörig hochnasigen Unverschämtheit auftritt, unsinnigen Respect haben", daß wir das Aeußerste an Fürstenfürchtigkeit leisten, wenn wir überall das Hofräthliche hervorgehoben und getadelt sehen, so schaut der veraltete Liberalismus der Börneschen Zeit wahrlich nicht undeutlich hervor. Vor dreißig Jahren waren diese Scherze wohl am Platze, heut zu Tage doch Gott sei Dank nicht mehr. Wie stimmen dazu die Phrasen der Einleitung von der Hoffnung auf den Ausbau der Einheit, Macht und Größe unseres Vaterlandes! Ist es nicht mindestens ein Widerspruch, wenn Scherr in der Vorrede zur vierten Auflage sagt, daß der Triumphaleinzug in Berlin ein Festtag für jeden Deutschen sein solle, daß er selbst aber die Festfreude nicht finden könne, da die Scheußlichkeiten der Commune zumeist die Bekenner der Republik auf das allerschmerzlichste berühren müßten. Auch an und für sich konnte ein Bekenner der Republik, wenn er sich klar war, keine Freude an dem Berliner Triumphzug haben.

Man sieht aber auch aus den ebengebrachten Beispielen ferner, daß der Verfasser von historischer Entwickelung und Auffassung nur dürftige Begriffe hat. „Wäre mein Buch auf ebenso viele Bände angelegt gewesen, als es Kapitel zählt", heißt es mit vorzüglicher Logik in einer der Vorreden, „so hätte ich selbstverständlich die Literaturgeschichte wesentlich kulturgeschichtlich behandelt". Scherr hofft gezeigt zu haben, „daß die Literatur kein von den übrigen Daseinsbedingungen und Lebensmächten losgelöstes Abstractum" sei. Freilich ist dieser Bedingungen nur oberflächlich gedacht, von den literarischen Wechselbeziehungen zwischen Orient und Occident, von der Entwickelung unserer Bildung aus der Antike erhalten wir nur kurze Andeutungen, das Mittelalter erscheint „aller absichtlichen oder unabsichtlichen Schönfärberei ungeachtet" als eine barbarische Periode; was Rom war, wissen wir schon; die oppositionelle Lyrik der Neuzeit wird von den Troubadours abgeleitet, unmittelbar diesen zunächst wird, freilich nicht ohne Entschuldigung, Rabelais behandelt, die Finnische Poesie wird im Anschluß an die skandinavische beschrieben. Den Mangel an historischem Sinn zeigen neben dem Urtheil über Luther auch Aeußerungen wie die, daß Lukianos eines besseren Zeitalters würdig gewesen

Digitized by Google

wäre, daß Gottfried von Straßburg verdient hätte mit Hafis in einer Zelle zu wohnen, daß Ausonius und Claudianus ehrenhaft die römische Poesie beschlossen hätten, als ob das nicht ganz egal wäre u. s. w. u. s. w.

Alles in allem genommen, man begreift nicht, wie eine derartige „Machenschaft" fünf Auflagen erleben konnte. Die politische Gesinnung, die in dem Buche herrscht, kann doch unmöglich heut zu Tage noch so verbreitet sein, auch den Geschmack am Absurden wird man nicht gern als Grund angeben wollen oder den „unsinnigen Respect" vor jeder Meinung, wenn sie mit der gehörigen — Keckheit vorgetragen wird. Auch meinen wir, daß uns „guten Deutschen" zunächst ganz andere Aufgaben vorliegen, als „an der Verwirklichung des hochedlen Principes der Völkersolidarität weiterzuarbeiten". Wir haben angefangen an uns selber zunächst einmal zu denken und es erscheint nicht überflüssig, dies Geschäft einmal eine Weile fortzusetzen. Deswegen haben wir noch lange kein „bornirtes Nationalbewußtsein"; von der „rohen Mode der Kraftstoffelei", von einer „geist- und götterverlassenen Utilitätsreligion", wie sie nach Scherr theils „triumphirt", theils sich „eine Weile sehr breit gemacht hat", haben wir bislang nichts gemerkt, wohl aber haben wir eingesehen, daß nicht durch kosmopolitische und allgemein menschliche Phrasen das Große und Gute geschaffen wird, sondern durch die freudige und selbstlose Hingabe des Einzelnen an die Gemeinsamkeit, die wir im Begriffe des Vaterlandes sehen, jene Aufopferung, die, wie Goethe einmal sagt, die alleinige Tugend ist, da sie die anderen alle in sich begreift. Der Kosmopolitismus wird, wie die Menschen einmal sind, nun und nimmermehr die sittliche Grundlage des Völkerlebens sein können. Und so hoffen wir, daß der Schmerz über die französische Commune wenigen von uns die berechtigte Freude vergällt hat, daß es unserem Volke vergönnt war, sich für eine Zeitlang Ruhe zu schaffen. Auch sind wir im geringsten nicht der Meinung, daß „Mette Fortuna", die unserm Volke diesmal hold war, fast ausschließlich die Gesellin „ihresgleichen", die Gönnerin der Schufte und der Dummen ist.

Wenn wir allzulange bei dem Buche verweilt haben, so mag uns zur Entschuldigung die Verbreitung dienen, die es leider genießt.

Konrad Reichard.

Berichtigung.

Auf S. 773 des vorigen Heftes muß es heißen: „hob zuerst den Polen Smolka und später den Tschechen Strobbach auf den Schild", statt umgekehrt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 18. November 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Englische Universitätsfragen.

Die Frage, wie die veralteten Universitätseinrichtungen in Oxford und Cambridge den Bedürfnissen der Jetztzeit entsprechend umzugestalten seien, ist noch immer auf der Tagesordnung in England. Fast kann man keine Nummer einer Review mehr in die Hand nehmen, ohne einem Essay über die Universitätsreform darin zu begegnen, und selbst im „Echo", dem gelesensten, weil billigsten, Organ der Londoner Tagespresse, ist uns vor einiger Zeit ein sehr ironischer Artikel über die Fellowships aufgestoßen, in welchem auf gänzliche Abschaffung dieser einträglichen Universitätsstellen gedrungen wurde. Was thun die Fellows anders, bemerkt der Verfasser dieses Artikels, als daß sie sofort nach Erlangung ihrer Sinecure der alma mater den Rücken kehren und nach London gehen, der eine um Jurisprudenz, ein anderer um Medicin, ein dritter um Whist in der Hauptstadt zu studiren?

Neben diesen oppositionellen Stimmen fehlt es keineswegs an solchen, die die im Laufe der letzten Decennien eingeführten, sehr erheblichen Reformen, die wir neulich in diesem Blatte skizzirt haben*), für vollkommen ausreichend erachten und nicht nur die Aufhebung, sondern sogar jede Umwandlung der Fellowships entschieden perhorresciren. Die Fellowships sind jedenfalls der Angelpunkt des bisherigen Systems, freilich zugleich der verwundbarste Punct desselben. In runder Summe giebt es in Oxford und Cambridge zusammen etwa 700 solcher stiftungsmäßig fundirter Stellen mit einem Jahreseinkommen von durchschnittlich 300 Pfund Sterling. Was ließe sich aus der Gesammtsumme von 210,000 Pfund (4,200,000 Mark Reichswährung) machen, wenn sie, anstatt bedingungslos unter eine Anzahl junger Leute vertheilt zu werden, zur Fundirung von Professuren nach dem deutschen Muster verwendet würden! Auch gemäßigtere Reformer, wie z. B. neuerdings Professor Price in Oxford, haben diese Forderung wiederholt erhoben, stets auf das Vorbild der deutschen

*) Im Neuen Reich 1875. II. 81 ff.

Digitized by Google

Universitäten ausdrücklich hinweisend. Dagegen will*) ein Kritiker der betreffenden Schrift von Price, welche von den wichtigsten Uebelständen der englischen Universitäten und den Mitteln zur Abhilfe handelt, von einer Nachahmung deutschen Systems absolut nichts wissen, und allerdings könnte man ihm diesen Nativismus durchaus nicht verdenken, wenn die deutschen Universitätseinrichtungen wirklich so wären, wie sie sich der englische Professor vorzustellen scheint. Price beruft sich auf ein Statut der Bonner Universität, das den Besuch der Collegien obligatorisch mache. Sein besser unterrichteter Kritiker bemerkt hiergegen mit Recht, daß dies eine blos papierene Bestimmung sei, und hinsichtlich eines in Cambridge gemachten Versuches, den Collegienzwang einzuführen, berichtet er, daß man in diesen Zwangscollegien viele Studenten habe sehen können, welche die ganze Stunde über mit der Lectüre irgend eines, hoffentlich recht lehrreichen, aber mit dem Gegenstande der Vorlesung in keinem Zusammenhange stehenden Buches beschäftigt waren.

Das Ideal eines Professors, das er in Deutschland verwirklicht glaubt, ist für Price ein Gelehrter, der nicht nur durch bedeutende Arbeiten zu einer Autorität in seiner Wissenschaft geworden, sondern auch durch Reife der Erfahrung, nicht ohne eine gewisse Reife der Jahre, befähigt ist, von einer Anzahl Assistenten unterstützt, seinen Schülern zugleich Lehrer und väterlicher Berather zu sein. Sämmtliche Studenten sollen unter diese Professoren vertheilt werden, diese ihrerseits, fast wie Schuldirectoren, die Lehrstunden unter die Assistenten oder „Subprofessoren" austheilen. Ob das hier vorgeschlagene neue Institut der „Subprofessoren", bei denen zum Sporn des Ehrgeizes eine successive Abstufung des Gehalts oder der Collegieneinnahmen eingeführt werden soll, auf einer vagen Idee von dem Verhältniß der deutschen Privatdocenten und Extraordinarien zu den ordentlichen Professoren beruht, können wir nicht entscheiden, da uns die Broschüre des Oxforder Professors nicht selbst zu Gesicht gekommen ist; jedenfalls besteht bisher so wenig als in England an den deutschen Universitäten eine derartige Einrichtung, da auch die in naturwissenschaftlichen Fächern häufigen Assistenten eine viel freiere Stellung gegenüber den Professoren haben, als hier vorausgesetzt wird. Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß der conservative Kritiker der „Saturday Review" gegen die Reformvorschläge, die in der Priceschen Broschüre gemacht werden, leichtes Spiel hat, wodurch er sich freilich seinerseits zu einer bedenklichen Unterschätzung des „professorischen Systems", wie man in England sagt, veranlassen läßt. So beruft er sich auf eine Aeußerung eines deutschen Professors: „Ich habe etwa ein Dutzend Zuhörer, aber nur selten zweimal nach einander die nämlichen Leute." Diese Aeußerung kann sich aber höchstens

*) „Saturday Review" vom 6. und 13. November unter dem Titel Oxford Reform.

Digitized by Google

auf eine der ein- oder zweistündigen öffentlichen Vorlesungen beziehen, wie sie namentlich an größeren Universitäten stattfinden, und es ist nicht nur irrig, sondern auch sehr ungerecht sie zu verallgemeinern, weil dadurch ganz ohne Grund eine unvortheilhafte Meinung von dem Wesen der deutschen und der Universitätsvorlesungen überhaupt erweckt wird. Auch ist es zwar richtig, daß der deutsche Professor jede Verantwortlichkeit für das Betragen und Fortkommen seiner Zuhörer ablehnt, daß es in Deutschland als Axiom gilt, daß der Professor keine administrativen Functionen haben dürfe — die Ueberreste der akademischen Gerichtsbarkeit können gegen das, was der Engländer meint, nicht angeführt werden — aber es ist wieder eine kühne Verallgemeinerung zu sagen, daß es in Deutschland nicht die Aufgabe des Professors sei, durch seine Schüler, sondern durch seine Bücher und Entdeckungen den Ruhm seiner Universität zu mehren. Bekanntlich hängt der Maßstab, den man bei uns an den Professor legt, durchaus von der Natur seines Fachs ab, und wenn in entlegeneren Fächern der größere Nachdruck auf die wissenschaftlichen Leistungen fällt, so wird man dagegen z. B. bei einem Pandektisten oder Physiker stets die Lehrgabe als erste Anforderung betrachten. Auch sind die Savignys keineswegs so selten als unser Kritiker meint, natürlich wenn man darunter im Allgemeinen solche Gelehrte versteht, bei denen wissenschaftliche Productionskraft mit denjenigen Eigenschaften combinirt ist, welche den guten Lehrer ausmachen. Da ohne Ueberblick über das Ganze einer Wissenschaft keine Fragestellung, ohne Fragestellung keine wirkliche bedeutende Arbeit gedacht werden kann, so wird der, welcher eine tüchtige Specialarbeit gemacht hat, bei normaler Fähigkeit sich mitzutheilen, auch am besten qualificirt sein, Andere in den Organismus seiner Wissenschaft einzuführen.

Aus dem Angeführten erhellt, daß weder der Freund noch der Gegner der deutschen Universitätseinrichtungen, von deren Aeußerungen wir einige Proben gaben, ein tiefes Verständniß für diese Einrichtungen verrathen. Dagegen finden wir in den beiden ausführlichen Essays des letzteren, der augenscheinlich ein gründlicher Kenner der englischen Universitätsverhältnisse ist, manche beachtenswerthe Bemerkungen über verschiedene Hindernisse, welche den Uebergang vom Fellow- zum Professorensystem, man mag im Princip das letztere noch so sehr bevorzugen, doch in praxi sehr erschweren. Die meisten dieser Hindernisse wurzeln in dem oft den Reformforderungen gegenüber ausdrücklich betonten und hartnäckig festgehaltenen Grundsatze, daß die englischen Universitäten keine institutions for learning, keine Pflanzstätten der Gelehrsamkeit, sondern Unterrichtsanstalten sind und sein sollen. Man weise Engländer auf die Thatsache hin, daß ihre bedeutendsten wissenschaftlichen Capacitäten in diesem Jahrhundert, ein Mill, Faraday und Darwin, ein Grote und ein Carlyle den Universitäten ferne standen, so werden die Meisten

Digitized by Google

gelassen erwidern, daß es ihnen gar nicht darauf ankomme, Leuchten der Wissenschaft, sondern geschickte Lehrer und einsichtige Pädagogen an den Universitäten zu haben. Schon die Aufrechthaltung der Disciplin spielt eine sehr viel größere Rolle als auf deutschen Hochschulen, theils wegen der verhältnißmäßig großen Anzahl reicher, junger Aristokraten, bei denen die Freiheiten, die man den deutschen Studenten einräumt, übel angebracht wären, theils wegen der viel intimeren Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern, die in den Collegien unter einem Dache zusammenleben. Die administrativen Pflichten der Fellows, zu denen die Verwaltung der Collegien, die Controle der Finanzen und dergleichen noch weiter hinzukommt, sind so ausgedehnt, daß man bei einem unvermittelten Uebergang vom Fellow- zum Professorensystem alle solche Pflichten abzweigen und an besondere Beamte übertragen müßte. Denn bei der Ausdehnung, welche heutzutage das gelehrte Wissen gewonnen hat, erfordert es eine volle Manneskraft, um sich auch nur in einer Wissenschaft vollständig auf dem Laufenden zu erhalten. Noch viel schwieriger ist es aber, diejenige Art von Lehr- und Lernthätigkeit, welche noch immer an den englischen Hochschulen vorwiegt, mit gelehrten Forschungen zu vereinigen. Das ist ein fortwährendes Katechisiren, Präpariren, Repetiren, Examiniren, kurz, nach unseren Begriffen nichts als ein fortgesetztes Gymnasium, wie sich dies auch in den Gegenständen des Universitätsunterrichts so deutlich ausdrückt. Das Studium der Geschichte, der Physik, der Philosophie, von der Jurisprudenz gar nicht zu reden, tritt hinter den propädeutischen Fächern, Philologie, Mathematik und etwas Theologie gänzlich zurück, und innerhalb der Philologie wieder wird nicht auf die Realien, sondern auf die Interpretation der Classiker und auf stilistische Gewandtheit in der Verfertigung lateinischer und griechischer Aufsätze und Gedichte der Hauptaccent gelegt, nach dieser Seite hin allerdings eine gewisse Meisterschaft erzielt. Selbst auf den schottischen Universitäten, wo das Convictsystem unbekannt ist und die Lehrer wenigstens dem Namen nach Professoren sind, herrscht doch bei den jüngeren Studenten, den freshmen (Füchsen) durchgehends die seminarartige Form des Unterrichts vor, und die eigentlichen Vorlesungen sind nur für die älteren bestimmt. In England war der schulmäßige Charakter des Hochschulunterrichts vielleicht noch nie so auf die Spitze getrieben, als gerade in der gegenwärtigen Zeit, wo die jetzt in ganz England grassirende Prüfungsmanie in Oxford und Cambridge ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat und die beiden Universitäten nur noch aus Examinatoren und Examinirten zu bestehen scheinen. Selbst der öfter citirte conservative Kritiker der „Saturday Review" macht eine mißbilligende Bemerkung über die nachtheilige Einwirkung, welche dieses pedantische System auf den Geist der Schüler wie der Lehrer ausübt; in ausführlicher Weise sind seine Schäden von einem Oxforder Universitätslehrer,

Digitized by Google

Mr. Sayce, dem rühmlichst bekannten Orientalisten, im Juni d. J. in einem Artikel der „Fortnightly Review" dargelegt worden, dem wir im Folgenden Einzelnes entnehmen.

Hervorgerufen wurde diese Prüfungsmanie durch die Unzufriedenheit des Publicums mit den Leistungen des englischen Schulwesens, namentlich der stiftungsmäßig fundirten höheren Unterrichtsanstalten. Da Abiturientenexamina mit staatlicher Controle weder an den Gymnasien noch an den Universitäten Englands bekannt, und mit dem englischen Selfgovernment nicht wohl vereinbar sind, so sollten wenigstens anderweitige, möglichst zahlreiche Prüfungen eine Garantie dafür gewähren, daß Stipendien, Auszeichnungen und einträgliche Aemter jeder Art, namentlich Pfarrstellen, nicht an Unwürdige verliehen würden. Auch verlangte man gegenüber dem früheren Individualismus und Protectionswesen gleiches Maß für Alle; die, welche aus den vornehmen und theueren public schools und Collegien hervorgegangen waren, sollten die gleichen Prüfungen ablegen wie jene, welche diese Vortheile nicht genossen hatten. Diese an sich berechtigten und in gutem Sinne demokratischen Forderungen haben manches Gute bewirkt und u. A. die regelmäßige Entsendung von Prüfungscommissären seitens der Universitäten an die Gymnasien zur Abhaltung gleichmäßiger Schlußprüfungen veranlaßt, eine Controle, der sich nach und nach fast alle größeren Schulen des Landes unterworfen haben. Aber im Ganzen ist der früher empfundene Mangel an geregelten Prüfungen viel zu sehr ins andere Extrem umgeschlagen, um nicht die bekannten übeln Folgen des Examenstudiums hervorzurufen. Selbst von den Gymnasien ertönt die Klage, daß man mit Examenarbeiten überbürdet sei; ein englischer Gymnasiallehrer erzählte uns, daß von allen Lehrstunden, die er während eines Sommersemesters zu geben hatte, nur zehn mit Unterricht, alle übrigen mit Examiniren auszufüllen gewesen seien. Wie kann es auch anders sein, da die Prüfungscommissionen von Oxford und Cambridge alljährlich Tausende von Absolventen der Schulen und Gymnasien examiniren und außerdem schriftliche Prüfungsarbeiten in ungemessener Anzahl zu bestimmten Zeiten von allen Mittelschulen nach London strömen, um dort von dem Kensingtoner Prüfungsausschuß censirt zu werden? Dieselbe Peinlichkeit beherrscht aber das ganze Universitätsstudium und wirkt um so schlimmer, je mehr man dadurch nothwendigerweise den Studenten in dem Gängelband der Schule festhält. Selbst die hohe Würde einer Fellowship, die der schon graduirte Student in der Regel erst eine Reihe von Jahren nach Abschluß seiner Studien erlangen kann, wird jetzt meist nicht mehr nach freier Wahl durch die Gesammtheit der Fellows, noch weniger auf Grund einer wissenschaftlichen Arbeit, sondern nach Ablegung einer Prüfung verliehen, die einen durchaus unwissenschaftlichen Charakter hat, aber freilich — und dies gilt bei der jetzigen Mode für die

Digitized by Google

Hauptsache — Jedem offen steht. Es wäre unthunlich, hier auf die, zudem unaufhörlich wechselnden, Detailbestimmungen über die gewöhnlichen Examina und die Rigorosen (poll oder pass und honour examinations) und die vielerlei Prüfungen einzugehen, von deren Ausfall die Ertheilung der äußerst zahlreichen Stipendien, Preise und sogenannten Scholarstellen der Universität und der einzelnen Collegien abhängt. Genug, daß die Lehrer nicht nur selbst unter der Last der Examina seufzen, sondern auch bei ihren Schülern als ebenso unausbleibliche, als viel beklagte Folge davon eine entschiedene Abnahme selbstständigen Arbeitens und Forschens wahrnehmen. Sayce beruft sich bei den Klagen, die er hierüber laut werden läßt, auf ähnliche sehr scharfe Aeußerungen, die auf einer Versammlung von Universitätslehrern in Cambridge fielen und vergleicht die englischen Einrichtungen mit der berüchtigten Prüfungsmaschinerie des Reichs der Mitte. Der Kritiker der „Saturday Review", den wir sonst als Freund der bestehenden Einrichtungen kennen gelernt, meint mit einem echt englischen Vergleiche, es sei nur natürlich, daß es jungen Leuten, die man zu einem Wettlauf veranlaßt habe, nicht mehr darauf ankomme, ihre Gesundheit zu schonen, sondern das Ziel zuerst zu erreichen. Es sei daher die Aufgabe derer, die das Wettrennen veranlaßt hätten, vernünftige Bestimmungen über die Art desselben zu treffen, damit keine gesundheitsschädlichen Vorbereitungen (training d. h. die besondere Diät und Lebensweise, die man einige Zeit lang bis zum Stattfinden des Wettlaufs beobachten muß) dafür nöthig würden. Auch Deutschland ist doch mit Examina genug gesegnet; allein von diesem vollständigen Apparat, wie ihn Albion besitzt, kann man sich bei uns kaum eine Vorstellung bilden. So lange aber bei jedem Studenten die Arbeit des Semesters ihren Zuschnitt nach der am Ende bevorstehenden Prüfung nehmen muß, so lange kann auch die Entwickelung des Vorlesungssystems, die wir früher in dieser Zeitschrift als einen Bestandtheil der bis jetzt verwirklichten Universitätsreformen erwähnten, die erwartete Wirkung nicht erzielen. Man hat berechnet, daß jetzt in Cambridge jedem Studenten Gelegenheit geboten ist, pro Semester eine Auswahl unter etwa hundert Vorlesungen für je eine Guinee zu treffen, die theils von Professoren, theils von den Fellows mehrerer zu diesem Zweck vereinigter Collegien gehalten werden. Aber wie viele Musenjünger von dieser Gelegenheit Gebrauch machen, erfahren wir nicht. Der Durchschnittsstudent, befürchten wir, läßt den Professor oder Docenten stehen, und wendet sich, um für das Examen eingepault zu werden, an die verschrieenen „Kutschen" (coaches) d. h. an die Repetitoren.

Digitized by Google

Die schutzzöllnerische Agitation in Oesterreich.

Es ist eine Thatsache, daß gegenwärtig auf dem ganzen Continente eine gewisse Reaction gegen die noch vor kurzem maßgebenden Principien des Freihandels eingetreten ist, und Oesterreich befindet sich mitten in der antifreihändlerischen Agitation. „Schutz der heimischen Industrie!" klingt es von Graz bis Prag, und vergessen sind die Huldigungen, die man noch vor wenig Jahren in demokratischhumanitären Anwandlungen der civilisatorischen Idee des Freihandels darbrachte, vergessen die Ueberzeugungen, die fest und unerschütterlich zu besitzen man wenigstens behauptete. Die enragirten Freihändler von gestern sind die heftigsten Schutzzöllner von heute; hieraus könnte man allerdings den vielleicht nicht ganz unberechtigten Schluß ziehen, daß die heutigen Schutzzöllner morgen wieder Anhänger des Freihandels sein werden — es ist noch kein Mittelding erfunden, und die österreichischen Volkswirthe werden diesem Mangel sicher nicht abhelfen —, allein wir wollen nicht von der Zukunft sprechen, sondern blos die Gegenwart in den Bereich unserer Betrachtung ziehen. Und gegenwärtig ist Oesterreich unbedingt schutzzöllnerisch. Der Deputirte im Parlament sieht im Schutzzoll das lang entbehrte staatsrettende Mittel, der Großindustrielle glaubt bloß durch den Schutzzoll für seine Börsenverluste Ersatz zu finden, Schuster, Schneider und andere Helden der Nadel sind Pionniere des Schutzzolls und selbst der sonst internationale Börsianer erwartet von der Proclamirung des Schutzzolls, eine lebhaftere Nachfrage nach Anglo Credit und vielleicht auch nach Barbank. Und wie die Bevölkerung denkt, denken oder sprechen vielmehr die Journale. Die ganze Presse Oesterreichs, mit Ausnahme der „Neuen Freien Presse", segelt in schutzzöllnerischen Gewässern, selbstverständlich ohne sich in ihrem leidenschaftlichen Enthusiasmus durch das Bewußtsein, vor drei Jahren noch ganz anders geschwärmt zu haben, abkühlen zu lassen. Der Freihandel ist in Acht und Bann erklärt.

Man kann sagen, daß dieser Umschwung fast plötzlich eingetreten sei; vor wenigen Jahren noch war Oesterreich für den Freihandel ebenso begeistert, wie heute für den Schutzzoll, und wir erinnern uns noch deutlich, daß bei Gelegenheit des Abschlusses der englischen Nachtragsconvention im ganzen Lande ein solcher Jubel herrschte, daß die Wehrufe der halbruinirten Brünner Fabrikanten vollständig verhallten. Hat sich etwa der Freihandel in Oesterreich nicht bewährt, daß man sich jetzt mit Abscheu davon abkehrt? Wir glauben diese Frage entschieden verneinen zu müssen. Wohl ist es wahr; mancher blühende Industriezweig wurde durch die freiheitliche Handelspolitik vernichtet, manche bis dahin kräftige Existenz in den Grund getreten —

Digitized by Google

allein das beweist noch immer Nichts. Man könnte, wollte man sich auf ähnliche Argumente stützen, mit gleichem Grunde gegen die Eisenbahnen Protest erheben, weil durch dieselben der blühende Großfuhrmannsstand ruinirt worden war. Nicht der Stand der einen oder der andern Industrien, oder der Industrie überhaupt, ist bei Beurtheilung des Vortheils, den der Freihandel gebracht, maßgebend. Staat und Gesellschaft sind nicht der Industrie wegen da, und nicht immer ist die Blüthe der Production die Blüthe des Volkswohlstandes. Die Consumtionsfähigkeit eines Volkes ist in erster Linie entscheidend für das Wohlbefinden der Allgemeinheit, und diese wurde durch die kurze freihändlerische Richtung in Oesterreich in erstaunlicher Weise gefördert. Selbst die entschiedensten Gegner des Freihandels geben zu, daß sich die Consumtionsfähigkeit Oesterreichs durch Vermittelung der freien Handelspolitik um 20—25 Procent gesteigert habe, und wenn es auch richtig ist, daß das Ausland hierdurch die schwachen Metallreste, über die Oesterreich verfügt, mächtiger wie sonst anzog, so ist dies wohl traurig, vermag jedoch nicht die Vortheile des Freihandels sonderlich abzuschwächen. Die Zeiten sind vorbei, wo der Goldreichthum allein den alleinigen Maßstab für den Volkswohlstand abgab; Wissenschaft und Erfahrung haben andere Gradmesser entdeckt, und zwar schon vor so langer Zeit, daß sie auch den österreichischen Volkswirthen schon bekannt sein dürften.

Nicht die traurigen Erscheinungen, die Oesterreich mit dem Freihandel machte, sind es also, die den Umschwung der Stimmung erklären; wir gehen nicht fehl, wenn wir denselben mit den Folgen des großen Krachs in Zusammenhang bringen, wenn wir die schutzzöllnerische Agitation für ein verzweifeltes Auskunftsmittel, die noch immer nachhaltenden Wirkungen des Krachs zu beseitigen, halten. Wie der Schutzzoll das zu Stande bringen soll, ist uns, und wohl auch jenen, die ihn vertheidigen, unklar. Allein darauf kommt es auch nicht an. Wie der Verzweifelnde, der sich vergeblich mit seiner Rettung abgemühet, nach dem ersten besten Mittel greift, das sich ihm darbietet, so hat auch die Bevölkerung Oesterreichs in ihrer Verzweiflung das schutzzöllnerische Panier ergriffen. Die schutzzöllnerische Agitation ging nicht von Einzelnen aus, sondern wurde von den Massen selbst veranlaßt. Das Verlangen und Drängen der Massen ergriff den Einzelnen, der sonst die Führerrolle gewohnt ist, und zog ihn mit in den Strudel, und daher erklärt sich der leidenschaftliche, durchaus unwissenschaftlich geführte Kampf der österreichischen Schutzzöllner. Die große schutzzöllnerische Bewegung in Oesterreich producirt nicht die geringste Literatur; blos Zeitungsartikel kommen in Betracht — und diese wieder kommen vom wissenschaftlichen Standpuncte aus nicht in Betracht. Die Wortführer der Schutzzöllner weisen auf den klar ausgesprochenen Willen der Bevölkerung hin — und Sache der Massen ist

Digitized by Google

es bekanntlich nicht, ihren Willen zu begründen, rationell erscheinen zu lassen; hier herrscht das sic volo, sic jubeo im ausgedehntesten Maße.

Doch wenn auch die schutzzöllnerische Bewegung nicht von Einzelnen veranlaßt wurde, wird sie dennoch von jenen, die dabei am meisten interessirt sind, unablässig geschürt; die Brünner und Reichenberger Fabrikanten, die sich in den Jahren 1870—1873 zu Börsianern degradirten und auf dem schlüpfrigen Boden der Börse das Gleichgewicht verloren, wollen nun wieder solide Geschäftsleute werden, und da es ihnen bei ihrer geschwächten Capitalskraft unmöglich, den Kampf mit dem Auslande nur zu wagen, schreien sie nach Schutz der heimischen Industrie. Fabrikanten als Anwälte des Schutzzolls werden überall mit verdächtigen Blicken betrachtet werden — allein es scheint, als wolle man ihren Aussagen in Oesterreich das Zeugniß der Classicität nicht vorenthalten. Man erklärt die Fabrikanten, die zunächst ihre halbbankerotte Tasche im Auge haben, für große Patrioten, da sie für die heimische Industrie schwärmen — denn die Industrie verleiht einem Lande Glanz und den Schein der Wohlhabenheit.

Da sind wir bei jenem Puncte angelangt, der die österreichischen Chauvinisten, die die derzeit maßgebende Partei sind, ins Lager der Schutzzöllner trieb. Es ist der Schein des Wohlstandes, der sie verleitet. Wie sie der fictiven Großmachtstellung Oesterreichs Hunderte von Millionen opfern, um ein großes Heer zu erhalten, so wollen sie jetzt dem äußeren Glanze, den die Industrie verleiht, das wahre Wohlbefinden der Bevölkerung preisgeben. Hinge es von dieser ausschließlich ab — es würde die heimische Industrie so ausgiebig „geschätzt", daß das Ausland auch nicht den Gedanken einer Concurrenz fassen dürfte. Es würde dann allerdings ein Tuchstoff, den man heute um zehn Gulden erhält, funfzehn Gulden kosten — allein nicht Engländer oder Deutsche, sondern gute Oesterreicher hätten den Profit — und das Land besäße den Glanz einer bedeutenden Industrie, große Industrielle, die bald durch ihre Geldkraft einen europäischen Namen erhielten.

Allein glücklicherweise haben diese Kreise nicht alles zu sagen, wenn sie auch leider viel zu sagen haben. Die Ungarn namentlich sind das richtige Gegengewicht für die cisleithanischen Chauvinisten, und die Ungarn haben kein Interesse daran, mit ihrem Gelde der österreichischen Industrie auf die Beine zu helfen; ihnen ist es gleichgiltig, ob der Stoff in Brünn oder Manchester fabricirt ist, wenn er nur in Qualität und Preiswürdigkeit entspricht. Die Ungarn haben keine nationale Industrie und sind darum auch ganz unbefangene Freihändler. Da nun das äußere Ansehen der Monarchie eine Theilung des Zollgebietes nicht gestattet, Ungarn aber unmöglich zum Schutzzoll sich bekehren kann, dürfte die großartig angelegte schutzzöllnerische Agitation der Cisleithanier ohne nennenswerthe practische Erfolge bleiben. Von einem aus-

Digitized by Google

giebigen Schutze der heimischen Industrie wird man absehen müssen, will man nicht das ohnehin schwache Band, das Oesterreich mit den Ländern der ungarischen Krone verbindet, vollends zerreißen. Die österreichischen Industriellen werden sich mit einer partiellen, voraussichtlich nicht unmäßig bedeutenden Erhöhung der Tarife begnügen müssen, und werden blos durch Arbeit und ernstes Streben auf dem europäischen Markte sowohl, wie im Inlande selbst concurrenzfähig werden. Das sind die Hebel, die man in Bewegung setzen muß, um eine achtunggebietende Industrie, die nicht auf dem Scheine oder, was noch schlimmer ist, auf einem Plünderungsprivilegium beruht, ins Leben zu rufen, für die Dauer zu begründen. Bei dem Reichthum an Naturproducten, bei der Billigkeit der Arbeitskräfte und der schöpferischen Talente, die in Oesterreich schlummern, ist das üppige Aufblühen der österreichischen Industrie nur eine Frage der Zeit, wenn die Producenten den reellen Geschäftsgrundsätzen des Auslandes zu huldigen sich entschließen; es wird dann keines staatlichen Schutzes der Industrie mehr bedürfen. Die Industrie muß, um ihre Lebensfähigkeit zu beweisen, sich selbst schützen. Ist sie das nicht im Stande, dann hat sie nicht blos keine Lebensfähigkeit, sondern nicht einmal die Berechtigung zu existiren.

Freilich wollen die Schutzzöllner diese Behauptung nicht zugeben; in Oesterreich jedoch gehen die Anhänger der wirthschaftlichen Handelspolitik noch weiter, als die Schutzzöllner im allgemeinen, und verlangen vom Staate nicht blos Schutz gegen fremde Concurrenz, sondern auch Beschäftigung. So verlangen die Eisenproducenten, der Staat möge „Nothstandsbahnen" bauen, um der darniederliegenden Eisenindustrie aufzuhelfen, die Tuchfabrikanten wünschen eine neue Uniformirung der Armee, um größeren Absatz zu finden u. s. f. Die Regierung hat sich zum Theil auch diesen unsinnigen Forderungen gefügt; sie hat wirklich Bahnen gebaut, die blos den Zweck hatten, darniederliegenden Eisenwerken Absatzquellen zu erschließen, und beabsichtigt noch weiter solche Bauten ohne wirthschaftlichen Werth vorzunehmen. Es heißt das, das schutzzöllnerische System auf die Spitze getrieben, in allen Consequenzen verfolgt. Doch einmal sind die österreichischen Industriellen nicht zufrieden; sie verlangen um so mehr, je mehr sie erreichen, und sie hatten Aussicht, alles zu erreichen, wäre die Rücksicht auf Ungarn nicht maßgebend. Der jüngst verstorbene Unterstaatssecretär im ungarischen Handelsministerium, Herr Eduard Horn, war ein enragirter Freihändler, wie der Minister selbst, und sein Nachfolger wird es zweifelsohne auch sein, da Ungarns Interesse ein Abweichen von diesem Wege nicht gestattet. So bewahren die Magyaren, die sonst nicht im Vordertreffen stehen, wenn es der Fortschritt gilt, diesmal wenigstens Oesterreich vor den Gefahren der schutzzöllnerischen Agitation, vor den großen Gefahren, die ein Rückschritt auf wirthschaftlichem Gebiet stets mit sich bringt.

Digitized by Google

Ein Brief Wilhelms von Humboldt.*)

Mitgetheilt von O. Frick.

Humboldt an Schleiermacher.

So wenig ich auch unſeres Wolfs Stillſchweigen zu entſchuldigen vermag, ſo herzlich bin ich ihm verbunden, mir einige freundſchaftliche Zeilen von Ihnen verſchafft zu haben. Sie glauben nicht, wie wohl es thut, in Italien Zeichen zu empfangen, daß man bei deutſchen Freunden nicht ganz vergeſſen iſt, und ſo ſelten ich auch gerade das Vergnügen Ihres Umganges genoß, ſo ſeien Sie verſichert, daß mir gerade Ihr Andenken vorzüglich theuer iſt.

Das Muſeum, das Sie mir ankündigen, habe ich allerdings noch nicht erhalten und erwarte es mit Ungeduld. Ich mag auf die Herausgeber, die Verfaſſer oder den Inhalt ſehen, ſo hat es gleich großes Intereſſe für mich. Ich beſchäftige mich ſeit mehr als drittehalb Jahren wieder ausſchließend mit claſſiſcher Literatur, denn ſo ſehr auch Italien den Sinn vielleicht mehr noch für den tieferen Genuß als das beſſere Verſtehen der Alten aufſchließt, ſo bleibt einem hier die Freude, ſeine Anſichten mit fremden vergleichen zu können, faſt durchaus verſagt. Wo die Philologie nicht eigentlich antiquariſches Studium iſt, wird ſie hier auf eine, auch gar kein richtiges Intereſſe einflößende Art betrieben. Selbſt im antiquariſchen Studium kann man nur Wenigen mit Vergnügen folgen, und man bleibt alſo auf dem Wege ſeines Studiums meiſt einſam. Indeß iſt es ja mit dem Studium, wenigſtens mit dem der Alten, wie mit der Natur: man genießt beide nie beſſer als in der Einſamkeit.

Wie gern ich Ihnen Beiträge zum Muſeum liefern würde, daran können gewiß weder Sie, noch Wolf zweifeln, aber Sie beide wiſſen auch, wie überaus wenig productiv ich bin, und wenn ich es je ſonſt war, ſo bin ichs jetzt. Der Gedanke, wenn ich einmal über kurz oder lang ſterbe, nichts zu hinterlaſſen, erſchreckt mich viel weniger als der, blutwenig mit hinwegzunehmen und dazu erworben wird doch nur durch Genuß und freies, auf keinen äußeren Zweck gerichtetes Arbeiten. Sollte ich aber ja etwas haben, was mir Ihres Unternehmens nicht unwürdig ſchiene, ſo ſteht es Ihnen ganz zu Gebote. Auf welche Weiſe ich mich ſchon im erſten Heft finden werde, wie Sie ſagen, kann ich nicht

*) Im Beſitz der Frau Gräfin zu Lynar in Potsdam.

Digitized by Google

errathen, allein wie auch Wolf oder Sie mich erwähnt haben mögen, kann es mir nicht anders als schmeichelhaft sein.

Ihnen hier fremde Beiträge zu verschaffen, werde ich gern gewiß suchen, aber schwerlich darin glücklich sein. Außer Zoëga ist, wenigstens bleibend, hier Niemand, von dem sich etwas hoffen ließe, und er ist durchaus in seine Basreliefs, die er jetzt herausgiebt, vertieft. Vermuthlich haben Sie von diesen jetzt schon einige Hefte gelesen und werden eine seltene Gelehrsamkeit, viel treffliche Winke und eine große Originalität darin gefunden haben.

Meine Reise verzögert sich gegen meinen Willen oder vielmehr ohne meine Schuld. Denn wer würde nicht lieber seine Freunde zu sich nach Italien als sich nach dem Norden zurückrufen? Vermuthlich aber komme ich doch noch im nächsten Sommer nach Berlin und bitte Sie dann im Voraus um gütige Aufnahme und die Erlaubniß, recht oft Ihres Umgangs zu genießen.

Humboldt.

Der vorstehende Brief Wilhelms von Humboldt, der am 12. März 1808 von Rom aus an Schleiermacher in Berlin geschrieben ward, bedarf nur weniger Erläuterungen. Das „Museum", von dessen Ankündigung Humboldt spricht, ist das von Fr. Aug. Wolf und Phil. Buttmann herausgegebene „Museum der Alterthumswissenschaft" (I. Bandes 1. Stück, Berlin 1807), welches außer der classischen Widmung an Goethe nur noch die berühmte Darstellung der Alterthumswissenschaft von Fr. A. Wolf enthält, in der er sich über Begriff, Umfang, Zweck und Werth" derselben verbreitet, sie als einen selbstständigen, wissenschaftlichen Organismus erkennen lehrt, und seine ideale Anschauung von ihrer idealen Bedeutung mit Meisterschaft darlegt. Welchen bedeutsamen Antheil Humboldt an der Arbeit Wolfs, vor allem an dem in ihr entwickelten Reichthum und der geschlossenen Ausgestaltung von Ideen hatte, ist von Haym in seiner Biographie eingehend erörtert worden. Haym weist nach, wie in dieser Abhandlung die Gedanken, welche Humboldt nach regem Austausch mit seinem philosophischen Freunde in einer „Skizze über die Griechen" niedergelegt habe, mit denen des großen Philologen zusammengewachsen sind, wie Wolf zum Theil nur einen ausgeführten Text zu einer Anzahl von Stellen aus dem Humboldtschen Aufsatz gab, die er als Anmerkungen seine eigene Arbeit begleiten ließ. Eben diese Anmerkungen sind es, auf welche sich Schleiermachers Andeutungen, daß Humboldt sich schon im ersten Heft finden werde, bezogen haben. Wolf leitet den Abdruck der Stellen aus der Humboldtschen Skizze mit folgenden Worten ein: er theile hier einige in einem Briefwechsel verstreute Gedanken eines Gelehrten mit, συμ-

Digitized by Google

φιλολογοῦντός τινός ποθ' ἡμῖν καλοῦ κἀγαθοῦ, wie man deren in unſeren Zeiten höchſt ſelten unter Männern ſeines Standes finde." Die durch einen angenehmen Zufall mir vorliegenden Bruchſtücke ſind zwar vom Jahre 1788, doch geht ihnen dadurch nichts von der Neuheit ab, die alles das haben wird, was der in Geſchichte und Philoſophie mit dem hellſten Blick und dem tiefſten Sinn forſchende Verfaſſer dem Publicum allzulange vorenthält." Und zum Schluß fügt er hinzu: „Indem dieſe zum Theil ausführlicher entwickelten Gedanken gleichſam über ein Stück unſeres Textes commentiren, mögen ſie zugleich beweiſen, wie viel der Verfaſſer deſſelben aus den mündlichen und ſchriftlichen Unterredungen eines ſolchen Freundes gelernt hat." Wenn aber ein Theil jener von Wolf mitgetheilten Ausführungen Humboldts ſich auf den „genießenden Menſchen" beziehen, und Haym mit Recht von Humboldt behaupten konnte, daß er wie Wenige zum Genießen organiſirt geweſen ſei, und Rom ihn zum Meiſter in der Kunſt des Genuſſes gemacht habe, ſo iſt auch dieſer Brief ein Beitrag zur Charakteriſtik der Humboldts Weſen ſo bezeichnenden „Genußſtimmung".

Die am Schluß des Briefes in Ausſicht geſtellte Reiſe nach Deutſchland trat Humboldt erſt im October 1808 an (vgl. Briefe an Welcker, herausgegeben von Haym, S. 5, wo auch von der Verbindung ſeines Hauſes mit Zoëga die Rede iſt).

Die Berührung mit Schleiermacher wird durch den Kreis von H. Herz vermittelt ſein, dem Humboldt ſeine Gemahlin verdankte; indeſſen ſind ſich beide ſpäter nicht ſonderlich nahe getreten.

Unſere liebe Frau im Walde.

Von G. Dahlke.

Beim Anblick des Gampen, den ich auf der Fahrt zum Gnadenbilde Unſerer lieben Frau im Walde ſchon 1869 erklommen, ward die Sehnſucht nach den Höhen und Tiefen des Nonsberges wieder wach und die Hoffnung auf Erneuerung halbverwiſchter Eindrücke lockte mich zum zweiten Mal in das romantiſche, von dem Zauber der Legendendichtung und Volkspoeſie umwobene Land. Fehlt es doch den Ufergeländen des Nosbaches, der das Gletſcherwaſſer von der Cima dei tre Signori durch den Felsſpalt der Rocchetta zum Etſchlande führt, nicht anſehenswerthen Landſchaftsbildern, nicht an eigenartigen Typen der Bewohner, da in dem wälſchen Gau die Spuren altgermaniſcher

Digitized by Google

Anſiedelungen, und in den Dörfern Laurein, Proveis, St. Felix und Frauenwald treue Pfleger des Deutſchthums ſich erhalten haben. Liegt doch nah dem Gampenjoche, wo die Quellen der Novella von der Laugenſpitze niederrinnen, der berühmte Wallfahrtsort Senale — nach der Sage ein Hospiz der Templer, das durch Anſiedelungen deutſcher Aelpler oder deutſcher Knappen zum ſtattlichen Dorfe erwuchs — in welchem ſeit Jahrhunderten die Vorhut des germaniſchen Volksſtammes Wächterin des Alpenpaſſes und Hüterin deutſcher Eigenart blieb.

Noch hat die Forſchung nicht den Urſprung der Rhätier, nicht alle Wechſelwirkungen derſelben mit den Eroberern des Alpenlandes nachgewieſen; noch harrt der Streit, ob Kelten, ob Etrusker oder ein Gemiſch beider Völker die Urwälder des Nonsberges lichteten, endgiltiger Entſcheidung, da das Gewirr verſchiedenartiger Namen, Denkmäler, ſchriftlicher und mündlicher Ueberlieferungen widerſprechenden Anſichten als Beſtätigung dient. Wenn auf dem Nonsberge römiſche Sprache, Sitte und Recht die urſprüngliche Barbarei verdrängte, die Tempel des Saturn in hohem Anſehen ſtanden und Reſte alter Bauwerke, Münzen, Geräthe, Tafeln mit römiſchen Inſchriften und Grabmäler die Befeſtigung der römiſchen Herrſchaft bezeugen, ſo laſſen doch die Fragen nach der Umgeſtaltung dieſes Gaues in den ſpäteren Kämpfen ſeiner Bewohner mit Oſtgothen, Langobarden und Franken und nach den beſonderen Formen ſeiner Culturentwickelung unter germaniſchem Einfluſſe mannigfachen Vermuthungen Raum. Sicherer iſt der Gang des Chriſtenthums in dem ſüdlichen Theile des Alpenlandes zu verfolgen; allein ebenſo deutlich auch die Tyrannei der Kirchengewalt, deren Vaſallen die Landbevölkerung durch ein maßloſes Willkürregiment wiederholt zu blutigen Aufſtänden trieben; und wenn die Biſchöfe von Trient ſchon zur Zeit des heiligen Vigilius die Lehre des chriſtlichen Glaubens an den Ufern des Noce verbreitet hatten, ſo blieben die Bewohner noch bis auf unſere Tage in abergläubiſchen Vorſtellungen befangen, dem Geiſte des Evangeliums fremd.

Folgenreicher als jene tiefſinnigen Erörterungen der Gelehrten erſcheint die Theilnahme des deutſchen Volkes an dieſen Pflanzſtätten germaniſcher Cultur, in denen deutſche Frauen am häuslichen Heerde die Sprache ihrer Ahnen gehütet, deutſche Männer die Sitte ihrer Vorfahren in Ehren gehalten haben, jedes Haus, jede Hütte ein Hort deutſchen Geiſtes, deutſchen Rechtsbewußtſeins geblieben iſt*). Man mag den Untergang des germaniſchen Elementes in den Setti und Tredeci Communi beklagen, über die Verwälſchung des Pineitergeländes, von Valſugana, Val Arſa und Terragnuolo trauern und im Stillen dem Verhängniß grollen, das ſich in der Verkümmerung des

*) Vgl. „Deutſche Anſiedlungen in Wälſchtirol". Deutſche Warte Bd. 6. 4. Heft.

Digitized by Google

Deutſchthums unter Obhut einer deutſchen Regierung vollzog: allein man wird auch durch das beharrliche Feſthalten der letzten germaniſchen Sproſſen an dem uralten Mutterſtamme freudig überraſcht und durch die thatkräftigere Unterſtützung, welche deutſche Nationalitätsbeſtrebungen in Wälſchtirol gegenwärtig erfahren, mit der Säumniß früherer Zeiten verſöhnt. Spät, doch nicht zu ſpät, hat die öſterreichiſche Regierung durch Gründung neuer und Unterſtützung beſtehender deutſcher Schulen einen Theil ihrer Ehrenſchuld abgetragen und die letzten deutſchen Sprachinſeln in Südtirol vor der Ueberfluthung durch die Wogen des Romanismus geſchirmt, während einflußreiche Männer aus der Heimath und Fremde — Ludwig Steub und deſſen Geſinnungsgenoſſen — den geiſtigen Zuſammenhang der Inſulaner mit dem neuen Reiche vermittelten, die einſamen Mokeni im Ferſinathal wie die abgeſchiedenen Nonsberger in den vier Gemeinden zu ſchärferer Ausprägung germaniſcher Charakterzüge ermuthigten.

Wieder zog ich mit dem Sohne des Adlerwirthes, deſſen Roß auf der ſchotterigen, hier und da von Waſſer durchriſſenen, hier und da mit Steingeröll überſchütteten Straße keine Hinderniſſe fand, von Tiſens zum Gampen, wieder hielt ich bei den Trümmern der Zwingenburg oberhalb Priſſian Raſt, aber ſtatt des dunſtig verſchleierten Himmels, der damals die Ferne verhüllte, war ein lichtvolles Rundgemälde des Hügellandes aufgerollt, das durch den Mauerkranz der Mendel, der Laugenſpitze ſcharfgeſchnittenes Profil und die lockerbewaldete Kuppe der Gall im weſtlichen Halbkreis abgeſchloſſen erſchien. Sind von der Umfaſſungsmauer des alten Schloſſes, das die deutſchen Ordensritter 1272 dem Grafen Meinhard II. von Görz-Tirol überließen, und das die Größe und Erniedrigung, Herrlichkeit und Ohnmacht des Erdendaſeins in lebensvollen Zügen ſpiegelt, faſt alle Bruchſtücke zuſammengefallen, die Balkenlöpfe vermodert, der Schutthaufen von Fichten und Birken umgrünt und nur wenige Theile des Vordergebäudes in dürftiger Ausſtattung erhalten, ſo mahnt doch der zerbrochene Unterbau des Berchfriets an die ehemalige Bedeutung der Feſte, die nicht mit Unrecht ihren ſtolzen Namen trug. Zwingenburg war am Rande eines Abſturzes erbaut, in deſſen Tiefe der priſſianer Bach die farbigen Triasſchichten der lothrechten Wände beſpült, und ſtand ſo nahe dem Abhange der Gall, daß es die einzige Straße zum Gampen mit Leichtigkeit zu ſperren vermochte. Nach Süden ſchimmerte über dem Walde der falbe Mendeldolomit, von hochſtämmigen Fichten gekrönt, nach Oſten war alle Schönheit des Hügellandes in das Licht der Morgenſonne gerückt: hier Wieſenmatten, Rebenlaub, Kaſtanienhaine, Bauernhäuſer und Kapellenthürme, dort ſtarre, kahle Felſen und des Nadelholzes ernſtes Grün.

Jenſeit des Dorfes Gfrill, deſſen Kirchlein am Waldesſaum die Bewohner zur Andacht wie zum Naturgenuß ladet, wenn das Rauſchen immergrüner

Digitized by Google

Kronen und der Vöglein Gesang mit den Stimmen frommer Beterinnen sich mischt, verblaßt die Farbenpracht der Scenerie: dichter und dichter legen sich die Schatten der Wildniß vor das Auge und wo die Wiese zur Linken beschränkten Ausblick über das Bächlein im Grunde gestattet, da bildet der fahle Gampen den Hintergrund. Kalt und klar rinnt das Wasser von der Laugenspitze über die Straße, zu kalt für den erhitzten Wanderer und das durstige Roß, die erst nach einer Pause an dem erfrischenden Trunk von 6 Grad R. in der Hochsommergluth sich laben dürfen. Bald aber lichtet sich der Nadelschleier, die Einsattelung zwischen Laugenpyramide und Mendel ist erreicht und freudig schaut man von dem Paß — 5240 Fuß über dem Meer — auf die bewaldeten Felsengrate, welche über sammetgrünen Matten terrassenartig längs dem Ufer der Novella in das Val di Non sich niedersenken. Zwar bleiben hier die Häuser und die Wallfahrtskirche Unserer lieben Frau noch außer Sicht, der Laugenspitze Haupt wie des Gantkogels Pfeiler durch die bewaldeten Halden zur Rechten und Linken im Sehfelde verdeckt; dennoch fehlen der Scheide zwischen Wälsch- und Deutschtirol nicht kühne Umrisse des Hochgebirges, und neben dem rohen Holzgeflecht der Matte und andern Spuren von Menschenhand erfreuen die Blüten reizender Alpenpflanzen mit dem Harzduft der Fichten und Lärchen des Wanderers Sinn.

In ernster Stimmung war ich vor Jahren dem sagenhaften Heiligthume genaht und an dem ersten deutschen Hause mit romanischem Boden vorübergezogen, hatte fort und fort des Besitzers hageres Gesicht mit den graublauen Augen und dünnen Strähnen dunkelblonden Haares, wie die ärmliche Kleidung — schwarze Lederhose, verblichene Weste und graues Leinenhemde — des Bauers in der Erinnerung behalten; als ich heute durch das waldige Gestrüpp der Laugenhalde auf der andern Seite der Straße zum Dorfe kam, erfuhr ich von der rundwangigen Wegweiserin Gasteigers Tod. „Verdorben, gestorben", lautete die kurze, tieferschütternde Mähr: von dem Mammonsteufel verlockt, war der biedere, deutsche Wirth Handlanger eines schweizer Banknotenfälschers geworden, hatte die nachgemachten Scheine in den Handel gebracht und im Zuchthause sein Leben geendet.

So bereitwillig Pater Vigilius mir gastliche Aufnahme im Widum angedeihen ließ — die Armseligkeit des Wirthshauses zum Hirsch hatte mich schon bei dem ersten Besuch vor längerem Aufenthalt zurückgeschreckt — so karg war der Pfarrer mit Erläuterungen über den Stand der geistigen oder materiellen Cultur; und das Tarockspiel der geistlichen Herren diente als willkommenes Mittel, neugierige Fragen im Voraus abzuschneiden. Die Schule war verwaist. In Stelle des alten Jordan, der neben dem Unterricht als Holz- und Pappbeiter, als Tischler und Instrumentenmacher, vielseitige Beschäftigung gefunden und sich selber scherzhaft einen Tausendkünstler

Digitized by Google

genannt hatte, war ein junger Lehrer nach Frauenwald berufen worden, den ſteigende Mißhelligkeiten mit dem früheren Pfarrer ſchon vor einem Jahre vertrieben, ſo daß die Kleinen, deren Trägheit und geringe Leiſtungsfähigkeit Jordans Nachſicht und Geduld oft genug herausgefordert hatten, nach kurzem Winterunterricht durch den Seelſorger des Schulzwanges ledig, und unter dem wiederholten Wechſel in der Leitung der Schule auch der Vorzüge einheitlichen Unterrichts verluſtig geworden waren.

In der gothiſchen Kirche, die nach ihrer Verunſtaltung durch ſechs Zopfaltäre neuerdings eine zweckmäßige Umgeſtaltung des Innern erfuhr, dürfen das Gnadenbild der Mutter Gottes mit dem Chriſtuskinde, ein altes Crucifix und zwei Tafeln eines Flügelaltars mit den Reliefbildern von Marias Tod und Begräbniß, als Merkwürdigkeiten gelten. Nach der Legende hatte ſich die Madonnenſtatue im nahen Sumpfmooſe vorgefunden, als das urſprüngliche, im achten Jahrhundert zur Pflege von Pilgern nach Rom, Jeruſalem und Conſtantinopel erbaute Hospiz bereits verfallen, das Kloſter von den verweltlichten Ordensbrüdern verlaſſen und der Ort zum Aſyl für Aelpler herabgeſunken war. Aber während die Mönche 1321 zur Beſſerung ihres gottloſen Lebenswandels in dem Auguſtinerſtift bei Bozen angehalten wurden, zog die Wundermacht des Mirakelbildes Wallfahrer von fern und nah nach der abgeſchiedenen Stätte; die Hirten richteten ihre Alphütten zu ſtändigen Wohnungen ein, bebauten das Feld und hielten mit der Zähigkeit germaniſcher Naturen an Sitte und Brauch ihrer Ahnen feſt.

Allein ſchon Pater Ambroſius hatte auf die Uebelſtände hingewieſen, welche ſich aus dem Verkehr der deutſchen Bauern mit italieniſchen Gerichtsbeamten und Advokaten in Fondo für die Sittenreinheit und Lauterkeit des Charakters ergeben, hatte die Streitluſt und Trunkſucht entarteter Naturen als Folge der Handelsverbindungen mit den Wälſchen des Nonsberges dargeſtellt und die Gleichgültigkeit der Landesbehörde gegen die Förderung deutſchen Geiſteslebens und ſittlicher Vertiefung in den vier deutſchen Gemeinden beklagt. Wie eifrig und pflichttreu der gegenwärtige Pfarrer ſeines Amtes walte: als Ordensmitglied und Kirchendiener kann er ſich ſchwerlich berufen fühlen, in der Schule die Keime deutſcher Geiſtesfreiheit zu pflegen, das Weltleben im Sinne der Staatsgeſetze auf die Bahn freiheitlicher Entwickelung zu lenken, wohl aber wird ſein vermehrter Einfluß auf die Abwehr fortſchrittlicher Anregungen gerichtet bleiben, denn die Erhaltung des Deutſchthums im Dienſte der Kirche iſt Aufgabe und Ziel der Prieſterſchaft.

In den Pauſen des Spiels erwähnte der Curat von St. Felix, der zufällig nach Frauenwald gekommen war, daß ihm Freiherr Negri von Cles den Bericht eines Frankfurter Blattes über die deutſchen Gemeinden des Nonsberges zur Durchſicht übermittelt hätte, deſſen Verfaſſer die Zuſtände

Digitized by Google

in St. Felix entweder irrig aufgefaßt oder absichtlich falsch geschildert haben müsse, indem weder der Geistliche dieses Ortes das wälsche Element begünstige, noch die Bewohner durch Sommerfrischgäste der deutschen Nationalität entfremdet würden. Die Mähr von wälschen Frauen, denen St. Felix als Sommerfrische und Uebungsfeld für Romanisirungsgelüste diene, sei erfunden; wie er selber in Kirche und Schule mit Nachdruck deutsche Sprache und deutsche Weise zur Geltung bringe, so halte auch die Bevölkerung im Hause an der alten Ueberlieferung aus Ueberzeugung fest und sei unter den vielfachen Berührungen mit romanischen Nachbarn unverändert deutschen Sinnes geblieben, so daß sie ein schärferes Abbild des germanischen Typus zeige, als die Provenser, welche aus dem regeren Verkehr mit Cles manche romanische Form in die Sprache, manchen wälschen Charakterzug in das Leben aufgenommen hätten.

Zauberhaft schimmerte die Laugenspitze im Sonnenlicht, Auge und Phantasie berückend: war auch der erste Versuch, den Gipfel zu erklimmen, fehlgeschlagen, so hoffte ich doch auf das Gelingen der zweiten Fahrt und ging, ein Maulthier zu erfragen, nach dem Brückenhofe, der unterhalb des Christophkirchleins, nahe der Grenze von St. Felix, hart an der Straße liegt. Zuerst auf glattem, hier und da von Nadelholz beschattetem Pfade, dann über kantiges Gestein in sengender Gluth, wie sie nur selten die Aelpler auf diesen Höhen empfinden, während der Blick über Einödhöfe und den dunklen Forst des Gebirges zur Rechten und Linken schweifte. Wer will es den Bauern verargen, wenn sie bei der Benutzung dieses holperigen, abschüssigen Weges mißmuthig der Summen gedenken, welche sie zur Herstellung eines Straßennetzes auf dem Nonsberge seit Jahrzehnten beigesteuert haben, wenn sie die Klage über Schädigung der Interessen fort und fort wiederholen, weil ihr Verlangen auf Verwirklichung des Planes oder Lösung von der Beitragspflicht bisher unbeachtet blieb! Erscheint es nicht als Ehrenpflicht des Staates, diesen Vorposten deutscher Cultur die dargebrachten Opfer durch Erleichterung der Handelsverbindungen mit dem Etschlande zu vergüten, ihnen die Treue zu lohnen, mit der sie seit Jahrhunderten unter romanischer Verwaltung dem Deutschthum angehangen haben? Ringt doch das arme Volk mit aller Kraft, dem Felsenboden Früchte für den Menschen, Futter für das Vieh abzugewinnen, und fragt immer lauter, weshalb es dem fruchtbaren Verkehr mit seinen Stammgenossen im Nebenlande entsagen soll?

Denn die Armuth ist in Frauenwald ständiger Gast, der Hausrath wohlhabender Bauern auf das Nothwendigste beschränkt; auch Sulzers Haus mit der anstoßenden Kapelle — roh gemauert, roh gezimmert, dürftig ausgestattet — birgt wenig mehr als des Hirten Sommerhütte auf der Alm. Holztisch, Holzbank und zwei Sessel, die der Bauer selber zusammengefügt, bilden mit

Digitized by Google

dem Ofengestell das Inventar des Vorderzimmers, an dessen kahlen Wänden ein Crucifix und Heiligenbilder als Verzierung hingen; Eisenpfannen, Holzgefäße, Irdenschüsseln in der Küche, Betten und Truhe im Schlafgemach: bedarf der Sohn des Hochlandes, mehr um nach der Arbeit des Daseins sich zu freuen, wenn ihn das Lodenwams vor Kälte, grobe Kost vor Hunger schützt?

Des Alten Sohn, der das Hauswesen leitet — eine massig angelegte, kernig derbe Figur — hielt auf beschattetem Rasen Rast. Der gebräunten Wange fehlte feiner Umriß, dem Munde Anmuth, der Rede Lieblichkeit, aber nicht jene Kürze, welche den Mann der That charakterisirt, nicht jener Erzklang eines treuherzigen Gemüthes, der melodischer als der Wohllaut schmeichelhafter Worte des Fremden Ohr berührt. — „Ein Maulthier auf die Laugenspitze?" — „Wie früh?" — „Um fünf Uhr beim Widum?" — „Gut." — „Der Preis?" — „Wir werden fertig werden .. bin kein Jude." — „Abgemacht. — Wo wohnt der Kräuterklauber?" — „Ober den Lärchen im letzten Haus." — „Gebt mir ein Seidel zu trinken" bat ein Nachbar den Wirth; „ich erleids nimmer in der Sonne, muß ein bissel rasten." — Allein auch im Zimmer zeigte das Thermometer 21° R., und durch das geöffnete Fenster strich kein kühlerer Hauch. „Bin bis zum Morgengrauen vor dem Dachsbau gesessen" fügte der Gast, nachdem er getrunken, hinzu, „und halb erfroren nach Hause gekommen." — „Hast ihn erwischt?" — „Nicht ein Schatten von ihm war zu sehen."

„Klasenhans ist daheim" hatte der Bube im Heu, hatte die Bäurin im Nebenhause gesagt, und doch pochte ich umsonst an die Pforte des Außerhofes, lauschte vergebens auf einen Ton: erst das Klopfen und Rufen der Nachbarin unterbrach des Schläfers Traum. Es war ein stattlicher Greis, der hierauf in bescheidener Gewandung vor die Hütte trat und vorsichtig die Thüre wieder sperrte. Silberweißes Haar deckte den Scheitel, silberweißer Bart umzog Wange und Kinn; aber die kühngebogene Nase unter hoher Stirn gab dem Antlitz ein charaktervolles Gepräge, und das tiefliegende Auge leuchtete wie Frühlingssonnenschein, während um den guthmüthigen Mund ein Zug heiterer Laune spielte. „Wollen Sie mir Zimmer zeigen?" — „Hab kein Stüblein drinnen," erwiderte Hans Geiser, „bin wohl bei dem Bauer im Quartier, darf schlafen und meine Kräuter aufbewahren, aber nicht im eigenen Kämmerlein." Die braune Lodenhose war zerrissen, das Hemde beschmutzt, die Weste abgetragen, das Leder der Schuhe auf den bloßen Füßen grob und rauh — und doch lehnte sich des Wurzelgrabers breite Gestalt mit dem ganzen Selbstgefühl eines tiroler Bauern so ungezwungen an den Pfosten, als sei Haus und Hof, Wald und Wiese sein eigen. „Welche Pflanzen sammeln Sie?" — „Enzian und Speik, Raute, Arnica, Blutwurz, Meisterwurz und Wolfwurz

Digitized by Google

— wie die Namen im Kräuterbuche heißen, weiß ich nicht. . . Als Büblein bin ich lange krank gewesen, hab mich selber mit Kräutersaft und Salbe gesund gemacht, weil die Doctoren nicht zu helfen wußten, und seither auch für Andere heilkräftige Kräuter geklaubt." — „Wie lange?" — „Bin 1804 geboren und seit mehr als funfzig Jahren in die Berge gestiegen." — „Allein?" — „Wer sollte mir Korb oder Spatele tragen, wenn ich ohne Weib und Kind geblieben bin?" — „Kommen Sie jeden Abend heim?" — „Wenn der Korb voll ist . . . in Almhütten find ich Unterstand — Wasser giebts überall — und Brot steck ich für ein paar Tage in die Tasche. Im Herbst trage ich die getrockneten Blumen und Wurzeln zum Verkauf." — „Zu den Wälschen?" — „Nein. Nach Bozen und Meran, nach Gries und in die deutschen Bauerndörfer an der Etsch — mein Vorrath ist an die alten Kunden bald verkauft." — „Und reicht der zu Ihrem Unterhalt?" — „Nicht immer, so niedrig auch die Miethe, so billig auch die Kleidung und Kost." — „Werden Sie in diesem Jahre wieder Arnica nach dem Rießer Hause bringen?" — „Wenn ich bis Bozen komme — ja." — „Auf Wiedersehen!"

Die Sonne neigte sich dem Untergange, als ich auf dem anmuthigeren Rückwege die lichtvollen Gebreiten von St. Felix und das Waldgrün der westlichen Berge überschaute, an deren Lehne ein scharfer Strich das Rinnsal der Wasserleitung markirt. Dämmerungschatten erfüllten das Schiff der Kirche, verhüllten Crucifix und Madonnenbild; leise klangen vom Schulhause feierliche Accorde herüber — Pater Vigilius war nach dem Unterhaltungsspiel in melodische Uebungen vertieft — und bald verhallte auch im Pfarrhause der letzte Laut.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Handel. Theater. — Wenn der alte Streit: ob Schutzzoll, ob Freihandel? von neuem lebhaft entbrennt, so wird Niemand sich wundern, die Provinz Preußen, voraus ihre Seehandelplätze, rührig für den Freihandel eintreten zu sehen. Handelt es sich doch zur Zeit nur darum, zu behaupten, was in dieser Richtung bereits unwandelbar errungen schien, nicht weitere Concessionen zu erstreben, so wünschenswerth dieselben bleiben mögen. Dieser Umstand, daß wir nur festhalten, was wir haben, giebt unserer Position den Rückwärtsdrängenden gegenüber freilich eine größere Stärke, aber die von mancherlei Zeiteinflüssen begünstigte Agitation der Schutz-

Digitized by Google

zöllner für ungefährlich zu erklären, wäre selbst eine gefährliche Täuschung. Wie wenig wir uns einer solchen hingaben, beweisen am besten die unausgesetzten Bemühungen der Kaufmannschaften und Städte, nach allen Seiten hin durch Petitionen und Denkschriften das freihändlerische Interesse warm zu bethätigen, über seine Berechtigung aufzuklären und die geringe Stichhaltigkeit der gegnerischen Ausführungen mit Gründen und Zahlen darzuthun. Man hätte nichts gegen Finanzzölle, will aber nicht in die Taschen der inländischen Fabrikanten von Provinz zu Provinz arbeiten. Diejenigen Gegenden des Inlandes, welche durch Schutzzölle vertheuerte Waaren fabriciren, werden künstlich bereichert. „Provinzen, welche sich ihrer Natur oder Lage nach dazu nicht eignen, sondern den ersteren ihre vertheuerten Fabrikate abkaufen müssen, werden dadurch in der natürlichen Lage zurückgehalten, indem sie einen Theil ihres Erwerbes nicht für sich verwenden können, sondern an die Industrie der ersteren entrichten müssen. Dies ist die Wirkung der Schutzzölle: künstliche Verschiebung der Capitalien im großartigsten Maßstabe. Es ist traurig, daß man dergleichen heute noch wiederholen muß, aber man muß es leider." Die Summe, die auf diese Weise hier ab- und dort zufließt, berechnet sich bei der Eisenindustrie auf mehr als acht Millionen, bei der Textilindustrie auf mehr als neunzehn Millionen Thaler jährlich, wobei unsere Provinz beträchtlich dabei betheiligt ist, und „das dritte Schoßkind des Schutzzollsystems", die Rübenzuckerindustrie, hat unsere meist blühenden Raffinerien total zum Eingang genöthigt. Wenn die Delegirtenconferenz der Seehandelsplätze 1872 für das Endziel der Reform gänzliche Befreiung des Tarifs von allen schutzzöllnerischen, den Verkehr hemmenden Zollsätzen und Beschränkung der Zollpflichtigkeit auf eine möglichst geringe Zahl finanziell wichtiger Gegenstände erklärte, so ist die Reform des Zolltarifs, selbst wenn man die bis zum Jahre 1877 aufgeschobenen Zollbefreiungen mit in Anschlag bringt, noch weit von ihrem Ziele entfernt. Selbst in der Gestalt, die der Zolltarif im Jahre 1877 annehmen wird, verleiht derselbe der deutschen Industrie noch einen mäßigen, ja zum Theil noch recht beträchtlichen Schutz. Die Frage lautet noch immer eigentlich gar nicht: Freihandel oder Schutzzoll? sondern Fortschritt in der Richtung des Freihandels-, oder Rückschritt in der Richtung des Schutzzollsystems. Natürlich kämpfen beide Theile pro domo, und der Staat wird schließlich zu entscheiden haben, was dem Ganzen am besten frommt. Wenn aber auch die Befürchtungen der Industriellen wegen des Rückganges der Geschäfte bei erleichterter Concurrenz des Auslandes und bei den schwierigen Geldverhältnissen im Inlande nicht weit übertrieben wären, so würde doch immer zu erwägen bleiben, auf welcher Seite der größere Schaden anzunehmen ist. Freilich leidet bei einem Rückgange der Industrie auch der bei derselben beschäftigte Arbeiterstand; derselbe ist aber doch nur ein verhältnißmäßig kleiner

Digitized by Google

Theil des gesammten Arbeiterstandes, und daß Handel und Landwirthschaft wesentlich gefördert werden, wenn man ihnen diese Abgabe von vielen Millionen erspart, wird nicht zu bestreiten sein. Was die Ergebnisse unseres Handels im Jahre 1874 anbetrifft, so hat in Folge besonderer Umstände die Provinz Preußen an dem sonst fast allgemeinen Rückschlage nicht theilgenommen, sondern eher wieder eine Steigerung des Verkehrs zu berichten gehabt. So sehr wir durch die russischen Grenzschranken behindert und gehemmt sind, so bleibt ein großer Theil von Rußland-Polen doch unser natürliches Hinterland, und der allmähliche Aufschluß desselben durch Erweiterung des Eisenbahnetzes muß uns in erster Linie zugute kommen. Liegen der dortigen Production unsere Häfen zur Abfuhr am bequemsten, so wird auch noch für lange Zeit die dortige Industrie auf eine Einfuhr von hier aus angewiesen sein, und da es sich um weite Länderstrecken handelt, die in der Cultur noch zurück sind und jetzt erst anfangen, ihre natürlichen Vorzüge auszubeuten, so ist auch unser Handel sicher noch nicht an der Grenze seiner Entwickelung angelangt, sondern hat alle Aussicht, an deren Fortschritten Antheil zu behalten, mag auch einmal in Folge schlechter Ernte, wie wahrscheinlich in diesem Jahre, ein vorübergehender Stillstand eintreten. Wenn die kleine Provinz früher die Hälfte unserer gesammten Getreideausfuhr lieferte, in den letzten Jahren aber das russische Product doppelt und dreifach soviel betrug, so wird nicht zu vergessen sein, daß nach den natürlichen Verhältnissen unser russisches Hinterland das Acht- und Zehnfache müßte leisten können und daß keine innern Gründe der Annahme widersprechen, es werde sich in Zukunft eine solche Weigerung auch in der That ergeben. Der Gesammtumsatz des königlichen Bankcontors in Königsberg ging freilich gegen die beiden Vorjahre mit 216 und 214 Millionen auf 190 Millionen Thaler zurück, dafür vermehrte es sich aber bei der Vereinsbank durchschnittlich um etwa fünfzehn Millionen, so daß die Differenz fast ausgeglichen erscheint. Auch bei uns krankte die Eisenindustrie, das Salz- und Holzgeschäft ist noch immer vorwiegend in den Händen von Memeler und Danziger Häusern, und unseren Spediteuren bleibt die Concurrenz Rigas und Revals drückend, aber in den Hauptbranchen war der Umfang des Geschäfts entschieden im Wachsen, wenn auch die finanziellen Ergebnisse nicht damit gleichen Schritt halten konnten. Im Ganzen wurden aus Königsberg über $8^1/_2$ Millionen Centner Getreide und Saaten im Werthe von 74 Millionen Mark (gegen etwa $7^1/_2$ Millionen im Werthe von 61 Millionen Mark im Vorjahre) versandt. Die Ausfuhr von Flachs, Hanf und Heede stieg von 841,000 auf 886,000 Centner im Werthe von mehr als dreißig Millionen Mark. Der Colonialwaarenhandel stieg, und die Befürchtungen, die sich in den vorigen Jahren an das Theegeschäft knüpften, bewahrheiteten sich zum Glücke nicht. Ganz colossal war das Wachsthum des Heringsgeschäftes; die

Digitized by Google

Zufuhr betrug 252,000 Tonnen, d. h. fast 50 Procent mehr als im Vorjahre. Die Zahl der aus- und eingehenden Schiffe veränderte sich nicht wesentlich, aber der Eisenbahnverkehr, namentlich auch auf der Südbahn, nahm beträchtlich zu. Das Resultat im Ganzen wird als nicht unbefriedigend bezeichnet werden können. Daß Königsberg, Danzig und Memel mit einer gewissen Eifersucht darüber wachen, daß ihnen gegenseitig nicht die Concurrenz erschwert werde, kann kaum auffallen; es ist jenseits der Grenze ungefähr dasselbe Gebiet, in das hinein sich ihre Handelsbeziehungen erstrecken. Bei dem immensen Einflusse, den gegenwärtig Eisenbahnen auf den Güterverkehr haben, kommt viel darauf an, stets solche Anschlüsse zu gewinnen, daß die Wege sich für den einen und anderen Ort nicht erheblich verlängern. Einige Meilen Unterschied ergeben schon eine bedeutende Frachtdifferenz und nöthigen entweder zu einer Aufgabe der Verbindung oder zu einer Verminderung des Gewinnes beim Wiederabsatz. Ebenso bedenkliche Folgen haben für die großen Seeplätze überhaupt die Differenzialtarife der Eisenbahnen. Der Import von Getreide nach Süd- und Mitteldeutschland wird durch dieselben den Seeplätzen sehr unbillig erschwert. „Es läßt sich nichts dagegen einwenden", sagt der Königsberger Bericht darüber sehr verständig, „daß Eisenbahnen einen directen Verkehr zwischen Productions- und Consumtionsbezirken ermöglichen. Sie erfüllen damit nur eine ihrer wesentlichsten Aufgaben. Stapelrechte existiren in der modernen Welt nicht mehr, und weit entfernt, sie für uns zu beanspruchen, würden wir die ersten sein, sie zu bekämpfen, wenn sie irgendwo in unserem natürlichen Handelsgebiete noch beständen. Aber so sehr es in der Ordnung ist, den unmittelbaren Verkehr zwischen Productions- und Consumtionsgegenden durch directe Verbandtarife möglich zu machen, so wenig ist es in der Ordnung, die Vermittelung der großen Zwischenplätze übermäßig zu erschweren." Der Vorwurf, daß dies geschehen, wird der königlichen Ostbahn gemacht.

Noch ein paar Worte über unser Theater. Der zum September folgenden Jahres zu erwartende Uebergang auf einen neuen Unternehmer wird weit über Königsberg hinaus als ein Ereigniß betrachtet, wie die auswärtige Presse beweist. Nicht ganz unbetheiligt dabei ist vielleicht der Umstand, daß unser Theater längere Zeit (leider auch vor längerer Zeit) in dem Rufe stand, ein tüchtiges Institut zu sein, von dem viele der namhaftesten Schauspieler und Schauspielerinnen, von La Roche bis zur Goßmann, ausgegangen waren. Mehr ins Gewicht fällt aber gegenwärtig wohl, daß es sich um eine Bühne handelt, die — ein ganz unerhörter Fall — länger als dreißig Jahre unter demselben Director gestanden hat, der notorisch ein reicher Mann geworden ist, und daß dieser Director, wie wenig ers auch selbst wird wahr haben wollen, endlich dem allgemeinen Unwillen über eine Bühnenleitung weicht, mit der schon seit vielen Jahren die Kunst nicht mehr das mindeste zu thun

Digitized by Google

hat. Es sollen hier die wahrhaft unglaublichen Dinge nicht wiederholt werden, die man sich darüber erzählt; wer sich dafür interessirt, findet einzelne Curiositäten in einem der deutschen Bühnengenossenschaft gewidmeten kleinen Romane von Rößler-Mühlfeld: „Meine Ideale" benutzt. Aber unbemerkt darf doch nicht bleiben, daß in einer Stadt, die in dem langen nordischen Winter auf ihr Theater angewiesen ist, in der sich die Spitzen der Provinzialbehörden, eine Universität, eine Kunstakademie, eine intelligente und begüterte Kaufmannschaft befinden, gegenwärtig eine Komödie gespielt wird, deren sich die kleinste Sommerbühne schämen würde. Dahin hat die wahrhaft schamlose Speculation auf ein breiteres und immer breiteres Publicum geführt. Man erwartet von der neuen Direction mit Recht, daß sie dieses Raubbausystem, das übrigens auch gründlich ausgenützt ist, total aufgeben und zu künstlerischen Grundsätzen zurückkehren werde; man erwartet von unserem Theatercomité, daß es unter den sehr zahlreichen Bewerbern den am besten qualificirten Bühnenleiter, nicht den speculativsten Geschäftsmann aussuchen werde. N—s.

Aus der Schweiz. Rückblick und Ausschau. — Hauptgegenstand unseres letzten Berichtes war die Behandlung des Berner Kirchenstreites durch die Bundesversammlung. Nachdem diese einen den Standpunkt des Bundesrathes und den der bernischen Regierung vermittelnden Ausweg gefunden hatte, fiel der letzteren die Aufgabe zu, durch beförderliche Erlassung des neuen Cultusgesetzes den Normalzustand im Jura definitiv wieder herzustellen. Da jenes Gesetz bei seiner ersten Vorlage etwas zu streng und scharf erfunden und sogar von protestantischer Seite geäußert worden war, dasselbe enthalte Beschränkungen der Cultusfreiheit, welche in Zukunft noch andere Leute treffen könnten als die, für die sie nur zunächst bestimmt waren, so fand die Regierung für gut, den Gesetzesentwurf für die zweite Vorlage in einigen Puncten zu modificiren. In dieser etwas milderen Gestalt gelangte das Gesetz im September zum zweiten Male vor den großen Rath des Kantons, der dann dasselbe ohne weitere bedeutende Veränderungen, obwohl unter beständigem Widerspruch der ultramontanen Mitglieder, annahm. Im October erfolgte dann noch die Volksabstimmung, welche, freilich bei unvollständiger Betheiligung der Bürger, eine bedeutende Mehrheit für Annahme des Gesetzes ergab. Darauf hin mußte die Regierung vor kurzem den letzten Schritt thun, die Zurücknahme der Ausweisung der ultramontanen Geistlichen, welche den Streit hauptsächlich veranlaßt und zu so gefährlicher Verwickelung gesteigert hatte. Es muß sich nun zeigen, ob die zurückkehrenden Geistlichen und die ihnen anhängenden Gemeinden ihr früheres Treiben wieder beginnen und ob in diesem Falle das neue Gesetz sich als durchführbar und kräftig genug zur Aufrechthaltung der Ordnung erweisen

Digitized by Google

werde, oder ob abermals die Bundesgewalt angerufen und zum Einschreiten genöthigt werden wird. Es ist sehr zu wünschen, daß dieses Schauspiel uns erspart bleibe, und wir dürfen das vielleicht hoffen, da der Kirchenstreit auch in Deutschland etwas nachgelassen hat. Der Kanton Bern hat in demselben Erfahrungen gemacht, die ihm jedenfalls zu heilsamer Lehre dienen werden. Unter anderem war gegen Ende des Streites von den erbitterten Führern der jurassischen Katholiken gegen die Regierung die Anklage erhoben worden, sie habe zur künstlichen Aufrechthaltung ihrer Politik im Jura auch die dortige Presse mißbraucht, also aus einem sogenannten „Reptilienfonds" einzelne Blätter unterstützt. Diese Anklage konnte allerdings nicht bewiesen, aber von der Regierung auch nicht ganz widerlegt werden; doch ist eine gründliche Rechenschaft über die fraglichen Gelder nächstens zu erwarten.

Im Kanton Genf hat die Regierung mit noch größerer Strenge als die bernische ihren Standpunkt behauptet und vor kurzem sogar ein Verbot gegen das Tragen geistlicher Amtskleidung außerhalb des Cultus erlassen. Solche Maßregeln dienen schwerlich dazu, das Ansehen des Staates wirklich aufrecht zu halten, weil sie in ihrer Durchführung leicht ins Lächerliche fallen. Im Kanton Zürich wird die längst schwebende Frage, betreffend die Lösung des Verbandes mit dem Bisthum Chur nächstens endlich erledigt werden, wahrscheinlich nach dem Antrage der Commission des großen Rathes, wonach der Staat als solcher die Verbindung mit dem Bisthum Chur allerdings aufkünden, dagegen seinen alt- und neukatholischen Gemeinden freistellen soll, durch Anschluß an irgend ein Bisthum ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Diese Lösung ist gewiß die einzig richtige und mögliche.

Die Bundesversammlung hat in ihrer Herbstsitzung zwei Gesetze durchberathen und angenommen, welche sie lange und mühsam beschäftigt haben und doch Niemanden ganz befriedigen. Der Grund davon liegt aber in der Schwierigkeit der betreffenden Gegenstände selbst oder in den widerstreitenden Interessen, und die Unzufriedenheit ist nicht so allgemein, daß zu erwarten stände, es werde eine Volksabstimmung über das eine oder andere der beiden Gesetze verlangt werden. Das eine betrifft das Bankwesen, das andere die Jagd und den Fischfang. Beim letzteren handelte es sich natürlich nicht um Einschränkung der Freiheit, Jagd und Fischfang überhaupt zu betreiben, sondern eher um Sicherung dieses Betriebes, aber eben diese kann ja nur erreicht werden durch Maßregeln zum Schutz des Wildstandes gegenüber maßloser Ausbeutung desselben durch Einzelne, gegenüber einer Raubwirthschaft, welche, wie bei der Ausnutzung des Bodens und Waldes, durch kurzsichtigen Eigennutz den nationalen Wohlstand der Zukunft bedroht. Es handelt sich im Grunde um die Ersetzung des bisher in den meisten Kantonen gepflegten Patentsystems durch das Pachtsystem, welches den Schutz des Wildstandes

Digitized by Google

in das eigene Interesse des Jägers verlegt, und um Einschränkung einzelner Arten und Gebiete der Jagd durch Termine und andere Bestimmungen, welche das natürliche Leben der betreffenden Thiere an die Hand giebt. Dabei hatten also die Mitglieder der Bundesversammlung Gelgenheit, ihre Kenntnisse in vaterländischer Naturgeschichte an den Tag zu legen. Aber eben diese Kenntnisse erwiesen sich stellenweise, wie freilich kaum anders zu erwarten war, als etwas mangelhaft, oder es traten wenigstens sehr verschiedene Ansichten über einzelne Punkte zu Tage, und es fehlte nicht an ergötzlichen Momenten. Die Hauptschwierigkeit war aber das Ankämpfen gegen die eingewurzelte Gewohnheit, eines fast unbeschränkten Jagdbetriebes durch jeden Einzelnen, der ein Patent zu erwerben vermochte; auch müßten zu erfolgreichem Schutze einzelner Vögel und Fische erst noch Verträge mit den Nachbarstaaten geschlossen werden.

Das Jagdwesen bietet trotz offenbarer Verschiedenheit einige Aehnlichkeit mit dem Bankwesen, wenn man bedenkt, wie leicht auch das letztere gerade in gegenwärtiger Zeit durch schwindelhaften Betrieb zu einer Art von Raubwirthschaft ausarten kann. Die Schweiz zählt viele kleinere Bankinstitute einzelner Kantone und Gesellschaften, welche keineswegs alle auf gleich solider Grundlage stehen und deren Noten doch alle gleichen Anspruch auf Geltung im Verkehr machen, während sie hinwider von den Banken selbst keineswegs unbedingt eingelöst werden, so daß die Sicherheit und Leichtigkeit des geschäftlichen Verkehrs durch die Menge der Banknoten eher gefährdet als gefördert wird. Da die Errichtung einer eidgenössischen Landesbank, vollends mit dem Monopol der Notenemission, zur Stunde noch nicht möglich oder vielleicht überhaupt nicht rathsam ist, so kann es sich nur darum handeln, von Bundeswegen Garantien für solide Gründung und Betreibung der einzelnen Institute zu schaffen, und daß dies nothwendig ist, geht gerade aus dem Widerstand hervor, den das Gesetz von Seiten einzelner Banken fand, denen eine Aufsicht des Bundes über ihren Bestand und Betrieb unbequem fällt.

Ein eigenthümliches Schicksal hatte ein drittes Gesetz, dasjenige über die Militärsteuer, welches nach langer Berathung schließlich nicht zu Stande kam, weil der Nationalrath und der Ständerath sich in einem verhältnißmäßig untergeordneten Puncte nicht einigen konnten. Da der Bund durch die neue Verfassung die ganze Instruction und Bewaffnung des Heeres übernommen hat, so hat er sich auch vorbehalten, über den Ersatz des Militärdienstes durch eine Steuer einheitliche Bestimmungen zu erlassen. Bisher war der sogenannte Militärpflichtersatz in den einzelnen Kantonen nach sehr verschiedenen Grundsätzen und Ansätzen eingerichtet und auch die Erhebung der Steuer wurde keineswegs allenthalben mit gleicher Strenge gehandhabt. Ueber

Digitized by Google

die Natur und Berechtigung derselben können in der That verschiedene Ansichten stattfinden, und wenn die persönliche Leistung des Militärdienstes noch immer als eine Ehrensache gilt, so nimmt der Ersatz desselben durch eine Geldleistung leicht etwas Gehässiges an, da die Betroffenen ihre körperliche Untüchtigkeit größtentheils nicht selbst verschuldet haben und je nach ihren Familienverhältnissen von der Steuer selbst ungleich betroffen werden. Daß auf die Vermögensverhältnisse Rücksicht genommen werde, ist nichts als billig, aber schwer ist es, die richtigen Ansätze zu treffen. Im Allgemeinen fand man die im Entwurf vorgeschlagenen zu hoch, im Einzelnen stieß man sich an der auf Vermögen und Einkommen angewandten Procession und ganz besonders an der Erstreckung des Maßstabes, sogar auf erbliche Anwartschaft. Die Differenz zwischen den beiden Räthen, an der schließlich das ganze Gesetz scheiterte, betraf den Ansatz für die Berechnung des Einkommens aus dem Vermögen, ob nämlich derselbe durchweg gleich oder für Grundbesitz etwas niedriger gestellt werden sollte. Ueber diesen minder wichtigen Punkt werden sich die neu gewählten Behörden wohl verständigen können.

Auf Ende dieses Jahres läuft nämlich auch die dreijährige Amtsperiode der Bundesbehörden ab und bereits haben die Neuwahlen für den Nationalrath stattgefunden. Dieselben ergaben, wie zu erwarten stand, keine wesentliche Veränderung der bisherigen Volksvertretung. In den Kantonen St. Gallen und Tessin hat die ultramontane Partei einige Vortheile errungen, die aber für den Entscheid von Principienfragen keinen Ausschlag geben werden. Wichtiger wird die Neuwahl des Bundesrathes sein, da man schon jetzt weiß, daß wenigstens drei Stellen in dieser Behörde neu zu besetzen sein werden. Auch der Präsident des Bundesgerichtes ist zu ersetzen, da der bisherige Inhaber dieser Stelle, der durch wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit gleich ausgezeichnete Dr. Blumer von Glarus, vor kurzem eines plötzlichen Todes gestorben ist. Den gesetzgebenden Räthen wird es an Arbeit nicht fehlen. Von den durch die neue Bundesverfassung geforderten und zum Theil schon vorbereiteten Gesetzen kommt zunächst an die Reihe das Fabrikgesetz, über welches bereits in der Presse und in Vereinen eifrig gestritten worden ist. Dasselbe schlägt einen Normalarbeitstag von elf Stunden vor und enthält daneben noch eine Reihe nothwendiger und wohlthätiger Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter und ihrer Familien; besonders in sanitarischer Beziehung. Dann wird wol das ebenfalls schon reiflich vorberathene Gesetz über das Betreibungs- und Concursverfahren folgen, in welchem die anfänglich etwas schroff einander gegenüber gestandenen Gewohnheiten der Ost- und Westschweiz eine Ausgleichung gefunden haben. Die Dringlichkeit eines Forstgesetzes wird alljährlich durch die von den Gewässern des Hochgebirges herrührenden Ueberschwemmungen in Erinnerung gebracht. Am wichtigsten bleibt freilich

Digitized by Google

die Sorge für das geistige Gedeihen des Volkes, und man sieht von vielen Seiten mit Spannung einem eidgenössischen Schulgesetz entgegen. Aber die Competenz zu einem solchen, die der Bund durch die neue Verfassung sich gegeben hat, beschränkt sich auf die Sorge für genügenden Primarunterricht, der doch nur in wenigen Kantonen noch fehlt und auch hier nicht ohne Rücksicht auf besondere Schwierigkeiten durchzusetzen sein wird. Wichtiger wäre es, wenn der Bund seine Competenz, den gesammten Militärunterricht anzuordnen, dazu benutzen könnte, den Fortbildungsschulen für das reifere Alter aufzuhelfen, welche zwar durch private und cantonale Bestrebungen da und dort auftauchen und über die zur militärischen Instruction erforderlichen Vorkenntnisse hinausgehen, aber ein gemeinsames Ziel und rechtes Gedeihen doch nur durch einen Impuls von oben herab finden werden.

Für allgemeine und höhere Bildung geschieht fortwährend in einzelnen Kantonen und Städten mit Unterstützung des Staates Mancherlei. In Zürich ist eine höhere Töchterschule eröffnet worden, welche den dortigen zuerst aufgetretenen Bestrebungen für Zulassung von Damen zum akademischen Studium eine Grundlage gewähren wird, da unter den facultativen Fächern auch das Lateinische figurirt. Eben daselbst wird eine Musikschule mit vollständigem Ausbau für Dilettanten, Lehrer und Künstler ins Leben gerufen. In Bern wird aus dem großartigen Vermächtniß eines Bürgers ein Museum für die Kunstsammlungen und die dort bereits seit einigen Jahren bestehende Schule für bildende Kunst erbaut. In Basel wird nächsten Frühling eine Bildungsanstalt für Prediger eröffnet, zur Ergänzung der theologischen Facultät und der Landeskirche, besonders für innere Mission und freie Gemeinden. Ebendaselbst wird aber auch diesen Winter zum ersten Male ein neues Theater besucht und hat auch die Reformbewegung in der protestantischen Kirche Wurzel geschlagen. Im Laufe dieses Jahres haben die Kantone Bern und Luzern das Andenken an im vierzehnten Jahrhundert erfochtene Siege über äußere Feinde durch Volksfeste mit historischen Aufzügen gefeiert. Ein großartigeres Fest dieser Art steht für das nächste Jahr zum Andenken an die Schlacht bei Murten (1476) bevor.

Aus Berlin. Die englische Action in Aegypten. Inneres. — Die letzte Woche, die in ihrer ersten Hälfte keine sonderliche politische Erregung verspüren ließ, hat plötzlich gegen ihr Ende ein Ereigniß zu Tage gefördert, das die ganze europäische Welt ganz erheblich allarmirte, und das um so mehr, als es von einem Lande und von einer Regierung ausging, deren Actionsfähigkeit seit langer Zeit bereits eine derartige war, daß sie die Möglichkeit politischer Ueberraschungen vollständig auszuschließen schien. Und dennoch hat England durch eine wenn auch nicht gerade kühne, so doch schnelle That die

Digitized by

Welt in einiges Staunen versetzt. Ohne daß in Europa viel mehr Leute um die Sache gewußt hätten als Herr Oppenheim und Herr von Rothschild hat die englische Regierung in einigen wenigen Tagen mit dem Vicekönig von Aegypten einen Vertrag abgeschlossen, dessen Hauptbestimmung die ist, daß die dem Vicekönig gehörigen 177,000 Stück Actien der Suezcanalgesellschaft für 4 Millionen Pf. St. in den Besitz der englischen Regierung übergehen. Die Bedeutung dieses Abkommens ist augenscheinlich sowohl in finanzieller und mercantiler als in politischer Hinsicht. Es existiren überhaupt nur 400,000 Stück Actien der Suezcanal-Gesellschaft. Wenn also die englische Regierung nach ihrem jetzigen Ankaufe der Actien des Khedive noch selbst oder unter der Hand für ihre Rechnung einige 20,000 Stück Actien der Gesellschaft ankauft oder ankaufen läßt, so befindet sich das ganze Canalunternehmen thatsächlich in den Händen Englands. Was das zunächst in rein commercieller Beziehung heißt, kann nur der richtig ermessen, der die Hindernisse und Intriguen im Auge und im Gedächtnisse hat, welche England dem Canalprojecte wie dem fertigen Canal consequent zu bereiten verstand. Das ganze Unternehmen war ein großartiges Werk Napoleons III. und des Herrn v. Lesseps, ein gewaltiger Hebel des französischen Handels und ein noch gewaltigerer des französischen Einflusses im Orient. Daher war England vom ersten Tage an ein hartnäckiger Feind des Canales. Erst hat es dem Bau alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt und als die kluge und zähe Politik Napoleons alle diese Hemmnisse zu überwinden wußte, als seine Vorsicht und Energie die französische Stellung im Orient zur herrschenden machte und als der Canal endlich eröffnet wurde, da beeilte sich England zwar seinem Handel die Vortheile des neuen Institutes zu sichern, hörte aber deswegen keineswegs auf das Gedeihen desselben durch fortwährende Machinationen zu beeinträchtigen. Fast alle die in den letzten Jahren so zahlreich auftauchenden Tariffragen, fast alle die von den seefahrenden Nationen bei der Suezcanalgesellschaft erhobenen vielfachen Beschwerden wurden von England veranlaßt, um die Rentabilität des Unternehmens zu gefährden. Das Alles ändert sich nun mit einem Schlage. England wird der Hauptbesitzer des Canals und wird jetzt seine große Macht nicht mehr gegen, sondern im Interesse des Institutes verwenden. Und nun erst in politischer Hinsicht, wie wichtig und folgenschwer erscheint doch der englische Ankauf, wenn man bedenkt, daß die Verwaltung dieses großartigen Unternehmens der englischen Regierung einen fortwährenden Einfluß auf die aegyptische Finanzleitung und wohl überhaupt auf das ganze aegyptische Staatswesen sichert. Man kann wohl sagen, daß dieser Kauf Englands einer vorläufigen Beschlagnahme Aegyptens fast gleichkommt. Und so faßt man diesen Schritt auch in der politischen Welt auf, besonders in Frankreich.

Digitized by Google

Die Franzosen sind nicht zu beneiden um die Gemüthsstimmung, die sich ihrer bei Empfang dieser Nachricht bemächtigen mußte und auch wirklich bemächtigt hat. „England hat die Frage der Nachfolge im ottomanischen Reiche für eröffnet erklärt," so ruft in wehmüthigem Schmerze der Moniteur, und ihm nach jammern alle Blätter über das kühne, das böse England. Sie sollten lieber wehklagen über die eigenen Staatsmänner, welche ob der großen militärisch-ultramontanen Rüstung gegen Deutschland das letzte werthvolle Besitzthum außer Acht ließen, das sie noch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik aus den Zeiten der überlegenen Leitung des Kaisers Napoleon besaßen, das durch französisches Geld und französische Arbeit geschaffen wurde, und das sie sich jetzt gleichsam nächtlicher Weile entwenden lassen. Ja wohl, wie schon Jemand kürzlich sagte, erst heute erfüllt sich der Tag von Sedan, erst heute wird der letzte bittere Rest des Leidenskelches geleert, den die französische Nation leeren mußte seit dem Tage, da sie es unternahm, ihren einsichtigeren kaiserlichen Führer gegen seine bessere Erkenntniß zur Feindseligkeit gegen Deutschland fortzureißen und mit eigener Hand Frankreich von der Höhe seiner Weltstellung herabzustoßen. Heute erst liegt das letzte Stück dieses alten stolzen Frankreichs am Boden.

Das empfinden heute auch die Franzosen und die Vorurtheilslosen unter ihnen werden sich mit bekümmerter Miene gestehen, daß es doch besser gewesen wäre, den großen und für Frankreichs Machtstellung so förderlichen orientalischen Plänen Napoleons zu folgen, statt ihn zum Kriege gegen Deutschland und zur Zerstörung der eigenen mühevoll angebahnten Politik zu zwingen. Ich kann es nicht läugnen, und es ist auch wahrhaftig nicht nöthig es zu thun, es freut mich jedesmal aufrichtig, wenn dieses oder jenes Ereigniß, diese oder jene Thatsache, die von den Franzosen selbst so arg verkannten hohen Verdienste des Kaiser Napoleon, seine außerordentliche überlegene politische Einsicht ihnen so recht eindringlich und unwiderleglich zu Gemüthe führt. Jetzt wird man wohl für seine feine und weitsichtige Politik ein Verständniß bekommen, jetzt wo seine Epigonen am Ruder sind und nicht einmal so weit sehen können, daß sie zu erkennen vermögen, was sich in den nächsten vierundzwanzig Stunden vollziehen wird. Denn sehr viel länger haben die letzten entscheidenden Unterhandlungen nicht geschwebt. Herr v. Decazes aber wußte nichts oder erkannte doch nicht, wie nahe die Gefahr sei, und der französische Generalconsul in Alexandrien befand sich gar nicht dort, sondern weilte in Paris, um die harten Köpfe derer zu bearbeiten, welche dem Abschlusse des Vertrages über die aegyptische Justizreform widerstrebten. Wie sehr sollten doch die Franzosen das Andenken ihres Kaisers in Ehren halten! Jeder Tag sollte sie an ihn erinnern. Sie könnten zum Beispiel wahrlich nicht die günstige Handelsbilanz aufweisen, der sie sich heute erfreuen, sie hätten

Digitized by Google

die Kriegsschuld und die Verzinsung der Kriegsschuld nicht so schnell auftreiben können, wenn nicht ein vorzügliches System napoleonischer Vicinalstraßen ihnen den Vertrieb und den Verkauf ihrer Landesproducte in einem Maße und in einer Schnelligkeit ermöglichte, die sie fast sofort in den Besitz des Lohnes ihrer Arbeit setzt und sie sehr bald zu zahlungsfähigen Leuten macht. Und so ist es auf allen Gebieten. In materieller Hinsicht hat vielleicht nie eine Regierung so für ein Land gesorgt, wie die Napoleons für Frankreich. Und in die Kategorie dieser Segnungen gehört auch der heute für Frankreich verlorene Suezcanal.

Wie die englische Occupation des Canals die heute schwebende orientalische Frage beeinflussen wird, läßt sich jetzt natürlich noch nicht übersehen. Man kann bei der Neuigkeit der Thatsache kaum einige Andeutungen hierüber wagen. Soviel scheint indessen festzustehen und ergiebt sich dies auch schon aus den obigen Anführungen, daß England und Frankreich über die Suezcanalangelegenheiten in einen scharfen Gegensatz zu gerathen im Begriffe sind. Wenn man bisher von dem Gerüchte einer Action der Westmächte gegenüber der der Nordmächte sprechen konnte, so wird das in Zukunft wohl nicht mehr möglich sein, da Frankreich Bedenken tragen dürfte, die englische Politik weiter zu unterstützen, nachdem diese sich ihren Lohn bereits auf eigene Hand zugesprochen hat. Frankreich steht daher augenblicklich vor der Alternative der völligen Isolirung oder des näheren Anschlusses an die Nordmächte. Mit der Isolirung wird man es in Paris nicht versuchen wollen, und wenn auch ein Anschluß an die Nordmächte sehr weit von einer Intimität fern bleiben dürfte, so wird er bis zu einem gewissen Grade für Frankreich doch unvermeidlich sein. Eine weitere Frage ist die, wie sich das Verhältniß Englands zu den Nordmächten gestalten wird. In Bezug auf Deutschland gilt hier dasselbe was bei jeder Phase der orientalischen Frage hervorgehoben zu werden verdient, daß das deutsche Reich in diesen Angelegenheiten nicht direct interessirt ist und daß es sein Verhalten lediglich nach dem Gesichtspuncte einrichten wird, den Frieden zu erhalten und die Interessen Rußlands und Oesterreichs auszugleichen. Auf diese kommt es also vorzüglich an. Bezüglich Oesterreichs ist zu bemerken, daß neuerdings der Gedanke, einen Theil der Herzegowina zu annectiren, in Wien und besonders auch in den slavischen Theilen der Monarchie in sehr beachtenswerther Weise in den Vordergrund getreten ist. Früher perhorrescirte man bekanntlich diesen Plan in Oesterreich und bezeichnete den Erwerb der Herzegowina als ein Danaergeschenk, was es im Grunde wohl auch wäre. Auch heute haben sich die ministeriellen Organe noch keineswegs für dieses Project erklärt, aber es ist doch sehr auffällig, daß eine Broschüre, betitelt „Oesterreich und die Südslaven", welche man dem F. M. L. Rodich zuschreibt, den Gedanken der Annexion sehr eifrig im Interesse der österreichischen

Digitized by Google

Slaven, gegenüber den Magyaren, vertritt. Und noch bezeichnender ist wohl, daß diese Broschüre in den slavischen Provinzen Oesterreichs verbreitet wurde, ehe sie den deutschen bekannt gegeben ward, so daß man ihr auf diese Weise den erwünschten und leicht erreichbaren Beifall sicherte, noch ehe die Opposition sich dagegen erheben konnte. Sollte der Annexionsgedanke wirklich bereits in das Regierungsprogramm aufgenommen sein, so kann dies wohl nicht aus Veranlassung des englischen Vorgehens in Aegypten geschehen sein. Diese Annahme ist schon deswegen unzulässig, weil die Symptome der Annexionspläne viel weiter zurückreichen als auf die Zeit, wo der englische Plan in Wien bekannt geworden sein kann. Dagegen scheint es unfraglich, daß die englische Action etwaige Annexionsgedanken in Wien zu einer schnelleren Reife bringen wird. Nun aber Rußland. Unzweifelhaft dürfte zunächst wohl anzunehmen sein, daß diese Macht, welche traditionell gewohnt ist, als der Haupterbe des ottomanischen Reiches zu gelten, durch Englands vorzeitige Occupation und vielleicht auch durch Oesterreichs Absichten sich in erhöhtem Maße veranlaßt finden wird, sich der Durchführung ihrer Pläne zu versichern. Schwerlich aber denkt Rußland daran, den Schritt zu thun, der es nach Constantinopel führt und durch den es Englands Vorgehen weit überbieten würde. Wahrscheinlich begnügt sich Rußland, gerade weil es der Ansicht ist, daß ihm einstens doch der Haupttheil des türkischen Erbes zufallen muß, jetzt mit geringeren Vortheilen, die gar nicht einmal in Landerwerb zu bestehen brauchen, die es vielmehr darin finden dürfte, die slavische Bevölkerung der Türkei mehr und mehr an sein Protectorat und an seine Schutzherrlichkeit zu gewöhnen. Aus diesem Gesichtspunkte wird vielleicht Rußland gegen die englische Action in Aegypten am wenigsten von allen Mächten, abgesehen von Deutschland, einzuwenden haben. Es existirt sogar eine positive Bestätigung dieser Ansicht. Vor ungefähr vierzehn Tagen nämlich, als die russischen Blätter insgesammt ihrer Zuversicht auf Erhaltung des Friedens Ausdruck gaben, fand sich im „Golos" die damals räthselhaft klingende Aeußerung, Rußland erkenne die Zweckmäßigkeit der englischen Pläne in Bezug auf Aegypten an. Beiläufig geht hieraus hervor, daß die Russen wohl nicht ganz schlecht über die kommenden Dinge orientirt waren. Doch das ist Nebensache. Viel mehr bedeutet die Thatsache, daß Rußland im voraus erklärte, der Unternehmung Englands in Aegypten nicht entgegen sein zu wollen.

Man sieht, die englische Action hat die Entwickelung der orientalischen Frage in eine noch schnellere Bewegung gebracht. Sie hat das Verhältniß Englands zu Frankreich verschoben, sie hat die Stellung Frankreichs zu den Nordmächten alterirt, sie hat auch wohl Englands Beziehungen zu diesen etwas verändert, aber doch nicht in so weit, daß dadurch eine wirklich verhängnißvolle Spannung verursacht werden könnte. Ueberdies ist nicht zu übersehen, daß jede Spannung

Digitized by Google

zwiſchen England und den Nordmächten einen noch engeren Anſchluß dieſer untereinander herbeiführen muß.

Die innere Politik hat im Laufe dieſer Woche wenig Ereigniſſe aufzuweiſen. Die Verhandlungen der kürzlich hier eröffneten außerordentlichen evangeliſchen Generalſynode nehmen im ganzen einen recht erſprießlichen Verlauf. Die rechtzeitige Bildung einer ſtarken Mittelfraction, der ſogenannten evangeliſchen Mittelpartei, ſcheint die Herſtellung der Generalſynodalordnung in kirchlich liberalem Sinne zu verbürgen. Der Reichstag arbeitete nur wenige Tage im Plenum und überließ die übrige Zeit den Commiſſionen. Die wenigen Sitzungen waren der Berathung verſchiedener Etats gewidmet, welche theils genehmigt, theils an die Commiſſionen verwieſen wurden. Die Discuſſion bot kein hervorragendes Intereſſe Bei der Debatte über den Etat des auswärtigen Amtes beobachtete das Centrum eine anerkennenswerthe Zurückhaltung und ermöglichte es ſomit der Regierung, über die auswärtige Politik ein wohlthätiges Schweigen zu bewahren. Die Berathung des Etats des Reichseiſenbahnamtes führte auf die Frage der Erwerbung der Eiſenbahnen durch das Reich, ohne indeß dieſelbe aus ihrer bisherigen nebelhaften Ferne in das volle Licht des Tages zu rücken. In der nächſten Woche erwartet man die Discuſſion über die Eiſenzollfrage und wird den Verhandlungen des Reichstages durch dieſelbe vorausſichtlich wieder das volle Intereſſe des Publicums zugewendet werden. J.

Literatur.

Kunſthiſtoriſche Literatur. II. Sebald und Barthel Beham. Von A. Roſenberg. Leipzig. Seemann. — Die deutſche Renaiſſance erfreut ſich in den letzten Jahren einer überraſchend großen Anerkennung. Während man früherhin nur achſelzuckend an ihren Werken vorbeiging, und ihr bald das heimiſche Mittelalter, bald die italieniſche Renaiſſance als das Muſter einer wirklich lebendigen, großen Kunſtperiode entgegenhielt, wird heutzutage nicht allein ihr enger Zuſammenhang mit den Zuſtänden, Sitten und Anſchauungen unſeres Volkes, ihre Ausdrucksfülle wieder erkannt, ſondern auch ein nicht geringer künſtleriſcher Reiz, wahre Anmuth und Schönheit in ihren Gebilden entdeckt. Thut man nicht über dem Rettungseifer des Guten zuweilen etwas zu viel? Wir verdanken dem erneuerten Studium der deutſchen Renaiſſance vortreffliche wiſſenſchaftliche Leiſtungen, ſo z. B. aus der letzten Zeit zwei vortreffliche Biographien deutſcher Baumeiſter. Die Aufzeichnungen,

Digitized by Google

welche Elias Holl über sein eigenes denkwürdiges Leben hinterlassen hat, wurden von dem Augsburger Archivar Chr. Meyer herausgegeben, über den Leipziger Baumeister Hieronymus Lotter hat Gustav Wustmann eine (in diesen Blättern bereits rühmlichst erwähnte) Monographie geschrieben, gleich ausgezeichnet durch die exacte Forschung, die vollkommene Beherrschung des Gegenstandes, das unbefangene scharfe Urtheil und die gewinnende Darstellung. Wir begrüßen freudig diese Beiträge zur Kunstgeschichte; wir glauben aber nicht, daß man in dem Enthusiasmus für die heimische Art so weit gehen muß, um nun auch die praktische Wiedergeburt der deutschen Renaissance schlechthin zu empfehlen oder dieselbe den großen italienischen Mustern gleichzustellen. Wir möchten nicht gern den richtigen Maßstab für die Abschätzung der verschiedenen Grade künstlerischer Größe verlieren, nicht aus der ungerechten Geringachtung in das andere Extrem übertriebener Bewunderung fallen. Auf diese Gedanken brachte uns nicht die oben erwähnte Monographie, deren Verfasser von jeder Einseitigkeit und Unklarheit frei ist, wohl aber ein Büchlein, welches der Verherrlichung des Sebald und Barthel Beham, zweier Maler der deutschen Renaissance, gewidmet ist und von Adolf Rosenberg geschrieben wurde. Gewiß ist es verdienstlich, das Dunkel, das über den meisten deutschen Künstlern des sechzehnten Jahrhunderts herrscht, aufzuhellen, Ordnung zu bringen in ihre Werke und auf ihr verdienstliches Wirken die Aufmerksamkeit zu lenken. Wir sind im sechzehnten Jahrhundert keine Barbaren plötzlich geworden und wenn auch keinen Nachfolger Dürers mehr weittragender Ruhm traf, tüchtige Gesellen, wackere Meister gab es unter ihnen gar manche. Nur darf zweierlei nicht vergessen werden: daß die furchtbare Gährung der Zeit auch auf die Künstlergemüther, ja auf diese besonders, einen tiefen Schatten warf und wir uns nicht wundern dürfen, wenn die deutschen Maler in der späteren Zeit des zechzehnten Jahrhundert sich im Wesen, in Anschauungen und selbst in der Formwahl oft verworren zeigen, dann aber, daß ihre Hauptthätigkeit dem Fache des Kupferstiches und Holzschnittes angehört. Wenn die Pencz, Behams und Andere unter dem Namen der „Kleinmeister" begriffen werden, so soll damit nichts Geringschätziges ausgedrückt werden, sondern einfach die Thatsache ausgesprochen, daß sie in den kleinen Kupferstichblättern allerdings das Beste und Tüchtigste geleistet haben. Gegenwärtig hat man nicht übel Lust, die Kleinmeister in wahre Großmeister umzuprägen. Das ist doch ein gar zu wohlfeil gewonnener pikanter Contrast. Als Maler besitzen die Kleinmeister eine untergeordnete Bedeutung, und wenn der Verfasser einmal das „fröhliche bunte Colorit" als ein Merkmal ihres sprudelnden Renaissancegeistes hervorhebt, so wird damit nur die Wahrheit unseres Satzes bewiesen. Nur untergeordnete Maler konnten die harmonische Farbenpracht der italienischen Renaissance als buntes Colorit auffassen. Darin also, wenn auch die Bilder der Kleinmeister

in die erste Reihe gestellt werden und nicht vielmehr in dem Anhang Platz finden, in welchen jetzt gewöhnlich die Kupferstiche und Holzschnitte zurückverwiesen werden, liegt eine gewisse Uebertreibung, die man dem Eifer des Forschers und Sammlers zu Gute halten kann, aber in der Wissenschaft nicht aufkommen lassen darf. Auch in der persönlichen Charakteristik der beiden Maler hätte sich eine mittlere Farbenstimmung empfohlen. Zu einer Anerkennung des „Muthes und der Ueberzeugungstreue" des Sebald und Barthel Beham liegt kein ausreichender Grund vor. Im Ganzen wird die Biographie der beiden Maler hoffentlich dazu beitragen, dieselben in weiten Kreisen bekannt zu machen und das Studium ihrer Stiche und Schnitte über die kleine Gemeinde der Kenner hinaus zu verbreiten. Einzelne Sätze hätten eine klarere Fassung wohl verdient. So stolpert z. B. der Leser gleich über den ersten Satz des Buches gar gewaltig: „Die Künstlergestalt Dürers in ihrer universellen Bedeutung bezeichnet für die historische Betrachtung der Kunstgeschichte Grenzsteine zweier Epochen." Auch dies lag nicht fern, bei den Tänzerpaaren (B. 162—167) in den Namen Egid, Simon, Gregor u. s. w. nicht Vornamen der Tänzer, sondern nur Amplificationen der Monatsnamen (die Namen werden bekannten Monatsheiligen entlehnt) zu entdecken, in der ganzen Serie nicht eine Dorfhochzeit, sondern ein Kalenderbild zu erblicken. Die Ausstattung des Buches ist, wie wir das schon bei Seemanns Verlagsartikeln gewöhnt sind, geradezu musterhaft.

Schwinds Illustrationen zu Fidelio. Mit vier Gedichten von Hermann Lingg. Leipzig, Verlag von Rieter-Biedermann. Die Kunstblätter, welche die Prachtausgabe der Beethovenschen Oper, vor einigen Jahren in gleichem Verlag erschienen, schmückend begleiteten, werden uns hier als selbständige Gabe geboten. Schwind ist bedeutend und groß genug, daß auch weniger vollendete Schöpfungen unser Interesse wecken und auf eingehende Beachtung berechtigten Anspruch erheben. Man wird diese vier Blätter schwerlich in die vorderste Reihe seiner Werke stellen. Die beiden Hauptstärken der Phantasie Schwinds, der humoristische Sinn und das tiefe Verständniß märchenhafter Dinge kommen hier nicht vollständig zur Geltung. Wenn Meister Schwind pathetische Scenen schildert, geräth er zuweilen in die Gefahr, den Ausdruck zu übertreiben, und seine Bösewichter rollen heftiger die Augen, als es gerade zur Bezeichnung ihrer Herzenshärte nothwendig ist. Immerhin athmet jedes Blatt, das von Schwind herrührt, den ihm eigenthümlichen feinen Geist und erfreut durch das sinnige Erfassen des Lebens. Und so werden gewiß auch die Illustrationen zu Fidelio sich zahlreiche Freunde erwerben und als eine anmuthige Erinnerung an Beethovens großes Werk gern betrachtet werden. Gegenstand der Darstellung ist der Dienstantritt

Digitized by Google

Fidelios, die Entdeckung des Gemahls im Kerker, die Errettung Floreſtans und die Befreiung der Gefangenen. Die beigegebenen Verſe von Hermann Lingg ſind gewiß gut gemeint.

Vorträge und Abhandlungen geſchichtlichen Inhaltes. Von E. Zeller. 2. Auflage. Leipzig. Fues' Verlag. 1875. — Das Erſcheinen der zweiten Auflage zeigt, daß das Publicum den Werth des vorſtehenden Buches zu ſchätzen gewußt hat. Es hat Recht gethan, ſeine Gunſt gerade dieſem Buche zuzuwenden. In unſerer an populären Schriften reichen Zeit iſt daſſelbe eines der wenigen, das bei aller Klarheit und leichten Verſtändlichkeit auf dem ſolideſten wiſſenſchaftlichen Grunde ruht. Es gehört darum zu den ſeltenen Büchern, die das Intereſſe des Gelehrten wie des Laien in gleichem Maße in Anſpruch nehmen. Hat ſchon dies bei der Verbreitung des Buches mitgewirkt, ſo ſicher auch, nach dem Satz, daß wer Vieles bringt Manchem etwas bringt, die Mannigfaltigkeit ſeines Inhaltes, in der ſich die vielſeitige Gelehrſamkeit des Verfaſſers ſpiegelt, den drei Wiſſenſchaften, Theologie, Philoſophie und Alterthumskunde, mit Stolz den ihrigen nennen. Am meiſten ſind wohl die theologiſchen Aufſätze (das Urchriſtenthum, die Tübinger hiſtoriſche Schule, F. Chr. Baur, Strauß und Renan) geleſen worden, und es iſt zu wünſchen, daß ſie auch fernerhin fleißige Leſer finden. Denn nirgends kann man ſich auf ſo bequeme Weiſe ein richtiges Bild von den Beſtrebungen und Anſichten der vielverläumdeten Tübinger Schule verſchaffen, über die außerhalb Schwabens auch unter den Gebildeten entweder gar keine oder falſche Vorſtellungen zu exiſtiren pflegen. Einen beſonderen Werth erhalten aber gerade dieſe Aufſätze dadurch, daß ſich in ihnen zwei Eigenſchaften mit einander verbinden, die nur ſehr ſelten beiſammen ſind, Beſonnenheit und Unbeſtechlichkeit des Urtheils mit der ganzen Offenheit und Entſchiedenheit des Parteiſtandpunctes; eben darum ſind dieſe Aufſätze, wie kaum etwas anderes, geeignet, der freien religiöſen Richtung neue Jünger zu werben und ſchwankende Gemüther darin zu befeſtigen. Mit dieſen theologiſchen Abhandlungen ſtehen in engerer Verbindung, als es dem oberflächlichen Blicke ſcheint, die übrigen auf die Geſchichte der alten und neuen Philoſophie bezüglichen (die Entwickelung des Monotheismus bei den Griechen, Pythagoras und die Pythagorasſage, Fichte als Politiker, Schleiermacher u. ſ. w.). Denn es zeigt ſich in ihnen das gleiche Beſtreben, die Urſprünge unſerer Religion in das rechte Licht zu ſetzen und es arbeitet in ihnen derſelbe Geiſt, der jeder Art von Unterdrückung gegenüber die Freiheit des Forſchens und Denkens vertheidigt. Auch „die Ehrenrettung der Xanthippe" bildet keine Ausnahme, da es ſich auch hier um die Bekämpfung verjährter Vorurtheile, um die Herſtellung der Wahrheit aus ſagenhafter Ueberlieferung handelt. Dieſer kleine

Digitized by Google

Aufsatz, ein Muster, wie man wissenschaftlichen Ernst und Strenge der Untersuchung mit dem liebenswürdigsten Humor verbinden kann, ist zugleich einer der glücklichsten Rettungsversuche unter den vielen ihresgleichen, die in unserer Zeit gemacht worden sind. Denn das Unrecht jener armen Frau bestand doch eigentlich nur darin, daß sie die Gattin eines Sokrates war; in dem Maße als dieser sich zum Ideale eines Mannes erhob, ist sie zum Typus eines bösen Weibes herabgesunken. So gründlich ist ihr Ruf zerstört worden, daß zweifelhaft bleibt, ob selbst Zellers ritterliche Vertheidigung ihm bei der großen Menge der Menschen wieder aufhelfen oder ob nicht hier immer der bekannte Vers Recht behalten wird: Xanthippe war ein böses Weib, der Zank war ihr nur Zeitvertreib. Das neueste Attentat übrigens gegen die unglückliche Frau des Sokrates hat Zeller noch nicht berücksichtigen können. Zum Unterschiede von allen früheren richtet sich dieses nicht mehr gegen die Ehre, sondern gar gegen die Existenz und verweist die Xanthippe mit allen ihren Fehlern in das Reich der Fabelwesen. Vielleicht verschmäht es Zeller in einer dritten Auflage seiner Aufsätze nicht, auch diesen Angriff zurückzuweisen und sich zu dem Titel eines Ehren- auch noch den eines Lebensretters der Xanthippe zu erwerben. — Diese wenigen Bemerkungen sollen nur von Neuem auf ein Buch hinweisen, das des Lobes nicht weiter bedarf. Es erscheint hier in zweiter Auflage, in allem Wesentlichen unverändert. Durch den Zusatz „Erste Sammlung" auf dem Titel erweckt der Verfasser freudige Hoffnungen, zerstört sie aber leider zum Theil wieder in der Vorrede, wo er die Erfüllung derselben in unbestimmte Ferne rückt. H.

Notizen. Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Von Wilhelm Arnold. 2. Abth. Marburg, Elwert. Mit dem uns vorliegenden starken Bande ist der Schluß des Werkes, dessen Anfang wir früher begrüßten, erschienen. Die Untersuchung, deren Zweck es ist, in den Ueberresten alter Namengebung den Spuren der Bewegung deutscher Stämme nachzugehen, tritt nun in helleres Gebiet. Der Ausbau der Gemeinfreien in der Mark, die Anlage neuer Orte durch den Herrenstand bestimmt den Charakter der Epoche zwischen dem fünften und achten Jahrhundert. Hauptsächlich sind es die fränkischen Namen mit den Endungen dorf und heim, die auch in Mitteldeutschland nach der Schlacht bei Zülpich Raum gewinnen, und bald die alten Grenzen des oberdeutschen ing und ingen überschreiten. Bald darauf folgt das sen und hausen der Sachsen. Weiter werden die letzten großen Rodungen vom neunten bis zwölften Jahrhundert besprochen, wie sich auch in diesen Benennungen die ursprüngliche Bodenbeschaffenheit und der Fortschritt des Anbaues kundgiebt. Der letzte Abschnitt, dem Linguisten werthvoll, schildert die sprachliche Abwandlung der alten

Digitized by Google

Namen, in welcher drei Perioden unterschieden werden, deren letzte mit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts abschließt. Da das Buch hauptsächlich nur auf hessischen Ortsnamen beruht, so wäre es wünschenswerth, um zu sichern Resultaten zu kommen, daß auch anderswo in gleicher Weise gearbeitet werde. — Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von H. Riehl. 5. Folge. 5. Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Das bekannte Unternehmen, das seinem Zwecke gemäß auch diesmal der Popularisirung der historischen Wissenschaft in edelstem Sinne dienstbar ist, bringt diesmal unter anderem einen, vielleicht abzuknapp gefaßten, Aufsatz Bursians über das griechische Schauspielwesen, eine gründliche, aber trockene Monographie über Savanarola von J. Huber, interessante Abhandlungen aus dem Reformationszeitalter von Tollin und Nippold und eine Schilderung Friedrich Ludwig Schröders in seinen Briefen an Böttiger von Hermann Uhde, dem bekannten Kenner dieser Dinge, von dem hoffentlich bald einmal eine Geschichte des deutschen Schauspiels im achtzehnten Jahrhundert zu erwarten steht. — Der große Kurfürst von Major Kähler, Berlin, Schneider & Co., giebt eine gewissenhafte und klare Darstellung, die die einschlägige Literatur gut benutzt, vielleicht nur allzuoft wörtlich anführt. — Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun. 2. Auflage. Hannover, Rümpler. Das beliebte Buch, das mit gutem Humor meisterlich die Jämmerlichkeit unserer früheren Verhältnisse darzustellen wußte, wird auch heute noch nicht unmütz seinen Weg machen. — In Louise Büchners Deutsche Geschichte von 1815—1870. Leipzig, Thomas, wird die geschwätzige Oberflächlichkeit durch die muntere Darstellung nicht gedeckt und auch die Kulturgeschichtlichen Vorlesungen von Heribert Rau, Wiesbaden, Limbarth, verdienen nicht ihren pomphaften Titel. Ein geistreiches und fesselndes, wenn auch nicht immer geschmackvoll geschriebenes Buch ist aber die Geschichte der protestantischen Theologie. Von G. Frank. Leipzig, Breitkopf & Härtel, von der der 3. Band erschienen ist, der die Zeit von der deutschen Aufklärung bis zur Blüthe des Rationalismus umfaßt. — Erinnerungen und Rathschläge. 1813—1873 von Graf John Russell. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Halle, Gesenius. Es sind sechzig Jahre her, daß Earl Russell seine politische Laufbahn betrat, damals, als er im Juli 1813 für den Flecken Tavistock zuerst im Parlament saß; auf wenig Seiten zieht die Geschichte von zwei Menschenaltern an uns vorüber. Die Geschwätzigkeit des Alters, darf man wohl sagen, ist nicht die Schwäche des Buchs, fast allzu spärlich erscheinen die Mittheilungen, die, wie der Titel schon angiebt, nicht blos historischer Natur sind. Die orientalische Politik Palmerstons, der Rücktritt Sir Robert Peels, der Sieg des Freihandels, das Ministerium Aberdeen und der Krimkrieg, die Geschichte Gladstones werden der Reihe nach kurz besprochen, daneben

Digitized by

wird Gerechtigkeit für Irland gefordert und verschiedenes über die irischen Pächter und über die Nationalerziehung vorgebracht, sogar ein Blick in die Zukunft wird gewagt. Wenn es dem Verfasser auch unmöglich scheint, vorauszusagen, welche Verhältnisse einen Krieg in Europa herbeiführen werden, so glaubt er doch, hoffen zu dürfen, daß eine dritte Erhebung der Familie Bonaparte zu einem dritten Sturze führen werde, und daß England, welches stark genug sei, als daß eine Macht sich beeilen würde, mit ihm zu streiten, obwohl die äußere Politik Gladstones die Nationalehre befleckt und den Nationalcharakter erniedrigt habe, doch nicht ruhig zusehen werde, wenn Deutschland etwa einen Angriff auf Holland, Frankreich einen Angriff auf Belgien wagen sollte. Indeß könne man sich auf die Klugheit von Deutschland, Oesterreich und Rußland verlassen, daß diese drei Mächte im Geiste, wenn auch nicht der Form nach, verbunden bleiben werden. Es versteht sich von selbst, daß über den Vertrag von Washington und den Ausgang der Alabamafrage Worte ernster Entrüstung fallen, ganz besonders angenehm berührt das unermüdliche, lebendige Interesse daran, daß die starren Formen der englischen Orthodoxie endlich gebrochen werden. Die Darstellung ist nach Weise der englischen Staatsmänner aus der alten Schule mit Citaten aus alten und neuen Poeten reichlich durchwebt. — Die Operationen der II. Armee an der Loire. Von Frhr. von der Goltz. Berlin, Mittler & Sohn. Dieses vorzügliche Buch, das wie sein Vorgänger nach den Acten des Obercommandos und von dessen Standpunct aus den Versuch macht, eine innere Geschichte der Heeresleitung zu geben, ist besonders auch deßhalb werthvoll, weil es durch ein reiches Documentenmaterial und durch Kartenbeilagen das freie Urtheil des Lesers anstatt zu beschränken vielmehr unterstützt. In den einzelnen Theilen werden der Vormarsch der Armee zur Seine und Beauce, der Kampf um Orleans, die materielle Lage der Truppen und der Stand der rückwärtigen Verbindungen vor Augen geführt. Die zweite Armee, von Metz aus in ein Land gesandt, das scheinbar waffenlos war, sah sich doch zur Anspannung aller Kräfte genöthigt, da die französische Regierung der Nationalvertheidigung es verstanden hatte, das Volk zu einer wohlorganisirten Massenbewaffnung zu spornen, welche die Dictatur Gambettas unsterblich machen wird. In ein paar Wochen waren bekanntlich fünf starke Corps mit starken Cadres wohl armirt auf dem Platze, wohl an 180,000 Mann mit 500 Kanonen, während im Osten und Norden des Landes sich ebenfalls Armeen bildeten, zu einer Zeit, wo eben die kaiserlichen Truppen capitulirt hatten, wo der ganze militärische Organisationsapparat in Paris eingeschlossen war. Als diese erste Armee bei Beaune und Orleans zerstört worden war, bildeten sich aus ihr die Armeen von Bourbaki und Chancy, welche dann stark genug waren, die Kämpfe von Beaugency aufzunehmen und die ganze deutsche

Digitized by Google

Loirearmee vollauf beschäftigten, indem sie, was ihnen an Qualität abging, an Zahl fast ausglichen. Wir lernen aus dem Buche, wie nur die größte Sparsamkeit mit den vorhandenen Kräften und die ganze Soldatenmoral der deutschen Truppen unter unsäglichen Mühen den Sieg zu erringen wußte, wie bei dem großartigen Reichthum des Landes der Gegner hier nie zu unterschätzen ist. — Carl Wolffs Historischer Atlas. Achtzehn Karten zur mittleren und neueren Geschichte. Berlin, D. Reimer. Das neue Kartenwerk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, hilft einem wahren Bedürfniß ab, indem es die lang erwünschte Verbindung zwischen Kieperts berühmtem Atlas antiquus und seinem kleinen Handatlas der neueren Geographie endlich herstellt. In richtiger Erkenntniß der aus der gewöhnlichen historischen Periodeneintheilung entspringenden Mängel hat es der sorgsame Verfasser, ein Schüler Kieperts, vorgezogen, statt ganzer Zeitabschnitte lieber bestimmte Jahre zur Grundlage seiner Darstellung zu machen. Die Ausführung ist sauber, die Flächen sind nicht mit Terraindetails überfüllt und auch nicht mit Namen, so daß der pädagogische Zweck um so leichter sich erreichen läßt. Daß einige kleine Fehler vorkommen wird den Werth des Ganzen nicht beeinträchtigen. Wenn wir gleich die erste Karte betrachten, welche Europa um das Jahr 500 n. Chr. darstellt, so fällt uns u. a. folgendes auf. Wir meinen, daß sich das Thüringische Reich wohl über den Main, nicht aber, wie die Karte angiebt, bis an die Donau erstreckt hat. Für Londinia ist damals schon nach der sächsischen Invasion die Form Lundenwich zu setzen. Joviana statt Faviana ist wohl bloser Stichfehler, übrigens war damals die Form Favianis gebräuchlich u. derg. m. Doch das sind Kleinigkeiten, das Unternehmen kann nur auf das Beste empfohlen werden. — Zur Literatur- und Culturgeschichte. Von Theodor Paur. Leipzig, Leuckart. Dem Wiederabdruck alter Aufsätze dient zur Entschuldigung die beschränkte Verbreitung der Zeitschriften, in welchen sie zuerst erschienen. Was über die Großen gebracht wird, über Dante, Goethe u. s. w. ist nicht neu und eigenthümlich, der Werth des Buches liegt in den Beiträgen zur schlesischen Literaturgeschichte in den Abhandlungen über den Piastus des Andreas Gryphius, über die Schulkomödien des Rectors Grosser, über das schlesische Volkslied, über Scheffer und von Sallet. Auch die Geschichte des Herrn von Tschirnhaus und seines Pfarres Kellner giebt ein hübsches Sittenbild aus dem Schlesien des achtzehnten Jahrhundert.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 3. December 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Leibniz in seinem Verhältniß zu Spinoza.*)

Von Max Heinze.

Es müssen höchst merkwürdige Gespräche gewesen sein, die Leibniz mit Spinoza führte, als er im Jahre 1676, ein Jahr vor dem Tode Spinozas, mit diesem im Haag zusammentraf, wie er uns selbst in seiner Theodicee und auch sonst mittheilt. Mehrere Stunden dauerte eines derselben, und wenn man nach der Theodicee urtheilen sollte, so hätten sie sich nur auf Zeitgeschichten erstreckt, wenn man aber andere Notizen berücksichtigt, so sind die beiden auch auf philosophische, wenigstens physikalische Themata gekommen. Leibniz sagt selbst, er habe dem Spinoza zu dessen Erstaunen die Fehler in den Gesetzen der Bewegung bei Descartes aufgezeigt.

Höchst merkwürdig müssen diese Zusammenkünfte gewesen sein schon wegen der Verschiedenheit in den Persönlichkeiten, dieselben mehr äußerlich betrachtet, abgesehen von ihren Philosophemen. Der eine von Paris kommend, wo er in aristokratischen Kreisen sich großentheils bewegt hatte, ein durchgebildeter feiner Welt- und Hofmann, gern gesehen wo er nur hinkam, der andere meist einsam sich seinen Gedanken überlassend, ausgeschlossen von der Gemeinschaft seines Stammes und nirgends anders wieder aufgenommen, geflohen von den Israeliten und Christen, selbst von den Cartesianern, wegen seines vermeintlichen Atheismus, nur mit einer kleinen Anzahl weiter Blickender in persönlichem und brieflichem Verkehr; der eine als junger Mann von dreißig Jahren, voll blühender Aussichten in die Zukunft, einer geachteten Stellung an einem deutschen Hofe entgegengehend, der andere, der schon früh erkannt hatte, daß Alles, was das gewöhnliche Leben bieten könne, nichtig und eitel sei, nichts von der Zukunft hoffend, so gut wie fertig mit dem Leben, obwohl dem Alter

*) Vortrag, gehalten beim Antritt einer ordentlichen Professur der Philosophie in Leipzig.

Digitized by Google

nach noch in der besten Manneskraft stehend, in seiner Philosophie aber die volle Ruhe des Weisen findend; der eine jetzt und später im Stande, seine Philosopheme mit der Theologie in Einklang zu bringen und sie Staatsmännern und geistig angeregten Frauen genehm zu machen, der andere jede Berührung mit dem größeren Publicum vermeidend, eine öffentliche Wirksamkeit abweisend, aus Furcht, in der Freiheit des Denkens gestört zu sein, gehindert sogar in der Veröffentlichung seiner Schriften, und von seinen besten Freunden vor derselben gewarnt.

Schon vor diesem persönlichen Zusammentreffen, fünf Jahre früher, hatten diese beiden Männer eine vorübergehende Correspondenz geführt, die sich aber nur auf eine von Leibniz gemachte optische Erfindung bezog. Leibniz mochte vielleicht damals unter dem Eindrucke von Spinozas verrufenem tractatus theologico-politicus, dem liber irreligiossimus, wie es auch sonst mäßige Leute nannten, es absichtlich vermieden haben, mit Spinoza brieflich auf philosophische oder theologische Fragen zu kommen. Daß auf einen der beiden die persönliche Berührung von irgend einem Einflusse gewesen wäre, läßt sich nicht nachweisen; bei Spinoza kann man es seinem ruhigen abgeschlossenen Wesen und seiner ihm feststehenden Philosophie nach zu urtheilen, gewiß verneinen, und auch bei Leibniz finden sich wenigstens keine sicheren Spuren eines Einflusses.

Von den eigenthümlichen philosophischen Ansichten Leibnizens, von dessen Hauptlehre, der Monadologie, hat Spinoza wohl nie etwas erfahren; sie war damals bei Leibniz selbst noch nicht ausgebildet. Dagegen hat Leibniz die Werke des Spinoza nicht nur einmal, sondern wiederholt, und wie er Alles gründlich behandelte, mit großem Ernste und scharfer Kritik gelesen. Es geht dies nicht nur aus sehr vielen einzelnen zerstreuten Urtheilen über Spinoza und dessen Philosophie hervor, sondern wir besitzen auch als Zeugnisse dafür Bemerkungen, die er an den Rand der Exemplare gemacht hat, und sogar selbständige Manuscripte aus verschiedenen Lebensperioden Leibnizens, in welchen er uns ausführlichere Beurtheilungen der Ethik Spinozas giebt. Diese Kritiken fielen nicht sehr zu Gunsten der Spinozistischen Philosopheme aus, da ihm der Gegensatz der Meinungen als ein zu bedeutender erschien, obwohl er selbst eingesteht, daß er in jüngeren Jahren einmal angefangen habe, sich auf die Seite der Spinozisten zu neigen. So ist dem Leibniz die ganze Metaphysik des Spinoza eine sehr wunderbare, eine, die strotzt von Paradoxien, und in der Beweisführung sind nach seiner Meinung häufig Trugschlüsse. Er findet namentlich die Lehre von der einen Substanz, die gleich der Welt ist und gleich Gott, sammt der Lehre, daß alle übrigen Dinge nur modi, flüchtige Erscheinungsweisen von dieser Substanz seien, höchst anstößig', obwohl er wußte, daß schon die alten Eleaten etwas Aehnliches aufgestellt hatten.

Digitized by Google

Leibniz bekennt von sich, daß ihm bei der Lectüre fremder Schriften selten etwas mißfallen habe, obwohl er sich natürlich zu der einen mehr, zu der andern weniger hingezogen fühlte. Nach seiner Ansicht wäre die Wahrheit viel allgemeiner verbreitet, als man glaube, nur sei sie häufig geschminkt und verhüllt, verstümmelt und durch Zusätze verdorben. Je tiefer man in den Grund der Dinge eindringe, desto mehr Wahrheiten ließen sich in den meisten philosophischen Schulen entdecken. Er war eine durchaus versöhnende Natur; nicht nur auf philosophischem Gebiete, sondern auch, wie wir wissen, auf politischem und religiösem unternahm er es, die größten Gegensätze zu vereinigen, als über der Sache stehend, als eine die Gegensätze in sich verbindende Natur. Dagegen scheint er bei dem Aufbau seiner eignen Philosophie in sich nichts dem Spinozismus homogenes verspürt zu haben. Während er meinte, daß die Lehren beinahe aller philosophischen Schulen, die der Aristoteliker, Eleaten und Stoiker nebst denen des Platon, Aristoteles, der Pythagoreer, des Plotin, sogar die der Kabbalisten und Hermetisten in einem perspectivischen Mittelpuncte vereinigt werden könnten, nimmt er ausdrücklich einzig und allein den Spinozismus aus. Es macht sogar den Eindruck, als habe sich sein innerstes Wesen gegen die Spinozistische Lehre aufgelehnt, und als sei er zum Theil aus Widerspruch gegen Spinoza, oder vielmehr um dessen System zu vernichten, auf die nähere Bestimmung seiner eignen Philosopheme gekommen, die freilich nie so systematisch begründet vorgetragen worden sind, wie dies Spinoza mit den seinigen in seiner Ethik thut. Fast stets, wenn er den Spinoza erwähnt, geschieht es mit einem Vorwurf und Seitenhieb, ja er stellt in der Theodicee Spinozistisch und gefährlich unmittelbar neben einander. Durch seine Monadenlehre glaubt er die Lehre Spinozas beseitigt zu haben. Spinoza würde im Rechte sein, schreibt er an einen Bekannten, der aus Leibnizens eigner Philosophie Spinozismus herausgelesen hatte, wenn es keine Monaden gäbe, und wenn dann Alles außer Gott vorübergehend wäre und sich verflüchtigte in Erscheinungsweisen.

Wir haben hier den Hauptgegensatz zwischen Spinoza und Leibniz schon berührt. Der Erstere kennt nur die eine untheilbare Substanz, alles Uebrige hat keine selbständige Existenz neben ihr, sondern existirt nur an ihr und in ihr, das Individuum geht selbstlos auf in dem Einen. Leibniz lehrt unendlich viele Substanzen, selbständig neben einander, offenbar von dem Bedürfniß getrieben, die Individualität zu retten. Der menschliche Geist namentlich soll selbständig sein, was unmöglich, wenn er ein Theil Gottes ist. Er soll vielmehr nur vorgestellt werden als Gottes Ebenbild. Leibniz knüpft deshalb an die alten Atomistiker an, und erstrebt eine Vereinigung der Lehre Demokrits mit der des Platon und Aristoteles, die er beide hoch verehrte, entgegengesetzt dem Spinoza, der zugab, daß bei ihm das Ansehen von Platon und Aristo-

Digitized by Google

teles und Sokrates wenig gelte. Die beiden großen Denker weichen überhaupt weit von einander ab, was ihre bewußte Stellung zur bisherigen Entwickelung der Philosophie betrifft.

Es ist Leibniz eigenthümlich, und ihm als großes Verdienst anzurechnen, daß er seine Gedanken an die Früherer anknüpft, sie aus den frühern und ihrer Verbindung herausbildet, das was vor ihm da war, verarbeitet, und so sich einreiht in die geschichtliche Entwickelung, indem er sehr viel las und besonders mit der Philosophie der Griechen wohl vertraut war. Als eine Selbstbeschränkung betrachtet er es, zu verwerfen, was Andere gelehrt. Anders Spinoza, der sich, darin den Schülern Descartes' gleichend, abschloß, namentlich gegen die aus dem Alterthume ererbte Weisheit, und nur an Descartes, wahrscheinlich früher an Giordano Bruno und vielleicht an die Kabbalisten anknüpft. Man kann ihn demnach wohl einen selbständigeren Denker nennen als den Leibniz, und schwierigere Arbeit als bei Leibniz wäre es, die Elemente aufzuweisen, aus denen Spinoza seinen Bau aufgeführt hat. Hätte er mehr auf die Früheren Rücksicht genommen, vielleicht wären manche Mängel seines Systems vermieden worden.

Habe ich vorhin den einen großen Unterschied zwischen den Grundanschauungen der beiden Philosophen angegeben, so will ich hier noch einen andern in den Vordergrund stellen, nämlich den, daß Spinoza energisch alle Zwecke leugnet, während Leibniz dem Zwecke in seiner Philosophie eine hervorragende Stellung einräumt. Der eine huldigt ausgesprochen der mechanischen Weltansicht, der andere der teleologischen. Spinoza läßt den Zweckbegriff aus der Unwissenheit der Menschen entstanden sein und nennt ihn die Zuflucht der Unwissenheit, die der gewöhnliche Mensch dann aufsuche, wenn er die wirkenden Ursachen nicht mehr angeben könne. In seiner Kritik des Zweckbegriffs, wie er ihn faßt, nämlich rein äußerlich, indem er nicht einmal die immanente Zweckthätigkeit nach Aristoteles kennt, liegt viel Richtiges; den tieferen und bleibenden Begriff des Zweckes hat er aber überhaupt nicht erfaßt, und es ist dies einer der schwersten Vorwürfe, die seiner Philosophie gemacht werden können.

Bei Leibniz machte sich der Streit zwischen diesen beiden Weltanschauungen zeitig bemerkbar. Er selbst erzählt, daß er in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, als funfzehnjähriger Knabe einsam spazieren gegangen sei, um bei sich zu erwägen, ob er die substanziellen Formen beibehalten solle, wodurch er sogleich zur Teleologie geführt worden wäre. Damals habe aber der Mechanismus gesiegt und ihn der Mathematik genähert. Später, als er die Monadologie ausbildete, bezeichnete er seine Substanzen nicht als Atome, die nur durch Druck und Stoß bewegt werden, sondern als Kräfte, oder, indem er den aristotelischen Ausdruck brauchte, als

Digitized by Google

Entelechieen, da sie selbst eine gewisse Vollendung schon in sich hätten; sie besitzen in sich schon eine Selbstgenügsamkeit, die sie zur Quelle ihrer inneren Handlungen macht. Diese Monaden gewinnen also durch eigene Kraft das ihnen gesteckte Ziel; das, was sie erreichen sollen, ist in ihnen angelegt. Man könnte die Monaden Leibnizens, da ja ihr Wesen in dem Vorstellen aufgeht, indem man sich an die Bestimmung der Seele bei Aristoteles hält, „sich vollendende Zweckgedanken" nennen. Hat so jede Monade in sich selbst den Zweck, so auch die ganze Welt, welche die der Zahl nach unendlichen Monaden umspannt, indem die ganze Welt zusammengehalten wird durch die vollendete und vorgebildete Harmonie, in welcher der Zweck also unmittelbar mitgegeben ist. Und nehmen wir noch die Theodicee hinzu, so ist diese Welt auch die beste, die Gott nach seiner Allweisheit und Allmacht unter allen ihm in der Möglichkeit vorliegenden ausgewählt hat. Dem gegenüber würde Spinoza sagen: Die Welt wie sie wirklich ist, mag sie nun gut oder schlecht, oder keines von beiden sein, ist die allein mögliche, nach seinem bestimmt ausgesprochenen Satz, daß Alles was möglich sei, auch wirklich sei.

Trotz dieser scheinbar fundamentalen Unterschiede ist doch nicht selten eine große Uebereinstimmung der Ansichten Leibnizens und Spinozas behauptet worden, weniger neuerdings, als zu der Zeit, in welcher in Deutschland das Leibnizsche System im Ganzen noch herrschte, aber Spinoza anfing die Geister wieder lebhafter zu beschäftigen, nachdem man lange Zeit von Spinoza, um mich des derben Lessingschen Ausdrucks zu bedienen, wie von einem todten Hunde gesprochen hatte. Während Moses Mendelssohn schon zu zeigen versucht, daß viel von Spinoza in Leibniz zu finden sei, sagt Friedrich Heinrich Jacobi in den bekannten Briefen an Mendelssohn über die Lehre Spinozas, daß er überhaupt kein Lehrsystem kenne, das so sehr mit dem Spinozistischen übereinkäme als das Leibnizsche. Er getraue sich aus dem Spinoza Leibnizens ganze Seelenlehre darzulegen, und im Grunde hätten auch beide von der Freiheit dieselbe Lehre, und nur ein Blendwerk unterscheide ihre Theorieen, und auch auf andere Puncte, die übereinstimmten, macht er noch aufmerksam. In denselben Briefen wird bekanntlich Lessing als Spinozist von Jacobi hingestellt, und wenn es auch vielleicht zu viel gesagt war, daß er streng dem Spinozismus huldigte, so läßt sich doch so viel aus Jacobis gewiß wahrheitsgetreuem Bericht entnehmen, daß Lessing gegen Ende seines Lebens sich mehr und mehr der Lehre Spinozas zuneigte, während er vorher entschiedener Anhänger der Leibniz-Wolffschen Schule gewesen war. Lessing wirft in den mit Jacobi geführten Gesprächen sogar die Bemerkung hin, er fürchte, Leibniz sei selbst Spinozist gewesen. Es läßt sich daraus entnehmen, daß dieser scharfsinnige kritische Denker Berührungen, und zwar nicht nur in untergeordneten Puncten, zwischen Spinoza und Leibniz gefunden habe. Auch neuerdings

Digitized by Google

finden wir wenigstens hier und da Andeutungen, daß sich Leibniz von Spinozistischen Gedanken nicht hat losmachen können.

Sehen wir zunächst auf den Standpunct, den sie beide einnehmen, wenn wir die Weltanschauungen im Allgemeinen scheiden in monistische und dualistische, so stellen sich beide entschieden auf den monistischen Standpunct. Gerade das Verdienst des Spinoza ist es, die dritte Möglichkeit für die monistische Ansicht neben der materialistischen und spiritualistischen aufgezeigt und angenommen zu haben, die Identität von Materie und Geist, die dann in der Geschichte der Philosophie so manchen Anhänger gefunden hat. Diese Identität nimmt allerdings Leibniz nicht an, sondern läßt das ganze Sein aus spirituellen Wesen entstehen, wobei er freilich dazu kommt, die Ausdehnung und das materielle Sein für ein Phänomenon, wenn auch als solches für wohlbegründet, zu erklären. Eine Einwirkung von der Materie auf den Geist und umgekehrt wird demnach von beiden nicht gelehrt, sie stimmen so wenigstens in der Negation zusammen, wenn auch die Position über die Einheit des Princips nicht hinausgeht. In der näheren Bestimmung unterscheiden sich die beiderseitigen Principien aber wesentlich von einander, doch ist auch hierbei auf das Eine aufmerksam zu machen, daß nach Spinoza alle, auch die kleinsten „Individuen", beseelt sind, wenn auch in verschiedenem Grade, und daß der menschliche Körper aus sehr vielen Individuen verschiedener Natur besteht, deren ein jedes wieder aus sehr vielen zusammengesetzt ist. Es erinnert dies wenigstens außerordentlich an die Monadenlehre, wenn auch der wesentliche Unterschied noch deutlich in die Augen fällt.

Was nun die Lehre von der einen Substanz bei Spinoza und der unendlichen Menge der Substanzen bei Leibniz anbelangt, so könnte es scheinen, als wären dies weittrennende Lehren, und dennoch ist auch hier mehr des Gleichen als man denken sollte. Alle Monaden sind von Gott geschaffen worden nach Leibniz, und zwar so geschaffen worden, daß sie sich genau in der angelegten Weise entwickeln müssen. Sie werden aber auch von Gott zusammengehalten und die Thätigkeit Gottes muß stets auf sie einwirken und ihren Bestand sichern, das Mannigfaltige der Veränderungen ruht in Gott wie in einer Quelle; alle abgeleiteten Monaden sind von ihm hervorgebracht und entstehen und bestehen durch fortwährende Ausstrahlungen der Gottheit von Augenblick zu Augenblick. So beruht also ihr ganzes Sein, welches Leben und Kraft ist, auf Gott und liegt in Gott. Sobald Gott aufhörte, der freilich das nothwendige Wesen ist, müßten auch alle Monaden aufhören zu existiren. Er ist überall das Centrum, welches allen Dingen Halt giebt. Diese höchste Monade, diese monas monadum, wird sogar als die Einheit des Seienden von Leibniz angesehen, in der die Harmonie des Ganzen ruht, so daß sich hier unwillkürlich dem vorurtheilsfrei Betrachtenden die Substanz

Digitized by Google

Spinozas unterschiebt, und auch als Consequenz gedacht werden muß. Es ist richtig, Leibniz hat neben der Immanenz Gottes in der Welt, die er so lehrt, stets noch die Transcendenz behauptet, aber auch nur behauptet, ohne sie in Einklang mit seinem System bringen zu können. Er hat auch die Selbständigkeit der Monaden gelehrt, und so neben dem Ruhen in der einen Substanz, doch die Individualität zur Geltung bringen wollen, nach Versöhnung der Gegensätze strebend, indem ihm so das höhere Ziel der Philosophie vorschwebte, aber er wird doch wieder durch die Macht des Gedanken gezwungen, das Einzelne in dem Ganzen untergehen zu lassen.

Mit der Gotteslehre hängt bei Leibniz die vorgebildete Harmonie der einzelnen Monaden unmittelbar zusammen, eine Ansicht, deren Spinozistischen Ursprung man gerade häufiger hat darlegen wollen. Und es läßt sich auch nicht leugnen, daß wenigstens die Anfänge dazu in Spinozas Lehre liegen, die nur einer Weiterentwickelung in der dem Leibniz eigenthümlichen Monadologie bedurften. Spinoza hat den Parallelismus von Ausdehnung und Denken, von Körper und Seele gelehrt: was in dem einem vorgeht, geht auch in dem andern vor, ohne daß ein Einfluß von dem einen auf das andere stattfindet, und zwar konnte seine Philosophie nicht ein gelegentliches Eingreifen aus höherer Macht, wie es der Occasionalismus annahm, lehren, sondern Ausdehnung und Denken sind vermöge ihrer Eigenschaft als Attribute an der Substanz nun einmal so eingerichtet, daß sie sich in ihren Modificationen stets gegenseitig entsprechen. Ein influxus von Seiten der Materie auf das Denken, des Körpers auf die Seele, von welchem letzteren Verhältniß man bei dieser Frage selbstverständlich in der Regel ausging, wurde auch von Leibniz für unmöglich erklärt; so mußte also die wechselsweise Uebereinstimmung anderwärtsher abgeleitet werden. Gegen das sich fortwährend wiederholende Wunder der Occasionalisten sträubte sich doch sein wissenschaftliches Bewußtsein; es war demnach das Einfachste und sich allerdings aus seiner sonstigen Lehre von den Monaden leicht Ergebende, anzunehmen, daß die Einrichtung in den Monaden so sei, daß sich Alles, was in der einen vorgehe, in allen Andern auf mehr oder weniger deutliche Weise zur Vorstellung bringe, aus deren eigenem Entwickelungsgesetz, so daß also auch, was in dem Monadencomplexe, welcher den Körper ausmacht, vor sich gehe, in der Monade, welche die Seele bildet, zur Vorstellung gelange. So groß auch der Unterschied ist, der trotzdem noch gefunden wird zwischen den Attributen Spinozas und den endlosen Monaden Leibnizens, und obgleich letzterem die Anhänger der Gelegenheitsursachen, scheinbar nicht ohne Grund, eine ungeschickte Nachahmung ihres eigenen Systems vorwarfen, eine Aehnlichkeit, die Leibniz sogar partiell zugab, so liegen doch nirgends so sicher die Keime für seine Ansicht wie in Spinoza. Der eine Unterschied bleibt freilich bestehen, daß Spinoza Ausdehnung und

Digitized by Google

Denken als toto genere verschieden annahm, nur an der einen Substanz seiend, und Leibniz diese totale Verschiedenheit in Abrede stellte.

Was den zweiten oben erwähnten Hauptpunct anlangt, d. h. auf der einen Seite den Mechanismus und auf der andern die Teleologie, so ist auch hierbei zu berücksichtigen, daß Leibniz die mechanischen Ursachen durchaus nicht leugnen, oder etwa gar die allgemeine Geltung des Causalitätsgesetzes in Abrede stellen wollte. Das Princip des zureichenden Grundes ist bei Leibniz nicht nur ein logisches, sondern ein reales. Es läßt sich nicht verkennen, daß Leibniz dem Mechanismus, den Spinoza in ähnlicher Weise wie Descartes, nur noch strenger und auf weitere Gebiete ausgedehnt, lehrte, daß diesem Leibniz bei der Betrachtung und Erklärung der Natur ein großes Gebiet eingeräumt hat. Er spricht sich auch dahin aus, daß man bei der Betrachtung des Einzelnen den Zweck nicht mehr berücksichtigen dürfe, im Einzelnen müsse Alles mechanisch erklärt werden. Es geht dies schon daraus hervor, daß er die organischen Körper eine Art göttlicher Maschinen oder natürlicher Automaten nennt, und sogar die Seelen spirituelle Automaten. Trotzdem will er die Endursachen nicht aufgeben und wir müssen es als einen kühnen Griff betrachten, daß er sie mit den causae efficientes zu vereinigen suchte. So sehr er auch auf der einen Seite mit Spinoza übereinstimmt, hier ist er über ihn hinausgegangen, indem er den Zweckbegriff scharf betonte. Auch hier unternahm er es, die Gegensätze zu überwinden.

Ich kann nicht sagen, daß ich seine Versuche für glückliche halte; es ist ein gewisses Schwanken in dieser Beziehung bei Leibniz zu bemerken. Oft identificirt er geradezu die wirkenden Ursachen mit den Endursachen, so daß das Princip des zureichenden Grundes gleich ist dem principium melioris, wie er das Princip des Zweckes nennt, oder er läßt in den Seelen den Zweck wirken, in den Körpern aber die Causalität; nur kommt letztere hierbei in Gefahr wie die Materie ihre reale Gültigkeit zu verlieren. Andere Male sagt er, der Zweck trete dann erst ein, wenn es darauf ankomme, die mechanischen Gesetze abzuleiten, da der Mechanismus nicht wieder auf mechanische Weise erklärt werden könne. Etwas anderes ist es wieder, wenn er den Zweck so auffaßt, daß die Monaden in der Art präformirt sind, daß was aus ihnen wird, schon von Anfang an in ihnen liegt, und wenn dies die tiefste Fassung des Zweckbegriffes bei ihm ist, so würde dieselbe, auf das Ganze bezogen, Spinoza für seine Philosophie zugegeben haben, insofern als jede künftige Entwickelung der Welt stets vorbereitet ist, so daß sie sich nothwendig herausbilden muß. Es ist dies die unmittelbare Folge des strengen Causalgesetzes, und diese Annahme des Zweckes, wonach also das Künftige in der Gegenwart ruht, das Letzte gleichsam mit dem Ersten zusammenfällt, weil es in ihm schon liegt, wonach das Kommende in dem Vorhergehenden von einem Scharfsichtigen und genau

Digitized by Google

Rechnenden gesehen werden kann, würde die Schwierigkeit in der Vereinigung des Causalgesetzes und des Zweckbegriffes am ersten lösen, indem sich dann diese beiden in der logischen Nothwendigkeit verbinden, und so würden sich die mechanische und die teleologische Weltanschauung miteinander verknüpfen lassen, eine Art der Vereinigung, die Leibniz nicht ausspricht, der er aber doch nahe kommt, und die man auch auf Spinozistischem Boden vollziehen kann.

Ist auf metaphysischem und physischem Gebiete der Unterschied zwischen Spinoza und Leibniz bei nur etwas genauerer Betrachtung nicht so groß, als man im ersten Augenblick denken sollte, so sind in der Ethik die Abweichungen Leibnizens von Spinoza noch geringer. Letzterem kann nicht ohne Grund vorgeworfen werden, daß eine Ethik, sofern diese die Freiheit des Menschen voraussetzt, bei ihm nicht möglich sei. Sein Hauptwerk ist zwar die Ethik, aber wenn man die eben ausgesprochene Voraussetzung festhält, so würde bei Spinoza die Ethik in die Physik aufgehen. Alles ist durch das Causalgesetz sogar auf mechanischem Wege bedingt, das Handeln so gut Nothwendigkeit, wie das natürliche Geschehen und an eine moralische Werthschätzung nicht zu denken. Deshalb haben auch die Begriffe „Gut", „Schön" nicht reale und absolute Gültigkeit, sondern sind vielmehr nur von Menschen gebildet und demnach relativ.

Gegen den äußeren Zwang, dem die Einzelwesen bei Spinoza folgen müssen, erklärt sich Leibniz auf das Entschiedenste. Die Monade ist unabhängig von außen und bestimmt sich selbst, d. h. wird durch ihr eigenes Wesen bestimmt, da sie als durchaus selbständig eines Einflusses von außen überhaupt nicht fähig ist. Von einer Freiheit im gewöhnlichen Sinne, d. h. einer Wahlfreiheit ist freilich auch bei Leibniz nicht die Rede, im Gegentheil ist er als Determinist zu bezeichnen und wir müssen auch hier schon eine verhältnißmäßige Annäherung an Spinoza constatiren. Das Wollen wird nicht gewollt, sondern das Handeln, das Wollen ist bei jeder einzelnen Monade bestimmt durch das Vorstellen, aus welchem es sich mit Nothendigkeit herausbildet. Das aus sich zu machen, d. h. mit dem Vorstellen zu erreichen, was in der Monade angelegt ist, das ist die Freiheit, und also hat jede Monade dieselbe Freiheit wie die Menschen; nur daß nicht aus jeder Monade eine menschliche Seele entsteht, da eben durch die Qualität die Monaden sich weit von einander unterscheiden.

Jede Monade will aber das, wozu sie geneigt ist, also wird der Wille in der Neigung beruhen, die jedoch nicht frei in dieser oder jener Richtung gefaßt werden kann, sondern von vornherein den Inhalt, die Qualität der Monade mit ausmacht. Spinoza erklärte, wenn ein Mensch glaube, frei zu sein, so sei dies gerade so, als wenn ein Stein, der geworfen werde, sich ein-

Digitized by Google

bilde zu fliegen. Wir sehen, es ist hier die äußere Einwirkung auch in dem Gleichniß beibehalten. Leibniz, indem er auf die innere Qualität sah, entlehnte in derselben Angelegenheit das Bild von der Magnetnadel. Handelten wir nach unserer Willkür, so wäre dies gerade so, als ob auch die Magnetnadel sich aus Willkür nach Norden wendete und nun die Ansicht hätte, sie drehe sich unabhängig von jeder anderen Ursache, blos nach Neigung, also nicht merkte, daß sie ihrer Qualität nach sich so bewegen müsse. Leibniz giebt diesen seinen Standpunct auch offen zu erkennen, indem er die menschlichen Seelen, wie oben schon gesagt, spirituelle Automaten nennt, ein Ausdruck, den Spinoza schon für sie gebraucht hatte, und der bestimmt Alles ausschließt, was man unter Wahlfreiheit begreift.

Sagt Leibniz nun anderwärts, unser Wille sei zwar stets determinirt, aber keiner Nothwendigkeit unterworfen, so faßt er die Nothwendigkeit nur als äußeren Zwang, nicht als den Zwang, der durch das eigene Wesen auferlegt wird, und es ist dies dann mehr ein Streit um Worte, als um Begriffe. Wir werden demnach nicht umhin können, Leibniz als Anhänger der Nothwendigkeit zu bezeichnen. Und wenn er selbst sich billigend ausspricht über die Definition des Spinoza, nach welcher dasjenige nur frei ist, was durch die Nothwendigkeit seiner Natur existirt, so liegt schon darin, daß die Monaden nicht frei sind, da diese wenigstens nicht zur Existenz durch ihre Natur bestimmt werden. Leibniz kann daher gerade nur wie Spinoza der allumfassenden Einheit die Freiheit beilegen. Lassen wir dann nur eine Ethik gelten, wenn dem Menschen eine sogenannte Wahlfreiheit zukommt, so würde also auch nach Leibniz eine Ethik nicht möglich sein.

Sehen wir nun bei beiden auch auf das Ziel des menschlichen Wollens und Handelns, so läuft es wiederum, natürlich kleine Nüancen abgerechnet, auf dasselbe hinaus. Die Speculationen des Spinoza waren eminent praktischer Natur: sie gingen blos auf das eine Ziel hin, wie der Mensch Friede und Freude haben könne. Deshalb heißt schon seine früheste Schrift „von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit". Als Ziel der etwas später geschriebenen Abhandlung „über die Verbesserung des Verstandes" giebt er ebenfalls an, zu erkennen, wie man die fortdauernde und höchste Zufriedenheit sich erwerben könne. Sein Hauptwerk betitelt er sogar Ethik, um den Hauptzweck auch der darin niedergelegten metaphysischen Untersuchungen sogleich zu bezeichnen, und das fünfte, letzte Buch desselben handelt von der Freiheit des Menschen oder der menschlichen Glückseligkeit; und radical geht er dabei zu Wege, indem er das ganze Handeln des Menschen, auch das ethische, hervorgehen läßt aus dem Triebe, sich selbst zu erhalten, indem er Alles, wodurch das Selbst sich erhält, gut nennt. In allen diesen Punkten weicht Leibniz nun von Spinoza durchaus nicht weit ab. Wiewohl er der Ethik

Digitized by Google

keine besondere Schrift gewidmet hat, so ist ihm Weisheit doch auch nichts nur auf die Theorie Gehendes, nicht eine reine Erkenntniß, die um ihrer selbst willen da wäre, sondern sie hat die Mittel zu finden, die zur Glückseligkeit hinführen, hat so durchaus praktische Bedeutung.

Es ist hiermit schon gesagt, daß, wenn man Spinoza einen Eudämonisten nennt, Leibniz dies um nichts weniger ist, wie die ganze Aufklärungsperiode keinen andern ethischen Gesichtspunct kennt, als den Eudämonismus, dieses Wort nur in edlem Sinne, von seiner ethischen Bedeutung aus gefaßt, im Anschluß an die Alten, vielleicht durch Descartes als Mittelglied. Die Moral soll sich bei Leibniz auf dem natürlichen Instinct aufbauen; dieser besteht aber in der Neigung, die Freude zu suchen und den Schmerz zu meiden, und zwar ist das Streben, den höchsten Grad der Freude dauernd zu erreichen, das alle übrigen überwiegende, und Gut und Uebel bezeichnet Leibniz ganz im Sinne des Spinoza, das eine als das, was zu unserer Freude beiträgt, und das andere als das, was uns Schmerzen verursacht. Die Freude aber ist das Gefühl der Vollkommenheit, Schmerz das Gefühl der Unvollkommenheit, und sobald man thätig ist, schafft man sich Freude, sobald man blos passiv ist, tritt Schmerz ein; Alles Bestimmungen, die wir bei Spinoza fast in gleicher Weise finden.

Außer den hier flüchtig angedeuteten Puncten ließen sich noch manche Berührungen zwischen Leibniz und Spinoza anführen, ich will nur erwähnen die mathematische Methode, die Spinoza in seiner Philosophie anwandte, und die Leibniz wenigstens als das höchste ansah, wodurch die Philosophie zu ihrer vollen Bedeutung kommen könne. Trotzdem läßt sich nicht sagen, daß Leibniz den Spinoza etwa wissentlich benutzt, ohne ihn zu nennen. Im Gegentheil: er hat sicher geglaubt, als Theist auf der entgegengesetzten Seite zu stehen und sogar den Spinozismus wissenschaftlich zu vernichten. Aber die Macht des Gedankens in Spinoza ist doch zu groß, als daß er ihn überwunden hätte. Daß er Spinoza nicht gerecht wurde und trotz seines historischen Sinnes nicht einsah, wie er mit ihm oft auf einem Boden stehe, läßt sich schwer erklären. Zum Theil mag es wohl in der Verfehmung, die damals ziemlich allgemein über Spinoza ausgesprochen war, seinen Grund haben, wenn wir auch bei dem sonstigen Charakter Leibnizens annehmen müssen, daß dieser Grund dann unbewußt bei ihm wirkte.

Man kann nicht sagen, daß Leibniz heutigen Tages noch eigentlich Anhänger habe, soviel auch Elemente von ihm in die gegenwärtig geschätzten philophischen Theorien übergegangen sind; mit Spinoza verhält es sich anders. Ist natürlich auch eine blinde Hingabe an ihn nicht möglich, so treten die Grundanschauungen desselben doch bei Vielen noch deutlich zu Tage. Wir wissen, gerade die exacten Naturforscher neigen sich, soweit sie der Philosophie

Digitized by Google

nachgehen, gern dem Spinoza zu. So sehr wir nun auch den strengen Denker in Spinoza schätzen müssen, als welcher er den Schöpfer der Monadenlehre entschieden überragt, so gern man sich auch der Ruhe hingeben mag, die den Leser der Spinozistischen Schriften leicht überkommt, wir sehen doch in der Leibnizischen Philosophie der Spinozistischen gegenüber berechtigte Begriffe auftreten, namentlich den Individualismus und den Zweck, die wir, um Einseitigkeit zu vermeiden, nicht vernachlässigen dürfen, und so werden wir die Versuche, die Leibniz nach diesen Seiten hin machte, wenigstens anzuerkennen wissen.

Zur Erinnerung an Albert Lange.

Von Wilhelm Hollenberg.

Der Tod hat uns wieder um einen reichen Geist, um einen rüstigen Führer vieler strebsamer Jünglinge, um einen edlen, begabten Schriftsteller ärmer gemacht. Professor Albert Lange in Marburg ist uns entrissen, nach langem schmerzvollen Leiden, dessen gewissen Ausgang er sich nicht verbarg.

Im Jahre 1848 war es, daß ich ihn kennen lernte in Bonn, in der Welckerschen Vorlesung über Kunstgeschichte. Er war ein blutjunger Student, mit feurigen Augen, voll Kraft, im Turnen ein Meister. Schweizerische Frische verbunden mit der niederrheinischen Art (denn der Vater stammte aus dem Wupperthal und war in Duisburg Pfarrer, bis er als Professor der Theologie nach Zürich berufen wurde) machten ihn zu einer äußerst anziehenden Erscheinung.

Seine Studien waren vielseitig, wie er es sich zumuthen konnte. Mit besonderer Liebe aber betrieb er die Psychologie im Sinne der Naturforschung, und früh stellte er auch diesen Zweig der Philosophie in den Dienst der wissenschaftlichen Pädagogik. Kant, Herbart und Beneke regten ihn namentlich an. Und als er durch frühe Verheirathung eine gewisse ökonomische Selbstständigkeit erreicht hatte, faßte er den kühnen Entschluß, in Bonn die dornige Laufbahn eines Privatdocenten der Philosophie und Pädagogik zu betreten. Reiche Jahre verlebte er hier (1855) im täglichen Verkehr mit dem nun auch schon abgerufenen Ueberweg und andern anregenden Freunden. Er schreibt mir im Januar 1856: „Ich bin inzwischen von meinen eignen Arbeiten, die gleich citirten Geistern stärker waren als ihr Beschwörer, wie ein Spielball hin- und hergeworfen worden.“ Er wollte eine Vorlesung über Geschichte des Gymnasialwesens halten, und dadurch wurde er genöthigt eine Reihe von Specialstudien zu machen, für die ihm nicht einmal die Universitätsbibliothek in Bonn die Mittel lieferte. Im December 1856 schreibt er mir:

Digitized by Google

„Sie erkundigen sich freundlichst nach meiner hiesigen Thätigkeit. Ich lese hier mit vieler Consequenz Psychologie, habe auch Zuhörer, nicht nur auf der Liste, sondern sogar auf den Bänken, was bei philosophischen Collegien hier viel sagen will; Pädagogik aber, Geschichte des Schulwesens ꝛc. will Niemand hören. Ich räche mich durch fleißiges Arbeiten, habe aber keineswegs vor, mich in der Production zu übereilen, da Lernen, Waffen sammeln, Gesichtspuncte gewinnen, überhaupt mich selbst zu bilden, vor der Hand meine Hauptaufgabe ist, und mein Endzweck bleibt dennoch nicht die reine Wissenschaft, sondern die Praxis.“ Wie deutlich tritt hier überall die gesunde Entwickelung des Geistes bei Lange hervor. Aber ein gelegentliches Arbeiten für nahe liegende Zwecke war ihm bei aller Resignation doch Bedürfniß. So fährt er fort: „Für Jahns Jahrbücher habe ich jetzt eine Recension geschrieben, von der ich hoffe, daß sie nicht ganz spurlos vorübergeht. Sie betrifft die dritte Auflage von v. Raumers Geschichte der Pädagogik, ferner die Monographie des Elsässers Schmidt über Sturm und endlich Fr. Körners Geschichte der Pädagogik. Ich muß diesen leichtfertigen Bücherschmied tüchtig abfertigen, ... Die Recension von Raumers ist natürlich im Ganzen anerkennend. Ich versuche aber, auf die großen Lücken genauer hinzuweisen und auch hier die Anforderungen an historische Strenge und Gründlichkeit eher zu spannen als nachzulassen. Ich vergrabe mich übrigens selbst dem entsprechend in monographische Studien, die nicht gerade eine rasche Ernte versprechen.“

Etwas weiterhin, nachdem er eine Recension von mir, über ein verschrobenes lutheranisches Schulbuch, charakterisirt hat, sagt er: „Ich hasse diese Willkür der Herumdeutung an Stellen der heiligen Schrift sehr und bedaure nur, sie hier in Steinmeyers Predigten zum Extrem ausgebildet und in einen scholastischen Schematismus der Dialektik geschlagen zu sehen, der mir nachgerade unerträglich wird.“

Neben diesen kleinen pädagogischen Arbeiten drängte es ihn auch bisweilen, in die speciellere psychologische Literatur einzugreifen und in dieser Beziehung ist es merkwürdig, wie früh sich schon die wissenschaftliche Stellung bei ihm feststellt, die noch sein letztes Werk in reifster Weise bekundet. Er schreibt im August 1857: daß er eine ungünstige Recension über die gerichtliche Psychologie des geheimen Medicinalrathes Ideler in Schürmayers Zeitschrift für Staatsarzneikunde geschrieben habe. Er fährt fort: „Die Philosophie steht gegenwärtig so schlecht auf ihren Füßen, daß wir unsere Waaren, wenigstens in der Psychologie, bei den Medicinern zu Markt bringen müssen. Erdmann schreibt in die Zeitschrift für Psychiatrie, ich pfusche in die Staatsarzneikunde. Allein das Sonderbarste ist dabei, daß ich dem Arzt, der eine wahrhaft wahnsinnige Metaphysik treibt, beständig wieder auf den Standpunct der Empirie verhelfen muß. Ob man mir auch meinen unverhohlenen

Digitized by Google

Determinismus übel nehmen wird, weiß ich nicht; man sollte sich seit Herbart daran gewöhnt haben, in dieser Hinsicht die naturhistorische von der ethischen Seite der Frage wohl zu trennen."

Derselbe Mann nun, der so in der Weise des Theoretikers in die Tiefe dringt, ist zugleich voll Theilnahme für die Noth des Nebenmenschen. Denn im October 1857 empfiehlt er mir in einem ausführlichen Schreiben einen jüdischen Studenten der Medicin, der geisteskrank gewesen war und an fixen Ideen gelitten hatte. In Bonn, wo Commilitonen seine Narrheit mißbraucht hatten, konnte der in Reconvalescenz befindliche Mensch nicht bleiben. Es sollte der Versuch gemacht werden, ihn in Berlin durch eine wohlwollende schützende Aufsicht aus der Ferne vor Rückfall zu behüten. Dieses armen Menschen nimmt sich nun Lange mit einer rührenden Zartheit an, alles vorbedenkend. Selbst meine Mitwissenschaft um die geistige Störung des Unglücklichen sollte ich nicht merken lassen. Selbst auf religiöse Empfänglichkeit deutet er bei dem Israeliten hin, freilich mit Nachdruck ihn vor directen Bekehrungsversuchen schützend. Nur eine Stelle schreibe ich aus dem Briefe ab. „Und es gilt ja doch dabei, einem Menschenkinde wenigstens das schlimmste aller irdischen Uebel zu ersparen, vielleicht auch dadurch ihn einem höheren Leben allmählich entgegenzuführen. Wollen Sie dieses Stück innerer Mission wohl übernehmen? Sonst können Sie ihn auch einem beliebigen anderen Mitglied der inneren Mission übergeben, das mehr Zeit hat. Nur bringen Sie ihn zu keinem heißspornigen Bekehrungseiferer! Solche Dinge müssen sich von innen heraus machen, oder gar nicht."

Ich schreibe nicht die Biographie des Verstorbenen. Andere werden diese Pflicht erfüllen. Ich war zu viel beschäftigt und räumlich zu weit von Lange entfernt, um einen dauernden Verkehr mit ihm aufrecht zu halten. Nur von Zeit zu Zeit sah ich in seine Entwickelung hinein.

Sein Leben sollte nicht den schönen sichern Verlauf nehmen, wie es uns natürlich erschienen war. Er trat in die Praxis des Gymnasialwesens; in Duisburg fand er eine schöne Wirkungsstätte, vertrauende Collegen, wie Köhnen und Hülsmann, Schüler, die seinem frischen Wesen gern sich öffneten. Aber es kam die Conflictszeit und riß ihn mit fort. Unbedachtsamkeit namentlich in politischen Aeußerungen gegen Schüler machte seine Stellung unhaltbar. Er mußte sich einen neuen Erwerbszweig suchen und versuchte es mit dem Buchhandel. Seine Studien nahmen in Verbindung mit seinen Lebensschicksalen mehr einen praktischen Charakter an. Englische und amerikanische Nationalökonomen, Stuart Mill und Carey, regten ihn zu verwandten Studien an; die Arbeiterfrage beschäftigte ihn auch literarisch, und das Buch darüber, an dessen Vervollkommnung durch mehrere Auflagen hindurch er seine besten Kräfte setzte, kam ihm auch später als ein wohlgerathenes Werk vor.

Digitized by Google

Bald nachher sehen wir ihn in Winterthur in ähnlicher Weise auch als Zeitungsunternehmer thätig, sich und die Seinigen zu erhalten. Es scheint ihm nicht nur damit geglückt zu sein. Er behielt auch noch Zeit, Kraft und Stimmung zu umfangreicher Fortsetzung naturwissenschaftlicher und philosophischer Studien. In dem nahen Zürich hielt er Vorlesungen, wie vor Alters in Bonn, ungebrochenen Muthes und auch körperlich noch nicht dem spätern unheilbaren Uebel verfallen. Bevor es seinem Leben ein Ziel setzte, kehrte für Lange eine schönere Zeit zurück, da er in ehrenvoller Weise an die vaterländische Universität Marburg als Professor der Philosophie berufen wurde. Wie vieles war seit jener Conflictszeit anders geworden in Preußen und Deutschland, wie viel Engigkeit beseitigt! Wie gern hätten wir ihm in der neuen Sphäre seines Wirkens eine lange Reihe von Jahren frischester Arbeit gegönnt! Wie hätte er die Spuren alter Herbigkeit in politischsocialen und in religiösen Dingen so schön abthun können in dem Arbeiten für das Reich und im Reich. Aber es kam anders. Er wurde uns genommen in der „Hälfte der Jahre".

Seine größte Schrift war ihm doch vergönnt in zweiter umgearbeiteter Auflage von Marburg aus zu entsenden. Es ist die Geschichte des Materialismus (Iserlohn, Bädeker. 2. Aufl. 1873—75). Es war ein ungewöhnlicher Erfolg, daß in nicht ganz fünf Jahren ein solches Werk aufs neue ausgehen konnte. Wohl fühlte es Lange, und desto mehr strebte er, der umgearbeiteten Auflage das Beste einzuverleiben, was er geben konnte. Mit welcher Spannung der zweite Theil der Umarbeitung erwartet wurde, mag eine Aeußerung Steinthals andeuten, der (Zeitschrift für Völkerpsychologie VIII. 3. S. 299) einen Aufsatz über Religionsphilosophie so schließt: „Hierauf will ich nächstens antworten. Ich will nämlich erst die Vollendung von Langes Geschichte des Materialismus abwarten, welche noch in diesem Winter bevorsteht, um zu sehen, wie dieser ausgezeichnete Forscher über die hier zu behandelnden Gegenstände denkt." Beiläufig wird Steinthal aus den Abschnitten des Langeschen Werkes wohl ersehen haben, daß er mit seinem Aufsatze über Religionsphilosophie ganz andere Wege einschlägt als Lange.

Mit wehmüthigem Herzen wird Jeder, der Lange kannte, insbesonders in dem Werke über Materialismus II. S. 453 bis zu Ende lesen. Es sind die innersten Ueberzeugungen seiner Seele, die er hier, oft wie Glaubensbekenntnisse, ausspricht. Die Ueberschriften schon sind bezeichnend. Erst spricht er von der Volkswirthschaft und der Dogmatik des Egoismus, wobei seine alte Liebe zum Arbeiter noch einmal aufleuchtet, dann von Christenthum und Aufklärung, von dem theoretischen Materialismus in seinem Verhältniß zum ethischen und zur Religion. In diesem Abschnitt wird namentlich der spätere Standpunct Ueberwegs und das Buch von Strauß „der alte und der neue

Digitized by Google

Glaube" besprochen. Aber die Lösung des Ganzen liegt doch im letzten Abschnitt „der Standpunct des Ideals". Es ist sehr glaublich, daß Viele in seinem Idealstandpunct das Gegentheil das Christenthums sehen. Es ist so schwer, die Macht der christlichen Idee ohne die Stütze des Buchstabens und der von Jugend auf geglaubten äußeren Thatsachen anzuerkennen. Es ist schwer, diese Auffassung des Glaubens von der ganz andern Natur des freireligiösen aufgeklärten Denkglaubens populär zu sondern. Und wenn Lange die Religion mit der Metaphysik und der Kunst in das Reich der Dichtung versetzt, so ist das für die, welche die Welt der Werthe noch nicht von der Wirklichkeit zu scheiden geübt sind, entweder unverständlich oder anstößig. Aber die Sache wird ihren Weg gehen.

Lange tritt öfters dem Dr. Ed. von Hartmann und dem Pessimismus entgegen. Aber er war zu bekannt mit den Mängeln der Welt, um die entgegengesetzte Ansicht Ueberwegs zu theilen (S. 527). „Ueberweg warf mir vor, ich wolle den neuen Tempel der Menschheit doch wieder gothisch bauen, er verlange einen neuen und heitern Baustil. Ich wies darauf hin, daß wir doch das sociale Elend und den Kummer des Einzelnen nicht wegschaffen könnten, daß in der Verschuldung Aller, auch der gerechtesten, ein tiefer Sinn liege, daß der rücksichtslose Aufruf an die Willenskraft des Einzelnen eine tiefe Unwahrheit und Ungerechtigkeit in sich schließe . . . . . Mit einem Worte: wenn in unserm jetzigen Christenthum Jammer und Zerknirschung die Regel, heitere Erhebung und Siegesfreude die Ausnahme bilden, so wollte ich dieses Verhältniß umkehren, aber den finstern Schatten, der nun einmal das Leben durchzieht, nicht ignoriren."

Dieser finstere Schatten traf ihn ja selbst auch. Er beginnt das Vorwort des letzten Bandes Ende Januar 1875 mit der Bemerkung, daß das Buch durch die Zunahme einer schweren Krankheit, die ihm nur noch wenig Arbeitskraft übrig lasse, sehr verzögert worden sei, und auf der letzten Seite des Buches selbst sagt er, es sei der schönste Lohn abmattender Geistesarbeit, wenn sie dazu beitragen könne, dem Unabwendbaren der Zukunft unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten und die Schätze der Cultur unversehrt in die neue Epoche hinüberzuretten.

Denn auch darin liegt etwas Tragisches, daß er bei festem Vertrauen auf eine bessere Zukunft der Menschheit eine furchtbare Uebergangsperiode vorher mit Wahrscheinlichkeit erwartete. Ihm wurde es erspart, diese Epoche zu erleben. Er reifte in dem lange schon nagenden eigenen körperlichen Leiden, das er mit Ergebung trug. Und sein Bild wird in Verbindung mit seinen Schriften den liebenswürdigen und erfreuenden Eindruck auf uns machen, mit dem wir Alle unter unsern Freunden und Zeitgenossen fortzuleben wünschen mögen.

Digitized by Google

Eine Geſchichte des deutſchen Wohnhauſes.

Von Rudolf Bergau.

Beim Studium der Geſchichte der Baukunſt hat man ſich bisher vorzugsweiſe mit der kirchlichen Baukunſt beſchäftigt und mit Recht, denn derſelben gehört nicht nur die bei weitem größeſte Zahl aller erhaltenen Denkmäler überhaupt an, ſondern auch die räumlich bedeutendſten und künſtleriſch werthvollſten, welche je geſchaffen worden ſind. Auf die Denkmäler der Profanarchitektur dagegen, welche weſentlich geringer nach Zahl und Bedeutung ſind, hat man meiſt nur ganz nebenbei Rückſicht genommen, wenn ſie ſchöne Façaden oder intereſſante Höfe hatten.

Erſt in der neueren Zeit, da man angefangen hat, die allgemeine Culturgeſchichte mehr zu pflegen, hat man auch die Profanbauten früherer Jahrhunderte eingehenderer Beachtung gewürdigt, hat begonnen die Militärarchitektur des Mittelalters (Befeſtigung der Städte und Burgen) die Rathhäuſer und die Wohnhäuſer aus alter Zeit zu ſtudiren. Demgemäß iſt auch ſchon von verſchiedenen Seiten auf die Wichtigkeit einer Geſchichte des Wohnhauſes hingewieſen worden; ja Hofbaurath Profeſſor v. Ritgen in Gießen iſt ſchon ſeit Jahren mit einer betreffenden Arbeit beſchäftigt. Mancherlei darüber iſt ſchon publicirt worden. Die Burgen im Allgemeinen ſind oft, am beſten von A. v. Cohauſen, behandelt, viele einzelne beſchrieben worden. Auf die ſtädtiſchen Wohnhäuſer hat, ſoweit das Material dafür ihm zugänglich war, W. Lübke in ſeiner Geſchichte der deutſchen Renaiſſance, auf beſonders kunſtvolle Façaden auch in ſeiner Geſchichte der Architektur Rückſicht genommen. Das Bauernhaus in einem Theile Weſtpreußens hat Wegener in ſeiner Geſchichte des Kreiſes Schwedt gebührend gewürdigt. Etwas Aehnliches iſt für die Bauernhäuſer in Niederſachſen, Weſtphalen und Schleswig-Holſtein geſchehen. Doch ſind die betreffenden Studien noch nicht ſyſtematiſch betrieben worden, und man iſt in Folge deſſen im Allgemeinen über die erſten Anfänge noch nicht hinausgekommen. H. Otte iſt der Erſte, welcher in ſeiner Geſchichte der deutſchen Baukunſt verſucht hat, die Profanarchitektur mit gleicher Sorgfalt wie die kirchliche Architektur zu behandeln. Aus ſeinem Werke erſieht man recht klar, wie wenig wir darüber noch wiſſen, wie wenig Studien auf dieſem Gebiete bisher gemacht worden ſind.

Einem Einzelnen iſt es nicht möglich, alle Vorarbeiten für das ganze weite Gebiet unſeres Deutſchen Vaterlandes zu machen, die erhaltenen Denkmäler aller Theile Deutſchlands zu erforſchen. Das Material für eine Geſchichte des deutſchen Wohnhauſes — wozu eigentlich auch das Wohnhaus der

Digitized by Google

im Auslande, in Italien, in Aegypten, Indien, Japan, Amerika ꝛc. angesiedelten Deutschen gehört — muß für die verschiedenen Theile unseres Vaterlandes von Verschiedenen bearbeitet und publicirt werden, und auf Grund dieser Vorstudien ist erst eine Gesammtübersicht möglich.

Diese Vorstudien zu machen, ist jetzt die höchste Zeit. Die in unseren Tagen mit rasender Schnelligkeit sich verbreitende moderne Cultur ist der Erhaltung alter Gebräuche und Einrichtungen und der historischen Denkmäler, trotz der vielen Geschichts- und Alterthumsvereine und trotz des jetzt weit verbreiteten Interesses für Geschichte, bekanntlich wenig günstig. Man zerstört jetzt, trotz der amtlich aufgestellten Conservatoren in einem Jahre mehr als früher in einem Vierteljahrhundert. In unseren Tagen verschwinden vielfach bereits die letzten Spuren alter Wohnhäuser in Städten und Dörfern in Folge des Umbaues für die modernen Verhältnisse. Danzig z. B. hat seinen alten so höchst anziehenden Gesammtcharakter in den letzten zehn Jahren fast vollständig verloren. Nürnberg ist nahe daran. In den kleineren Städten der Provinz Preußen dürften die „Lauben" an Märkten und Straßen in den letzten Jahren wohl auch schon vollständig verschwunden sein. Auch die Bauernhäuser verlieren ihren Jahrhunderte lang festgehaltenen Charakter. Ja selbst die Ruinen alter Burgen werden für moderne Zwecke umgebaut oder gänzlich abgetragen, um das aus den alten Mauern gewonnene Material anderweitig zu verwerthen. Wollen wir der Nachwelt eine Kenntniß von der Art erhalten, wie unsere Urgroßeltern gewohnt haben, so müssen wir für gute Abbildungen und sorgfältige Beschreibungen der noch erhaltenen letzten Reste von alten Wohnhäusern sorgen.

Es möchte sich empfehlen, daß ganz unabhängig von einzelnen Forschern die zahlreichen in Deutschland bestehenden Geschichts- und Alterthumsvereine*) die Sache in die Hand nehmen und aus der Zahl ihrer Mitglieder je einen oder mehre geeignete Persönlichkeiten mit der Bearbeitung einer Darstellung des Wohnhauses ihrer Stadt oder Landschaft in seiner historischen Entwickelung, und zwar des städtischen Wohnhauses, des Bauernhauses, der Burg und des Herrenhauses der großen Gutsbesitzer beauftragen und solche nebst den erläuternden Abbildungen publiciren wollten.

Natürlich kommt es dabei nicht nur auf die künstlerische Ausbildung des Hauses an, sondern vor allem auf die Darstellung des Typus desselben, wie er in den verschiedenen Arten mit Rücksicht auf die ortsüblichen Sitten und

---

*) In Oesterreich bereitet die „Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmäler" eine ähnliche Arbeit „Geschichte des Wohnhauses in Oesterreich" vor. Siehe den Aufsatz von J. Falke in den „Mittheilungen" der genannten Commission 1875, Seite 18—20.

Digitized by Google

Gebräuche, auf Klima, auf zur Verfügung stehendes Baumaterial, auf fremde Einflüsse ꝛc. als charakteristisch sich herausgebildet hat und allgemein gebräuchlich geworden ist, und auf eine historische Entwickelung der constructiven und künstlerischen Formen. Solche Gebäude, welche durch ihre Pracht oder vollendete künstlerische Ausbildung hervorragend sind, können nur als Ausnahmen dargestellt und nebenbei betrachtet werden.

Aus möglichst vielen solcher Monographien könnte dann leicht ein Gesammtbild des deutschen Wohnhauses in seiner historischen Entwickelung geschaffen werden. Möchte diese Arbeit doch recht bald unternommen werden, bevor das ohnehin schon sehr spärliche Material für solche Untersuchungen noch mehr zusammengeschmolzen oder ganz verschwunden ist.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Elsaß. Die Straßburger Gymnasiumsfrage. — Je länger, desto mehr wird man in Deutschland zu der Erkenntniß gelangen, daß die Elemente, welche sich in den ersten Zeiten nach der Eroberung in Elsaß-Lothringen in die Arme des neuen Regimentes stürzten, denen die Verwaltung auch einen gewissen Einfluß einräumen zu sollen sich veranlaßt fühlte, und in welchem sie die Vertreter einer dem deutschen Reich geneigten Meinung zu erblicken glaubte, daß diese Elemente dem Lande, dem Reiche und der Regierung nur unheilbringend wirken konnten. Es fällt Ihrem Berichterstatter gar nicht in den Sinn, diesen Männern diese ihre Anschauungsweise vorzuwerfen; vor dem Kriege schon neigten sie ja zu Deutschland hin, und blieben consequent, als sie nach der Annexion sich der neuen Sachlage mit Enthusiasmus hingaben. Vorwürfe hat überhaupt keiner das Recht einem andern zu machen in solchen schweren Zeiten. Die Männer, von welchen ich spreche, verdienen ihn ebenso wenig, als diejenigen, welche den ganz entgegengesetzten Weg einschlugen und, auch aus Ueberzeugung, auswanderten. Frägt man sich, wo für das Land Elsaß das Beste lag, so wird man es, wie fast immer, in der Mitte finden, bei denjenigen, welche im Lande verblieben, mit dem Gedanken, die Interessen dieses Landes auf dem neugeschaffenen Rechtsboden zu vertheidigen, ohne sich weder von chauvinistischen Revanchegedanken, noch aber auch von überschwänglicher Reichsschwärmerei nach links oder rechts abwegs treiben zu lassen. Im Anfang nun war es ganz natürlich, daß die Regierung denen, die ihr entgegenkamen, auch Ver-

Digitized by Google

trauen zeigte und ihre Rathſchläge befolgte, ſie auch mit Freuden zu Aemtern und einflußreichen Stellen gelangen ſah. Sie hatte ja zudem die Wahl nicht, konnte auch nicht leicht ermitteln, inwieweit gerade dies Auftauchen von etlichen bis dahin unbekannten Männern, bei der Bevölkerung ſelbſt nicht den gerade entgegengeſetzten Eindruck, den man gewünſcht hätte, hervorbringen mochte. Sie war eben in der Lage eines Unbekannten in unbekanntem Lande und fühlte ſich glücklich, eine Zuvorkommenheit zu finden, wo ihr im großen Ganzen gerade das Gegentheil gezollt wurde. Dies ſei vorhergeſchickt, um die deutſche Verwaltung von dem Tadel freizuſprechen, den man geneigt ſein könnte, von peſſimiſtiſcher Seite aus, ihr wegen der Folgen, die dieſes Vertrauen nach ſich gezogen, vorzuhalten.

Was aber die Folgen dieſes Vorgehens anbetrifft, ſo ſind ſie eben doch unglücklich, und ſucht man, wo unter anderem die Urſache des ungemüthlichen und je mehr und mehr unzufriedenen Zuſtandes des Elſaſſes liegt, ſo muß gerade auf das Vorherrſchen dieſes Elementes zurückgewieſen werden. Wie oft hört man nicht von elſäſſiſcher Seite den Ausſpruch, daß Alles am Ende beſſer ginge, wenn an Stelle der bekehrten Elſäſſer altdeutſche Beamte oder Verwalter ſtänden; dieſe letzteren können ja unbeirrt ihre Wege gehen, und kommen nicht in die Verſuchung, nur um der Regierung jeden Tag neue Proben ihrer Loyalität zu liefern, noch ſtrammer vorzugehen als ein Neudeutſcher an ihrer Stelle vorzugehen für nothwendig erachtete.

Wenn irgendwo, ſo tritt dieſes Verhältniß in Sachen des Straßburger proteſtantiſchen Gymnaſiums zu Tage. Ueberflüſſig mag es wohl ſein, daran zu erinnern, daß dieſe Schule aus der Reformationsperiode ſtammt, von dem in ganz Deutſchland hochgeehrten Sturm gegründet wurde, durch das zweihundertjährige franzöſiſche Regiment hindurch ſeine Eigenthümlichkeit behalten konnte und, der Herd eines particulariſtiſchen elſäſſiſchen Geiſtes, von der franzöſiſchen Univerſitätsmethode kaum berührt, bis auf die jetzigen Tage beſtehen konnte. Nach dem Kriege machten ſich in dieſer Schule oder beſſer in ihrer Verwaltung, in dem ſogenannten Kapitel St. Thomä, einer aus der Reformationszeit herſtammenden, aus Profeſſoren der theologiſchen Facultät zuſammengeſetzten und ſich ſelbſt ergänzenden Behörde, zwei Richtungen geltend. Die Einen waren der Meinung, man ſolle der neuen Sachlage Rechnung tragend dem Gymnaſium ſo viel als möglich noch ſeinen althergebrachten Charakter zu erhalten ſuchen, das Lehrperſonal auch ſoviel als möglich aus Elſäſſern, wie früher auch, zuſammenſetzen, und überhaupt nur langſam, Schritt vor Schritt, die jüngeren Generationen der neuen Methode anpaſſen, in einem Worte ſo vorgehen, daß die Germaniſation des Unterrichtes von unten auf, Klaſſe nach Klaſſe, mit dem Heranwachſen der Kinder ſich vervollkommne; — die andere Richtung wollte aber Schlag

Digitized by Google

auf Schlag Alles gleich von Grund aus verändern und rücksichtslos im raschen Tempo die Schule mit Sturmschritt erobern. Träger dieses letzteren Gedankens war und ist noch der jetzige Referent am Kapitel St. Thomä, welcher effectiv allein die obere Leitung der Schule innehält: ihm zur Seite steht zwar der Director und der Conrector; da aber der letztere von ihm an die Schule hergeführt worden und ganz in seinem Sinne handelt, so bleibt der entscheidende Einfluß in dieser Dreifaltigkeit dem Referenten. So lange nun der verehrte Professor und erste Rector der Universität, Dr. Bruch, lebte, beschränkten sich die Neuerungen in der Schule auf das Maß der nach und nach zur Geltung kommenden Nothwendigkeiten, seit einem Jahre aber überstürzen sich die Reformen in einer Weise, daß die protestantische Bürgerschaft, deren Kinder das Gymnasium besuchen, in hohem Grade aufgeregt wird. Es wurden nämlich mit einem Male mehrere altelsässische Lehrer, ohne Motiv, entfernt und durch altdeutsche ersetzt; wären dies erfahrene, tüchtige, ältere Lehrer gewesen, so wäre am Ende keine allzugroße Einwendung zu erheben; aber es sind dies ganz junge Leute, die durch ihre Jugend eben nicht dazu angelegt sind, sich mit Tact und Vorsicht in unserer so überaus dunkeln Lage zurechtzufinden, und deren erster Gedanke nicht der zu sein scheint, den Kindern nützliche Kenntnisse beizubringen, sondern sie zu germanisiren. Ferner wurde ein Lesebuch eingeführt, dessen Tendenz selbst von altdeutscher Seite, also von der so bewährt reichsfreundlichen „Badischen Landeszeitung" als für das Elsaß unzulässig geschildert wurde; in diesem Buch sind nämlich die drastischsten Vaterlandslieder aus den Befreiungskriegen von 1813, die Lieder, in welchen jede Zeile direct gegen die Franzosen gerichtet ist, abgedruckt, während es doch so manche andere Lesebücher giebt, welche dieselben Vortheile in literarischer Hinsicht bieten, ohne gerade auf diesem Gebiete eine für das heutige Elsaß so erregende Blumenlese von Schlachtliedern zu enthalten. All diese Veränderungen haben es nun dahin gebracht, daß die höchste protestantische Körperschaft, das Oberconsistorium, unter dessen Ueberwachung alle protestantischen Stiftungen, also auch das Gymnasium, stehen, und das aus überaus gemäßigten, mit der Protestpartei gar nichts gemein habenden, dieser im Gegentheil feindlich entgegenstehenden Elementen besteht, einstimmig in seiner letzten Session die Verwaltung der Schule Sturms einem strengen Tadel unterzog, und an das Kapitel St. Thomä den Wunsch aussprach, dieses möge die Leitung der Schule wieder an sich ziehen, dem Referenten diese alleinige Leitung entziehen.

Daß ein solches Vorgehen des Oberconsistoriums große Aufregung hervorbrachte, braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, um so mehr als man erfuhr, daß Herr Oberschulrath Baumeister selbst sich zu verschiedenen Malen gegen dieses Neuerungsfieber des Referenten und des Conrectors ausgesprochen.

Digitized by Google

So liegen nun derzeit die Dinge. Ob das Kapitel begreifen wird, daß es der deutschen Sache selbst im Elsaß den schlechtesten Dienst erweist, indem es die hypergermanisirenden Elemente vorherrschen läßt, bleibt noch dahingestellt; zu wünschen wäre aber, im Interesse des inneren Friedens, der Schule Sturms, der Kinder selbst, daß diesem Regiment ein Halt gemacht würde, indem die tactvolleren Elemente wieder die Oberhand gewännen. Durch ein solches rasches Vorgehen bewirkt man nichts als Verstimmung und arbeitet man gerade den feindlichsten Kräften in die Hände.

Aus Hamburg. Geographische Bestrebungen. — Vor mir liegt der zweite Jahresbericht der geographischen Gesellschaft zu Hamburg, ein höchst stattlicher Band in groß Octav, herausgegeben von dem ersten Secretär der Gesellschaft, Herrn L. Friederichsen. Dieser junge Verein hat für Hamburgs geistiges Leben schnell eine ungemein große Bedeutung gewonnen. Daher werden Ihnen einige Bemerkungen über denselben nicht unwillkommen sein.

Die Gesellschaft ist im Frühling des Jahres 1873 gestiftet und erfreut sich unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Kirchenpauer, der sich bekanntlich durch seine Forschungen, namentlich über die Bryozoen auch in wissenschaftlichen Kreisen hohe Achtung erworben hat, schon jetzt einer schönen Blüthe. Am Schlusse des zweiten Jahres ihres Bestehens zählte die Gesellschaft schon 315 Mitglieder und bei mehr als einer Gelegenheit hat sie der Wissenschaft wesentliche Dienste zu leisten vermocht, besonders hat sie das Interesse für dieselbe unter unsern Mitbürgern in hohem Grade angeregt und erheblich und weit verbreitet. In dem Rückblick, welchen der Vorsitzende am Schlusse der zweijährigen Amtsdauer des Vorstandes auf die Thätigkeit des Vereins warf, konnte es als ein besonderes Glück rühmen, daß die Entstehung des Vereins der Zeit nach zusammenfiel mit der Gründung der deutschafrikanischen Gesellschaft und dem Beginne der Expedition ins äquatoriale Afrika. Für die afrikanische Gesellschaft sind von Hamburg aus nicht blos recht namhafte Summen zur Verfügung gestellt worden, sondern Factoreien von Hamburger Handelshäusern haben auch den Expeditionen der Herren Güßfeldt und Fr. Lentz redlich jede andere Förderung zu bereiten gesucht. In der That sind auch die Bemühungen, tiefer in alle Theile Afrikas einzudringen, von ganz besonderem Interesse für Hamburg. Hat doch eine ganze Reihe unserer bedeutendsten Kaufleute gerade mit diesem Erdtheil die wichtigsten Handelsbeziehungen angeknüpft. Unsere großen Gummifabriken holen sich von dort das Rohmaterial. Von Oberguinea bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung und ebenso längs der Ostküste bis nach Arabien hin erstrecken sich die Contore von Hamburger Bürgern, aus welchen uns Elfenbein und Diamanten, Wolle und die verschiedensten andern Dinge zugeführt werden. Bekannt ist ja auch

Digitized by

der Thierhandel von Hagenbeck, der gleichfalls wichtige Bezugsquellen in den verschiedenen Theilen von Afrika hat. Als wir neulich die Freude hatten, eines der berühmtesten Ehrenmitglieder der geographischen Gesellschaft, Herrn Dr. Nachtigall, zu einem Berichte über seine gefahrvollen Reisen nach Bornu, Darfur u. s. w. zu empfangen und ihm zu Ehren ein Festessen bei Jakob in Ninstedten zu veranstalten, da waren die großen Afrikaner in sehr stattlicher Zahl vertreten.

Auch in der neuesten Zeit hat die geographische Gesellschaft der Unterstützung von Entdeckungsreisen ein lebhaftes Interesse zugewendet. Die Bremer Anregung, eine neue Nordpolarexpedition von Seiten des deutschen Reiches zu Stande zu bringen, hat hier warme Befürwortung gefunden. Ein Sohn Hamburgs, Dr. Andreas, welcher im Auftrage des preußischen Cultusministers und der Berliner Akademie der Wissenschaften sich zur Erforschung von Persien auf den Weg gemacht hat, wird, von hier aus mit reichen Mitteln zur Verlängerung seines Aufenthaltes in jenem Lande versehen, ein Stück von Südpersien speciell für unsere Gesellschaft bereisen und ihr alles wissenschaftliche Material, welches er auf diesem Theile seiner Reise sammeln kann, sowie alle archäologischen Funde und kunstgewerblichen Erwerbungen zur Verfügung stellen. Gern geben auch wir uns der in dem vorliegenden Berichte ausgesprochenen Hoffnung hin, daß der nächste Jahresbericht von reichen Ergebnissen dieser Reise Kunde bringen werde. Und in Bezug auf die Belebung des Interesses für die geographische Wissenschaft kann die geographische Gesellschaft mit besonderer Befriedigung auf ihre Wirksamkeit zurückblicken. Die alle Monate in den regelmäßigen Versammlungen gehaltenen Vorträge waren stets sehr zahlreich besucht und boten außer den Berichten über die Ergebnisse fremder Forschungen auch so manche Mittheilung über eigene Reisen von Mitgliedern des Vereins. Den Glanzpunkt bildeten in dieser Beziehung die Vorträge der Herren Weyprecht und Payer — wir dürfen auch sie zu unsern Ehrenmitgliedern zählen — über die von ihnen geleitete österreich-ungarische Nordpolexpedition. Naturgemäß mußte die wärmste Sympathie der Hamburger, der Seefahrt so vertrauten Bevölkerung jenen kühnen Helden entgegenkommen, die soeben erst den grausen Gefahren, allen Schrecknissen der starren Eisregion entgangen waren und nun hier in Hamburg zuerst wieder deutsches Land betraten, zum ersten Male hier über ihre Erlebnisse, noch voll von der Unmittelbarkeit der gewonnenen Eindrücke Bericht erstatten konnten. Es war ein schönes Fest des Empfanges, das ganz Hamburg den zurückkehrenden Helden der geographischen Forschung in würdigster Weise bereitete, und nicht so leicht dürfte sich wiederholen, was in jenen Tagen geschehen, daß die Elite der so soliden Hamburger Gesellschaft, etwa 250 Männer mit vielen Ehrengästen (außer den Mitglieder der Expedition waren u. A. zu diesem

Digitized by Google

Empfange herbeigeeilt die Professoren Dove und Neumayer Berlin, von Hochstätter Wien, die Grafen Wilczek, Zichy, Wurmbrand und Palffy, die Kapitäne Koldewey und Begemann; Dr. Schweinfurt) bis um die Mitternachtsstunde der Helden des Tages harrte und dann in gehobenster Stimmung mit ihnen bis zum grauenden Morgen an fröhlicher Tafelrunde vereinigt blieb.

Da ich mich auf dem geographischen Gebiete befinde, so lassen Sie mich noch eines Unternehmens erwähnen, das zwar in der wissenschaftlichen Welt vollkommen geschätzt wird, in weiteren Kreisen aber noch nicht genügend bekannt sein dürfte. Den Handel nach einigen Theilen der Südsee, besonders auf den Samoainseln, beherrscht fast vollständig das Haus Godeffroy & Sohn, an dessen Spitze Herr Cäsar Godeffroy steht. Es ist der Ruhm dieses Hauses, daß es neben seinen mercantilen Zwecken auch die wissenschaftlichen Bestrebungen niemals aus den Augen verliert. Die Kapitäne, welche die Schiffe dieses Hauses nach der Südsee zu leiten haben, sind zugleich beauftragt, so viel wie möglich wissenschaftliches Material zu sammeln und nach Hause mitzubringen.

Das Museum Godeffroy vereinigt die Ausbeute dieses Sammlerstrebens und birgt um so reichere Schätze, da schon seit Jahren eine große Zahl von wissenschaftlichen Reisenden in seinem Interesse thätig ist. Schon mancher bedeutenderen Forschung sind auf diese Weise die Wege gebahnt, die Mittel geboten worden. Seit zwei Jahren erscheint das Journal des Museums Godeffroy, welches sich speciell die Verwerthung des im Museum aufgehäuften Materials zur Aufgabe stellt, gleichfalls herausgegeben von dem unermüdlichen Secretär der geographischen Gesellschaft, Herrn L. Friederichsen. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf den reichen Inhalt dieses Museums einzugehen. Das aber glaube ich verrathen zu dürfen, daß uns das nächste Heft voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres eine Abhandlung von R. Virchow über die im Museum Godoffroys befindlichen acht Skelette und Schädel Eingeborener Queenlands, sowie ethnographische Gegenstände aus Nordostaustralien bringen wird. Der berühmte Gelehrte weilte nur kürzlich erst einige Tage in den Mauern unserer Stadt und benutzte seine Ferienmuße dazu, um sich noch einmal durch eigene Messungen von der Genauigkeit der photographischen Abbildungen zu überzeugen, welche auf zwanzig Tafeln seiner Abhandlung beigegeben werden sollen.

Aus Kairo. Die Justizreform. Neues Gesetzbuch. Forschungen. — Die Ungeduld des Khedive, die so lange und eifrig erstrebte Justizreform endlich ins Leben, und die bereits vor Monaten eingesetzten internationalen Gerichtshöfe endlich in Wirksamkeit treten zu sehen, hat sich abermals Zügel anlegen müssen. Schon am 1. Juli d. J. sollte die neue Organisation des Gerichtswesens, die bezüglich der im Lande lebenden Fremden mit den Mächten

Digitized by Google

vereinbart worden ist, ihre Functionen beginnen, doch verschob man damals den Termin auf den 1. Oct. weil immer noch der Abschluß der darüber mit Frankreich geführten Verhandlungen fehlte, dessen Nationalversammlung noch nicht Zeit, Gelegenheit, oder auch Entschluß gefunden hatte, über die Angelegenheit ihr Votum abzugeben. Dies ist aber auch bis zum 1. Oct. noch nicht geschehen, und so hat der Khedive, dem es offenbar unangenehm sein würde, wenn die Sache nicht sogleich als eine ganz fertige auf den Schauplatz träte, sich zu einem abermaligen Aufschub herbeigelassen. Nubar-Pascha, welcher, nachdem er bei seinem Herrn vorübergehend in Ungnade gefallen, seit einiger Zeit wieder Minister des Auswärtigen ist, hat unter dem 14. Oct. ein Circular an die Generalconsuln der fremden Staaten erlassen, worin er ihnen von diesem Entschluß des Khedive und den Gründen desselben Mittheilung macht.

Mehrere der Großmächte, so wird dort ausgeführt, hätten den Wunsch zu erkennen gegeben, daß die neuen Gerichtshöfe erst mit dem 1. Jan. künftigen Jahres ihre Wirksamkeit beginnen möchten, damit der französischen Nationalversammlung Zeit gelassen werde, sich über die ihr gemachte Gesetzesvorlage betreffs der aegyptischen Justizreform zu äußern. Der Khedive würde in jedem Falle den Mächten gegenüber seine Willfährigkeit bewiesen haben, aber die Wünsche derselben stimmten in diesem Falle mit seinen eigenen überein; denn es würde ihm, zumal angesichts der wohlwollenden Haltung der französischen Regierung, unlieb sein, zur Einführung der Reform schreiten zu sollen, ehe auch die Nationalversammlung durch ihre Zustimmung die Absichten der Regierung gebilligt und damit die neue Ordnung auch von Seiten Frankreichs sanctionirt habe. Er erwarte mit Zuversicht dieses Ergebniß welches den Beweis liefern werde, daß Frankreich mitwirken wolle zu einem Zustande der Dinge, bei welchem, wie sämmtliche Mächte zugeständen, alle Interessen gleichmäßig berücksichtigt und durchaus gesichert seien, indem damit die Gerechtigkeit zur Grundlage für die Beziehungen zwischen Europa und Aegypten gemacht werde. Demgemäß habe er denn beschlossen, die Functionen der internationalen Gerichtshöfe erst am 1. Jan. 1876 beginnen zu lassen, mit welchem Zeitpunkte alsdann die neue Ordnung definitiv in Kraft treten werde.

Inzwischen sind die Vorbereitungen zu dieser neuen Ordnung der Dinge auch insofern bereits getroffen, als ein neues Gesetzbuch eingeführt worden ist, das aber nicht blos für die internationalen Gerichtshöfe, sondern für sämmtliche Gerichte des ganzen Landes bestimmt ist, und wodurch folglich auch dem Land selbst nach und nach eine bessere und geordnetere Rechtspflege verschafft werden dürfte, als bisher in mancher Beziehung bestanden hat. Dieses Gesetzbuch ruht auf den Grundsätzen und Anschauungen europäischen Rechtes und

Digitized by Google

ſcheint ſich vorzugsweiſe dem franzöſiſchen Rechte anzuſchließen, wenigſtens heißt es in dem Publicationsdecret, welches der Khedive unter dem 16. Sept. erlaſſen hat, daß darin diejenigen Geſetze zuſammengeſtellt ſeien, welche den Gegenſtand des code civil, code de commerce, code de commerce maritime, code de procédure civile et commerciale, code pénal und code d'instruction criminelle bildeten. Gleichzeitig mit dieſem Decrete, welches die Einführung des neuen Geſetzescodex bei ſämmtlichen Gerichten des aegyptiſchen Gebietes für den 18. Oct. anordnet und alle ihm entgegenſtehenden Geſetze, Verordnungen und Decrete aufhebt, iſt dem Juſtizminiſter das mit dem Siegel des Khedive verſehene Original-Exemplar deſſelben zugeſtellt worden, „damit ſein Inhalt ſofort zur Kenntniß Aller gebracht werde.“ Dies iſt denn auch inſofern geſchehen, als bereits zwei Tage darauf an alle Mudiriyen ſowie an alle Generalconſulate der fremden Staaten ein Exemplar dieſes „aegyptiſchen Geſetzbuches“ verſandt worden iſt..

Von den Expeditionen, welche der Khedive zur genaueren Erforſchung der theils neu eroberten, theils — obgleich ſchon vorlängſt erobert — noch wenig nutzbar gemachten Gebiete von Dar-Fur und Kordofan ausgeſandt hat, und die von Officieren des aegyptiſchen Generalſtabes (meiſt Amerikanern) geleitet werden, ſind im Laufe der letzten Wochen mehrere Berichte beim hieſigen Kriegsminiſterium eingetroffen, die intereſſante Mittheilungen verſchiedener Art enthalten und neben den ſpeciellen Angaben über die zu wählenden oder anzulegenden Karavanenſtraßen für Handelsverkehr und Truppenmärſche manches Allgemeine darbieten, was die bis jetzt ja noch ziemlich beſchränkte Kenntniß dieſer Länder erweitert und bereichert.

Den Weg von Khartûm bis Obeïd (oder Obeyâd), der Hauptſtadt von Kordofan, hatte man in fünfzehn Tagemärſchen von durchſchnittlich je ſieben Kamelſtunden zurückgelegt, wobei man zuerſt, ſechs Tage lang, dem Laufe des Weißen Nils auf deſſen öſtlichem Ufer folgte, bis Tira-el-Hadra, und alsdann ſich nach Weſten wandte, um in ziemlich gerader Linie die hier ſich ausdehnende Ebene zu durchſchneiden, welche ſpäter in die Sahara übergeht. Nur an dreien der fünfzehn Lagerſtätten fand man kein Waſſer, ſonſt iſt daſſelbe überall in ziemlich ausreichender Menge vorhanden, wenn auch die Brunnen zum Theil 30 bis 50 Meter tief ſind und ſein müſſen. Auf dem ganzen Wege giebt es Weideplätze genug für den Unterhalt der Kamele. Der Weg ſoll ſelbſt im gegenwärtigen Zuſtande für Fuhrwerk paſſirbar ſein, und man würde, um ihn völlig dazu in Stand zu ſetzen, nur hier und da Einſchnitte in die Böſchungen der zu durchſchreitenden Flußbetten zu machen und an einigen waldigen Stellen Bäume niederzuhauen haben. Auch eine Eiſenbahn würde man auf der ganzen Strecke mit leichter Mühe und ohne große Koſten herſtellen können, welche an mehreren Stellen ſo viel Brennmaterial vorfände,

Digitized by Google

daß daſſelbe zur Speiſung der Locomotiven einige Jahre lang genügen würde. Der am weißen Nil entlang führende Theil des Weges zieht ſich durch einen bis ſechs Kilometer breiten Streifen Alluviallandes hin, welcher durch die jährlichen Ueberſchwemmungen des Fluſſes gebildet iſt und davon noch jetzt ziemlich regelmäßig berührt wird; nach Weſten zu wird dieſer Streifen durch eine Reihe niedriger Hügel begrenzt. Er ſcheint ſehr fruchtbar, bringt jedoch gegenwärtig wegen des ſpärlichen Anbaues nur geringe Quantitäten von Baumwolle und Durrha hervor. Nach Süden zu wird er immer breiter und dehnt ſich daſelbſt zu einer Fläche von etwa achthundert Quadratkilometer aus, die leicht durch kleine Canäle zu bewäſſern, und deren Ertrag bedeutend zu ſteigern ſein würde, während derſelbe jetzt nur hinreicht, die nicht eben zahlreiche wilde Bevölkerung zu nähren, außerdem aber allerdings beträchtlichen Heerden ſchönen Viehes Weide gewährt. Ueberall findet man theils in zerſtreuten Gruppen, theils in kleinen Waldungen Gummi-Akazien. Die Dörfer ſind in dieſem ganzen Gebiete ziemlich zahlreich und beſtehen aus Hütten von Durrhaſtroh und Gras, die entweder kegelförmig zugeſpitzt ſind, oder die Form von kleinen Parallelogrammen haben. Nachdem man den Nil verlaſſen hat und nach Weſten abgebogen iſt, wird die Vegetation ſpärlicher; der Charakter der Gegend iſt der einer wellenförmigen Fläche, die meiſt mit hohem Graſe und jezuweilen mit Gruppen oder kleinen Wäldern von Mimoſen bedeckt iſt, aber ſtellenweiſe auch große kahle Strecken ſandigen Bodens zeigt; doch ſind ſelbſt dieſe letzteren zur Regenzeit anbaufähig. Der Ackerbau befindet ſich indeß hier überall in dem primitivſten Zuſtande; beim Eintritt der Regen entfernt man die vertrockneten Gräſer, wirft den Samen in Löcher, ſcharrt mit dem Fuße etwas Erde darauf und überläßt der Natur das Uebrige. Der Mangel an Waſſer würde hier allerdings immer ein Hinderniß für erheblichere Ausdehnung des Anbaues ſein, da man nichts anderes würde cultiviren können, als was während der Regenzeit reif wird. Dagegen iſt der Ertrag an Gummi beträchtlich, und außerdem deutet die durchgängig rothe Farbe des Bodens und des Sandes auf das Vorhandenſein von Eiſen; in der That wird auch etwa ſechzig Kilometer von Obeïd ein Metalllager ausgebeutet; man findet dort das Eiſenerz in unregelmäßigen Stücken in einer Tiefe von nur zwei bis drei Metern.

Das Reich des Khedive dehnt ſich nach Süden und Südweſten immer weiter aus, und wie man aus dieſen von ihm ausgeſandten Erforſchungsexpeditionen, ſowie aus der auf ſo viele Gegenſtände ſich erſtreckenden ſorgfältigen Berichterſtattung derſelben ſieht, ſorgt die Betriebſamkeit des aegyptiſchen Herrſchers dafür, daß dieſe weiten Gebiete nicht unergiebig bleiben und zugleich, ſoweit es angeht, in den Bereich des Verkehrs und der Civiliſation hereingezogen werden. Wenn wirklich die hier angedeutete Idee einer Eiſenbahn von Khartûm nach Obeïd zur Ausführung käme, ſo würde man, da die

Digitized by Google

sogenannte oberaegyptische Bahn schon seit Jahren stetig fortschreitet und bis Khartûm geführt werden soll, in vielleicht nicht gar zu ferner Zukunft eine directe Schienenverbindung von Alexandrien bis fast in das Herz von Africa hinein haben! Wie weit es dem Khedive gelingen wird, diese und andere Pläne zur Verwirklichung zu bringen, ist ja freilich abzuwarten, immerhin aber ist auch schon dies, daß er sie hegt und mit Eifer verfolgt, von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. λ.

Aus Berlin. Die Strafgesetznovelle im Reichstag. — Die Strafgesetznovelle hat augenblicklich fast das gesammte öffentliche Interesse in Beschlag genommen. In der Presse, wie in der privaten Discussion wird das Für und Wider eifrig erwogen und erörtert. Natürlich stehen diese Auseinandersetzungen in engstem Zusammenhange mit der jüngsten Debatte des Reichstages über diesen Gegenstand und vielleicht ist sogar diese Debatte vielen Leuten interessanter als der Gesetzentwurf an sich, über dessen voraussichtliches Schicksal zur Zeit keine sehr erheblichen Meinungsverschiedenheiten mehr bestehen. Mit der Annahme des Lasker-Hänelschen Antrages ist die principielle Entscheidung über die geschäftliche Behandlung der einzelnen Paragraphen und fast zugleich auch die thatsächliche Beschlußfassung über die Annahme oder Ablehnung der einzelnen gesetzlichen Bestimmungen erfolgt. Man hat eine Anzahl von Paragraphen an die Commission verwiesen und die übrigen der Berathung im Plenum vorbehalten. Die ersteren sind diejenigen, über die man eine Einigung für wünschenswerth und möglich hält, bei der zweiten Gruppe erscheint die endliche Verständigung entweder zweifelhaft oder durchaus ausgeschlossen. Zu der ersten Kategorie gehören die Ergänzungsbestimmungen betreffend die Antragsdelicte, die Körperverletzungen und der dem belgischen Strafrecht nachgebildete sogenannte Paragraph Duchesne, in die zweite fällt die unter der Bezeichnung des Arnimparagraphen bekannte Strafbestimmung und die gesammten politischen Bestimmungen des Gesetzes, welche sich auf die Presse, das Vereinsrecht und die Kanzel beziehen. Es unterliegt nach der bestimmten Aeußerung des Reichskanzlers nicht dem geringsten Zweifel, daß sich die Regierung mit diesem Ergebniß der Berathung begnügen wird, wie sie überhaupt jedes Resultat zur Zeit acceptirt, indem sie sich nur vorbehält, die betreffende Vorlage in einer späteren Legislaturperiode wieder von neuem einzubringen. Damit ist auch auf diesem Gebiete dem Ausbruche eines Conflictes entschieden vorgebeugt und dadurch ist gewiß viel, sehr viel gewonnen. Denn wie überhaupt das dauernde Einverständniß der Regierung mit der Majorität des Parlamentes zu allen Zeiten auf das lebhafteste zu wünschen ist, so ist es im gegenwärtigen Augenblicke, wo die auswärtige Politik anscheinend vor sehr wichtigen Entscheidungen steht, dringend geboten, daß im Innern keine wesent-

Digitized by Google

lichen Differenzen hervortreten. Das ist nun glücklicherweise nicht zu befürchten. Dennoch ist die Situation keineswegs eine erfreuliche, vielmehr sind deutliche Spuren mannigfacher Verstimmung bemerkbar. Wie ich nochmals ausdrücklich hervorheben will, es ist durchaus nicht zu besorgen, daß sich aus derselben thatsächliche Nachtheile ergeben, aber es erscheint doch nothwendig, diese Thatsache in ernstliche Erwägung zu ziehen, zumal das Mißvergnügen nicht auf die parlamentarischen Kreise beschränkt ist, sondern sich in viel weiteren Regionen geltend macht. Sie werden wahrscheinlich erwarten, daß ich hier der Unzufriedenheit Ausdruck gebe, die man so vielfach darüber empfunden und geäußert hat, daß die Regierung so viele, die Preß- und Vereinsfreiheit bedrohende Bestimmungen der Gesetzgebung einzuverleiben versucht hat. Diesen Punct will ich indeß nicht erörtern. Diese Unzufriedenheit ist zur Genüge constatirt und will man über diese Sache noch etwas sagen, so könnte man höchstens dem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß die Reichsregierung nicht wenigstens durch eine bessere juristische Formulirung der von ihr beantragten Bestimmungen, die ihrer Annahme entgegenstehenden Hemmnisse vermindert hat. Weiter möchte ich aber keines Falles gehen, denn ich glaube, daß bei der Erörterung dieser politischen strafrechtlichen Bestimmungen, wie sie gewöhnlich gehandhabt wird und wie auch ich sie augenblicklich vorzunehmen scheinen könnte, ein sehr wesentlicher Factor entweder von vorne herein übersehen und außer Acht gelassen, oder doch möglichst gering angeschlagen wird, das ist die einfache Thatsache, daß die von gewisser Seite her drohenden socialen Gefahren sich von Tag zu Tag vergrößern, keineswegs dem Reiche der Märchenwelt angehören und daher auch eine entsprechende Abhilfe erheischen. Giebt man die Richtigkeit dieser Thatsache zu, statt sie, wie es meist geschieht, zu ignoriren oder abzuschwächen, so muß sich die Discussion über den politischen Werth oder Unwerth der fraglichen strafrechtlichen Bestimmungen ihrem ganzen Charakter nach wesentlich ändern und vielleicht würde sich dann die Schaar der Unzufriedenen erheblich lichten.

Doch will ich überhaupt nicht mit ihnen rechten, verstärkt doch nur jede Erörterung die Resonanz dieser unliebsamen Dissonanzen. Ich will etwas anderes. Ich bin zwar auch ein Unzufriedener, aber von einer anderen Art und aus einem anderen Grunde. Ich habe sehr viele Glaubensgenossen und wir leiden alle unter dem Uebelstande, daß unsere Meinung in den öffentlichen Organen nirgends vertreten ist, weil diese Organe gegenwärtig wie oftmals mit allen möglichen Dingen beschäftigt sind, über die brennenden Tagesfragen auch die tiefsinnigsten Betrachtungen und schärfsten Kritiken anstellen und leider dabei das zu sagen vergessen, was in aller Munde ist und was eigentlich die Stimmung des Publicums thatsächlich ausmacht. In diesem Falle will ich indeß mit den Zeitungen nicht so scharf in das Gericht gehen. Ihre Aufgabe

Digitized by Google

war diesmal so leicht nicht, wenigstens gehörte zu ihrer Ausführung viel Selbstverläugnung. Denn hätten die Zeitungen sagen wollen, was man hier vielfach über die letzte Debatte im Reichstage und über die Aeußerungen der Presse denkt, so hätten sie schreiben müssen, man findet es sehr bedauerlich, daß man hier wie dort die Ansichten eines Mannes von solcher Erfahrung wie Bismarck so leicht genommen und so abfällig beurtheilt hat. Wir haben in diesen Tagen vieles hören und lesen müssen, was in Anbetracht der thatsächlichen Verhältnisse eigentlich gradezu unglaublich ist. Seit dreizehn Jahren steht Bismarck an der Spitze der Geschäfte. Ueber seine Leistungen ein Wort zu sagen ist überflüssig. Erwähnenswerth aber ist doch, daß er das Meiste während seiner Laufbahn in directem Gegensatze zu der jeweilig herrschenden Anschauung durchgeführt hat. Erinnerlich ist auch wohl noch, daß diese Gegensätze bisweilen so krasse waren, daß die Bismarckschen Anschauungen von der im Publicum jeweilig herrschenden Staatsweisheit gradezu verlacht wurden. Bekanntlich hinderte ihn diese Geringschätzung nicht, das deutsche Reich zu gründen und nebenbei dadurch die Richtigkeit seiner Ansichten zu erweisen. Man sollte nun doch glauben, daß die Meinungen eines solchen Mannes in jedem neuen Falle eine außerordentliche Präponderanz für sich haben müßten, wenigstens findet man in der Geschichte großer Männer im Allgemeinen eine Bestätigung dieser Meinung. Mindestens aber sollte man glauben, daß diejenigen, welche im Laufe der letzten dreizehn Jahre vom Fürsten Bismarck mit dem Schiffchen ihrer persönlichen Weisheit zu wiederholten Malen auf den Sand gesetzt worden sind, eine gewisse Befangenheit verspürten, wenn sie zu einer neuen politischen Seefahrt sich aufmachten. Aber nichts von alledem ist der Fall. Wenn man gewisse Redner im Parlamente hört und die Commentare in der Presse dazu liest, so meint man die Sieger in hundert Schlachten zu vernehmen, so unfehlbar und stolz ist Ton und Sprache. Und wie belehrend ist der Inhalt. Wie schön haben die Zeitungen jüngst den Fürsten Bismarck über die Mittel aufgeklärt, auch ohne den Arnimparagraphen die Disciplin im diplomatischen Dienst zu wahren, wie wohlwollend, aufmunternd äußerten sich manche Zeitungen über die von Bismarck neulich entwickelten finanzpolitischen Maximen. Sehr genial, meinten sie, nur freilich ein wenig unreif. Ein geschulter Nationalökonom, so setzte ein besonders weiser Mann hinzu, würde über Bismarcks Theorien gelächelt haben. Vielleicht entsinnt sich der geehrte Schreiber jener Zeilen, daß schon öfters geschulte Männer über Bismarcks Theorien gelächelt haben, ohne daß grade der spätere Verlauf dieser Ereignisse dieser heiteren Gemüthsstimmung entsprochen hätte. Vielmehr wurde nachher auf der andern Seite gelächelt. Daß dieser schon so oft eingetretene Fall abermals sich ereignen könnte, kommt heute, wie es scheint Niemand in den Sinn. Und wenn Herr Lasker dem Märchen ein

Digitized by Google

Ende machen will, daß das Strafgesetzbuch zu milde sei, so hat er bei diesem Werke auf den unbedingten Beistand aller liberalen Blätter zu rechnen, denn Herr Lasker ist Jurist und versteht die Sache. Der Reichskanzler übersieht die Frage zwar von einem allgemeinen Standpunct, das läßt sich nicht läugnen. Auch hat er wohl auf Grund seiner amtlichen Stellung ein umfassenderes Material zur Verfügung, um sich seine Ansicht zu bilden. Das ist alles ganz richtig. Aber Herr Lasker hat doch Recht, denn Herr Lasker ist Jurist, und wenn Fürst Bismarck auch sonst ihm gegenüber meistens Recht behalten hat, so thut das hier nichts, denn hier entscheidet der juristische Fachmann. Merkwürdiger Weise wird dem Fachverständniß des Fürsten Bismarck nicht derselbe Werth beigelegt. Denn wenn dieser erklärt, daß er aus seiner ganzen politischen Erfahrung heraus für die Bestimmungen des Arnimparagraphen eintreten müsse und denselben aus praktisch dienstlichen Gründen durchaus brauche, so wird diesem Wunsche aus juristischen Gründen widersprochen und das Verlangen abschlägig beschieden. Ich will dieses Thema nicht weiter ausführen. Ich wollte nur darauf hinweisen, daß man vielfach die staatsmännische Erfahrung des Reichskanzlers trotz aller sonst gewiß sehr bereitwillig gezollter Anerkennung unterschätzt oder sie wenigstens thatsächlich unbeachtet läßt. Ich glaube, daß man im Volke über diese Thatsache nicht so leicht hinweggehen wird, wie in parlamentarischen Kreisen und daß sich vielleicht schon bei den nächsten Wahlen eine Bewegung kundgeben wird, welche einer solchen Opposition, wie sie heute geübt wird, jedenfalls keine neuen Kräfte zuführen wird. J.

Literatur.

Kneseбeck und Schön. Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege. Von Max Lehmann. — Wenn man bedenkt, wie die Sagenbildung auch in historisch helle Zeiten hineingreift, so ist man leicht versucht, dem trivialen Satze von der conventionellen Natur der geschichtlichen Ueberlieferung noch mehr Berechtigung einzuräumen, als ihm in der That gebührt. Und in noch höherem Grade wird man zu diesem Pessimismus geneigt sein, wenn man bemerkt, wie nicht nur durch Unkenntniß der Wahrheit oder durch Leichtsinn der wirkliche Gang der Dinge entstellt und das Urtheil mißleitet wird, wie vielmehr auch durch wissentliche und absichtliche Fälschung die Begebenheiten gar oft selbst von Seite derer verdreht werden, in deren Stellung und äußerer Ehrenhaftigkeit die Gewähr der Wahrheit ganz besonders zu liegen schien. Fast zaghaft schaut man da auf die Gewährsmänner der älteren Vergangenheit zurück, deren genauere Controle uns durch die Mißgunst der Zeiten versagt

Digitized by Google

ist. Um so freudiger aber wird man es anerkennen, wenn es der strengen Justiz der Forschung hier und da gelingt, der Wahrheit ihr Rechtsgebiet zu sichern und im Nothfalle auch einmal das traurige, aber unentbehrliche, Amt des Henkers zu üben.

In zwei meisterlichen Untersuchungen hat Max Lehmann einen Theil des Sagenkreises der Freiheitskriege zerstört und als dessen Urheber zwei Männer hoher Stellung und hochgeachteten Namens gebrandmarkt, die, von maßloser Eitelkeit verblendet, auf anderem Gebiete das verübten, was Lessings Riccaut corriger la fortune nennt. In der That corriger la gloire — das war das Vergehen der Herren v. dem Knesebeck und von Schön, deren Schriften nun durch das uns vorliegende Buch ein für allemal aufgehört haben als historische Quellen für jene große Epoche zu gelten, während der persönliche Ruhm ihrer Verfasser für immer eine tiefe Schädigung erfahren hat.

Der erste Theil des schönen Buches, das den Leser leicht Theil nehmen läßt an der Untersuchung, behandelt Knesebeck in seinem Verhältniß zum russischen Operationsplan und die dreihundert Officiere von 1812.

Die Grundlage der preußischen Staatseinheit war die Armee. Es ist ein Verdienst Droysens in seinem York nachgewiesen zu haben, wie der Geist der friedericianischen Armee zunächst die Einheit bildete, die die Befreiungskriege möglich machte, wie ihr Gedanke dann immer weitere Kreise durchdrang. Dieses Heer, von den Hohenzollern geschaffen, hat sich im Gegensatz zu den Truppen anderer Staaten nie in politischer Opposition befunden gegen das Staatsoberhaupt, wobei natürlich an einen sklavischen Gehorsam, der jede Freiheitsäußerung ausgeschlossen hätte, nicht zu denken ist. Im Gegentheil hat man gerade in der Verbindung von Gehorsam und Freiheit mit Recht einen wesentlichen Grund der Vortrefflichkeit dieses Heerwesens erkannt. Man macht nun gewöhnlich auf drei autonome Willensäußerungen der preußischen Armee während der Befreiungskriege aufmerksam: auf Schills Zug, Yorks Convention und den Austritt der dreihundert Officiere. Was Schill anlangt, so ist die Sachlage noch nicht hinlänglich aufgeklärt und was York betrifft, darf man wohl annehmen, daß er vorauswissen konnte, wie seine That aufgenommen werden würde, obwohl er, wie Droysen nachgewiesen hat, keineswegs nach geheimen Instructionen gehandelt hat. Was aber den Austritt von dreihundert Officieren aus der Armee anlangt, so giebt Lehmanns Untersuchung folgendes. In gleichzeitigen oder der Zeit nahe stehenden Schriften findet sich die Nachricht, daß in Folge der Zwangsallianz Friedrich Wilhelms III. mit dem ersten Napoleon „manche", „mehrere", „viele" Officiere aus der preußischen Armee getreten seien. Ueber dreißig Jahre später tritt nun die Behauptung auf, es seien dreihundert Officiere gewesen, ein Sechstel des gesammten preußischen Officiercorps von damals, offenbar ein Ereigniß

Digitized by Google

von der allergrößten Wichtigkeit, das mit Recht als ein Zeichen tiefgehender nationaler Verstimmung von der modernen Geschichtsschreibung verzeichnet ward. Lehmann konnte als die Quelle der schnellverbreiteten Nachricht das Fragment der Memoiren bezeichnen, welche der Generalfeldmarschall von dem Knesebeck hinterlassen hatte, ein Schriftstück, dessen staunenswerthe Unwahrheiten theils durch andere Worte des Autors selbst, theils durch Documente des preußischen Staatsarchives, theils durch gleichzeitige Zeugen oft in ergötzlicher Weise Schritt für Schritt scharf und klar nachgewiesen werden. In diesem Documente, in welchem Knesebeck sich die Autorschaft des Feldzugsplans von 1812 zuspricht und erzählt, wie er, um Napoleon recht tief in das innere Rußland zu locken, das Bündniß Preußens und Frankreichs befürwortet und zugleich bei Alexander für einen beständigen Rückzug der russischen Armee plaidirt habe, während uns unwiderleglich bewiesen wird, wie er gerade im entgegengesetzten Sinne dachte und wirkte, wird Scharnhorst, mit welchem Knesebeck stets auf gespanntem Fuße stand, als Urheber dieses Massenaustritts angegeben. Die ganze Sache zerfällt durch die Untersuchung in nichts und mit ihr alle Folgerungen, die man aus ihr ziehen konnte. Nicht dreihundert Officiere nahmen den Abschied, sondern gegen dreißig, und diese nicht zu gleicher Zeit und nicht nach einem gemeinsamen Plane. Im Gegentheil meint der Verfasser mit Recht hier verschiedene Motive annehmen zu müssen. Während die Führer der Actionspartei, die Scharnhorst, Gneisenau und Boyen, die den Kriegsplan bis zur Unterzeichnung fertig hatten, mit ihrer Ehre es nicht gut vereinbar fanden, unter dem Feinde zu kämpfen, der von ihren Plänen Kunde haben mußte, und vom König gnädig unter Beförderungen und mit Vorbehalt für die Zukunft entlassen wurden, während die Dohnas, Clausewitz, Tiedemann, Gröben und Röder ihre Pläne und Hoffnungen nicht begraben wollten, hat doch auch der Rest der übrigen um einer großen Idee willen viele zeitliche Opfer gebracht. Und so wird man auch milder über sie urtheilen, zumal wenn man erwägt, wie schwer es nach Steins eigenen Worten war, in jener Zeit die Pflichten des Bürgers mit denen des sittlichen Menschen in Einklang zu bringen. Das ist das Endergebniß der ersten Untersuchung, neben welchem sich noch viele wichtige historische Resultate finden, auf welche einzugehen hier nicht der Ort ist.

Der zweite Theil des Buches schildert Schön, den preußischen Landtag und die Landwehr von 1813.

Gewiß ist es unter anderen Gründen auch der Geist resignirter Pflichterfüllung gewesen, welcher die bedeutenden Männer des älteren preußischen Staates abhielt, uns in eigener Darstellung die Geschichte ihres Wirkens zu hinterlassen. Erst die Befreiungskriege helfen dem Mangel an Memoiren

Digitized by Google

ab, den die Geschichtsschreibung dieser älteren Zeit so lebhaft empfinden muß. Von Tag zu Tag mehren sich in dieser Richtung die Beiträge, auch die Papiere Schöns sind, zum Theil wenigstens, vor kurzem in die Oeffentlichkeit getreten. Ihre von den gewöhnlichen Annahmen abweichende Darstellung der Dinge hat vor allem aufs neue die Untersuchung dieser Zeiten angeregt und wohl auch den Anlaß zu unserm Buche gegeben. Nachdem der Verfasser die Persönlichkeit Schöns, den provincialen und parteiischen Charakter seines Patriotismus, seine Eitelkeit gekennzeichnet, nachdem er gezeigt hat, wie provinciale Neigung und politische Abneigung ihm das Auge getrübt, nachdem er seine Beurtheilung Steins, der immer als die Marionette Schöns erscheint, zurückgewiesen und uns in den Stand gesetzt hat zu sehen, wie Schön die Geschichtsfälschung fast systematisch trieb, begründet er sein hartes Urtheil durch eine vernichtende Kritik der Schönschen Darstellung des ostpreußischen Landtages und der Schaffung der Landwehr von 1813, welche letztere Schön als eine ostpreußische Erfindung seiner Provinz vindicirt. Schön, um über diesen Punct nur ein paar Worte sagen, erklärte sie für eine Schöpfung Alexander Dohnas, hinter der natürlich er selbst stand. Die Wahrheit ist die. Von Stein angeregt, hatte Clausewitz den Entwurf eines Landwehrgesetzes flüchtig ausgearbeitet, der von Stein corrigirt an York übergeben ward. Dieser wiederum übergab ihn einer Commission des preußischen Landtags, an deren Spitze Dohna stand, der seinen Entwurf nun, wie er selbst schrieb, „danach arbeitete", mit wesentlichen Modificationen freilich, die die Stellvertretung betrafen. Da nun weder Stein, noch Clausewitz, der Lieblingsschüler Scharnhorsts, beide die intellectuellen Urheber des Entwurfes, Ostpreußen waren, so fällt der ostpreußische Ursprung von selbst. Wenn ferner Schön sagt, die ostpreußische Landwehr habe das Muster für die übrigen Provinzen gegeben, so stellt Lehmann ihm den Ausspruch Hippels entgegen, daß schon im Februar und noch früher als die ostpreußischen Vorschläge anlangten, Scharnhorst seinen vollendeten Entwurf ihm zur letzten Feile übergeben habe. Indeß auch Scharnhorst allein konnte keine so durchgreifende Reform schaffen, an der viele Hände mitgearbeitet haben, mitarbeiten mußten; sie entsprang wie alle solche gewaltige Umgestaltungen aus der innersten Natur des Volkes, wie wir durch einen kurzen Blick auf die Entstehungsgeschichte des großen Gedankens belehrt werden.

Die Geschichte all dieser Dinge tritt hier zum erstenmal in richtiger Darstellung ans Licht und man darf die gewonnenen Resultate als eine wahrhafte Bereicherung unseres historischen Wissens bezeichnen, besonders auch die Klarstellung des so wichtigen preußischen Landtages, deren einzelne Momente wir in dieser kurzen Anzeige leider nicht näher betrachten können. Der einfach edle Stil wird dem Buche auch die Freundschaft derer erwerben, welche der historischen Specialforschung ferner stehen. Rd.

Digitized by Google

Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie von Theodor Storm. Erste illustrirte Ausgabe mit Holzschnitten von Hans Speckter. Jena, Mauke. — Storms Hausbuch fügt seinen mannigfachen Verdiensten in der dritten Auflage ein bedeutendes neues hinzu: es macht uns mit einem jungen Künstler von eigenartigem und höchst anziehendem Talent bekannt. Hans Speckters Bilder sind nur klein an Umfang, aber reich an schöner Erfindung und feinem Gefühl. Die feste klare Zeichnung seiner Figuren ist ebenso erfreulich wie die virtuose Behandlung von Licht und Schatten in seinen stimmungsvollen kleinen Landschaften, auch im Holzschnitt des Herrn Räseberg sind die kräftigen Linien wie die malerische Ausführung gleich gut, nur in den kleinen Köpfen scheint die Zeichnung hier und da verunglückt. Besonders gelungen sind die Figuren zu Kerners St. Elsbeth, zu Schölls Pilot und Wackernagels Junker Durst wie die Landschaften zu Falks Drei Knaben im Walde, zu Hölderlins Abendphantasie, zu Schwabs Reiter am Bodensee und vor Allem zu Eichendorffs Götterdämmerung. Auch die ornamentalen Compositionen sind sehr geschmackvoll. Die Eigenthümlichkeit des Künstlers zeigt sich aber am glänzendsten in den Dichterportraits, welche jedesmal durch eine reiche allegorische Umgebung charakterisirt sind. Er bemüht sich, aus den Gedankenverbindungen, die der Name des Dichters in uns erweckt, ein Bild zu schaffen, welches das Wesen desselben zu sinnlicher Anschauung bringt und versteht es, mit seinen Mitteln Manches auszudrücken, das sich schwer in Worte fassen ließe. Ob wir im einzelnen Falle mit seiner Auffassung übereinstimmen, hängt natürlich von dem oft sehr persönlichen Verhältniß ab, in welchem Jeder von uns zu dem Dichter steht; immer aber ist es ein Genuß, die Absichten des Künstlers zu verfolgen. Dabei ist die Ausführung dieser feinsinnigen Compositionen besonders fesselnd durch die liebevolle Behandlung des Details: namentlich in den Thieren und Pflanzen erkennt man den Sohn des „Fabel-Speckters", der dem Vater freilich in jeder Beziehung über den Kopf gewachsen ist. Gleich das erste Portrait zeigt Matthias Claudius als Silhouette in Zopfumrahmung auf einem prächtigen Eichenzweige, sehr hübsch sind Voß, Hölty, E. M. Arndt charakterisirt, besonders glücklich Schmidt von Werneuchen. Rückert schaut aus arabischem Rahmen hervor, neben ihm stehen die orientalische Poesie mit der Rose von Schiras und die abendländische mit dem leierspielenden Eros; an Lenaus Bilde lehnt zwischen Seerosen und Schilf eine trauernde Nixe — desinit in piscem. Bei Eichendorff tritt der eine Satyrkopf störend hervor und Heines Umgebung ist nicht ganz verständlich, das Gesicht der Muse wohl etwas verzeichnet. Auch die Köpfe selbst sind mindestens recht gut und es ist nicht Schuld des Künstlers, daß unsere Geisteshelden ihre Schönheit mehr innerlich haben, nur hätte er Uhland, der durch Frühlingskranz und Lerche

Digitized by Google

doch nur mangelhaft bezeichnet ist, nicht gerade im Profil darstellen sollen. Nur in seltenen Fällen, wie im Pfarrer am Krankenbett und in der Rudelsburg erinnern die Bilder an die gewöhnlichen „Illustrationen", das Meiste ist so hübsch, daß wir nur wünschen können, bald mehr von dem Meister zu sehen. — Von den Gedichten sind aus der ersten Ausgabe manche unbedeutendere von Büchner, Fink, Fischer, Kinkel, Ruh, Mosenthal, Träger u. A. weggelassen, nicht ohne Grund, wenn auch Einzelnes darunter Einem gerade in dieser Sammlung lieb geworden war, Ada Christen ist leider geblieben und weshalb Kurz und Benedix hinzugekommen, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls sieht man, wie der Herausgeber unermüdlich an seinem Werke bessert, und wir hoffen, daß er die Freude daran nicht verlieren und durch dasselbe noch recht Vielen Genuß und Erhebung bereiten wird. C. A.

Notizen. Pariser Zustände während der Revolutionszeit. Von Adolf Schmidt. 2. Theil. Jena, H. Dufft. Das Buch, von dem noch ein dritter Theil zu erwarten steht, liefert einen wichtigen Beitrag zur inneren Geschichte der Revolution von 1789. Die Schilderung der gesellschaftlichen Zustände, das Wachsthum der socialistischen Ideen, die Spielsucht, die Zunahme der Sittenlosigkeit und des Elends in jeder Beziehung bildet den Inhalt des Buches, welches dem Leser den Nimbus der revolutionären Legende gründlich zerstören muß. — Culturbilder aus Budapest. Von Albert Sturm. Leipzig, Fues' Verlag. Das gesammte öffentliche und private Leben der ungarischen Hauptstadt zieht in bunten Bildern an uns vorüber. Wir lernen die jüngsten baulichen Veränderungen der Stadt kennen, besuchen Parlament und Akademie, Theater und Salons, plaudern mit Liszt, Pulszky und Jokai, erfahren allerlei über die Literatur und bekommen auch einen Begriff vom Zeitungswesen. Der Verfasser nimmt es ernst mit seinem Vaterlande und ist weit entfernt davon, in Pest Ungarn und in Ungarn die Welt zu sehen. Als Hauptschäden der Zustände betrachtet er den Umstand, daß die Verfassung nicht in das Blut der Nation übergegangen ist, den Mangel des allgemeinen Pflichtgefühls, des wahren, dauernd opferfreudigen Patriotismus und der Selbstlosigkeit, vor allem auch das Fehlen eines gesetzeskundigen und gesetzestreuen Beamtenstandes. Tabakschmuggel, Gebührenübertretungen, lügenhafte Steuerfassionen, Verweigerung der Steuerzahlung sind an der Tagesordnung. Es kommt vor, daß ein Rittergutsbesitzer den Finanzminister fordern läßt, weil dieser ihm gesprächsweise rieth, doch lieber seine Steuern zu zahlen, als die Execution abzuwarten. Die paar Stunden Schulunterricht genügen nicht gegen die Einwirkungen der Rohheit des Familienlebens; so wird es immer noch nothwendig, in gewissen Comitaten das Standrecht alljährlich zu proclamiren. In politischer Hinsicht bekennt sich der Verfasser als Gegner des schwankenden und zweifelhaften

Digitized by

Liberalismus der Regierung, von der Krise des Jahres 1873 hofft er einen heilsamen volkswirthschaftlichen Umschwung, die Rückkehr zu ehrlicher Arbeit und zur Besonnenheit. Das interessante Buch verdient, sehr empfohlen zu werden. Lebendige und frische Bilder geben auch die Transatlantischen Streifzüge. Von Max von Versen. Leipzig, Duncker und Humblot. Mit offenem Blick durchstreift der Verfasser Südamerika und von St. Francisko aus Nordamerika bis Newyork. Ist es nicht viel Neues, was wir erfahren, so ist es doch gut erzählt und wir haben eine angenehme Lectüre. Mehr durch ihre Form, als durch ihren Inhalt merkwürdig sind die Erinnerungen an Italien. Von Emilio Castelar. Deutsch von J. Schanz. Leipzig, Hartung. Ueberschwänglicher Stil und glühende Phantasie charakterisiren die Darstellung des Spaniers, wir glauben aber kaum, daß sich für beides recht Freunde bei uns finden werden. Diese ganze Geschmacksrichtung liegt hinter uns. — Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln. Von Adalbert Baudissin. 2. Ausgabe. Schleswig, Meves. Nach einer interessanten, nur allzu hypothesenreichen Darstellung der Lage der Inseln plaidirt der Verfasser dafür, daß zum Schutze der Dünen, Watten und Sandbänke seitens des Reiches Gesetze erlassen werden, wie solche in Holland und Preußen seit langem schon bestehen. — Das Salz. Von Moritz Schleiden. Leipzig, Engelmann. Wenn Victor Hehns berühmtes Buch für den ersten Theil dieser Arbeit grundlegend geworden ist, so geht der Verfasser hier doch noch weiter, indem er in seiner bekannten geschmackvollen Weise das Salz nicht nur in den Anfängen unserer Cultur, sondern auch unter dem Einfluß der modernen Cultur und in seinem Verhältniß zum Gewerbe schildert. — Deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen. Von Edmund Höfer. Stuttgart, Kröner. Wenn der Verfasser, der bekannte Dichter anmuthiger Novellen, im Vorwort sagt, daß der Zweck seines Buches für dessen Abfassung im Ganzen ohne Einfluß geblieben sei, daß er vielleicht nur das Reine noch mehr hervorgehoben, das Unreine noch bestimmter abgewiesen habe, so begreift man die Wahl des Titels nicht recht, der nicht zum Vortheil des Buches an die Lehrbücher für „höhere Töchter" erinnert. Das Buch, das sich sonst nicht viel über das gewöhnliche Niveau erhebt, ist im Ganzen verständig, klar und leicht geschrieben, vielleicht hier und da von allzugroßer Milde des Urtheils. — Die Neuen musikalischen Charakterbilder. Von Otto Gumprecht. Leipzig, Haessel, die ein bekanntes Buch desselben Verfassers fortsetzen, schildern Löwe, Wagner, Joachim und Beethoven, vor allem auch dessen Liebe zu der schönen Wienerin Julia Guicciardi. — Das Leben der Seele. Von M. Lazarus. Berlin, Dümmler. Dieser bekanntlich mit großem Beifall aufgenommene Versuch einer populären Psychologie, erscheint vermehrt und erweitert in zweiter Auflage. Die monographische Form, die dem Zwecke

besonders zu dienen schien, ist beibehalten und man wird die trefflichen Abhandlungen über Bildung und Wissenschaft, Ehre und Ruhm, über den Humor und über das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit nur mit Vergnügen lesen. — Friedrich Vischer hat Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichtes. Stuttgart, Meyer und Zeller, veröffentlicht, in denen er die Zeitstrecke des Entstehens, die durch den Wechsel des Stils, durch philosophische, politische, subjective Schwierigkeiten hervorgerufene Verzögerung und schließlich die inhaltschweren Stellen des Gedichtes bespricht. Wenn er früher mit Gervinus angenommen hatte, die Hauptursache der Verzögerung sei die Ungewißheit der Gestaltung des politischen Faust gewesen, so ist er jetzt geneigt, die Ursache hauptsächlich im Stilwechsel zu suchen, in dem Uebergang zur Form des Classicismus. — Politische Geschichte der neuesten Zeit 1816 bis 1875. Von Wilhelm Müller. Stuttgart, Neff. Schon öfters ist in diesen Blättern der „Politischen Geschichte der Gegenwart" von demselben Verfasser lobende Erwähnung gethan worden. Sie liegt hauptsächlich auch diesem Buch zu Grunde, und das ihr gespendete Lob nationaler Gesinnung, knapper und dabei lebendiger Darstellung, findet auch hier seine Anwendung. Die dritte verbesserte Auflage geht bis auf die Mailänder Kaisertage herab. — Der Krieg gegen die Republik. Von Theodor Fontane, Berlin, Decker, schildert in anmuthiger Darstellung aus eigener Anschauung die zweite Hälfte des großen Krieges. Für die Jugend hat die Epoche trefflich dargestellt Ferdinand Schmidt, Deutsche Kriege, die in zweiter Auflage, Berlin bei Kestner erschienen, sehr zu empfehlen sind, während Girschners Deutschlands große Kaiserzeit, Erfurt, A. Stenger nicht immer kritisch verfährt und die Fabeln mehr als billig bevorzugt. — Zur Geschichte der Heilkunde. Von Ludwig Grafen Uetterodt zu Scharfenberg. Berlin, Heymann. Das Buch beschäftigt sich mit den Epidemieen hauptsächlich des Mittelalters, mit der Lepra, der Pest, der Tanzwuth, dem englischen Schweiß und vor allem auch mit den historischen Heeresepidemien. Hier gäbe das Studium der deutschen Annalisten noch mancherlei Ausbeute. Wir erwähnen hier nur beispielshalber die febris Italica, eine Art tödtlichen Hustens, den die deutschen Heere des neunten Jahrhunderts von ihren Alpenzügen heimbrachten. — Von schöner Literatur liegen uns vor Hypochondrische Plaudereien. Von Gerhard von Amyntor. 2. Auflage. Lucas, Elberfeld, die zu der Art von Büchern gehören, wie sie Sternes journeys im vorigen Jahrhundert hervorriefen. Hier und da stößt uns ein hübscher Gedanke auf, aber es fehlt im Ganzen an Witz und Laune, und die Trivialitäten nehmen sich in prätentiösem Gewand nicht sehr vortheilhaft aus. — Tragische Könige. Epische Gesänge von Ludwig Frankl. Wien, Hölder, bringen durch die Farbenpracht der Schilderung eine treffliche Wirkung

hervor, besonders stimmungsvoll sind die Gedichte, welche Sesostris, Salomo, Kleopatra schildern. — Julius Wolffs Aventiure der Rattenfänger von Hameln. Berlin, Grote ist ein munteres, sehr zu empfehlendes Buch. — Aus England geht uns Deutsche Lyrik. With notes and literary introduction. By C. A. Buchheim. London, Macmillan, zu. Weder die notes noch die introduction taugen viel, sonst ist nichts darüber zu sagen. — Sehr empfehlenswerth sind die Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers. Von Iwan Turgenjew. Mitau, Behre, das Hauptwerk des großen Novellisten, prächtige Schilderungen des russischen Kleinlebens. — Von Literaturgeschichten erwähnen wir noch die neue Bearbeitung von Munks Geschichte der römischen Literatur durch O. Seyffert, von der der erste Band, der bis zum Ausgang der Republik geht, soeben in Berlin bei Dümmler erschienen ist. — Eine im Ganzen unbekannte Zeit behandelt die Geschichte der deutschen Dichtung im elften und zwölften Jahrhundert. Von Wilhelm Scherer, Straßburg, Trübner. Die Darstellung geht bis auf die Anfänge des Minneliedes und behandelt eine Epoche, in der hauptsächlich Spielleute und Geistliche die Vertreter einer oft tiefsinnigen Poesie sind. Scherer zieht das achtzehnte Jahrhundert als Vorbereitung unserer classischen Zeit in interessante Vergleichung, natürlich cum grano salis. Er will das auch auf weitere Kreise berechnete Buch gern als literaturgeschichtliche Ergänzung von Giesebrechts Kaisergeschichte betrachtet wissen. Wir empfehlen es angelegentlich. — Annalen des deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik. Herausgegeben von Dr. Georg Hirth in München. Der neue Jahrgang des so verdienstvollen und allgemein anerkannten Unternehmens wird durch einen Brief von Lorenz von Stein an den Herausgeber eingeleitet, in welchem jener die Bedeutsamkeit und den Werth der Zeitschrift hervorhebt, deren Zweck es sein solle, den in dem neuen Reiche noch fühlbaren Mangel einer Verwaltung und Vollziehung durch die Wissenschaft zu ersetzen. Um den Uebergang unfertiger Zustände auf dem Gebiete des Verordnungsrechtes zu besseren ohne allzuviele Störungen und ohne großen Reibungsverlust zu vermitteln, müsse ein Organ bestehen, welches als wissenschaftlich nothwendig nachweist, was sonst die Verordnung als administrativ executirbar fordern würde, welches „durch Darlegung der absoluten Nothwendigkeit des Inhalts einer Reichsverordnung für das praktische Leben des Reiches den Ministerialerlaß selbst ersetzen" könne. Indem die „Annalen" nun auf allen Gebieten innerer Entwickelung, in Statistik und Preßwesen, Volksschule und Gesundheitspflege, Wege- und Postwesen Gewerbe und Handel, Banken und Credit und in vielen anderen Dingen noch das Unfertige aufspüren, das Bedürfniß nachweisen, erfüllen sie diese große Aufgabe in ausgezeichneter Weise. Der neue Jahrgang wird mit einer Abhandlung über das

Digitized by Google

Reichsverordnungsrecht von Max Seydel eröffnet, welchem dann eine vergleichende Darstellung der bestehenden Einkommensteuern folgt, deren Verfasser der dieser Dinge so kundige Burkart ist. Man kann der Zeitschrift nur abermals wünschen, daß sie heimisch werde in immer größeren Kreisen. — Als einen wahren Fortschritt kann man es betrachten, wenn auch die äußere Ausstattung guter Bücher endlich einmal in ernsten Betracht gezogen wird. Es ist beschämend sagen zu müssen, daß dieser Fortschritt zugleich ein Rückschritt ist, da man sich genöthigt gesehen hat, in Papier, Verzierung und Typen auf die alten Zeiten zurückzugehen. Der Versuch, den Velhagen und Klasing mit ihrer „Ausgabe der Bücherfreunde" gemacht haben, auf starkem, holländischen Büttenpapier in Schwabacher Lettern classische Werke in stillvollen Drucken zu bringen und dadurch „die Freude am Exemplar, an der Ausgabe wieder zu erwecken und die feinere Bücherfreundschaft zu pflegen, wie sie in der Zeit der ersten Blüthe unserer Nation überall in Deutschland lebte", verdient alle Anerkennung und Unterstützung, um so mehr, als die Preise zwar höher, im Verhältniß aber doch mäßig sind. In dieser gefälligen, man möchte sagen, anheimelnden Ausstattung liegen uns die bekannten Bismarckbriefe 1844—1870, vor und die kleineren Schriften Luthers, bei welch letzteren die Methode ganz besonders gerechtfertigt erscheint. Man kann nur wünschen, daß der Versuch hinreichend vom Publicum unterstützt werde, und daß sich das Motto: Non omnibus, sed nonnullis nicht allzustreng bewahrheite.

Der treffliche „Liederschatz der deutschen Mütter," von Dr. Julius Hartmann, Stuttgart, P. Neff, macht höhere Ansprüche und kommt höheren Anforderungen entgegen, als man sonst von häuslicher Poesie zu erwarten pflegt. Der Verfasser hat nämlich aus den Dichtern aller Völker und aller Jahrhunderte solche Lieder oder Stellen gesammelt, die irgendwie auf das Leben der Familie Bezug haben. Die griechischen Lyriker und Tragiker, Homer, die hebräischen Psalmen, der Orient und die Edda, Shakespeare und Dante, Engländer und Franzosen haben dazu nicht minder beisteuern müssen, als unsere deutschen Dichter. Und wenn die deutsche Mutter ohne Zweifel mit Vorliebe immer wieder zu den letzteren zurückkehrt, so erfreut es doch andrerseits wieder, den internationalen Einklang oder auch die Besonderheiten im Ausdruck der menschlichsten aller Empfindungen wahrzunehmen. Die Auswahl zeugt von Geschmack und großer Belesenheit. Das Buch ist elegant ausgestattet und in einzelne Capitel eingetheilt, je nach den Freuden und Schmerzen, die dem Hause beschieden sind. L.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 10. December 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Zu Rankes achtzigſtem Geburtstage.

Von Alfred Dove.

Am 4. December d. J. haben unſere namhafteſten Hiſtoriker im Verein mit hervorragenden Politikern unſerer Nation Herrn Thomas Carlyle zu ſeinem achtzigſten Geburtstage „dankbaren Gruß und warmen Glückwunſch“ übers Meer geſandt. Sie erfüllten damit eine geſammtdeutſche Pflicht; denn Niemand unter uns ſollte vergeſſen, wie viel die wunderbar originelle Kraft dieſes kühnen ſchottiſchen Geiſtes dazu beigetragen, daß die Thaten unſerer Helden in Vergangenheit und Gegenwart nun nach langer Entfremdung auch unſeren angelſächſiſchen Vettern drüben wieder in freundlichem Licht erſcheinen, und daß — was noch ungleich wichtiger — auch in Ergründung und Schätzung ihres eigenen Werdens und Weſens die Engländer den Blick ernſtlicher auf die germaniſche Seite herübergelenkt haben.

Wenn nun am 21. deſſelben Monats der vornehmſte Unterzeichner jenes Telegramms, Leopold von Ranke, eben die hohe Stufe der Lebens- und Arbeitsjahre betritt wie ſein britiſcher Fach- und Kunſtgenoß, wie müßten da nicht, wofern uns die Fremden mit gleichem Maße vergölten, die Dankesgrüße und Glückwünſche herbeiblitzen durch alle Drähte des internationalen Verkehrs! Nicht Whigs und Tories allein, die das welthiſtoriſche Pendel der parlamentariſchen Regierung von England im Gang halten; auch der franzöſiſche Patriot, der mit wehmüthigem Herbſtgefühl zurückſchaut auf die Tage Ludwigs XIV., wo die blutige Ausſaat geſchah für die jüngſte Mißernte an Macht und Ruhm; der Spanier wie der Osmane, die neben einander durch Kreuz und Halbmond empor- und heruntergekommen; ſelbſt der wilderregte Südſlave, der auf das verhaßte Herz des türkiſchen Bedrückers die Flinte anlegt: ſie alle hätten Anlaß genug, jener ſtillen Winterſonnenwende freudig zu gedenken, von der aus neu wachſendes Licht ſich reichlich und belebend über die Felder ihrer Geſchichte verbreitet hat. Und nicht zuletzt fürwahr, wenn er wirklich mit unfehlbarem Tacte das Richtige träfe, müßte der greiſe Pius

Digitized by Google

dem großen Schilderer des verjüngten Katholicismus mit apostolischem Segensgruße lohnen, und alle seine Jesuiten sollten Ja und Amen dazu sprechen.

Wie nun aber hiervon im Ernste nicht die Rede sein kann — denn Rankes Päpste genießen längst die einzige noch werthvolle Anerkennung von Rom: sie stehen auf dem Index — so mag auch übrigens das Ausland seine Schuldigkeit thun oder versäumen, uns wird das wenig kümmern. Haben wir doch genug zu schaffen mit Recht und Pflicht zur nationalen Feier eines Meisters der Historie, der so viele Jahrzehnte hindurch treu der unsere geblieben; der unsere nicht bloß, wenn er die Geschichte des eigenen Volkes in ihren modernen Zeiten selber tief durchdrang und klar hervorbildete, oder zur Erforschung und Darstellung ihres früheren Alters seine Schüler antrieb —, recht deutsch vielmehr gerade dann, wenn er den weltumfassenden Blick über die Grenzen unseres Sonderdaseins hinauswandern ließ, um uns die universelle Anschauung vom Gemeinleben der geschichtlichen Nationen heimzubringen, in der wir erst unseres eigenen Werthes wie unserer bestimmten Aufgaben bewußt und froh zu werden pflegen.

Im Sinn und Handeln eines Gelehrten, der achtzig Jahre gelebt, mehr als sechzig studiert und über funfzig als Schriftsteller thätig gewesen, wird sich allemal ein beträchtliches Stück der Geschichte seiner Wissenschaft abgespiegelt finden; kaum einer aber hat die seine so von Grund aus aufwachsen sehen wie Ranke, er steht nun in ihr da wie Laertes in seinem Garten: da ist keine Pflanzung, die er nicht klein gekannt, wie manche hat er gar selbst angelegt und heraufgezogen, um heute nicht auszuruhen, nein, weiter zu schaffen im erquickenden Schatten der eigenen Jugendwerke! Wir anderen aber fühlen uns bewundernd aufgefordert, an die Anfänge dieses Lebens und Wirkens zurückzudenken, um die ganze Bedeutung seines Ursprungs und seiner Dauer zu ermessen.

Der Baseler und der zweite Pariser Friede begrenzen die beiden Jahrzehnte, in denen der sinnige Sohn des Thüringer Pfarrhauses die Gestalten der Welt in die bildsame Seele aufnimmt: Umwälzungen von unerhörter Größe verwandeln vor seinen Augen Vaterland und Erdtheil; lebendige Geschichte von göttlichem Wuchse geht mit erschütterndem Schritt an ihm vorüber und richtet nicht vergeblich den Ruf an ihn, ihr nachzufolgen im Geiste. Nicht an ihn freilich allein; es war die Epoche eines allgemeinen Umschwungs für die Arbeit deutscher Gedanken: aus dem Jenseits der Ideale wurden sie herübergedrängt in die irdische Wirklichkeit; statt der Metaphysik erhielten wir Naturwissenschaft, ästhetische Weltbetrachtung und schöpferische Poesie ging über in historisches Forschen und Begreifen. Niemand aber erfaßte von Anfang an mit so ernster Entsagung die Idee einer rein empirischen Geschichtskunde als einer Schwester gewissermaßen der Naturforschung wie der junge

Digitized by Google

Ranke, der seiner Historie gleich fern von jeder moralisirenden oder praktisch politischen Tendenz wie von schöngeistiger Gefallsucht, das einfach große Ziel setzte, „zu sagen, wie es eigentlich gewesen".

Ob er nun damit wirklich ein eigenthümliches Princip aussprach, ob nicht auch das einzig eine Rückkehr zu dem klassischen Vorbilde der Antike bedeutete, wie vordem so manche Wissenschaft und Kunst sie zu ihrem Heil unternommen? Wenn Ranke selbst einmal *) unter den drei Geistern, die am entschiedensten auf ihn eingewirkt, voran den Thukydides genannt hat, so möchte man im ersten Augenblick an eine solche Renaissance der objectiven Geschichtsschreibung des großen Attikers glauben. Doch widerspricht dem durchaus, daß mit diesem in der That der deutsche Meister niemals gewetteifert hat. An ganz anderen Autoren bildet er gleich die erste Neigung zur historischen Praxis heran, seine feine Beobachtung der geschichtlichen Individualität, die bis ins Genrehafte anschaulich eingehende Schilderung: an den naiv lebhaften Erzählern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, zu denen ihn der romantische Zug der Zeit hinleitet. Mit Thukydides hat Ranke direct nicht mehr gemein, als etwa Rafael mit Phidias, der moderne Klassiker mit dem antiken. Der auch unserem Meister eingeborene Sinn für historische Verhältnisse im größten Maßstabe, das Talent, sie sicher zu erfassen und vollkommen darzulegen, endlich eben jener ihm selbständig aufgegangene Begriff der reinen Geschichte: alles das mochte bei der Anschauung verwandter Züge im Bilde des hellenischen Vorgängers sich selber erst völlig deutlich werden. Die Zeit aber der sehnsüchtigen Hingabe ans Alterthum, des gläubigen Gefühls der Abhängigkeit von ihm, ging soeben mit unserer großen ästhetisch-literarischen Periode vorüber; ihr noch angehörig, war Johannes von Müller zugleich der letzte Historiker, der die Alten wirklich nachgeahmt. Aus seinem, übrigens nur äußerlichen Einfluß auf Ranke ist denn auch allein zu erklären, was sich in dessen Erstlingswerke, den romanisch germanischen Geschichten, in Haltung und Wendung noch allenfalls so ausnimmt, als sei es unter jene Goethesche Rubrik, „antiker Form sich nähernd", zu bringen.

Hat er sich das Ziel selbst gesteckt, die Sicherheit, es zu erreichen, verdankt Ranke dem anfeuernden Beispiel eines älteren Zeitgenossen; wenn er nächst Thukydides als seinen Führer Niebuhr rühmt, so liegt, was er von diesem überkommen, auf der Hand: die kritische Methode der Forschung. Den wahrhaft ursprünglichen Funken hat da freilich noch ein größerer Vorläufer entzündet: Friedrich August Wolf, als er im Geburtsjahre Rankes seine Vorworte zum Homer herausgab. Dies hinreißende Wagniß der genetischen

*) Am Tage seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums, 20. Februar 1867, in einer Rede an seine Schüler.

Digitized by Google

Auflösung eines bisher als starrplötzliche Schöpfung verehrten Ueberlieferten — eine Hypotheſe von ähnlicher Richtung und Tragweite wie der Darwinismus unſerer Tage — hat zuerſt und für immer grundſätzlich die Kritik gegen die Tradition zu den Waffen gerufen. Und ſo ward Niebuhr die Conception einer römiſchen Geſchichte möglich, die Stück für Stück im harten Kriege wider Livius und Dionys ſelber zu erbeuten wäre; ſchon der erſte Band, 1811 erſchienen, mußte wie unzähligen anderen auch dem jungen Ranke die Bahn der Forſchung erhellen. Wie weit griffe jedoch die Meinung fehl, als habe dieſer ſodann bloß Niebuhrs kritiſches Verfahren geradehin auf die neuere Geſchichte angewandt! Schon hieraus zwar ließe ſich erklären, warum der eine dauerhafte Reſultate gewann, während von denen des anderen längſt kaum ein paar Bruchſtücke mehr beiſammen ſind; denn auch inſofern hat Ranke eine Ader ſeines attiſchen Freundes, daß er nur die erkennbare Welt hiſtoriſch lichter Perioden ſeiner Anſchauung zu unterwerfen trachtet, ſtatt mit Niebuhr nach deutſcher Liebhaberei mit den neckiſchen Geſtalten urzeitlicher Räthſel zu ringen. Aber der jüngere Meiſter hat unzweifelhaft nicht nur jene Methode des älteren mit weit überlegener Virtuoſität bis ins Feinſte ausgebildet; er eröffnete überdies bereits 1824 mit dem berühmten Anhange ſeines erſten Werkes eine neue Perſpective, indem er von der Kritik der einzelnen Nachrichten zu der mehr organiſchen Analyſe der Quellenſchriftſteller im ganzen überging; ein Schritt, deſſen Bedeutung ſelbſt ein Dilettant wie Varnhagen ſofort wahrnahm. Und in allen dieſen Beziehungen trat nun Ranke, beſonders ſeit 1831, als lebendiges Muſter in einen Kreis begabter und begeiſterter Jünger, die im Laufe der Jahre die empfangene Unterweiſung auf andere und aber andere Generationen und Arbeitsgebiete übertrugen, ſo daß uns heutzutage ſchwer fällt, den ſo befeſtigten Zuſtand der hiſtoriſchen Studien auch nur auf Augenblicke hinwegzudenken. Will man aber den Contraſt zwiſchen der alten geſetzloſen und der neuen methodiſchen Kritik recht lebhaft empfinden, ſo leſe man im vierten Bande von Raumers Hohenſtaufen die Rankes Feder entfloſſene Anmerkung über die Herkunft Manfreds: es iſt, als ſchöſſe der energiſche Strahl eines raſch entfachten Leuchtfeuers über das trübe Gewoge unſicherer Waſſer.

Aufgabe und techniſche Löſung, dieſe beiden Momente mögen das Urtheil über Maſchinenarbeit beſtimmen; bei der Leiſtung eines Menſchen kommt noch ein drittes in Betracht: die ſittliche Geſinnung. Auch darüber hat uns Ranke ſelbſt Aufſchluß ertheilt, wenn er ſich neben Thukydides und Niebuhr vornehmlich Fichte verpflichtet bekannte. Denn in jedem anderen Sinne müßte dies Verhältniß nicht minder befremden, wie wenn Goethe in ähnlicher Confeſſion außer Shakeſpeare und Spinoza den wackeren Linné citirt, der Fürſt der Poeten den Oberſten aller Regiſtratoren. Oder wo könnte ſich wohl ein

Digitized by Google

Gegenſatz weiter ſpannen als zwiſchen dem die Welt der Erfahrung mit Haut und Haaren aus ſich ſelber producirenden Fichteſchen Ich und der Seele Rankes, der „ſein Selbſt gleichſam auszulöſchen wünſcht, und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erſcheinen zu laſſen", deren grandioſem Spiel auf der hiſtoriſchen Bühne er, man möchte ſagen mit verhaltenem Athem, andächtig lauſcht? Wenn noch am Ausgang der dreißiger Jahre die Hegelianer, nachdem ſie längſt mit der laut verſchmähten Empirie die heimliche Ehe geſchloſſen, in den „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik" über Rankes deutſche Geſchichte gar hochmüthig die dialektiſchen Achſeln zuckten, ſo würde vollends Fichte, der im Ernſt alle möglichen Zeitalter „ohne Rückſicht auf irgend eine Erfahrung und ſchlechthin apriori zu beſchreiben" unternahm, er würde, wie er einmal unterſcheidet, in Ranke und den Seinen ewig bloße „Chronikenmacher" niemals „Hiſtoriographen", erblickt haben. Erwägt man dazu die kaum geringere Differenz zwiſchen der demokratiſch-revolutionären, ja ſocialiſtiſchen Staatslehre des Philoſophen und der ausgeſprochenen Vorliebe des conſervativen Hiſtorikers für Monarchie und jederlei Legitimität; die ebenſo ſtarke Verſchiedenheit in der kirchlichen Stellung beider Männer bei vielleicht gleich intenſiver allgemeiner Religiöſität —, ſo bleibt ſicherlich nur eine Wirkung Fichtes auf Ranke denkbar: die ethiſche, worunter die nationalpatriotiſche als beſondere Art immerhin mitverſtanden ſein mag. Dieſe ſittliche Wirkung aber iſt jedenfalls noch geſteigert worden durch die unleugbar entgegengeſetzte Anlage beider Naturen in Temperament und Charakter; nur deſto merkwürdiger und großartiger mußte vor dem empfänglichen und beſtimmbaren Jüngling der unbeugſame harte Geiſtesheld daſtehen, in deſſen gewaltiger Pflichtlehre die ganze Beſinnung und Ermannung der Zeit und des Volkes verkörpert erſchien. Den moraliſchen Schwung nun, den Ranke von da aus ins Leben mitnahm, hat er in ſeiner Geſchichtsſchreibung zwar nicht in der Weiſe des polternden Alten vordringlich geäußert — eine Rolle, die jetzt glücklich vom deutſchen hiſtoriſchen Repertoir verſchwunden —, er beweiſt ihn dagegen in jedem ſeiner Werke ſtillſchweigend durch jene mit bewußter Anſtrengung geübte ſelbſtloſe Hingabe an die Wahrheit. Dadurch werden ihm Forſchung und Darſtellung ſelber auch ein ethiſches Geſchäft; eben ſein vielbewundertes und von ſolchen die ihn nicht kennen, wohl auch vielgeſcholtenes Streben nach Objectivität iſt ſo weit weniger wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Tendenz als ſittliche Arbeit und nur als ſolche eigentlich denkwürdig. Denn gerade hierin ſcheint uns die einzig richtige Moral der reinen Hiſtorie ſowohl als etwa der Naturforſchung zu liegen und in dem Muſter, das er in dieſer Hinſicht gegeben, das größte der Verdienſte Rankes.

In ſolcher Abſicht, Ausrüſtung und Geſinnung hat unſer Freund ſtudiert, gelehrt und geſchrieben von den Tagen Steins und Blüchers an bis in die

Digitized by Google

Bismarcks und Moltkes. Er ward zu Leipzig promovirt, bevor noch der Gedanke der Monumenta Germaniae auf die Bahn gebracht worden; heut sieht er die von ihm erregten Arbeiten der Münchener Commission in gedeihender Entfaltung. Ueber die Person des Darstellers der serbischen Revolution erbat sich der alte Goethe Auskunft; nun beschenkt der junge Autor von damals sein ganzes Volk schon fast ein Jahrzehnt über mit einer Gesammtausgabe seiner Schriften, die uns einen Klassiker deutscher Geschichtsschreibung darbietet, unvergänglich wie unsere Dichter, einen historischen Klassiker, wie ihn Lessing und Friedrich der Große verlangend gerufen, wie ihn Schiller, dem das Schicksal anderes und größeres auferlegt, trotz jahrelanger Bemühung uns nicht zu gewähren vermochte. Wie mächtigen Vorschub nun dieser Bedeutung Rankes doch wieder gerade das poetisch-philosophische Zeitalter unserer Literatur geleistet, von dem er sich und seine Wissenschaft losreißen mußte, wieviel er ihm erblich entnommen an Ideenreichthum und Schönheitssinn, das könnte nur eine umfassende Erörterung darthun; hier bleiben wir lieber bei seinen eigenen Leistungen stehen und bemerken als eine eigenthümliche, wenn auch keineswegs befremdende Thatsache, daß in ihnen, trotz ihrer Dauer und Fülle von innerem Abstand zwischen Anfang und Ende, kurz von dem, was man sonst Entwickelung nennt, nur wenig zu spüren sei.

Am ersten noch im Stil; auch abgesehen nämlich von jenen Müllerschen Anklängen in den romanisch-germanischen Geschichten läßt sich nicht verkennen, daß von den Osmanen, Serben und Päpsten an durch die deutsche, preußische, französische und englische Geschichte hindurch bis auf die jüngsten Werke des unerschöpflichen Historikers eine allmählich fortschreitende Beruhigung der anfangs überaus lebendigen Schreibart stattgefunden hat, eine stetige Vereinfachung des Ausdrucks, eine Abnahme besonders des sententiösen Elements. Und dennoch ist auch diese Wandlung im Ganzen betrachtet auffallend gering: wir begleiten noch immer denselben klaren Strom der munter hinabfließenden Rede, nur daß sich jetzt gleichsam der Morgenwind gelegt hat, der ehedem der beweglichen Oberfläche dann und wann ein glitzerndes Aussehen verlieh. Dazu kommt noch, daß diese leise Metamorphose des Stils in sichtlichem Zusammenhange steht mit der Folge der in jenen Geschichten dargestellten Gegenstände, deren Zeit und Schauplatz im allgemeinen wenigstens vom 16. Jahrhundert zum 18., vom Süden zum Norden, aus der romanischen in die germanische Welt übergewandert sind.

Doch was wollen am Ende Stil und Sprache besagen, so rein und edel sie sein mögen, bei Schriftwerken von diesem geistigen Gehalte? Der aber ist in sämmtlichen Büchern der Rankeschen Geschichten wesentlich der gleiche. Sieht man nur recht auf den Kern der Sache, so läßt sich wohl behaupten, daß die schwerste und höchste Aufgabe der großen Historie sei, das

Digitized by Google

Besondere darzustellen im wahren Lichte des Allgemeinen, das Allgemeine zur Anschauung zu bringen, wie es die Freiheit des Besonderen mit schonender Herrschaft hemmt und antreibt. Daß nun eben hierin Rankes Genialität ihre wunderbarsten Erfolge errungen, ist den Kennern ein offenes Geheimniß, ebenso deutlich jedoch auch, daß von der frühesten Einleitung zu den Geschichten seit 1494 bis zu der vor wenigen Wochen ausgegebenen „Ansicht des siebenjährigen Krieges" unser Meister diese historische Erzwissenschaft und -kunst — denn um beides zugleich handelt es sich dabei — in unveränderter Stärke besessen und geübt habe. Erinnert man sich zudem seiner Productionsweise, daß er niemals die Frucht auf dem Halme verkaufte, sondern all seine Ernten erst fertig in jedem Sinne zu Markte bringt, so begreift sich, worüber der Fremdling erstaunen mag, warum er in den zahlreichen Auflagen seiner älteren Schriften so wenig umzuarbeiten nöthig fand. Die Hauptursache liegt allerdings auch hierfür in jenem Grundzuge seiner Historie, sich frei zu halten von allem Widerschein der Gegenwart, sogar, soweit das menschenmöglich, von dem der eigenen subjectiven Meinung in den Dingen des Staates, der Kirche und der Gesellschaft. Auch darüber sei uns heut ein offenes Wort freundlich gestattet!

Für sich selbst hat Rankes geistige Persönlichkeit allen solchen Fragen gegenüber eine sehr bestimmte Physiognomie, und auch diese ist sich alle die Jahre daher im Wesen gleich geblieben. Sein gläubig überzeugter Protestantismus, erwachsen aus einer Ahnenreihe von tüchtigen Pastoren, ist dem nachempfindenden Geschichtschreiber Loyolas nicht verloren gegangen. Politisch ist für ihn maßgebend geworden, daß er, wie sein Vaterhaus zu Wiehe durch die Abtretung von 1815, alsbald selbst aus Sachsen nach Preußen herüberkam. Diesem Staat und den conservativen Ideen, mit deren Hilfe derselbe in jenen Zeiten der Restauration sich zusammenraffte, hat Ranke dann unverbrüchlich angehangen; für sie ist er in den dreißiger Jahren der öffentlichen Meinung zutrotz gegen den französisch modernen Liberalismus auch als politischer Schriftsteller hervorgetreten. Dieselben Ideen hat er gepflegt im geistreichen Umgang mit König Friedrich Wilhelm IV., dem er unlängst ein glänzendes Denkmal warmer Verehrung gesetzt hat — zuviel von persönlichem Bekenntniß trägt es an sich und zu kurzvergangene Tage berührt es, als daß es mit seinen rein historischen Schriften in eine Linie gestellt werden dürfte —; denselben Ideen endlich brauchte er wohl neuerdings desto weniger abzusagen, je mehr die jüngsten Stimmungen des ewig fluthenden Zeitgeistes sich ihnen von selbst wieder angenähert haben. Um so unpopulärer waren solche Ansichten Rankes natürlich im vierten und den nächstfolgenden Decennien unseres Jahrhunderts, und die Mehrheit der deutschen Liberalen ließ, was der Politiker offen aussprach, den Historiker entgelten, der als solcher von allen moder-

Digitized by Google

nen Parteimeinungen grundsätzlich schwieg. Ja eben diese vornehme kühle Zurückhaltung zog ihm vielfach die entschiedenste Abneigung zu, denn von Leidenschaft ergriffen begehrt man allenthalben Leidenschaft anzutreffen. Man verwarf eine Historie, zu der man sich kein Herz fassen könne, weder in Liebe noch in Haß. Und nicht verhehlen wollen wir, daß eine lebendig aufstrebende Nation, die sich ihrer politischen Tagesarbeit mit freudigem Ernste bewußt ist, immerdar neben der reinen Geschichte noch einer anderen bedürfen wird, die wir als angewandte Geschichte bezeichnen möchten; angewandt nicht, wie man früher möglich wähnte, auf bestimmte Einzelfälle des sittlichen Handelns im öffentlichen Leben, vielmehr auf die ethisch-nationale Gesammtstimmung der dazu Berufenen, vor allem der die Zukunft verbürgenden Jugend. Zum Glück gebrach und gebricht es unserem Volk auch an hierzu berufenen Männern nicht; über den menschlichen Vorzug aber ihrer praktischen oder der intuitiven Begabung Rankes zu streiten wäre so zwecklos wie die alte Debatte über Schiller und Göthe. Auch ist zuguterletzt jener Unwille unserer eifrigen Liberalen über Rankes Geschichtschreibung beschwichtigt worden durch die Einsicht, daß unser Freund auch als politischer Gegner doch nur auf anderen Wegen dem gleichen Ziele wie sie selber zugetrachtet habe: der Größe Preußens in und für Deutschland. Wie aber dies ersehnte Ziel am Ende erreicht worden, verschlägt der unbefangenen Seele eines Mannes wenig, der sich niemals mit doctrinärer Weissagung gebrüstet hat; der weder Stolz verrathen wird, wenn man nach zwanzig Jahren auf sein Gutachten über die Lösung der orientalischen Frage zurückgreift, noch Bestürzung, wenn die jüngste Erhebung des Ultramontanismus die edle Hoffnung auf kirchlichen Frieden zerstört, die er vor vierzig Jahren zuversichtlich kundgegeben.

Wie hell erglänzt nun doch der weite Horizont dem späten Abend dieses arbeitsamen Lebens, um dessen trüben Morgen das Unwetter der napoleonischen Kriege sich drohend zusammenzog! Unter den Augen noch des großen deutschen Geschichtschreibers ist es zur großen deutschen Reichshauptstadt herangewachsen, das kleine geistreiche Berlin, in das vor fünfzig Jahren der geistreiche kleine Professor seinen schlichten Einzug hielt. Gegen die so rasch, man möchte sagen aufgedunsene, leider überwiegend materiell entwickelte Gesellschaft der Weltstadt verschanzte sich freilich der rastlose Fleiß des Greises längst hinter seine Bücherfestung, während das Gespräch des Mannes in den dreißiger und vierziger Jahren die feinste Würze des damals so viel gedankenreicheren Berliner Verkehrs bildete. Wie fest jedoch Ranke an dem Wesen der Preußenhauptstadt wenigstens auch äußerlich hängt, bewies die lebhafte Befriedigung, mit der er vor zehn Jahren etwa, aus dem überwältigend großartigen London heimgekehrt, zwei dort vermißte Freuden wiederbegrüßte: den Thiergarten und die Militärmusik!

Digitized by Google

Geringeren Kräften würde man nun Ruhe wünschen, und wer gönnte sie einem Ranke nicht! Dennoch haben wir gegen ihn, der so unaufhörlich zu spenden gewohnt, noch eine Bitte auf dem Herzen, die Bitte — um sie gleich herauszusagen — um eine Universalgeschichte; die rechte Kuppel auf den ragenden Bau seiner Werke! Man könnte eine allgemeine Geschichte schreiben, hat er wohl selbst einmal hingeworfen, es würde ein nicht gar starkes Buch werden, und dennoch würden in ihr die verschiedenen Ideen der Culturentwicklung des menschlichen Geschlechts, getragen bald von dieser bald von jener Nation, nach einander vollständig zur Erscheinung kommen; historische Ideen, versteht sich, wie sie Wilhelm von Humboldt vorschwebten, bekleidet mit aller Fülle der Wirklichkeit, nicht die abstracten Theoreme in sich versunkener Philosophen oder Buckles so schwer geborene und so leicht wiegende Quasinaturgesetze der Geschichte. Daß es nicht allzu verwegen sei, die Ergebnisse funfzigjähriger historischer Einzelarbeit in die großen Hauptlinien einer allgemeinen Geschichte zusammenzufassen, mag das Beispiel der Naturwissenschaften zeigen, die, einst in gleicher Flucht vor dem erträumten Allgemeinen der Speculation zur Untersuchung der besondersten Realität herabgestiegen, nunmehr eben von hier aus zu einer universellen mathematisch-physikalischen Theorie selbständig und sicher vorgedrungen sind. Wer aber sollte uns jene allgemeine Geschichte eher schreiben als Ranke, der nicht allein an Geist und Wissen Alle, die sich sonst etwa daran wagen möchten, weit übertrifft, sondern dessen anschauende und bildnerische Kraft, wie wir schon oben andeuteten, eben auf die Wechselbeziehungen des Allgemeinen und des Besonderen von jeher vorzugsweise gerichtet war? Wer die Summe seiner Schriften über neuere Geschichte gegenwärtig hat, wird sich von dem entsprechenden Abschnitte des von uns ersehnten Buches ohne Mühe eine deutliche Vorstellung machen; von den Hinweisen, die auch auf die anderen Partieen der Historie in ähnlichem Sinne während seiner vieljährigen Vorlesungen zahlreich gegeben wurden, darf hier die Rede nicht näher geschehen: das hieße buchstäblich aus der Schule schwatzen. Das aber weiß Jeder, der Rankes Art kennt, daß es ein Werk werden müßte voller Leben und Bewegung; denn nicht ganze Nationen blos oder Stände und andere große Gemeinschaften, nein auch individuelle Gestalten würden in Menge darin auftreten, neben den Helden der Handlung auch Figuren der Repräsentation. Und warum sollten nicht selbst jene wundervollen Züge der Kleinmalerei des scheinbar Zufälligen, die auch sonst bei ihm hart neben den kühnsten Reflexionen über das Nothwendige, und zwar in innerer Verbindung beide mit einander begegnen, warum sollten sie nicht auch in der Rankeschen Universalgeschichte unser Auge ergötzen wie das charakteristische Detail eines Bildnisses von Holbeins Hand?

Doch wir reden und meinen; er aber pflegt, wo er eine Arbeit für ihm

Digitized by Google

gemäß und für ausführbar hält, der Aufforderung dazu nicht erst zu bedürfen. Jede Gabe, die er uns noch bietet, soll uns willkommen sein, und wie er durch jede den Tausenden, die ihn dankbar verehren, ein neues Zeichen seines schaffend lebendigen Geistes gibt, so weiß er auch, daß jedes solcher Zeichen diesem Geiste die Antwort tausendfacher Wünsche für altes Heil und neue Thaten wachruft!

Michelangelos Gedichte in Deutschland.*)

Von Wilhelm Lang.

Bei der pomphaften Todtenfeier, welche die Künstlerschaft von Florenz nach dem Hingange Michelangelos in San Lorenzo veranstaltete, war unter den Symbolen, welche den Ruhm und die Bedeutung des großen Todten vergegenwärtigen sollten, auch die Dichtkunst nicht vergessen. Der im Mittelschiff der Kirche errichtete Katafalk trug mannigfaltigen allegorischen Schmuck, der die Hände zahlreicher Jünger der Kunst in Bewegung gesetzt hatte. An den vier Ecken des obersten Aufbaues waren vier Statuen aufgestellt, welche die Architectur, die Sculptur, die Malerei, die Poesie repräsentirten, und die Felder der vier Seiten waren mit Gemälden geschmückt, welche auf eben diese Künste Bezug hatten; eines derselben stellte Michelangelo dar in dichterisches Nachsinnen vertieft; rings um ihn schlangen die Musen ihren Reigen, geführt von Apollon, der eine Leyer in der Hand, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt, einen zweiten Kranz auf das Haupt Michelangelos zu drücken schien. Butteri, ein Schüler Bronzinos, hatte diese Composition, der Bildhauer Domenico Poggini die Statue der Poesie gebildet.

Der Entwurf des Ganzen rührte gemeinschaftlich von Vasari, Bronzino und dem Bildhauer Ammanati her. Schwerlich wollten sie sagen, daß die Bedeutung Michelangelos als Dichter dem gleichkomme, was er in den anderen drei Künsten geleistet. Aber der Dichter gehörte doch dazu, um das Bild der Persönlichkeit zu vollenden. Er verdankte den Sonetten nicht seinen Namen; wenige derselben sind zu seinen Lebzeiten veröffentlicht worden. Aber man wußte, daß er auch dieser Kunst eifrig ergeben sei. In aller Bescheidenheit; nicht als Dichter von Beruf, aber doch weit entfernt, sie als müßige werthlose Spielerei zu betrachten. Er hatte es sich gefallen lassen müssen, mit

*) Sämmtliche Gedichte Michelangelos in Guastis Text mit deutscher Uebersetzung von Sophie Hasenclever. Eingeführt durch Max Jordan. Leipzig, A. Dürr. 1875.

Digitized by Google

billigem Witzwort als „neuer Apelles und neuer Apollon" angesungen zu werden. Ueber eines der Sonette hatte schon zwanzig Jahre vor seinem Tode in der Florentiner Academie ein Gelehrter von Ansehen eine eigene Vorlesung gehalten, wegen der grandissima dottrina und incredibile utilità, welche das Gedicht in sich schließe, und bei dieser Gelegenheit kamen auch einige andere Stücke zur Erwähnung. Mehrere waren auch in Musik gesetzt worden und erhielten dadurch Verbreitung; man hat kürzlich bei der Jubiläumsfeier in Florenz diese Compositionen wieder hervorgesucht und zur Aufführung gebracht, sie konnten aber vor dem Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts keine Gnade finden. So war beim Tode Michelangelos wenigstens eine Anzahl von Gedichten bekannt gemacht, aber bei weitem die meisten blieben der Oeffentlichkeit entzogen: Freunde des Künstlers sammelten und verwahrten sie. Zuerst im Jahre 1623 hat sein Großneffe gleichen Namens die Gedichte herausgegeben, jedoch in vielfach überarbeiteter Gestalt. Die ursprünglichen Texte, theils nach den Handschriften des Dichters selbst, theils nach Abschriften seiner Freunde hat erst im Jahre 1864 Professor C. Guasti veröffentlicht. Und erst seitdem die Dichtungen Michelangelos in ihrer ursprünglichen Gestalt an das Licht getreten sind, läßt sich in vollem Maße verstehen, warum in dem Bilderschmucke seines Katafalks die Poesie nicht fehlen durfte.

Die ihm näher waren, schätzten den Menschen in Michelangelo noch höher als seine Werke; für die Nachwelt sind, um den Menschen kennen zu lernen, seine Gedichte die vornehmste Quelle. Zwar bilden sie nicht einen fortlaufenden Commentar zu seinem Leben, dazu fehlt es zu sehr an sicheren Angaben über Zeit und Veranlassung derselben. Aber die innere Welt, die ihn erfüllte, erschließt sich in denselben in einem seltenen Reichthum von Bildern und Gestalten. Sie gewähren einen lebendigen Einblick in die Stimmungen und Leidenschaften des außerordentlichen Mannes, in die Zweifel und Kämpfe, die ihn bewegten. Sie bringen die Trauer des freiheitliebenden Bürgers zum Ausdruck, wie den grübelnden Eifer, mit dem er, seines Künstlerberufes vollbewußt, über das Feuer, das in ihm glühte, sich Rechenschaft zu geben versuchte. Seine Gedichte sind Bekenntnisse, die sich aus dem Innersten losringen.

Sämmtliche Dichtungen Michelangelos liegen nunmehr auch der deutschen Lesewelt in einer treuen und geschmackvollen Uebertragung vor. Es hat keine geringe Energie zur Vollendung dieser Arbeit gehört und es erfüllt mit zwiefacher Hochachtung, daß die Nachbildung einem weiblichen Geiste gelungen ist. Seitdem Paul Heyse die Satiren Giustis übersetzt hat, kann man sagen, daß der deutschen Uebersetzungskunst überhaupt kein Ziel mehr zu hoch ist. Allein doch sind gerade bei Michelangelo die Schwierigkeiten von besonderer Art, sie

Digitized by Google

liegen nicht nur auf Seite der Form, die bloße Sprachvirtuosität reicht nicht hin, sie zu überwinden. Schon die Zeitgenossen erkannten den schweren Gedankeninhalt dieser Poesien an. Ei dice cose, e voi dite parole, sagte Francesco Berni von ihm, sie damit in einen bezeichnenden Gegensatz zu den gewöhnlichen Nachahmungen Petrarcas stellend. Auch ihr philosophischer Gehalt, ihre Herkunft aus den Tiefen der platonischen Philosophie ist in Bernis bekannten, an Sebastian del Piombo gerichteten Terzinen treffend angedeutet. Allein für diese Ideen hat Michelangelo nur schwer den entsprechenden Ausdruck in der herkömmlichen Form des Sonetts und des Madrigals finden können. Die Sprache ist nicht selten ungelenk, die Gedankenfolge dunkel, den Gleichnissen fehlt die Durchsichtigkeit. Der stürmische Flug zur Höhe contrastirt oft wundersam mit dem stammelnden Wort. Gleich den unvollendeten Statuen des Meisters, stecken auch seine Poesien zum Theil noch im Rohen, die Skizze entbehrt der glättenden Feile. Nicht selten scheinen die Gedanken sich zu überstürzen, in zusammengedrängter Fülle begehren sie Einlaß in die knappe Form des Sonetts. In einer Zeile liegt oft eine Folge von Ideen, zu deren Klarstellung Guasti in seiner prosaischen Umschreibung der Gedichte ganze Perioden gebraucht hat. Ich wähle ein einziges Beispiel. Man nehme in der vierten Canzone die fast ungeheuerliche Häufung: l'eterna pena mia nel mal libro inteso oprato vero veggio, Signor, was Guasti mit den Worten erklärt: ich sehe, daß es mir zur ewigen Pein gereichen wird, die Freiheit, die ich hatte, dem Wahren mit dem Geiste und mit den Werken nachzutrachten, übel angewandt zu haben. Sophie Hasenclever übersetzt:

— dann büß' ich für die Sünde,
Daß mit den Gaben, die mir Gott gespendet,
Ich Größres nicht geschaffen und vollendet.

Bieten nun schon an sich die italienischen Versformen für eine gereimte Uebertragung solche Schwierigkeiten dar, daß an eine vollkommene Ueberwindung kaum zu denken ist, so muß man sich noch jene besondere Eigenthümlichkeit der Poesien Michelangelos vergegenwärtigen, durch welche die Schwierigkeit noch erheblich gesteigert wird. Um so größer ist aber auch der Triumph, wenn dieselbe befriedigend bemeistert und bei glücklicher Erfassung des Gehalts die annähernd entsprechende Form im Deutschen gefunden ist. Eine doppelte Klippe ist bei der Uebertragung Michelangelos zu vermeiden: sieht man nur darauf, die ausgesprochenen Gedanken wiederzugeben, so geräth man in Gefahr, sich mit einer Umschreibung zu begnügen, die Diction wird dann leicht zu fließend und elegant und verliert damit gerade den eigenthümlichen Charakter des Originals; andererseits, wenn man sich möglichster Worttreue befleißigt, wird der Ausdruck leicht hart, dunkel, schwülstig. Ich finde,

Digitized by Google

zwischen beiden Klippen ist die Uebersetzerin glücklich hindurchgesteuert. Im Allgemeinen ist nicht nur der Sinn faßlich wiedergegeben, sondern auch ein treuer Anschluß an die Worte erreicht. Man wird zwar nicht selten auf schwerverständliche Stellen, auf ungewöhnliche Gedankenverbindungen stoßen, aber die Vergleichung mit dem Original wird in der Regel zeigen, daß die Schuld an diesem liegt. Auch für den Italiener sind die Gedichte Michelangelos keine leichte Lectüre. Sie verlangen ein gesammeltes Nachdenken, um dem Sinne zu folgen oder ihn zu errathen; auch dann noch bleibt manches Räthsel zurück, aber Niemanden wird es gereuen, sich mit diesen Räthseln zu beschäftigen und gleichsam die Gedankenarbeit, die sich in dem Kopfe des seltenen Mannes zusammendrängte, zu wiederholen. Eine eigenthümliche Großheit geht auch durch diese Dichtungen, wie durch die Kunstgebilde Michelangelos, und es ist ein besonderes Verdienst dieser Uebersetzung, daß eine gewisse Herbheit der Sprache nicht vermieden ist, die auch dem, der das Original nicht kennt, einen Begriff von der eigenthümlichen Kraft im Ausdruck desselben giebt.

Michelangelo ist sich der Unvollkommenheit seiner Herrschaft über die Sprache wohl bewußt gewesen. Dieses Material war ihm nicht ebenso vertraut als der Marmor von Serravezza. Er selbst maß die Schuld dem überwallenden Feuer seines Innern bei und war der Meinung: je höheren Flug die Gedanken nehmen, um so ärmer sei das Wort:

Die Liebe trägt mich bis zum Sternenbogen,
So groß erscheint sie mir, so kühn ihr Walten;
Doch will ich sie, die heimlich ich gepflogen,
Zum Lichte ziehn, im Wort sie zu gestalten,
Dann schrumpft sie ein, ihr Zauber ist verflogen.
Ach Gnade ist es, redend zu entfalten
Was uns durchglüht; doch wer im Wort der Wärmste,
Ist an Gefühlen, glaub' es mir, der Aermste.

Selbst mit dem Gedankenausdruck in ungebundener Rede hatte Michelangelo zu kämpfen. Es sind noch Briefconcepte erhalten, in denen er wiederholt ansetzt, wiederholt die Wendungen besser zu ordnen bemüht ist. So finden sich von einem Brief, den er am 28. Juli 1533 aus Florenz an den geliebten Freund Tommaso Cavalieri nach Rom schrieb, vier Variationen vor, und man sieht, wie es ihm insbesondere Mühe macht, folgendes Bild klar herauszustellen: er könne den Geliebten noch viel weniger vergessen, wie ein Hungriger die Speise, denn diese nähre blos den Leib, während die Liebe Leib und Seele nähre. Ein Brief vom 1. Januar 1533 an denselben jugendlichen Freund findet sich gleichfalls in dreifacher Umarbeitung vor. Noch viel mehr aber mühte er sich bei seinen dichterischen Productionen in Variationen ab, um zu einem befriedigenden Ausdruck des Gedankens zu gelangen. Es kommt

Digitized by Google

vor, daß er in diese wiederholten Proben einen neuen, sogar entgegengesetzten Sinn trägt; doch in der Regel sind es nur formelle Aenderungen, die zeigen, wie sauer er sichs werden ließ, um die entsprechende Form zu finden. Von einzelnen Sonetten oder Madrigalen liegen fünf- und sechsfache Variationen vor. Ja die Variation als solche scheint ihm Vergnügen gemacht zu haben. Man erkennt dies vornämlich aus den zahlreichen Grabschriften für den 1544 im siebzehnten Lebensjahre gestorbenen Checcino Bracci, die er für seinen Freund Luigi del Riccio anfertigte, dem der Verstorbene nahe gestanden war. Michelangelo selbst konnte kein besonderes Interesse an dem Jüngling und seinem frühen Tode haben; aber es ist ihm dies eine willkommene Gelegenheit, seine Gedanken über den Tod eines schönen Jünglings in immer neuen Wendungen, immer neuen Spielen des Witzes auszusprechen, und da Freund Riccio, zum Theil mit Geschenken die Bitte unterstützend, nach immer neuen Versen verlangt, werden es zuletzt 48 solcher Grabschriften oder Epigramme. Heidnische, christliche und allgemein ethische Gedanken gehen dabei bunt durcheinander. Klagen wechseln mit Trostgründen ab. Auch den allgemeinsten Motiven dieser Art ist eine geistreiche Wendung abgewonnen, und dazu kommen andere, die Michelangelo durchaus eigenthümlich sind und mit seiner Ansicht vom Wesen des Schönen zusammenhängen, wie z. B. dieser: der Todte habe vermöge seiner vollendeten Schönheit ewiges Leben, da er als Idee und Norm des Schönen in immer neuen Individuen sich wieder verwirklichen werde. Auch der Gedanke, daß die Schönheit das Kleid einer schönen Seele ist, oder daß es besser wäre, nicht geboren zu sein, daß wenigstens ein frühzeitiger Tod erwünscht ist, damit die Seele unbefleckt, schön wie sie geschaffen, zum Himmel kehre, oder: je kürzer der Mensch im Verderben weile, um so eher finde er die ewige Gnade, — sind beliebte Motive, die auch in anderen Dichtungen Michelangelos wiederkehren. Der Gedanke, daß das Leben ein Traum, ist schwerlich je so zart ausgedrückt worden, als in dieser Grabschrift:

Daß ich gelebt, weiß nur mein Leichenstein,
Und denkt ein Mensch an mich, dann dünkts ihn gar
Wie Traum: so wirkt der Tod, daß das, was war,
Erscheint, als könnt' es nie gewesen sein.

Der deutsche Leser wird überrascht sein, unter diesen halb ernsten, halb spielenden Kunststücken der Dialektik einem geistreichen Gedanken zu begegnen, dem ein anderer Platoniker und Meister in der Dialektik ethischer Probleme klassischen Ausdruck gegeben hat. „Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; ich nehm' ihr Leben in mich auf und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter, mich aber tödtet ihr Sterben. Es ist das Leben der Freundschaft eine schöne Folge von Accorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, der

Digitized by Google

gemeinsame Grundton abstirbt . . . Durch Sterben tödtet jedes liebende Geschöpf, und wem der Freunde viele gestorben sind, der stirbt zuletzt den Tod von ihrer Hand." Wem entgehen die Anklänge an diese Stelle der „Monologen" in No. 12 24, und 34 jener Grabschriften? Eine derselben lautet:

Man glaubt mich todt, der ich gelebt zum Frommen
Der Welt, im Busen tragend tausend Seelen,
Die mich geliebt; wie kann mir Leben fehlen,
Da Eine Seele nur der Tod genommen?

Und ein anderes:

Cecchinos Schönheit, jetzt verhüllt im Stein,
War Leben Dir. Es lebt, wer nie ihn sah,
Denn der verlor ihn nicht; doch wer ihm nah
Und noch nicht starb, büßt jetzt sein Leben ein.

Wiederholt ist schon der naheliegende Vergleich gemacht worden: Michelangelo der Dichter, der sich an dem spröden Stoff der Sprache abmüht, erinnere an den Künstler, der am Marmor hantirte und, wie ihn sein Biograph Condivi schildert, zum Staunen der Umstehenden mit ungestümer Kraft die Stücke herunterschlug. Jene Neigung zur Variation legt noch einen anderen Vergleich nahe, der gleichfalls seiner Künstlerthätigkeit entnommen ist. Bekanntlich machte Michelangelo für seine Bildwerke die eingehendsten Studien an Leichen und anatomischen Präparaten. In einer höchst werthvollen Untersuchung hat W. Henke den Einfluß, den dies auf den Stil seiner Kunstwerke gehabt hat, zum ersten Mal ans Licht gestellt. Wenn er einen Leichnam auf seinem Tische hatte, so brachte er ihn in die verschiedensten Lagen, stellte die Glieder bald so, bald so, probirte alle Möglichkeiten ihres gegenseitigen Verhältnisses durch, schreckte vor den verwegensten Combinationen nicht zurück und fixirte zuletzt eine derselben im Steinbild; oder auch, er brachte, wie in dem figürlichen Schmuck der sixtinischen Decke, eine ganze Reihe jener Möglichkeiten zum Ausdruck, ohne weiteren Zweck als den, die Mannigfaltigkeit menschlicher Stellungen in einer verschwenderischen Fülle von Gestalten auszubreiten. Wie er die Glieder seiner Präparate in immer neuen Stellungen probirte, wie er in den nackten Decorationsfiguren der Sistina unerschöpflich an Erfindungen war, so hat er auch in seinen Gedichten die Stellung der Gedanken stets zu variiren geliebt und gleichsam alle Möglichkeiten eines Themas durchprobirt.

Zuweilen bis zum Extrem, wie er es auch als Künstler that. In der Neigung zur Variation liegt von selbst auch die Neigung zur Hyperbel. Jenen frühverstorbenen Jüngling, den er doch nur um des Freundes Riccio willen besang, feierte er als Gipfel, als Inbegriff aller menschlichen Schönheit, als Vorbild der Natur; die Sonne der Welt ist jetzt im Paradies und dieses

Digitized by Google

kann getrost seine Pforten schließen. Nun liegt zwar die Neigung zur Hyperbel schon im Charakter damaliger Liebespoesie überhaupt. Dante und Petrarca sind mit dem Beispiel vorangegangen, für die Uebermacht und Allgewalt der Liebe, für den überirdischen Glanz, die absolute Herrlichkeit der Geliebten, der die eigene Nichtigkeit gegenübergestellt ist, immer neue unerhörte Weisen zu ersinnen. Aber doch hat bei Michelangelo die Hyperbel einen individuelleren Charakter. Es ist Naturwahrheit darin. Auch wo er conventionell gewordene Bilder anwendet — man findet manche Anklänge an Dante und Petrarca — verliert man doch nicht den Eindruck einer großen Ueberzeugung. Es ist ihm Ernst mit den Hyperbeln; nur in ihnen kann er für das gewaltige Feuer, das in ihm für die Schönheit lodert, annähernden Ausdruck finden. Er selbst nennt sein Empfinden maßlos, smisurato, aber er verwahrt sich dagegen, nach dem Maße Anderer gemessen zu werden. Er hat sein eigenes Maß der Empfindung und des Schmerzes.

Ihr sagt, unweise sei's im Schmerz zu wühlen,
Doch wißt: groß oder klein sind Gram und Freuden
Nur in dem Maaß, als fähig wir zu fühlen.
Welch' Maaß mir ward, das kann nur Gott entscheiden,
Und zwing' den Schmerz zurück ich in die Kehle,
Dann brechen nur noch heftger aus die Leiden.

Das sagt er in den Terzinen auf seines Vaters Tod. Stets redet er von seinen Empfindungen im Superlativ. Wild, fiero, nennt er selbst seine Gluth für Vittoria Colonna. Von seinen Thränen werden die Bäche angeschwellt; vertrocknet wären die Quellen, wenn er sie nicht durch Thränengüsse stets erneute. Wie glühend Eisen fühlt er sich in der Geliebten Nähe. Er vergleicht seinen Leib dem trockenen Holz, sein Herz dem Schwefel, und wenn die Geliebte, die ihn mit Gluth genährt hat, hingegangen ist, fühlt er sich zu Asche geworden. Für die zartesten Gedanken ersinnt er gewaltige Bilder. Das Metall, das durch den Feuerguß und des Schmiedes Hammer sich zum Kunstwerk fügt, die leere Form, die sich nach dem Feuerfluß des Erzes sehnt, der rohe Marmorblock, der durch des Künstlers Hand Gestalt erhält, das Modell, das in edlerem Stoffe hernach ausgeführt erst wahres Leben gewinnt, der Kalkstein, der durch Verbrennung zum Mörtel für dauernde Kunstwerke wird, das sind die Bilder, mit denen er die Umwandlung und Läuterung seines Inneren durch die Geliebte anschaulich macht. Er ließe gerne seine Leibeshülle als Kleid für die Geliebte, um nur des Tages um sie zu sein, ja als Schuh möchte er ihr dienen, um ihre Säule zu tragen. Einmal dichtet er:

Und lächelst du mir zu mit holden Mienen
Ein wenig nur, und grüßest auf der Gasse,
So brenn' ich auf wie Pulver in den Minen.

Digitized by Google

Hier empfindet man dann freilich den Umschlag der Hyperbel ins Barocke oder in die Ironie. Ein unvollendetes Spottgedicht auf eine Frau besteht aus lauter Vergleichen dieser Art: „So süß wie Mus ist Dein Gesicht, o Schöne, wie Rüben zart" u. s. w. und in dem Sonett an Giovanni da Pistoja, worin er sich als Maler der Sistina schildert, wie in jenen Terzinen, worin er sein krankes elendes Alter beschreibt, hat er diesem Hang zur Uebertreibung auf seine eigenen Kosten mit Behagen die Zügel schießen lassen. Zuletzt müssen doch auch jene Gedichte des höchsten Greisenalters, worin er in den stärksten Ausdrücken sein Leben für ein verfehltes erklärt und selbst seine Liebe zum Schönen und sein künstlerisches Schaffen als sündhaft verwünscht, auf denselben Zug leidenschaftlicher Uebertreibung zurückgeführt werden, die freilich nur der ungesuchte Ausdruck seines inneren Ungestüms war. Aus den Gedichten an Vittoria Colonna erkennt man deutlich, wie er sich dieser natürlichen Wildheit wohl bewußt war und wie ihn an diese Freundin eben die Sehnsucht band, durch den Einfluß einer edlen, gereiften Frauenseele geläutert und von Schlacken gereinigt zu werden.

Vittoria Colonna und Michelangelo! Die beiden Namen sind untrennbar verbunden. Ein kurzes Spätglück ist in dieser Liebe dem Freudlosen noch aufgeblüht. Einen Kranz von schönen Liedern hat es ihm entlockt. Stürmisch und doch wieder zurückgehalten durch den Adel ihres Wesens warb er um die Huld der Freundin; was er ihr verdankte, hat er ihr nach ihrem Hingang nachgesungen. Nur eine kleine Zahl von Gedichten ist in den Handschriften mit der Bezeichnung: an Vittoria Colonna versehen. Unbedenklich werden wir manche andere, die gleiche Art und Tiefe der Empfindung verrathen, auf dieselbe Quelle zurückführen dürfen. Welche und wie viele, läßt sich aber mit Sicherheit nicht bestimmen. Auf jeden Fall bleibt von den Gedichten Michelangelos, die fast alle das eine Lied der Liebe singen, noch eine sehr große Zahl übrig, deren Veranlassung wir in anderen Beziehungen suchen müssen. Individuelle Züge sind zwar selten, aber sie fehlen nicht. Einmal beneidet er das Mieder, das die Brust der Geliebten preßt, den Gürtel, der ihre Hüfte umspannt. Ein einzger Blick, ruft er ein anderes Mal aus, hat mich entzündet, nur Ein Mal sah ich deiner Augen Sterne. Oder er klagt den Wankelmuth und die Launen der Geliebten an, wünscht aber doch lieber die Fortdauer des Zweifels als die Gewißheit der Verschmähung. Ja, er will lieber dereinst auf den Himmel verzichten, als auf die Huld der Geliebten. Oder er seufzt:

Seh' ich an einem Tag dich nicht, du Schöne,
Kann ich an keiner Stelle ruhn und rasten.

Und ein anderes Mal:

Digitized by Google

Hier war's, wo ich mit ihrer Huld verloren
Mein Herz und Leben, wo sie Heil versprach
Mit ihren schönen Augen und mir ach,
Durch diese nahm, was sie mir still geschworen!
Hier schlang, hier löste sie das Band dem Thoren,
Von diesem Stein sah ich ihr weinend nach,
Als sie entschwand, um die das Herz mir brach,
Die mich mir nahm und doch mich nicht erkoren!

Bei diesen und ähnlichen Gedichten kann man nicht an die Freundschaft mit Vittoria Colonna denken, wie leidenschaftlich auch dieselbe gefärbt war. Doch haben die Biographen auf unsere neugierigen Fragen keine Antwort. Wir müssen uns damit begnügen, daß Michelangelo, wie er selbst versichert, zu tausend Malen von Amor getroffen worden ist, ja, daß sein ganzes Leben Amor gehörte:

Du bist mein Herrscher, mein war keine Stunde.

Ganz vereinzelt findet sich daneben die Klage:

Warum ist dieses Herz so spät erglommen
Von ew'ger Gluth, warum flammt es so selten,
Da nur dies Feu'r uns trägt zu höhren Welten,
Wozu die eignen Kräfte uns nicht frommen?
Es trennt vielleicht der Liebesboten Kommen
Ein dunkler Zwischenraum, weil mehr uns gelten,
Weil wir mit heißrem Danke sie vergelten
Die Gaben, die uns selten zugekommen.

Fast bin ich schüchtern, an dieser Stelle eine Entdeckung jüngster Zeit zu erwähnen. In dem Tagebuch Michelangelos, das jetzt Gaëtano Milanesi aus dem Archiv der Casa Buonarroti zusammt den Briefen veröffentlicht hat*), findet sich eine überraschende biographische Notiz, von der bisher nichts bekannt gewesen ist. Unter dem 1. Januar 1554 hat hier der Achtzigjährige aufgezeichnet, daß er ein Mädchen, Vincenzia, Tochter des Wursthändlers Michele aus dem Schlachthof de' Corvi, zu sich ins Haus genommen habe, mit der Zusage, sie nach vier Jahren, wenn sie sich an Seele und Leib wohlverhalte, zu heirathen und ihr dann ein Heirathsgut von funfzig Scudi Gold auszusetzen und sicherzustellen. Und vielleicht hätte die Geschichte von einer Frau Vincenzia Buonarroti zu berichten gehabt, wenn nicht am 26. September des folgenden Jahres, wie eine weitere Aufzeichnung sagt, der Bruder des Mädchens, Jacopo, unvermuthet gekommen wäre und eine Krankheit des treuen Dieners Urbino benützend, der sich vergeblich widersetzte, die Schwester mit fortgenommen hätte. Will man überhaupt persönliche Bezüge aufsuchen,

*) G. Milanesi, le lettere di Michelangelo Buonarroti publicate coi ricordi ed i contratti artistici. Firenze 1875.

Digitized by Google

so gestehe ich, durch diese oder ähnliche Episoden könnten immerhin einige der zahlreichen Lieder veranlaßt sein, welche die späte Heimsuchung des Greises durch neue Liebe zum Gegenstand haben. Amor jagt die Todesgedanken weg, um neue Blüthe dem abgestorbenen Baum zu entlocken, das ist ein Thema, das häufig variirt wird.

Eben an diesen Gedichten läßt sich dann aber die bemerkenswerthe innere Wandlung verfolgen, die mit dem Dichter in den letzten Jahren vor sich gegangen ist. Zunächst nämlich wird nur die Wirkung der neuen Liebe in dem entkräfteten, den letzten Stunden nahen Greise geschildert: was Wunder, wenn er jetzt ohne Widerstandskraft den Flammen zum Opfer wird, da sein junges Herz rasch jedem Pfeile Amors erlag? Er wünscht sich sein Jugendfeuer, seine verschwendeten Seufzer, seine Schritte ohne Zahl wieder zurück, da Amor ihn aufs Neue zur Beute erkoren. Ja er fühlt sich wirklich verjüngt, und Liebe zum Schönen — damit wird ausdrücklich etwaiger Einwendung begegnet — ist ja auch dem Alter keine Sünde: wozu erschuf denn Gott die Welt, wenn er jede Regung verdammen wollte:

Von falscher Scham gezwungen
Höhnt der sich selbst und lügt, der Schmach es findet,
Wenn göttlich Schönes noch den Greis entzündet.
Wer nicht im Wahn erblindet,
Wer Maaß und Ziel beachtet, ist kein Sünder,
Liebt dich er, o Natur, und deine Kinder.

Aber bald wenden sich die Gedanken. Die Nähe des Todes streitet mit Amor und beginnt ihn zu verscheuchen. Jetzt ergreift den Dichter Reue, daß er Herz und Geist dem Dienste des Schönen hingegeben, er flucht der Liebe, daß sie noch den letzten Tag zum Tag der Schande machen will, hassen will er die Welt mit ihren Reizen, trügerisches Hoffen, eitles Verlangen schilt er, was ihm einst als Ideal das Herz geschwellt. Er zittert, daß er sein Heil so lange verschoben:

Und doch mit lauen Thränen nur beklage
Dem Tod ins Antlitz jetzt ich meine Fehle.
Ich Feind der eignen Seele
Erkenne nun zu spät mit bittrem Leiden:
Das schlimmste Uebel ist: die Zeit vergeuden.

Es kostet noch einen schweren Kampf, um den unmilden Sinn des Greises völlig zu beugen. Die Natur lehnt sich immer wieder auf, ermattet sinkt der Wille zurück, bis ihm zuletzt die ewige Gnade glücklich zum Siege verhilft. Jetzt sind die Wogen beruhigt, das müde Lebensschiff ist am Hafen angelangt. Ergreifende Sehnsucht nach dem ewigen Heil, Anrufung der göttlichen Gnade, Vertrauen auf das Blut des Gekreuzigten — das sind die letzten verhallenden Klänge der einst so ganz anders gestimmten Leyer.

Digitized by Google

Eine glühende Leidenschaft für das Schöne hatte ihn beseelt, und wie um sich von diesem überquellenden Gefühl zu befreien, hatte er es in die Maße des Sonetts und des Madrigals einzudämmen versucht. Es sind seine stolzesten Lieder, in denen er seinen von Gott empfangenen Beruf für die Kunst verkündigt und das Schöne als idolo und monarca seiner Seele feiert.

Ein Augenblick genügt, daß in die Seele
Mir durch das Auge jede Schönheit gleite.
Ich wette, daß für hundert nicht an Breite,
Für tausend nicht an offnem Weg' es fehle.

Eine „jede Schönheit". Wie er selbst es hier ausgesprochen hat, so ist es durch den Biographen Condivi, so durch Donato Gianotti bezeugt, daß alles Schöne ihn gleicherweise zur Leidenschaft entflammte, sei es weibliche oder männliche Schönheit, Belebtes oder Unbelebtes, ein Jedes, das in sich vollendet ist und durch edle Bildung erfreut. In diesem Zusammenhange muß man es verstehen, daß er der Schönheit seines Freundes Tommaso Cavalieri so überschwängliche Huldigungen darbringt, wie er je nur weiblicher Schönheit es gethan. Er hatte bei seinem Besuch in Rom im August 1532 diesen jungen, edelgeborenen Künstler kennen gelernt, der auch nach dem Zeugniß anderer Zeitgenossen von vollendeter Schönheit und Liebenswürdigkeit war. Nach Florenz zurückgekehrt, wo ihn noch die Arbeiten in der Medicäerkapelle festhalten, schreibt er ihm die oben schon erwähnten Briefe voll sehnsüchtiger Verehrung: grandissimo, anzi smisurato amore nennt er die Leidenschaft, die ihn für den Jüngling beseelt; „die einzige Leuchte der Welt in unserer Zeit, die ihres gleichen nicht hat", so redet er ihn an. Dem Herausgeber der Briefe, Gaëtano Milanesi, ist hier ein seltsamer Irrthum begegnet. Diese feurigen Huldigungen an den Freund scheinen ihm unmöglich. Er spricht die Vermuthung aus, Michelangelo habe mit diesen Liebeserklärungen gar nicht den Freund, sondern vielmehr die Freundin, nämlich Vittoria Colonna, gemeint, und jene Briefe seien bestimmt gewesen, dieser mitgetheilt zu werden, als eigentlich an sie gerichtet. Diese Vermuthung ist aber ganz und gar haltlos. Einmal hat man kein Recht, die Bekanntschaft Michelangelos mit Vittoria Colonna früher zu setzen als in das Jahr 1536 oder 1537, auf keinen Fall vor der gänzlichen Uebersiedelung des Künstlers nach Rom, die im Jahre 1534, nach Papst Clemens VII. Tode geschah, während jene Briefe an Cavalieri noch aus Florenz vom Jahre 1533 geschrieben sind. Sodann sind einige huldigende Gedichte an denselben Freund vorhanden, darunter ein Sonett, das schon zu Lebzeiten Michelangelos mit der Aufschrift: an Tommaso Cavalieri veröffentlicht war und überdies durch das Wortspiel am Schlusse, wo der Dichter durch einen wohlbewehrten Cavaliere überwunden sich bekennt, unzweideutig seine Adresse zu erkennen giebt. Ich gehe noch weiter. Es

Digitized by Google

existirt ein Brief von Michelangelo, den er am 11. October 1533 aus Florenz an einen Freund Namens Angiolini in Rom geschrieben hat, und worin von einer verzehrenden Liebe die Rede ist, die ihn, den Schreibenden, nach Rom ziehe: ohne alle Unterbrechung, Tag und Nacht, wünsche er dort zu sein, nur um wieder zum Leben zurückzukehren; für die Dauer könne er nirgends anders leben. Der Brief ist Fragment, aber eine lückenhafte Stelle scheint anzudeuten, daß nicht eine Frau, wie Milanesi vermuthet, sondern daß niemand anders als Messer Tommaso der Gegenstand dieser feurigen Sehnsucht gewesen ist, die vielleicht dazu beigetragen hat, den Entschluß der Uebersiedelung nach Rom in Michelangelo zu bekräftigen. Solche Heftigkeit der Leidenschaft ist ungewohnt, ihre Aeußerung befremdlich. Aber hier vor Allem haben wir Michelangelo, so wie er es selbst verlangt, „nach seinem eigenen Maße" zu messen. Wenn wir uns erinnern, daß er in dem Ausdruck seiner Empfindungen, jederzeit und gleichviel wem sie galten, des gewöhnlichen Maßes spottet, und wenn wir jene Zeugnisse Condivis und Gianottis dazu halten, daß er von Allem, was schön war, ohne Unterschied entzündet wurde, so kann ein Mißverständniß nicht obwalten, und überflüssig war die Fürsorge des jüngeren Michelangelo, der, um von seinem Großoheim üble Nachrede abzuwehren, die Aeußerungen der Leidenschaft für das männlich Schöne möglichst zu tilgen gesucht hat.

Ist dem so, dann kann auch der Inhalt des 53. Sonetts nicht mehr so befremdlich sein. Weder Witte noch S. Hasenclever haben gewagt es nach der vaticanischen Handschrift zu übersetzen. Witte findet es entweder unverständlich oder in der Stelle: Donna, è dissimil troppo etc. völlig unmotivirt, dem Colorit des Ganzen völlig widersprechend. Allein es scheint mir keineswegs undenkbar, daß der Dichter in einem Augenblick, da er für seinen Freund so lebhaft empfand, den Einfall hatte, weibliche Schönheit sei von untergeordneter Art, wofür zu erglühen einem weisen und männlichen Herzen wenig zieme. Untergeordnet aus dem Grunde, weil der Liebe zum Weib unvermeidlich ein sinnliches Element sich beimischt. Gerade in diesem Sonett nämlich hat der Dichter deutlicher ausgesprochen als irgendwo, von welcher Art überhaupt „die wilde Gluth" ist, mit der ihn „eine ungemessene Schönheit" erfüllt. Die Liebe, wie er sie versteht, erweicht das Herz, daß es empfänglich wird für der Gottheit Liebespfeile, sie strebt von der irdischen Erscheinung hinweg zum Schöpfer alles Schönen, sie ist dem aufwärtsstrebenden Geist die erste Stufe, sie beschwingt die Seele, daß ihr Flug nicht am nichtigen Begehren hängen bleibt; das ist die Liebe, die in der Seele ihren Sitz hat und zum Himmel zieht, während die andere in den Sinnen wohnt und auf niedrige gemeine Dinge gerichtet ist.

Die Eigenthümlichkeit von Michelangelos Liebespoesie spricht sich eben in

Digitized by Google

dieſen Gedanken aus. Er liebt alles Schöne, weil es ihm ein Abglanz des ewig Schönen, die Offenbarung des Ideals iſt. Niedrige Liebe nennt er, die nicht von der Erſcheinung zum Urquell des Schönen ſich leiten läßt. Darum hat auch die Frage nach den einzelnen Motiven der Gedichte, nach den Perſönlichkeiten, an die ſie gerichtet ſind, nur geringen Werth. Sie ſind unzweifelhaft durch Perſönlichkeiten veranlaßt, aber was er an dieſen liebte, war etwas Unperſöhnliches, war das Schöne ſelbſt, das ihm jetzt in einer Frau, jetzt in einer Jünglingsgeſtalt verkörpert entgegentrat. Das iſt der Platonismus in ſeinen Dichtungen, von dem ſchon Condivi und Berni reden. Die „unſterbliche Form", die in die Kerkerhülle der Geliebten herabgeſtiegen iſt, hat allein im Dichter Liebe entzündet, nicht deren äußere Schönheit; denn nicht auf das, was mit den Jahren ſchwindet, kann wahre Liebe ihre Hoffnung bauen. Gott ſelbſt — heißt es in einem anderen dieſer platoniſirenden Gedichte — erweiſt ſich auf Erden nicht anders, als in einem ſchönen ſterblichen Angeſicht:

Die irdſche Schönheit, für den Blick des Weiſen
Gleicht ſie dem Liebesquell, dem wir entſtammen;
Vom Himmel hat die Welt nicht andre Proben,
Nicht andre Früchte kann die Erde weiſen;
Und bleiben treu dir meiner Liebe Flammen,
Iſt ſüß der Tod und frei mein Flug nach oben.

Im Paradies, wo die Seelen vor dem Eintritt in die Welt waren, hat der Dichter zur Mitgift für die Erde ein geſundes Auge, die Geliebte den Glanz der Schönheit mitbekommen und jetzt ſchaffen ihm die Augen der Geliebten ein Wiedererinnern an die Seligkeit des Paradieſes:

Vom ewig Schönen treunt in mir ſich nimmer
Die Liebe, wie die Wärme nie vom Feuer;
Was ihm entſtammt und gleicht, das muß ich ſchauen!
Du trägſt in deiner Augen ſel'gem Schimmer
Das Paradies, wo du zuerſt mir theuer,
Und ſeine Pforten ſind mir Deine Brauen!

Es ſind die „göttlichen Gedanken", die er in jedem edlen, ſchöngebildeten Weſen verehrt:

Dein Antlitz, meine einzge Luſt im Leben,
Wo treibt's mich hin? Ich ſteig' in Fleiſch und Blut
Zu ſel'gen Geiſtern auf! Welch größ'res Gut
Kann Menſchenhuld dem Sterblichen wohl geben!
Gerechtigkeit, was ſoll ich vor Dir beben?
Wenn ſo das Werk dem Schöpfer gleicht, iſt Gluth
Der höchſten Liebe ſchuldiger Tribut,
Da Gottideen in ihm verkörpert leben.

Digitized by Google

Iſt das Schöne die Offenbarung der Urgeſtalt, ſo iſt freilich der Gedanke hiervon unzertrennlich, daß es immer nur eine unvollkommene Erſcheinung des Ideals iſt, dem Wechſel, der Vergänglichkeit unterworfen.

Was, Amor, wird nach Jahren aus der Schönen,
Da jeden Reiz die Zeit vernichten muß?
Die Sage ihres Daſeins, doch zum Schluß
Vergeht auch ſie, und ſchneller als wir wähnen.

Kein irdiſches Antlitz vermag dem Bild im Herzen gleichzukommen, das mit höherer Gluth erfüllt; zuletzt gehört der Preis nicht mehr der Schönheit der Geliebten, ſondern der Schönheit der Liebe ſelbſt:

Ja Deine Schönheit iſt unſterblich, Liebe!
Kein Antlitz unter uns erreicht das Bild
Im Herzen, das mit andrer Gluth erfüllt,
Mit andrem Flügel uns erhebt und Triebe.

Dieſem leidenſchaftlichen Cultus des Schönen ſind die eigenthümlichſten Lieder Michelangelos gewidmet. In der ſchönen Geſtalt feiert er die durchſcheinende Idee des Schönen, die ihn zugleich zu ſeinem künſtleriſchen Schaffen begeiſtert. Die Schönheit einer Menſchenſeele aber iſt ihm nur ein einziges Mal aufgegangen, und als er ſie fand, trat ſchon das müde Alter dazwiſchen, der Schatten des Todes drängte ſich herein, Zweifel und religiöſes Verlangen gewannen Macht über ihn, und zuletzt lag ſein ganzes Schönheits- und Liebesideal zerbrochen zu den Füßen des Kreuzes.

Gedanken zahllos, ſchweifend in die Weite,
Ihr ſolltet in der letzten Friſt auf Erden
Zu einem einzigen Gedanken werden,
Daß dieſer mich zur ew'gen Klarheit leite.

Eine merkwürdige dichteriſche Individualität, die auch dann Beachtung ſich erzwingen würde, wenn der Dichter nicht Michelangelo hieße. Ihn auch für die deutſche Leſewelt zu erobern, iſt ſchon mehr als ein Verſuch gemacht worden, doch vollſtändig war bis dahin noch keiner durchgeführt. Die Schwierigkeiten ſchienen nicht zu überwinden, doch reizten ſie zu immer erneuter Bearbeitung. Nachdem zuerſt J. C. Orelli in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der italieniſchen Poeſie (1810) auf den Schatz dieſer Gedichte aufmerkſam gemacht hatte, überſetzte C. Förſter eine große Anzahl derſelben, die aber, in einer Zeitſchrift der zwanziger Jahre niedergelegt, wenig bekannt geworden ſind. Einige Proben hat auch Fr. W. Genthe in ſeinem Handbuch der Geſchichte der italieniſchen Literatur mitgetheilt. An eine vollſtändige Ueberſetzung wagte ſich G. Regis (1842). Indeſſen ſind alle dieſe Verſuche ſchon um deswillen heute veraltet, weil ſie den vom Großneffen überarbeiteten Text zur Grundlage haben. Erſt als Grimms biographiſches Werk in weiten Kreiſen

Digitized by Google

ein lebendiges Intereſſe für den großen Künſtler verbreitete und bald nach dem erſten Erſcheinen deſſelben C. Guaſti die Gedichte nach dem handſchriftlichen Material veröffentlichte, wurde auch die Verdeutſchung mit vermehrtem Eifer wieder aufgenommen. H. Grimm ſelbſt hat eine Anzahl Ueberſetzungen der Lebensbeſchreibung eingeſtreut; er bedient ſich aber dabei freierer Formen und geſteht wiederholt, eine treue Nachbildung ſei nicht zu erreichen geweſen; lieber verzichtet er ganz auf den Reiz und den Zwang der Versformen, um dem Inhalt nicht zu nahe zu treten. Dagegen hat H. Harrys (1868) eine Ueberſetzung erſcheinen laſſen, die wenigſtens annähernd vollſtändig iſt und ſtreng an die Reimformen des Originals ſich hält. Es iſt eine anerkennenswerthe Arbeit; nur iſt die Behandlung zu leicht und gefällig gerathen; die eigenthümliche Strenge des Originals erſcheint abgeſchwächt, verwiſcht; der Sinn iſt wohl meiſtens richtig wiedergegeben, aber ohne den charakteriſtiſchen Ausdruck und Nachdruck des Vorbildes, was auch damit zuſammenhängt, daß vielfach noch die Bearbeitung des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Grunde gelegt iſt. Karl Witte hat ſeiner Abhandlung (in Ed. Böhmers romaniſchen Studien) eine große Zahl charakteriſtiſcher Ueberſetzungsproben gegeben, in welchen den Anforderungen der Treue mehr entſprochen iſt. Sie verrathen, wie von dieſem größten und gelehrteſten Kenner italieniſcher Literatur nicht anders zu erwarten, ein tiefes Eindringen in den Gehalt und manches iſt vortrefflich wiedergegeben; anderes erſcheint freilich ungelenk, gezwungen oder proſaiſch. Auch hat Witte zuweilen gleichfalls an die überarbeiteten Lesarten ſich gehalten. Der Vollſtändigkeit halber erwähne ich noch die wenig gelungenen Ueberſetzungen, die L. de Marées unter ſeine Sammlung geiſtlicher Dichtungen (1867) aufgenommen hat. 1872 erſchien eine Ueberſetzung von H. Grasberger, Bremen, bei Kühtmann. Zahlreiche Uebertragungen Fr. Notters, der auch als Danteüberſetzer mit Witte gewetteifert hat, ſind noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben.

Sophie Haſenclever hat ausſchließlich die ächten Gedichte Michelangelos und dieſe vollſtändig überſetzt. Nicht auf eine Auswahl beſchränkte ſie ſich, ſie wollte den ganzen Michelangelo geben, auch vor den ſchwierigſten Aufgaben iſt ſie nicht zurückgeſchreckt, und man wird finden, daß auch die Fragmente und was Harrys ſonſt noch aus anderen Gründen weggelaſſen hat, theils um des biographiſchen Intereſſes, theils um des bedeutſamen Inhalts willen nicht fehlen durften. Und die Uebertragung iſt ſo, daß ſie das Schwerſte leiſtet: dem deutſchen Leſer wirklich einen Begriff von dem Dichter Michelangelo zu geben. Iſt nicht Alles in gleichem Maße gelungen, ſo iſt doch der Grundton durchaus getroffen, und es ließe ſich eine Reihe von Gedichten anführen, die vorzüglich wiedergegeben ſind. Einzelne Wendungen, auch das eine oder andere Gedicht ſind Witte ohne Zweifel beſſer gelungen: bei den meiſten

Digitized by Google

wird man auch ihm gegenüber die neue Uebertragung vorziehen. Ueber manche Puncte läßt sich streiten, doch bei sorgfältiger Vergleichung mit dem Original wie mit den Vorgängern wird das Urtheil nur dahin ausfallen können, daß es eine gewissenhafte und eine wohlgelungene Arbeit ist. Max Jordan hat sich ein Verdienst erworben, durch seinen Rath das Werk gefördert und durch sein Wort eingeführt zu haben.

Es erscheint nun zugleich als ein deutscher Beitrag zu dem Jubiläum des großen Florentiners. Dieser Bestimmung gemäß ist es von der Verlagshandlung ungewöhnlich reich und geschmackvoll ausgestattet worden, mit einer gediegenen Pracht, welche die florentiner Ausgabe noch überbietet. Es ist ein mäßiger Quartband. Zugleich mit der Uebersetzung ist auch der Originaltext abgedruckt, links das Italienische, rechts die Uebertragung, zu bequemem Vergleich. Die Anordnung der Gedichte ist durchaus die gleiche wie bei Guasti. Jede Seite trägt oben ein Ornament, meist unten noch ein zweites, sie sind nach Originalen aus dem sechzehnten Jahrhundert eigens von kundiger Hand geschnitten. Die Anmerkungen am Schluß sind mit Recht auf die unentbehrlichsten Notizen beschränkt. Mögen die Gedichte für sich selbst wirken. Sie führen in die weihevolle Nähe eines der außerordentlichsten Geister, der von sich sagen konnte:

Wenn mehr ich litt' als Alle, fühlt' auch Wonne
Ich mehr als Alle unter dieser Sonne.

Reichsgold.

Von Gustav Cohn.

Mit dem 1. Januar des neuen Jahres 1876 tritt im gesammten Gebiete des Deutschen Reiches die neue Markrechnung in Kraft. Dagegen bleibt die Währungsfrage dadurch unberührt und wird erst alsdann, im Sinne der neuen deutschen Münzgesetzgebung seit 1871, als gelöst zu betrachten sein, wenn den im Umlauf befindlichen Silberthalern die Kraft der Courantmünzen aberkannt sein wird, welche sie gegenwärtig noch besitzen. Mit andern Worten: die Herstellung der gesetzlich angebahnten reinen Goldwährung auf Grund der Reichsmarkeinheit ist durch Beseitigung der Silbercourantmassen und deren Ersatz in neuen Goldmünzen in der nächsten Zukunft erst noch zu bewerkstelligen. Die mannigfaltigen Mißverständnisse und Unklarheiten, welche sich an diese Aufgabe und deren

Digitized by Google

bisherige Lösungsversuche knüpfen, machen es wünschenswerth, daß man sich umschaue, in welcher Lage sich heute das Deutsche Reich dieser Aufgabe gegenüber befindet. Mißverständnisse und Unklarheiten, welche leider durch das bisherige Verhalten der Reichsverwaltungsbehörden befördert worden sind, einerseits dadurch, daß man den Punct, auf den es ankam, verdunkelte durch Vermengung der Währungs- mit der Markrechnungsfrage — so noch im letzten Sommer durch den halbamtlichen Hinweis auf die neue Ordnung der Dinge, welche am 1. Januar 1876 in Kraft trete, gegenüber der Beunruhigung im Publicum wegen des Abfließens der neuen Goldmünzen in das Ausland; andererseits dadurch, daß man keinerlei deutliche Kundgebung gemacht hat, wie es denn nun eigentlich mit der Hauptsache, nämlich mit der thatsächlichen Verwirklichung des gesetzlich in Aussicht genommenen Zustandes der reinen Goldwährung, gegenwärtig steht.

Das Jahr, welches sich jetzt zum Ende neigt, hat mehrere beachtenswerthe Publicationen hervorgebracht, welche sich theils direct, theils indirect mit der fraglichen Aufgabe beschäftigen. Vor einigen Monaten erschien der Bericht der Schweizer Delegirten zur Pariser Münzconferenz, die während der Monate Januar und Februar 1875 abgehalten wurde (Rapport sur la Conférence monétaire de Janvier et Février 1875 au Haut Conseil fédéral par les délégués suisses à la Conférence de 1875: Kern et Feer-Herzog), eine vortreffliche, auf amtliche Quellen gestützte Darstellung des gegenwärtigen Standes der Doppelwährungsfrage, in Anknüpfung an die lateinische Münzconvention der Frankenländer (Frankreich, Schweiz, Belgien, Italien). Ferner ist in den letzten Wochen eine sachkundige und trefflich geschriebene Arbeit von dem Reichstagsabgeordneten L. Bamberger erschienen „Reichsgold, Studien über Währung und Wechsel" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1876), welche trotz mancher Einzelheiten, welche kaum allgemeiner Zustimmung begegnen dürften, in der Hauptsache doch eine höchst verdienstvolle Leistung für die Klärung der Situation genannt werden muß.

Es lag in der Nothwendigkeit unserer deutschen Münzreform, daß wir — bei dem Uebergange aus der Silberwährung in die Goldwährung — zeitweilig, d. h. mindestens einige Jahre lang, in dem Zustande der Doppelwährung von Gold und Silber verharren mußten. Daß aber die Doppelwährung selber weder als dauernder Zustand noch als lang anhaltendes Zwischenstadium für die Ordnung der deutschen Geldverhältnisse zu wünschen sei, das haben die Erfahrungen, welche man auf Grund der lateinischen Münzconvention gemacht hat, neuerdings schlagend genug dargethan. Sie sind aber nur eine Bestätigung der wissenschaftlichen Ueberzeugungen gewesen, welche sich längst für die Einheit der Währung, und seit dem preußischen Staatsrath J. G. Hoffmann (Lehre vom Gelde 1838) für die Einheit der Gold-

Digitized by Google

währung immer zahlreicher ausgesprochen haben. Einzelne Ausnahmen, wie die Theorie von Wolowski, die 1867 die Welt überraschte, oder die oberflächlichen Ansichten des Belgiers de Laveleyes, der über alles Mögliche schreibt und über alles oberflächlich, sind ohne wesentlichen Einfluß auf den Stand der Wissenschaft und den Gang der Dinge gewesen. Theorie und Praxis reichen sich heute die Hand, der reinen Goldwährung Geltung zu verschaffen: und in diesem Zusammenhange erscheint die deutsche Münzreform zugleich als Ursache und Wirkung. Als Ursache, indem dieselbe nach ihrem Theile dazu beigetragen hat, die Annahme des Goldes als allgemeinen Stoffes der internationalen Währung auszudehnen, und die Abschaffung des Silbers oder vielmehr dessen Beschränkung auf die Function der Scheidemünze zu befördern. Als Wirkung, indem dieselbe den schon seit Jahrzehnten, zumal aber im Laufe der sechziger Jahre, anerkannten kosmopolitischen Zug zur Goldwährung in einem besonders günstigen Augenblicke auf ihrem Gebiete verwirklicht und gleichzeitig mit einem nie dagewesenen Silberzufluß aus neuen Productionsländern, welcher den Markt drückte, von der eignen Silbermasse loszumachen sich entschloß.

Fassen wir zunächst den Zustand der lateinischen Münzländer ins Auge. Bekanntlich haben jene Länder im Jahre 1865 auf Grund der in Frankreich seit 1804 bestehenden Doppelwährung (in dem gesetzlichen Werthverhältnisse der beiden Edelmetalle von $1 : 15^1/_2$) ein gemeinsames internationales Münzgebiet geschaffen. Bezeichnender Weise haben binnen wenigen Jahren die beiden großen Staaten dieser Convention, Frankreich und Italien, aus finanziellen Gründen die fundamentalste Bestimmung jenes Vertrages verletzen müssen — sie haben Papierwährung an die Stelle von Gold und Silber gesetzt, an die Stelle der Doppelwährung der Convention eine dreifältige Währung wider die Convention. Aber auch abgesehen von diesem elementaren Mißgeschick hat die Convention in ihren einzelnen Bestimmungen nur dürftige Lebenskraft bewiesen, und zwar vornehmlich wegen ihrer Begründung auf die Doppelwährung. Während nämlich seit dem Jahre 1850 aus dem damaligen Frankreich eben wegen der Doppelwährung das Silber abfloß, welches in Folge der neuen Goldmassen von Californien und Australien über den gesetzlichen Werth von $15^1/_2$ gestiegen war, so kam bereits nach fünfzehn bis sechzehn Jahren der Umschwung zu Gunsten des Goldes und dieses floß als das werthvollere Metall aus dem Lande. Der Hauptgrund war die neue Ausbeute der nordamerikanischen Silberlager. Während der niedrigste Stand des Silbers im Verhältniß zum Golde, welcher in früheren Jahren erreicht worden war und zwar unmittelbar vorher, ehe die neuen Goldmassen aus Californien und Australien herzukamen, 1 : 16 gewesen war, trat jetzt ein Sinken des Silberpreises ein, wie es bisher noch niemals irgendwo, soweit wir wissen, vorge-

Digitized by Google

kommen ist. Der Preis ging zunächst in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre auf 16 herab (nach der Londoner Notirung war er im Jahre 1869 = 59 Pence per Unze Silber); fiel weiter in den folgenden Jahren (bis Ende November 1872 auf 60 – 61 Pence); hierauf erfolgte ein stärkeres und schnelleres Sinken, und zwar bis auf 57 1/4 Pence im December 1874 (1 : 16 1/2). Und noch entschiedener setzte sich dieser Rückgang des Silberpreises fort im laufenden Jahre 1875, derart, daß es im Juni d. J. auf 55 1/2 Pence, d. h. 1 : 17 fiel; was gegen die Werthrelation der lateinischen Münzconvention (und gegen die zeitweilige Doppelwährung in Deutschland) einen Werthabstand zu Ungunsten des Silbers in Höhe von rund zehn Prozent ausmachte. In den Herbstmonaten ist der Londoner Preis wieder etwas gestiegen (56 3/4 d. October). Aber angesichts der jährlich enorm steigenden Silberproduction, welche mit der Abschaffung einer unzweifelhaft ins Gewicht fallenden Masse alten deutschen Silbergeldes zusammentrifft, ist diese Besserung schwerlich als der Anfang zu einer anhaltenden größeren Preissteigerung des Silbers zu betrachten. Für die neue Production an Silber kommt namentlich Nevada in Betracht, welches in folgender Progression Silber auf den Markt warf:

1859:	50,000	Dollars
1867:	15,000,000	„
1871:	32,000,000	„
1873:	44,500,000	„

Nicht ohne Einfluß auf diese Steigerung der Production ist die Verminderung der Productionskosten in den Händen der Nordamerikaner gewesen. In den Minen von Nevada wird nur für 1—1 1/2 Dollars per Tonne Silbererz im Werthe von 75—150 Dollars Silber verbraucht, während bei dem Verfahren in Mexico die Production eines Kilogramm Silber mindestens ein Kilogramm Quecksilber verlangte.

Unter dem Eindrucke dieser Thatsachen des Edelmetallmarktes traten die Vertreter der Staaten der lateinischen Münzconvention im Jahre 1874 zusammen und beschlossen einen Additionalvertrag, welcher mit Rücksicht auf den rapiden Rückgang des Silbers und dessen fernere Aussichten bestimmte, daß die Ausprägung des Silbers im Bereiche der Convention beschränkt werden sollte. Hiermit wurde freilich nicht offen mit dem Principe der Doppelwährung laut Vertrag von 1865 gebrochen, aber im Wesen der Sache geschah es um nichts weniger, wenn auch verhüllt, wenn auch durch eine halbe Maßregel. Bisher konnte — in der Consequenz der Doppelwährung — jeder Inhaber von Gold- oder Silberbarren dieselben nach dem vertragsmäßigen Fuße von 1 : 15 1/2 ausprägen lassen zu Franken, beliebig in Silber

Digitized by Google

oder Gold. Die Folge der Werthschwankungen, über die natürlich die gesetzliche Taxe nicht Herr war, mußte nun sein, daß diese Ausprägung Sache der Speculation wurde, welche das theurere Metall (Gold) ausführte, das wohlfeilere (Silber) einführte und ausprägen ließ. So kam es, daß in den Jahren 1867—1873 nicht weniger als 895 Millionen Fünffrankenthaler ausgeprägt wurden, davon 307 Millionen allein im Jahre 1873.

Hier nun schob die Convention von 1874 einen Riegel vor, indem sie die Summe des jährlich auszuprägenden Silbers für jeden am Vertrage theilnehmenden Staat beschränkte (auf 120 Millionen Fünffrankenstücke zusammen, davon Frankreich 60 Millionen u. s. w.). Dieser nur auf ein Jahr geschlossene Zusatzvertrag wurde Anfang 1875 für das laufende Jahr erneuert. Zugleich haben mehrere Vertreter bei den Conferenzen, zumal diejenigen der Schweiz, ihre deutliche Absicht zu Gunsten der reinen Goldwährung kundgegeben. Ein wichtiges Document dafür ist auch der amtliche Rapport der Schweizer Delegirten.

Wie steht nun das Deutsche Reich in diesem Augenblicke zu der Angelegenheit der Doppelwährung und der reinen Goldwährung? Die erstere hat es, die zweite strebt es an. Es ist ein nicht gerade willkommenes Zusammentreffen, daß diese Reform in einen Zeitpunct so starker Entwerthung des Silbers fällt. Nach den angegebenen Zahlen ist es wohl nicht zweifelhaft, daß die neue Productionsmasse einen hauptsächlichen Einfluß auf diese Entwerthung ausgeübt hat. Dagegen hat ebenso unzweifelhaft die Thatsache der deutschen Münzreform, auch ohne solche bedeutende Silbermassen auf den Markt zu werfen, zu jener Entwerthung beigetragen, und wir glauben, Bamberger unterschätzt diesen Einfluß, wenn er in seiner angeführten neuesten Schrift wesentlich nur den Einfluß der wirklich auf den Markt gelangten deutschen Silberquantitäten in Anschlag bringen will und die Erwartung des ferneren, größeren, erst noch kommenden Silbers gering anschlägt. Warum soll bei einem so empfindsamen Speculationsartikel, wie die Edelmetalle sind, die Erwartung, die Grundlage jeder Speculation, eine geringere Rolle spielen als bei anderen Waaren? Indessen für die praktischen Maßregeln, welche jetzt zu ergreifen sind, macht diese Streitfrage nicht sonderlich viel aus. Denn, wie man dieselbe auch beantworte, hängt jedenfalls viel von der Vorsicht und Geschicklichkeit ab, mit welcher das deutsche Reich sich von seinem überflüssigen Silber befreit, wenn es dieses zu möglichst erträglichen Bedingungen besorgen will. Daß es sich aber in die Lage versetzt, eine überflüssige Masse Silbers zu besitzen, das heißt, so viel als unbrauchbar wird für den Verkehr im Deutschen Reiche, sobald das Silber nur noch als Scheidemünze dient, das ist unabwendbar; und es ist an der Zeit, daß man die Maßregeln ergreife, das Unabwendbare zu thun. Es ist das Verdienst Bambergers,

Digitized by Google

darauf hingewiesen zu haben, schon früher und namentlich wieder in seiner neuesten Schrift, daß die Frage der Münzrechnung eine für die fernere Politik der Reichsverwaltung durchaus einfache, weil erledigte ist: die Schwierigkeiten derselben treffen fürder nur noch den Verkehr der Privaten (vornehmlich in Süddeutschland). Die wichtigere Frage ist die Währungsfrage. Hierfür handelt es sich darum, daß die Reichsverwaltung nach langem Zaudern endlich mit einem offenen, entschlossenen Worte heraustrete, um die Welt wissen zu lassen, daß zu dem und dem nicht zu fernen Termine das alte grobe Silbercourant nur noch als Scheidemünze gelten solle, das heißt, daß es nur noch in geringen Beträgen an Zahlungsstatt angenommen zu werden brauche, und in größeren Beträgen von den Staatskassen gegen neues Gold eingelöst werde.

Es sind gegenwärtig rund 1250 Millionen Mark in Doppelkronen und Kronen ausgeprägt. Ueber die Beunruhigung, welche der zeitweilige Abfluß eines Theiles derselben in das Ausland verursacht hat, sagt Bamberger mancherlei Treffendes nach beiden Seiten hin, nach der Seite namentlich der mit viel Gesinnung und wenig Sachkenntniß räsonnirenden Opposition, deren sich das deutsche Reich heute in seinem Innern erfreut. Indessen was er sagt, ist nicht ohne Selbstwidersprüche. Die Kapitelüberschrift Nr. 2 (S. 10) lautet: „Deutsche Goldausfuhr nicht erst durch die Münzreform ermöglicht, nicht einmal durch sie erleichtert" und auf S. 127 heißt es „das Zwischenstadium (die Doppelwährung) hat uns die mißliche Erscheinung einer kurzen und heftigen Goldausfuhr gebracht, deren Wirkung mehr für das Gefühl als für den Besitzstand der Nation zu beklagen wäre."

Auch scheint er an verschiedenen Stellen verschieden darüber zu denken, jedenfalls aber nicht deutlich genug den Profit der Speculanten auf Kosten der Gesammtheit oder des Reiches hervorzukehren, welcher dadurch entsteht, daß eine Summe neuer Goldmünzen, welche das Reich im Werthe von $15\frac{1}{2}:1$ ausgegeben, von Speculanten wegen einer Werthsteigerung von so und so viel Procent ins Ausland verkauft wird. Man sollte doch etwas klarer über den Unterschied eines privatwirthschaftlichen Gewinnes von einem volkswirthschaftlichen Gewinne sein, zumal da, wo ein privatwirthschaftlicher Gewinn auf Kosten der Volkswirthschaft oder der Finanzen des Staates gemacht wird.

Genug indessen, wenn jene unliebsame Episode nicht wiederkehrt und damit sie nicht wiederkehre, ist es dringend nöthig, daß jetzt der deutsche Bundesrath endlich den Rahmen des Münzgesetzes vom Juni 1873 ausfülle, indem er einen nahen Zeitpunct für die Einführung der Goldwährung und Abschaffung der Silberwährung ausspricht.

Das Obige war niedergeschrieben, als wir die erwünschte Nachricht erhielten, daß in den letzten Tagen der Bundesrath beschlossen habe, die Coursfähigkeit der Silberthaler einzuschränken und dieselben lediglich wie die Reichs-

Digitized by Google

silbermünzen als gesetzliches Zahlungsmittel für Zahlungen nur bis zu zwanzig Mark vorläufig fortbestehen zu lassen. Hiermit wäre der entscheidende rechte Schritt gethan: mit dem Augenblicke, wo diese Anordnung in Kraft tritt, hat die alte Silberwährung im Deutschen Reiche aufgehört; gültiges Zahlungsmittel für alle Zahlungen von höherem Betrage als zwanzig Mark ist das Gold (Zwanzigmarkstücke und Zehnmarkstücke, Doppelkronen und Kronen), neben den gegen Gold einlösbaren neuen Banknoten. Die alten Silberthaler sind dann nur noch Scheidemünze gleich den neuen Reichssilbermünzen; die Doppelwährung ist beseitigt und das Deutsche Reich besitzt endlich die seit dem Gesetze vom December 1871, also seit gerade vier Jahren, angebahnte reine Goldwährung. Und sobald eine ausreichende Masse der neuen Reichssilbermünzen ausgeprägt ist, werden dann auch die alten Silberthaler ihrer zeitweiligen Eigenschaft als Scheidemünze entkleidet und vollends eingezogen werden.

Es ist eine wesentlich experimentell zu lösende Frage, welch Quantum der alten Silberthaler in Folge der Aufhebung ihrer Courantеigenschaft den Staatskassen zuströmen, welch Restquantum im Verkehre für die Bedürfnisse der kleinen Zahlungen als Scheidemünze festgehalten werden wird. Ist man doch leider nicht einmal im Stande gewesen, das überhaupt noch umlaufende Quantum des groben Silbercourants (Thaler und Zweithaler) festzustellen. Aber man darf mit Zuversicht annehmen, daß die Reichsverwaltung diejenigen Maßregeln treffen und daß sie hinreichend gerüstet sein wird, die zur Einlösung zuströmende Masse Silberthaler ohne Beschwerde gegen die neue Währung umzuwechseln.

Der Schritt, welchen der Bundesrath thun will oder in diesem Augenblick schon gethan hat, ist im Artikel 8 des Münzgesetzes vom 9. Juli 1873 vorgesehen. Dort heißt es: „Die Anordnung der Außercourssetzung von Landesmünzen und Feststellung der für dieselben erforderlichen Vorschriften erfolgt durch den Bundesrath."

Dieser Artikel 8 folgt aber auf die Bestimmungen des Artikel 6, welcher die in die Markrechnung nicht hineinpassenden alten Landesmünzen als einzuziehende aufführt, dagegen die Thaler, Zweithaler, Dritttelthaler, Sechstelthaler und die sonst in die Markrechnung hineinpassenden alten Münzen ferner gelten läßt. Dieses Letztere spricht Artikel 15 ausdrücklich aus, so daß die Deutung zulässig ist, es solle die Einziehung dieser letzteren Münzen nicht im Machtbereiche einer bloßen Anordnung des Bundesrathes liegen, vielmehr erst durch ein neues Gesetz veranlaßt werden. Und letztere Auffassung scheint in dem Bundesrathe vorzuwalten; denn es wird gemeldet, daß über die jetzt beschlossene Einziehung der Silberthaler dem Reichstage ein Gesetzentwurf vorgelegt werden

Digitized by Google

solle. Ohne Zweifel ist dies nichts als eine Form, welche einen zweckmäßigen Verwaltungsact des Reiches hoffentlich nicht verzögern wird.

Es mag hier schließlich noch hervorgehoben werden, wie ja an dieser wichtigen Reformmaßregel des deutschen Reiches vom Anfang bis zu Ende einen entscheidenden und höchst verdienstvollen Einfluß derjenige Reichstagsabgeordnete gehabt hat, dessen Schrift wir oben bereits wiederholentlich erwähnt haben. Auf Herrn Bambergers neueste Arbeit ist bezeichnenderweise unmittelbar jener Schritt des Bundesrathes gefolgt, welcher dieselbe dringend empfohlen und seit Jahren, freilich keineswegs vereinzelt, als dringend bezeichnet hat.

Ja, um über diese Schrift selber wegen ihres praktischen und wohl auch wissenschaftlichen Verdienstes noch ein paar Worte zu sagen, sei uns der Wunsch gestattet, daß der Herr Verfasser sich stets so sehr in den Grenzen seiner Competenz bewegen möge, wie er es in dem „Reichsgold" und der „Zettelbank" (1874) gethan hat. Nicht gerade ganz und gar; denn auch hier giebt es wieder Stellen, wo Seitensprünge gemacht werden, zu welchen zwar nicht die Courage, wohl aber die Sachkenntniß fehlt. Wie überflüssig aber ist es, daß ein Mann, der in einem bestimmten Gebiete im Wirthschaftsleben so gediegene Erfahrungen mit so viel Geist und Gewandtheit verbindet, ja diese Gaben zu so unbestreitbarem Nutzen der Oeffentlichkeit verwendet, — wie überflüssig ist es, daß derselbe Mann über Principienfragen, und die ihm fremden Specialgebiete einer Wissenschaft tändelnd hinfährt, mit keinem andern Erfolge denn dem, daß er etwa die Vorstellungen über diese „Wissenschaft" bei der großen Zahl der „Gebildeten" noch mehr verwirrt als leider schon geschehen ist. Uns fällt bei der Mannigfaltigkeit seiner Leistungen auf volkswirthschaftlichem Gebiete ein Erlebniß ein, das die Verschiedenheit ihrer Qualität vielleicht bezeichnet. Einem namhaften Physiologen, welcher letzthin an einen Nationalökonomen die Frage richtete: „Sind Sie Kathedersocialist; ich meinerseits bin Manchestermann?" erwiderte der Gefragte die Artigkeit mit der einzig möglichen Antwort: „In der Physiologie bin ich auch Manchestermann." Einem ähnlichen Gedankengange folgend, könnte man von Herrn Bambergers volkswirthschaftlichen Schriften sagen: er hört da auf Manchestermann zu sein, wo er in seiner Sache zu Hause ist. Wer läse heute nicht mit Genugthuung die Worte, welche er vor einem Jahre in seiner „Zettelbank" (§ 111) geschrieben, in denen er die wirthschaftliche Gefahr des Zwangscurses und der Papierwährung anempfiehlt, weil die Größe und Ehre des Staates höher steht, als irgend ein zeitweiliges wirthschaftliches Interesse. Wie anders als jener „Volkswirth", der da auf dem Congresse zu Hannover (es ist erst ein Jahrzehnt her) ausrief: „Lieber den Staat zu Grunde gehen lassen, als den Zwangscurs einführen." In denselben Lagen wußten es die Vereinigten Staaten von Amerika besser und handelten danach und Herr Bamberger preist sie darum.

Digitized by Google

Herr Bamberger hört da auf, sagen wir, Manchestermann zu sein, wo er in der Sache zu Hause ist. Wie überflüssig, ja unpassend dagegen sind die Seitenhiebe auf die Bundesgelehrsamkeit, welche er selbst, da wo er zu Hause ist, immer wieder einfließen läßt. Soll denn im Ernste die Wissenschaft des ökonomischen Lebens nur von Leuten besorgt werden, welche ein bis zwei Jahrzehnte in Bank und Börse zugebracht haben und günstigenfalls mit diesen Erfahrungen ein leichtes Darstellungstalent verbinden, vielleicht sogar ein so artiges Talent als der Herr B. selber? Als warnendes Beispiel, wohin das führt, wenn auf solche Art der Pflege die Wissenschaft angewiesen sein soll, sei ihm aus einem neutralen Gebiete entgegengehalten, das was er selber in dem freundlich tändelnden Stile seines „Reichsgold" den Lesern zumuthet. Wir meinen die Versuche in der Etymologie. Diese Wissenschaft ist aus Gründen, die in dem Wesen des Stoffes liegen, der schwülen Atmosphäre der Interessen und einer sich als Wissenschaft geberdenden Interessenvertretung entrückt. Und doch wie sehr wird der wissenschaftliche Nationalökonom an häuslichen Jammer erinnert, wenn er die Worte liest, mit welchem der alte Diez die Vorrede zu seinem Romanischen Wörterbuche beginnt:

„Die Aufgabe der Etymologie ist, ein gegebenes Wort auf seinen Ursprung zurückzuführen. Die zur Lösung dieser Aufgabe angewandte Methode ist aber nicht überall dieselbe: leicht läßt sich eine kritische und eine unkritische unternehmen. Die unkritische nimmt ihre Deutungen auf gut Glück, aus einer äußerlichen Aehnlichkeit der Form, oder erzwingt sie bei geringerer Aehnlichkeit, ja selbst bei gänzlicher Verschiedenheit derselben, durch eine Reihe willkürlich geschaffener Mittelglieder. Ein in seinem Grundsatze so fehlerhaftes Verfahren, dessen ungeachtet doch da, wo Witz und Divinationsgabe nicht fehlten, mancher treffliche Wurf gelang, hat bei vielen die ganze etymologische Kunst in Mißcredit gebracht, während sie sich Andern durch die Leichtigkeit ihrer Ausübung, wozu sich Jeder ohne Beruf und Vorbereitung aufgelegt fühlte, empfahl. Jene irren in ihrer Abneigung, diese in ihrer Zuneigung."

Und trotz dieses doppelten Irrthumes ist die Wissenschaft der Etymologie heute glücklicher daran, als die Wissenschaft der Nationalökonomie. Herrn Bambergers Etymologien von „Währung" („das, was selbst währt" § 9) von „Kassenscheinen" „ein Stück Papier, welches nur den Schein einer Kasse darbietet" . . . so, „daß die Sprache selbst sich das Amt der öffentlichen Warnung auferlegt" § 36) oder auch von „Speculation" „speculum, Spiegel, ein Spiegel der Zukunft"). — diese Etymologien würden die ungeheure Heiterkeit der Etymologen erregen; in der Nationalökonomie ist all dergleichen heute noch „Wissenschaft."

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Vom Reichstag. Auswärtiges. Theater. — Der Reichstag hat sich abermals mit einem wichtigen Gegenstande beschäftigt, der nicht minder wie die Strafgesetznovelle seit vielen Monaten die Gemüther in Aufregung und Spannung erhielt. Ja vielleicht war die Erregung in der Eisenzollfrage eine viel größere. Wenigstens entsinnt man sich nicht, daß jemals der Petitionscommission des Hauses eine solche Fluth von Eingaben und Gesuchen für und wider die streitige Sache vorgelegen hätte. Gerade dieser Anspannung und Ueberspannung der interessirten Kreise wegen war es gewiß heilsam, daß der Reichstag die Eisenzollfrage so schnell zur Entscheidung brachte. Das Haus ging nach einer lebhaften und sachlich tief eingreifenden Debatte über die Petitionen, welche eine Verlängerung der noch bis zum Jahre 1877 bestehenden Eingangszölle auf Eisen verlangten, zur Tagesordnung über und erklärte sich damit in unumwundener Weise gegen alle schutzzöllnerischen Experimente. Hervorragend in der Discussion waren besonders die Reden Bambergers und des Präsidenten des Reichskanzleramtes. Während der erste in überaus überzeugender Weise und zugleich glänzend redegewandter Form die Unbilligkeit der schutzzöllnerischen Ansprüche nachwies, erwarb sich Delbrück das Verdienst, den Punct scharf hervorzuheben, welcher für die Entschließung der Regierung wie des Reichstages, auf freihändlerischem Wege zu verharren, aus allgemeinen finanzpolitischen Gesichtspuncten maßgebend sein mußte und maßgebend war, und welcher zugleich auch der öffentlichen Meinung für die Zukunft stets zur Orientirung dienen kann. Delbrück führte aus, daß das fernere Fortschreiten Deutschlands auf den Bahnen des Freihandels sehr wesentlich, wenn nicht entscheidend sei für das Verhalten aller übrigen Mächte in dieser Frage. Unbedingt aber würde sich das Ausland veranlaßt finden, unseren Export durch Schutzzölle einzuschränken, wenn wir selbst ihm auf diesem Wege vorangingen. Dieses Argument war wohl durchschlagend für die Abweisung der schutzzöllnerischen Ansprüche und wird es stets bleiben. Was andererseits die berechtigten Interessen der Eisenproducenten, wie überhaupt aller Fabrikanten, anlangt, so liegt die Sache keineswegs so, daß die Regierung oder der Reichstag sich denselben entgegenzustellen gedächten, eine Annahme, die auch schon an und für sich vollständig haltlos wäre. Vielmehr sind bereits vielfach die Wege angedeutet worden, auf denen man diesen Interessen zu Hilfe kommen will. Man will sie erstens bei der demnächstigen Reform der Eisenbahntarife berücksichtigen, und man wird sie sodann vornemlich bei der bevorstehenden Revision der Zoll- und Handelsverträge mit den

Digitized by Google

auswärtigen Staaten im Auge behalten. Man sollte denken, daß die industriellen Interessenten sich bei dieser doppelten Zusage beruhigen könnten, zumal ihre gegenwärtige, angeblich so trostlose Lage doch auch manche Lichtblicke aufzuweisen hat.

Die an sich schon erfreuliche Einigkeit, welche den Reichstag bei Entscheidung der Eisenzollfrage auszeichnete, ist leider in dieser Woche ein Unicum geblieben. Im Gegentheil zeigten die Abstimmungen und Parteiverhältnisse des Hauses sonst die allerbedenklichste Zerfahrenheit. Der Verlauf der Berathung des Hoffmannschen Antrages wegen Eximirung der Reichstagsabgeordneten von Haft und Untersuchung wird in dieser Hinsicht für lange Zeit ein trauriges Beispiel bleiben. Ablehnung der Tagesordnung, Ablehnung der Verweisung des Antrages an die Commission und Ablehnung des Antrages selbst, das waren die drei wundersamen Resultate, welche durch ebenso wundersame Parteigruppirungen herbeigeführt wurden. Mit der Ablehnung des Antrages selbst ist man hier übrigens durchaus einverstanden. Wohl Niemand von der politischen Richtung, die durch diese Blätter vertreten wird, hat gewünscht, daß der deutschen Reichsverfassung eine Bestimmung einverleibt worden wäre, welche sich in keiner Charte der Welt in dieser bedenklichen Unumwundenheit vorfindet. Aber dringend erwünscht wäre es gewesen, daß der Reichstag mit vollem Selbstbewußtsein diese Frage gelöst hätte und nicht dem Spiele fast rein zufälliger Parteischiebungen die Entscheidung anvertraut hätte. Wie kann man Angesichts solcher Thatsachen noch von einer Majorität im Reichstage oder gar von einer herrschenden Partei reden? Auf wen soll die Regierung im Reichstage rechnen, auf wen sich verlassen? Und glaubt man etwa durch solche Handhabung der parlamentarischen Waffen das Gewicht der Opposition zu verstärken, die man in der Angelegenheit der Strafrechtsnovelle macht?

Allerdings hat man wohl kaum mehr die Absicht, diese Opposition zu verschärfen. Man scheint denn doch nachgerade zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß Fürst Bismarck bei seinen Ansprüchen an die Reichsgesetzgebung politische und sociale Eventualitäten im Auge hat, welche von der Mehrheit der Reichsvertretung bisher übersehen oder ihr überhaupt unbekannt waren. Das Gefühl der Verantwortlichkeit überkommt die Meisten in ungeahnter Schwere und veranlaßt sie zu nochmaligem Eingehen auf bereits verworfene Vorschläge. Die leitenden nationalliberalen Blätter äußern sich bereits vielfach über die Wucht dieser Verantwortlichkeit und leiten aus ihr sehr vernünftiger Weise die Nothwendigkeit ab, sich mit der Regierung zu verständigen. Aber wie soll man das anstellen, nachdem man vorher den Mund so vollgenommen? Da verfällt ein hervorragendes Blatt auf das geniale Mittel, die Rede des Fürsten Bismarck über die Strafrechtsnovelle

Digitized by Google

im ſtenographiſchen Bericht zu ſtudieren und ſiehe da, o Wunder! da erſieht man es ja ſonnenklar, der Fürſt hat ganz etwas anderes geſagt, als die Regierungsorgane ihn haben ſagen laſſen und mit dieſem alſo revidirten, gereinigten und geſäuberten Bismarck kann man ſich ja ganz gut vertragen. Wozu nicht alles eine gute philologiſch gewiſſenhafte Textkritik gut iſt! Aber uns ſoll es recht ſein, wenn nur die guten Vorſätze zu Thaten werden. In der nationalliberalen Fraction iſt man hierin ſchon ein gutes Stück weiter gekommen. Beſonders wichtig iſt, daß man ſich dort in Bezug auf den ſogenannten Arnimparagraphen dahin geeinigt hat, daß verſucht werden ſolle, eine Verſtändigung über ſeine Form und ſeinen Inhalt ſogar ohne Verweiſung an die Commiſſion zu erzielen. In gleicher Richtung bewegen ſich die Commiſſionsverhandlungen, und ſoviel darf man wohl vorauszuſagen wagen, daß das Plenum des Reichstages der Regierung mehr zugeſtehen wird, als der Abgeordnete Lasker in ſeiner bekannten Rede als zuläſſig bezeichnete, daß man namentlich den Arnimparagraphen und die Beſtimmungen zum Schutze der Executivbeamten acceptiren wird. Da nun die der Commiſſion überwieſenen Paragraphen wohl meiſt in der einen oder anderen Weiſe auf Annahme zu rechnen haben, ſo werden im Großen und Ganzen, abgeſehen von Unwichtigerem, ſchließlich nur die ominöſen ſogenannten politiſchen, auf die Preſſe und das Vereinsrecht bezüglichen Artikel unangenommen bleiben. Mit einem ſolchen Ergebniſſe könnte die Regierung wohl ganz zufrieden ſein. Und ſicherlich wird ſie es acceptiren. Wenn die Strafrechtsnovelle erledigt und der Etat durchberathen ſein wird, hat der Reichstag ſeine Hauptaufgaben vollendet. Indeß iſt doch keineswegs mehr daran zu denken, daß der Schluß der Reichstagsſeſſion vor Weihnachten erfolgen wird, denn ganz abgeſehen von Strafrechtsnovelle und Etat ſind noch andere kleinere, aber nicht minder wichtige legislatoriſche Arbeiten zu bewältigen. Wir werden alſo wohl die Reichsboten nach Neujahr noch einmal verſammelt ſehen.

Im allgemeinen lenkt die politiſche Welt im Innern wie in auswärtigen Dingen ſchon in die ſtillen gemächlichen Bahnen ein, in die ſie ſich zum Heile der politiſch gequälten Menſchheit ſtets um die Weihnachtszeit zu bewegen pflegt. Neue politiſche Unthaten pflegt Niemand um die Weihnachtszeit zu begehen und die alten politiſchen Sünden und Leiden werden in dieſer Epoche mit möglichſter Schonung behandelt. Dagegen ſcheint ſowohl von der Türkei wie von Seiten der Nordmächte dafür geſorgt zu ſein, daß im neuen Jahre das orientaliſche Repertoirſtück mit ganz neuen Decorationen und Coſtümen in Scene gehen und das europäiſche Publicum weidlich amüſiren kann. Die Türkei ſowohl wie die Kaiſermächte haben ihr Reformprogramm bereits ausgearbeitet, um damit auf die europäiſche Bühne zu treten. Ueber den Inhalt dieſer Reformpläne iſt noch nichts Gewiſſes bekannt. Deſto ſicherer

Digitized by Google

aber ist die Thatsache, daß die Mächte in dieser ganzen Angelegenheit fortdauernd im Einvernehmen geblieben sind und voraussichtlich auch bleiben werden. Selbst von Frankreich ist kein ernstlicher Widerstand gegen die Nordmächte zu erwarten, und was England anlangt, so hat es sich inzwischen ganz klar herausgestellt, daß der Ankauf der Suezcanalactien, von dem man vielfach peinliche Verwickelungen befürchtete, das Verhältniß Englands zu den drei Kaisermächten in keiner Weise getrübt hat. Man hat es hier zunächst sehr gern gesehen, daß England überhaupt in irgend einer Richtung wieder seine auswärtige politische Thätigkeit aufgenommen hat und sodann ist man hier besonders darüber befriedigt, daß England durch seinen neuesten Schritt von der Allianz mit Frankreich, die seinen alten Traditionen so sehr widersprach, endgiltig zurückgekommen ist. Auf alle Fälle ist England heute wieder eine Macht, mit der sich rechnen läßt, und das ist ein Umstand, der einer thatkräftigen Politik wie der deutschen stets angenehm sein muß.

Unser Leben hier in Berlin selbst bewegt sich in den Formen, die man als die der Saison vor Weihnachten angemessenen im allgemeinen kennt, da sie jedes Jahr dieselben sind und auch dieselben bleiben müssen. Während nach Neujahr Bälle und Diners in erster Reihe den lebenslustigen Theil der Bevölkerung beschäftigen, sind es jetzt vornehmlich die Concerte, Theater und Bazars, in denen man sich sieht und trifft. Namentlich besitzt das Woltersdorfftheater augenblicklich vermöge des Spieles des Fräulein Gallmeyer eine außerordentliche Anziehungskraft.

Allerdings ist der Besuch der „Luftschlösser", in denen sich Fräulein Gallmeyer producirt, jedem, der an dem Soubrettenfache ein besonderes Gefallen findet, dringend zu empfehlen, denn Gleiches ist vielleicht in diesem Zweige der Kunst überhaupt noch nicht geleistet worden. Fräulein Gallmeyer scheint mir in dieser Leistung alle ihre bisherigen Colleginnen durch Vielseitigkeit ihres mimischen Talentes und durch Grazie und Energie ihrer Darstellung zu übertreffen. Nebenbei bemerkt, giebt sie in dieser Rolle soviel zum Besten, daß man mit ihren Gesängen und eingelegten Bravourstückchen ganz gut drei Theaterabende ausfüllen könnte. Man begreift kaum, woher die Künstlerin die Kraft nimmt, um in schnellster Aufeinanderfolge alle diese kleinen und großen mimischen Scherze in Gesang und Spiel auszuführen. Der Erfolg ist, wie schon bemerkt, denn auch ein vollkommener. Und sicherlich ist er hier in Berlin gerade in diesem Fache nicht leicht zu erzielen, denn wir sind und waren zu allen Zeiten im Besitze von Künstlerinnen, welche sich durch ihre Leistungen in demselben Genre die volle Gunst des Publicums errungen hatten.

Digitized by Google

Literatur.

Raabs Stich nach der Madonna Tempi von Rafael. — Zu den anziehendsten Grabstichelblättern, welche die deutsche Kunst in den letzten Jahren geschaffen hat, gehört Raabs Stich nach dem berühmten Rafaelschen Bilde in der Münchener Pinacothek. Das Original befand sich bekanntlich viele Menschenalter in Florenz in dem Hause Tempi, wurde 1828 zufällig aus einem abgelegenen Winkel herausgeholt und in seinem vollen Werthe erkannt. König Ludwig kaufte es ein Jahr später für 16000 Scudi und brachte es nach München. Unter den Madonnenbildern aus Rafaels früherer Periode (es dürfte ungefähr 1506 gemalt sein) nimmt es einen hervorragenden Rang ein. Wiederholt hat der Meister das Thema zärtlicher Mutterliebe behandelt und den Ton lyrischer Empfindung zum Anklange gebracht, kaum aber jemals so innig und dabei so lebendig wie in der Madonna Tempi. Daß die Mutter sich eins fühlt mit dem Kinde und die Liebe zum Kinde ihr ganzes Wesen erfüllt, wird durch kein anderes Madonnenbild so unmittelbar und eindringlich geschildert. Wenn man die Madonna Tempi z. B. mit der in anderer Beziehung ganz köstlichen Madonna del Granduca vergleicht, wird die feinere psychologische Wahrheit, die aus der Madonna Tempi spricht und sich schon in der Stellung der Madonna äußert, sofort bemerkbar. Die Madonna Tempi gehört zu den Rafaelschen Werken, welche durch die Wiedergabe im Kupferstiche nicht den Hauptreiz einbüßen. Im Gegentheil leichter und rascher versteht der Laie im Angesichte der Stiche nach der Madonna Tempi, nach der Vermählung Mariä, nach der Grablegung die einzig schöne Natur Rafaels, als vor den Originalen, deren gerade in der florentinischen Periode des Meisters etwas kühl glattes Colorit anfangs der ehrlichen Bewunderung einen leisen Dämpfer aufsetzt. Man muß dem Raabschen Stiche das unbeschränkte Lob ertheilen, daß derselbe in Zeichnung wie im Ausdrucke das Vorbild vollkommen treu wiedergiebt, und den Kern des letzteren, die keusche Anmuth, die wonnige Seligkeit der Mutter bewunderungswürdig getroffen hat. Die Kraft seines Stichels, die sich hier in der Behandlung des gut abgetönten Gewandes zeigt, hat Raab schon oft bewährt, die Zartheit der Strichführung in den nackten Theilen steht hinter jener Kraft und Freiheit durchaus nicht zurück. Die Erinnerung an ein Aquarellgemälde, welche der Stich hervorruft, stimmt vollkommen zu dem Charakter des Originales. Als Stecher nach modernen Kunstwerken hat sich Raab schon längst wohlverdienten Ruhm erworben. Doch die Palme erwirbt sich ein Kupferstecher erst durch die würdige Wiedergabe alter Bilder, wozu das künstlerische Können und Vermögen noch in ganz anderer Weise herangezogen werden muß, als bei der Reproduction moderner Gemälde. Hoffentlich ist in guten Bürgerhäusern die Sitte nicht ausgestorben, die Wände mit Kupferstichen, fesselnd durch den Inhalt, gewinnend

Digitized by Google

durch die Tüchtigkeit der Technik, zu schmücken und spricht hier noch nicht der Tapezierergeschmack das letzte Wort, welcher freilich den schlechten Oeldruck in glänzendem Goldrahmen wegen der Uebereinstimmung mit der Tapete vorzieht. Wer seine Wohnräume noch dem Dienste der alten idealen Götter weiht, dem sei der Stich Raabs nach der Madonna Tempi warm an das Herz gelegt. Er ist im Verlage von Bruckmann in München erschienen, von welchem auch die in diesen Blättern rühmlichst erwähnten Aquarelldrucke der Rottmannschen Landschaften — in diesem schnöden Winter doppelt willkommen, um die Phantasie aus der sibirischen Wirklichkeit zu entführen — und die lebendigen Illustrationen Krelings zu Goethes Faust ausgegeben wurden. Beide Werke mögen bei diesem Anlasse in empfehlende Erinnerung gebracht werden.

Anton Springer.

Notizen. Das Mikroskop, von Fr. Merkel. München, Oldenbourg. Nicht eine Wissenschaft, sondern eine Präparations- und Forschungsmethode sucht der Verfasser dem Laien klar zu machen, indem er an der Hand der geschichtlichen und wissenschaftlichen Thatsachen eine Anschauung der mikroskopischen Arbeit giebt. Nachdem die Gesetze der Lichtbrechung durchgesprochen sind, werden wir mit dem einfachen und zusammengesetzten Mikroskop bekannt gemacht, mit den Nebenapparaten des letzteren, mit der Einrichtung zu besonderen Zwecken und mit seiner wissenschaftlichen Anwendung. Vor allem wichtig sind wohl die praktischen Andeutungen über Prüfung, Kauf und Pflege des Instrumentes, sowie über die Conservirung der Präparate, sodaß das Buch auch den Studierenden als treffliche Vorschule Dienste leisten wird. — Naturwissenschaft, Religion und Erziehung. Von Ernst Hallier. Jena, Dufft. Mit Vorliebe behandelt der Verfasser bekanntlich die Wechselbeziehungen zwischen Ethik und Naturlehre. Auch in diesem Buche unternimmt er es den kantischen Idealismus thatsächlich zu begründen und praktisch weiter zu bilden. Der Ursprung der Religionen, die Ideen des Glaubens, der Freiheit, der Gottheit, Mängel und Vorzüge der christlichen Ethik werden uns vorgeführt. — Theologie und Naturalismus in der altchristlichen Zeit von A. Kind. Jena, Dufft, beschäftigt sich mit dem Angriff des Celsus auf den Zweckbegriff des christlichen Dogmas und mit dessen Vertheidigung durch Origenes. Mag man mit dem Verfasser übereinstimmen oder nicht, immerhin wird es interessant sein, ein jüngstes Problem der Wissenschaft: die Stellung des Menschen in der Natur, als ein schon sehr altes zu erblicken. — Die wirthschaftliche Krisis von Wilhelm Oechelhauser. Berlin, Springer. Nachdem der Verfasser Ursachen und Tragweite der Krisis, ihren Verlauf und ihre Folgen dargestellt, dringt er auf eine gründliche Reform der wirthschaftlichen Gesetzgebung, vor allem aber darauf, daß die Grundlinien der Volkswirthschaftslehre als obligatorisches Lehrfach der Volksschule angesehen

Digitized by Google

werden ſollen, ein Vorſchlag, den vor Jahren übrigens ſchon Roſcher gemacht hat, unter dem Hinweis auf England, wo der Gegenſtand faſt ſchon in allen Volksſchulen behandelt wird. — Der Verrath von Breiſach 1639 von K. Molitor. Jena, Dufft, ſtellt hauptſächlich auf Grund weimariſcher Archivalien, von denen eine Auswahl im Anhang mitgetheilt iſt, dar, wie die deutſchen Grenzlande am Oberrhein durch die verrätheriſche Käuflichkeit der deutſchen Truppen, durch die Unentſchloſſenheit der deutſchen Fürſten und durch franzöſiſche Liſt und Rückſichtsloſigkeit verloren gegangen ſind. — Qu'est ce que le tiers état? par L'abbè Sieyès. Mit einer hiſtoriſchen und biographiſchen Einleitung von Franz Koppel. Dresden, Zahn. In dieſem Buche liegt das erſte Specimen einer Sammlung weltgeſchichtlicher Flugſchriften vor, die in den letzten drei Jahrhunderten erſchienen ſind. So ſehr wir das Unternehmen an ſich befürworten, ſo möchten wir doch wünſchen, daß der Herausgeber nach der klaren kritiſchen Methode verführe, an die wir in Deutſchland nun einmal bei dergleichen Dingen gewöhnt ſind. Der Herausgeber hätte die Einzeldrucke, die ihm vorlagen, bezeichnen, ſondern und charakteriſiren ſollen, damit wir zu einem Urtheil über die hier und da angeführten Varianten kommen könnten, deren Anführung in dieſer Weiſe keinen Werth hat. Es iſt dies ein Fehler, der ſich in der Folge wohl wird vermeiden laſſen. — Die Briefe des Junius, von Friedrich Brockhaus. Leipzig, Brockhaus. Von neuem wird eine Würdigung des berühmten Pamphlets vorgenommen und dem größeren Publicum vorgeführt. Auf neue Reſultate iſt der Verfaſſer nicht gekommen, doch iſt die Autorſchaft des Sir Philipp Francis überzeugend nachgewieſen, was vor allem aber dem Buch Werth giebt, die Glaubwürdigkeit des Junius iſt in die ihr gebührenden Schranken gewieſen worden. Daß die Grundlage des Buches auf einem öffentlichen Vortrag beruht, iſt der Darſtellung zu Gute gekommen. Das Schriftchen iſt nur zu loben. — Bilder aus Böhmen. Leipzig, Fues' Verlag. Die lebendigen Schilderungen des böhmiſchen Lebens in politiſcher wie ſocialer Beziehung, vor allem auch die der Stadt Prag mit ihrem Ghetto und ihrem täglichen und nächtlichen Treiben machen das Buch zu einer ſehr intereſſanten Lectüre. — Dramatiſche Gedichte von Peter Lohmann. 4 Bde. 2. Auflage. Leipzig, J. J. Weber. Daß vier Bände unaufgeführter Schau- und Trauerſpiele — auch Eſſex iſt wiedermal vertreten — in zweiter Auflage erſcheinen konnten, gehört in das Gebiet der Völkerpſychologie. — Von Meyers Converſationslexicon iſt in dritter Auflage Band ſechs erſchienen, der von „Elegie" bis „Frankomanie" reicht. Die äußere Ausſtattung übertrifft faſt noch die der übrigen Bände des ganz vortrefflichen Werkes.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 17. December 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Camorra.

Von Woldemar Kaden.

Es iſt eine Thatſache, und ſie läuft immer und immer wieder durch die Zeitungen, daß in Italien wegen Mangels an Richtern die Zahl der ungeſprochenen Proceſſe von Jahr zu Jahr zunimmt, und aus einem Jahr ins andere immer mehr unaufgearbeitetes Material geſchleppt werden muß. Dieſes Leidweſen iſt permanent geworden und leider iſt eine Abhilfe trotz des weit über ſeine Kräfte angeſtrengten Richterthums noch lange nicht zu erſehen.

So harren denn in Italien ca. 80,000 Gefangene, ſchuldig oder nicht, des Richterſpruches ſeit Jahr und Tag. Leute, die vielleicht mit einer Woche, zwei Wochen Einſperrung weggekommen wären, werden jetzt ihren angſtvoll wartenden, weil zumeiſt darbenden Familien auf eine unverantwortliche Weiſe vorenthalten und finden indeß hinlänglich Zeit, ſich zu Doctoren des Verbrechens auf dieſen Hochſchulen des Laſters auszubilden. Denn das ſind die Gefängniſſe: Hochſchulen der Unſittlichkeit und des Verbrechens.

Das geſchieht am dürren Holz, und da möchte es noch angehen. Unverzeihlich jedoch iſt, was am grünen Holze geſchieht; denn mitten unter dem erwachſenen Unkraut keimt die junge Saat der Zukunft Italiens. Vermiſcht mit den ausgefeimten Sündern, fangen auch die Kinder an, das Verbrecher-A-B-C aus dem Fundament zu ſtudiren, und öde Langeweile bildet, wie jene zu guten Lehrmeiſtern, dieſe zu gelehrigen Schülern aus.

So fand beiſpielsweiſe ein menſchenfreundliches Parlamentsmitglied in den Gefängniſſen Roms eine Menge unmündiger Kinder, die bereits ſechs, acht, zehn Monate, ja ein Jahr und mehr eingekerkert waren und noch immer keiner Erlöſung entgegenſahen. Und nicht eigentliche Verbrechen waren Grund zur Entziehung der Freiheit, ſondern zuerſt elternloſes Herumtreiben und hungriges Herumlungern auf den Märkten und Straßen, Obdachloſigkeit des Nachts, ein kleiner Gelegenheitsdiebſtahl.

Digitized by Google

Vagabondiren nennt das die Polizei und zwingt die gänzlich unerzogenen, armſeligen kleinen Weſen in die Kerker hinein und unter die Zucht und Lehre gemeiner Verbrecher.

Wie oft ſchon jammerte mich des Volkes, öfter noch des Kindes, dort des Kindes der Armuth, das barfuß und halbnackend, das Haar nicht gekämmt von ſorglicher Mutter Hand, das bleiche Geſichtchen nicht gewaſchen, hungernd und elend auf der Marmorſchwelle der Kirchen und Akademien, unter den Gaslaternen, vor den luxusleuchtenden Theatern liegt, geſtreift von des kalten Prieſters Sottana, von der Toga des herzloſen Senators und der römiſchen Ducheſſa ſtolzſtarrender Seidenroba — — wie ein verkörperter Schrei gen Himmel liegt es da: und niemand will es ſehen.

Wie oft jammerte mich dieſes Kind!

Bettelnd huſcht es zwiſchen den Ruinen einſtiger Größe umher, verzagt, öfters trotzig der Zukunft entgegenſehend. Da iſt der düſtere Traum ſeines Lebens in wenig Worten: aus den Steinen am Wege geboren, wächſt es auf wie das Kraut des Weges, mißachtet von allen, von allen auch getreten und geſtoßen; lebt es wie der Vogel von den Körnern, die des Tages Säemann unverſehens auf den Pfad ſtreut, oder die er bei Gelegenheit aus einem unbewachten Fenſter entwendet.

Seine Wohnung iſt die weite Welt, aber den rechten Pfad durch dieſe zeigt ihm niemand. — Verlieren wir es einmal aus den Augen, ſo finden wir es ſpäter, aufgegriffen von den rauhen Händen der Diener öffentlicher Sicherheit, in irgend einem Gefängniſſe wieder.

Ihr nennt dieſe Kinder, wenn ihr ſie auf den Straßen italieniſcher Städte ſeht, ſchmutzige Rangen und Spitzbubengeſindel — wohl! ſie beläſtigen euch und uns. Aber bedenkt, daß an ihnen, an vielen vielen Tauſenden die ganz gemeine Pflicht des Königs, des Miniſters, des Sindaco, ja des gewöhnlichen Bürgers Pflicht nicht erfüllt wurde. Man greift mit harten Händen ſein „Verbrechen“ an und hat kein Recht dazu, ſo lange dem Aermſten vorher die milde Hand fehlte, die es zur Schule, zur Geſittung, zum frohen Lichte und rechten Leben leiten ſollte. Erſt Schulen her und Schulzwang, ſo wird ſich der Kerkerzwang bald vermindern.

Wohl könnten die funfzehn bis zwanzig Millionen, welche die des Richterſpruches unverzeihlicher Weiſe ſeit Jahren harrenden Kinder und Erwachſenen dem Staate koſten, wohl könnten ſie zur einen Hälfte für Anſtellung neuer Richter, zur anderen zur Gründung neuer Schulen verwendet werden. Wie viel Licht könnte dem Volke dafür angezündet werden, und wie würde ſich dies Capital auch anderweit verzinſen! Aber wo ſind die Rechenmeiſter?

Digitized by Google

Wie sagt doch Goethe in seinen venezianischen Epigrammen von 1790?

„Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem andern, ist eitel
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich."

Das aber sind nicht die vielberühmten oder vielverrufenen tempi passati, das sind tempi modernissimi, und wenn niemand gegen diese seine Stimme erhöbe, so würden die Zahlen sprechen. Preußen warf im Jahre 1873 für den öffentlichen Unterricht ungefähr 46 Millionen Francs aus (natürlich auch ungenügend!). Das Königreich Preußen hat aber ziemlich drei Millionen Einwohner weniger als Italien, und doch spendete Italien für seine Schulen im Jahre 1872 nur 19 Millionen Francs.

Zwanzig Millionen aber für die in endloser Untersuchungshaft Befindlichen!

Diese langjährige Untersuchungshaft, wo nichts untersucht wird, ist eine Schmach und ein Schaden für Italien, für die Regierung, das Parlament, eine Schande für die obrigkeitliche Würde, und Grund und Ursache einer stetig fortschreitenden Demoralisation. Italien möchte sich in so vielen Stücken England zum Muster nehmen. Dort drüben aber giebt es verpflichtete Gefängnißinspectoren, und wäre dort ein Eingefangener nach sechs Monaten noch nicht abgeurtheilt, so würde ihm jene den Kerker unwandelbar öffnen lassen, unbeachtet seiner Schuld oder Unschuld.

Eine Eigenthümlichkeit der italienischen; hauptsächlich der süditalienischen Gefängnisse ist aber, daß sie nicht unter dem Director oder Inspector, nicht unter Schließer und Wächter allein stehen, sondern unter dem mächtigen Arme geheimer Verbindungen, vorzüglich der Camorra, Mafia, deren Einfluß auch noch hinter dem eisernen Gitter wirkt.

Solche Camorra ist der eigentliche Gefangenenleiter, ihr Haupt ist der Rector magnificus der Verbrecheruniversität und ihr gehorcht unbedingt, was sich einmal vorgenommen, von der Bahn der Gesetze nach links abzuweichen. Hier in den Gefängnissen wirbt sie die Rekruten, die dann auf den Fora der großen Städte von ihren erprobten Caporalen einexercirt werden. Und dazu findet sie bei dem langen traulichen, ungestörten Zusammensein Material und Muße genug.

Die Camorra ist durchaus kein leerer Wahn, und sie ist, besonders im Süden, mächtiger als sich mancher, der da glaubt, wenn er wie der Präfect Neapels zweihundert Camorristen zu einer Luftveränderung nach den Aegatischen Inseln in domicilio coatto schickte, genug gethan und so ziemlich aufgeräumt zu haben, sie ist mächtiger, als sich mancher träumen läßt.

Und heißt sie nicht Camorra, so heißt sie Mafia, wie in Sicilien; sind es nicht Camorristen, so sind es Accoltelatori wie im Ravennatischen: aber die geheimen Verbindungen blühen.

Digitized by Google

In Italien kommen nach der Relation des Ministers des Innern, die er seiner Zeit als Begleitschreiben zu dem vielberufenen Ausnahmegesetz für die öffentliche Sicherheit ausgab, im Durchschnitte 3000 Mordthaten auf das Jahr, 30,000 schwere Verwundungen, die in vielen Fällen vom Tode gefolgt waren, 4000 Raubanfälle und 5000 Einbrüche und Diebstähle.

Wieviel davon auf das Separatconto der Camorra oder der geheimen Verbindungen überhaupt zu setzen sei, war statistisch nicht festzustellen; daß aber die Verbrecher nicht selbständig handeln, beweist die Angabe des Ministers in derselben Relation, der da betonte, daß das in Vorschlag gebrachte Gesetz hauptsächlich gegen die ausgebreiteten Helfershelfer, gegen die Theoretiker der Gesellschaft gerichtet sei, von denen 152,000 verwarnt, 22,000 unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden sind.

Gegen diese Verbrecherscharen, so groß wie die italienische Armee, richtete dann jenes dem Parlament präsentirte Gesetz: „Sui Provvedimenti Straordinarii di Pubblica Sicurezza“ seine scharfe Spitze, welche bedeutend abzustumpfen die oppositionelle Linke festgeschlossen vorging. Diese klagt über Willkür, der alsbald auch regierungsfeindliche politische Gegner zum Opfer fallen würden. Das ist richtig, in Händen gouvernementsdevoter Präfecten könnte das Gesetz gar leicht mißbraucht werden. Wem aber die Landplage einer Camorra oder Mafia einmal so nahe auf den Hals gestiegen ist, wer da weiß, welch unendlichen Schaden sie allerorten angerichtet, wer seit Jahren sah, wie sie eine ganze Bevölkerung zu corrumpiren im Stande ist, der wünscht unter allen Umständen ein Gesetz herbei und sei es selbst ein Ausnahmegesetz, das endlich einmal rücksichtslos, und sei es mit Pulver und Blei, aufräumt unter den Banden, die nun einmal mit Glaçehandschuhen und glatten Worten nicht zur Raison gebracht werden.

Ein Zustand, wie er in Sicilien immer mehr und mehr zu herrschen begann, es geradezu beherrschte, muß mit Gewalt verändert werden. Dazu genügten die bestehenden Gesetze vollkommen, sie sind aber schlecht gehandhabt und deshalb sieht man sich nach Ausnahmegesetzen um. Da treibt eine geheime Verbindung, eine Art messergewandter Internationale ihr Unwesen, und alle Mitglieder derselben sind Leute, die in der Schule der Camorra herangebildet, nur zu gut gelernt haben, wie man die Gesetze umgeht und der Gerechtigkeit am hellen Mittage durch die Finger schlüpft, die den Teufel selbst an den Hörnern aus dem höllischen Feuer holen würden.

Nein, die Camorra ist kein leerer Wahn. Was aber ist sie? So unschuldig, wie sie vor einiger Zeit in der „N. Fr. Pr.“ dargestellt wurde, ist sie nicht. Dort hieß es: „Die napoletanische Camorra hat freilich weniger Mordthaten auf dem Gewissen, als die irischen Fenier, die sicilianischen Mafianer (Mafiosi), die ravennatischen Accoltellatori, dagegen hemmt sie allen freien

Digitized by Google

Verkehr und beherrscht durch Einschüchterung den Markt für beinahe alle Waaren. Es ist eben eine geheime Gesellschaft, die keine freie Concurrenz will aufkommen lassen, und der viele angesehene Leute angehören, ohne daß man's weiß."

So unschuldig ist sie nicht, denn nachgewiesener Maßen braucht sich die Nummer ihrer Mordthaten nicht vor der jener eben angeführten Gesellschaften zu schämen, und dann: aus ihrem Schoße geht hervor der Brigantaggio und die Mafia ist ihre erstgeborene Tochter.

Ich möchte eine ungefähre Vorstellung von ihrem Wesen geben, in alle Geheimnisse einzudringen, ist dem Uneingeweihten natürlich noch nicht gelungen.

Mein erstes Zusammentreffen mit ihr, wenn ich persönlich Erlebtes erzähle, war allerdings höchst unschuldiger Natur.

Es war vor drei, vier Jahren, daß ein deutscher Freund, der sich einige Wochen lang in Verzückung an den Gestaden der schönen Neapolis herumtrieb, im süßen Rausche des Sommertages einen Band von Friedländers „Sittengeschichte Roms" in einem Miethwagen vergessen hatte. Der Verlust war ihm sehr unangenehm, aber an Wiederverlangung konnte nicht gedacht werden, da er die Nummer des Wagens nicht gemerkt, und eine Nachfrage unter den mehr als 4000 Wagen der Stadt ganz unnütz gewesen wäre.

Da kam mir der Gedanke, einen curiosen Weg einzuschlagen und einen Mann zu Rathe zu ziehen, der sich mir durch täglich wiederholtes freundliches Grüßen durchaus als „Freund" hatte documentiren wollen. Dieser Galantuomo war ein gemeiner Caffèwirth und seine Grüße hatten mich stets unangenehm berührt, denn er war nebenbei ein notorischer Camorrista, ja ein sogenannter Capo derselben. Seine Sympathien waren mir unerklärlich. Heute jedoch gedachte ich davon zu profitiren, und dem Freunde zu Liebe scheute ich nicht, in seine obscure Bottega zu treten. Er wußte denn diese Ehre wohl zu schätzen und wollte sich in Dienstfertigkeit erschöpfen.

Er setzte mir ein Glas feinsten Gin vor, wie er sonst in Neapel nicht zu finden, reichte mir eine ächte Habaña (geschmuggelte Waare) und nöthigte mich zum Sitzen. Ich steuerte direct auf mein Ziel los, erzählte ihm die Geschichte von dem verlorenen Buche, und griff ihn bei der Ehre an, als ich ihm vorstellte, wie ich dem Freunde die Versicherung gegeben, durch seine Hilfe das Verlorene ganz gewiß wieder zu erlangen, ihm gleichzeitig eine angemessene Belohnung versprechend. Er lächelte, versprach das Mögliche und bat mich, am Abend wiederzukommen.

Nach sechs Stunden war ich wieder bei ihm und — er überreichte mir mit einer gewissen Genugthuung das Buch, jede Belohnung standhaft ausschlagend. Ich konnte nicht umhin, ihm mein Staunen über seine großartigen

Digitized by Google

Verbindungen auszudrücken, und er empfing mein Lob, wie ein Polizeiminister irgend einen hohen Orden empfängt für einen durch Entdeckung einer staatsgefährlichen Verschwörung dem Staate geleisteten Dienst. Im Uebrigen, sagte er, könne er noch ganz andere Dinge. Wir blieben gute „Freunde", und der Respect, mit dem er vom gemeinen Volke behandelt wurde, war mir sehr erklärlich geworden.

Aus diesem Falle schließe man jedoch nicht, daß die Camorra dazu da wäre, verlorene Gegenstände wiederzubringen. Viel mehr läßt sie verschwinden.

Ein Jahr nach jenem kleinen Ereignisse wurde ein Doganiere am Meeresstrande erstochen gefunden, und mein Caffévirth, der beim Schmuggeln verübten That quasi überwiesen, hinter Schloß und Riegel gebracht. Lächelnd hatte er beim Scheiden die Freunde getröstet, daß er recht bald wiederkommen werde; und so war es denn. Nach einem halben Jahre saß er wieder unbelästigt in seiner Bude. Jeder wußte, welche Mächte ihn befreit hatten, und sein Ansehen hatte nur gewonnen.

Wie frech die Camorra in den letzten Jahren ihr Haupt erhoben, beweist folgender Vorfall.

Vor ungefähr einem Jahre hatte der Sohn einer ziemlich angesehenen Familie seinen Freund, mit dem er über eine gemeinschaftliche niedre Liebe in Streit gekommen war, auf offenem Toledo über den Haufen geschossen. Denn trotz des Verbotes trägt in Neapel jeder dumme Junge seine Waffe. Der Proceß wurde ihm gemacht. Mochte der Mörder nun in irgend welchen Beziehungen zur Camorra stehen, vielleicht selbst Camorrist sein', genug: die Camorra nahm Partei für ihn und schickte am Tage vor dem richterlichen Entscheid eine Deputation zum Präsidenten des Gerichtshofes, welche die bestimmte Erwartung auszusprechen hatte, daß ihr Schützling freigesprochen werde, widrigenfalls blutige Rache nicht auf sich warten lassen würde. Die Frechheit ging so weit, daß sie für den andern Tag ein großes Mittagessen für fünfzig Personen bei Frisio, einer bekannten Posilipporestauration, bestellten und dort vereint der Ankunft des Freigesprochenen entgegensahen. Da geschah es, daß die Herren der Administration zum ersten Male den Muth hatten, das ganze Nest aufzuheben und nach den Inseln zu schicken.

Solches geschah im Sommer des Jahres 1874! Und von da ab folgten Aufhebungen über Aufhebungen, welche jedoch, wie alsbald stadtkund ward, durchaus nicht den Zweck hatten, das Volk vor der Tyrannei dieser Strolche zu schützen, sondern, wie diesmal eine Menge anderer erlaubter und unerlaubter Mittel, den bevorstehenden Wahlen dienten.

Bisher hatte sich nämlich die Camorra meist regierungsfreundlich gezeigt, für die Regierung gestimmt oder stimmen lassen. Denn zwei, drei Camor-

Digitized by Google

riſten waren wohl im Stande einem ganzen Quartiere der Stadt ſeine Urne zu beſtimmen. In den letzten Zeiten war aber eine Verſtimmung eingetreten und bekannt geworden, die Camorra werde mit der Oppoſition gehen. So fühlte man ſich verpflichtet, ihr noch vor den Wahlen die Hände zu binden. Eine Anzahl regierungsfreundlicher Camorriſten aber läuft noch heute frei herum, die Polizei kennt die lieben Geſichter und die werthen Namen nur zu genau, iſt ihnen auch dankbar, da ſie in einigen Quartieren einen günſtigen Ausſchlag gaben.

Intereſſant war es, das gemeine Volk Altneapels (der Hauptſitz der Verbindung, die Heimath aller Maſſanielli) bei den verſchiedenen Abführungen zu ſehen. So ſieht ungefähr eine große Familie ihre geliebten Brüder ſcheiden, und ſchickt ihnen noch alle Ehre und Liebe nach.

Die in das Domicilio coatto Wandernden waren auch keineswegs niedergeſchlagen. Scherze flogen hin und wieder und dem verſammelten Volke ward das Verſprechen baldigen Wiederſehens wie ein Segen aus den davonrollenden Kutſchen gegeben.

Bis auf den heutigen Tag weiß die meſſergewandte Camorra die Bevölkerung zu terroriſiren, weiß ſie ihren Willen durch blutige Drohungen, denen unfehlbar die That folgt, durchzuſetzen, und bisher hat es den Beſten an dem Muthe des Widerſtandes gefehlt. Man litt, man murrte insgeheim, aber man fügte ſich dem Zwange.

Wie ſchwer war es noch immer in Proceſſen, in die man Camorriſten verwickelt meinte, Geſchworene zu finden. Der große bekannte palermitaniſche Diebſtahlsproceß muß aus dieſem Grunde anſtatt in ſeiner Heimath in, wenn ich nicht irre, Piſa verhandelt werden.

Daß es bei alledem, ſelbſt bei politiſchen Neigungen oder Abneigungen, nur auf Gewinn durch Erpreſſung abgeſehen iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Gewinn wurde in erſter Linie und äußerſt gefahrlos für die thätigen Mitglieder durch gänzliche Beherrſchung des Marktes und eines großen Theiles des Handels erzielt. Die Camorra geſtattete oder verbot den Verkauf. Die Camorra beſtimmte die Preiſe. Sie übte die Marktpolizei zum Schaden der Käufer.

Nur zu gut lebt es noch im Gedächtniſſe der napoletaniſchen Familienväter, was ſie während der letzten zwei, drei Jahre durch die infame Verbindung zu leiden hatten. Fleiſch- und Mehlpreiſe waren zu einer fabelhaften Höhe hinaufgeſchwindelt worden, und ſo kam es, daß das Fleiſch von den Tiſchen ſelbſt beſſer geſtellter Familien nach und nach verſchwinden mußte. Denn nur wenige vermochten drei Francs für das Pfund aufzuwenden. So war es mit allem anderen, hauptſächlich natürlich mit den Lebensmitteln.

Digitized by Google

Wehe dem Fleischer, der es gewagt hätte, billiger als die anderen zu verkaufen. Sein Leben war gefährdet; was durch mehrere blutige Vorfälle bewiesen wurde. Wehe dem Großhändler, der es gewagt hätte, auf seine eigene Faust das Vieh wohlfeiler einzuführen. Verschiedene sehr günstige Anerbietungen wurden dem Municipio von auswärts gemacht, konnten aber nicht zur Ausführung kommen, denn sie hätten über die Messer der Camorra hinweg in die Stadt dringen müssen.

Bei den Kleinhändlern ist das Verfahren noch einfacher. Sie werden nach dem Preise der Waare gefragt, dann wird ihnen einfach ein höherer bestimmt, und dieser Ueberpreis wandert in die Hände der Verbindung.

Wie oft hat die Polizei es ruhig mit ansehen müssen oder wollen, denn auch in ihrer Mitte haben sich nur zu oft nützliche Glieder der Gesellschaft gefunden, daß dem Käufer, nachdem ihm der Preis vom Händler festgesetzt worden, durch einen hinzutretenden fremden Mann plötzlich ein höherer bestimmt ward. Wie oft hat sie gesehen, daß dann der Händler seine Soldi mit diesem Fremden zu theilen gezwungen war. Sie kannte den Sachverhalt nur zu gut, mußte aber in Ohnmacht den Rücken wenden, als habe sie nichts gesehen.

Würde man es für möglich halten, daß sogar die Omnibusse und Fiaker unter diesem Drucke leiden? So beherrschte z. B. die Omnibuslinie Neapel-Portici ein Individuum, vom Volke unter dem Namen lo Ispettore (der Inspector, jeder Camorrist hat nämlich einen Nebennamen) gekannt. Er cassirte gemächlich und unbehelligt, von der Omnibusgesellschaft jeden Monat hundert Lire ein. Erst im vorigen Winter wurde ihm das Handwerk, dem er seit Jahren oblag, gelegt.

Hier weiß man wahrhaftig nicht: soll man mehr staunen über solche Frechheit oder über die Feigheit des Publicums?

Ja, ruhig hat man sich das gefallen lassen und wird es sich noch lange gefallen lassen, was in keinem andern Lande, mit Ausnahme vielleicht von Spanien, möglich wäre. Nur Ein napoletanisches Blatt (Il Pungolo) hatte den Muth, seine Stimme inmitten der Misere laut und lauter zu erheben, und die Verwaltung auf dieses Unwesen dringlichst aufmerksam zu machen. Seine Berichte über die Camorra häuften sich von Tag zu Tag, aber es geschah nichts, bis wie gesagt endlich die Wahlen den Ausschlag gaben und man die Gefährlichsten aufgriff. Aber gesäubert ist der Platz bei Leibe noch nicht. Das hockt noch in allen Winkeln und wartet nur kurze Zeit versteckt, ohne die Fäden aus der Hand gelassen zu haben. Der Druck auf den Markt dauert inzwischen ungestört, von unsichtbaren Händen ausgeübt, fort.

Zwei Jahre verweilen die Verhafteten und ohne Spruch und Urthel auf die Inseln Geschickten im Exil, und kehren dann wieder: die Alten, die Un-

Digitized by Google

geheilten, die Mächtigen — und das Lied fängt da capo an. Ihre Macht verlieren sie auch im Kerker nicht, der Camorrist ist auch Leiter und Herr der Gefangenen. Es ist eine bekannte Geschichte, wie die eingesperrten Verbrecher, ja selbst die Kerkermeister von den unter ihnen, unter ihrer Aufsicht lebenden Mitgliedern der Gesellschaft bis ins Kleinste beherrscht werden. Der Camorrist ist auch hier der große Herr. Er arbeitet nicht, auch spinnt er nicht und hat doch immer Geld, denn jeder der Gefangenen ist zu einer Abgabe an ihn verpflichtet. Er hat das beste und reichlichste Essen; ihm wird manches durch die Finger gesehen.

Es sind durchaus keine zusammengefaselten Phantasiebilder, sondern Dinge, die einem das Volk in harmlosester Weise erzählt, da sie durch lange Gewöhnung ihm gar nicht mehr absonderlich erscheinen wollen.

Was Alles ließe sich hier noch berichten! In welches Gewebe würde man gerathen, wollte man den einzelnen Fäden folgen. Hier hat die Sicherheitsbehörde noch gehörig zu lichten, nur müßte das mit anderer Energie und durch ganz andere Leute geschehen, als es bis heute der Fall war.

Daß es der Camorra nicht schwer wird, Rekruten anzuwerben, ist leicht zu verstehen. Das arme Volk, das die Gefängnisse füllt, vor allem die herrenlose analphabethische Jugend ist gern bereit, aus dem elenden, recht- und machtlosen Zustande, wo jeder sie ungestraft mit Füßen stoßen durfte, herauszutreten und Diener einer Macht zu werden, die ihr gar bald gestattet, den selbständigen Herrn zu spielen.

Dazu kommt, daß alle solche Geheimverbindungen für des unwissende Volk einen gewaltigen Reiz haben. Es drängt sich denn zu den Meistern, und wer sich listig und geschickt zeigt in kleinen Diebereien und Betrügereien, wer auch schon etwas persönlichen Muth bewiesen hat, ist würdig, den schmuzigen Tempelschleier zu lüpfen, und Hüter der Schwelle zu werden. Von da an aber bis zu dem Allerheiligsten ist ein gar weiter und gefährlicher Weg.

Der rechte und gerechte Camorrista beginnt seine Laufbahn als Picciotto di onore, eine Art Page oder Waffenknecht. Er ist in Wahrheit der Diener des Aelteren, der diesem Mittel und Wege zur Ausführung seiner Vorhaben ausspioniren oder ebnen muß. Ihm liegt ferner ob, die Steuern auf dem Markte u. s. w. einzutreiben und sich dabei treu, keck und eifrig zu erweisen.

Ist er ein Jahr lang in allem tüchtig erfunden worden, und hat er, ohne Lohn zu beanspruchen, alle seine Kräfte ans Werk gesetzt, so rückt er einen Grad höher und wird Picciotto di sgarra (vom napoletan. Verb sgarrare, das für das toskanische scampare = erretten, aus der Gefahr helfen steht). Jetzt verlangt man die größten Proben von Selbstverleugnung und Verwegenheit von ihm. Er muß den Schein eines von einem andern

Digitized by Google

verübten Verbrechens, indem er sich öffentlich desselben rühmt, muß die Verantwortlichkeit dafür selbst vor dem Richter auf sich nehmen. Seine Tollkühnheit muß er beweisen, indem er sich mit Risico des Lebens in das dichteste Kampfgetümmel der Raufereien stürzt. Die Hauptprobe war, die nackte Klinge des Gegners mit der Hand zu fassen. Dabei erhielt er die gräßlichsten Verwundungen, und die narbenreiche, verstümmelte Hand galt der bourbonischen Polizei immer als Beweis des Camorrismus, wie der verlängerte Zeigefinger der rechten Hand ihr der Ausweis eines Taschendiebes war.

Jene Verstümmelungen aber waren oft so arg, daß er dem Gewerbe eines Camorristen für immer entsagen mußte. Andernfalls aber winkte ihm eine nach seinen Begriffen glänzende Zukunft. Er wurde Mitglied der Association, das seine Verbrechen und seine Einsperrungen schon nach Dutzenden zählte, das aber gerade dadurch die volle Ehre von den Seinen erhielt.

Die Gesellschaft gab ihm jetzt vollen Unterhalt, gab ihm eigene Kleidung, die ersehnten Ringe an die Finger, Uhr mit Kette, einst auch Mütze mit goldenen Streifen u. s. w. Und solchergestalt dünkte er sich ein Hauptedelmann des Bezirks zu sein, wie er denn auch nicht ermangelte, das große Wort zu führen. Mit einer Anzahl Seinesgleichen bildet er jetzt eine Paranza (soviel wie drappello), ein Fähnlein, und hat nur noch den Capi paranze, den Zugführern, zu gehorchen. Alle seine Bedürfnisse, selbst die Ausstattung zur Gründung eines eigenen Herdes bezieht er aus den Händen des Contarulo, des Rechnungsführers, und an diesen wendeten sich auch Frau und Kinder, wenn etwa der Vater wieder einmal der Gerechtigkeit in die Hände gefallen war.

Daß der Camorrismus auch eine eigene Sprache ausgebildet hat, versteht sich von selbst; eine Gaunersprache geht ja durch die ganze Welt, wie auch, daß besonders die Napoletaner ihre so vollkommene Zeichensprache zu ganz besonderen Dingen anwenden. Das Vocabulario des Camorristenwelsch ist in dem Archiv des Tribunals niedergelegt, und hat der Polizei, die es einst fleißig studirte, schon manche Dienste leisten müssen. Aber auch in den Gesetzen muß der gewandte Camorrist ganz zu Hause sein, die Ritzen und Winkel des Strafgesetzbuches kennt er gründlich, und oft schon richtete er seine Verbrechen danach ein, denselben die betreffende Kategorie und eventuelles Strafmaß schon im Voraus bestimmend.

Diese Meister sollen jedoch heute im Aussterben begriffen sein, denn mit der neuen Regierung kam ein neues klareres Gesetzbuch, das alljährlichen Verbesserungen und Abänderungen unterzogen wird.

Ueber die Geschichte der Camorra ist viel geschrieben, aber zumeist nur gefabelt worden, denn Bestimmtes läßt sich nicht aufstellen; oder was darüber

Digitized by Google

existirt, findet sich nur in den Polizeiacten. Fast allgemein jedoch wird der Anfang der Verbindung in die Zeit der spanischen Vicekönigswirthschaft gelegt, welche so eigentlich mit dem Tode Ferdinands des Katholischen (1516) anhub.

Die spanischen Finanzen verfielen mehr und mehr, und Neapel wie Sicilien wurden nur noch als Auspumpungsobjecte angesehen. Um des Volkes Wohlfahrt, um Hebung von Handel und Industrie kümmerten sich die spanischen Herren nicht. Der Bürger gehörte unter die Canaglia und dem italienischen Adel beugte man den Nacken in übermüthigster Weise.

So bildeten sich unter diesem Regiment Verschwörungen über Verschwörungen, und das gänzlich isolirte Volk hatte, als die Steuerlasten täglich größer wurden, nichts anderes zu thun, als Verbindungen zu Schutz und Trutz, heißt das uranfänglich zu Schmuggelei im Großen, abzuschließen.

Gewiß ist einmal, daß die Verbindung zur Zeit des Vicekönigs Rodrigo Ponce de Leon Duca d'Arcos bestand, und man will, daß Mas 'Aniello eines jener Capi paranzo gewesen sei.

Gewalt erzeugt Gewalt oder bildet die List aus. Wenn also damals auf Markt und Straßen dem Händler von dem eigenmächtigen „Chiaziere" (Platzaufseher, von Chiazza = Piazza, eigentlich Daziere oder Steuereinnehmer) unter Bedrohung der Waffen ein ungerechter Sold abgenommen wurde, so lag es nahe, daß andere, ebenso bedürftige Leute dasselbe in gleicher Weise auch versuchten. Und mit vereinten Kräften ging man vor. So verbreitete sich die Gesellschaft gar bald über ganz Unteritalien, blühte aber besonders und hatte ihre Hauptsitze in Neapel und Palermo. Die Mitglieder fanden sich in jeder Classe der Gesellschaft, weder Adel noch Geistlichkeit, weder Kloster noch Kaserne waren ausgenommen; Beamte und Polizisten dienten ihr, wie sie nie dem Staate gedient hatten.

Unter den Bourbonen erreichte der Camorrismus seinen Culminationspunct. Die Gesellschaft war zur Landplage geworden, und beherrschte das Königreich beider Sicilien mit dem blutigen Schrecken. Unzählige Opfer fielen ihr, ohne daß die Regierung eingeschritten wäre. Die Camorra stand in ihrem Sold und Brod, und sie bediente sich ihrer, den Teufel des Liberalismus, der im Lande zu spuken anfing, auszutreiben. Als sie zu mächtig geworden war, fiel es einem Minister ein, sich ihrer Dienste zu entledigen und die Gesellschaft auf die Inseln zu schicken. Als aber bald darauf die Revolution (1799) ausbrach, erklärten sich die Camorristen für Märtyrer, kehrten zurück und dienten einem neuen Ministerium für Sold, „di cavar chiodo con chiodo", oder den Teufel durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, auszutreiben. Bald war sie wieder mächtig, und Cardinal Ruffo war ihr Capo. Sie hing fortan den Mantel nach dem Winde und ging mit den

Digitized by Google

günſtigen Zeitſtrömungen. Deren günſtigſte war die unter Ferdinand II., unter deſſen Miniſtern ſich ſogar Mitglieder des Geheimbundes befanden.

Dennoch wagte der General Carrascoſa, der 1848 Miniſter geworden war, den Verſuch, die Camorra zu zerſtören. Nach einer Einſicht in die Acten und ſonſtigen Papiere jedoch ſoll er erſchüttert die Unmöglichkeit ſolches Beginnens erkannt haben.

Darauf verſuchte der Polizeiminiſter Francesco Saverio del Carretto, dieſer blutdürſtige Henker des Königreichs, ſich wenigſtens einer Handvoll dieſer ſeiner nur zu anhänglichen Diener zu entledigen. Er beſtimmte ihnen Tremiti, eine befeſtigte Inſel des Adriatiſchen Meeres, die man einſt dem unglücklichen Murat hatte anweiſen wollen, zum Zwangsaſyl. Die Camorra erfuhr nur zu bald ab alto, aus dem königlichen Schloſſe, was man mit ihr vorhabe, und leiſtete durch ihre Mitglieder in den hohen und höchſten Kreiſen (man nennt ſogar einen Prinzen der königlichen Familie) kräftigſten Widerſtand.

Mit Gewalt war da nichts auszurichten. Und wie die Regierung damals mit den ihr Dienſt thuenden Briganten Verträge abſchloß (beiſpielsweiſe del Carretto mit dem Räuberhauptmann Gioſafatte Talarico und deſſen Bande, welche ſämmtlich Gnadengehalte bekamen), ſo verſchmähete ſie hier nicht durch Vorſpiegelungen eine Anzahl der Picciotti di onore zu verlocken. Man machte dieſe glauben, daß es ihnen leicht ſein werde, im Adriatiſchen Meere Handelsverbindungen anzuknüpfen und daß ſie recht bald als reiche Kaufleute zurückkehren könnten.

So meldeten ſich einige freiwillig, andere forderte man auf, die übrigen wurden mit Gewalt verladen. Das gab dann Scenen, wie wir ſie im vorigen Jahre häufig zu ſehen Gelegenheit hatten. Väter, Mütter, Bräute weinten, und ſogar die Volksdichtung ward durch den rührenden Abſchied ſo vieler hoffnungsvollen Jünglinge zu einem ſchwermüthigen Liede angeregt. Man ſang damals durch ganz Neapel im Dialekt:

Addio patre e matre,
Addio frate e sore,
Io vaco a Tremmole e moro
Noe vedimmo all' aternità!

Leb' wohl, ■ Vater und Mutter,
Lebt wohl, o Schweſtern und Brüder,
Ich geh' nach Tremiti zu ſterben,
In der Ewigkeit ſehn wir uns wieder!

Sie kamen aber ſchon vorher und recht bald wieder, diesmal aber als Feinde der bourboniſchen Regierung und als Freunde der neuen, nach einem einigen Italien hindrängenden Zuſtände. Da mußte ja viel Holz fallen und wo Holz fällt, giebt es ja auch Späne.

Digitized by Google

So halfen sie denn noch die neue Regierung einsetzen, sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht, drehten die Messer um — wurden aber in einer einzigen Nacht aufgehoben und den Bagni einverleibt. Dort sitzen sie zu vielen Hunderten noch heute, die Alten von damals nämlich, denn ihre Brut lebt noch frisch und munter in allen Städten, aber feind dem Governo, das im letzten Jahre wieder angefangen hat, die Inseln mit Camorristen zu bevölkern.

Der Camorrist aber lacht dennoch ins Fäustchen, er kennt seine Geschichte und die des wandelbaren Italiens; mit höhnender Stimme singt er durch die Straßen:

Nuje nun simmo Cravunari,
Nuje nun simmo Rialisti.
Ma facimmo i Cammuristi,
Jammo n' . . . . a chille e a chisti.

Wir sind nicht Carbonari,
Wir sind nicht Realisten,
Wir spielen die Camorristen . . . . .

Der Suezcanal.

Der vor Kurzem durch die englische Regierung bewirkte Ankauf von 177,000 Stück Suezcanalactien vom Khedive für die Summe von 4 Millionen Pfund Sterling hat in hervorragendem Maße die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Unternehmen gelenkt und dürfte daher die nachstehende dem demnächst erscheinenden Bädekerschen Reisehandbuch für Aegypten*) entnommene Uebersicht der Entstehung desselben von allgemeinerem Interesse sein.

Der Isthmus von Suez ist eine Asien und Afrika mehr trennende als verbindende Landenge, die an ihrer schmalsten Stelle 113 Kilometer (15½ Meile) mißt. In ihrem Süden wird sie bespült von dem nördlichsten Theile des östlichen Armes, welchen das rothe Meer zwischen den asiatischen und afrikanischen Continent hineinschiebt und der von uns der Golf von Suez, von den Arabern der Bahr el Kolzûm genannt wird, bei den Griechen aber der Heroopolitische Meerbusen hieß. Der Isthmus selbst ist als eine den Golf fortsetzende Bodensenkung zu betrachten, die in ihrer Mitte von einer 16 Meter hohen Erhebung, der sogenannten Schwelle el Gisr, durchschnitten wird und welche die Landenge in zwei ziemlich gleiche Hälften, eine nördliche und eine südliche, zerlegt. In der südlichen befindet sich zuerst der Timsah- oder Krokodilsee, in dessen Breite das von dem Süßwassercanal durchflossene, zum Theil der Cultur wiedergegebene Querthal Wadi Tumilât beginnt.

*) Reisehandbuch für Aegypten von Karl Bädeker und Prof. Dr. G. Ebers.

Digitized by Google

Es folgen eine etwa 16 Kilometer breite Dünenkette in der Gegend der Serapeum genannten Stelle, und endlich die großen Bassins der Bitterseen, welche in ein größeres (das nördlichere) und ein kleineres (das südlichere) Becken zerfallen. Schon vor der Anlage des Suezcanals lag ihr mit einer Salzkruste überzogener Boden an seinen tiefsten Stellen 7,35 Meter unter dem mittleren Niveau des rothen Meeres. Zwischen diesen Bassins, welche schon 1856, bevor das Wasser des Mittelmeeres in sie eingeströmt war, einen Raum von 40 Kilometern einnahmen, und dem rothen Meere dehnte sich ein nur 75 Centimeter über dem Spiegel des letzteren erhabener Wüstenstrich von 20 Kilometer Breite aus. Im Norden folgt der Schwelle el Gisr der Ballâh oder Dattelsee und diesem sehr bald der ursprünglich flache Menzalehsee, welcher sich weit nach Westen hin, bis zum Nilarme von Damiette ausbreitet und vom Mittelmeere nur durch eine schmale Landnehrung getrennt wird, welche gegenwärtig an vier Stellen durchbrochen ist. An der zweiten Oeffnung von Osten aus ist der Hafen von Port Said angelegt worden. Das Wasser des Sees bedeckt, wie zahlreiche Trümmer beweisen, gegenwärtig viele Stellen, welche im Alterthume cultivirt und mit Städten besetzt waren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in frühester Zeit das rothe und das mittelländische Meer zusammenhingen und daß das erstere wenigstens bis zum Timsahsee gereicht habe, da in diesem fossile Conchylien, namentlich Spondylusarten gefunden worden sind, welche wohl im rothen, aber nicht im mittelländischen Meere vorkommen. Jedenfalls ist die Bildung der Landenge außerordentlich früh vor sich gegangen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie wenigstens zur Zeit des Herodot (500 Jahre vor Chr.) auch bei Suez nicht kleiner war wie heute.

Denken wir uns die Meerenge noch gegenwärtig offen, sagt M. Schleiden über die Entstehung, so läßt sich voraussagen, was eintreten muß. Von der Seite des rothen Meeres her dringen die Fluthwellen in dieselbe hinein und bringen den Meeressand mit sich. Vom mittelländischen Meere wird durch die dort überwiegend häufigen Nord- und Nordwestwinde, die etesischen Winde der Alten, das Wasser ebenfalls in die Meerenge hineingetrieben und auch dieses bringt seinen Meeressand mit. Wo beide Bewegungen zusammentreffen und sich gegenseitig aufheben, lassen sie ihren mitgebrachten Sand fallen und bilden eine Barre, die natürlich, da die Flutwellen bei weitem ununterbrochener wirken als die vom Wind bewegten Wasser und daher überwiegen, nicht genau in der Mitte der Meerenge, sondern etwas mehr nach Norden entstehen muß. Diese Barre wird sich so lange durch die Wellen erhöhen (und zwar, da sie selbst mehr und mehr ein Hinderniß für die Bewegung wird, mit steigender Schnelligkeit), bis sie über dem Niveau der Ebbe liegt und dann auf der Oberfläche während der Ebbezeit austrocknend ein

Digitized by Google

Spiel des Windes wird, der daraus Dünenhügel zusammenweht, wie das an jedem Meeresstrande stattfindet. Dadurch wird dann die Verbindung beider Meere unterbrochen und die Schwelle von el Gisr ist hergestellt.

Der Isthmus von Suez ist von frühester Zeit an eine Völkerstraße von hoher Bedeutung gewesen. Was auch von Asien her afrikanischen Boden zu betreten wünschte, mußte sie passiren. Zum großen Theil war sie erfüllt von Seen und Sümpfen, und an den Erhebungen des Bodens, die wir kennen, wehrten Fortificationswerke die Eindringlinge ab. Bei Pelusium, dem „Schlüssel von Aegypten" an der östlichen Basis des die Deltaküste bildenden Bogens, südöstlich von Port Said befanden sich die Eingangspässe in das eigentliche Pharaonenreich. Die Hauptstraße von Asien aus ging entlang der Küste des Mittelmeers über Rhinokorura (dem heutigen el Arîsch), passirte die den Sirbonischen See vom Mittelmeere trennende Landnehrung und Casium mit dem Heiligthume des Jupiter Casius (das heutige Ras el Kasrûn), die Stadt Gerrha und endete zu Pelusium, von wo aus mehrere Wege in das innere Delta führten. Außerdem führten drei Straßen, die eine östlich vom Casiusberge, die andere von Gerrha, die dritte von Pelusium aus in die Mitte des Isthmus (wohl in die Gegend der Schwelle el Gisr), wo sie sich vereinigten und dann, nachdem sie das Serapeum und das Westufer der bitteren Seen passirt hatten, an der Nordspitze des Golfs von Suez (beim alten Arsinoë) ihr gemeinsames Ende fanden. So war das mittelländische mit dem rothen Meere schon sehr früh durch Landwege verbunden. Nachdem durch die kräftigen Könige von Theben, welche die Hyksos vertrieben und sich einen großen Theil des westlichen asiatischen Continents tributpflichtig gemacht und ägyptische Flotten nicht nur die Küstenländer von Südarabien unterworfen und ausgebeutet, sondern auch viele Inseln und Küstenstädte des Mittelmeeres unterworfen hatten, trat der Wunsch an die großen Kriegsfürsten der XIX. Dyn., Seti I. und Ramses II. heran, eine maritime Verbindung des Nils mit dem rothen Meere und dadurch auch mit dem Mittelmeere herzustellen und so die Möglichkeit zu erwerben, mit den gleichen Schiffen nach Norden und Süden hin bei kriegerischen und kaufmännischen Unternehmungen operiren zu können. Zur Ausführung gekommen ist dieser Wunsch jedenfalls bereits in der Zeit Seti I., denn eine bildliche, von Inschriften erläuterte Darstellung aus den Tagen dieses Königs an der äußeren Nordwand des großen Festsaales zu Karnak lehrt, daß Seti, als er siegreich aus Asien heimkehrte, einen Canal (ta tenat, der Durchschnitt) zu passiren hatte, der von Krokodillen wimmelte und also mit dem Nil zusammenhing und mit Bastionen besetzt war, deren Namen keinen Zweifel läßt, daß er an der Landesgrenze gesucht werden muß. Außerdem wird dem Sesostris (Seti I. und Ramses II.) die Gründung des Canals von vielen alten Schriftstellern zugeschrieben. Es

Digitized by Google

ist möglich, daß dieser Canal sogar vom Timsahsee aus nach Pelusium führte und also eine directe Verbindung beider Meere herstellte. Dafür sprechen die bei Kantara gefundenen Blöcke mit den Namen Ramses I., Seti I. und Ramses II. Sehr viel später, nachdem das Unternehmen Setis wahrscheinlich durch Vernachlässigung zu Grunde gegangen war, unternahm es der Pharao Necho, den Nil mit dem rothen Meere zu verbinden. Der neue Canal empfing bei Bubastis (Zagazig) seine Speisung vom Nil und ging bei dem arabischen Patumos in den arabischen Meerbusen. 120,000 Aegypter gingen bei der Arbeit zu Grunde. Der König ließ das Unternehmen unvollendet, weil ihm nach diesen Unglücksfällen ein Orakel voraussagte, er werde nur für die Barbaren arbeiten. Unter den „Barbaren" sind hier zunächst die Phönizier gemeint, deren Flotten damals beide Meere beherrschten. Der Canal ist nach der Eroberung Aegyptens durch die Perser, doch wohl, trotz der Mittheilung, erst Ptolemäus Philadelphus habe ihn fertig gestellt, von Darius, dem Sohn des Hystaspes, dem großen Organisator des persischen Weltreichs vollendet worden. Zahlreiche Spuren dieser Anlage und Denkmälerfragmente, welche persische Schrift und Art mit ägyptischer verbinden, sind aufgefunden worden. Unter den Ptolemäern wurde der Canalanlage eine bedeutendere Ausdehnung gegeben, denn während man von der Nilstadt Phakusa aus zu den Seen südlich von Pelusium, also durch den mit einander verbundenen Ballâh- und Menzalehsee ins Mittelmeer zu gelangen vermochte, führte ein nach Süden gewandter Canal aus dem Ballâhsee in die bitteren Seen, in welche sich auch der das biblische Gosen bewässernde Süßwassercanal ergoß. So war es zur Zeit der Ptolemäer möglich, vom Nile aus in den südlicheren und nördlicheren Theil einer Wasserstraße zu gelangen, welche ähnlich wie der heutige maritime Canal das mittelländische und rothe Meer in ziemlich directer Linie verband. Als Antonius nach der Schlacht bei Actium, 29 vor Chr., nach Aegyptem kam, war Kleopatra dabei, ihre Schiffe über die Landenge von Suez zu ziehen, um mit ihren Schätzen auf ihnen dem Octavian zu entfliehen. Bei der Größe ihrer Schiffe ist es undenkbar, daß sie es versucht haben sollte, sie zu Lande fortschaffen zu lassen. Der Canal war noch zu ihrer Zeit vorhanden, aber stellenweis verfallen und unbrauchbar. Ihr Unternehmen mißglückte.

Unter den Römern soll der Canal restaurirt worden sein. Eine in der Gegend von Kairo beginnende und am Golf von Suez endende Wasserstraße, deren nicht genau beschriebener Lauf wahrscheinlich dem alten Canalbette folgte, soll den Namen des Amnis Trajanus geführt haben und ist also wohl zur Zeit dieses Kaisers (98—117 nach Chr.) angelegt worden. Auch von einem Hadrianscanal wird gesprochen; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß in der Kaiserzeit die mercantile Verbindung zwischen dem rothen Meere und Italien

Digitized by G

ganz anderen Wegen folgte, wie der von Suez aus den Nil erreichenden Wasserstraße. Die römischen Indienfahrer landeten bei Berenike wenig nördlich vom Wendekreise des Krebses und häufiger noch bei Leukos Portus, dem heutigen Kossêr, oder Myos Hormos in der Breite von Sint (Lykopolis) am rothen Meere. Von den beiden letztgenannten namentlich im Monat September stark besuchten Hafenplätzen, wanderten die Waaren auf einer großen Karavanenstraße zum Nil nach Koptos (in der Nähe des heutigen Kenneh) und wurden dann auf Nilbooten stromabwärts nach Alexandria und von da, nachdem man sie auf Seeschiffe verladen hatte, weiter befördert. Nach der Eroberung Aegyptens durch den Islam mußte den Arabern daran gelegen sein, das rothe Meer mit dem unterägyptischen Nil möglichst gut zu verbinden. Amru ibn el As, Omars tapferer und umsichtiger Feldherr stellte den alten Canal (nach alter Tradition wäre der Khalig zu Kairo ein Theil desselben) wieder her und benutzte ihn zu Transporten von Getreide, welches in Fostat (Alt-Kairo) verladen, nach Kolzum (Suez) ging und von dort aus über das rothe Meer nach Arabien wanderte. Ein Kopte soll ihm gegen Erlaß der Kopfsteuer das Bett des alten Canals gezeigt haben. Ob es wahr ist, daß später unter dem krankhaft mißtrauischen Khalifen Almansor ben Mohammed (754—775) der Canal zugeschüttet wurde, um dem Heere des Rebellen Mohammed ben abu Talib in Medinah die Zufuhr abzuschneiden, mag dahingestellt bleiben. Seit dem achten Jahrhundert konnte der Canal jedenfalls nicht mehr benutzt werden, und wenn auch später in Venedig mehrfach daran gedacht ward, den Isthmus zu durchstechen, um die durch die Umschiffung des Caps der guten Hoffnung gefährdete Blüthe seines Handels zu retten und neu zu beleben, obgleich von einzelnen Reisenden das Project der Durchstechung befürwortet und von kühnen Kartenzeichnern ein die beiden Meere verbindender Canal quer über den Isthmus von Suez hin gezeichnet ward, so dachte doch niemand ernstlich an die Ausführung des schwierigen Unternehmens, obgleich schon unser Leibniz 1671 in seinem Vorschlag einer Expedition nach Aegypten, die er dem mächtigsten Fürsten seiner Zeit, Ludwig XIV., ans Herz legte, eine solche aufs Wärmste empfiehlt.

Er sagt:

Der Herr von Aegypten kann aber nicht blos den allgemeinen Angelegenheiten einen großen Nachtheil zufügen, wie der Türke durch die Sperrung des Handels unzweifelhaft gethan hat, sondern er kann andererseits auch das menschliche Geschlecht sich durch eine Wohlthat verpflichten, wenn er das rothe Meer mit dem Nile oder dem Mittelmeere durch einen Canal verbindet, wie Frankreich durch die Grabung des Canales am Fuße der Pyrenäen hin Europa sich zur Dankbarkeit verpflichtet. Daß der Spiegel des rothen Meeres höher liege als Aegypten (wie dem Darius versichert ward), ist eine Fabel;

Digitized by Google

aber auch selbst, wenn dies der Fall wäre, so würde doch die Oeffnung eines Canals Aegypten noch nicht der Gefahr der Ueberfluthung aussetzen."

Der Bewunderer Friedrichs des Großen, Sultan Mustapha III., hatte die Absicht, den Canal, von dem er sich Vortheile versprach, graben zu lassen, doch kam er ebenso wenig zur Ausführung dieses Planes wie der thatkräftige Mamelukenführer Ali Bey und später der General Bonaparte, welcher bei seiner Expedition nach Aegypten 1798 die Vorarbeiten zur Herstellung eines maritimen, beide Meere direct verbindenden Canals herstellen ließ. Lepère, der Chef seiner Wegebaumeister, ein ausgezeichneter Ingenieur, arbeitete hier, oft gefährdet, unter den ungünstigsten Umständen und hatte das Unglück, die Ausführbarkeit des Unternehmens durch einen groben Beobachtungsfehler von vorn herein und auf lange Zeit in Frage zu stellen. Während thatsächlich die Höhen des Spiegels beider Meere kaum merklich von einander abweichen, sollte nach Lepère das Niveau des rothen das des mittelländischen Meeres um 9,908 Meter überragen. Zwar protestirte namentlich Laplace gegen dieses aller Gesetze der Hydrostatik spottende Resultat; doch war es einmal angenommen worden und stellte sich als Schreckgespenst vor die Ausführung des immer wieder befürworteten Unternehmens, bis Herr von Lesseps demselben seine Aufmerksamkeit zuwandte. Diesem klugen, energischen, begeisterungs- und aufopferungsfähigen und dabei liebenswürdigen Privatmanne sollte es gelingen, das Werk, welches den mächtigsten Fürsten unausführbar erschien, zu Ende zu führen. 1831 war er als junger élève consul von Tunis nach Aegypten gesandt worden. Das Segelschiff „Diogenes" brachte ihn nach Alexandrien, woselbst er längere Zeit in Quarantaine gehalten, von dem französischen Consul Mimaut mit Büchern versorgt ward. Unter diesen befand sich Lepères oben erwähntes mémoire über die Verbindung der beiden Meere, welches ihn zur Erkenntniß der Wichtigkeit einer Durchstechung des Isthmus führte, an deren Möglichkeit aber, wie wir wissen, Lepère selbst zweifelte. 1838 machte er die Bekanntschaft des Lieutenant Waghorn, dessen Eifer für die Herstellung einer Verbindung von Europa und Indien über Aegypten seinen eigenen für die ähnliche Idee anfeuerte. Mehemmed Ali, dem Herr von Lesseps Vater bedeutende Dienste erwiesen hatte, war ihm wohl gewogen, machte ihn mit seinem Sohne Said Pasch bekannt, der zu Paris im Lesseps'schen Hause freundlich aufgenommen ward und, als er 1854 zur Regierung gelangte, seinen Freund, der indessen das Project einer Durchstechung des Isthmus sorglich ausgearbeitet hatte, nach Aegypten berief. Der vortreffliche Wasserbaumeister des Vicekönigs, Linant Bey, sowie Stephenson, Negrelli und Bourdaloue hatten 1841 und 1847 bereits festgestellt, daß Lepères Beobachtungen irrthümlich wären, die Differenz des Spiegels beider Meere klein und die Anlage eines maritimen Canals möglich sei. Herr v. Lesseps legte

Digitized by Google

1854 sein wohldurchdachtes Project dem Vicekönig vor und dieser beschloß es zur Ausführung zu bringen. Von nun an lebte der energische Vollender des Suezcanals ausschließlich seinem Wahlspruche: „Aperire terram et dare pacem gentibus", d. i. „die Erde zu eröffnen und den Völkern Frieden zu schenken". Es folgt eine Zeit ernster, 1855 beendeter Vorstudien und höchst schwieriger diplomatischer Negociationen theils mit der Pforte, theils mit dem dem neuen Unternehmen, das den französischen Einfluß im Orient zu befestigen drohte, äußerst feindseligen Lord Palmerston. Der mächtige Einfluß dieses Mannes paralysirte das dem Durchstechungsprojecte zugewandte Wohlwollen des Directors der Oriental and Peninsular Compagnie J. Betsch, J. Russells, Gladstones, Disraelis, R. Cobdens u. a. Männer von Bedeutung. Das Unternehmen kam zu Stande trotz England und der Türkei, aber mit besonderer Unterstützung von Frankreich, Oesterreich und Italien. Das zerrissene Deutschland hatte damals nichts einzusetzen wie seine Sympathie. Je sicherer das Project seiner Ausführung entgegenreifte, je lauter wurden die Bedenken gegen seine technische Ausführbarkeit; nachdem sich aber eine Commission, zusammengesetzt aus den bewährtesten Ingenieuren Frankreichs, Englands, Preußens, Oesterreichs, der Niederlande, Italiens und Spaniens auf Kosten des Vicekönigs (300,000 Fr. wurden für sie verausgabt) nach Aegypten begeben, den Isthmus genau untersucht und am 1. Januar 1856 die Durchstechung der Landenge für möglich und vortheilhaft erklärt hatten, schwanden die Bedenken und schon am 5. Januar wurde die Concessionsurkunde vom Vicekönig unterzeichnet. 1858 waren die nothwendigen Gelder beschafft. Frankreich zeichnete 207,111, Aegypten 95,517, Oesterreich 51,246, Rußland 24,154, England 5805, Amerika 5000, Preußen nur 15 und Schweden eine Actie. Der Vicekönig sorgte für flüssiges Capital und stellte gegen bescheidene Besoldung und Verpflegung derselben 25,000 alle drei Monate abzulösende Arbeiter.

Am 25. April erfolgte unter angemessenen Feierlichkeiten der erste Spatenstich. Es war eine ungeheure Aufgabe, den Zehntausenden der anzustellenden Arbeiter eine Stätte zu bereiten, für ihre Beköstigung und vor allen Dingen ihren Bedarf an Wasser mitten in der Wüste zu sorgen. Was das heißt, mögen folgende Zahlen belegen. 4000 bequem für Kameele tragbare Wasserfässer mußten hergestellt werden. 1600 dieser Thiere führten sie täglich den Arbeitern zu, von denen jeder täglich für vierzig Centimes Wasser bedurfte. Im ganzen kostete die Tränkung des gesammten Personals wöchentlich 56,000, jährlich beinahe drei Millionen Francs. Außerdem waren Werkzeuge, Maschinen und Kohlen aus Europa herbeizuschaffen, Sanitätsbeamte, passende Ingenieure und Architecten nicht nur zu engagiren und anzustellen, sondern auch zu beherbergen und angemessen zu verpflegen. Post, Telegraphen und

Digitized by Google

Polizeidienst mußte eingerichtet und endlich auch für das religiöse Bedürfniß von mohammedanischen, römisch- und griechisch-katholischen Arbeitern durch den Bau von Bethäusern an jeder Arbeiterstation (Campement) und die Heranziehung von Geistlichen gesorgt werden. Neben den Kirchen wurden Hospitäler errichtet, und wie nöthig diese waren, zeigte sich 1862, wo eine typhöse Epidemie auftrat und namentlich während der schrecklichen Cholerazeit 1865. Damals bedurfte es der ganzen Energie des Herrn von Lesseps, die demoralisirten und durch Tod und Desertion gelichteten Arbeiterbataillone zusammen zu halten. Eine andere Schwierigkeit war nach dem Regierungsantritte des jetzigen Vicekönigs 1863 zu besiegen, der sich zwar dem Unternehmen des Herrn von Lesseps aufs Freundlichste gesinnt zeigte, aber doch nicht umhin konnte, die arabischen Werkleute zurückzuziehen. Lord Palmerston hatte vorgeblich im Interesse der Menschlichkeit auf Abschaffung der Zwangarbeit gedrungen und der junge, intelligente Fürst, theils dieser Mahnung, theils der Versicherung seiner Rathgeber, daß durch so viele (20,000) dem Canalbau zugeführte einheimische Arbeitskräfte die zahlreicher Hände beraubte Feldbestellung Schaden leiden würde, Gehör geschenkt. Die Fellaharbeiter wurden zurückgezogen, und als er einsah, daß sein Vorgänger einen nationalökonomischen Fehler begangen, als er in der Concessionsurkunde 63,000 Hectaren Land an die Compagnie abgetreten hatte, forderte er das betreffende Territorium am Süßwassercanal zurück und verlangte aus politischen Gründen die Auslieferung des Süßwassercanals, an welchen das Zustandekommen und Gedeihen des maritimen Canals gebunden war, an die ägyptische Regierung. Indessen willigte er ein, Napoleon III. die Lösung der streitigen Fragen zwischen ihm und der Compagnie zu überlassen. Der kaiserliche Schiedsrichter stellte fest, daß die ägyptische Regierung als Ersatz für die zurückgezogenen Arbeiter 30 Millionen Francs, für die Abtretung des Süßwassercanals und anderer Rechte 16 Millionen Francs, für das auszuliefernde Territorium 38 Millionen Francs, also im Ganzen 84 Millionen Francs zu entrichten habe. Vom 1. November 1864 bis 1. November 1879 sollte diese Summe in jährlichen Raten ausgezahlt werden. Diese Geldmittel boten willkommene Hilfe, neue Capitalien wurden in Europa aufgenommen und so wuchs das verzinsliche Capital der Gesellschaft auf 300 Millionen Francs. Am 29. December 1863 war der Süßwassercanal beendet und somit der Compagnie die Sorge für die Tränkung der Arbeiter abgenommen worden, die nun weniger zahlreich als früher, zum Theil aus Europäern bestanden und von Maschinenkräften im großartigsten Maßstabe unterstützt wurden. Die Verwaltung wurde einfacher, da nun speculative Restaurateure und Kaufleute dem Personal seine Lebensbedürfnisse zuführten, während der Compagnie nur noch die Zahlung der Löhne und die Erhaltung der gemeinnützigen Institute (Hospitäler, Kirchen,

Digitized by Google

Werkstätten ꝛc.) oblag. Günstig für das Unternehmen war auch die Wandlung, welche in der öffentlichen Meinung Englands vor sich ging und durch den Besuch des entstehenden Canals durch den Prinzen von Wales ihren Ausdruck fand.

Die Anlage des Hafens von Port Said bot große Schwierigkeiten. Der flache Menzalehsee mußte da, wo ihn der Canal passirt, bedeutend ausgetieft werden, was sich durch Baggermaschinen in großem Maßstabe unschwer bewerkstelligen ließ.

Die größten Maschinen (bis 360 Pferdekraft) kosteten je $^1/_2$ Million Francs.*)

Auf starken Prahmen schwimmend, vermögen sie, bemerkt darüber Kühne, mit ihren fast einen K.-Meter haltenden Baggerkästen täglich 2000 K.-Meter Schlamm und Sand aus dem Boden emporzuheben. Schlamm und Sand werden entweder in flache Böte geschüttet, die von Dampfern in die See geschleppt und dort entleert werden; oder sie werden durch eine besondere Maschinerie an das Ufer befördert. Ist letzteres hoch, so dient dazu ein Elevator, der auf einem Gitterwerke ein Schienengleis bis zu 70 Meter Länge trägt auf welchem ein Wagen bis zu 20 Meter Höhe emporsteigt. An letzterem hängt ein großer, mit Abraum gefüllter Kasten, der am Ende der Bahn umschlägt und sich entleert. Ist dagegen das Ufer niedrig, so läßt man den Inhalt der Baggerkästen in eine große Rinne (couloir) fallen, in welche sich gleichzeitig der Strahl einer starken Wasserpumpe ergießt, der Sand und Schlamm bis auf den Uferdamm mit sich fortreißt. Im Nothfalle wird er hierbei durch eine in gleicher Richtung sich bewegende Kette ohne Ende unterstützt.

Im Ganzen repräsentirten die Maschinen der Gesellschaft die Kraft von 22,000 Pferden. Indem sie an die Stelle der ägyptischen Zwangsarbeiter traten, erlitt die Gesellschaft zwar eine Einbuße von wenigstens 20 Millionen Francs; doch wurde mit ihrer Hilfe das Werk weit schneller zu Ende geführt, als das mit bloßen Menschenhänden möglich gewesen sein würde.

Im Menzalehsee bedrohte der durch das Nilwasser hineingetragene Schlamm die ausgebaggerten Stellen wieder auszufüllen. Hier mußte das Canalbett beträchtlich erweitert, die Böschung seiner Wände abgeflacht und links und rechts ein Damm errichtet werden, der ursprünglich aus Schlamm aufgehäuft, längst durch starke Bestreuung mit Sand und Kalksteinen, Graswuchs ꝛc. zur nothwendigen Härte erstarrt ist. Um seine Innenseiten nicht zu schädigen, dürfen

---

*) Die Gesellschaft benutzte 58 große, 19 kleinere und 4 Handbagger, 10 mechanische Zermalmer, 18 Elevatoren, 20 mit Dampf arbeitende Höhlenmaschinen, 60 Locomobilen, 15 Locomotiven, 109 Dampfschiffe, 25 Dampfcanots und Remorqueurs, 30 Dampfwidder, 90 schwimmende Chalands mit Schuttkisten, 15 Dampfchalands, 200 eiserne Chalands, 6 Kettenschiffe und 1800 Erdwagen.

Digitized by Google

die Dampfer nicht schneller fahren, wie 10 Kilometer per Stunde. Die Strecke zwischen dem Menzaleh- und Ballâhsee und das Becken des letzteren boten geringere Schwierigkeiten. Dafür nahm die Durchstechung der mehr als 16 Meter hohen Schwelle el Gisr, welche von einigen Ingenieuren für ein unübersteigliches Hinderniß betrachtet worden war, die ganze Kraft und Erfindungsgabe der Unternehmer in Anspruch. Fast 25 Meter tief mußte hier das Bett des Canals mit flachen Böschungen ausgegraben werden. 7 Millionen Kubikmeter Erde waren zu beseitigen. Eigens zu diesem Zwecke construirte Maschinen, die sogenannten excavateurs à sec, statt auf Pontons auf Rädern ruhende Baggermaschinen, bewältigten diese Riesenarbeit und zwar bis zum Timsahsee in verhältnißmäßiger Schnelligkeit, da hier der Boden mit Ausnahme einer Stelle bei el Gisr, an der Sandstein, welcher zu baulichen Zwecken verwendet ward, anstand, bis zur Sohle des Canals nichts enthielt, wie gröbere und feinere Sandschichten und darum jeder excavateur à sec*) im Stande war, täglich 400 Kubikmeter auszugraben. Die Nutzbarmachung des Timsahsees bot geringe Schwierigkeit. Zwischen dem Timsahsee und den bitteren Seen waren bei Tussum und dem sogenannten Serapeum wiederum 10 bis 12 Meter hohe Hügel zu durchschneiden. Dieselben Maschinen wie bei el Gisr konnten angewandt werden. Der ausgegrabene Sand wurde auf dem westlichen Ufer niedergelegt, weil feiner Flugsand von Osten her den Canal mit Versandung, der durch Gräben, Hecken ꝛc. gewehrt wurde, bedrohte. Wehen monatlich wirklich 16,000 Cubikmeter Sand an dieser, der einzigen der Versandung ausgesetzten Stelle in den Canal, so können sie von einem der großen Bagger beseitigt werden. Am 18. März 1869 konnten die Wasser des Mittelmeeres in die in ihren nördlichen Theilen 8—12 Meter unter dem Meeresspiegel liegenden, mit Salz überzogenen, beinahe trockenen Bassins der bitteren Seen, die nur in ihrem Süden größere Ausbaggerungen erforderten, eingelassen werden. Der Vicekönig Ismael Pascha wohnte diesem Schauspiele bei. Bald konnte auch, nachdem bei Schalûf der aus Kalkstein bestehende Boden der Landenge mit Menschenhänden und der Lagunenstrich nördlich von Suez wiederum mit Hilfe der Maschinen durchstochen worden war, die Wasser des rothen Meeres in die bitteren Seen geleitet werden. Große Vorsichtsmaßregeln waren getroffen worden, um die zuströmenden Wogen zu verhindern, die Canalarbeiten zu schädigen und zu überfluthen.

---

*) Diese Maschinen ruhen, wie gesagt, auf Rädern; und zwar auf drei Reihen, deren eine den schweren Apparat auf derjenigen Seite unterstützt, auf welcher der Leiter der Schaufelkette herabhängt. Dicht neben den Schienen, welche die Maschine tragen, liegt ein anderes Schienengleis für die Waggons, die den ausgegrabenen Sand aufnehmen, und deren je 12 von einer Locomotive befördert werden. Der ganze Apparat rückt selbstthätig um eine Schaufelbreite vor, sobald die Schaufelkette eine Umdrehung gemacht hat ꝛc.

Digitized by Google

„Die erſte Begegnung beider Meere," heißt es bei Stephan, „war ein nicht eben freundſchaftlicher Anprall, die Waſſer ſchäumten und wichen zurück; dann aber, wie auf ein neptuniſches „Quos ego!" vereinigten ſie friedlich ihre Wellen und der Ocean nahm wieder Beſitz von dem Terrain, das ihm ſchon einſt gehört, nicht aber um in träger Ruhe hier zu verweilen, ſondern um die Schiffe des Weltverkehrs zu tragen."

Die Eröffnung des maritimen Canals fand am 16. November 1869 ſtatt. Die zu Ehren derſelben veranſtaltete Feier iſt in Europa nicht weniger häufig und ausführlich beſprochen worden wie die wichtigſten politiſchen Ereigniſſe, und nicht mit Unrecht, denn als laute Geſchützſalven zu Port Said verkündeten, daß die neue Waſſerſtraße eröffnet ſei, hatte ſich ein wichtiges culturgeſchichtliches Ereigniß vollzogen, begann für den Verkehr der Völker ein neuer Abſchnitt. Der Kaiſer von Oeſterreich, die Kaiſerin von Frankreich, der Kronprinz von Preußen, Prinz Ludwig von Heſſen und Prinz Heinrich der Niederlande, ja auch der alte Abd el Kader waren der Einladung des Khedive gefolgt und mit ihnen die Spitzen der europäiſchen und amerikaniſchen Preſſe, Gelehrte und hohe Verwaltungsbeamte, Künſtler und Großinduſtrielle aus allen Ländern der Welt. Auch an orientaliſchen Gäſten von hohem Range fehlte es nicht. Zu Port Said waren an 30,000 Menſchen beiſammen; an die Feſte, welche zu Ismaëliah und Kairo in jenen Tagen veranſtaltet wurden, werden alle Theilnehmer denken, wie an ein orientaliſches Märchen, das ihnen nicht nur zu hören, ſondern zu erleben vergönnt war. 84 Millionen Mark ſollen dem Khedive ſeine Gäſte gekoſtet haben; doch iſt dieſe ungeheure Summe nicht nur aus Prunkſucht und Eitelkeit, ſondern vielmehr theils aus politiſchen Gründen, theils in dem Beſtreben verausgabt worden, die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf den Canal zu richten.

Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, welche ungeheure Abkürzung durch ihn der Weg von Europa nach Oſtafrika, Süd- und Oſtaſien erfährt. Die folgenden Zahlen erſparen jede weitere Auseinanderſetzung. Der alte Seeweg von Hamburg nach Bombay um das Cap betrug 11,220 See- (60 auf den Grad) und beträgt auf dem neuen durch den Suezcanal 6420. Abkürzung 43%. Von London nach Bombay früher 10,912 Seemeilen, jetzt 6112 Seemeilen. Abkürzung 44%. Von London nach Hongkong früher 13,352 Seemeilen, jetzt 9672 Seemeilen. Abkürzung 28%. Von Trieſt (Venedig) nach Bombay früher 11,504 Seemeilen, jetzt 4188 Seemeilen. Abkürzung 63%. Von Odeſſa nach Hongkong früher 14,460 Seemeilen, jetzt 7596 Seemeilen. Abkürzung 47%. Von Marſeille nach Bombay früher 10,560 Seemeilen, jetzt 4368 Seemeilen. Abkürzung 59%. Von Conſtantinopel nach Zanzibar früher 8932 Seemeilen, jetzt 3796 Seemeilen. Abkürzung 57%. Von Rotterdam nach der Sundaſtraße früher 11,524 Seemeilen, jetzt

Digitized by Google

8504 Seemeilen. Abkürzung 26%. Der Suezcanal, welcher nach Herrn von Lesseps eigenen Worten bestimmt ist, „Verbindungen anzuknüpfen zwischen 300 Millionen Europäern und 600 Millionen Asiaten", scheint nach vielen Richtungen hin erfüllen zu wollen, was bei seiner Anlage von den Freunden des Unternehmens erwartet wurde. Viele Dampferlinien durchschiffen ihn in regelmäßigen Fahrten und die Zahl der ihn passirenden Schiffe nimmt von Monat zu Monat zu. Europa und Asien haben eine bedeutende Annäherung erfahren. Man baut Steamer von mittlerer Größe eigens für die Reise durch den Isthmus von Suez, neue Häfen sind durch ihn entstanden und die Bewegung in anderen verändert worden. Auch die pecuniäre Lage des Unternehmens hat sich gebessert.

Während den Canal im Jahre 1870 486 Schiffe mit 493,911 Tonnen benutzten, durchfuhren ihn 1874 bereits 1264 Schiffe mit 2,424,000 Tonnen, eine Progression, die den Schluß gestattet, daß die größere Tonnenzahl, die noch um das Cap herum transportirt wird, bald erreicht sein wird. Auch die Nettoeinnahmen bessern sich stetig. Von 3,400,000 Pfund Sterling im Jahre 1871 sind sie im Jahre 1873 auf 9,160,000 gestiegen und, wenn auch das letztere Jahr darin eine Abnahme zeigte, die sich aus der Herabsetzung des Tarifs erklären läßt, so genügten die Einnahmen doch fast, das Actiencapital mit 5% zu verzinsen. Das mercantile Fortschreiten der Anlage scheint somit gesichert zu sein, wenn nicht politische Veränderungen eintreten, die den Canal allerdings stark in Mitleidenschaft ziehen würden. Auch die neueste Phase der Geschichte des Canals, der Ankauf eines großen Theiles der Actien — von den 19 Millionen Pfund Sterling, die der Bau kostete, wurden 12,800,000 durch Zeichnungen aufgebracht, während der Khedive den Rest deckte — scheint für die Actionäre, wie die „Weserzeitung" mit Recht bemerkt, insofern günstig zu sein, als das Interesse Englands, den Tarif herabzudrücken, bedeutend gemindert ist. Freilich liegt die Gefahr nicht fern, daß die englische Regierung dem Drängen der englischen Rheder vielleicht einmal nachgeben wird, wie denn auch durch das feste Verhältniß zu England die politische Lage des Canals eine ungleich schwierigere geworden ist, als zuvor.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Straßburg. Nochmals die Gymnasiumsfrage. — Die Nummer 50 dieses Jahrgangs enthält einen Correspondenzartikel aus Straßburg, welcher sich gegen eine Kategorie von Elsässern wendet, die dort

Digitized by Google

die Neubekehrten genannt werden, und im Anschluß daran die sogenannte Gymnasiumsfrage bespricht. Diese Zeilen beabsichtigen nun eine sachliche Darstellung an Stelle der vielfach schiefen zu setzen, welche der angezogene Artikel*) enthält; derselbe ist seinem Inhalte nach von Straßburg aus in mehrere deutsche und außerdeutsche Zeitungen übergegangen, ohne eine Antwort zu finden, wie sie der wirkliche Sachverhalt doch erheischt.

Unter französischer Herrschaft war das protestantische Gymnasium vom Staate etwa in derselben Rolle anerkannt, in der die Knabenseminare den Priesterseminaren gegenüberstehen. Wer von seinen Schülern einen Grad innerhalb der Staatsuniversität erwerben wollte, mußte an einer Staatsfacultät das Bachelierexamen machen. Als nun die deutsche Unterrichtsgesetzgebung ihren Einzug in das Land hielt, erkannte man mit praktischem Blick, wie wichtig es sei, für die Schule das Recht eigener Abiturientenprüfungen und das Recht, Freiwilligenzeugnisse auszustellen, zu erwerben. Verhand-

*) Mit den localen Verhältnissen der Stadt Straßburg völlig unbekannt, glaubte ich doch dem berührten Artikel um so weniger die Aufnahme versagen zu sollen, je mehr mir mit vielen Anderen aus Gründen der Zweckmäßigkeit, die durch die Lage, wie sie nun einmal ist, geboten erscheinen, jegliche Uebereilung in den Reformen des neugewonnenen Landes nur schädlich erschien. Ich bin persönlich immer der Meinung gewesen, daß es ein Fehler des Fürsten Bismarck war, letzterem die unklare und auf die Dauer unhaltbare Stellung eines „Reichslandes" zu geben, deren leidige Consequenzen uns nun auf Schritt und Tritt begegnen: an der nationalen Gesinnung dieser Blätter konnte nur das Mißwollen und der Unverstand zweifeln. Die Redaction erhielt nach Erscheinen des Heftes mehr oder minder billige Zuschriften, welche, auch wenn sie es verstanden hätten, den gewöhnlichsten Anstand zu wahren, doch der Sache nicht dienten. Auch der Einsender vorstehenden Artikels beging die völlig unnöthige Tactlosigkeit, seine Darstellung auf zwiefachen Umwegen der Redaction zu übermitteln; sie schien indeß der Sache zu dienen und war somit willkommen. Ward der Redaction doch auch ihr Inhalt von anderer competenter Seite als richtig bestätigt. Man schreibt uns von dort zur Sache: „daß eine Neuorganisation der Anstalt erfolgen mußte, weil sie nicht das Recht hatte, Abiturientenzeugnisse und Zeugnisse, die vom Examen für Einjährig-Freiwillig dispensirten, auszustellen, dieses Recht aber unbedingt haben mußte, und der Oberpräsident hierfür die Bedingungen stellte, welche das Curatorium anzunehmen genöthigt war, ferner, daß die Einschiebung altdeutscher Lehrer erfolgte, weil man andere nicht hatte. Wie tendenziös die Angriffe waren, geht auch daraus hervor, daß die Anstalt finanziell ruinirt werde, während doch die Mehrausgaben nur daher rührten, daß die Lehrer am protestantischen Gymnasium den Lehrern an den Staatsanstalten wenigstens annähernd gleichgestellt wurden und dies sicher unbedingt nothwendig war. Ich hätte das Geschrei hören mögen, wenn man die Lehrer am protestantischen Gymnasium schlechter gestellt hätte, als die eingewanderten Lehrer, außerdem hätte man natürlich keine neuen Lehrer bekommen. Uebrigens ist die Reform seit Jahren durchgeführt und heute kommen die Angriffe!" — Ich glaube indeß nur im Sinne unserer außerstraßburgischen Leser, welche der ganzen Angelegenheit doch kaum eine große Wichtigkeit beilegen dürften, zu handeln, wenn ich mit dieser persönlichen Bemerkung die Discussion über diese Frage hier für geschlossen erkläre.

Konrad Reichard.

Digitized by Google

lungen mit der Regierung wurden darüber angeknüpft; eine Revision der Schule durch den Schulrath und ein Curatorialmitglied erfolgte und als Resultat dieser Revision wurde die Forderung ausgesprochen, die Unterrichtsform der deutschen anzunähern, bei den damals vorhandenen Vacanzen deutsche Lehrer anzustellen und dem Director, der mit dem deutschen Schulwesen nicht hinreichend bekannt war, einen deutschen Conrector an die Seite zu stellen. So kamen Michaelis 1872 vier deutsche Lehrer an die Schule.

Was fanden sie? Eine Schule, die sich an dem alten Ruhme des Johann Sturm sonnte und darüber vergaß, welche Pflichten ihr die Gegenwart auflegte, eine Schule, die noch in den vierziger Jahren von tüchtigen Männern im alten Stil hochgehalten worden war, die alsdann unter der Direction von Colani eine entscheidende Wendung zu dem Systeme der französischen Lyceen hinübergenommen hatte und nun nach der Option ihrer besten Lehrkräfte beraubt war. Das Curatorium, bestehend aus den Professoren der alten evangelisch-theologischen Facultät, durch das Gesetz zunächst mit der finanziellen Verwaltung beauftragt, hatte auch die technische Administration einem Manne aus seinem Mittel übertragen, der die umfangreiche Schule neben seinen sonstigen Amtsgeschäften zu leiten hatte. Der Schule selber stand ein Director vor nach Art der französischen proviseurs, dem Curatorium gegenüber war er nur Vicedirector mit dem Titel Director. Das Curatorium nun stand der undankbaren Aufgabe gegenüber, um der Schule willen mit der Regierung verhandeln zu müssen, und dies wider die Neigungen des Publicums zu thun, das am liebsten die alte liebe Schule als eine specifisch elsässische außerhalb der Berührung mit allem deutschen Wesen gehalten hätte. Es darf nicht verschwiegen bleiben, daß nach dem Brande der Anstalt von 1860 das Publicum durch öffentliche Subscription beträchtliche Summen zum Bau des Gymnasiums aufgebracht hatte und daraus damals wie jetzt das Recht ableitete, in die innere Verwaltung der Schule ein Wort hineinzureden.

Wie nun weiter? Im Frühjahr 1873 wurde einer der deutschen Lehrer zum Conrector ernannt und zur gleichen Zeit gab einer der Lehrer, Nationalfranzose, seinen Abschied. Diese und spätere Vacanzen in den Reihen der akademisch gebildeten Lehrer wurden mit Deutschen ausgefüllt, einfach, weil keine Elsässer da waren, die man hätte wählen können; unter den neuangestellten Elementarlehrern befinden sich auch zwei Elsässer. Von den ausscheidenden Lehrern gab der eine seine Demission, um eine Stelle in Frankreich anzunehmen, ein anderer, um einen Platz in einer kleineren Stadt des Elsaß anzunehmen, der ihm größere Vortheile zu bieten schien, der dritte um die Direction des Straßburger Waisenhauses anzunehmen, der vierte um Weinhändler zu werden, einer wurde auf seinen Antrag pensionirt, einer ging als

Digitized by Google

außerordentlicher Professor an die Universität über. Das nennt man dann die elsässischen Lehrer wegplagen.

In diese Stellen traten deutsche Lehrer ein und die Schule sollte froh sein, dieselben gefunden zu haben, denn was wollte sie ohne jene Leute thun, die zum Theil aus dem Staatsdienste austraten, um in den höchst unklaren Verhältnissen einer Schule zu dienen, welche von einer wesentlich theologischen Körperschaft verwaltet, von einer kirchlichen Körperschaft (dem Directorium) in zweiter Instanz geleitet und von der höchsten kirchlichen Körperschaft, dem Oberconsistorium, in dritter Instanz beaufsichtigt wird. Was sich in dieser Vielheit von administrativen Körperschaften für ein Geschäftsgang herausbildet, davon könnte eine ernsthafte Untersuchung sonderbare Beispiele ans Licht bringen. Es gehört in der That Muth dazu, sich in diese Unklarheiten hineinzuwagen; will man sich dann noch wundern, daß es junge Leute waren, die sich an diese Aufgabe wagten? (Beiläufig, man mustere einmal die reichsländischen Collegien und frage nach, wie viele ältere Männer sich überhaupt für den reichsländischen Schuldienst haben gewinnen lassen.) Dazu kam, daß man älteren Leuten nicht einmal die finanziellen Vortheile bieten konnte, die sie zu verlangen berechtigt waren. Noch heutzutage stehen die Gehälter der Lehrer des Gymnasiums zurück hinter denen der Staatsanstalten.

Und wie steht nun die Schule? Sie hat an Schülerzahl zugenommen — freilich ein unsicherer Beweis für ihren Werth, aber sie hat die Zahl sicher erreicht, die vor dem Kriege die Durchschnittssumme der Schüler war; und daß der Unterricht darin nicht schlechter geworden ist, sondern besser, das mögen die Eltern selber bezeugen, wenn sie den Muth haben, dasselbe öffentlich auszusprechen, was sie im Einzelgespräch oft genug ausgesprochen haben.

Wäre nun der Sturmlauf, der gegenwärtig in Straßburg gegen die reorganisirte Schule vorgenommen worden ist, vor drei Jahren erfolgt, so hätte das jedermann verstanden. Aber er kam erst jetzt und zwar aus folgenden Anlässen.

Die Anstalt gab bisher den ganzen Donnerstag frei, statt wie an andern Schulen zwei halbe Tage in der Woche freizugeben. Nun nöthigte der erst jetzt (nach drei Jahren, gewiß keine Ueberstürzung) obligatorisch eintretende Turn- und Gesangunterricht den Donnerstag in Angriff zu nehmen. Dagegen protestirten eine Anzahl (80) Väter, welche die Gesundheit ihrer Söhne dadurch gefährdet glaubten, und nach längerer Zeit entschied sich das Curatorium dahin, dem Druck nachzugeben, welchen die 80 Väter und eine ganz geschickt operirende Zeitung auf dasselbe ausübten. Der Donnerstag wird wieder frei, alle Lectionen werden, so gut es gehen will, auf fünf Tage zusammengedrängt und der Schüler kann jetzt wieder wie ehedem am Montag und am Freitag die Nachwirkungen eines vorangehenden ganz freien Tages spüren.

Digitized by Google

Das zweite war die Einführung einer Gedichtsammlung, welche Poesien der Befreiungskriege enthielt. Mit Bezug auf derartige Gedichte hatte schon lange vorher der Director die Meinung ausgesprochen, solche Gedichte gehörten der Geschichte einer vergangenen Zeit an und könnten darum keinen Anstoß erregen. So ward denn das Buch vorgeschlagen und das Curatorium acceptirte dasselbe ohne es näher zu prüfen. Die öffentliche Meinung aber nahm Anstoß an einigen Gedichten, zuerst an einigen auf das Jahr 1870 bezüglichen, welche eine inzwischen erschienene neue Auflage enthielt, dann auch an Gedichten von 1813, und besonders an letzteren. Der Gebrauch des Buches wurde natürlich sofort sistirt und mit Genehmigung des Curatoriums eine Verhandlung eingeleitet mit dem Verleger des Buches, um an Stelle der anstößigen Stücke nicht anstößige Sachen zu setzen. Aber noch ehe diese Verhandlung zu einem Abschluß gekommen war, war das Curatorium zu dem Beschluß gekommen, das Buch lieber gleich ganz abzuschaffen. Dies waren denn die Hauptmomente einer Polemik, in der nur kurz die finanzielle Lage der Anstalt gestreift wurde mit der Behauptung, durch die hohen Lehrergehälter sei die finanzielle Schwierigkeit der Schule herbeigeführt worden. Wie schon gesagt, sämmtliche Landesanstalten haben höhere Gehaltssätze als die in Rede stehende Schule ihren Lehrern augenblicklich gewährt.

Alles was sonst noch in dieser Sache die öffentliche Meinung in Straßburg erregt hat, sind persönliche Angriffe und Erwiderungen. Von diesem allen glauben wir schweigen zu sollen, da solche Persönlichkeiten in keiner Weise vor die weitere Oeffentlichkeit gehören. Man kann ja aus dem Vorstehenden entnehmen, wie viel oder wie wenig Sachliches an dem ganzen Conflicte war. Die Abneigung gegen das deutsche Schulwesen, welches gerade in der alten Straßburger Schule viel unbequemer ist als in den neu errichteten Anstalten, gewann an der Donnerstags- und an der Lesebuchsfrage den Anhalt, um sich in hohe Entrüstung hineinzuarbeiten und aus der Sache eine „Frage" aufzupuffen. In dem Publicum kommt noch dazu die Unklarheit über die veränderte Lage, in der sich die Schule vermöge des neuen Gesetzes gegenüber der Staatsgewalt befindet und in den hohen kirchlichen Körperschaften tritt dazu vielleicht die Wahrnehmung, daß es sich auch hier um eine Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche über die Unterrichtsleitung handelt. Statt eine derartige Frage aber sachlich zu behandeln, behandelte man sie persönlich und damit war denn die Sache — verfehlt.

Aus Berlin. Reichstag. Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. — Der Reichstag ist nach Erledigung der dringendsten Arbeiten in die Ferien gegangen. Der Etat ist durchberathen, der Gesetzent-

Digitized by Google

wurf, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste, angenommen, der Artikel 15 des Münzgesetzes den gegenwärtigen Interessen des Geldverkehrs entsprechend abgeändert, die Börsensteuer und die Erhöhung der Brausteuer abgelehnt worden und auch die Strafgesetznovelle hat bereits theilweise die zweite Lesung passirt. Nach dieser allerdings erheblichen Thätigkeit der letzten Woche haben sich die Reichsboten in die feiertägliche Stille zurückgezogen. Das neue Jahr wird sie wieder auf dem Platze finden zugleich mit ihren Collegen vom preußischen Landtage, mit denen zusammen sie die letzte Hälfte des Januar und wohl auch die erste des Februar werden tagen müssen, ein Uebelstand, dem man nach Möglichkeit dadurch abzuhelfen suchen wird, daß man die Sitzungen des Landtages nach seiner Constituirung bis zum Schluß des Reichstages aussetzt. Die Hauptthätigkeit des Reichstages wird im neuen Jahre natürlich zunächst der Strafgesetznovelle gelten.

Es liegt übrigens jetzt fast vor aller Augen, daß die nationalliberale Partei durch die Art und Weise, in der sie ihre Opposition gegen die Strafgesetznovelle geführt hat, sich eine schwere Schädigung bereitet hat. Die nächsten Wahlen werden dies zeigen. In den Kreisen der Partei selbst macht man sich auch in dieser Beziehung gar keine Illusionen, vielmehr berechnen die Nationalliberalen selbst die Einbuße an Wahlsitzen, die ihnen die Rede des Fürsten Bismarck über die Strafgesetznovelle verursachen wird, recht hoch. Giebt die nationalliberale Partei diese Mandate an die weiter rechts stehenden Parteien ab und erleidet sie alsdann noch einige Verluste durch die Socialdemokraten und die Ultramontanen, so hört sie auf die herrschende zu sein. Wenn diese Reduction thatsächlich eingetreten sein wird, wird die heute zum Ueberdruß ventilirte Frage, ob die nationalliberale Partei den Beruf habe, in den hauptsächlichsten Fragen stets die Majorität des Reichstages zusammenzuhalten, einfach hinfällig geworden sein, da Niemand an diese Partei diese Anforderung ferner wird stellen können. Eigentlich ist diese Frage schon heute eine müßige, denn die nationalliberale Partei erhebt heute zwar noch den Anspruch, als Kern der Majorität angesehen zu werden, tritt aber in den meisten Abstimmungen nicht mehr als solcher auf. Man könnte sich daher füglich alle die Lamentationen sparen, mit denen man das Unverständniß derer beklagt, welche die nationalliberale Partei zerschlagen wollen, ehe sie eine neue compacte Organisation zu Stande gebracht haben. Die nationalliberale Partei ist bereits zerschlagen, die alte compacte Organisation existirt nicht mehr, und wenn auch die neue noch nicht da ist, so wird ihre Beschaffung doch wahrhaftig nicht gefördert, wenn man fort und fort die Existenz des alten Gebildes fingirt und sich und andere über die wirklichen Verhältnisse täuscht. Der Versuch, an der Hand der parlamentarischen Arbeiten der letzten Jahre auf Grundlage der nationalen Partei eine sich in allen Hauptfragen geschlossen fortbewegende

Digitized by Google

Majorität im Parlamente zu bilden, ist gescheitert. Diese Majorität existirt weder an und für sich, noch auch im Sinne und im Anschluß an die Politik der Regierung. Sie ist überhaupt nicht da und statt ihrer erscheinen tagtäglich neue bunt und unberechenbar zusammengewürfelte Majoritäten. Das kann in dieser Weise unmöglich fortgehen. Wir sind gewiß weit davon entfernt, die großen Verdienste der nationalliberalen Partei schmälern zu wollen aber unberechtigte Schonung darf sie auch nicht verlangen und die würde man üben, wenn man es verhehlen wollte, daß diese Partei in sich zerbröckelt, die Fähigkeit, sich selbst und die verwandten Elemente des Hauses zu regieren, verloren hat.

In dieser Session wird man die Dinge lassen, wie sie sind. Wozu jetzt neue Parteiorganisationen und neue Führerschaften einrichten, da die nächsten Wahlen dieses Geschäft sehr viel gründlicher besorgen werden. In der Presse ist jetzt sehr viel von den „Unterströmungen" die Rede, welche im Gegensatz zu der Haltung der gewählten Vertreter des Volkes in der öffentlichen Meinung sich geltend machen. Die nationalliberalen Blätter bemerken, daß der Reichskanzler wieder einmal sehr aufmerksam auf das Rauschen dieses Stromes lauscht, und es ist ihnen nicht wohl dabei, denn sie wissen, daß der Kanzler sich sehr gut auf die Berechnung dieser unterirdischen Fluthen versteht, und mit großer Sicherheit den Boden da aufzuschlagen versteht, wo das Wasser am stärksten ist und am frischesten herausspringt. Erfahrungsmäßig giebt es dann immer eine kleine Sündfluth und da wird diesmal wohl Manches weggeschwemmt werden, was zwar sehr orthodoxliberal, aber minder vortrefflich war. Und wenn sich die Wasser verlaufen haben werden, dann wird auf dem also neupräparirten Boden auch eine ganz neue Parteipflanze erwachsen. Wir haben wahrlich nichts dagegen, daß sie der alten nationalliberalen Partei ähnele in manchen werthen Eigenschaften, oder daß sie auch Bestandtheile der alten enthalte, aber wir hoffen und glauben, daß auch manche frühere Eigenheiten und Substanzen sich an und in ihr nicht wiederfinden werden

Geradezugesprochen, wir hoffen und wünschen, daß die Partei, die sich als die durch die Stimme des Landes als zur Vorherrschaft legitimirte erweisen wird, es verstehen wird, eine einigermaßen consequente Politik zu verfolgen. Schon durch diese Consequenz wird sie der Regierung werth sein. Denn dann wird man doch mit ihr rechnen können. Das Einverständniß mit der Regierung ist alsdann bei einigermaßen gutem Willen von beiden Seiten eine einfache Folge dieser Consequenz, denn eine sich wirklich treu bleibende, und darum starke Parlamentsmajorität wird, gerade weil sie sich stark fühlt, ganz freien und ungezwungenen Gemüthes das Einvernehmen mit der Regierung suchen und finden.

Digitized by Google

Vor allem aber hoffen wir, daß die herrschende Partei des Parlamentes endlich einmal sich einen wirklichen Führer erküren möge, daß sie nicht wie jetzt mit einem stillen Führer mit „ja" stimmt und sich durch einen lauten „nein" sagenden Führer vertreten läßt, oder umgekehrt. Derjenige soll Namens der Partei reden, der die Führung wirklich hat, nicht derjenige, der sie zu haben glaubt oder sie haben will. Und dann vor allem derjenige soll Führer sein, der fähig und passend erscheint, um Fühlung mit der Regierung zu bekommen und zu halten, Jemand, der schon durch seine Persönlichkeit zu solcher Thätigkeit berufen ist. In parlamentarischen Dingen spielt die Persönlichkeit dieselbe große Rolle wie im Felde und sonst in der Politik. Niemand macht Jemand zum Unterhändler, wenn er weiß, daß dieser den anderen Theil persönlich nicht zu gewinnen versteht. Das ist schon ein einfaches Gebot der Klugheit.

Dies sind unsere hauptsächlichsten Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft. J.

Literatur.

Transalpinische Studien. Von Wilhelm Lang. In 2 Bden. Leipzig, Hartung. — Der Besuch des Kaisers in Mailand ist aller Welt als der natürliche Abschluß einer geschichtlichen Bewegung erschienen, welche seit fünfzig Jahren fast parallel verlaufend Italien und Deutschland von der österreichischen Vormundschaft befreit und zu selbständiger Einheit gebracht hat: die innere Entwickelung der beiden Länder hatte ja dieselben Ziele und dieselben Hindernisse und mußte mit der Gewalt eines Naturprocesses zu einer Allianz der revolutionären Dynastien führen. Es ist aber merkwürdig, wie spät dies anerkannt ist, wie fremd bei alledem sich beide Völker geblieben sind. Seit 1866 hegt der Italiener auch der untersten Schichten eine tiefe Achtung vor den prussiani, aber gerade bei den Führern des Volkes, bei den meisten Gebildeten war dies Gefühl bis vor Kurzem weit entfernt von freundschaftlicher Zuneigung. Das war schon durch das Verhältniß zu Frankreich bedingt, welches doch eine ältere und festere Grundlage hatte. Nach Paris waren die Blicke gerichtet als nach dem glänzendsten Mittelpunkt, wenn nicht der Hauptstadt der romanischen Völker, die Pariser Literatur beherrschte Geist und Geschmack der vornehmen Welt und selbst der Krämer und Handwerker suchte im Verkehr mit Fremden seine schöne Sprache zu einem Jargon zu entstellen, den er für französisch hielt. Man fühlte sich eben dem Franzosen nahe verwandt, und während man am Deutschen selbst die bewunderten Tugenden als etwas Fremdes, Unverständliches empfand, sah man dem

Digitized by Google

Andern auch die Schwächen gerne nach, wie einem liebenswürdigen, geistvollen Vetter, der trotz aller schlechten Streiche doch immer zur Familie gehört. Wir könnten damit augenblicklich schon zufrieden sein, zumal wir sehen, daß jetzt, da Italien sich selbst wiedergefunden hat, der Einfluß der französischen Bildung mehr und mehr schwindet und das Verständniß für die unsrige an die Stelle tritt. Nun müssen wir freilich auch das Unsrige thun, und dazu gehört vor Allem, daß wir uns etwas mehr bemühen, unsere südlichen Nachbarn kennen zu lernen, als wir bisher gethan. Es ist erstaunlich, wie verkehrte Urtheile man namentlich in Norddeutschland über das italienische Volk hört, die verkehrtesten gewöhnlich von denen, welche das Land auf einer flüchtigen Reise kennen gelernt haben. Und Letzteres versteht sich: denn wer einen Winter oder gar nur wenige Monate in Italien zubringt, hat freilich kaum Zeit, sich um die jetzigen Bewohner viel zu kümmern. Reuchlin sagt einmal in seiner Geschichte Italiens, als er die Erstürmung Capris durch Murat erwähnt, der gebildete Italiener habe allen Grund, den fremden Reisenden übel darum anzusehen, daß er die Reize der Natur, der Kunst und des Alterthums nicht auch durch die der neueren Geschichte seines Landes zu erhöhen und zu beleben wisse. Allein die Gelegenheit konnte nicht unglücklicher gewählt sein. Denn wenn irgend ein Fleck der bewohnten Erde den Wanderer in süßes Vergessen wiegt, so ist es dieses kleine Felseneiland. Wer von diesem schroffen Abhang auf das purpurne Meer hinausschaut, denkt gewiß nicht an Murat oder die Bourbons und nur, wenn er unheilbar Philologe ist, tritt ihm aus stachlichten Cactushecken und blühendem Ginster der bleiche Schatten des Tiberius hervor. Und das ist ein zweiter Grund, die Gegenwart nicht zu beachten: neben den Wundern der Natur dringen überall in Italien die Gestalten der Geschichte auf uns ein und in traumhafter Unbestimmtheit fließen alte und neue Zeiten in einander. Wer eben noch im Carcer Mamertinus den König Servius, Jugurtha und Petrus im Geiste gesehen, der unterscheidet kaum mehr, ob da oben auf dem Capitol Mazzini oder Cola Rienzi die Republik verkündet, und sieht man durch die Schießscharten der Aureliansmauer, so ziehen die Gothen Alarichs, die Landsknechte Karls V. und die Franzosen Oudinots in einem ununterbrochenen Zuge vorüber. Nein, dem flüchtigen Reisenden kann man nicht zumuthen, nach der jüngsten Vergangenheit zu fragen, wer aber länger bleibt, wer das Volk, wie es heute ist, kennen und lieben lernt, der kümmert sich auch um seine neueste Geschichte und wir Andern werden Jedem dankbar sein, der uns zu besserer Kenntniß des Nachbarvolkes verhilft. Zu den Wenigen, welche sich dieser schönen Aufgabe mit treuem Eifer widmen, gehört Wilhelm Lang. Er hat in seinen Transalpinischen Studien eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, welche er in verschiedenen Zeitschriften, theilweise auch in diesen Blättern

Digitized by Google

veröffentlicht hat. Der zweite Band behandelt die neueste Geschichte. Da sind vor Allem drei Männer geschildert, Manzoni, Niccolini und La Farina, so verschieden nach Herkunft und Schicksal wie an politischem und literarischem Charakter und doch vereinigt durch das gemeinsame Ziel, das glühende Verlangen nach der Erhebung und Einigung des Vaterlandes. Sie entstammen drei Provinzen, deren jede das gemeinsame Schicksal in anderer Weise gefühlt hat. Während die Lombardei trotz besserer Verwaltung doch den lastenden Druck der Fremdherrschaft unmittelbar empfindet, sucht in Toscana ein humanes, wohlwollendes Herrscherhaus über das Elend eines absolutistischen Kleinstaates zu trösten und Sicilien verkommt unter der fluchwürdigen Bourbonenherrschaft. Und ebenso verschieden ist die geistige Richtung der Männer. Der vornehme Lombarde macht sich durch fromme Gesänge zu Ehren der Jungfrau bekannt, sucht Vorbilder und Regeln in der germanischen Romantik und bleibt bis an sein Ende ein treuer Sohn der Kirche, Niccolini dagegen ist der skeptische Toscaner, der Sohn des 18. Jahrhunderts, der seinen Classicismus auf das Aeußerste vertheidigt und unbeirrt an seinem Haß gegen das Papstthum festhält, und zu ihnen tritt der Mann der That, der feurige Sicilianer La Farina, aufgewachsen in Verschwörung und Verbannung und dennoch ein klarer, besonnener Staatsmann, die rechte Hand Cavours bei der Verwirklichung der nationalen Ziele. Diese drei Menschen allein geben ein Beispiel aus der wunderbaren Fülle von Motiven und Charakteren, die in dem großen Drama der neuesten italienischen Geschichte wie in einer sinnreich erfundenen und geordneten Dichtung zusammenwirken.

Bei La Farina tritt freilich eine Schwäche der Darstellung am meisten hervor: in Unteritalien sind denn doch Zustände gewesen, denen wir Deutsche nichts Aehnliches an die Seite stellen können, die grenzenlose Roheit und Verkommenheit der Bevölkernng einerseits und der todesverachtende Muth der gebildeten Liberalen andererseits finden in unserer Geschichte kein Gegenstück. Diese Verhältnisse muß man kennen, um eine Persönlichkeit wie La Farina zu würdigen, um zu begreifen, daß der Mann, als er sein Lebensziel erreicht, bei der Rückkehr in die befreite Heimath ausrufen muß: „noch nie in meinem Leben habe ich so schmerzliche Tage gehabt wie diese". Aber Lang setzt die Kenntniß der allgemeinen Geschichte voraus, er spricht mehr über die Dinge, als von ihnen. Dabei kommen natürlich die Dichter und Schriftsteller besser weg als die Politiker. Doch hat diese abstracte Darstellungsweise auch einen Vortheil: sie begünstigt die ruhige Erwägung und das unparteiische Urtheil. Das zeigt sich namentlich in dem Aufsatze über Cavour und die freie Kirche im freien Staat. In keiner Frage ist der Unterschied der beiden Völker größer, daher auch nirgend sonst so thöricht, die Handlungen des einen nach den Verhältnissen des andern zu beurtheilen. Bei uns wird

Digitized by Google

namentlich das antinationale Wesen der katholischen Kirche betont, in Italien kann davon jetzt, nachdem Oesterreich und Frankreich ihren Einfluß verloren haben, nicht mehr die Rede sein, im Gegentheil, das Papstthum ist eine italienische Institution, welche das Ansehen der Nation nur fördern kann. Bei uns ist die katholische Kirche eine neben mehreren, im leitenden Staate nicht einmal die herrschende, nicht die der Dynastie, in Italien sind dagegen die Dissidenten so gering an Zahl, daß im Volksbewußtsein der Begriff einer untheilbaren christlichen Kirche noch gar nicht erschüttert ist, der Protestant ist kein christiano; bei uns sind die geistig hervorragenden Männer nur ausnahmsweise der kirchlichen Heilsmittel bedürftig, Cavour starb als frommer katholischer Christ mit dem Segen des Priesters. Lang scheint die letzten Worte des großen Staatsmannes libera chiesa in libero stato zuerst in herkömmlicher Weise zu verurtheilen. „Es ist ein hochherziger Gedanke, sagt er, aber er setzt bei der Kirche eine Selbstlosigkeit voraus, zu der sie sich niemals verstanden hat und niemals verstehen wird." Später zeigt er selbst, daß dies keineswegs die Auffassung Cavours war, denn: „indem er die Hoffnung auf eine endliche Auflösung festhielt, beanspruchte er für die Organe des Staates das Recht, auf den Grenzgebieten kraft eigener Souveränität zu entscheiden und auszuscheiden." Daß bei der Ausführung dieses Grundsatzes bis jetzt noch Vieles unklar geblieben, ist freilich nicht zu leugnen, aber haben wir denn in Deutschland klare Zustände geschaffen? Wir bekämpfen angeblich die Macht der Priester und lassen die Jugend auf Staatskosten in den Lehren unterrichten, auf welchen jene Macht beruht, wir proclamiren durch Reichsgesetz die Civilehe und lassen durch die höchste Autorität des obersten Kriegsherrn für Armee und Flotte dies Gesetz illusorisch machen. Dem gegenüber müssen wir den Italienern zugestehen, daß sie wissen, was sie wollen; vielleicht aber können wir uns auf religiösem Gebiete mit einem ähnlichen Paradoxon trösten, wie es Lang in seinem letzten Aufsatze über „deutsche und italienische Einheit" ausspricht: „Italien bedurfte der schroffsten und sinnlichsten Form der Einheit, weil es noch nicht für dieselbe gereift war; unsere Einheit ist heute nur darum so unfertiger Gestalt, weil sie viel tiefer begründet und in unserer Geschichte fester gewurzelt ist als die der Italiener." Die Abhandlungen des ersten Bandes behandeln die Petrussage, Dante, Savonarola und die Gedichte Michelangelos. In der Schilderung Savonarolas tritt wiederum die vorhin erwähnte Eigenheit des Verfassers hervor: es wird zu wenig erzählt, zu viel vorausgesetzt. Besonders lesenswerth aber ist der kurze Aufsatz über Dante. Wohl selten ist so klar und überzeugend ausgeführt, was an dem großen Dichter uns fremd und ungenießbar, was bleibend, auch für uns verständlich und bewunderungswürdig ist. Uns wird durch eine solche Darstellung das ganze geistige Leben des

Digitized by Google

Nachbarvolkes näher gebracht, in welchem ja der erste nationale Dichter eine ganz einzige und unvergleichliche Bedeutung hat. Mögen diese Transalpinischen Studien recht viele aufmerksame Leser finden! C. A.

Die schönsten deutschen Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Illustrirte Prachtausgabe. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Jac. Grünenwald, Andr. Müller, Carl v. Piloty, Arthur v. Ramberg, Ludwig Richter, Moritz v. Schwind, Al. Strähuber und Paul Thumann. Leipzig, Alphons Dürr. 1875. — Zu den Quellen der deutschen Lyrik oder, wie wir hier sagen müssen, unserer lyrischen Kunstpoesie lenkt uns Georg Scherers Sammlung der schönsten deutschen Volkslieder. Die Prachtausgabe bringt nur etwa ein Drittheil dessen, was die größere Sammlung: Jungbrunnen (Berlin, Wilhelm Hertz) enthält. Nicht um eine Recension des Werkes ist es mir hier zu thun; ich will einige allgemeine Bemerkungen aussprechen, auf die Gefahr hin, da und dort heftigem Widerspruche zu begegnen. Den meisten Volksliedersammlungen entgegen gehalten, ist der Jungbrunnen wesentlich eine ästhetisch-kritische Arbeit, welche, indem sie die Ergebnisse der heutigen Forschung in sich aufgenommen, als ein vorläufiger Abschluß auf diesem Gebiete betrachtet werden kann. Eine derartige streng gesichtete und doch verhältnißmäßig vollständige Textausgabe unserer Volkslieder fehlte bis jetzt. Den unvergleichlichen Abhandlungen Uhlands über das Volkslied hinzugesellt wird sie zu einem Schatze von Lehre und Beispiel. Was des Knaben Wunderhorn für eine frühere Literaturperiode war, das bedeutet der Jungbrunnen für die Gegenwart, insofern nämlich solch ein Buch den lebendigen Antheil einer naturwissenschaftlich und politisch bewegten Epoche zu erwecken vermag. Achim v. Arnim und Clemens Brentano haben mit Vorliebe die verdämmernden und verzitternden Klänge der jugendlich unbeholfenen Poesie gehascht und überdies, auch wenn wir von dem Umstande des dazumal noch unausgebildeten philologischen Apparats absehen, mitunter Willkürlichkeiten in der Wiedergebung des Textes sich zu Schulden kommen lassen, welche ihren menschlichen und poetischen Grundsätzen entsprachen. Dergleichen wäre jetzt nicht zu besorgen, und sei es aus keinem andern Grunde als dem: weil es straflos heute nicht gewagt werden könnte. Die im philologischen Seminar gewonnenen Normen begleiten nun Jedermann, der auf alterthümliche Streifereien ausgeht. Der Naturburscheninstinct allein (womit weder auf Arnim, noch auf Brentano angespielt sein soll) wird in diesem Falle nichts mehr ausrichten; der Gelehrtentrichter allein freilich auch nichts. Ernste Schulung und dichterischer Tact sind in Georg Scherer gemeinsam thätig gewesen, als er seine Sammlung veranstaltete. Wenn aber das Wunderhorn als das Product eines er-

Digitized by Google

wachenden poetischen Bedürfnisses selbst wieder neue, eigenthümliche Gebilde hervorrief, in Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Heinrich Heine, so wird dagegen ein Unternehmen, wie der Jungbrunnen, als das Product einer auf Jahrzehnte und auf unzählige Köpfe vertheilten geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Untersuchung schwerlich das Gleiche zu bewirken im Stande sein. Vielmehr nimmt in unserer heutigen, von den Denkmälern volksthümlicher Poesie umringten Dichtung die Einfalt der Empfindung wie des Ausdrucks merklich ab. Inmitten der uns jetzt erschlossenen Welt von Sagen, Märchen und Volksliedern und der damit eröffneten Ausblicke in die Gebiete eines bei aller Gestalten- und Farbenbuntheit einfachen, naturnahen Lebens bereitet sich in der eben hervorgetretenen Lyrik das Unsinnliche, psychisch Zerfaserde, Speculirende und Oratorische aus, eine vernünftelnde Beredtsamkeit, welche die unbefangenen Lehren der Volkspoesie in den Wind schlägt. Höchstens wird diese hier und dort zu antiquarischen Zwecken der Production oder zu Beschwörungsformeln naiv thuender Bänkelsänger gemißbraucht.

Im Ganzen und Großen genommen hat dermalen die Volkspoesie unter den Professoren und Literarhistorikern die meisten Anhänger und Verehrer. Doch möchte ich diese Anhänglichkeit und diese Verehrung eine vornehmlich emendationshafte nennen, keine warmblütige, von künstlerischen Impulsen getragene Begeisterung. Daraus erklärt sich auch theilweise das sonst beinahe unbegreiflich kühle Verhalten vorzüglicher Poeten, z. B. Grillparzers, gegen jene einfältige Poesie. Der unwahre, sozusagen trockene Gelehrtenenthusiasmus für dieselbe, das unberechtigte Ueberordnen ihrer Vorzüge über die der Kunstlyrik konnte leichtlich das solcherweise Gepriesene verdächtigen und in die Würdigung seines eigentlichen Wesens Bedenken hinein bringen, welche den unleugbaren Werth der Volkspoesie selbst in Frage stellen. Das Volkslied ist sicherlich schon ein Kunstgebilde, aber wohlgemerkt, ein noch nicht in allen Theilen fertiges und ein der Bei- und Nachhilfe bedürftiges Kunstgebilde. Es bewegt sich ungezwungen, doch zugleich mit jener Nachlässigkeit, welche nicht den festbestimmten Gang nachträglich in den Schein des Zufälligen auflöst, wie das künstlerisch vollendete Lied, wie das Lied Goethes, sondern mit der wirklichen Nachlässigkeit der nach Belieben schweifenden Naturlaute. Es bleibt Mittelglieder schuldig, überleitende Töne, nach Art des Kindes, das von drei Aufträgen zwei vergessen hat, während der begnadete Kunstdichter durch die Art, wie er eine Stimmungslücke fühlen läßt, die Ergänzung vorbereitet, welche sich bezaubernd in unserem Gemüthe vollzieht; ich erinnere nur an Heines Gedicht: Der Asra. Fragt man nun, von welcher Beschaffenheit die Bei- und Nachhilfe ist, deren das Volkslied bedarf, so wird die Antwort folgendermaßen lauten. Es ist auf das Zusammenspiel landschaftlicher, localer Lichter und Farben, herkömmlicher Sitten

und Bräuche, auf die unmittelbar mitwirkenden Stimmen aus Wald und Feld, Kirche und Wohnhaus, auf die Gesprächigkeit des scenischen Zubehörs an wandernden Handwerksburschen, fahrenden Schülern, vorüberwallenden Nonnen und jubilirenden Landsknechten angewiesen und vor Allem auf die melodische Welle der Fiedel, der Zither und des Menschengesangs, welche das Volkslied hebt und trägt, seine Fragezeichen beseitigt, seine schwachen Accente verstärkt und was gleichsam pantomimisch im rhythmischen Zeichen sich ausdrückt zur nothwendigen Deutlichkeit des Gedankens und der Empfindung erhöht. Denn als das Volkslied entstand, als nämlich bald Hans, bald Paul, gestern Klaus und heute Peter eines ersannen, da dachte sich der Urheber desselben die Betheiligung der duftigen, farbenschimmernden Außenwelt an den angedeuteten oder abgekürzten, leise angeschlagenen oder plötzlich abgebrochenen Klängen unbewußt hinzu, ohne daß er es nöthig gefunden hätte, die dichterische Arbeit vollkommen zu leisten. Das Lied des Kunstdichters aber ist die Frucht der vollkommenen Leistung, wobei das Schwebende, Ahnungstiefe, Thauige nichts an seiner ergreifenden Wirkung einzubüßen braucht. Dies bezeugt z. B. das Lied Goethes: Ueber allen Gipfeln ist Ruh; dies bezeugen, auch im Hinblick auf die besprochene Mangelhaftigkeit des Volksliedes, Goethes anscheinend winzige, unerhebliche Veränderungen, die er an zwei volksthümlichen Stücken vorgenommen und wodurch er den Erlkönig und das Haideröslein in sein unbestrittenes Eigenthum verwandelt hat. Das Verhältniß des Volksliedes zur Kunstlyrik beruht auf ähnlichen Unterschieden, wie das Verhältniß des Gesprächs eines poetisch erfüllten Menschen zu dessen künstlerischen Hervorbringungen. Blicke und Geberden, Stimme und Mienenspiel verleihen selbst der minder gehaltvollen Rede den Reiz und die Nachdrücklichkeit, welche das Kunstwerk mit beschränkteren Mitteln erreichen muß. Dabei wird, wie überall, das Plus desselben mit einem Minus an Sorglosigkeit, Leichtigkeit und Freiheit aufgewogen. Das Volkslied — dessen wollen wir immer eingedenk sein — weist gleichfalls ein Plus auf, wir dürfen aber darum nicht sein Minus, in übel angewendeter Ehrfurcht vor der stammelnden Natur, zum Verdienste erheben. Es versteht sich von selbst, daß hin und wieder ein Volkslied erklungen ist, dem jene Bedürftigkeit nicht anhaftet, das keine andere Bei- und Nachhilfe verlangt als die mitempfindende Menschenbrust, und das an unschuldiger Schönheit alle Kunstdichtung überstrahlt.

Wie gut sich demnach das mit der lebendigsten Wirklichkeit sehr enge verflochtene Volkslied zu Illustrationen eignet, ergiebt sich auf das Natürlichste aus dem Charakter desselben. Die Vermischung der Künste für den edlen Geschmack, sonst meistens als Störung und Zersetzung des Genusses empfunden, stellt hier gerade ein Gleichgewicht der Kräfte im Menschen her.

Digitized by Google

Und welche Freuden wir Künstlern, wie Ludwig Richter und Moritz v. Schwind, verdanken, wenn sie im Dienste des Märchens, des Volksliedes und des Kinderreimes ihr Bestes uns gaben, das wissen wir längst, daran werden wir von Neuem durch das Buch Georg Scherers gemahnt.

Emil Kuh.

Michelangelo in Rom 1508—1512. Von Anton Springer. Leipzig, 1875. — Diese kleine, inhaltvolle Schrift greift aus dem umfangreichen Material, daß die endlich von Gaetano Milanesi herausgegebenen Briefe Michelangelos darbieten, diejenigen Puncte heraus, die sich auf die Thätigkeit des Künstlers unter Papst Julius II. beziehen; die Beweisführung, die auf diese neuen Daten sich stützt, bedeutet nichts weniger als eine Umwälzung in unserer Kenntniß von jener fruchtbringendsten Periode in Michelangelos Leben. Freilich nicht offen liegt in den jetzt bekannt gewordenen Briefen dieser ungeahnte Gewinn zu Tage: erst eine sorgfältige und scharfsinnige Kritik, die sich vornehmlich der richtigen Datirung der Briefe zuwenden mußte, hat zu Resultaten geführt, welche die Darstellung Condivis und Vasaris in wesentlichen Stücken umstoßen. Die eine Hauptentdeckung betrifft die Arbeit für das Grabdenkmal Julius II. Eben zu diesem Werke wird der Künstler vom Papst im Winter 1504 auf 1505 nach Rom berufen, aber bevor er sich noch an die eigentliche Arbeit macht, kommt der Auftrag zur Ausmalung der sixtinischen Capelle dazwischen, der Plan mit dem Grabmal wird nicht nur zurückgestellt, verschleppt, sondern schrumpft auch, der bisherigen Ansicht zufolge, nach dem Tode des Papstes zu immer kleineren Verhältnissen zusammen; gleich der Entwurf von 1513 ist eine Reducirung des ursprünglichen Plans. Jetzt wissen wir dagegen, daß Michelangelo nach dem Tode des Papstes im Jahre 1513 mit dessen Erben vielmehr einen „größeren" Entwurf als den ursprünglich geplanten verabredet hat. Der betreffende Contract ist noch im Wortlaut erhalten und zeigt uns das Grabmal in seiner mächtigsten Gestalt, den Künstler auf seiner größten Höhe, so daß die aufsteigende Linie in der Entwickelung des Meisters um mehrere Jahre verlängert wird. Daran schließt sich sofort die zweite Hauptentdeckung an, welche die Malereien in der Sixtina betrifft. Nach der bisher gangbaren Ansicht hat Michelangelo den Bilderkreis in der Sixtina in der unglaublich kurzen Zeit von zwanzig Monaten, von denen im Grunde noch eine ziemliche Frist in Abzug kommt, ausgeführt. Dem Nachweis Springers zufolge ist Michelangelo schon in den ersten Jahren des Papstes Julius, schon vor der Reise nach Bologna, zum Maler der Sixtina ausersehen gewesen; der definitive Vertrag ist vom Mai 1508; vollendet aber war die Arbeit nicht, wie bisher angenommen wurde, an Allerheiligen 1509, sondern erst 1512. Und wie sie eine längere Zeit in Anspruch nahm, so steht sie auch geradezu im Mittelpunct von Michelangelos Kunst-

Digitized by Google

thätigkeit, grundlegend auch für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Plastik. Denn unmittelbar an sie schließt sich dann der Entwurf von 1513 für das Grabdenkmal, dessen plastischer Schmuck, ebenso wie die Figuren auf den Sarkophagen der Medicäercapelle, in innerster Verwandtschaft zu dem figürlichen Schmuck der Sixtina steht: es sind dieselben geheimnißvoll blickenden, fremdartigen, von einer einzigen Empfindung erfüllten Gestalten: Sibyllen und Propheten, das thätige und das beschauliche Leben, Tag und Nacht, Morgen und Abend. Den inneren Zusammenhang dieser Hauptwerke Michelangelos hervorgehoben zu haben, ist ein entschiedenes Verdienst Springers. Nur ist damit noch nicht zugleich entschieden, daß diese Gestalten, wie Springer will, ursprünglich dem malerischen Formenkreise angehören, so daß ihre Uebertragung in die Sculptur erst abgeleitet wäre. Die Malereien der Sixtina weisen doch unverkennbar weit eher auf das plastische Formprincip hinüber, als die Sculpturen der Medicäergräber auf das malerische; davon abgesehen, daß Michelangelo jederzeit, in Prosa und Vers, die Plastik als die erste und als seine eigentliche Kunst gepriesen hat.

Sonst ist, die Sixtina betreffend, noch zu erwähnen, daß nach dem ursprünglichen Plane an der Stelle des reichen figürlichen Schmuckes, der jetzt die Hauptbilder der Decke umgiebt, blos eine Darstellung der zwölf Apostel beabsichtigt war. Aus dem freien Entschluß des Künstlers ist die großartige Erweiterung des Bildercyklus zu einer Vorgeschichte der Erlösung in den Zeiten der Urväter, Patriarchen und Propheten hervorgegangen und diese Arbeit vollendete Michelangelo im Herbst 1512, nachdem er mit den Mittelbildern der Decke im Herbst 1510 fertig geworden war.

Dies sind die Hauptentdeckungen, welche Springer aus den Briefen erhoben hat. Daran reihen sich noch andere, die gleichfalls kein unerhebliches biographisches Interesse darbieten; so in Bezug auf die Flucht Michelangelos nach Bologna im Jahre 1506, und über sein Verhältniß zu Bramante und Rafael. In beiden Beziehungen haben Condivi und Vasari aus einem später entstandenen Mythenkreise geschöpft und dessen Gebilden Glaubwürdigkeit verliehen; die Briefe gehören dem Mythus, geben aber zugleich beachtenswerthe Winke über die Entstehung und die ersten Motive desselben. Hier ist vor Allem entscheidend, daß Springer den bekannten Brief von Sebastian del Piombo an seinen „Gevatter", welcher der Behauptung von Rafaels Abhängigkeit von Michelangelo zur Grundlage dient, mit zureichenden Gründen in das Jahr 1520 verweist, während man ihn bisher 1516 datirt und demgemäß schon zu Lebzeiten Rafaels einen förmlichen Parteigegensatz angenommen hatte, der den Urkunden zufolge wohl an den Tod und die künstlerische Hinterlassenschaft Rafaels sich knüpfte. Aus all dem erhellt, mit welchem Rechte schon im Jahr 1861 Carlo Milanesi, als er im Archivio Storico einen ersten Be-

Digitized by Google

richt über die literarischen Funde in der Casa Buonarroti erstattete, die Bemerkung hinzufügte: „Mit diesen Documenten in der Hand läßt sich das Leben Michelangelos von Neuem schreiben." Wilhelm Lang.

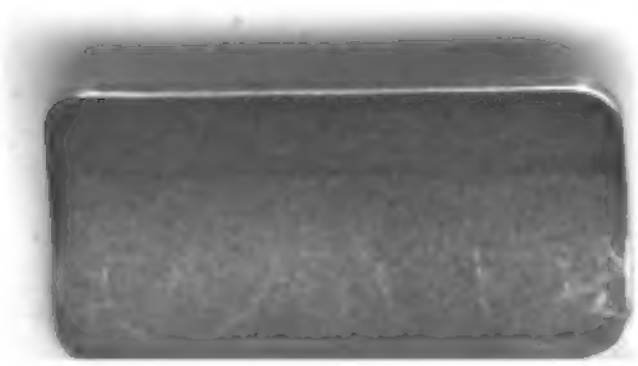
Aus goldner Zeit, Märchen und Bilder. Von Reinhard Barle. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. — Es giebt offenbar zwei Sphären der Poesie: die eine hoch über dem Alltagsleben, in der die eigentlichen Dichtwerke ihre Bahnen vollführen, zu festen Gestalten zusammengeballt von der Künstlerhand der Poeten von Beruf; die andere, in der wir Alle athmen und leben; der irdischen Luft gleich, ist sie continuirlich um uns ausgebreitet und geht als poetische Empfindung in allen guten Stunden zu unserem Herzen ein und aus. In diese Sphäre der Poesie des täglichen Menschendaseins trifft das Wort Byrons, daß es gar viele Dichter gebe, die ihre Eingebung niemals aufgeschrieben, und vielleicht, fügt der große Widerspruchsgeist hinzu, sind das die besten! Nicht selten aber, zumal in unseren Tagen, die so viel Erleichterung auch dem literarischen Verkehr gebracht, gehen denn doch auch solche Dichtungen des stillen Herzens durch Schrift und Druck hindurch an den lauten Tag des Büchermarktes hervor, und jeder Leser, der sie nicht irrig in jene höhere Sphäre der Kunstwerke hinaufrücken zu müssen wähnt, wird seine rechte Freude an ihnen haben. Aus diesem Gesichtspunkte seien Reinhard Barles Märchen und Bilder zu Weihnachten und darüber hinaus unseren Freunden wohl empfohlen. Ein überaus zartes Gemüth spricht da, meist in der Form der Allegorie, die ja überhaupt die Seele unseres modernen Kunstmärchens ist, den anmuthigen Inhalt seines reinen und sicheren Gefühls höchst einfach aus. Ein Hauch der Wehmuth weht über die meisten dieser schlichten Erzählungen hin, doch läßt er zuletzt allemal den tröstlichen Niederschlag der Fassung, des Friedens und der Zuversicht zurück. Man wird an Richard Leanders liebenswürdige Träumereien erinnert, doch sind diese den Barleschen Bildchen an Bestimmtheit und Geschick in Anlage und Ausführung freilich entschieden überlegen; man möchte bei Leander mehr plastische Anschauung, bei Barle mehr nur musikalische Stimmung wahrnehmen, wie denn nicht zufällig die Musik selbst in diesen Märlein eine Hauptrolle spielt. Auch der Titel „aus goldner Zeit" bezeichnet nicht ganz mit treffender Klarheit das Wesen des kleinen Buches; dies beruht vielmehr in dem, was in jeder Zeit und trotz aller Zeit wahrhaft golden ist: eben die echte und innige Empfindung. Wenn unser Schriftchen sich der Literatur des Rauhen Hauses angeschlossen hat, so muß erwähnt werden, daß es von dogmatischen Begriffen nicht die Spur an sich trägt, wie auch seine heiter elegante Ausstattung nicht im mindesten ascetische Herkunft verräth. a./D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 23. December 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 29676



Digitized by Google

Digitized by Google